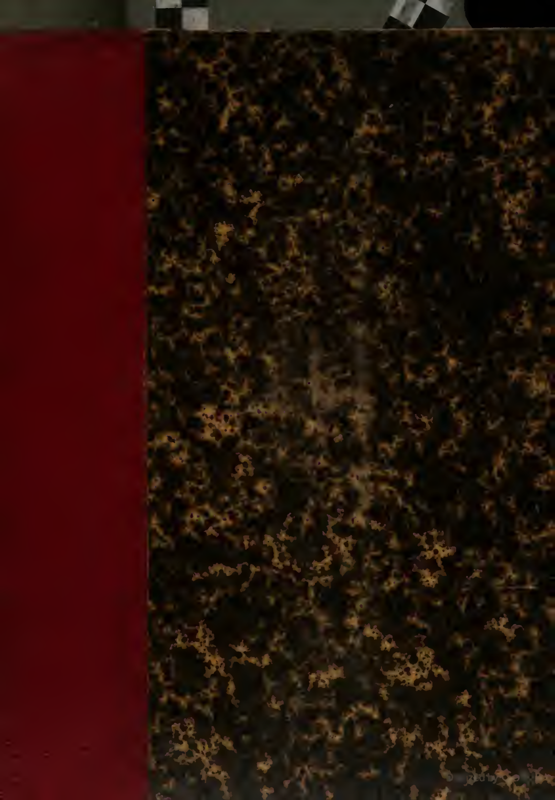
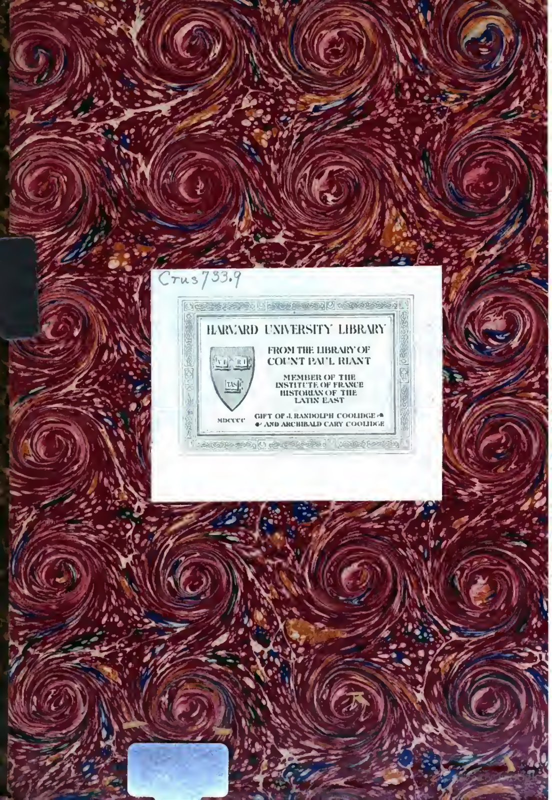




Crus 733.9
HARVARD UNIVERSITY LIBRARY
VE RI TAS
FROM THE LIBRARY OF
COUNT PAUL RIANT
MEMBER OF THE
INSTITUTE OF FRANCE
HISTORIAN OF THE
LATIN EAST
MDCCCC
GIFT OF J. RANDOLPH COOLIDGE
AND ARCHIBALD CARY COOLIDGE





Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Neunzehnter Jahrgang.

1878.

Nr. 1 bis 52.

Berlin, 1878.

Carl Heymann's Verlag.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Mittheilungen 2c. den Johanniter-Orden betreffend.

II. Aufsätze und Mittheilungen verschiedenen Inhalts.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 35 Pf.

Wochenblatt

der





Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 13 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 2. Januar 1878. **Nr. 1.**

„Die Liebe hört nimmer auf!"

1. Corinther 13. 8.

Dies Wort der Schrift rufen wir allen Gliedern des Johanniter-Ordens zum neuen Jahre zu!

Möge es in ihren Herzen tiefe und feste Wurzeln fassen, damit die Aufgaben welche mit dem weißen, achtspitzigen Kreuze verknüpft sind, je länger je mehr erkannt und erfüllt werden! —

Nicht Eitelkeit erfand vor vielen hundert Jahren bei der Stiftung des Ordens im heiligen Lande dies Abzeichen, als die begeisterten Schaaren der Kreuzfahrer mit ihrem Blute die geheiligste Stätte der Christenheit wieder gewonnen hatten, sondern die Liebe zu den leidenden Brüdern, zu den Kranken, Armen, Schwachen und Verlassenen. — In der Hoffnung, daß diese Liebe wieder wach werde, ward der Orden aus langem Schlafe durch den frommen, unvergeßlichen König Friedrich Wilhelm IV. zu neuem Leben erweckt, und nur dann wird er in Zukunft lebensfähig sein, wenn seine Glieder dies allezeit erkennen und ihre Pflichten, die sie mit Anlegung des Johanniter-Kreuzes übernommen haben, ein jedes nach seinem Können und Vermögen treulich erfüllen.

Und wer mehr als der Edelmann, so er sich seines Vorzuges wahrhaft bewußt ist und in noch erhöhterem Grade der Johanniter, der freiwillig sich dazu bekannt, hat die Pflicht, in unsern Tagen, wo die Selbstsucht und der Materialismus in früher so allgemein nie gekannter Weise ihr Haupt erheben und bestrebt sind, sich Alle dienstbar zu machen, auch andererseits die Noth und das Elend so massenhaft am Wege stehen und um Erbarmen flehen, die Fahne christlich-idealer Bestrebungen jederzeit hoch zu halten?

Deshalb darf sich bloße Eitelkeit nicht mit diesem Ordenszeichen schmücken, das dadurch lediglich zu einer äußeren Decoration herabgewürdigt werden würde, sondern es soll dem Inhaber und Träger desselben eine stete Mahnung sein, überall voranzustehen, wo es gilt in Hingebung und Treue zu dienen dem himmlischen wie dem irdischen Könige und Barmherzigkeit zu üben an den Mühseligen und Beladenen!

Nur allein in diesem Geiste wird die altehrwürdige Institution des Johanniter-Ordens in Segen auf künftige Geschlechter vererbt werden können; und wie in den nun verflossenen fünfundzwanzig Jahren seit seiner Wiedererweckung der Orden gewachsen ist und zugenommen hat, so wird auf ihn und seinen Gliedern der Segen Gottes auch ferner ruhen, wenn sie das Wort in sich aufnehmen und alle Zeit zur Wahrheit werden lassen:

„Die Liebe hört nimmer auf!"

Das Kloster Drübeck.

Das tausendjährige Jubiläum dieses Stiftes hat den gräflich-stolbergischen Archivar Dr. Ed. Jacobs veranlaßt, einen Ueberblick über die Geschichte desselben zu geben, welche Arbeit auch in weiteren Kreisen Aufmerksamkeit verdienen dürfte, da das Kloster einst als Königsstift mit Quedlinburg und Gandersheim auf gleicher Stufe stand, sich innerhalb desselben, namentlich im zwölften Jahrhundert ein energisches geistliches Leben entfaltete und das nur durch die Ungunst der Umstände fast ganz der Vergessenheit anheim fiel.

Gerade Frauen und Jungfrauen aus den edelsten Geschlechtern trieb zur Zeit der späteren Karolinger die Glut frommer Begeisterung zur willigen Hingabe an den Heiland, welche man vorzugsweise durch ein Leben in der Einöde, in Klöstern, oder in Stiftung und Ausstattung der letzteren glaubte bethätigen zu müssen.

Gleiche Motive bewogen auch die Gräfin Adelbrin, aus einem nördlich und südlich im Harz angesessenen Grafengeschlechte, den Schleier zu nehmen, oder wie es bezeichnend in der Sprache der damaligen Zeit heißt: „sich zu Gott zu bekehren" und im letzten Viertel des neunten Jahrhunderts den Grund zu dem Jungfrauenkloster zu Drubiki oder Drübeck an den Abhängen des Brockengebirges zu legen. Sie selber trat als Aebtissin an die Spitze der neuen Stiftung. Laut der

ältesten Urkunde des Klosters vermehrten Adelbrins Brüder, die Grafen Theti und Wikker, die Mitgift der neuen Stiftung durch Einverleibung des Klosters Horinburg (wahrscheinlich Hornburg bei Eisleben) nebst Zubehör im nördlichen Thüringen. Zum völligen Abschluß und zur gesicherten rechtlichen Stellung gelangte die fromme Gründung der Adelbrin nach den Zuständen und Anschauungen jener Zeit erst dadurch, daß ihre Brüder dieselbe dem König des Ostfrankenreichs, Ludwig III., dem Jüngern, Sohn Ludwig des Deutschen, feierlich übereigneten; denn nur durch einen königlichen Brief galten Besitzungen und Einrichtungen für gesetzlich sicher. Ueber die Vermehrung des Besitzes, über das Geschlecht der Stifter Drübecks und ihr Verhältniß zum Kloster erfahren wir aus den spärlich erhaltenen Urkunden äußerst wenig, nur so viel erscheint sicher, daß eine Erwerbung der Erbvogtei des Klosters im Geschlecht Wikkers stattfand. Sehen wir doch das erste urkundlich zu verfolgende Glied des alten Geschlechts der Grafen v. Wernigerode um 1112, Albrecht I. in Besitz dieser Vogtei, die sich dann von ihm von Generation zu Generation bis zum Erlöschen des Wernigeroder Mannesstammes im Jahre 1429 forterbt, seitdem aber auf dessen Rechtsnachfolger, die Grafen zu Stolberg, übergeht, die sich seit 1689 im freien Vollbesitz des Klosters befinden. Dieser tausendjährige, wenn auch nicht überall durch urkundliche Zeugnisse unmittelbar zu erweisende Rechtszusammenhang — ist doch die Verbindung der Wernigeroder Grafen mit dem Geschlechte Wikkers nur wahrscheinlich aber nicht diplomatisch zu erweisen — verdient gewiß als eine nicht gewöhnliche Erscheinung hervorgehoben zu werden. Zu Anfang stand die neue Stiftung mit dem benachbarten Quedlinburg und Gandersheim auf gleicher Stufe, wie das aus der uralten Bestimmung über die Aebtissin erhellt, daß sie keines niedrigeren Standes als die jener beiden Stifte sein durfte. Noch im Jahr 1021 nennt Kaiser Heinrich der Heilige Drübeck sein vornehmes Kloster und kurze Zeit darnach im Sommer 1025 traf hier die Aebtissin Adelheid, Schwester Otto III., mit der Königstochter Beatrice zusammen, um sie von da nach Quedlinburg zu führen. Allmählig aber nahm der vornehme Charakter der Stiftung ab und der Diöcesan des Stifts Bischof Burchard I. von Halberstadt wußte es im Jahre 1058 durchzusetzen, daß die Abtei Drübeck nebst Zubehör aus der bisherigen Schutz- und Schirmherrschaft der deutschen Könige in die der Bischöfe von Halberstadt überging. Nächst dem verhältnißmäßig geringen Landbesitz mochte auch bei dieser Veränderung der Umstand mitwirken, daß die deutsche Königsfamilie sich fortan weniger im Harze aufhielt, der über ein Jahrhundert lang gleichsam der Mittelpunkt des Reichs gewesen war.

Zunächst brachte diese Veränderung der Oberherrschaft weiter keine Umgestaltung der Zustände des Klosters hervor, dagegen geschah dieses ein halbes Jahrhundert später durch Bischof Reinhard, der zwischen 1108 u. 1110 unter Zustimmung seines Metropolitans, des Erzbischofs von Mainz und des Domcapitels, eine Reform der Benedictiner Stammklöster seiner Diöcese ins Werk setzte, wonach die Insassinnen hinfort sich in die engeren Schranken der klösterlichen Benedictinerregel fügen sollten, während sie bisher mehr als freiweltliche Kanoniker gelebt hatten. In Drübeck waren seine Bemühungen mit dem segensreichsten Erfolge gekrönt. So wenig man auch sonst aus dieser grauen Vorzeit des Stifts weiß, so ist es doch genügend bezeugt, daß es seit dem Beginn des 12. Jahrhunderts weithin in deutschen Landen als eine Leuchte christlichen Lebens galt, so daß Töchter der edelsten Geschlechter von nah und fern ihm zur Pflege anvertraut wurden, und daß gerade die frömmsten mit besonderer Liebe an ihm hingen und darin verweilten, wie das die rührende Geschichte der Richiza, Tochter des vollfreien Oudalrich v. Elsendorf in Baiern bekundet. Unter den vom Autor ferner angeführten Beispielen, nennen wir hier nur Adelheid, die Schwester Ludwig II. von Thüringen, zuletzt Aebtissin zu Eisenach, die hier ihre geistige Ausbildung fand, bis ihr Bruder sie zwischen 1138 u. 1141 von der Aebtissin zurück erbat, um sie zu Bonrode in Thüringen unterzubringen.

Das schönste Zeugniß aber für den ausgezeichneten Ruf, dessen sich die reformirte Stiftung weithin erfreute, ist wohl die Aufgabe, welche denselben auf die Empfehlung des heiligen Bernhard v. Clairvaux und anderer gleichgesinnter Männer zu Theil wurde. Als nämlich im Jahr 1147 Bischof Udo v. Zeitz, anknüpfend an das Werk seines Vorgängers Dietrich, zur sittlichen Hebung des noch gar zu rohen und ungebildeten Volkes, an seinem Bischofssitze das St. Stephanskloster als eine Pflanzstätte christlicher Bildung für Jungfrauen stiftete, erbat er sich hierzu aus Drübeck Klosterjungfrauen. In Folge dessen entsandte die damalige Aebtissin Juditha, die Tochter Graf Poppo's v. Blankenburg, eine Abtheilung ihrer Klosterschwestern unter dem Geleite des Propstes Heinrich nach Zeitz, wo sie der Bischof mit der gesammten Stiftsgeistlichkeit feierlich empfing. So war es gleichsam einer Colonie des Harzklosters beschieden, hier an den Marken des christlich-deutschen Landes gegen das kaum gewonnene Wendenland an der Lösung einer großen Culturaufgabe mitzuwirken. Dieses geistige Leben erhielt sich unter den Nachfolgerinnen der Juditha, Gräfin Luthradis v. Honstein und der Adelheid (1231 u. 1256) auf gleicher Höhe, wie aus dem Lobe, welches die Bischöfe Konrad und Friedrich 1201 und 1231 den Nonnen spendeten, hervorgeht. Der Erstere fühlte sich gedrungen, an den Schwestern, die innerhalb des Klosters das Werk der Maria, die zu Jesu Füßen saß, übten, den Martha-Dienst zu verrichten, indem er ihnen mannigfache materielle Förderung zu Theil werden ließ, während der Letztere von ihnen in parabolischer Weise sagt, daß

ihre Lampen unauslöschlich angefüllt seien, mit dem Oel der Eintracht und entzündet von dem Feuer der heiligen göttlichen Liebe.

Leider können wir Aehnliches aus dem späteren Mittelalter von unserem Kloster nicht berichten, vielmehr ergiebt eine sorgfältige Prüfung, daß auch Drübeck keine Ausnahme von der allgemeinen Erscheinung des Erstarrens, Hinsiechens und Entartens der ursprünglich so segensreichen Einrichtungen des Mönchsthums machte. Auch hier bewegte sich das Leben in den engen Schranken römischen Kirchenthums.

Besonders in den Verbindungen und Brüderschaftsbriefen sprachen sich die Bekenntnisse und Glaubensanschauungen der Schwestern aus. Suchte man doch seit der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts durch solche geistlichen Genossenschaften einen Schatz guter Werke, gegenseitiger Fürbitten und Seelengedächtnisse aufzuhäufen, um sich auf diese Weise der ewigen Seeligkeit zu versichern. Zwar treten auch jetzt die Almosen in den Vordergrund, allein es ist damit wie mit den guten Werken der Pharisäer beschaffen, es ist Alles äußerlich und geht nicht aus der demüthigen Gesinnung hervor, die allein solchen Gaben Werth vor Gott zu verleihen vermag. Der Verfasser versteht es in wenigen Zügen uns ein reiches Bild des damaligen Klosterlebens zu entrollen. An der Beschreibung des Tagewerks der frommen Schwestern — das in Anfertigung kostbarer Stickereien für Kirchenparamente bestand — des Chor-Gottesdienstes, — der sehr feierlich mit Gesang, Gebet und Ceremonien geschah, — ihrer feierlichen Umgänge und Processionen schließt sich eine möglichst genaue Statistik der damaligen Besitz- und Personalverhältnisse des Stiftes. Seit dem 14. Jahrhundert war es den Aebtissinnen gelungen ihren Hauptgrundbesitz innerhalb des alten Harzgaus abzurunden, der neben dem Dorfe Drübeck aus verschiedenen Klosterhöfen, und Holzungen, sowie in alten Erbzinsen, Lehnsrechten, Patronaten und andern Gerechtsamen bestand. An der Spitze dieses kleinen Gemeinwesens waltete die Aebtissin, der ein Propst als Procurator zur Seite stand. Ihnen ordneten sich die Dignitarien der Priorin, Kellnerin, Küsterin, Unterküsterin, Kämmerin und Sangmeisterin unter, denen sich noch für geistige und leibliche Pflege im Kloster eine Reihe männlicher Kräfte zugesellten. Außer den Priestern, Caplänen und Chorschülern kommen schon im 12. Jahrhundert ein Custos und ein Vorsteher des Hospitals vor. Die Oberlehnsherrschaft ging zu Ende dieser Periode trotz des Widerspruches der Halberstädter Bischöfe an die Kurfürsten von Brandenburg als die Oberlehnsherren der Grafschaft Wernigerode über. Von weit unmittelbarer Bedeutung für das Stift aber gestaltete sich die aus der ursprünglichen Schirmvogtei allmählig erwachsene Erb- und Landesherrschaft des Geschlechts der Stifter und deren Erben. Hatten noch bis ans Ende des 13. Jahrhunderts Aebtissin und Convent Drübeck als ihr Dorf, ihre Bauern betrachtet, so reden schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts die Grafen von Wernigerode davon als dem ihrigen und der Convent erkennt sich ihnen, als in deren Herrschaft das Kloster gelegen ist, als dienstpflichtig und unterthan. Dieses veränderte Verhältniß ersieht man auch aus dem Wechsel in der Zusammensetzung von Haupt und Gliedern. Während bis in's 13. Jahrh. nur Sprossen hochadliger Geschlechter: des Willerschen Stammes, der Grafen von Blankenburg und Honstein als Aebtissinnen, und Töchter von Großen und Edlen als Conventualinnen, vorkommen, werden schon im 13. Jahrh. Bürgertöchter aus der Nähe in der alten Stiftung untergebracht, und selbst die Aebtissinnen gehören nicht mehr grundsätzlich dem Adel an. Neben den Damen aus den edlen Geschlechtern, wie der v. Dike, v. Plesse, v. d. Gowische, v. Rössing und v. d. Asseburg sind eine Jutte Orsleves, Adelheid Muntmester, Gesekokes und andere mit dieser Würde bekleidet.

Obgleich nun in Drübeck wie anders wo zu Anfang des 15. Jahrh. eine Art von Reformation stattgefunden haben soll, so muß dieselbe im Wesentlichen äußerlicher Natur gewesen sein, denn das geistige Leben des Stiftes stand auf keiner besonderen Höhe als der Sturm des Bauernkrieges im Mai 1525 auch über Drübeck losbrach. Damals flüchtete die Aebtissin Katharina, Gräfin zu Stolberg auf ihrem Zelter nach Wernigerode, wo sie mit einem Theil des Convents bis zur Wiederaufrichtung der Stiftung verblieb. Als diese anderthalb Jahre später erfolgte, wurde nicht allein das geistlich-religiöse Wesen des Klosters, in dem gleich wie in der Grafschaft Wernigerode die Reformation eingeführt ward, auf anderen Grundlagen basirt, sondern auch dessen rechtliche Stellung durchaus verändert. An die Stelle der Oberhoheit der Bischöfe, die in ihrer doppelten Eigenschaft das Amt des Oberhirten mit der des weltlichen Machthabers vereinigt hatten, trat allerdings erst nach vielen Conflicten und Einsprachen nun die der Grafen als Landesherren. Andrerseits war und blieb aber doch das Kloster als juristische Person der eigentliche Eigenthumsherr seiner Besitzungen und einer Summe von Rechten und Ansprüchen, wie sie überkommen waren und unter den veränderten Verhältnissen sich behaupten ließen. Noch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. hatten Domina und Convent Urkunden und Briefe, Paramente und Kleinodien als ihnen zukommend in Anspruch genommen und nur freiwillig und den Verhältnissen Rechnung tragend, 1614 dem Grafen Heinrich die neuenjährige Verwaltung der Gräfin Adriana bewilligt, da die letztere, eine geborene Gräfin Mansfeld, dem Kloster bedeutende Vorschüsse von ihrer väterlichen Mitgift gemacht hatte. In einem anderen Falle aber wandten sie sich dem Grafen Wolf Georg gegenüber an den Oberlehnsherrn und Kurfürsten von Brandenburg, und es ward ihnen demzufolge das Kloster 1624 wieder ausgeantwortet. Es ist klar, daß solche zweifelhaften Rechtszustände, wo das Kloster einerseits eines mächtigen Schutzes bedurfte und

doch andrerseits eine gewisse staatliche Selbstständigkeit beanspruchte, und daher zwischen dem Grafen zu Stolberg als Landesherrn, dem Kurfürsten von Brandenburg als Oberlehnsherren und dem Halberstädter-Domcapitel, als Rechtsnachfolger der dortigen Bischöfe, hin und her lavirte, auf die Dauer nicht bestehen konnten, ohne über kurz oder lang zu einer gründlichen Regelung nach der einen oder anderen Seite zu führen. Nachdem das Kloster unter den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges heftig gelitten und auch von katholischer Seite verschiedene Versuche zur Occupation desselben gemacht worden waren, trat endlich unter der Regierung des großen Kurfürsten von Brandenburg eine dauernde Wendung zum Bessern ein. Nach mancherlei Wirren und unerquicklichen Verhandlungen, einer vorübergehenden gewaltsamen Besitzergreifung zu geschweigen, erließ dieser Fürst am 1. August 1687 eine Concession, wonach den Grafen zu Stolberg die Klöster Wasserleer und Drübeck unter der Bedingung überantwortet wurden, daß sie jährlich fünf Personen zu Drübeck, jedweder 50 Thaler zum Deputat auszahlen lassen sollten, die übrigen Einkünfte aber zu ihrem Nutzen behalten und anwenden möchten. Der Verfasser nennt diese Urkunde mit Recht den zweiten Stiftungsbrief des Klosters, der unter den gänzlich umgewandelten-kirchlichreligiösen Machtverhältnissen der uralten Stiftung jene höchste rechtliche Weihe und Sicherheit verlieh, wie einst vor tausend Jahren die Uebereignung und Bestätigung fränkischer und römisch-deutscher Kaiser.

(Schluß folgt.)

Deutsche Adelssagen.

41. Die Sagen der Grafen von Lohra und Klettenberg.

Der alte Stammsitz der Grafen von Lohra, das zerstörte Schloß an der Porta Eichsfeldica, ist von Geschichte und Sage gleich gefeiert. Hier predigte Bonifazius einst den Thüringern; hier saßen edle und fromme Grafen, erst die von Lohra und dann die Klettenberger. In grauer Vorzeit befand sich hier ein Heiligthum einer freilich sehr dunklen Sorbengöttin Loro, der Schützerin des Ehebundes und der Rächerin ehelicher Untreue. Der große Apostel der Deutschen zerstörte das Bild und errichtete hier eine Kapelle. Nicht ferne davon, zu Elende, entstand bald darauf eine berühmte Wallfahrt, die Kirche „St. Maria zur Rosen" genannt. In furchtbarer Wintersturmnacht half Maria, die Himmelskönigin, in strahlender Schöne einem armen Fuhrmann, sein Gespann weiter zu bringen. Er wollte der unbekannten Helferin einen Trunk Weines reichen, hatte aber keinen Becher; da formte Maria ein Gefäß aus Rosen, übergab es ihm und war dann verschwunden. Tausende erhielten der Sage nach an der heiligen Stätte ihre Gesundheit wieder. Die alte Göttin Lora, eine zweite Frau Venus, lebt aber, wie das Volk glaubt, noch heut in des Berges Tiefe, wohin sie das Kreuz der Mönche gebannt hat; von ihren Schätzen hat sie früher gern armen, treu sich liebenden Brautpaaren mitgetheilt, während die Ungetreuen und Habgierigen schwere Rache traf. Auf einem nahen Waldberge gab's einen Quell, aus dem unglücklich Liebende, denen der Tod Braut oder Bräutigam entrissen hatte, sich Vergessenheit und Ruhe im kühlenden Tranke schöpften. In tiefer Waldeinsamkeit steht heute noch am Wege ein Kreuz, die steinerne Jungfrau genannt; man behauptet, daß dort einst das Burgfräulein von Lora, welches den Armen und Elenden Lebensmittel zutrug, von Räubern erschlagen worden sei. Alle diese Sagen bezeugen, daß wir auf einem, ehemals einer deutschen oder slavischen Liebesgöttin geweihten Platze stehen. Thüringen scheint, wie auch die hier lokalisirte Tannhäusersage bezeugt, der klassische Boden dieses Liebesdienstes gewesen zu sein.

Unter den Grafen von Lora zeichnet die Sage den letzten und seine Tochter besonders aus. Von Graf Heinrich heißt es, er sei ein unbändiger, wilder Ritter gewesen, der endlich zum Todeskampfe gegen die verhaßten Bürger von Mühlhausen ausgezogen sei. Seine einzige Tochter, Gräfin Adelheid, ein ebenso schönes wie thatkräftiges Mädchen, beschwor ihren Verlobten, einen Ritter von Straußberg, ihren, trotz aller seiner Unthaten zärtlich von ihr geliebten Vater in dem heißen Kampfe zu schützen. Der Ritter gelobte es. Im Helbethale kam es zur Schlacht mit den Städtern; — der Graf von Lohra fiel mit allen seinen Gefolgsleuten, nur allein der Straußberger entkam und brachte die Trauerkunde nach Schloß Lora. Man meint auch, daß jenes Kreuz im Walde, von welchem wir vorher gesprochen, die Wahlstätte bezeichne. An ihm, das sie dem Vater zum Denkmal gesetzt, trauerte jetzt die Gräfin, bitteren Groll im Herzen gegen den feigen Liebhaber, der den Vater verlassen und den sie nun verschmäht hatte. Bald meldeten sich andere Freier auf Burg Lora. Verächtlich antwortete ihnen die Gräfin auf ihr Liebeswerben: „Nur den erkiese ich mir zum Gatten, der sein Roß dreimal auf der Ringmauer um's Schloß leitet!" Nachdem der Ritter viele, von der steilen Höhe herabgleitend, im Abgrunde zerschellt waren, gelang es einem Grafen von Klettenberg, den schwierigen Ritt zu vollbringen und damit die Hand der reichen Erbin zu gewinnen. Später aber erfaßte innige Reue das Herz der Gräfin, daß ihr Eigensinn so vielen Edlen das Leben gekostet hatte, und sie gründete zum Heil ihrer Seele das nachmals so hochberühmte Kloster Walkenried.

Wir haben also hier in Thüringen eine genaue Parallele zur Kynastsage. Historische Begründung fehlt natürlich beiden Ueberlieferungen; die altdeutsche Idee des „Probestückes" aber liegt beiden zu Grunde. Wie der nicht den Ehrennamen „Schütz" verdient, der den Apfel nicht treffen kann auf des Kindes Haupt, so darf der nicht Herr sein, der das Roß nicht mit fester Hand auf dem schwindelnden Pfade um das zukünftige Eigen-

thum zu lenken versteht. Der altgermanische Brauch des Umreitens ist aus dem ebenen Felde in die Höhe des Gebirgslandes versetzt.

Kloster Walkenried, die fromme Stiftung der Gräfin Adelheid von Lohra, hat eine Fülle von Sagen, welche seinen heut noch stehenden, wunderschönen gothischen Chor umranken. Hier nur eine, die sich vielleicht auf einen Wohlthäter aus dem gräflich Klettenbergischen Geschlecht bezieht. In dunkler Nacht hielt vor dem Klosterthore einst ein Wagen, bei welchem kein Fuhrmann zu finden war. Die Mönche erzählten späterhin, ein Engel habe ihnen wunderbare Hilfe gebracht, denn auf dem Wagen soll sich lauteres Gold gefunden haben; Andere aber wollten es gesehen haben, daß ein Graf von Klettenberg oder ein reicher Bürger von Goslar den Wagen geführt habe. Die reiche Gabe aber setzte die Mönche in den Stand, ein ungleich schöneres Kloster als ihre erste Niederlassung gewesen war, zu erbauen.

Der Merkwürdigkeiten zeigt man heute noch viele zu Walkenried; — dort sucht man das Grab der Stifterin, der Gräfin Adelheid, — dort soll einst das schreckliche, an der inneren Seite mit Stacheln versehene Halsband gehangen haben, mit welchem unter der Regierung des Abtes Johann VII. ein Ritter von Mitschefal den frommen Förster des Klosters, einen Conversbruder, hatte zu Tode quälen wollen. Ein Schmied öffnete das furchtbare Marterinstrument, aber der Mönch starb dabei. Dort zeigt man den Fleck, auf welchem die entarteten Klosterbrüder einst den Grafen von Hohenstein, welcher ihnen zum Abte vorgeschlagen war, überfielen und erwürgten; — aus jener höher gelegenen Falle sollte einst der Abt Lothar von ihnen in die Tiefe gestürzt werden. Ueberall aber in den Ruinen sucht der Volksglaube das rothe Gold der üppigen Klosterherren, die hier einst gehaust haben.

In der Klosterruine von Walkenried ist auch Graf Ernst von Klettenberg begraben, von welchem die Sage ausführlicher berichtet. Er lebte zur Zeit des großen Bauernkrieges, war ein mannhafter Herr und Ritter, liebte aber den Becher gleich vielen seiner Zeitgenossen im Uebermaß. So hatte er einst zu Ellrich oder auf einer nahen Burg im Trinkturnei eine goldene Kette gewonnen. Er schlang sie sich um den Hals, ließ von den Knappen sich zu Rosse heben und ritt die Stadt hindurch, bis vor St. Nikolaus' nun eingestürztes Gotteshaus. In frevelhaftem Uebermuth spornte er sein Roß das Kirchenportal hindurch; — es trug ihn bis vor den Altar, um welchen, da es gerade die Vesperstunde geschlagen hatte, eine andächtige Menge versammelt war. Die Kirchengänger schrieen auf, der Graf aber sank vom Rosse. Dem Thiere waren die vier Hufeisen abgefallen. Zum ewigen Gedächtniß aber mauerte man dieselben bei der Kirchthüre ein.

Zur Beleuchtung dieser Sage sei angeführt, daß das Hufeisen das Zeichen Wuotans ist und daß dasselbe seine glückverheißende Bedeutung noch lange Zeit, ja bis auf den heutigen Tag in der christlichen Bevölkerung Deutschlands bewahrt hat. Der Fels ist geheiligt, auf welchem des Gottes geweihtes Zeichen, die Roßtrappe, erscheint. Gern ließen die Bekehrer des Sachsenvolkes, bei welchem der Kultus Wuotans am verbreitetsten gewesen zu sein scheint, es zu, daß ihre Beichtkinder auch ferner dieses Symbols sich bedienten und dasselbe auf die Thorschwelle oder selbst an die Thür des neuerbauten Kirchleins nagelten. Fanden sie doch eine christlich-symbolische Deutung des Hufeisens bald heraus! Wuotan ist ein Geist, der Gott der Luft; — wo sein Zeichen erschien, da sollte der heilige Geist wohnen. Und bildete nicht auch das Hufeisen jenes griechische Omega Ω ab, welches der Heiland nebst dem Alpha als Zeichen seiner Ewigkeit sich beigelegt hatte? Solche Bedeutung hatten auch jene vier Hufeisen an der St. Nikolauskirche zu Ellrich und in der Sage vom Grafen Ernst haben wir nur ein Erzeugniß der freien Phantasie des Volksgeistes vor uns. Auch heute noch bewahrt der Wanderer ein zufällig gefundenes Hufeisen als ein glückverheißendes Zeichen auf und denkt gar wenig daran, daß er mit diesem Aberglauben in die ältesten Zeiten deutschen Heldenthums sich zurückbegiebt.

Die Cretinen-Anstalt zu Ecksberg in Baiern.*)

Wenn man in der besseren Jahreszeit von Mühldorf auf die Straße nach Kraiburg dahinwandelt, oder per Bahn durch die Hochebene diesseits des Innflusses entlang fährt, da wird der Blick nicht nur durch reichen Erntesegen dieser weit ausgebreiteten Feldflächen, gegen Süden durch die Ansicht vieler, schön und reizend gelegener Ortschaften, reicher Waldungen und im Hintergrunde durch das riesige, in malerischen Schattirungen gelagerte Hochgebirge entzückt, sondern, sobald man Altmühldorf vorbei passirt ist, durch eine schöne Kirche und großartige Gebäude in Anspruch genommen, und unwillkürlich fragt der Wanderer, was dieser weit ausgedehnte Bau in offener Feldflur zu bedeuten habe.

Ecksberg, die Cretinen-Anstalt**) ist es, welches die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Diese Anstalt dankt ihr Entstehen einem schlichten Manne, einem einfachen, armen katholischen Priester, dem nunmehrigen Vorstande derselben Joseph Probst, früher Geistlicher in Oberdarching.

Während seiner seelsorglichen Wirksamkeit daselbst hatte er oft Gelegenheit Menschen verschiedenen Alters

*) Nach einem Aufsatze über diese Anstalt in Nr. 12 „Briefe und Bilder aus Alsterdorf."

**) Cretinen heißt man dieselben Unglücklichen, die in Norddeutschland Idioten, Schwach- und Blödsinnige genannt werden. Obgleich nun jener Name genau genommen, nur eine besondere Art derselben bezeichnet, diejenigen nämlich, die noch mit einer eigenen körperlichen Mißgestaltung, nicht selten mit dem Kropf behaftet sind. Eigentliche Cretinen finden sich vorzugsweise in Gebirgsgegenden, doch kommen sie mitunter auch in der Ebene vor. In dem Namen der Ecksberger Anstalt ist aber das Wort Cretin in der erwähnten allgemeinen Bedeutung genommen.

und Geschlechts kennen zu lernen, welche von Natur aus stiefmütterlich behandelt, schwachsinnig, blöde, blind, taub, stumm, verkrüppelt, ihrer Umgebung zur Last fielen, oder andern, minder gut gesinnten unduldsamen Seelen Gegenstand des Hohnes und Spottes, ja oft der bittersten Mißhandlung, unserm frommen Priester und Menschenfreunde aber Gegenstand des größten Mitleids waren.

Ergriffen von inniger Theilnahme für solche unglücklichen Geschöpfe, deren Geist schwach und umnachtet, ihnen — wenn überhaupt nur ein elendes Fortkommen in der Welt und oft noch viel schlimmere Dinge in Aussicht stellte, lebte in ihm der Gedanke auf, diesen Unglücklichen zu Hilfe zu kommen und ein Asyl zu gründen, wo für sie lebenslänglich versorgt und wo möglich ihrer Geistesschwäche aufgeholfen und an ihrer körperlichen und geistigen Ausbildung gearbeitet werden könne.

Durchdrungen und erglüht von diesem Gedanken, ruhte Probst nicht mehr, bis er die Möglichkeit zur Ausführung seines Vorhabens gefunden hatte. Er gab sein geistliches Amt in Oberdarching auf; mit 19 Gulden die er von einer Verwandten erhalten hatte, welche aber durch die Uebersiedlung aufgezehrt wurden, verließ er diesen Ort und kam mit einem Gulden in der Tasche — was er am 17. October d. J. bei der 25jährigen Jubelfeier der Ecksberger Anstalt selbst erzählte — in Ecksberg an, wo ein altes, dem Verfalle nahes Beneficiatenhaus stand.

Es gelang ihm, dasselbe ohne Anzahlung käuflich zu erwerben. Gott erweckte Herzen, die ihm mit Geldmitteln, Rath und That an die Hand gingen, und da auch von Seiten der weltlichen wie geistlichen Behörden die Wichtigkeit und der Nutzen einer solchen Anstalt erkannt wurde, so ward seinem Unternehmen auch von diesen nicht nur Aufmerksamkeit und Billigung, sondern auch materielle Unterstützung zugewendet.

Nachdem am 22. Juli 1852 in Mühldorf ein Verein zur Gründung und Erhaltung einer Cretinen-Anstalt von Probst ins Leben gerufen worden war, erhielt er am 7. September desselben Jahres die landesherrliche Genehmigung zu seinem Vorhaben und konnte am 17. October 1852 die Anstalt mit 9 Zöglingen eröffnen.

Das erste bedeutende Geschenk von 5000 Gulden wurde Probst durch den damaligen Erzbischof Grafen Reisach zu Theil, denen großartige Gaben von Privaten, aus Kreisfonds, Kirchensammlungen und aus dem Hilfsvereine, der zur Zeit über 6000 Mitglieder zählt, folgten, so daß nach und nach eine ansehnliche Zahl von Pfleglingen aufgenommen werden konnte, deren am 17. October v. J. 185 in der Anstalt vorhanden waren.

In den 25 Jahren des Bestehens der Ecksberger Anstalt haben 21 Zöglinge als geheilt aus derselben entlassen werden können. Mehrere sind geheilt und zu verschiedenen Zwecken und Arbeiten in derselben und in der großartigen Oeconomie gut brauchbar verwendet worden.

Der verdiente Gründer und noch gegenwärtig Vorsteher der Anstalt ward im Jahre 1858 Pfarrer in Altmühldorf, nahe bei Ecksberg und am 25jährigen Jubelfeste der Gründung dieser Anstalt von Sr. Majestät dem Könige von Baiern zum geistlichen Rath ernannt.

Möge ihm vergönnt sein, noch lange sein so segensreiches Werk weiter zu führen und sein Beispiel auch anderwärts, namentlich in den vorherrschend katholischen Theilen unseres Vaterlandes, wo solche Anstalten fast noch ganz fehlen, Nachahmung finden.

Hotel für Arbeiterinnen in Newyork.

Das von dem verstorbenen Mr. Alexander Stewart gegründete „Hotel für Arbeiterinnen" in Newyork ist nahezu fertig und wird in Kurzem eröffnet werden. Sein Bau und seine Ausmöblirung haben c. zwei Millionen Dollars gekostet.

Es befinden sich über 500 Privatzimmer in dem Hotel, darunter Doppelzimmer von 30 Fuß Länge und 16 Fuß Breite, welche zwei Frauen bewohnen können, und einzelne Zimmer von der Hälfte dieses Umfanges. In einer Anzahl von Empfangssälen können die Insassen ihre Freunde aufnehmen und bewirthen.

Die Bibliothek umfaßt bereits 2500 Bände. Außerdem wird sie reichlich mit Zeitungen und Zeitschriften versehen sein.

Der Haupt-Speisesaal wird Sitzraum für 600 Personen enthalten.

Das Haus hat den Zweck, Frauen, die ihren eigenen Lebensunterhalt verdienen, die besten Zimmer, die beste Möblirung, die beste Bedienung und Lebensweise zu dem bescheidenen Preise von 5 Dollars pro Woche zu liefern.

Das Hotel wird auch einen großen Restaurant umfassen, in welchem solchen Frauen, die nicht im Hotel logiren, Mahlzeiten zu möglichst billigen Preisen verabreicht werden sollen.

Mr. Stewart schätzte, daß das Hotel 1000 Arbeiterinnen gänzlich, und weitere 3000 bis 4000 nahezu unabhängig machen sollte. Die unter Leitung des renommirten französischen Koches Edwards stehende Küche wird im Stande sein, Mahlzeiten für 5000 Personen im besten Style zu kochen.

(Voss. Ztg.)

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63 — 65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Wochenblatt

der


Johanniter-Ordens-



Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 9. Januar 1878. **Nr. 2.**

Rudolph Heinrich Martin Franz von der Berswordt, Landrath a. D., auch Herzoglich Braunschweig-Oelsscher Kammerpräsident, Landesältester, auf Schwierse bei Oels, Rechtsritter seit 1872, † zu Schwierse 28. December 1877.

Auf dem am 18. v. Mts. zu Königsberg abgehaltenen Rittertage der Preußischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens, sind an Stelle der verstorbenen Mitglieder des Convents derselben: Generallieutenants Grafen von Dönhoff und General-Landschafts-Directors Grafen von Kanitz, die Rechtsritter:

Rittergutsbesitzer und Mitglied des Herrenhauses Alfred Freiherr von Tettau, auf Tolks bei Bartenstein und

Rittergutsbesitzer Gustav Freiherr von Albedyhll, auf Karnitten bei Liebemühl,

ersterer als Richter, letzterer als Beisitzer, gewählt worden.

Vermächtniß.

Der am 25. September 1877 zu Genf verstorbene Rechtsritter des Johanniter-Ordens: Königlich Dänische Kammerherr Magnus Christian Christoph Joachim von Buchwaldt hat den Johanniter-Orden letztwilligt mit 1000 Mark bedacht.

Statistisches den Johanniter-Orden betreffend.

Anknüpfend an die desfallsigen Mittheilungen in Nr. 2 dieses Blattes vom vorigen Jahre, theilen wir nachstehend die folgenden statistischen Daten mit:

Am 31. December 1877 betrug die Zahl der sämmtlichen Mitglieder des Johanniter-Ordens 2049, mithin gegen 1852 bei der Wiederaufrichtung desselben, wo nur 1280 Mitglieder vorhanden waren: 769, gegen 1876 mit 2032 Mitgliedern: 17 mehr.

Von 1853 bis ultimo 1876 sind 2037 Ehrenritter neu ernannt worden; dazu die 1877 durch die Allerhöchsten Cabinets-Ordres vom 21. Februar und 20. Juli neu ernannten 33 resp. 38 Ehrenritter, gibt zusammen 2108.

Aus der Zahl der Ehrenritter wurden von 1853 bis incl. 1876 durch Ritterschlag und Investitur zu der höheren Würde als Rechtsritter aufgenommen 735. Diese Zahl hat sich nicht vergrößert, weil im verflossenen Jahre eine Aufnahme zu Rechtsrittern nicht stattgefunden hat, sondern erst solche in diesem Jahre erfolgen dürfte.

Aus der Zahl der Rechtsritter wurden ernannt:

1) zu Commendatoren bis incl. 1876: 33; dazu der am 30. Januar 1877 ernannte Commendator, giebt 34;
2) 8 Ehren-Commendatoren;
3) 1 Ordens-Hauptmann;
4) 2 Ordens-Canzler;
5) 1 Ordens-Secretär;
6) 1 Ordens-Schatzmeister.

Die am Schlusse des Jahres 1877 vorhandenen 2049 Mitglieder des Ordens klassificiren sich wie folgt:

1 Herrenmeister (Se. Königliche Hoheit der Prinz Carl von Preußen),

15 Commendatoren (Graf zu Dohna-Schlobitten, Graf von Kraffow, Freiherr von Massenbach, Freiherr von Rigal-Grunland, regier. Graf Otto zu Stolberg-Wernigerode (auch Ordens-Canzler), Freiherr von Sell, Graf von Schlitz gen. von Görtz, Graf zu Solms-Baruth, Freiherr von Zedlitz-Neukirch, Graf von Taubenheim, von Holzbrinck, Graf zur Lippe-Biesterfeld, Prinz Hugo von Schönburg-Waldenburg, von Thielau-Rüffing und Graf von Bismarck-Bohlen (auch Ordens-Secretär),

6 Ehrencommendatoren (Ihre Königlichen Hoheiten der Prinz Friedrich Carl von Preußen, Prinz Friedrich der Niederlande, Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, Prinz Albrecht von Preußen, Freiherr von Manteuffel und Fürst von Bismarck),

(1) Ordens-Canzler (siehe oben),
(1) Ordens-Secretär (siehe oben),
1 Ordens-Schatzmeister (von Klützow),
497 Rechtsritter,
2 Ehrenmitglieder (Ihre Hoheiten die Herzöge von Sachsen-Altenburg und von Anhalt).
1527 Ehrenritter,
2049 Mitglieder, wie oben.

Die Zahl der im Laufe des Jahres 1877 von Gott aus dieser Welt abberufenen Ordensmitglieder, soweit dies bisher bekannt geworden ist, beträgt 46 (der Ordens-Hauptmann Graf von Wrangel, 16 Rechtsritter, Ihre Königliche Hoheit die Frau Prinzessin Carl von Preußen, Ehrenmitglied des Ordens und 28 Ehrenritter). 1876 waren 65 Todesfälle zu verzeichnen, mithin 1877: 19 weniger.

Außerdem ist 1 Ehrenritter aus dem Orden ausgeschieden.

Von den vorhandenen 2049 Mitgliedern sind beigetreten und zahlen ihre jährlichen Beiträge:

1) direct an die Balley:

Der Durchlauchtigste Herrenmeister, 1 Ehren-Commendator, 74 Rechtsritter und 390 Ehrenritter; zusammen 466 Mitglieder.

Am Schlusse des Jahres 1876 waren vorhanden 470 Mitglieder; dieselben haben sich demnach vermindert um 4.

2) der Preußischen Provinzial-Genossenschaft*):

1 Commendator, 50 Rechtsritter und 82 Ehrenritter; zusammen: 133 Mitglieder.

Am Schlusse des Jahres 1876 waren vorhanden 134 Mitglieder; dieselben haben sich demnach vermindert um 1.

3) der Brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft:

1 Commendator, 3 Ehrencommendatoren (einer davon ist auch gleichzeitig noch der Pommerschen Genossenschaft beigetreten), 89 Rechtsritter (darunter 1 Rechtsritter, der sich auch gleichzeitig noch der Genossenschaft im Königreich Sachsen angeschlossen hat) und 147 Ehrenritter; zusammen 240 Mitglieder.

Am Schlusse des Jahres 1876 waren vorhanden 243 Mitglieder; dieselben haben sich sonach vermindert um 3.

4) der Pommerschen Provinzial-Genossenschaft:

2 Commendatoren, 1 Ehren-Commendator, 41 Rechtsritter und 114 Ehrenritter; zusammen 158 Mitglieder.

Am Schlusse des Jahres 1876 waren vorhanden 156 Mitglieder; dieselben haben sich sonach vermehrt um 2.

*) Die nachfolgenden Zahlen der Mitglieder der Genossenschaften basiren sich lediglich auf die bei der Balley geführten Listen und machen deshalb auf eine absolute Richtigkeit keinen Anspruch. Die sich etwa herausstellenden Zahlendifferenzen dürften jedoch jedenfalls nur sehr klein sein.

5) der Posenschen Provinzial-Genossenschaft:

1 Commendator, 21 Rechtsritter und 37 Ehrenritter; zusammen 60 Mitglieder.

Am Schlusse des Jahres 1876 waren vorhanden 56 Mitglieder; dieselben haben sich sonach vermehrt um 4.

6) der Schlesischen Provinzial-Genossenschaft:

2 Commendatoren, 1 Ehren-Commendator, 85 Rechtsritter und 202 Ehrenritter; zusammen 289 Mitglieder.

Am Schlusse des Jahres 1876 waren vorhanden 282 Mitglieder; dieselben haben sich sonach vermehrt um 7.

7) der Sächsischen Provinzial-Genossenschaft:

2 Commendatoren, 47 Rechtsritter und 89 Ehrenritter; zusammen 138 Mitglieder.

Am Schlusse des Jahres 1876 waren vorhanden 129 Mitglieder; dieselben haben sich sonach vermehrt um 9.

8) der Hannoverschen Provinzial-Genossenschaft:

7 Rechtsritter und 37 Ehrenritter; zusammen 44 Mitglieder.

Am Schlusse des Jahres 1876 waren vorhanden 38 Mitglieder; dieselben haben sich sonach vermehrt um 6.

9) der Westphälischen Provinzial-Genossenschaft:

1 Commendator, 17 Rechtsritter und 40 Ehrenritter; zusammen 58 Mitglieder.

Am Schlusse des Jahres 1876 waren vorhanden 57 Mitglieder; dieselben haben sich sonach vermehrt um 1.

10) der Rheinischen Provinzial-Genossenschaft:

1 Commendator, 14 Rechtsritter und 39 Ehrenritter; zusammen 54 Mitglieder.

Am Schlusse des Jahres 1876 waren vorhanden 50 Mitglieder; dieselben haben sich sonach vermehrt um 4.

11) der Genossenschaft im Königreich Württemberg:

1 Commendator, 7 Rechtsritter und 44 Ehrenritter; zusammen 52 Mitglieder.

Am Schlusse des Jahres 1876 waren vorhanden 48 Mitglieder; die Zahl derselben hat sich demnach vermehrt um 4.

12) der Genossenschaft in den Großherzogthümern Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg Strelitz:

1 Commendator, 1 Ehren-Commendator, 19 Rechtsritter und 56 Ehrenritter; zusammen 77 Mitglieder.

Am Schlusse des Jahres 1876 waren vorhanden 72 Mitglieder; die Zahl derselben hat sich demnach vermehrt um 5.

13) der Genossenschaft im Großherzogthum Hessen:

1 Commendator, 9 Rechtsritter und 30 Ehrenritter; zusammen 40 Mitglieder.

Am Schlusse des Jahres 1876 waren vorhanden 36 Mitglieder; die Zahl derselben hat sich demnach vermehrt um 4.

14) der Genossenschaft im Königreich Sachsen:

1 Commendator, 16 Rechtsritter und 42 Ehrenritter; zusammen 59 Mitglieder.

Am Schlusse des Jahres 1876 waren vorhanden 58 Mitglieder; dieselben haben sich sonach vermehrt um 1.

Zieht man in Betracht, daß 1 Ehren-Commendator und 1 Rechtsritter gleichzeitig zwei verschiedenen Genossenschaften beigetreten, sowie unter Hinzurechnung der beiden Ehrenmitglieder, so ergiebt sich aus vorstehenden, unter 1 bis 14 mitgetheilten Zahlen, daß sich von den überhaupt vorhandenen 2049 Mitgliedern: 1868 an den Zwecken des Ordens betheiligt, während 181 Ehrenritter (ultimo 1876: 204), sämmtlich vor der Wiederaufrichtung der Ballay Brandenburg mit dem Orden beliehen, sich der Neugestaltung desselben nicht angeschlossen haben. Diese Zahl von 181 dürfte sich jedoch in Rücksicht darauf, daß die betreffenden Johanniter meist im Auslande wohnen und mit dem Orden in keiner Verbindung stehen, in Wirklichkeit, durch bereits erfolgten Tod, wesentlich verringern; man wird dieselben auf ca. 170 annehmen können.

Das Kloster Drübeck.

(Schluß.)

Sobald den Grafen Drübeck wieder eingeräumt war, begannen sie mit Eifer die Stellen zu ergänzen und dem Kloster, das dem Untergange nahe gewesen war, eine neue Ordnung zu verleihen. Als Grundsatz wurde festgestellt, daß dem seit Jahrhunderten üblichen Brauche gemäß, vorzugsweise Töchter aus den gräflichen Herrschaften, besonders Beamtentöchter, Anwartschaften und Stellen im Kloster erhalten sollten. Dabei trat wohl zeitweilig die Tendenz hervor, zumeist Adlige zu berücksichtigen, indessen zur festen Bestimmung wurde dies nie und nach einer Erklärung des frommen Grafen Christian Ernst, waren auch die Töchter seiner höheren Beamten und Geistlichen in gleicher Weise zu berücksichtigen. Unter diesem Grafen, dem würdigen Sohne der trefflichen Fürstin Christine, geb. Herzogin von Mecklenburg-Güstrow, Gräfin zu Stolberg-Gedern, deren Wirksamkeit uns auch aus den Drübecker Akten während ihrer Vormundschaft 1710—14 entgegentritt, sollten überhaupt erst die neuen mehr durch äußerliche Verhältnisse entstandenen Einrichtungen zu einem frischeren Leben sich entfalten. Als getreue Schüler und Strebensgenossen Speners theilten Mutter und Sohn auch dessen weitherzige Ansicht über das alte Klosterwesen und über die Art und Weise, wie es im evangelischen Sinne zu benutzen sei.

Einer Gräfin hatte Spener im Jahre 1676 sein Gutachten bei ihrem beabsichtigten Eintritt in ein evangelisches Stift in folgenden Worten ertheilt: Ich halte die Stifter und Klöster nach ihrer ursprünglichen Absicht und Einsetzung für ein herrlich und sehr nützlich Werk, daß Personen, die es ihrer Gelegenheit nicht befunden, besondere Haushaltung zu führen, und doch dabei um der mehreren Neigungen und Gelegenheit des Bösen sich zu enthalten, mit gleichgesinnten Seelen in solche abgeschiedenen Stätten der Erbauung sich begeben haben. Besonders zur Auferziehung der Jugend schienen sie geeignet, um dieselbe in der Zeit zarter Empfänglichkeit vom großen Haufen zu sondern und durch Vorbilder frommen Wandels zu erheben. Die Abschaffung des Klosterwesens durch die Reformation sei um des damaligen schnöden Mißbrauchs und unzähligen Aberglaubens willen durchaus berechtigt gewesen. Gleichwohl wäre es nützlich gewesen, wenn die Klöster nicht ganz abgethan, sondern nach Abschaffung des Mißbrauchs der rechte und erste Gebrauch beibehalten und sorgfältig wieder eingeführt worden wäre; es sei daraus eine stattliche Beförderung der Uebung des Christenthums zu erhoffen."

Von solcher Gesinnung beseelt, ging nun Graf Christian erst mit allem Eifer an die Erneuerung des Klosters, sowohl des äußeren Baues und der inneren Einrichtung, als auch des religiösen Lebens. Zu letzterem Behufe stellte er aus der Bibel alten und neuen Testaments nicht weniger als 1003 Sprüche von Christo handelnd, zusammen und ließ sie auf einzelne Blätter in schwarzer und rother Schrift in verschiedener Größe von seinem Buchdrucker vervielfältigen. Diese biblischen Gedenksprüche wurden alsdann als innere Bekleidung der dadurch zu Betkapellen verwandelten Lauben der Drübecker Conventualinnen verwendet und sind dort theilweise noch heut erhalten. Im selbigen Sinne erließ er am 6. Juli 1731 auch eine neue ganz veränderte Klosterordnung, in der sich das Bestreben kund giebt, im Geiste des Spenerschen Pietismus statt der noch aus der katholischen Zeit beibehaltenen, aber zu todter gewohnheitsmäßiger Uebung herabgesunkenen Horen eine lebendige evangelische Predigt und Katechismusunterricht in die uralte Stiftung seiner Ahnen einzuführen. Wir müssen, was die näheren Bestimmungen über den Gottesdienst und das Leben der Conventualinnen betrifft, auf das Werk unseres Chronisten selber verweisen, das auch die Verordnungen über die Aufnahme und Anwartschaft neuer Mitglieder giebt. Nur einige Worte aus der Rede bei Einführung der Klosterschwestern möchte ich hier citiren, weil sie für die damalige Auffassung des Klosterwesens bezeichnend sind, es heißt: Weil nun diese Fundationen zur Ehre Gottes und Dienst seines Nächsten in ihren

wahren Ursprung eingesetzt sind und man also wider Gott und seinem Nächsten sündigen würde, wenn man dies Beneficium nicht zur Ehre Gottes anwendete, so hat die rc. NN. insonderheit Gott den Allerhöchsten anzurufen, daß sie durch Beistand des heiligen Geistes ihr Leben und Wandel in wahrer Gottseligkeit führen möge."

Im Wesentlichen sind die Verordnungen des frommen Grafen Christian Ernst bis heute die Grundlage der Klosterverfassung geblieben, nur daß hie und da im Laufe der Zeit das Eine oder Andere ergänzt oder gleichsam weiter ausgebaut wurde. In der ersten Zeit der Erneuerung des Klosters waren mit der Vorsteherin, die bis 1720 Priorin hieß, nur 5 Personen im Kloster, wozu seit 1717 mit dem gänzlichen Aufhören einer klösterlichen Einrichtung zu Wasserleben eine nach jenem Kloster benannte sechste Stelle kam. Eine Veränderung trat später insofern ein, als die Grafen seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ohne bestimmte Fundation je nach Ermessen und Befinden eine Abtissinnenstelle besetzten, die meistens von Töchtern ihres Hauses bekleidet wurde. Der Drübecker Kanonissinnenorden, wie es scheint gegen 1730 gestiftet, besteht in einem in Gold emaillirten schwarzen Kreuze, das an schwarzem mit Goldfäden eingefaßtem Bande an der linken Seite über die rechte Schulter getragen wird. Neben demselben existirt seit 1771 ein in gleicher Weise getragener Expectivirorden, der sich nur dadurch von dem Kanonissinnenkreuz unterscheidet, daß das schwarze Band statt der Gold- mit Silberfäden eingefaßt ist.

Noch einmal sollte die rechtliche Stellung der ehrwürdigen Stiftung im Jahre 1807 unter der napoleonischen Herrschaft in Frage gestellt werden. Damals machte sich zuerst der Mangel einer eigentlichen Stiftungsurkunde sichtbar, denn obgleich das Stift nicht mehr in seinem ursprünglichen Character bestand, sondern seit der Reformation durch die Sanction des Passauer Vertrages und Augsburger Religionsfriedens an die Erben der Stifter, die Grafen zu Stolberg zurückgefallen war, so ging doch die westphälische Regierung auf den Stiftungsbrief von 877 zurück und wollte demnach das Stift nicht als Privatversorgungsanstalt anerkennen. Vielmehr nahm sie von Drübeck als eine eigentliche Stiftung den Zehnten im Betrage von 25 Thlr. jährlich in Anspruch und verlangte die hypothekarische Sicherstellung der Dotation des Klosters. In Folge dessen wurde die Vermögensverwaltung des Stiftes dem königlich westphälischen Domainen-Director des Saal-Departements unterstellt und die Forderung des hochwürdigen Stifts am 2. December 1808 eingetragen. Diese Veränderungen fanden unter der Verwaltung der frommen Gräfin Christiane Ernestina zu Stolberg-Stolberg (geb. 17. März 1749, gest. 1823) statt, welche die schweren Tage der Fremdherrschaft, aber auch die Zeit der patriotischen Erhebung des ganzen Volks und die aufopfernde Betheiligung ihres Hauses in ihrem Gedenkbuche verzeichnen durfte. Sie selber übernahm noch in ihrem 67. Lebensjahre, am 13. Juni 1815 das Amt einer Vorsteherin, des von der regierenden Gräfin eröffneten Frauenvereins zur Pflege und Unterstützung vaterländischer Krieger für die seit dem frühen Mittelalter verbundenen Gemeinden Drübeck, Altenrode und Darlingerode. Durch diese Bethätigung ihres Klosters bahnte sie der Erkenntniß und Anschauung den Weg, daß bei aller Werthschätzung eines stillen zurückgezogenen Lebens, sich ein solches doch sehr wohl mit einer den Bedürfnissen der Zeit entsprechenden genossenschaftlichen Thätigkeit zum gemeinen Besten, zur Armen- und Krankenpflege, für das Schul- und weibliche Erziehungswesen, worauf schon Spener hingewiesen und dem das Kloster auch von der Reformation bis zum dreißigjährigen Kriege gedient hatte, verbinden lasse. In diesem Sinne hat denn auch Graf Otto zu Stolberg-Wernigerode, als er am 18. Februar 1870 den Stempel einer Stiftungsurkunde für das seit 1687 ganz veränderte Stift durch ein von Hannover aus erlassenes Statut zu ersetzen suchte, sich ausgelassen, und die Grundzüge für eine reiche fruchtbare Entwickelung der alten Stiftung nach den in unserer Zeit gereiften genossenschaftlichen Anschauungen und Erfahrungen gegeben.

So hat denn in dem nun schon längeren Zeitraum von 190 Jahren, die seit der Erneuerung des Stiftes Drübeck verflossen sind, darin eine nicht geringe Zahl von Töchtern aus angesehenen Familien, aus Beamten- und Pastorenkreisen, besonders auch vom Adel, eine Gelegenheit zu einem stillen zurückgezogenen Leben und im Bedürftigkeitsfalle einen gesicherten Unterhalt gefunden und nach tausendjährigem Bestande ist die fromme Stiftung der Gräfin Adelbrin und ihrer Brüder noch heute die eifrige Sorge der spätern Erben und Rechtsnachfolger, welche nicht allein das Ueberkommene zu bewahren, sondern auch fruchtbar weiter zu bilden sich bemühen. Wohl sind die schönen steinernen Gebäude des alten Klosters in Folge gewaltsamer Zerstörung während der furchtbaren Zeitereignisse, die darüber hinbrausten, fast bis auf die letzte Spur verschwunden, aber an ihrer Stelle ist vor hundertfunfzig Jahren unter der eifrigen Sorge des Grafen Christian Ernst ein den jetzigen Bedürfnissen entsprechender Neubau getreten. Zwar liegt noch die alte Klosterkirche mit ihren merkwürdigen Resten wie eine traurige Ruine da, indessen steht eine allen Anforderungen der Kunst entsprechende Restauration derselben, die den Thürmen bereits vor 12 Jahren zu Theil wurde, durch die Municicenz des gegenwärtigen erlauchten Besitzers in Aussicht, nach deren Vollendung das Stift in Zukunft auch für die Geschichte der Kunst in höherem Maaße von Bedeutung sein wird.

Der Verfasser des Buches über Kloster Drübeck, von dem dieser Aufsatz nur die Grundzüge giebt, verdient gewiß den Dank aller Geschichtsfreunde, die Aufmerksamkeit wieder auf das ehrwürdige Stift gelenkt zu haben, das innerhalb seiner tausendjährigen Ver-

gangenheit eine so reiche Auswahl von culturgeschichtlichen Details aus dem Leben unserer Vorfahren bietet, vermittelst deren erst oft die größten Weltereignisse in die rechte Beleuchtung gerückt und vollständig begriffen werden können.

Deutsche Adelssagen.

42. Die Sagen des Hauses Hessen.

In dem fürstlichen Hause Hessen, dessen Ursprung auf das Konradinische Herzogsgeschlecht in Franken und die Gisonen, Grafen von Gudensberg, zurückgeht, finden sich zwei düstere Todessagen. Es hieß voreinst, daß stets der Erstgeborene des Geschlechtes eines frühen Todes sterben müsse, weil sich der Fluch einer unschuldig hingerichteten Amme eines Prinzleins erfülle. Man hatte bei ihr eines Morgens das Kind todt gefunden und beschuldigte sie, dasselbe erdrückt zu haben. Trotz ihrer Betheuerungen richtete man sie; mit den Worten: „Ich bin so gewiß unschuldig als in Zukunft der Erstgeborene dieses Geschlechtes sterben wird," empfing sie den Todesstreich.

Es war ferner bei den Leichenbegängnissen im hessischen Fürstenhause Sitte, daß ein Edelmann in schwarzer Rüstung dicht hinter dem Sarge des verstorbenen Landesherrn einherging. Mann nannte ihn im Volke den „Trauerritter" und behauptete, daß er noch in demselben Jahre seinem todten Gebieter in's Grab folgen müsse. Beim Tode des Kurfürsten Wilhelm des Ersten im Jahre 1821 übernahm ein junger, blühender Edelmann, ein Herr von Eschwege, das Amt des Trauerritters. Auch an ihm erfüllte sich die Prophezeiung, und es wurde nun der alte Brauch beseitigt.

Unverkennbar hat die letztere Sage ihren Ursprung in den frühesten germanischen Todtenfeierlichkeiten, bei denen ein Gefangener oder ein Sklave des Verstorbenen ihm als Begleiter in's dunkle Todtenreich nachfolgen mußte. Der Trauerritter ist dessen später Nachfolger; er führte auch das schwarzbehangene Leibroß, welches ebenfalls in älterer Zeit geopfert wurde, dem Sarge nach. So ist es gekommen, daß dem Volke düstere Ahnungen beim Anblick des Trauerritters aufstiegen und daß man das, was früher das eigene Schwert oder das Messer des Priesters vollbracht hatte, jetzt der unheilvollen Macht des Todes zuschrieb. Wie lebendig die alten Vorstellungen bei den Exequien des Hauses Hessen waren, geht auch daraus hervor, daß noch Herr Ludwig von Eschwege, neben dem Sarge stehend, mit in die Gruft herabgelassen wurde, um den geschiedenen Herrn zu geleiten.

In der hessischen Geschichte zeigen sich sonst wenig sagenhafte Momente; man müßte denn die Geschichte Ottos des Schützen dahin rechnen. Ganz besonders lebendig hat sich die Erinnerung an die poetische Gestalt des Fürsten in der Umgegend der Stadt Spangenberg erhalten, auf deren Schloß Otto seinen Sitz nahm. In der Nähe der Burg verunglückte der junge Fürst, welcher nach den Chroniken an einem ihm von Heinrich VII. Abt von Fulda, gereichten Gifttrank, starb, auf einer unheilvollen Jagd; bei der Verfolgung einer Wildsau stürzte er mit dem Pferde und brach den Hals. So erzählt die Sage und beruft sich dabei auf ein altes Gemälde im Spangenberger Schlosse. Hier zeigte man lange Zeit auch noch die Brautlade seiner holden Gattin Elisabeth, welche der junge Fürst, wie aus Kinkels Gedichte jetzt allgemein bekannt ist, sich in Cleve durch seinen Meisterschuß gewonnen hatte; — die alterthümliche Truhe trug den hessischen Löwen und die Lilienstäbe von Cleve. Auch zwei Jagdtaschen und sein Bogen, aus einer Wallfischrippe gefertigt, mit Schlangenhaut überzogen und mit elfenbeinernem Laufe versehen, wurde einst zu Spangenberg aufbewahrt. Aus der Fremde aber hatte Otto einen Buchsbaumzweig nach der Heimath zurückgebracht; — Elisabeth hatte ihm denselben in Cleve einst auf den Hut gesteckt; — den pflanzte der Landgraf, wie noch heut eine steinerne Tafel zu Spangenberg besagt, an der Schloßmauer im Jahre 1325 ein. Dort grünte der Buchsbaum bis zum Jahre 1678, in welchem er verdorrte. Er war 12 Schuh hoch und $1^1/_2$ dick geworden.

Bekannt sind die Kriege Otto's des Quaden oder des „tobenden Hundes", Herzogs von Braunschweig, um Hessen am Schlusse des 14. Jahrhunderts. Sein Großvater, Heinrich der Eiserne von Hessen, hatte ihn zum Erben des Landes auserfehen; ein schlimmes, unüberlegtes Wort kostete ihm das schöne Land. „Wären zwei Augen todt, so wäre ich aus aller Noth und wäre ein reicher Fürst," so äußerte er sich einst auf der Jagd zu seinen Begleitern und meinte den eisernen Landgrafen damit. Simon von Homberg, und Eckehart von Rörenfurth, brave hessische Herzen, antworteten ihm: „Herr, da behüte euch der Teufel davor; — wir wissen nähere Erben zum Lande Hessen, denn ihr seid!" Dann überbrachten sie dem alten Herrn des Enkels frevelhaftes Wort. „So wahr mir Gott und St. Elisabeth helfe," rief der Landgraf, „dies Wort soll meinem Enkel das Land schaden!" und er übertrug dasselbe seinem Neffen Hermann, der damals ein geistlicher Herr zu Magdeburg war. Männlich und siegreich hat Hermann sein Erbe gegen den quaden Otto, die Sternritter, die Falkner, Flegler, Hörner und wie sonst all' die Rittergesellschaften hießen, behauptet. Aber es kämpften auch die Engel für den frommen Hessenfürsten. Als die Braunschweiger an einem Sonntage Judika einst die Stadt Eschwege überfallen wollten, erschienen glühende Schwerter auf den Mauern, und Engelgestalten trieben die Bürger zu tapferer Gegenwehr an. Der Sturm ward abgeschlagen; zum ewigen Gedächtnisse aber mauerte man fünf Köpfe, — vielleicht die der Engel? — an den Zinnen der Stadtthore ein und stiftete am Sonntage Judika ein Dankfest, sowie eine Spende für die Armen auf den Gründonnerstag. Aehnliche Sagen von Errettungen belagerter Städte durch Engel oder Heilige

finden sich besonders häufig im Elsaß, sowie auch in Hessen noch zu Fritzlar. Während der Belagerung durch die Franzosen im 7jährigen Kriege erschien der heilige Bonifazius im weißen Mönchsgewande selbst auf der Mauer der geängstigten Stadt und fing die Kugeln der Franzosen auf.

43. Der Hausgeist der Grafen von Wintzenburg.

In der Nähe von Hofgeismar liegt die Burg Schönberg, jetzt lange schon in Trümmer zerfallen. Hier saß im 12. Jahrhundert das mächtige Geschlecht der Grafen von Wintzenburg. Ein Knabe aus diesem Hause soll durch einen tückischen Lehrmeister einst in den tiefen, durch den Fels gehauenen Brunnen des Schlosses hinabgestoßen worden sein. Die verzweifelnde Mutter suchte ihn lange, lange Zeit vergebens, bis endlich Kinder aus Hofgeismar unten im Brunnen das Hütchen des Knaben entdeckten. Seit jener Zeit erschien ein Hausgeist mit dem Knabenhute, „Hödeken" genannt, auf den Schlössern der Wintzenburger. Der Brunnen aber, in welchem das Kind ertrank, ist unergründlich tief, er füllt sich nicht, wieviel man auch hineinwerfen mag. Männern, welche seine Tiefe messen wollten, tönten die Worte entgegen: „Laßt sinken, laßt sinken, sonst müßt ihr ertrinken."

Der Hausgeist der Wintzenburger, welcher übrigens ein koboldartiges Wesen an sich hatte, bewirkte es auch, daß Schloß Wintzenburg nach der Ermordung des Grafen Hermann V. an den Hildesheimer Bischof überging. Er weckte diesen um Mitternacht mit den Worten: „Plaetner", d. i. Kahlkopf, „stehe auf, Haus Wintzenburg ist ledig", damit er den Nachlaß des Geschlechtes an sich nähme.

Daß Seelen verstorbener Kinder zu Hausgeistern und Kobolden werden, ist ein weit verbreiteter Aberglaube. Im zehnten Jahrhunderte bohrte man nach Burchard von Worms, um solchen Spuk zu verhindern, den Leichen der Kinder einen Pfahl durch die Brust. Der Kobold Hintzelmann auf Schloß Hudemühlen, über welchen zu seiner Zeit große Traktate geschrieben worden sind, war auch, als er sich einst sehen ließ, ein Kind, in dessen Leibe vier Messer steckten. Wie alle Nachtelben aber tragen die Hausgeister einen Hut, eine Kappe; er ist für sie das Mittel, unsichtbar zu bleiben und übernatürlich zu wirken.

Andere Berichte sagen überdieß, daß jener Knabe, welcher auf Schloß Schönberg umkam, kein Wintzenburger, sondern der letzte Sproß des Geschlechtes Schönberg gewesen sei, welches nach den Grafen auf deren Burg saß. Sie erzählen, die Mutter des Kindes habe nach dessen Tode all ihr Gut den Schulkindern zu Geismar vermacht, und davon schreibe sich eine Spende von Stutzwecken her, welche am Ostermittwoch zu jener Tageszeit an die Schulkinder zu Hofgeismar vertheilt werden, in der sie das Hütchen des Kindes gefunden. Nach diesen Berichten erscheint der Geist der Wintzenburg als ein ganz anderer als der Schönbergs; er ist ein Poltergeist, der von heidnischer Zeit an bis zum 17. Jahrhunderte auf der Wintzenburg, sowie zu Hildesheim hauste und den Bischöfen zu Hildesheim manchen Streich spielte. Als ein Schwarzelbe, wie sie unsere Vorfahren sich unter dem Herde oder im Brunnen wohnend dachten, erscheint aber auch dieser; er trägt, den Kobolden gleich, ein grünes Röcklein, und der Wünschelhut, welcher aus dem Besitze Wuotans auf die Elfen übergegangen zu sein scheint, fehlt auch ihm nicht. Der „Hödeke" der Wintzenburger trauerte mit ihnen, wenn Unglück kam, bestrafte alle Neckereien auf's Strengste, erschien nach ächter Elbenatur auch als Rabe, als graues Männlein oder Hase, that aber auch wohl Gutes, indem er Gaben verlieh, die sich nie erschöpften, z. B. eine Rolle Spitzen, die sich nie ausmessen ließ, oder einen goldenen Nagel, der einen armen Schmied zum reichen Mann machte. Bekanntlich ist der Glaube an Hausgeister auch heute noch nicht im deutschen Volke erloschen; befremdend aber muß es erscheinen, wie man ganze Chroniken von ihnen ehedem verfassen konnte. Daß „Hödekens" Thaten sich so lange im Munde des Volkes erhielten, erklärt sich indessen aus der Vorliebe unserer Altvordern für derben Humor, und an dem fehlt es in seinen Possen nicht, namentlich wenn sie gegen Bischöfe oder Mönche gerichtet waren.

44. Das Kleinod der Familie von Lübder.

Während der Gefangenschaft Landgraf Philipps von Hessen schleifte das Kaiserliche Volk, welches im Lande umherzog, alle Festungen mit Ausnahme von Ziegenhain, welches Herr Heinz von Lübder für seinen Herrn vertheidigte. In den Bedingungen, unter welchen der Landgraf seine Freiheit wieder erhielt, befand sich auch die Klausel, den hartnäckigen Lübder unter dem Stadtthore zu Ziegenhain aufhängen zu lassen. Als nun der Landgraf nach Ziegenhain kam, ließ er den treuen Mann an eine goldene Kette schließen, so daß er ein weniges an der Mauer des Stadtthores hing, dann aber hieß er ihn ledig machen und verehrte ihm, ungeachtet des Einspruchs eines kaiserlichen Gesandten, das kostbare Kleinod.

Heinz von Lübder starb 1559 als Vorsteher des Hospitals zu Haina, die Kette aber, welche aus etwa 30 großen Ringen bestand, erbte weiter in seiner Familie, bis dieselbe 1798 ausstarb. Die Familien von Schenk und von Baumbach theilten sich als Allodialerben in die Glieder und mögen wohl noch im Besitze dieses kostbaren Denkzeichens althessischer Tapferkeit und Mannestreue sein.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofroth Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 16. Januar 1878. **Nr. 3.**

1. Emil von Schwartzkoppen, General der Infanterie, kommandirender General des 13. Armee-Corps (Königlich Württembergisches) und Chef des 8. Westphälischen Infanterie-Regiments Nr. 57, Rechtsritter seit 1872, † zu Stuttgart 5. Januar 1878.
2. August Mortimer Joachim Graf von Maltzan, Ober-Erb-Kämmerer im Herzogthum Schlesien, Standesherr und erbliches Mitglied des Herrenhauses, auf Militsch, Rechtsritter seit 1867, † zu Schloß Dyhrnfurt bei Breslau 6. Januar 1878.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister des Johanniter-Ordens, Prinz Carl von Preußen, Königliche Hoheit, wird am Montag, den 28. d. Mts., ein Capitel dieses Ordens in Höchstseinem Palais hierselbst abhalten.

Ueber die Einweihung des Johanniter-Kreis-Krankenhauses zu Vandsburg in Westpreußen

ist der Redaction von dort der nachstehende Bericht zugegangen:

„Am 3. Januar wurde das Johanniter-Kreis-Krankenhaus in Vandsburg eingeweiht.

Die Kreissynode Flatow hatte vor 3 Jahren durch ihren Superintendenten Klapp in Vandsburg, das dortige Rentamts- und Forstetablissement erworben — ein früheres Schloß des Grafen Potulicki — um dort ein Rettungshaus für verwahrloste Kinder zu gründen. Da die Synode sah, daß dieses Ziel erst in der Ferne erreicht werden könne, trat sie mit dem Johanniter-Orden in Verbindung und bewilligte dieser zum Bau des Krankenhauses 30,000 Mark. Das alte Schloß wurde bis in die Fundamente hinein erneut, nur das Dach blieb stehen und jetzt ist daraus ein Krankenhaus mit Corridor, 7 Krankenzimmern, in denen 27 Krankenbetten, 3 Isolirstuben, Kleider- und Wäschestuben, 2 Schwestern- und 2 Dienerstuben, Wasch- und Kochküche mit Wasserleitung geschaffen, mitten in Gärten und hohen Bäumen in gesunder und schöner Lage. Die Wirthschaftsgebäude, groß genug für die zum Hause gehörigen 7 Morgen Garten, Land und Wiese, schließen sich an das Hauptgebäude an. 6 Fenster des Vorderhauses, dessen Frontispice mit dem Johanniter-Kreuze geschmückt ist, liegen nach der Straße und dem Marktplatze zu.

Seitens des Commendators der Preußischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens: Obermarschalls Burggrafen und Grafen zu Dohna-Schlobitten, sind die Zeichnungen und Pläne des Umbaues genehmigt worden, auch hat derselbe das Haus zweimal eingehend inspicirt. Nach dem einstimmigen Urtheile aller Festgenossen, ist Anlage und Einrichtung sehr wohl gelungen. Auch die Frau Oberin von Bethanien in Berlin, die mit dem Pastor Nehmitz von dort zur Einweihung und zur Einführung der der Leitung von 2 Schwestern aus Bethanien übergebenen Hauses erschienen war, sprach ihre Freude über das glücklich vollendete Werk aus.

Um 10 Uhr versammelten sich im Empfangszimmer des Hauses der Delegirte des Commendators Grafen zu Dohna: Rechtsritter des Johanniter-Ordens, General-Landschafts-Rath von Müllern auf Soßnow, die Curatoren des Hauses: Landrath von Weiher aus Flatow, Rittergutsbesitzer Wilkens auf Sypniewo, Rittergutsbesitzer Nehring auf Wilhelmsruh, Posthalter Remus und Superintendent Klapp aus Vandsburg. — Forstmeister Bock zu Kujan, gleichfalls dem Curatorium angehörend, war durch Krankheit verhindert. Ferner waren erschienen 5 Geistliche der Diöcese, Herr von Bethmann-Hollweg auf Runowo mit Gemahlin und viele andere Gäste. Um 11 Uhr hatten sich zwei ausgeräumte Krankensäle, in deren einem unter Tannen ein Altar aufgestellt war, sowie die anstoßenden Gemächer und der Corridor so sehr mit Festgenossen gefüllt, daß die Frau Oberin von Bethanien und die beiden Diaconissen kaum zu ihren Plätzen gelangen konnten.

Nach dem Gesange: „Ich bete an die Macht der Liebe" predigte Superintendent Klapp über Johannes 15, 9—16. „Bruderliebe wirkt Freude", war der Grundton seiner Rede; Bruderliebe, die ihren Ursprung und ihr Maß in der Jesusliebe hat, allein die sociale Frage lösen kann, ihrem Könige Paläste wie dieses Haus baut und Werkleute und Schaffnerinnen aussendet, das große Friedensreich auszubauen; Bruderliebe die Freude schafft, weil sie das Leben gewinnt, Beweis und Uebung des Gnadenstandes ist, Frucht und Segen verbreiten muß, da ihr gegeben wird, was in Jesu Namen sie erfleht. Zur Freude sei dies Haus gebaut, den Kranken eine Hilfe, den barmherzigen Samaritern eine Herberge, den Schaffnerinnen ein Heim. Und so weihte er das Haus der Liebe und Freude im Namen des dreieinigen Gottes.

„Großer Gott, wir loben Dich" erklang nun durch die Räume, und Pastor Rehmitz aus Bethanien übergab das Haus den 2 Diaconissen mit innigen Worten nach dem Psalmworte: „Habe deine Lust an dem Herrn, so wird er dir geben was dein Herz begehrt." Darauf ward das Lieblingslied der bethanischen Schwestern: „So nimm nun meine Hände" gesungen und Pfarrer Rhode aus Krojanke flehte Gottes Segen auf das Haus herab.

Nach dem Gesange: „Zieht in Frieden eure Straße", besichtigte die Festversammlung das Haus und freute sich dessen was sie sah. Eine Collecte brachte 155 Mark, die als Grundstock zur Begründung eines Freibettes dienen sollen.

So hat der Johanniter-Orden wieder ein Werk der Liebe vollendet. Ohne ihn hätte die Synode das Haus nicht bauen können, ohne das Rettungshaus, das nun auf dem übrigen Theile des Grundstücks aufgebaut werden soll, ganz in den Hintergrund zu stellen; ohne seine thätige Hilfe und der huldreich gewährten Beihilfe Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Carl von Preußen, des hohen Besitzers der im Kreise gelegenen Fideicommißherrschaften Flatow und Krojanke, hätte der Kreis auch nicht die Unterhaltung des Hauses übernommen.

Gott segne alle Glieder des Johanniter-Ordens mit Friede und Freude!"

Das pontische Küstenland und Hocharmenien.

Reiseerinnerungen

von G. R.

I.

Im Jahre 1843 unternahm ich auf Befehl Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. eine Reise nach Hocharmenien behufs sprachlich-ethnographischer Forschungen in Gesellschaft des schon von einer früheren Kaukasusreise her bekannten Professors der Botanik Dr. K., welcher naturgeschichtlich-geographische Zwecke verfolgte. Wir begaben uns zunächst nach Constantinopel und benutzten einen 14tägigen Aufenthalt daselbst, uns mit allerlei Erforderniſſen zu unserer Reise, namentlich einem Ferman und einem der Landessprachen kundigen Diener, zu versehen. Der letztere, Luka, war ein Südslave, österr. Unterthan aus der Bocca di Cattaro, der von Kindheit auf neben seiner serbischen Muttersprache italienisch und deutsch zu reden gewöhnt war, und dann während eines zehnjährigen Aufenthalts in Constantinopel auch das Türkische, wie es von den Ungelehrten gehandhabt wird, und etwas Griechisch erlernt hatte. Nicht weniger entsprach der Ferman unseren Wünschen; die hohe Pforte, welche sich damals der preußischen Regierung für zwei nach einander ihr überlassene Commando's ausgezeichneter Offiziere zur Neugestaltung ihres Militärwesens lebhaft verpflichtet fühlte, empfahl uns dadurch sämmtlichen Pascha's, Musellims, Ajanen u. s. w. der zu durchreisenden Länder in besonders eindringlicher Weise.

Von Constantinopel gings nach Trapezunt, wo damals in dem auf den Ruinen des Schlosses der Komnenen-Kaiser erbauten Konak als Statthalter der Provinz Abdullah Pascha Haznadaroglu residirte, der Bruder des in der neuern türkischen Geschichte bekannten Osman Pascha Haznadaroglu, welcher zur Zeit des Sultans Mahmud II. die bis dahin nur geographische Zugehörigkeit der Bergvölker des Paschalik Trapezunt zur türkischen Monarchie in ein wirkliches Unterthanenverhältniß verwandelt, die trotzigen Dynasten, Derebejs oder Thalfürsten genannt, unterworfen und ihre Burgen gebrochen hatte. Der Schrecken des Namens Haznadaroglu schien der Pforte damals noch nöthig, um jene schwer zugänglichen Gegenden im Zaume zu halten, weshalb sie — entgegen dem damals schon zur Geltung gelangten Regierungsgrundsatze — nach dem Tode Osman Pascha's seine Würde hatte auf seinen Bruder vererben lassen. Für uns war dies sehr vortheilhaft, denn ein Statthalterei-Befehl, mit welchem Abdullah Pascha auf Grund des Fermans uns ausstattete, wog für die zu besuchenden Districte entschieden schwerer als das Machtwort der Pforte selbst.

Noch ein Verdienst erwarb sich der Pascha um meine besonderen Zwecke. Zu den von ihm regierten Stämmen gehörten die Lazen, ein kaukasisches Volk, welches schon im frühen Mittelalter von den Historikern nebst den verwandten Tzanen oder Sannen als im Osten Trapezunts seßhaft erwähnt wird. Wegen größerer Nachbarschaft dem Einflusse dieser Stadt mehr ausgesetzt, dürften die Tzanen allmählig in dem kleinasiatischen Griechenthum untergegangen sein; ihr Name lebt nur in dem des Gebirgsdistricts Dschanik, sowie in der von den Mingreliern allen jenen Stämmen gegebenen Bezeichnung Tschani fort. Die Lazen dagegen sprechen noch ihre eigne Sprache, deren Abstammung festzustellen war. Da aber dieselbe überhaupt nicht geschrieben wird, so konnte das Studium nur durch Abfragen in lebendigem Verkehr geschehen, und zu diesem Behufe

Anzeiger zum Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Insertions-Gebühr für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 Pf. — Inseraten-Annahme in sämmtlichen Annoncen-Bureaux, in der Verlagshandlung Carl Heymann's Verlag in Berlin W., Mauerstr. 63, 64, 65, sowie im Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamerstr. 134c.

19. Jahrg. Berlin, den 16. Januar 1878. **Nr. 3.**

Allgemeine Anzeigen.

Solon & Co.
Metall-Särge-Fabrik,
jetzt **Kommandantenstraße 31. S.**
Telegraphische Aufträge per Eilgut expedirt.

Wer eine **Stelle sucht,** eine solche zu **vergeben** hat, ein **Grundstück** zu verkaufen wünscht, ein solches zu **kaufen** beabsichtigt, eine **Wirthschaft, Oeconomiegut** rc. zu **pachten** sucht, eine **Geschäftsempfehlung** zu erlassen gedenkt, überhaupt **Rath** zu Insertionszwecken bedarf, der wende sich **vertrauensvoll** an die Annoncen-Expedition von

G. L. Daube & Co.
CENTRAL-BUREAU:
FRANKFURT a. M.

Auf Franco-Verlangen erhält Jeder, welcher sich von dem Werthe des illustrirten Buches: Dr. Airy's Naturheilmethode (90 Aufl.) überzeugen will, einen Auszug daraus gratis und franco zugesandt von Richter's Verlags-Anstalt in Leipzig. Kein Kranker versäume, sich den Auszug kommen zu lassen.

Unterjacken und **Unterbeinkleider**
in Seide, Wolle, Vigogne und Baumwolle,
Strümpfe
gestrickt und gewebt,
für Damen, Herren und Kinder,
in den besten deutschen, englischen und französischen Fabrikaten empfiehlt in grösster Auswahl zu den billigsten Preisen.
Louis Roy,
SW. Friedrichstr. 201.
Aufträge nach ausserhalb werden prompt gegen Postvorschuss-Entnahme besorgt.

Albin Joseph,
Thee-Gross-Handlung,
Unter den Linden 67,
Chinesische Thees,
direct bezogen, in ausgezeichneter Beschaffenheit zu mässigen Preisen.
Japanesische und Chinesische Thee- und Luxus-Artikel. Englische Biscuits.

Das Obst- und Weingeschäft

Johann Schöbinger
Gries bei **Bozen,** Südtirol
versendet gegen Einsendung des Betrages:

1 Korb 10 Kilo Winter-Tafelobst sortirt	Mark	9.
1 „ $^1/_8$ Hectoliter Kastanien	„	$4^1/_2$.
1 „ $^1/_8$ „ Wallnüsse	„	$3^1/_2$.
1 „ frisches Gemüse sortirt	„	9.
1 Kistel frisches 4 Kilo Früchtenbrod	„	9.
1 Hectoliter Tiroler Tischwein, roth oder weiss	„	37.

Ausführliche Preislisten gratis und franco.

Griechische Weine.

Unterzeichnete Firma beschäftigt sich mit dem Import griechischer Weine, dieselben sind von vorzüglicher Güte und großer Schönheit. Um deren Bekanntwerden zu erleichtern, wird 1 Probekistchen in folgender Zusammenstellung abgegeben:

3 1 Fl.	Rothwein aus Corinth	à M. 1. 60	= M. 4. 80
3 1 „	dito Claret Vino di Bacco von Santorin	à M. 1. 20	= M. 3. 60
3 1 „	Malvasier weiß Vino santo von Santorin	à M. 1. 40	= M. 4. 20
3 1 „	dito roth aus Mistra	à M. 1. 50	= M. 4. 50
	zusammen 12 1 Fl. Kiste, Flaschen und Verpackung frei für		M. 17. 10

Zusendung per Post oder Bahn ab hier. **Absolute Garantie für Reinheit und Echtheit.** Ausführlichen Preiscourant und Circulair franco gegen franco.

J. F. Menzer, Weingroßhandlung, **Neckargemünd.** Gegründet 1840.

Strassburger Gänseleber-Pasteten.

Wer Pasteten von dem **alten Hause Henry** in **Strassburg,** Münstergasse No. 5 (gegründet im Jahre 1829), zu beziehen wünscht, dessen vorzügliche Produkte seit so langer Zeit schon rühmlichst bekannt sind, muss unbedingt nur auf die Marke **„Ls. Henry,** *alleiniger Eigenthümer und Nachfolger der Firma* **Henry"**, achten. Man lasse sich nicht durch ähnliche Firmen, welche in keinerlei Beziehung zu dem alten Hause **Henry** stehen, irre führen.

Damen-Flanelle

zu Morgen- und Unterkleidern.
Velours- und Köper-Damentuch
zu Kleidern und Regenmänteln in den schönsten modernsten Farben und Mustern versende zu Fabrikpreisen. Muster franco.

Richard Rawetzky. Sommerfeld.

Die unterzeichnete
Fabrik für Montirungs- und Ausrüstungs-Stücke
liefert alle Uniformen für die Herren **Offiziere, Civil-Beamte,**
Johanniter-Ritter,
Landstände rc. innerhalb 48 Stunden zu festen Preisen laut Preis-Courant, welchen auf Wunsch jederzeit zusenden

Mohr & Speyer,
Hoflieferanten Sr. Kaiserlichen und Königlichen Hoheit des Kronprinzen des Deutschen Reiches und von Preußen und Sr. Majestät des Königs der Niederlande.
Berlin W., Jägerstraße 13.

Briefmarken kauft, tauscht und verkauft **G. Zechmeyer,** Nürnberg.

Militair-Pädagogium
Vorbereitung f. alle Milit.-Examina, Prima & Abitur.-Ex. — Gute Pension.
Stuttgart (Dr. Killisch)

Der heutigen Nr. liegt bei: **Nachtrag zum neuesten Preisverzeichniß ausgewählter Bildwerke von Elfenbeinmasse in Gyps der Gebrüder Micheli. Berlin, Unter den Linden 12.**

Mittelst unseres Heilverfahrens

erzielen wir bei Säfteverderbniss, allgemeiner Schwäche und Nervosität, bei Erkältungs- und Hautkrankheiten, Rückenmarksreizung, Spermatorrhoe, beginnender Lähmung bei Herz-, Magen-, Milz- und Hämorrhoidalleiden und Fettsucht die schönsten Heilerfolge. Nähere Auskunft geben der Anstalts-Prospect und Hofrath Dr. **Steinbacher's** populäre Schriften, zu beziehen durch

Hofrath Dr. Steinbacher's Naturheilanstalt (Brunnthal München).

Höchst elegante solide diebessichere Geldcassetten.

von schwerem Eisenblech mit Sicherheitsschloß und 2 Schlüsseln.

1	20 Ctm.	15 Ctm.	8 Ctm.	ℳ 17
2	24 „	18,5 „	10 „	„ 21
3	30,5 „	19,5 „	11 „	„ 25
4	35,5 „	24,5 „	12 „	„ 33
5	41 „	30 „	13,5 „	„ 40

Hermann Gompertz,
Köln.

Otto Aug. Schulz in Leipzig

empfiehlt sein **reichhaltiges** Lager von

Autographen berühmter Personen.

Prächtig ausgestattete Albums mit Autographen von Dichtern und Gelehrten — Weimar's Musenhof — Componisten — Bildenden Künstlern — 30jähr. Krieg — im Preise von 150—500 ℳ. Letzteres Verzeichniß (XIII): 700 Künstler-Autographen steht für 50 ₰ (in Briefmarken) frei zu Diensten. Handbuch für Autographen-Sammler, 296 Stn. = 4 ℳ 50 ₰.

Literarische Anzeigen.

Das **Genealogische Taschenbuch** der

Ritter- und Adels-Geschlechter.

Dritter Jahrgang **1878** ist soeben erschienen:

Geb. Preis 8 Mk., durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Der Druck des nächsten Jahrganges beginnt mit 1. Juni, **gefällige Beiträge bittet man möglichst bald an die Redaktion in Wien I. Grünangergasse 8. oder an die Verlagsbuchhandlung Buschak & Irrgang in Brünn zu adressiren. — Gedruckte Schema's zum Eintragen der Familiendaten werden auf Verlangen gratis und franko geliefert.**

Die Aufnahme von Artikeln erfolgt **kostenfrei** und ohne gegenseitige Verbindlichkeit.

Die unterzeichnete Buchdruckerei, die seit langen Jahren neben den Arbeiten für eine Anzahl Behörden, mit der Lieferung der gesammten Drucksachen für das Hohe Preussische Herrenhaus betraut ist, empfiehlt sich zur Herstellung aller Circulaire, betreffend

Geburts-, Verlobungs-, Heiraths- und Todesanzeigen,

sowie sämmtlicher anderer Drucksachen gegen billigste Berechnung und in elegantester Ausstattung.

Julius Sittenfeld's Buchdruckerei,
Berlin W., Mauerstrasse 63. 64. 65.

Unerschöpflich

an Humor, Geist, Witz und Laune sind die „Hinterlassenen Papiere eines lachenden Philosophen" (oder „Demokritos" von K. J. Weber). 12 Bde. broch. 12 Mark eleg. geb. 15 oder 16½ Mark. Verlag von Rieger in Stuttgart.

Im Verlage von **H. Reinholdt** in Dresden ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Faust und Gretchen von **A. Dietrich.** (Schöpfer der Fresken in der Aula der Kreuzschule zu Dresden.) Photographie nach dessen grossem Galerie-Gemälde. Preis 8 Mark.

— —, Dasselbe in Cabinet-Format 1 Mark.



Erscheint in 100 illustr. Lieferungen
à 25 kr. ö. W. = 50 Pf.

Vorräthig bei allen Buchhandlungen.

Wichtige Novität!

Soeben erschien in unserem Commissionsverlag:

Adelheid Anna Procter's Ausgewählte Gedichte.

Neue sorgfältig durchgesehene und um das Doppelte vermehrte Ausgabe.

Mit einer Einleitung von **Charles Dickens.**

Nach dem Englischen.

Herausgegeben von **Dr. H. Brinckmann.**

Mit dem Portrait der Dichterin in Photographie.

340 Seiten 12. broch. M. 3,00. eleg. geb. M. 4,00 und M. 4,50.

A. Laumann, Dülmen bei Münster i. W.

Das Johanniter-Wochenblatt

empfiehlt sich in seiner Beilage ganz besonders zur Veröffentlichung von

Geburts-, Verlobungs-, Heiraths- und Todesanzeigen,

die unter der ständigen Rubrik „Familien-Nachrichten" die erste Spalte füllen. Die Verbreitung des Blattes in den hohen und höchsten Kreisen macht dasselbe hierzu ausser für die Mitglieder des Ordens auch für den gesammten Adelstand geeignet. Preis für die Zeile nur 40 Pfennige.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

stellte mir der Pascha einen der Schreiber seiner Bureaux, einen geborenen Lazen, der das seltene Glück gehabt hatte, durch die türkischen Schulen zu gehen, zur Verfügung. Der Mann hieß Ibrahim Efendi; mit ihm belief sich unsere Reisegesellschaft auf vier Personen.

Nachdem unsere Geschäfte in Trapezunt besorgt und die Sehenswürdigkeiten von Stadt und Umgegend besichtigt waren, mietheten wir eine Feluke, ein Schiffchen, das uns nach unserer Terra incognita hinbringen sollte. Es war den 24. Juli 1843 — ich lasse nunmehr mein Tagebuch reden:

Den 14. Juli.

Feluke nennt man auf dem Schwarzen Meer ein Seefahrzeug von etwa 6 Klaftern Länge bei einem Klafter Breite, mit hohem Mast und an demselben einen einzigen, verhältnißmäßig großen Segel. Der Bauch ist schön gewölbt, und das ganze Schiffchen gewährt, wenn das vom Winde geschwellte Segel sich von der dunkelblauen Fläche abhebt, einen reizenden Anblick. Heut ist freilich von einer blauen Fläche nicht die Rede; ein frischer Wind krönt die Wellen mit weißen Schaumspitzen, und durch das Anschlagen der Brandung an das Ufer hat die See sich weithin trübe gefärbt. Gegen 1 Uhr Mittags erschien der Schiffer, um uns anzuzeigen, daß Alles zur Abfahrt bereit sei. Es war ein bejahrter Mann mit struppigem grauen Barte, dessen kurzgeschürzte Kleider aber athletische Formen zur Schau gaben. Von seiner Körperkraft gab er uns auch gleich einen Beweis; denn da unsre Feluke nicht an das Land gelangen konnte, so holte er uns, Einen nach dem Andern, einen Steinwurf weit durch das grobe Geröll des Uferwassers watend an Bord. Vier halbwüchsige Burschen von 15—18 Jahren für Segel und Ruder (denn auch solche waren für den Fall schwachen widrigen Windes oder völliger Windstille angebracht) bildeten die Bemannung und breiteten sorgfältig unsere Decken an der Stelle, wo ein Ueberschlagen der Wellen über den Rand am Wenigsten zu erwarten war, zu einem bequemen Lager aus. Freilich mußten wir ganz still liegen, und da die starke Bewegung jede Beschäftigung unmöglich machte, das Ufer aber mit seinen Gebirgen bald zu fern wurde, um uns Abwechselung zu gewähren, so schlief ich ruhig ein und merkte gar nicht, daß der Wind allmählig viel heftiger geworden war, als dem Schiffer wünschenswerth schien. Als es Abend wurde, weckte uns Luka, um uns mitzutheilen, der Schiffer finde es gefährlich, bei so hochgehender See den Curs auf die Küstenstadt Risa inne zu halten, weil wir noch mehrere Stunden zu fahren hätten und im Dunkel leicht auf eine Uferklippe geworfen werden könnten; ob er demnach auf einen bald erreichbaren Küstenort, Sürmeneh, hinsteuern dürfe? — Wir genehmigten dies gern, und so wurde denn nach rechts auf die fernen, in die Wolken sich verlierenden Uferberge zugefahren, denen der frische Wind uns rasch näher brachte. Eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang langten wir an und waren einigermaßen enttäuscht, keine Ortschaft, sondern nur ein einsames Gebäude im Ausgange einer engen Bergschlucht zu finden; doch wurde uns gesagt, daß die Häuser sich weiter im Innern den Wänden der Schlucht, die dem Meere einen Bach zusendet, entlang ziehen. Auch hier konnten wir nicht an das Land gelangen und wurden demnach ebenso aus unserer Barke herausbefördert, wie wir hineingekommen waren. Kaum aber hatte unser Palinurus uns alle vier auf den Strand niedergesetzt, als er sich daran machte, das ganze Schiff, wie dies ja die homerischen Seefahrer schon thaten, auf das Ufer zu ziehen, eine mühsame Arbeit, die aber wegen der plötzlichen Unwetter an diesen offenen Küsten nicht umgangen werden kann.

Wir selber schickten unsere Papiere an den Muchtar oder Ortsvorsteher, welcher, wie man uns sagte, in einiger Entfernung landeinwärts wohnte, mit der Bitte, ein Nachtlager für uns zu beschaffen, und bestiegen mittlerweile selber einen der die Uferschlucht überragenden Berge, den wir mit Granatgebüsch, Feigen und Wein, so weit die Cultur reichte, bepflanzt fanden. Als wir von da wieder an das Ufer kamen, war es schon fast dunkel. Der Muchtar hatte das einsame Haus am Strande, wie wir jetzt erfuhren, ein Kaffeehaus, zu unserm Nachtquartier bestimmt, und die Umgebung desselben zeigte, daß wir wirklich in der Nähe einer Ortschaft gelandet waren. Eine dichte Volksmenge erwartete uns nämlich da; es war eine Scene, die biblische Erinnerungen wach rief. Daß Fremde — Franken, d. h. Europäer — nach Sürmeneh gekommen, und daß dieselben auf den Berg gestiegen, um Kräuter zu sammeln, hatte sich rasch in dem Thale verbreitet, und natürlich galten sie für Aerzte; eine solche Gelegenheit mußte benutzt werden, Jeder fragte sich, ob ihm nicht irgend Etwas fehle, und wer so glücklich war, sich diese Frage ganz verneinen zu müssen, den trieb die Neugier hin, um das in Sürmeneh nur nach Hörensagen bekannte Volk der Franken in lebendigen Exemplaren vor sich zu sehen. Einige Männer, die sich offenbar für die Heilkünstler des Orts hielten, drängten sich — gleichsam, um das Handwerk zu grüßen — aus der Menge an uns heran und zeigten uns, sie sorgsam aus schmutzigen Tüchern losknotend, Gegenstände in der Form von Haifischzähnen, die sie Jylan Boinuzi, Schlangenhörner, nannten, die aber mein Reisegefährte für Schlangenzähne hielt. Der Ursprung dieser im Lande gefundenen Kostbarkeiten scheint nicht recht klar; daß sie aber nicht, wie die Leute vorgaben, alle Krankheiten heilten, davon lieferte uns die Menge um uns Beispiele genug. Es war erstaunlich, wie viele Bresthafte das kleine Thal uns hatte zusenden können! Und fragten wir, wie lange das Leiden schon währe, da hieß es, auch wieder wie in der Bibel, der Regel nach 10 bis 20 Jahre. Ob der gute Noth, den mein Begleiter als ehemaliger Mediciner hier mitleidig spendete, Wunder gewirkt, konnten wir natürlich nicht abwarten.

Wie ich glaube, hatten die Leute erwartet, daß wir noch viel größere und wirksamere Schlangenhörner her-

vorziehen würden, als die Orts-Aeskulape; eine dem Verfahren unsrer Aerzte gemäße Behandlung konnte hier nicht befriedigen, und als einige Patienten mit dem ihnen ertheilten Rath entlassen worden waren, zogen sich die übrigen von selbst zurück, uns der ersehnten Ruhe in unserm Kaffeehause überlassend.

Auch über dies Kaffeehaus muß ich noch einige Worte sagen. Es war ein luftiger Holzbau, auf ins Geviert über einen thür- und fensterlosen, 25 Fuß hohen massiven Thurm gelegten und denselben an den Ecken überragenden Balken mit einer gewissen Eleganz aufgeführt. Den Hauptbau flankirten vier aus den Winkeln vorspringende Erkerzimmerchen, zwischen welchen nach der Vorderseite eine Holzgallerie angebracht war, den Besuchern die schönste Aussicht auf das Meer bietend. Offenbar ist die Anlage mit Rücksicht auf Seeräuber gemacht worden, gegen deren hastige Ueberfälle die Thurmmauer Sicherheit gewährte. Eine holperige Holztreppe, die uns hinaufführte, dürfte, seit auch an diesen Küsten die Sicherheit größer geworden, an die Stelle der ursprünglichen hinaufziehbaren Leiter getreten sein. Der Idee von Wohlleben, welche das Haus mit seinen vorspringenden Dächern, seinen Gitterfenstern, seiner Gallerie und den überall angebrachten zierlichen Holzschnitzereien erregte, entsprach indessen unsere im Innern gemachte Erfahrung keineswegs. Das einzige Mobiliar bestand aus einigen verbrauchten Strohmatten, auf denen die den bloßen Fußboden verschmähenden Gäste niederhocken konnten, den nothwendigsten Utensilien zum Bereiten des türkischen Kaffees und etlichen unappetitlichen Narghilehs (Wasserpfeifen). Die schmutzigen Wände machten einen widerlich ärmlichen Eindruck und durch die glaslosen Gitterfenster pfiff der Seewind mit empfindlicher Kühle nach dem heißen Julitage. Der Diener Luka hatte unsere mitgebrachten Reisebetten in einem der Erkerzimmer aufgeschlagen; ich zog aber vor, das meinige auf die offene Gallerie hinaustragen zu lassen, wo ich bei dem gleichmäßigen Geräusch der Brandung unter mir, bald einschlief. Doch nicht um lange der Ruhe zu genießen; Dr. K. und Luka, die der größeren Wärme wegen drinnen geblieben waren, hatten sich alsbald von Myriaden jener Thierchen überfallen gefühlt, die so vorzüglich in Fichtengetäfel gedeihen und ihren unvorsichtigen Mörder sogar nach ihrem Tode noch züchtigen. Stöhnend und lärmend suchten sie nunmehr auf meiner Gallerie Rettung; der Feind, vor dem sie flüchteten, begleitete sie aber, wie den horazischen Reiter die Sorge auf der Kruppe des Pferdes, in ihren Decken und Kleidern, die ganze Nacht ihnen, und dadurch mittelbar auch mir keine Ruhe lassend.

Den 25. Juli.

Als eben der Morgen zu dämmern anfing, waren unsre Schiffer, die besser als wir auf dem Ufersande geschlafen hatten, schon lebendig und machten sich sofort daran, ihr Schiff wieder in das Meer hinunter zu schieben. Dies geschah nach Landessitte mit so lautem Schreien und Fluchen, daß wir nicht weiter geweckt zu werden brauchten. Froh, den Ort unserer Leiden zu verlassen, machten wir uns rasch fertig und konnten, als die Einladung nun das Schiff zur Weiterfahrt zu besteigen, erfolgte, derselben gleich Folge leisten.

Diese Fahrt versprach wenig Genuß; der Wind hatte sich über Nacht gedreht und war conträr geworden. Es mußte gerudert werden, und trotz aller Anstrengung der Leute kamen wir nur unmerklich vorwärts. Auch lag ein dicker, alle Aussicht hindernder Nebel auf den waldigen Uferbergen; nach einiger Zeit trat sogar Regen ein, und nun mußten wir uns ohne allen Schutz in dem offenen Schiffchen geduldig durchnässen lassen. Weiter im offenen Meere faßten die Leute endlich einen bessern, wenn auch matten Luftzug, welcher uns statt um 7 Uhr früh, gegen 11 Uhr Vormittags, unserem Ziele, dem Uferstädtchen Risa, zuführte. Die Luft klärte sich endlich auf, und mit Entzücken fuhren wir in die mit den mächtigen, sie auf der Landseite umsäumenden Bergen einem antiken Theater gleichenden Bucht ein, aus deren Grunde uns die Stadt entgegenschimmerte.

Risa ist mit seinen Häusern fast ebenso über einen ganzen District hingegossen, wie Sürmeneh; bis hoch an den in weitem Halbbogen die Bucht einfassenden Bergen hinauf, sahen aus dem üppigen Grün der Gärten die Häuser auf den Golf hinab. Was ihm den Charakter einer Stadt giebt, ist nicht sowohl die viel größere Einwohnerzahl, als vielmehr eine am Landungsplatze befindliche Bazarstraße mit ihren Kaufläden, ihren offenen Verkaufs-Werkstätten, ihren Koffees, Garküchen u. s. w. an welche sich ein Kern von Häusern mit einer Moschee, einer Schule, einem Bade, anschließt. Die Häuser sind von Holz mit noch viel reicherem Schnitzwerk und Sinn für Behaglichkeit aufgeführt, als uns in Sürmeneh — geblendet hatte; der ganze Ort macht den Eindruck großer Wohlhabenheit. Es ist besonders der Handel mit einer nach ihm benannten im Orient sehr beliebten, geköperten Leinwand, der ihm Geld zuführt; daneben ist aber die ganze Gegend äußerst fruchtbar an Obst und Mais. Auf einem Bergvorsprunge über der Stadt ragt eine mächtige Burgruine, von den Einwohnern Djenowis Kalassi, Genuesenschloß geheißen, hervor — am Schwarzen Meere soll ja jeder alte Bau, dessen Ursprung man nicht kennt, von den Genuesen herrühren. Noch auf vier andern Hügeln bemerkt man die Trümmer kleinerer Burgen, von einem hier residirenden Dynastengeschlechte gegen die räuberischen Tscherkessen einerseits, andererseits aber auch gegen die türkische Regierung erbaut und erst unter Sultan Mahmud II. von Osman Pascha von Trapezunt erobert und geschleift.

Um ans Land zu gelangen, bestiegen wir hier zum letzten Male den Nacken unsers Graubarts und verabschiedeten dann die dienstwilligen Leute, die alsbald die Rückfahrt antraten, uns ganz fremdartigen Verhältnissen gegenüberlassend. Es war, als hätte man

in Risa noch ebensowenig Europäer gesehen, wie in Sürmeneh; der nahe Bazar ergoß sofort seine Bevölkerung zu uns auf den Strand, und wenn wir uns auch über keine Rohheiten zu beklagen hatten, so war es doch keineswegs angenehm, der Gegenstand so allgemeinen Maulaufreißens zu sein. Die Autorität der Beamtenhierarchie ist seit der blutigen Vernichtung der Sonderherrschaften in diesen Bergen eine unbedingte; so wie Niemand ohne hohe obrigkeitliche Autorisation uns zu beleidigen wagte, so würde auch Niemand den fremden Gjauren, die ja moskowitische Spione sein könnten, ohne Ermächtigung des Mussellim einen Trunk Wassers, ein Stück Brod, gereicht, ja irgend eine Frage derselben beantwortet haben. Inmitten der schweigenden Gaffer saßen wir deshalb, selber nicht minder lautlos auf unseren Reiseeffecten am Strande, während unsere Leute sich auf den Konak, das Amtshaus, begaben, und unter Vorweisen unsrer Papiere die Gastlichkeit beanspruchten.

Zu unserer Freude ließ die Antwort nicht lange auf sich warten; auch hier wurden wir in ein Kaffeehaus einquartirt, ein schmuckes Gebäude, das wir um so hoffnungsvoller betraten, als wir nach der Frische der Holzschnitzereien ihm höchstens ein Alter von einem Jahre geben konnten, so daß wir des Uebels von Sürmeneh uns hier nicht versahen. Wir waren daselbst die Gäste des Mussellim, oder vielmehr des Orts, von welchem der hohe Herr seine Auslagen mit Zinsen zurückgenommen haben dürfte, und fuhren fort überraschende Erfahrungen zu machen. Nachdem wir ein Schälchen türkischen Kaffee's genossen, die einzige Erfrischung, die man uns zu fordern und zu bezahlen gestattete, erschien zum Frühstück ein Gericht von Blätterteig und Käse zusammengebacken und mit Honig übergossen, das wir wohlschmeckender fanden, als die eigenthümlichen Bestandtheile vermuthen ließen. Einige Ueberwindung kostete es uns Anfangs, in das klebrige Zeug mit der Hand hineinzugreifen, da aber der rechtgläubige Türke außer einem hölzernen Löffel für besondere Gerichte kein Eßwerkzeug anerkennt als nur die Adamsgabel, d. h. die drei vorderen Finger der rechten Hand, und er das Essen mit metallnem Geräth für so sündhaft hält, daß er auch bei seinem Gaste es nicht gern sieht, wir demnach auch auf unsere Hand beschränkt waren, so blieb nichts Anderes übrig, als sie zu gebrauchen. Um so willkommner war uns nach dem Essen Waschwasser und Seife, das uns der Mussellim in messingener Kanne und Becken aus gleichem Metall zusandte. Dann kamen wieder eine Menge Kranker und Verwundeter — wahrscheinlich war es unser lazischer Efendi, der die Weisheit und Uneigennützigkeit meines Reisegefährten im Publicum so zur Geltung brachte, daß auch hier alle Welt die Gelegenheit beim Schopfe ergreifen zu müssen glaubte. Unter den Kranken erschien mit stattlichem Geleit und in auffallend reicher Kleidung ein Knabe von 15 Jahren, wie man uns sagte, ein Sproß der in ihren wichtigern Mitgliedern theils hingerichteten und theils in andere Provinzen der Monarchie verbannten Dere-Bey-Familie von Risa, dem der Pascha von Trapezunt, als hinfort ungefährlich, die Rückkehr gestattet hatte. Der junge Bey hatte den Turban seiner aufrührerischen Vorfahren schon mit dem modernen und loyalen Fez vertauscht, und da auch für die Bewohner des Districts die neue Zeit Wurzel gefaßt hat, so wird er schwerlich aus der Unterwürfigkeit herauszutreten versuchen.

In den Nachmittagsstunden machten wir einen Spaziergang nach der großen Ruine, zu der wir mit Mühe hinaufklommen. Das Schloß ist erst vor dreißig Jahren von den Türken geschleift worden — ein ungeheurer Brunnen der, wenn auch halb verschüttet, erhalten worden ist, zeugt noch am Besten von der Mühe, welche die Erbauer sich gaben, sich da gegen jeden Angriff sicher zu stellen. Der wieder beginnende Regen trieb uns von der Höhe nach unserm Hause zurück, woselbst wir kurz vor Sonnenuntergang eine uns vom Mussellim geschickte reiche Mahlzeit einnahmen. Leider stellte sich inzwischen heraus, daß hier unsere vier Wände trotz ihres neuen Aussehens, nicht minder von Wanzen wimmelten, als das Kaffeehaus in Sürmeneh. Wir schickten zum Mussellim und ließen ihn um ein anderes Quartier bitten; doch war er nicht im Stande, uns ein solches anzuweisen. Die Türken sind zwar gastfrei, aber die Sitte gestattet ihnen nur dann Fremde bei sich aufzunehmen, wenn sie in ihrer Wohnung außer dem Frauengemach, Harem, das kein Fremder betreten darf, noch ein sog. Begrüßungshaus, Selamlik, wo der Mann ohne den weiblichen Theil der Familie zu beunruhigen, seine Freunde empfangen kann, besitzen, was in kleineren städtischen Verhältnissen selten der Fall ist. Für den türkischen Mittelstand ist das ganze Häuschen ein Harem, und der Mann empfängt seine Besuche nur im Dukjan, Laden, im Kaffeehause, oder, wenn er Beamter ist, im Kalem, d. h. im Bureau. Ohne Zweifel besaß der Mussellim ein Selamlik, jedoch fühlte er, daß er uns dasselbe unmöglich gegen das Uebel, das uns den Wechsel wünschenswerth machte, als Zuflucht anbieten konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Presse.

Bei Gelegenheit der Generalversammlung des Provinzialvereins für innere Mission in Ostpreußen am 24. October, wurden nach einer Besprechung über ein Referat des Pfarrers Rosseck in Laptau folgende Thesen angenommen:

1. Wir halten keine Zeitung und kein Unterhaltungsblatt, das auch nur die geringste antichristliche Tendenz hat.

2. Wir halten Zeitschriften und Blätter, welche auf christlichem Grunde stehen und suchen solche auf alle Weise zu verbreiten.

3. Wir reden in Wort und Schrift ehrlich und offen gegen solche Blätter und Zeitungen, welche

Christenthum, Kirche und geordnetes Staatsleben angreifen, und suchen an unserm Theile die öffentliche Meinung zu klären und auf den rechten Weg zu leiten.

4. Wir versehen christlich-kirchliche Blätter und Zeitungen mit Beiträgen. Wer nicht eigene Beiträge liefert, dem stellt der Provinzialverein auf Verlangen die evangelische Correspondenz und die socialen Blätter zur geeigneten Mittheilung an andere Blätter zur Disposition. Ueber den Gebrauch erwartet er jedes Jahr kurzen Bericht.

5. Blätter, welche dem christlich-kirchlichen Leben bisher noch fremd gegenüberstehen, suchen wir zur Aufnahme christlich-kirchlicher Sachen zu gewinnen. Das ist lohnende Arbeit für den Preßausschuß. Es wird sich empfehlen, daß derselbe über seine Bemühungen nach dieser Seite hin jährlich der Generalversammlung Bericht erstattet.

6. Gegen Schauerromane und sonstige Schandbücher sorgen wir für Errichtung von Volks- und Lesebibliotheken in Stadt und Land. Gegen die verbreiteten socialistischen Flugblätter und obscönen Kalender suchen wir passende Flugblätter des Reichsboten und die zu Frankfurt a. M. erscheinenden Flugblätter, dazu den Kaiserswerther Kalender, den Daheimkalender, den Reichsboten und ähnliche zu verbreiten.

7. Es gilt nicht klagen, sondern sich selber anklagen, und dann frisch Hand anlegen, daß wir zu einer gesunden Presse kommen.

„Genealogisches Taschenbuch der Ritter- und Adelsgeschlechter,

1878. 3. Jahrgang. Brünn. Druck und Verlag von Buschak und Irrgang", so lautet der Titel eines so eben erschienenen, 846 Seiten umfassenden Werkes (Preis 8 Mark), das sich im Format, Ausstattung und Druck in würdigster Weise den Gothaischen genealogischen Taschenbüchern der gräflichen und freiherrlichen Häuser anschließt und als eine sehr willkommene Ergänzung derselben angesehen werden darf.

Obwohl mit dem 1. Jahrgange des qu. Taschenbuches, der im Frühjahre 1870 zur Ausgabe gelangte, die Reihe des voraussichtlich nunmehr in regelmäßig jährlicher Folge erscheinenden Almanachs begonnen wurde, so ist doch mit dem Erscheinen des 2. Jahrgangs pro 1877 das Unternehmen als neu begründet zu betrachten, da der 1. Jahrgang, infolge der siebenjährigen Unterbrechung nicht nur zum größten Theil veraltet, sondern auch unter anderen Principien redigirt wurde, als dies im 2. Jahrgange der Fall gewesen; da nun außerdem die Redaction bemüht ist, nach und nach die im 1. Jahrgange enthaltenen Familienartikel in den folgenden Jahrgängen, mit den neuesten Daten ergänzt, zur Wiederholung zu bringen, wie dies auch schon im 2. Jahrgange mit 62 Artikeln, im vorliegenden 3. Jahrgange pro 1878 gleichfalls mit einer namhaften Anzahl solcher Artikel geschah, so kann der Besitz dieses genealogischen Taschenbuches vom 2. Jahrgange 1877 ab, als eine complette Sammlung angesehen werden.

Das Taschenbuch pro 1878 ist mit dem wohlgelungenen Bildniß des als eifrigen Forscher besonders auf dem Gebiete der Adelskunde bekannten Königl. Preußischen Generallieutenants z. D. Hermann von Redern auf Wansdorf geziert und enthält eine neue Abtheilung: „Familien-Vereine," durch welche, wie die Redaction in der Vorrede besonders hervorhebt, die Aufmerksamkeit für diese bei einer Reihe norddeutscher Adelsfamilien bestehende, höchst löbliche Institution, welche zum steten Ansehen der Familie und zum Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der einzelnen Mitglieder derselben nicht wenig beiträgt, insbesondere bei dem österreichischen und süddeutschen Adel zu erwecken hofft.

Es ist bisher allerdings nur gelungen, die nöthigen Daten von beiläufig einem Viertel aller bestehenden Familienvereine zu erhalten — es sind dies die der Familien von Bassewitz, von Bonin, von Bülow, von Dewitz, von Johnston und Kroegeborn, von Kirchbach, von Kleist, von Knobelsdorff, von Levetzow, von Prittwitz-Gaffron, von Schwerin, von Sydow, von Wedell, von Witzleben und von Zitzewitz —, doch will die Redaction bemüht sein, im nächsten Jahrgange eine größere Serie derselben bieten zu können und richtet deshalb an die Vorstände der Familienvereine die Bitte, um desfallsige Mittheilungen.

Wir können dies genealogische Taschenbuch und die Förderung desselben, den geehrten Lesern dieses Blattes um so mehr angelegentlichst empfehlen, als die Namen der Mitarbeiter an demselben die besten Garantieen der möglichsten Correctheit bieten und wünschen dem Unternehmen, das mit so großen Schwierigkeiten und materiellen Opfern verbunden ist, Verbreitung in immer weiteren Kreisen, zu welchem Zwecke wir bemerken, daß Beiträge und Zuschriften für das „Genealogische Taschenbuch der Ritter- und Adelsgeschlechter" an die Redaction in Wien I. Grünangergasse Nr. 8 oder an die Verlagsbuchhandlung Buschak und Irrgang in Brünn zu adressiren sind. Gedruckte Schemas zum Eintragen der Familiendaten werden von denselben auf Verlangen sofort gratis und franco geliefert. — Die Aufnahme von Artikeln erfolgt kostenfrei und ohne gegenseitige Verbindlichkeit.

H.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der


Johanniter-Ordens-

Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 23. Januar 1878. **Nr. 4.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Januar 1878 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Januar 1878 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Decbr. 1877.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. December 1877	48			
	Zugang pro December	16			
		64			
	Abgang	21			
	Bleibt Bestand	43	43	1411	60
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. December 1877	72			
	Zugang pro December	23			
		95			
	Abgang	23			
	Bleibt Bestand	72	72	2280	72
3.	**Preuß. Holland:**				
	Bestand am 1. December 1877	12			
	Zugang pra December	8			
		20			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	17	17	434	58
4.	**Gerdauen:**				
	Bestond am 1. December 1877	28			
	Zugong pro December	12			
		40			
	Abgong	11			
	Bleibt Bestand	29	29	831	54
5.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. December 1877	15			
	Zugang pra December	11			
		26			
	Abgang	8			
	Bleibt Bestand	18	18	513	50
6.	**Neidenburg:**				
	Bestond am 1. December 1877	24			
	Zugang pro December	18			
		42			
	Abgong	17			
	Bleibt Bestond	25	25	722	36
7.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. December 1877	51			
	Zugang pra December	5			
		26			
	Abgang	10			
	Bleibt Bestand	16	16	554	32
	zu übertragen		220	6745	362
	Uebertrag		220	6745	362
8.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. December 1877	16			
	Zugang pro December	13			
		19			
	Abgang	8			
	Bleibt Bestond	21	21	614	60
9.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. December 1877	17			
	Zugang pra December	16			
		33			
	Abgang	14			
	Bleibt Bestond	19	19	573	35
10.	**Pritzwalk:**				
	Bestond am 1. December 1877	26			
	Zugang pro December	29			
		55			
	Abgang	31			
	Bleibt Bestond	24	24	926	65
11.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. December 1877	48			
	Zugang pro December	33			
		81			
	Abgang	31			
	Bleibt Bestand	50	50	1331	80
12.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. December 1877	37			
	Zugang pra December	9			
		46			
	Abgang	6			
	Bleibt Bestand	40	40	1169	60
13.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. December 1877	14			
	Zugang pra December	14			
		28			
	Abgang	12			
	Bleibt Bestond	16	16	467	42
14.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. December 1877	13			
	Zugang pra December	11			
		24			
	Abgang	4			
	Bleibt Bestand	20	20	542	60
	zu übertragen		410	12,367	764

Nr	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Januar 1878 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Decbr. 1877.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		410	12,367	764
15.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand om 1. December 1877	14			
	Zugong pro December	14			
		28			
	Abgong	8			
	Bleibt Bestand	20	20	451	41
16.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. December 1877	15			
	Zugang pro December	23			
		38			
	Abgong	19			
	Bleibt Bestand	19	19	855	42
17.	**Saarau:**				
	Bestand am 1 December 1877	16			
	Zugang pra December	11			
		27			
	Abgang	8			
	Bleibt Bestand	19	19	496	36
18.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. December 1877	4			
	Zugang pra December	4			
		8			
	Abgang	4			
	Bleibt Bestand	4	4	127	10
19.	**Pinner**				
	Bestand om 1. December 1877	2			
	Zugang pro December	2			
		4			
	Abgang	1			
	Bleibt Bestand	3	3	54	10
20.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. December 1877	2			
	Zugang pra December	2			
		4			
	Abgang	—			
	Bleibt Bestand	4	4	75	26
21.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand om 1 December 1877	7			
	Zugang pra December	3			
		10			
	b ang	5			
	Bleibt Bestand	5	5	165	10
22.	**Pakosch:**				
	Bestand om 1. December 1877	—			
	Zugong pro December	3			
		3			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	—	—	84	12
23.	**Mansfeld** (Siechenhous):				
	Bestond am 1. December 1877	18			
	Zugang pro December	—			
		18			
	Abgang	1			
	Bleibt Bestand	17	17	545	18
24.	**Genthin:**				
	Bestonb om 1. December 1877	10			
	Zugang pra December	18			
		28			
	Abgang	9			
	Bleibt Bestand	19	19	429	30
25.	**Altenu:**				
	Bestand am 1. December 1877	14			
	Zugang pro December	5			
		19			
	Abgang	4			
	Bleibt Bestand	15	15	448	38
	zu übertragen		535	16,046	1037

Nr	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Januar 1878 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Decbr. 1877.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		535	16,046	1037
26.	**Plochingen** (in Württemberg):				
	Bestond am 1. December 1877	—			
	Zugang pra December	3			
		3			
	Abgang	2			
	Bleibt Bestand	1	1	23	38
27.	**Ludwigslust** (in Mecklenburg):				
	Bestand am 1. December 1877	37			
	Zugang pra December	12			
		39			
	Abgang	13			
	Bleibt Bestand	26	26	869	36
28.	**Dresden:**				
	Bestand am 1. December 1877	8			
	Zugang pro Deeember	11			
		19			
	Abgang	7			
	Bleibt Bestand	12	12	312	16
29.	**Niederweisel** (in Hessen):				
	Bestand am 1. December 1877	18			
	Zugong pro December	1			
		19			
	Abgang	2			
	Bleibt Bestand	17	17	542	20
	Zusammen		591	17,792	1147

Der gesammte Abgang an Kranken pro December 1877 beträgt 283, davan sind:

gestarben 33
ungeheilt aber nur gebessert entlassen 25
geheilt 225
wie var 283.

30. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 55 Betten:
Bestand am **1. Navember 1877** . . . . . 45 Kranke.
Zugang pro **November** . . . . 42 "
87 Kranke.

Davan sind:

gestorben 2
ungeheilt aber nur gebessert entlassen 8
geheilt 38
48 "

Bleibt Bestand am **1. December 1877:** 39 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befonden sich 2 Europäer, 4 Muhamedaner, 3 Drusen, 1 Jude und 32 arientalische Christen.

Die Zohl der Kranken-Verpflegungstoge pra November 1877 beträgt 1292.

Paliklinisch wurden 1019 Personen behandelt.

Heinrich von Schoenermarck, Rittergutsbesitzer auf Großburg, Ehrenritter seit 1866, † zu Prieborn den 13. Januar 1878.

Das pontische Küstenland und Hocharmenien.

(Fortsetzung.)

Den 26. Juli.

Die Nacht verstrich, wie sich unter solchen Auspicien erwarten ließ; gern hätten wir uns draußen auf den weichen Sand gelegt, doch ließ der strömende Regen das nicht zu. Gegen Morgen zogen sich unsere Peiniger zurück, und wir konnten eine Weile schlafen, bis noch

vor Sonnenaufgang der Muezzin vom Minaret der benachbarten Moschee die Gläubigen zum Morgengebet rief, worauf sich das Kaffeehaus alsbald füllte.

Wir hatten schon gestern den Musellim um Pferde und Geleit zu einer Reise nach Ispir am Tschorokfluße ersucht, und wären gern früh aufgebrochen, einestheils um die Morgenkühle zu benutzen und andererseits um die Gaffer loszuwerden, denen wir uns in dem Kaffeehause nicht entziehen konnten. Nachdem wir lange umsonst auf die Thiere gewartet, schickten wir unsre Leute auf den Konak, um die Sache möglichst zu beschleunigen; sie kamen mit der Nachricht zurück, der Musellim halte die Pferde, welche durchaus bereit bei ihm auf dem Hofe stehen, noch zurück, weil er es als seine Schuldigkeit betrachte, uns ein Frühstück darzubieten, welches eben in seinem Harem gekocht und gebraten werde. Die Zögerung war uns unangenehm, aber wie unser Gastgeber so mußten auch wir der Tyranney der Sitte uns fügen. Während wir das Mahl zu uns nahmen, kamen auch unsre Pferde an, junge, wohlgehaltene und muntere Thiere, allerdings nur mit Packsätteln und statt des Zaumes einem Halfter versehen, doch konnten wir billiger Weise in Risa nicht mehr erwarten. Um den Sitz zu verbessern, ließen wir unsere gesteppten Decken auf die Sättel legen; für unsere Effecten, namentlich die Massen Papiers, welche mein Begleiter für botanische Sammlungen mit sich führte, wurde ein gewaltig starker Gaul bestimmt, der sich der besondern Obhut des uns begleitenden Packknechts erfreute. Außerdem gab uns der Musellim einen Tschausch (Polizeidiener) als Ehrenwache mit; zu unserer Sicherheit brauchten in diesen, als von wilden Stämmen bewohnt verschrieenen, vor uns nie von Europäern besuchten Gebirgen nicht die mindesten Vorkehrungen getroffen zu werden.

Erst gegen 11 Uhr Vormittags war Alles fertig, und die Reise ging an. Vor Allem war die Art des Reitens auf dieser Art Pferden zu erlernen; sie sind wie die menschlichen Bergbewohner an mehr Freiheit gewöhnt und lassen sich nicht zwingen, aber das von ihnen beanspruchte Vertrauen mißbrauchen sie durchaus nicht. Zunächst ging es einen steilen, grobgepflasterten Weg hinan auf die buchtenreiche Höhe zu, welche nach dieser Seite den Horizont, vom Meere aus betrachtet, so glatt abzuschneiden schien. Die Abhänge, an denen wir hinzogen, machten überall den Eindruck einer wohl angebauten, aber ihrer ausnehmenden Fruchtbarkeit wegen noch bedeutender Vermehrung der Cultur fähigen Gegend. An den Seiten des Weges wechselten Waldbäume verschiedener Art, wie Ulmen und Erlen, mit prächtigen Obstbäumen ab; Weinstöcke ragten bis über die Kronen der Ulmen &c. Hie und da bemerkten wir bereits zwischen dem Gestein die glänzenden Blätter des Rhododendron, aber der vorgeschrittenen Jahreszeit wegen hier überall verblüht. Nach beinahe einstündigem Ritt gelangten wir an ein, seiner hohen Lage wegen weithin sichtbares Gebäude, einer Moschee mit Medresseh (Hochschule), bei der man uns aus einer wegen ihres Wohlgeschmacks berühmten Quelle zu trinken reichte. An dieser Stelle verloren wir den Blick auf Risa; derjenige des Golfes und, wie sich von selbst versteht, des Meeres überhaupt wurde uns noch einmal zu Theil, als wir über ein felsiges Hochland auf den eigentlichen Rücken dieses Gebirgszuges gelangt waren. Diese Höhe heißt Salacha-Baschi (Salacha-Gipfel) nach einer an dem östlichen Abhange befindlichen und wiederum einen ganzen District einnehmenden Ortschaft Salacha, in dem Thale des sich eine Meile östlich von Risa in das Meer ergießenden wasserreichen und reißenden Flusses Asforos, auf welches sich uns nunmehr die Aussicht eröffnete. Den Pferden zu Liebe, welche beim Ersteigen des Berges in Schweiß gerathen waren, wurde auf der Höhe Rast gemacht, d. h. unsere Leute forderten uns auf abzusitzen, worauf sofort die Thiere, durch keinen Zügel gehindert, eifrigst zu weiden anfingen und sich so weit vertheilten, daß als die Reise fortgesetzt werden sollte, ihr Wiedereinfangen große Mühe machte.

Der Weg, welcher an den Asforos hinunterführte, war so steil und holperig, daß es uns gleichsam als ein Trost erschien, zu erfahren, des Weitern würden wir uns eine geraume Strecke an dem Flusse zu halten haben, den wir uns mit Wiesen und allerlei Anbau eingefaßt dachten. Doch bemerkten wir nur zu bald, daß dies eine Täuschung war, der Fluß brachte keine Verbesserung, sondern eine Verschlechterung unseres Weges; große Felsblöcke, die das Wasser von den Bergen losgerissen hatte, bedeckten die seltenen ebeneren Stellen, im Ganzen war aber das Thal so enge, daß der Fluß vier- bis fünf Mal durchritten werden mußte, wobei die Pferde bis an den Leib im Wasser watend, mühsam zwischen den Rollsteinen den festen Boden suchten. Manchmal näherten sich die Uferhälften von beiden Seiten so sehr, daß die zusammengedrängte tobende Wassermasse keine Furt gestattete; dann mußte über diese Felsen hinweggeritten werden, was mindestens für die Nerven höchst angreifend war, da der Weg über den harten Fels dicht am Abgrund hinführte. Beruhigend war uns nur das Eine, daß wir des starken Gefälles des Flusses wegen, nie so tief wieder hinunter zu reiten brauchten, als wir hinaufgeritten waren, denn beim Hinabreiten fühlten wir uns auf unsern Packsätteln mit einem Halfter in der Hand immer besonders hilflos. Die Gegend war sonst von zauberischer Schönheit; die Felsen, die Gebüsche, die spärlichen Anbaustellen an den Gehängen, welche von Salacha aus mit prächtig gedeihendem Mais sorgfam bepflanzt werden, der sich überall offenbarende Quellenreichthum, die kurzen Windungen des, einer einzigen wilden Schlucht gleichenden Thals, Alles das gewährte sich immer wiederholende, und doch immer wechselnde, immer überraschende Anblicke. Einmal ritten wir über eine, die Uferbank bildende Felsplatte, über welche hinweg von einem hohen Felsen ein Wasserfall sich in den Fluß ergoß; die Ufer mit ihren prächtigen Formen,

dem dunkeln Grün der Azaleen und Rhododendren, ihrem Buchsbaum und Kirschlorbeer, gelegentlich auch mit Brombeerranken durchzogen und von Zeit zu Zeit überschattet von Wallnußbäumen, Buchen und Erlen, glichen riesigen Blumenstaffagen eines Kunstgärtners.

Nach zweistündigem Ritt oberhalb Salacha kamen wir in eine Thalerweiterung und begaben uns die weniger abschüssig gewordene östliche Bergseite hinauf nach einem Dorfe Namens Ambarluk, wo die seltenen, dieses Weges ziehenden Reisenden mit einer Mahlzeit bewirthet zu werden pflegen. Diesem Brauche mußten auch wir folgen, und zwar wurde zu diesem Behufe der uns von Nisa mitgegebene Tschausch in das Dorf zum Muchtar gesandt, während wir vorwärts ritten und, wieder an den Fluß gelangt, auf einem zum Rasten bequemen Anger unter einem hohen Baum Halt machten. Noch nicht lange hatten wir dort gesessen, als der Muchtar, ein stattlicher junger Mann, in einen Staatsrock aus gelb und roth gestreifter Seide gekleidet, mit zwei, die Erfordernisse der Bewirthung tragenden Dienern herankam und uns mit orientalischer Höflichkeit begrüßte. Es wurde nun — ich erwähne dies hier, weil es sich mit geringen Abweichungen überall in der asiatischen Türkei wiederholt, — auf einem niedrigen Sessel als Eßtisch eine verzinnte Kupferplatte von ungefähr einer Elle Durchmesser aufgestellt, für jeden Gast ein flaches Brod mit einem hölzernen Löffel auf den Rand gelegt und die Speiseschüssel zu gemeinschaftlicher Benutzung in die Mitte gesetzt. Um diesen Tisch, die Türken nennen ihn Sufra, hat man sich die orientalischen Gäste niederkauernd, d. h. entweder auf den untergeschlagenen Beinen, oder falls ein Vornehmerer zugegen ist, dem Respekt bezeugt werden muß, auf den Hacken sitzend zu denken; von frühester Kindheit an diese Arten des Niederhockens gewöhnt, fühlen sie sich dabei ganz behaglich, und 7 bis 8 Personen essen bequem zusammen von dem kleinen Tische. Selbstverständlich gehört auch die weite orientalische Tracht zu den Voraussetzungen dieser Bequemlichkeit; wir in unsern knappen europäischen Anzügen haben uns immer sehr genirt gefühlt, heut in Ambarluk aber ganz besonders, weil der mühselige Ritt uns die Beine noch ungewöhnlich steif gemacht hatte.

Die Gerichte, die uns vorgesetzt wurden, führten uns recht in das materielle Leben eines Volks, dessen Cultur mit der europäischen Nichts zu schaffen hat; es war ein Maismehlbrei mit Butter und Käse zusammen gebacken, Honig mit zerlassener Butter übergossen, und endlich stark gesalzener Ziegenkäse; das Brod war ebenfalls aus Maismehl bereitet und in einer Form gebacken. Wir waren zu hungrig, um uns durch die Fremdartigkeit der Gerichte vom Zugreifen abhalten zu lassen; doch fühlten wir uns auf den Genuß unbehaglich.

Die Sonne näherte sich schon dem Horizonte, als wir uns wieder aufmachten. Nach einstündigem Ritt erreichten wir hoch an den Bergen der östlichen Thalseite das Dorf Andôn, jetzt, wie die ganze Umgegend, nur von Muhammedanern bewohnt, aber in seinem Namen noch eine Erinnerung an frühere christliche Zeiten und zwar an eine St. Antoniuskirche bewahrend. Daselbst sollten wir übernachten. Wir waren sehr müde, und unsere Pferde kaum mehr von der Stelle zu bringen; wir freuten uns deshalb nicht wenig, daß der Muchtar, welcher für unser Unterkommen zu sorgen hatte, bald ausfindig gemacht worden war. Aber so glatt wie in Ambarluk lief hier die Sache nicht ab; der Muchtar erklärte uns, der Konak (d. h. das von dem Dorfe unterhaltene, aus einem einzigen Zimmer bestehende Gasthaus) sei schon von einem andern Fremden in Anspruch genommen, er könne uns demnach unmöglich anderswo als in einem verlassenen Hause einquartiren, das er uns öffnen wolle. Diese Präambel versprach wenig Gutes, nach dem Urtheile des Dieners Luka aber, den wir hinsandten, übertraf die Wirklichkeit noch soweit alle Befürchtungen, daß wir nicht einmal die Pferde hätten in jene Räume ziehen mögen. Ueber den Wortwechsel, der deshalb zwischen unsern Leuten und dem Muchtar entstand, kam der in den Konak bereits einlogirte Gast — wahrscheinlich irgend ein Muchtar der Umgegend — hervor und erklärte energisch, er wolle den einmal sehen, der ihn aus dem Hause heraustreibe. Unser Tschausch schwang nunmehr unter fürchterlichen Drohungen seine lange Flinte und schrie, er wolle den Kerl gleich über den Haufen schießen. Nachdem man sich so gegenseitig Respekt eingeflößt, verständigte man sich dahin, daß man friedlich und freundlich mitsammen wohnen wolle, und so verfügte man sich denn einträchtiglich nach dem Konakhause. Dasselbe war ein quadratisch geformter Bau aus Brettern, in welchem festgestampfte Erde den Fußboden bildete. Zwei Pfeiler, welche in der Mitte das Dach stützten, theilten den innern Raum in zwei Theile, von denen der der Thür zunächst befindliche für geringere Reisende mit trockenem Laub dick überstreut, der hintere dagegen für die angeseheneren Gäste mit groben Teppichen belegt und mit einigen viel gebrauchten Pfühlen versehen war. In einem Winkel brannte ein helles Feuer, von dem ein würziger Kiengeruch aufstieg; der Rauch zog durch Seitenöffnungen unter dem Dache ab.

Gern wären wir nun gleich schlafen gegangen, aber unsere Leute erklärten dies unmöglich, wenn wir nicht den Muchtar tödlich beleidigen wollten, der für uns eine Mahlzeit bereiten lasse. Der hier nicht minder als im civilisirten Europa als Tyranninn auftretenden Etikette mußten wir uns fügen und fragten nur, wie lange wir zu warten haben würden. „Eine halbe Stunde" — Eine halbe Stunde, und, wer weiß, wie gemessen! Die Zeit mußte benutzt werden, und da der von uns in Nisa bereits vorgefundene Luxus der Talglichter in diese glücklichen Berge, wo kein Kind zur Schule geht und kein Erwachsener liest, noch nicht gedrungen, so schickten wir uns an, bei der hellen Kienflamme des gastlichen Feuers die Eindrücke des Tages niederzuschreiben. Kaum hatten der alte Muchtar und unser

in der ersten Begegnung so feindseliger Hausgenoß, beides dunkelbraune Graubärte, unser Vorhaben erkannt, als sie sich dienstfertig zu uns setzten, um uns durch emporgehaltene oft gewechselte brennende Kienstücke zu leuchten: ein dritter, in der Hautfarbe hellerer Graubart, unser Lafe Ibrahim Efendi, hielt dazu das Dintenfaß. Es versteht sich von selbst, daß wir auf der Erde sitzen und auf dem Knie schreiben mußten, was nicht minder unbequem ist als das analoge Mittagessen.

Die endlich eintreffende Mahlzeit machte unserm Fleiß ein Ende; man hatte nöthig befunden, uns zu liebe einige Hähnchen zu opfern, die zerstückelt in Maismehlbrei uns vorgesetzt wurden und deshalb war mehr Zeit nöthig gewesen, als vermuthet worden war. Im Uebrigen wiederholte sich das Menu von Ambarluk; es ist characteristisch, daß in der Sprache dieser Leute für Mais, für Brod und für Nahrung im Allgemeinen nur ein Wort besteht, nämlich Laзub.

Aus Furcht vor gewissen Parasiten, gegen welche die Asiaten abgehärtet sind, ließen wir unsere Betten über dem rauschenden Laube ausbreiten, so daß die Teppiche und Pfühle unsern Leuten überlassen blieben.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Adelssagen.

45. Die Herren von Buttlar

haben keine Stammessage; wohl erzählt man in der Umgegend des zerfallenen hessischen Bergschlosses Ziegenberg, daß ein friedloser Geist, der noch heut in den Trümmern umgeht, die unglückliche Seele eines Erasmus von Buttlar, gest. 1541, sei, der seine Sünden büßen müsse. An das Wappen der Buttlar aber knüpft sich eine Sage neueren Datums. Sie führen die preußischen wilden Männer als Schildhalter und erzählen, daß Friedrich der Große ihnen diese Ehre und den Freiherrntitel verliehen habe, weil ein Buttlar in einer seiner blutigen Schlachten für den König den rechten Arm gelassen habe.

46. Die hessische Familie von Scheuernschloß besaß das ehemalige Kloster Hachborn, und die Sage erzählt, daß ihnen diese Begüterung vom Landgraf Philipp von Hessen für eine Handlung der Unterthanentreue einst verliehen worden sei.

Landgraf Philipp wagte sich in seinem Kriege mit Karl V. einst verkleidet in eine feindliche Festung, um die Stärke ihrer Besatzung auszukundschaften. Glücklich vollbrachte er sein Werk, als er sich jedoch herausschleichen wollte, erkannte ihn eine Schildwacht, ein geborener Hesse, ein Scheuernschloß, der fremde Kriegsdienste genommen hatte. „Um Gotteswillen, Herr, was wagt Ihr?“ rief er den Fürsten leise an. Aber er war nicht im Stande, seinen ehemaligen Gebieter zu verrathen, Philipp beschenkte ihn zum Lohne dafür mit einem kostbaren Ringe und sprach zu ihm: „Wenn Du in Noth bist, so komm' zu mir!“

Viele Jahre waren vergangen, Unglück, Krankheit, Wunden hatten in fremden Landen den Scheuernschloß zu einem elenden Manne gemacht. Er mußte sich nach der Heimat zurückbetteln, aber den Ring bewahrte er als ein köstliches Kleinod. Endlich kam er nach Kassel. Man wollte den elenden, fahrenden Mann nicht vor Philipp vorlassen; der Ring aber eröffnete dem Scheuernschloß Zutritt zu seinem Fürsten, welcher seinem Retter mit dem Klostergute Hachborn lohnte. Nach jener Zeit zogen auch die andern Scheuernschloß von ihrem Stammsitze Frauenberg in das Dorf Hachborn hinab.

Ein Blumengruß.*)

Vor einiger Zeit empfing ich aus K. einen Korb. Als ich öffnete, fand ich unter anderen Gaben eine Menge kleiner lieblich gebundener Blumensträußchen, an denen zierliche kleine Zettel befestigt waren, die einen Spruch oder ein Verslein enthielten. In dem Begleitbriefe aber las ich, daß die Absenderin diese Blumensträußchen für die Kranken des Stiftes Bethlehem gewunden habe und mir die Freude machen wolle, sie zu vertheilen. Die Gabe sollte ein kleines Dankopfer für den Erntesegen sein, den der Herr ohne Regen in dem Heimatsorte der Geberin hatte einfahren lassen. Das will in diesem Sommer, wo es gerade, wenn die Ernte hereingeschafft werden sollte, stellenweise lange Zeit hindurch fast täglich regnete, viel sagen. Da hat Mancher gemeint, er könne den lieben Sonntag bei seiner Erntearbeit nicht entbehren und hat ihn zum Einfahren benutzt. An der Ernte, die die Veranlassung zu diesem lieblichen Dankopfer wurde, klebt keine Sonntagsarbeit, dort hat man keinen Sonntag zu Hilfe genommen. Es geht wirklich ohne Sonntagsarbeit bei der Ernte, es muß ja gehen, weil Gott es also gebietet: Du sollst den Feiertag heiligen.

Als so diese Blumensträußchen vor mir lagen, freute ich mich, daß es doch Leute giebt, die keine Sonntagsarbeit an ihrem Erntesegen kleben haben mögen, aber ich freute mich auch von Herzen für meine Kranken. Jede kleine Aufmerksamkeit, die man den Kranken erweist, erfreut sie doppelt. Das wußte ich aus Erfahrung und fand es auf's Neue bestätigt, denn als ich an's Austheilen ging und die Blumensträußchen den Kranken brachte, ihnen die Sprüche und Liederverse vorlas, auch hier und da ein Wort des Trostes und der Erklärung hinzufügte, leuchtete manch mattes Auge auf in Dankbarkeit und ließ die Freude über diesen Blumengruß erkennen. Den Spruch nehme ich mit nach Hause, sagte eine alte Frau, der vor Kurzem der rechte Fuß hatte amputirt werden müssen. Aber die lieben Leserinnen sollen nur nicht glauben, daß die kranken Frauen sich mehr über die Blumn gefreut als die Männer. Das war nicht der Fall. Die Männer hatten fast noch mehr Freude daran. Ein Schwer-

*) Aus Nr. 4 „Der Bethlehemsbote“, Correspondenzblatt des Stiftes Bethlehem zu Ludwigslust.

Kranker schlief, ich legte ihm das Sträußchen auf den Tisch, der neben seinem Bette stand. Als er aufwachte, fand er ihn und war sehr überrascht über denselben. Nachmittags erzählte er mir davon und lobte den Strauß, daß er so schön gewesen, aber das Wort bei dem Strauße sei noch viel schöner. Der Kranke hat Recht, Gottes Wort ist das Schönste, was wir Menschenkinder auf Erden besitzen. Aber die Gottesworte waren auch gut ausgewählt. Bald hieß es: Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten (Ps. 126, 5), bald: Fürchte Dich nicht, denn ich habe Dich erlöset, ich habe Dich bei Deinem Namen gerufen, Du bist mein (Jes. 43, 1). Hier wurde Jemand zur ausharrenden Treue durch den Spruch: Sei getreu bis an den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben (Offenb. Joh. 2, 10), dort wieder ein Anderer zur Geduld ermahnt mit dem Verslein: Geduld, Geduld, wie lange wird's noch währen, so blühn uns aus der Thränensaat die Aehren der ewigen Freude auf durch Gottes Huld? Der Eine wurde mit den Worten, die Jesus an Petrum richtet, gefragt, ob er den HErrn Jesum lieb habe: Simon Johanna hast Du mich lieb? (Joh. 21, 15) und in dem Anderen Gedanken über sein Leid geweckt durch Röm. 11, 22: Darum schaue die Güte und den Ernst Gottes. Ueberhaupt waren die Sprüche wohl geeignet, die Kranken zu veranlassen, über sich und ihre Lage nachzudenken und sich unter Gottes Wort zu stellen. Einzelne Sprüche, z. B. Hos. 14, 6: Israel soll blühen wie eine Rose, und Hohel. 2, 1: Ich bin wie eine Blume zu Saron und eine Rose im Thal, schlossen sich eng an die Blumen des Sträußchens an. Die Deutung der Rose auf den HErrn Christum ist ja ziemlich bekannt. Durch alle Sprüche zog sich der Geist hindurch, von dem das Wort herrührt:

Des Christen Herz auf Rosen geht,
Wenn's mitten unterm Kreuze steht.

Nachmittags war ich Zeuge, wie ein Kranker, ein alter Mann, aus seinem Zimmer in einen der anderen Säle ging, um dort einen jungen Menschen zu besuchen. Er hatte seinen Strauß in Händen und wollte sehen, welchen Spruch dieser sein junger Freund bekommen und welcher der beste sei. Welcher ist der beste? Laßt sehen. Der Alte hatte bei seinen Blumen den Vers bekommen: Ach ich bin viel zu wenig zu rühmen Deinen Ruhm, der HErr ist ew'ger König, ich eine welke Blum'! Jedoch weil ich gehöre gen Zion in Sein Zelt, ist billig, daß ich mehre Sein Lob auf aller Welt. Der junge Mann das Wort 1. Thess. 5, 25: Liebe Brüder, betet für uns. Beide kamen überein, daß Jeder einen guten Spruch habe, gewiß das allein Richtige.

Diese freundliche Art unserer Kranken zu gedenken, erinnerte mich an ein Wort, das ich kürzlich las: „Kühnlich darf man auf christliche Liebesthätigkeit das Wort der Schrift anwenden: Wer reichlich säet, wird auch reichlich ernten. Wer Barmherzigkeit in Christi Namen übt, übe sie auch wie er, freundlich und reichlich." Man hüte sich vor Verschwendung, aber auch vor der Knauserei. Man gebe dem Armen, Kranken, Arbeitsunfähigen zu leben; aber — kann man es irgendwie, so gestalte man ihm sein Leben freundlich.

Nur dann wird man das Gefühl der Liebe erwecken — und Liebe ernten. Lebhaften Dank hat diese Aufmerksamkeit für die armen Kranken in ihnen hervorgerufen und die Spenderin der Blumen erntete reiche Liebe. Möge sie darin empfinden, daß geben seliger ist denn nehmen (Apostelg. 20, 35). Gewiß hat Mancher von ihnen Gedanken gehabt, wie ich sie neulich in einem Liedlein niedergelegt fand, das eine langjährige Kranke gemacht:

Sollt' ich heut von Schmerzen sagen?
Sollt' ich seufzen, sollt' ich klagen?
Nein, heut weiß ich nur von Wonne
Und von heller Freudensonne;
Denn der schönste Frühlingsschimmer
Glänzt in meinem kleinen Zimmer.

Jede zarte duft'ge Blüthe
Leuchtet mir in mein Gemüthe!
Eine grüß ich nach der andern, —
Und zur trauten Freundin wandern
Meine freudigen Gedanken,
Herzensinnig ihr zu danken.

Es ist schön, daß man jetzt auch hier bei uns anfängt, mit Blumen die Kranken zu erfreuen. In England hat man längst zu diesem Zwecke Vereine gegründet, die, weil sie in ähnlicher Weise, wie ich es eben geschildert, Gottes Wort als die schönste Blüthe mit den Blumen verbinden, viel Segen stiften sollen. Suchen wir recht den Kranken und Elenden ihr Leidensleben, soweit es möglich ist, freundlich zu gestalten.

Es wird die Leser freuen, zu hören, daß diese Blumenspenden seitdem zwei Mal von derselben gütigen Hand wiederholt sind, zuletzt zum Jahresfeste, den 3. November. Die Freude an den Blumensträußchen war eine große, so daß ich den Wunsch nicht unterdrücken kann, daß im nächsten Jahre diese Blumenspenden nicht aufhören mögen. Vielleicht erinnert sich dieser kleinen Erzählung dann der Eine oder der Andere, der einen Blumengarten hat, und läßt seine Blumen auch hierher wandern. Eine Stätte, wo man sie gern hat, ist ja nun gezeigt. Einstweilen freilich werden wir uns mit den Blumen begnügen müssen, die der Winter uns gewiß bald an die Fenster zeichnen wird.

Druckfehler-Berichtigung.

In Nr. 2 dieses Blattes Seite 8, Spalte 2, Zeile 3 von oben, muß es statt: 1 Commendator, heißen: 2 Commendatoren und Zeile 9, statt: 2 Commendatoren: 1 Commendator.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63 — 65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten


Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 30. Januar 1878. **Nr. 5.**

1. Jacob Heinrich Graf von Rechteren-Limpurg, Herr der Herrschaften Rechteren und Verborg, Rechtsritter seit 1872, † zu Zwoll in den Niederlanden 13. Januar 1878.
2. Moritz Reinhold von Grünewaldt, Kaiserlich Russischer General der Kavallerie, General-Adjutant Seiner Majestät des Kaisers und Mitglied des Reichsraths, Ehrenritter seit 1827, † zu St. Petersburg 5. Januar 1878.

Im Krankenhause des Johanniter-Ordens zu Beirut in Syrien

sind im Jahre 1877: 275 Männer, 170 Frauen und 99 Kinder, zusammen 544 Personen, ärztlich behandelt und verpflegt worden, und zwar im Ganzen 15,650 Tage.

Das Jahr 1877 begann mit einem Bestande von 28 Männern, 11 Frauen, 10 Kindern, zusammen 49, während der Zugang pro 1877 beträgt: 247 Männer, 159 Frauen, 89 Kinder, zusammen 495.

Dann sind im Laufe des Jahres 1877:

	Männer	Frauen	Kinder	Summa.
1. gestorben . . .	13	5	1	19
2. ungeheilt oder nur gebessert entlassen	47	24	10	81
3. geheilt entlassen .	189	124	78	391
4. am Schlusse des J. 1877 in Behandlung verblieben .	26	17	10	53
wie vor . . .	275	170	99	544.

Von den 1877 neu Aufgenommenen 495 Personen waren:

1. Europäer 29 (17 Männer, 8 Frauen, 4 Kinder).
2. Muhamedaner 51*) (21 Männer, 18 Frauen, 12 Kinder).
3. Drusen*) 24 (11 Männer, 5 Frauen, 8 Kinder).
4. Orientalische Christen 388 (196 Männer, 127 Frauen, 65 Kinder).
5. Juden*) 3 (2 Männer, 1 Frau).

*) Siehe Nr. 28 de 1877 den Artikel: „Zur Abwehr!" S. 161 und Seite 162 Spalte 1.

Außer den 1877 im Hause behandelten Kranken, wurden in dem zum Krankenhause gehörigen, eigens dazu erbauten Hause 10,906 poliklinische Consultationen ertheilt.

Die Zahl der im Krankenhause im vergangenen Jahre behandelten 544 Kranken bleibt hinter der im Jahre 1876, der höchsten überhaupt erreichten, nur um 1 zurück. Dagegen findet sich ein Mehr von fast 600 Verpflegungstagen und von etwa 1800 poliklinischen Consultationen. Die Leistungen des Hauses sind also im Wachsen geblieben.

Die Gesammtausgaben derselben für 1877 betragen 115,153 Piaster, ca. 17,280 Mark, denen nur 13,398 Piaster für Pflegegelder, 6537 Piaster für Arznei, 2397 Piaster aus der Oeconomie des Hauses, 1290 Piaster Geschenke und 379 Piaster aus der Hausbüchse, zusammen 24,001 Piaster, circa 3600 Mark, als Einnahme gegenüberstehen, während der Ueberrest von 13,680 Mark aus der Ordens Kasse zugeschossen worden ist.

Im Durchschnitt verursachte jeder Verpflegungstag eines Kranken dem Hause eine Ausgabe von 7⅓ Piaster ca. 1 Mark 10 Pf., dem Orden eine solche von 6 Piastern ca. 90 Pf., während die Differenz von 1⅓ Piaster ca. 18 Pf. auf die Einnahme des Hauses an Pflegegeldern 2c. zu rechnen ist.

Das pontische Küstenland und Hocharmenien.

(Fortsetzung.)

Den 27. Juli.

Unsere gestrige Tagereise wurde zu 6 Stunden Wegs berechnet; heute stand uns ein doppelt so langer Ritt bevor, weshalb wir auch schon in der Frühdämmerung um 4 Uhr aufstehen mußten. Bis nun aber die Pferde, denen man über Nacht Weidefreiheit in den

Wäldern oberhalb des Dorfs gegönnt hatte, mit Hilfe der Dorfjugend eingefangen, hergebracht und zur Reise geschirrt waren, verging eine gute Stunde, während welcher wir, in der Morgenkühle die Hände reibend, umhertrippelten. Es war dies entschieden schlecht eingerichtet, denn wir hätten die Zeit, die uns nun ganz verloren ging, benutzen können, unser Frühstück einzunehmen. Statt dessen hatten wir, als wir endlich aufgebrochen waren schon nach halbstündigem Ritt bei dem höchstgelegenen Hause Andôns wieder anzuhalten, weil der Muchtar, gleichsam um uns den dann folgenden Weg über das unwirthliche Gebirge möglichst abzukürzen dahin seine Bewirthung hatte tragen lassen. Nach einer Barometermessung meines Reisegefährten ist dieser Ort ungefähr 530 Meter hoch; die Nähe des Meeres bewirkt aber eine Abkühlung der Temperatur über Nacht, die eine viel größere Höhe vermuthen lassen könnte. Auch der herrliche Wasserreichthum dieser Thäler hängt mit den vom Meere gesandten Niederschlägen zusammen. Schon am Abend vorher waren wir in einen Nebel oder ein Gewölk gekommen, das allmählig unsere Kleidungsstücke durchnäßte. Auch jetzt war die Luft so trübe, daß man den naßschlüpfrigen Weg nur auf wenige Schritte, die sicher viele Reize bietende Scenerie der Berglandschaft gar nicht sehen konnte. Um die Pferde zu schonen, gingen wir oft lange Strecken zu Fuße, immer am Rande jäher, felsiger Abhänge, aus deren Tiefe das dumpfe Rauschen nicht sichtbarer Waldbäche unser Ohr traf. Als wir höher kamen, wurde der Nebel zeitweilig dünner, und wir bemerkten dann, daß die Gegend einem herrlichen Parke glich, in welchem über demselben schönen Unterholz, das wir gestern soviel bewundert, einzelne Baumriesen, eine Fichtenart, wohl die bei den Alten als Schiffszimmerholz so beliebte pinus pontica, sich erhoben. Warum hier nirgends ein eigentlicher Hochwald besteht, bin ich nicht im Stande zu sagen, wahrscheinlich ist auch dies Gebirge noch zu sehr im Bereich kurzsichtigen menschlichen Eigennutzes gelegen. Die Fichten an denen wir nahe vorüber kamen, kränkelten Alle von großen ihnen am Fuße beigebrachten Wunden, die sich nur aus der Absicht erklären ließen, das hervorquellende Harz technisch oder commerziell zu verwerthen.

Um 9 Uhr gelangten wir auf die Höhe des Berges, an welchem das Dorf Andôn liegt und welcher in seiner Gesammtheit nach der in diesem Lande bestehenden Districtmäßigkeit der Ortsgebiete, die Mark des Dorfes bildet. Die Stelle heißt Andôn Baschi (Antons-Gipfel) und befindet sich nach einer Barometermessung meines Reisegefährten ungefähr 1212 Meter über dem Meeresspiegel. Es wurde nöthig gefunden, dort unsere Thiere etwas weiden zu lassen — es waren nämlich Stuten, welchen nach Ansicht der Orientalen eine derartige unregelmäßige Fütterung nicht schadet, weshalb sie auch bei Touren, wie die unsrige, der Möglichkeit jeweiliger Wiederherstellung ihrer Kräfte durch Fressen wegen, den Hengsten, die ihre bestimmten Zeiten zur Fütterung und Tränkung haben, vorgezogen werden. Wir befanden uns dort auf der Wasserscheide zwischen dem Asforos und dem sich westlich von Risa in das Meer ergießenden noch wasserreicheren Kalopotam, zu dem wir nach einstündigem Ritt auf der Höhe durch eine tiefe Schlucht hinunterstiegen. Wie es den einen Quellbach hinunterging, so ging es den andern hinauf; wir kamen immer höher. Die Vegetation wurde immer alpenmäßiger. Die Rhododendren und Azaleen standen hier in herrlichster Blüthenpracht, jene im zartesten Violett, diese brennend gelb, unter den sonstigen zahlreichen, meist durch schöne Färbung und seltener durch ihren Duft sich auszeichnenden Blumen fielen mir besonders einige Orchisarten auf. Bäume gab es hier schon längst nicht mehr, aber auch das Unterholz erreichte nicht mehr die Höhe wie weiter unten, und erhob sich oft kaum über den üppigen Gräsern und Kräutern. Auf einem spärlich mit Gras bewachsenen Plateau, das allem Anschein nach erst seit wenig Tagen von seiner Schneehülle freigeworden war, kamen wir plötzlich aus den Wolkenmassen heraus und sahen dieselben nun unter uns wie ein von den wunderbarsten Lichteffecten übergossenes wogendes Meer, auf welchem die sämmtlichen höheren Gipfel des Gebirges zu schwimmen schienen. Die meisten dieser Spitzen waren mit Schnee bedeckt und glänzten silbern im Sonnenschein unter einem tiefblauen Himmel. Wir unterschieden zwei Ketten, eine höhere links, von unsern Leuten die lazischen Berge genannt und eine flachere, wenn auch in die Schneeregion reichende östlich, uns als die Berge von Ispir bezeichnet. Zwischen beiden war eine geringe Senkung bemerklich und auf diese führte unser Weg zu.

An einem Schneefelde, das wir nach einiger Zeit erreichten, machten wir Halt um ein von Andôn mitgebrachtes Frühstück zu uns zu nehmen. Wir fanden daselbst ein weißes ganz niedriges Rhododendron in voller Blüthe, obwohl von dem erst kürzlich darüber weggethauten Schnee die ganze Pflanze noch ein schmutziges, verkümmertes Ansehen hatte. Auch einige Veilchen und eine violette Aurikel blühten bereits. Die Stelle wurde uns Tschaghyran Tasch (Echo Felsen) genannt. Nach zweistündiger Rast ermahnten uns die Führer bringend zur Weiterreise, da wir noch 5 bis 6 Stunden zurückzulegen hätten, bis wir wieder an Häuser kämen. Wir befanden uns über 2000 Meter über dem Meeresspiegel und glaubten damit den höchsten Punkt unsrer Tour erreicht zu haben, doch führte der Weg nach einer geringen Bodensenkung über noch höhere Kuppen. Uebrigens hatten wir uns auf diesem Hochplateau über sonstige Schwierigkeiten, wie die Thäler deren so viele boten, nicht zu beklagen. Nach einer Stunde kamen wir an den Fuß eines sich über der Bergebene erhebenden kegelförmigen Gipfels, in welchem zwischen den Schneefeldern die Vegetation ganz aufhörte, und von dem an der andern Seite ein tiefes Thal sich absenkte. Ein seltsames Bild bot sich uns, als wir den Abhang gegen dies Thal hinunter ritten. Dicht

vor uns ein schäumender rauschender Waldbach, der sich von einem ausgedehnten Schneefelde ergoß; um uns an den schroffen Abhängen die zahlreiche Rinderheerde irgend eines entlegenen, aber auf diesen Höhen während des Sommers seine Sennerei betreibenden Dorfes; unter uns das Wolkenmeer, ein Thal verhüllend, aus dem das ferne Tosen des Waldbachs zu uns drang und über diesen Bach hinüber auf einen Hügel am Horizont 10 bis 12 junge Männer, Eigenthümer und Hüter der Heerde, die zum Tone einer Sackpfeife, ohne sich im Mindesten um die doch auch wohl für sie seltene Erscheinung von Reisenden zu bekümmern einen jener orientalischen Tänze aufführten, welche durch die vollkommene Gleichzeitigkeit ihrer bald langsamen, bald schnellen, hier sogar wilden, Bewegungen einen so eigenthümlichen Eindruck machen.

Das Thal, in das wir hinunterstiegen, heißt Jedi Tschukur, Siebenquellenthal, und entsendet seine Gewässer in den Kalopotam. Schon bald ging es die östliche Bergwand wieder hinauf gegen die höchste Kuppe zu, über die uns heut unser Weg führte. Der Berg heißt Demir Daghi, Eisenberg. Wir erreichten den Gipfel, auf dem eine schneidend kalte Luft wehte, um 6 Uhr Abends — nach einer Messung meines Reisegefährten waren wir über 2500 Meter höher als der Meeresspiegel. Unsre Pferde, welche hier zweimal über große Schneefelder ziehen mußten, waren namentlich durch das häufige Einsinken bis über das Knie so erschöpft, daß wir uns ihnen, als es dann wieder einen steilen, holprigen Bergsad abwärts ging, nicht anvertrauen zu können glaubten und uns anschickten, unsern Leuten zu Fuß zu folgen. Es war dies ein schwieriges Stück Arbeit, denn bald kamen wir wieder in das Gewölk; zu der Steilheit und den Rollsteinen gesellte sich noch die Schlüpfrigkeit wegen der Nässe, und bald trat eine durch den Wolkenschleier bedingte rabenschwarze Nacht ein. Nach anderthalbstündiger Mühsal kamen wir an Häuser, deren Vorhandensein sich uns nur durch das rasende Gebell der Wächterhunde verrieth, unsern Führern aber selbstverständlich bekannt war. Da die Bewohner derartiger Weiler im Sommer sammt und sonders mit dem Vieh ins Gebirge ziehen und nur ein paar alte Weiber zum Einhüten zurücklassen, so zweifelten unsere Leute gleich von vorn herein, ob wir da ein Unterkommen finden würden; indessen war die Ermüdung so groß, daß ein Versuch gemacht werden mußte. Unser Tschauſch, der sonst in dem Orte Bescheid zu wissen schien, gab sich die größte Mühe, mit Klopfen und Schreien ein lebendes Wesen auf die Beine zu bringen; es war Alles umsonst, Nichts rührte sich. Um nicht in dem fein prickelnden Regen auf dem nassen Boden zu übernachten, mußten wir vorwärts. Wir waren an einen Waldbach gelangt, dessen weißschäumende, laut tosende Gewässer das Einzige waren, das wir in der Dunkelheit erkennen konnten; in dem Thale, aus welchem dieser Bach kam, sollte etwa eine halbe Stunde höher hinauf der dem Musellim von Nisa unterstehende Ajan, Districtschef, dieser Thäler wohnen, an dessen Thüre, hieß es, wir nicht vergeblich klopfen würden. Unsere Müdigkeit überwog aber jetzt alle Rücksicht auf die überangestrengten Thiere, und daß auf solchen Wegen die eignen Füße nicht mehr Sicherheit bieten, als diejenigen von, wenn auch müden, doch in den Bergen herangewachsenen Pferden, wußten wir, seit wir den Demir Daghi heruntergekommen, aus Erfahrung. Wir stiegen also wieder auf und ließen uns wie Gepäckstücke über Felsen und Gerölle weiter schleppen, bis in der That, nach ungefähr einer halben Stunde von dem Dunkel der Bergwand ein Licht uns entgegenglänzte. Was man so sehr wünscht, wagt man kaum zu hoffen, oder vielmehr man fürchtet, durch allzusichere Vorfreude den Neid des Geschicks herauszufordern. So nahten wir uns denn zagend dem vielverheißenden Lichte, und erwarteten ängstlich die Kunde, die der mit dem Tschauſch vorangerittene Dolmetscher uns bringen sollte. Doch dauerte dieser Zustand nicht lange; so unerwartet dem Hausherrn der Besuch sein mußte, so zögerte er doch nicht zu erklären, daß wir willkommen seien, und schickte gleich zwei Diener, um uns beim Absteigen behülflich zu sein und uns in dem dunkeln Hause eine steile Treppe hinauf in das Gastzimmer zu geleiten. Bis vor die Thür dieses Zimmers kam uns der Hausherr begrüßend entgegen, ein Fünfziger mit grau melirtem Bart, die Beine vom Knie abwärts unbekleidet, und auch sonst durch sein Aeußeres nicht imponirend, aber mit einem vertrauenerweckenden Zuge in seinem Gesicht, der zu unserm Behagen nicht wenig beitrug.

Das Zimmer —, dasselbe in welchem ich dies schreibe — nimmt einen unverhältnißmäßig großen Theil des obern Stockwerks des Hauses ein, es ist gegen 24′ lang, bei 12′ breit, der Eingang ist an einer schmalen Seite in der Mitte und ihm gegenüber befindet sich ein, aus behauem Granit aufgebauter großer Kamin, auf dem, fleißig von den Dienern geschürt, ein lebhaftes Holzfeuer brannte. Der Weg von der Thür zum Kamin theilt das Zimmer gleichsam in zwei Hälften, zu beiden Seiten sind Sitz- beziehungsweise Schlafplätze, rechts nur durch Teppiche und harte Pfühle bezeichnet, und für die Leute bestimmt, links mit weichern Matratzen versehen und eine Art Divan bildend, für uns. Der Hausherr nahm bescheiden bei den Leuten Platz. In der Mitte des Zimmers prangt auf einem sechseckigen, mit Perlmutter eingelegten Tabouret auf altem, schwerem Messingleuchter ein Talglicht, hier das Symbol höchster Civilisation. Drei Fenster befinden sich an der rechten Langseite; nach Sitte des Landes sind sie mit einem eleganten Gitterwerk und außerdem Laden versehen, entbehren aber des Glases. Unser abgehärteter Hausherr hatte bis zu unsrer Ankunft bei offnen Fensterladen am Kaminfeuer gesessen und diesem Umstande verdankten wir den Lichtschein, der von so weither unser Zielpunkt geworden war. Uns zu Liebe wurden diese Laden jetzt ge-

schlossen und bald fing eine Wärme an sich zu verbreiten, die uns, naß und verfroren, wie wir waren, außerordentlich wohlthat. An dem Kaminfeuer wurde alsbald für uns Kaffee gekocht und nach nicht zu langer Zeit erschien eine einfache, gute Mahlzeit, so daß wir uns in bester Verfassung zur Ruhe begeben konnten.

(Schluß folgt.)

Deutsche Adelssagen.

47. Der letzte Graf von Ziegenhain,

Herr Hans mit Namen, war ein gewaltiger Mann, von dessen Stärke man sich noch manches herzhafte Stücklein erzählt. Es war ihm ein leichtes, einen Wagen mit einem Fuder Wein auf die Seite zu rücken oder quer vor die Straße zu stoßen, daß die Häuser krachten. Herr Hans aber lag oftmals an der Straße und paßte den Kaufleuten auf. Bat ihn dann einer um Gnade und Erbarmen, so lachte er in den großen Bart und spottete seiner. Endlich zog er mit Landgraf Ludwig dem Friedsamen nach dem heiligen Lande. O wehe aber! In Venedig erkannte ihn ein Kaufmann, den er auch einst im Habichtswalde geworfen hatte und wollte ihn festnehmen lassen. Zu guter Stunde kam noch der Landgraf hinzu und löste ihn mit vielem Gelde. Wie sie nun nach Hessen wieder zurückkamen, mußte er dem Fürsten seine Grafschaften Ziegenhain und Nidda auflassen; blieb aber mit seiner Gemahlin in geruhigem Besitz derselben, bis er kinderlos als der letzte seines uralten Stammes starb.

48. Die Sagen der Schauenburger.

Die Grafen von Schauenburg oder Schaumburg stammen von den Edlen von Sandersleben her, welche schon zu Kaiser Ottos III. Zeiten in hohen Reichsämtern erscheinen und deren Burg einst auf dem Nesselberge unweit von Minden stand. Deshalb führen sie ein Nesselblatt im Wappen.

Als aber Kaiser Konrad II. einst an dem Berge vorbeiritt und die Veste erblickend, sprach: „Schau, — eine Burg!" nannte das Volk zum Andenken des kaiserlichen Wortes das Schloß „Schauenburg."

Das alte Wappen der Sandersleben soll ein blauer Löwe in weißem Felde gewesen sein. Das Nesselblatt, welches übrigens wahrscheinlich nur aus einer einfachen Schildverzierung hervorgegangen ist, hat überdies noch zu andern Sagen Veranlassung gegeben. Es heißt, daß die drei Blumen zwischen den Blättern die drei Nägel vom Kreuze Cristi seien. Friedrich der Rothbart habe sie dem Grafen Adolf, welcher mit ihm zum heiligen Lande gezogen war, verliehen, ihm auch zum Preise seiner Tapferkeit erlaubt, auf dem Helme eine Dornenkrone zu tragen.

Unter den Mitgliedern des Hauses Schaumburg ist zunächst Graf Uffo mit seiner Gemahlin Hildburg von der Sage gefeiert. Ihm träumte einst im Auslande, die ferne Gattin habe ihm während seiner Abwesenheit neun Kinder geboren. Er fuhr zu Lande, sagt die Chronik, und seine Gattin kam ihm mit den Worten entgegen: „Ich glaubte dich todt, aber ich bin nicht allein geblieben, ich habe dir, während du in der Ferne weiltest, neun Kinder geboren und sie Gott geweiht!" Damit meinte die fromme Gräfin neun Kirchen, welche sie unterdessen gestiftet und reichlich ausgestattet hatte. In der Kirche des ehemaligen Klosters Möllenbeck an der Weser ist das Bild der Hildburg noch heut zu sehen.

Was die Schauenburger Grafen dem Holstenlande und der Stadt Hamburg gewesen sind, hat die Geschichte rühmend aufgezeichnet. Eine besonders anziehende Gestalt unter ihnen ist Graf Adolf IV., der Sieger von Bornhöved. Die Sage berichtet, daß an dem blutigen Tage auf sein Gebet die heilige Magdalena, in den Wolken sichtbar, mit ihrem Schleier die Sonnenstrahlen von den Häuptern des für die deutsche Sache streitenden Heeres abgewendet habe. Die Heilige sandte in jener heißen Schlacht auch den erquickenden Regen, welcher die wackeren Kämpen Holsteins und Lübecks erquickte. Seit jener Zeit, daß die Schauenburger glorreich über Holstein herrschten, deutete man auch ihr Nesselblatt auf die drei Theile des Landes: Ost- und West-Wagrien und Dithmarsen. Graf Adolf IV. soll am Tage von Bornhöved auch das Gelübde gethan haben, welches er später ausführte, nämlich sich dem geistlichen Stande zu weihen. Im Jahre 1240 trat der ritterliche Graf als Mönch in das von ihm gestiftete Marien-Magdalenen-Kloster zu Hamburg ein. Seine erste Messe las er, zum Diaconus geweiht, in der St. Magdalenen-Kapelle des Franciskaner-Stiftes zu Bornhöved: — man sieht, wie die dankbare Erinnerung an jenen Sieg sein ganzes Leben durchzieht. Wie demüthig der seltene Mann aber gewesen, davon noch eine Sage.

Mit einer Kanne Milch ging er einst, unweit des Klosters zu Kiel, die Straße hinab, als ihm zwei seiner Söhne mit glänzendem Gefolge begegneten. Ein vorübergehendes Schamgefühl erfaßte den fürstlichen Mönch; er verbarg, so gut es gehen wollte, die Kanne unter seinem Gewande. Dann aber, unwillig über die ihm noch innewohnende Schwäche, warf er sich, noch ehe der Ritterzug ihn erreicht hatte, auf die Erde nieder, schüttete die Milch über sich hin und rief aus: „Schämst du dich um Christi willen eine Kanne Milch zu tragen? Wohlan, so beweise denn dein ganzer Leib, weß du dich schämtest!" Im Jahre des Heils 1261 führte ein seliger Tod den Grafen in's Himmelreich.

49. Die Forstmeister von Gelnhausen,

welche ehemals zu Kinzighausen saßen, verdanken der Sage nach ihren reichen Besitz dem Kaiser Friedrich Rothbart. Auf einer Jagd im Büdinger Reichsforste gerieth der greise Herr, — man weiß nicht mehr, wie — in Lebensgefahr. Da rettete ihn ein Dienstmann seines Gefolges. Zum Danke schenkte ihm der Kaiser soviel von dem Walde, als er von steigender bis zu

sinkender Sonne umreiten könnte, und gab ihm dem Namen Forstmeister. — Wir haben hier in dem Umritt wiederum nur die altgermanische Form der Besitzergreifung zu sehen. Von Rothbartsagen ist überdies das Hessenland erfüllt; sie gehören nicht hierher, — nur sei daran erinnert, daß die Sage auch von einer Tochter des Geschlechts von Gelnhausen erzählt, welche der Rothbart mit seiner Jugendliebe beglückte und die er nie vergessen konnte. Darum hielt der greise Kaiser auch noch in späterem Alter so gern Hof auf jener Stelle, wo jetzt noch die herrlichen Trümmer seines Palastes stehen, weil jene Stätte sein Jugendglück gesehen hatte.

Die Victoria-National-Invaliden-Stiftung.

Die unter dem Protectorate Sr. Kaiserlichen und Königlichen Hoheit des Kronprinzen stehende Victoria-National-Invaliden-Stiftung veröffentlicht soeben ihren zehnten Bericht über die Wirksamkeit der Stiftung in dem Zeitraum vom 3. August 1876 bis dahin 1877.

Die Erledigung der laufenden Geschäfte hat nach demselben in unveränderter Weise ihren Fortgang genommen, doch mehren sich von Jahr zu Jahr die Schwierigkeiten, bei den neuen Unterstützungsanträgen den Zusammenhang der Hilfsbedürftigkeit mit dem Feldzuge von 1866 festzustellen.

Die Einnahmen der Stiftung sind dieselben wie im abgelaufenen Jahre, durch das Legat des hier verstorbenen Rentiers Friedrich Mohl um 15,000 M. und durch ein Abkommen mit den Testaterben des 1873 zu Andernach verstorbenen Regierungs-Raths von Brewer, welcher die Stiftung zur Universalerbin seines Nachlasses einsetzte, um 25,000 M. vermehrt. Die Einnahmen des Centralfonds der Stiftung bezifferten sich im letzten Jahre an Beiträgen und Geschenken auf 5577 M. 78 Pf., von den 21 Zweigvereinen ein Drittel der Einnahme 1511 M. 24 Pf., an Legaten 18,000 M. Zinsen 104,597 M. 29 Pf., diverse Einnahmen 2346 M., Summa 132,032 M. 14 Pf.

An Unterstützungen kamen bei der Centralverwaltung in Summa 223,188 M. 95 Pf. zur Ausgabe und wurden 1138 Invaliden und Hinterbliebene Gefallener ꝛc. fortlaufend mit 166,453 M. 50 Pf. und an 449 Invaliden und Hinterbliebene einmalig mit 34,792 Mk. 45 Pf., überhaupt 1587 Personen bezw. Familien mit zusammen 201,245 M. 95 Pf. unterstützt, wozu noch 21,943 M. Subventionen an die Zweigvereine treten. Im Vergleich zum Vorjahre haben sich die laufenden Unterstützungen um 50 Personen resp. Familien mit 7479 M. 75 Pf., die Subventionen an die Zweigvereine um 5621 Mk. erhöht, so daß im Ganzen 17,925 M. 75 Pf. mehr verausgabt worden sind. An neuen Bewilligungen sind im Laufe des letzten Jahres 35 Invaliden und 82 Hinterbliebene Gefallener mit 15,036 M. hinzugetreten, dagegen in Abgang gekommen 22 Invaliden mit 5844 M. 50 Pf. und 45 Hinterbliebene mit 4006 M. 50 Pf. An Bade- und Kurkosten-Beihilfen sind endlich im letzten Jahre an 33 Personen 7156 M. 10 Pf. bewilligt worden.

Das Capitalvermögen des Centralfonds der Stiftung betrug am Rechnungsabschluß, 3. August vorigen Jahres, zusammen 2,294,761 M. 21 Pf., gegen 2,397,639 M. 11 Pf. im Jahre zuvor, es hat sich also um 111,211 Mk. 32 Pf. verringert.

Die Gesammtausgabe an Unterstützungen und Subventionen seit der Gründung der Stiftung bis 3. August 1877 betrug 2,073,249 Mk., und dürfte die im Jahre 1875 aufgestellte Berechnung, daß das vorhandene Capitalvermögen ausreichen werde, um den jüngsten damals 28jährigen Invaliden im Jahre 1910 nach Erreichung eines Alters von 63 Jahren und die jüngste damals 80jährige Wittwe im Jahre 1913 nach Erreichung eines Alters von 68 Jahren zu unterstützen, im Allgemeinen zu treffen. —

Die Zweigvereine unterstützten im letzten Verwaltungsjahre 909 Invaliden mit 33,398 M. und 797 Familien mit 63,047 M., gegen das Vorjahr der Zahl nach mehr 250 Personen bezw. Familien, dagegen dem Betrage nach weniger mit 7712 M. Der Capitalbestand der Zweigvereine bezifferte sich am 3. August v. J. auf 718,306 M. oder 34,358 M. niedriger als im Jahre zuvor.

(Reichs- und Staatsanz.)

Kochschule und Speise-Anstalt für Frauen in Leipzig.

In unserer Zeit, in welcher man so sehr darauf bedacht ist, dem weiblichen Geschlecht neue Quellen der Bildung und des Erwerbes zu öffnen, wird oft, und zwar mit Recht, die Klage laut, daß viele Frauen so gar wenig von der Hauswirthschaft verstehen. Ist dies nun schon in Verhältnissen sehr mißlich, welche das Halten eines Dienstmädchens gestatten, wie nachtheilig wird Unkenntniß in der Wirthschaft dann erst sein, wenn die Frau genöthigt ist, den Haushalt allein zu besorgen und noch außerdem dem Manne mit erwerben zu helfen? Nichts aber untergräbt mehr das Glück der Ehe und Familie, als wenn die Gattin und Mutter nicht Haus zu halten versteht. — Diesem Uebelstand in seinem Kreise zu begegnen, hat der Frauenbildungsverein in Leipzig eine Kochschule für Mädchen, verbunden mit einer Speiseanstalt für alleinstehende Frauen und Mädchen, gegründet. Es wird in dieser Anstalt kräftige Hausmannskost, die Portion zu 30 und 50 Pf., verabreicht. Für ersteren Preis erhält man entweder Fleisch und Gemüse, oder Suppe mit Milch- oder Mehlspeise, oder Braten mit Kartoffeln; für letzteren außer den genannten Speisen stets noch Suppe, zum Braten außerdem Gemüse, Salat oder dergl. Die Anstalt steht unter der Aufsicht der Vereinsdamen; ein Mitglied derselben, eine Wittwe, hat die Wirthschaftsleitung übernommen. Ihr zur Seite

steht deren Tochter und ein Dienstmädchen. Mädchen, welche als Kochschülerinnen eintreten wollen, werden unentgeltlich aufgenommen, haben aber früh 8 Uhr zu erscheinen und alle vorkommenden Küchenarbeiten, als: Putzen von Gemüsen, Zu- und Anrichten des Fleisches, Tischdecken, Serviren, Reinigen des Geschirres, kurz alle häuslichen Arbeiten zu verrichten. Der Kursus ist vierteljährlich; sechs Mädchen werden gleichzeitig angenommen. Aus einer derartigen Lehrzeit gehen zwar noch keine vollendeten Köchinnen hervor; vermiethet sich aber ein so weit ausgelerntes Mädchen für die Küche einer Herrschaft, so hat es wenigstens von dem Nothigsten einen Begriff, während unsere jetzigen „Mädchen für Alles" meist gar nichts verstehen. Verheirathet sich aber das Mädchen, so wird ihm sehr zu statten kommen, daß es nahrhafte Hausmannskost auf billige Weise zubereiten lernte. In der besagten Anstalt werden vorzugsweise Ordnung, Reinlichkeit und anständiges Betragen gepflegt. Kein männlicher Fuß betritt die Anstalt. Vorzüglich aus diesem letzteren Grunde ist dieselbe eine wahre Wohlthat. Sie wird vorzugsweise von Mädchen besucht, welche in Läden, sei es als Verkäuferinnen oder Arbeiterinnen, beschäftigt sind und sich selbst beköstigen müssen. Während deren Wohnung oft zu weit ist, um in der kurzen Erholungszeit heimzugehen, viele auch dort nur kaltes Essen finden würden, liegt die Speiseanstalt im Mittelpunkte der Geschäftswelt. Essen die Mädchen in Restaurationen, so finden sie dort nichts als Männer und sind so manchem ausgesetzt. In der Speiseanstalt aber wird von 12—2 Uhr an sauber gedeckten Tischen in zwei großen Zimmern in anständiger Frauengesellschaft gespeist; denn auch viele gebildete Wittwen, Lehrerinnen ꝛc. suchen sie auf, Vereinsdamen sind immer gegenwärtig. Der ganze Ton ist dennach ein bildender und gemüthlicher. Jedes unreine weibliche Element bleibt von selbst weg, denn es findet hier seine Rechnung nicht. Die Anstalt besteht noch nicht ein Jahr und wird täglich von 40—50 Frauen besucht. Der Verein hat die Einrichtung aus eigenen Mitteln angeschafft und bezahlt vor der Hand noch Miethe und Heizung. Die Speisekosten decken sich bereits. Einen Abend in der Woche kommen die Mitglieder zusammen. Man beabsichtigt im Winter auch das Lokal zum Abendessen zu öffnen und zu dieser Zeit Suppe, Kaffee und Thee zu billigen Preisen zu verabreichen.

(„Social-Correspondenz".)

Statistisches.

Nach den Veröffentlichungen des Kaiserlich statistischen Amts im Hefte IX. der Monatshefte zur Statistik des Deutschen Reichs für das Jahr 1877 betrug am 1. April die Zahl der approbirten Aerzte im Reiche 13,728, so daß bei einer Gesammtbevölkerung von 42,727,360 Seelen im Durchschnitt auf je 10,000 Einwohner 3,21 approbirte Aerzte entfallen. In den einzelnen Staaten und deren Verwaltungsbezirken ist diese Vertheilung eine sehr verschiedenartige. In Preußen kommen durchschnittlich nur 3,09 approbirte Aerzte auf je 10,000 Einwohner, so daß also die Durchschnittsziffer für das Reich nicht erreicht wird. Zu den Bezirken mit starkem ärztlichen Personal gehören hier: Berlin (7,99 auf 10,000 Einw.), die Regierungs- ꝛc. Bezirke: Wiesbaden (5,48), Cöln (5,02), Hildesheim (4,79), Aurich (4,48), Hannover (4,21), Stralsund (4,17), Münster (4,13), Hohenzollern (3,91), Schleswig (3,75), Coblenz (3,53) und Cassel (3,52); dagegen sind die Aerzte besonders schwach vertreten in den Bezirken Gumbinnen (1,01 auf 10,000 Einw.), Köslin (1,47), Bromberg (1,32), Marienwerder (1,33), Oppeln (1,81), Posen (1,64), Frankfurt a. O. (1,94), Trier (2,15), Königsberg (2,21), Danzig (2,45), Erfurt (2,46), Liegnitz (2,61). Die übrigen nicht genannten preußischen Bezirke nähern sich der oben angegebenen Mittelzahl. Letztere wird im Königreich Bayern, welches 3,28 approbirte Aerzte auf je 10,000 Einw. zählt, überschritten und steht hier Ober-Bayern (5,17) und Unterfranken (3,90) obenan, während die Oberpfalz (2,30) und Niederbayern (2,31) die untersten Stellen einnehmen. Im Königreich Sachsen waren auf je 10,000 Einwohner 3,61 Aerzte vorhanden, und zwar in den Bezirken: Dresden 5,07, Leipzig 4,75, Bautzen 2,83 und Zwickau 2,10. In Württemberg mit 2,80 Aerzten auf 10,000 Einw. ist der für das Reich berechnete Durchschnitt nicht erreicht worden; während der Neckarkreis (3,71) denselben überschreitet, bleiben dagegen der Jagstkreis (1,95), der Schwarzwaldkreis (2,33) und der Donaukreis (2,83) hinter demselben zurück. Eine ziemlich gleichmäßige Vertheilung der Aerzte in ihren einzelnen Bezirken zeigen Baden und Hessen mit 3,53 bez. 3,74 Aerzten auf je 10,000 Einw. Von den übrigen deutschen Staaten haben eine über den Reichsdurchschnitt hinausgehende Aerztezahl folgende: Hamburg (5,89), Bremen (5,20), Waldeck (4,57), Lübeck (4,39), Mecklenburg-Strelitz (3,97), Braunschweig (3,57), Schwarzburg-Rudolstadt (3,39), Oldenburg (3,35), Schaumburg-Lippe (3,32), Sachsen-Coburg-Gotha (3,23), Sachsen-Weimar (3,29), Schwarzburg-Sondershausen (3,26). Dagegen stehen unter dem Durchschnitt: Mecklenburg-Schwerin (3,20), Anhalt (3,16), Elsaß-Lothringen (2,86), Lippe (2,85), Sachsen-Meiningen (2,78), Reuß ä. L. (2,77), Sachsen-Altenburg (2,74) und Reuß j. L. (2,27).

(Reichs- und Staats-Anz.)

Die so verdienstvolle Gedenkschrift:

„Das Kloster Drübeck. Ein tausendjähriger geschichtlicher Rückblick und Beschreibung der Klosterkirche. Im Auftrage Sr. Erlaucht des regierenden Grafen Otto zu Stolberg-Wernigerode bearbeitet von Dr. Ed. Jacobs, gräflichem Archivar und Bibliothekar. Wernigerode 1877"

aus der wir in Nr. 1 und 2 dieses Blattes Mittheilungen gebracht haben, ist wie man uns schreibt, zum Besten des Drübecker Klosterfonds der Buchhandlung von Max Finkbein (vormals Förstermann) zu Wernigerode in Commission gegeben worden und kann von derselben für den Preis von 2 Mark bezogen werden.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 6. Februar 1878. **Nr. 6.**

1. **Moritz Freiherr von Bethmann**, Ehrenritter seit 1865, † zu Frankfurt am Main 2. December 1877.
2. **Moritz Ludwig von Wrochem**, Rittergutsbesitzer, auf Czerwentzitz bei Ratibor, Ehrenritter seit 1863, † zu Czerwentzitz 30. December 1877.
3. **Friedrich Wilhelm Eggert Henning von Plätz**, Majoratsbesitzer, auf Stuchow bei Schwirsen in Pommern, Ehrenritter seit 1876, † zu Montreux 20. Januar 1878.
4. **Hans von Quitzow**, Generalmajor a. D., Ehrenritter seit 1862, † zu Parchim in Mecklenburg 22. Januar 1878.

Das pontische Küstenland und Hocharmenien.

(Schluß.)

Den 28. Juli.

Die Sonne stand schon lange am Himmel als wir (gegen 7 Uhr Morgens) uns erhoben, und alsbald erschien auch ein Imbiß von Gerstenbrod, Ziegenkäse und Honig, bei welchem der Hausherr, er hieß **Suleiman** Aga, ohne sich zu betheiligen, uns Gesellschaft leistete. Erst jetzt kam auf unsere Reisepläne die Rede, und wir eröffneten ihm, daß wir nach Ispir am Tscharakfluß wollten. Da nun unsere Rifaer Pferde von hier zurückkehren mußten, so stellte er uns, was die Transportmittel anbetraf, seine Beihilfe in jeder Weise zur Verfügung, protestirte aber gegen unsere baldige Abreise, da er nach orientalischem Brauch das Recht habe, uns drei Tage zu beherbergen. Uns war ein kurzer Aufenthalt in dem reizenden Gebirgsthale ganz genehm und somit ließen wir uns gern festhalten. Während wir gegen 11 Uhr ein warmes Frühstück zu uns nahmen, wurden, laut wiehernd, von einer entfernten Alpenweide drei prächtige Hengste vor das Haus geführt, um die der Aga geschickt hatte, und auf denen er, nachdem sie mit reich gestickten türkischen Sätteln versehen worden, mit uns einen Spazierritt machen wollte. Die batanischen Bestrebungen meines Reisegefährten, in welchen er nur ein Forschen nach wunderbaren Heilkräutern sah, interessirten ihn nämlich in hohem Grade, und somit führte er uns in ein stilles, baumloses Gebirgsthal, das ihm selber durch den Duft und die Farbenpracht der dort beim Zurückweichen des Schnee's aufsprießenden Blumen aufgefallen war. Ich theilte in vollem Maße das Vergnügen meines Reisegefährten am Botanisiren in einem solchen Thale; die ganze Alpenwiese war wie ein reizendes Blumenbeet, von einem Garten sich noch durch das Ueberraschende neuer Entdeckungen und unerwarteter Funde auszeichnend. Die ansehnlichsten Pflanzen schienen mir ein gelber Türkenbund und eine schneeweiße, eine hohe Rispe bildende Orchidee, welche der Aga nicht mit Unrecht als Salep bezeichnete. Es war auch wohl ein kleiner unschuldiger Eigennutz dabei, der den Mann zu der Förderung der medicinischen Forschungen Dr. K.'s veranlaßte. Er war mehrfach verheirathet, und Eine der Perlen seines Harems litt an chronischem Zahnweh, so daß an ihr die Panacee, falls sie entdeckt wurde, gleich erprobt werden sollte. Nach unserer Rückkehr wurde denn auch Dr. K. in das Harem geführt und unterwarf die Patientin einer Cur, deren Erfolg er weiter nicht beobachten konnte.

Meine eignen sprachlichen Studien hatten für den Aga kein Interesse; für eine Beschäftigung mit einem Idiom, dem der türkische Staat jede Existenzberechtigung abspricht, das nie eine Literatur besessen, und, wenn auch überall im Familienkreise gesprochen, im öffentlichen Verkehr ganz vom türkischen verdrängt und so zu sagen auf den Aussterbeetat gesetzt worden ist, fehlte ihm das Verständniß. Die Arbeit ging in der Weise vor sich, daß ich neben meinem lazischen Effendi sitzend, demselben auf türkisch Fragen vorlegte, wie dies oder das im Lazischen heiße, und dann die Antwort unter seinen Augen mit arabischen Buchstaben, die wir beide kannten, niederschrieb. Die darin gebotene Controle war wegen der feinen, in unserm Alphabet nicht ausdrückbaren Klangunterschiede der Consonanten noth-

wendig. Oft war es mir trotz feiner Wiederholung nicht möglich diese Unterschiede bei aller Aufmerksamkeit mit dem Ohre aufzufassen, und dann schrieb mein Lehrer das Wort mit seinem Schreibrohr graoitätisch auf den Nagel der linken Hand, die angeborene Schreibtafel, deren sich in dem weiten, papierarmen Lande Kleinasien die Schulmeister in ähnlichen Fällen zu bedienen pflegen. Je weniger aber den Gebieter, um so mehr interessirten meine Fragen seine Tschausche und Kawassen, welche um mich und Ibrahim Efendi eine dichte Gruppe zu bilden pflegten und zum Verdrusse des letztern die eigne Weisheit oorlaut auszukramen liebten.

Den 29. Juli.

Heute machten wir einen Ausflug nach dem von uns vorgestern spät in der Dunkelheit passirten und damals so unwirthlich gefundenen Dorfe. Dasselbe heißt Djemil und ist schon in seiner Bauart durchaus verschieden von den in der Nähe des Meeres gelegenen Ortschaften; die Häuser sind nämlich würfelförmig aufgeführte, mit dem Rücken sich an die Bergwand lehnende rohe Steinbauten mit terrassirtem, flachen Dach, welches auf grob behauenen, über die Wände gelegten Balken ruht. Das Thal heißt Hemschin, verderbt aus dem Armenischen Hamamschen (Hamamshausen), nach einem armenischen Feudalherrn, welcher vor Alters die lazischen Stämme des Gebirges unterwarf und armenische Ansiedler hieherführte, ohne, wie die noch heut fortbestehende Sprache zeigt, für die armenische Nationalität Terrain gewinnen zu können. Der wasserreiche, brausende Fluß, der sich das Thal hinab ergießt, ist der Kolopotamos, welcher, wie schon früher bemerkt, dem Schwarzen Meere zuströmt.

Den 30. Juli.

Heut hatten wir die dritte Nacht in dem Hause unsers Aga zugebracht, so daß er uns auch nach seinem eignen Gastrechtscodex nicht länger aufhalten konnte. So erschienen denn auch heut Morgen die nöthigen Pferde und Geleitspersonen. Der Aga dehnte seine Freundlichkeit noch über den Aufenthalt in seinem Hause hinaus aus, indem er uns beiden Reisenden gute Sättel lieh; alsdann begleitete er uns eine Strecke, und wir nahmen Abschied.

Wir hatten nunmehr die Hauptwasserscheide dieses Gebirges, diejenige zwischen dem Kalopotam und dem Tschorokflusse zu übersteigen, einen schroff abfallenden, schneebedeckten Rücken, welcher seitwärts das Thal von Djemil oder Hamschin abschließt. Als wir nach anderthalbstündigem Ritt, an den Schnee gelangten, stiegen wir dem Rathe unsrer Führer folgend, ab und wateten mit großer Beschwerde den steilen Berg hinan. Es war nämlich schon zu heiß, als daß die Rinde, welche sich über den Schneefeldern zu bilden pflegt, noch Stand gehalten hätte, so daß wir in der Regel durchtraten und einsanken; man begreift leicht, daß den Pferden bei dem unebnen Untergrunde, bis auf den sie mit jedem Schritte gelangten, die Höhe noch weit mehr Beschwerde bot als uns. Denselben mußte daher auch, als wir gegen halb 12 Uhr oben angekommen waren, eine längere Ruhe gewährt werden, die wir dazu benutzten, unser mitgebrachtes Frühstück zu verzehren. Leider wurde bei dieser Gelegenheit das Barometer meines Reisegefährten, obwohl es sehr sorgfältig bei Seite gelegt worden war, zerstört, vermuthlich absichtlich, um irgend einen schädlichen Zauber zu verhindern. An das böse Auge und hundert andere übernatürliche, schädliche Einflüsse der Fremdlinge, mit denen das Schicksal den Orientalen zusammenführt, glaubt ja der Letztere auf das Festeste, und gewiß sah das sonderbare Instrument, das Dr. K. auf dem Rücken trug und wie seinen Augapfel behütete, nicht danach aus, als ob es Segen oder Heil bringen würde. Natürlich dachten wir zuerst an einen, uns freilich selbst völlig unbegreiflichen, unglücklichen Zufall, — die Absichtlichkeit wurde uns erst klar, als das von Dr. K. in einer Flasche aufgefangene und wohlverkorkt mitgenommene Quecksilber bei Gelegenheit einer spätern Rast, während wir botanisiren gegangen waren, heimlich hervorgesucht und verschüttet wurde.

Der Berg, auf welchem wir uns befanden, heißt Djemil Baschi, derselbe eröffnete uns die Aussicht in ein ödes, wildes Thal, von felsigen, kahlen Bergwänden eingefaßt, aus dem sich weithin die Spitzen in die Schneeregion erhoben. Mühsam klommen wir in das Thal hinunter; dasselbe heißt Tschapansui-Dereßi und entsendet ein gleichnamiges Gewässer gegen den Tschorok. Dem starken Gefälle des durch unzählige Sturzbäche anwachsenden Flüßchens folgend, waren wir eine Stunde weit abwärts geritten, als wir an der gegenüberliegenden Bergwand die dürftigen Häuschen von Tschapan Jailassi, dem Sennerdorfe der Hauptortschaft des Thals, Tschapan Kjoi, bemerkten. Allmählig begann auch die Vegetation, und wir sahen zahlreiche Rinder und Schafheerden, für welche reichhaltiges Futter vorhanden zu sein schien. Im Uebrigen erfreute hier keine Waldung, ja — einzelnen verkrüppelten Weiden abgerechnet — kaum ein Gebüsch das Auge; wir hatten nicht blos eine Wasser-, sondern auch eine Vegetations- und Völkerscheide hinter uns. Da der Weg allmählig weniger abschüssig wurde, so war ich der Gesellschaft etwas vorangeritten, und starrte plötzlich zurück, da ich einen aus der Erde aufsteigenden rauchenden Schornstein vor mir erblickte. Ich befand mich auf dem terassirten und mit verdorrtem Grase bewachsenen Dache eines zu Tschapan-Kjoi gehörigen, hochgelegenen Hauses! Natürlich zog ich mein Pferd zurück und zwang es einen steilen, felsigen Pfad hinunter, der mich in die Front des besagten Hauses, und in das einer Seitenschlucht des Hauptthales eingefügte Dorf führte.

Mit dem Tschapanthale waren wir auf armenischem Boden angelangt, und die Eigenthümlichkeiten der armenischen Bauart äußerten sich gleich in diesem Dorfe, dessen Häuser sammt und sonders in den Berg hinein

gebaut sind, so daß nur die Vorderseiten herausstehen, und die starken flachen Dächer der untern, die Straße der obern bilden. So einladend, wie die lustigen Häuser am Schwarzen Meere mit ihren Balcans und Erkern sind diese düstern, dumpfigen Steinhöhlen freilich nicht; der schleunigst von seinen Feldern herbeieilende Muchtar führte uns dienstwillig zu dem Konak, Fremdenhause, doch machte dies auf uns einen so unsaubern Eindruck, daß wir uns nicht entschließen konnten, es zu benutzen. Wir wurden nun noch einer Art Schuppen geführt, einen gegen die Thalseite offnen, nur auf drei Holzpfeiler gestützten, im Uebrigen aber ebenfalls aus der Bergwand vorragenden Baue, woselbst wir uns für die Nacht einrichteten. Gegen fünf Uhr Nachmittags, waren wir angekommen; bis wir aber die Nachtlagerfrage geregelt hatten, war — was in diesen hohen Bergen früh geschieht — die Sonne schon untergegangen, und damit trat sofort eine unangenehme Kälte ein. Ein lustiges Feuer aus weit hergeholtem Reisig, war uns demnach sehr willkommen, an ihm führten wir auch unsere Tagebücher weiter.

Den 31. Juli.

Unsere türkischen Begleiter, eifrige Muhammedoner, weckten uns schon vor Sonnenaufgang mit ihrem Gebet; da aber das Ziel unsrer heutigen Tour, die Stadt Ispir am Tschorokfluß, nur vier Stunden entfernt war, so wurde erst gegen 9 Uhr aufgebrochen. Eine kurze Strecke unterhalb unsers Dorfes, wendet sich das Thal westwärts; unsere südliche Richtung beibehaltend, stiegen wir daher die Bergwand zu unserer linken hinauf, die bald so steil wurde, daß wir auf den tief unter uns brausenden Fluß fast mit Schwindel hinunter blickten. Allmählig gelangten wir in den obern Theil eines Seitenthales des Tschapansui, welches uns mit seinem Dorfe Masan genannt wurde. So kalt die Nacht gewesen war, so heiß brannte jetzt in den baumlosen Felsenthälern die Sonne auf uns herab; wir waren erschöpft und hungrig, ein uns von dem Muchtar des Dorfes gebrachtes Frühstück hatte demnach unsern vollen Beifall. — Schon lange hatten wir über den Höhenzug vor uns hinweg, die sich gleichfalls in die Schneelinie erhebende, jenseitige Bergwand des Tschorok bemerkt; nur eine kurze Strecke oberhalb Masan gelangten wir auf jenen Höhenzug, und sahen nunmehr den besagten Fluß, weit und breit den bedeutendsten der Gegend, selber sich durch sein tiefes, steiniges Bett dahin winden, gerade unter uns durch einen mächtig vorragenden, mit gewaltiger Burgruine gekrönten Felsen eingeengt. Auf hartem Geröll, klommen wir in fast unerträglicher Sonnenglut den steilen Berg zu Fuß hinab, passirten dann mittels einer Holzbrücke den Fluß und befanden uns am Fuße des felsigen Vorsprungs, der uns mit seinen Mauerresten schon von fern so sehr imponirt hatte, und an dessen, dem Flusse abgewandten Abhange wir die Häuser von Ispir, in gleicher Weise, wie es bei den Dörfern bemerkt, in den Boden eingegraben fanden. Die eigenthümliche Bauart war auch der Grund gewesen, daß wir von Oben Nichts von einem bewohnten Orte hatten sehen können.

Ispir, einst eine Provinzialhauptstadt des uralten Königreichs Armenien, ist noch jetzt der Sitz eines türkischen Musellim, welcher von dem Pascha des, jenes Königreich darstellenden Ejalets Erzerum abhängt. Wir freuten uns, nach Armenien einen neuen, der geographischen Wissenschaft unbekannten Weg über ein von Europäern noch nicht betretenes Gebirge ausfindig gemacht zu haben. Ein Besuch des centralen Hochlandes von Armenien war allerdings in unserm Plane; jedoch mußte zunächst die Erforschung des pontisch-lazischen Gebirges vervollständigt werden. Auf einem andern, nördlichen Wege kehrten wir daher über dasselbe noch einmal an das Schwarze Meer zurück und überstiegen es dann zum dritten Male, um nach der, hoch über dem untern Laufe des Tscharak gelegenen Stadt Artwin zu gelangen. Ueber die weitere Reise von Artwin nach dem obern Kur-Thale und dann durch die Quellgegend des Euphrat noch Erzerum gedenke ich, wiederum meinem Tagebuche folgend, in einem zweiten Artikel zu berichten.

„Heil Dir im Siegerkranz.“*)

In Nr. 50 und 51 des letztverflossenen Jahrgangs 1877 habe ich die Entstehung des englischen Nationalliedes: God save the King nachzuweisen gesucht, ohne mich indessen auf die Ueberführung desselben noch Deutschland einzulassen. Seitdem habe ich Gelegenheit gefunden mich über die näheren Details und Daten desselben zu unterrichten, die ich im Folgenden mittheile.

Das Lied in seiner ursprünglichen Gestalt mit der Ueberschrift: Lied für den dänischen Unterthan, an seines Königs Geburtstag zu singen, in der Melodie des englischen Volksliedes: „God save great George the King“ unterzeichnet H Harries erschien zuerst im zweiten Jahrgang des Flensburger Wochenblatts, 29. Blatt vom 27. Januar 1790. S. 225—227. Der Geburtstag des Königs Christian VII. von Dänemark war zwei Tage später, den 29. Januar. Es enthält 8 Strophen und beginnt mit den Worten:

Heil Dir, dem liebenden
Herrscher des Vaterlands
Heil, Christian Dir!

Der Verfasser dieser ersten deutschen Version Heinrich Harries, damals Candidat der Theologie, war zu Flensburg am 9. September 1762 geboren und starb 1802 den 28. September zu Brügge bei Kiel als Prediger. Seine gesammelten Gedichte erschienen in 2 Theilen 1804 bei Hammerich in Altona. Darin findet sich Theil II. S. 158—161 das Gedicht in seiner

*) Vergleiche Hoffmann v. Fallersleben: Unsere Volksthümlichen Lieder, sowie Kreuzzeitung vom 24. September 1858. Nr. 223, auch Lud. Frege: Zur Geschichte des preußischen Volksliedes.

ursprünglichen Gestalt abgedruckt mit der Anmerkung: „Dieses Lied ist nach Preußen gekommen und dort mit einigen Abänderungen auch öffentlich gesungen worden."

Wirklich enthielt auch die Spener'sche Zeitung Nr. 151 vom 17. December 1793 eine als „Berliner Volksgesang" betitelte und zu fünf Strophen verkürzte Umarbeitung unterzeichnet „Sr." d. i. Balthasar Schumacher, geb. zu Kiel 1755.

Strophe 1, 2 und 3 hat er fast wörtlich beibehalten, aus den drei ersten Zeilen der 5. und den vier letzten Zeilen der 4. seine 4. Strophe zusammengefügt und aus den drei ersten Zeilen der 4. und den vier letzten der 5. Strophe seine 5. Strophe, dann aber den Schluß: die 6., 7. und 8. Strophe des Harries weggelassen. Man kann dies schwerlich mit Schumacher „eine freie Uebersetzung" des englischen Volksliedes nennen, eher eine den preußischen Verhältnissen angepaßte Umänderung der ersten deutschen Version des Harries, dessen Autorschaft indessen dabei gar nicht genannt worden war. Schumacher mochte denn auch fühlen, daß sich seine Autorschaft auf die Dauer bei einem so verbreiteten Liede nicht halten würde, er gab daher 1801 eine Umarbeitung in 7 Strophen heraus, die jetzt sehr selten geworden ist und den Titel führt: „God save the King! Ritual eines Preußischen Volks-Festes nach den Anordnungen der English ancient musical Society in London auf deutschen Boden verpflanzt von Sr., Dr. d. R. Berlin 1801." In der Zueignung, die B. G. Schumacher unterzeichnet ist, heißt es unter Anderem: „Als ich vor sieben Jahren zuerst aus London nach Berlin kam, wagte ich einen Versuch in einer freien Uebersetzung dieses Volksliedes, das noch jetzt in den 5 Versen: Heil Dir im Siegerkranz, Vater des Vaterlands rc. in Berlin geschätzt wird. In der gegenwärtigen Umarbeitung habe ich mich bemüht, die Lieblingsgedanken des gütigen Publikums beizubehalten, und nur an einigen Orten dem Reime seine erste richtige Form zu geben. Dieser Volksgesang ist also durchaus keine wörtliche Uebersetzung des Englischen God save the King; er hat auch nicht einen tief durchdachten Gedanken, keinen Schwung der Poesie; Dinge, die schlechterdings nicht in einen Volksgesang gehören." In dieser Umarbeitung hat der Verfasser die frühere 5. Schlußstrophe fortgelassen und dagegen drei selbstgemachte hinzugefügt. Später ließ er das Lied auch im Einzeldruck ohne Abhandlung erscheinen. Es führt hier den Titel: „Preußischer Volks-Gesang. Fünfte Auflage vom Verfasser selbst revidirt, nach der von Herrn Hurka in Berlin abgeänderten Londoner Musik, Berlin 1801."

Getäuscht durch die obige Abhandlung, wurde Lud. Frege veranlaßt in einer besonderen Schrift: „Zur Geschichte des preußischen Volksliedes. Berlin 1850 bei Hayn" den Umarbeiter Schumacher zum Verfasser des Liedes zu machen.

Das Lied ist indessen niemals in dieser Gestalt vom Publikum angenommen worden und so blieb dem Schumacher nur das Verdienst das Harries'sche Lied für den dänischen Unterthan mit kleinen Abänderungen als preußische Nationalhymne nach Berlin eingeführt zu haben.

Schließlich sei hier noch einer der frühesten Nachahmungen des englischen God save the King, Erwähnung gethan, die sich mit mancherlei Veränderungen bis jetzt erhalten hat, z. B. bei Fink, Hausschatz Nr. 418. Die Weise erschien zuerst im: Taschenbuch des Gesanges 2 Bändchen, Stuttgart, Steinkopf 1796 Nr. 78. 5 Strophen. Im Jahre 1817 sang es noch die Burschenschaft in Jena, siehe Deutsche Burschenlieder mit vierstimmigen, gesetzten Weisen. 1. Sammlung Jena 1817, Nr. 14. 6 Strophen. Der Anfang desselben lautet:

Heil unserem Bunde, Heil!
Dem deutschen Bunde Heil!

Dr. Leesenberg.

Das Diaconissenhaus Elisabethenstift zu Darmstadt

hat den Bericht über das 19. Jahr des Bestehens desselben, der bei dem Jahresfeste am 21. November 1877 erstattet worden ist, veröffentlicht, dem wir Folgendes entnehmen:

Die Zahl der 66 Diaconissen ist seit dem Jahresfeste 1876 unverändert geblieben. Von den Novizen ist eine, von den Probeschwestern sind zwei zurückgetreten und dagegen 7 neu eingetreten. So waren denn am 21. November v. J.: 66 Diaconissen, 23 Novizen, von denen an dem genannten Tage 5 eingesegnet worden sind und 7 Probeschwestern, im Ganzen 96 vorhanden.

Die Zahl, der auf auswärtigen Stationen in Krankenhäusern, in der Gemeindepflege und in Kleinkinderschulen arbeitenden Schwestern ist um 10 gewachsen und betrug während des Sommers 69, während des Winters 67; davon 8 im deutschen Hospitale zu London, 10 im städtischen Krankenhause zu Darmstadt, 3 im Johanniter-Krankenhause zu Niederweisel rc. rc.

Im Mutterhause selbst befinden sich außer 10 in der Ausbildung begriffenen Schwestern, einschließlich der Oberin, sowie der arbeitsunfähigen Schwestern, 19. Es wurden in demselben 102 Kranke verpflegt und außerdem fand das ganze Jahr hindurch die ambulatorische Behandlung von Kranken statt, welche sich täglich zur bestimmten Stunde in der zum Hause gehörigen Barake einfinden.

Faßt man das Arbeitsgebiet der Schwestern des Elisabethenstifts in Zahlen zusammen, so wurden von ihnen in Krankenhäusern das Jahr hindurch ungefähr 5370 Kranke verpflegt, in ihren Wohnungen etwa 600. Täglich befanden sich in der Pflege der Schwestern durchschnittlich 432 Kranke, darunter 50 bis 60 kranke Kinder, daneben etwas über 100 Pfründner und Hospitaliten. In den Kleinkinderschulen sind gegen 300

Kinder, in ständiger Erziehung 26, in Strick- und Nähschulen wöchentlich zweimal etwa 200 Kinder.

Die Kassenverhältnisse betreffend, so hebt der Bericht den reichen Ertrag des von Ihrer Königl. Hoheit der Frau Prinzessin Carl von Hessen, der hohen Protectorin des Elisabethenstifts, arrangirten Bazars hervor, der 12,041 Mark 50 Pf. einbrachte, — gerade genug, um die vorhandene Schuldenlast abzutragen.

Die gesammte Einnahme des Stifts betrug 59,726 M. 41 Pf., denen an Ausgaben 58,096 M. 33 Pf. gegenüber stehen.

Die Bekämpfung der Völlerei, insbesondere auf dem Wege der Gesetzgebung.

So lautete das Thema des jetzt im Selbstverlage der rheinisch-westfälischen Gefängnißgesellschaft (für 25 Pf.) erschienenen Vortrags von Pastor Stursberg auf der letzten Generalversammlung der Gesellschaft, am 9. August. Wir führen aus dem Vortrage einige Data und Bemerkungen an, welche den kürzlich im Abgeordnetenhause in Berlin vom Abg. Miquel erhobenen, und von allen Parteien gebilligten Klagen zur nachdrücklichen Bestätigung gereichen. Die Steuer der Brennereien in Rheinland und Westfalen betrug in Westfalen 1872: 1,508,568 M., 1873: 1,699,629 M.,1874: 1,809,009 M., 1875: 2,005,303 M., in der Rheinprovinz 1872: 1,294,872 M., 1875: 1,693,788 M. Westfalen hat hier also einen traurigen Vorzug. Beide Provinzen zusammen lieferten ca. $^1/_{15}$ der Gesammtsteuer des deutschen Reichs. Während in Rheinland die Verkaufsstellen geistiger Getränke von 1870—76 um 24,77 Procent gestiegen waren, galt vom Regierungs-Bezirk Arnsberg seit 1869 die schreckliche Ziffer: 65,32 Procent (seit 1870: 54,52); der Durchschnitt für die Provinz Westfalen stellte sich auf 46,11 resp. 38,79 Procent. Es ergiebt sich, daß in Rheinland 1 Verkaufsstelle schon im Jahre 1871 auf 146 Einwohner kam, 1875 sogar auf 135, in Westfalen 1871: auf 169 und 1875 auf 149! Ungemein zahlreich sind die Verkaufsstellen in Mülheim a. Rh., Kalk, Ehrenfeld, Mayen, Kempen, Lüttringhausen (überall 1 auf unter 100). Der Kreis Lennep hatte allein 883, gerade auf 100 Einwohner 1! In Cöln war ein Rückgang der Verkaufsstellen zu constatiren, dagegen in Amt Bochum eine Zunahme von 138,70, in Stadt Bochum von 141,51, in Dortmund von 199,29 und in Alsweiler (Kr. St. Wendel) von 221,43 Procent! Während in Dortmund die Bevölkerung von 1875—76 um 21 abnahm, nahm die Zahl der Verkaufsstellen um 51 zu! In Bochum nahm die Einwohnerzahl um 643 ab, die andere Zahl um 43 zu! Die größte Vermehrung hat also in den rasch aufgeblühten Industriebezirken und da stattgefunden, wo Arbeiterbevölkerung zerstreut wohnt, d. h. gerade da, wo die Gesetzgebung mit Energie der Vermehrung entgegentreten sollte, weil sie von den übelsten Folgen sein muß. — Und nun, diese Folgen! Die Zahl der durch die bürgerlichen Communalbehörden aus etwa der Hälfte des Regierungs-Bezirks Düsseldorf angegebenen Gewohnheitstrinker betrug 2005, ebenso aus Cöln (mit Ausschluß von Cöln, Mülheim a. Rh. u. A.) 1097, in Aachen (excl. Stadt) 933., in Coblenz 943, in Trier 1507, in Summa 6485, also schon eine bedeutende Zahl, die für die ganze Rheinprovinz und in Wirklichkeit mindestens wohl verdreifacht werden kann. Die Zahl der Verhaftungen Betrunkener stieg in Aachen (von 1870—76) von 286 auf 313, in Elberfeld von 381—740, in Barmen von 286—491, in Düsseldorf von 211—493, in M.-Gladbach von 160—210, in Dortmund von 285—586. — Was das Verhältniß der Trunksucht zu den Vergehen und Verbrechen betrifft, so hat nach der Mittheilung des königl. statistischen Bureaus in den preußischen Strafgefängnissen sich eine Zahl von 8807 Trinkern, 46 Pct. der Gesammtzahl, befunden, und zwar wegen Mord 237, wegen Todtschlag 220, Todtschlagsversuch 128, Raub und Straßenraub 618, Diebstahl 5212, Körperverletzung 575, Unzucht und Nothzucht 575, Brandstiftung 383, Meineid 157. In einer Fabrikstadt von 80,000 Einwohnern, in der 6400 Köpfe fortlaufend aus öffentlichen Mitteln unterstützt wurden, waren 15 Procent unterstützungsbedürftig wegen Trunksucht der Familienhäupter, ca. 240 Familien! In der weiblichen Irrenanstalt zu Aachen befinden sich 25 notorische Trinkerinnen, ca. 22 Procent, in der männlichen 23, ca. 20 Procent, aller Pfleglinge. Dieses Laster untergräbt unaufhaltsam die Sittlichkeit, das Leben der Familie, wirft die sich selbst überlassene mißhandelte Frau oft in die Arme der Prostitution, legt in den aus solcher Ehe hervorgegangenen Kindern den Keim zum Verbrechen aller Art, aber auch den Keim einer verkrüppelten jämmerlichen Generation. „Es ist hohe Zeit, daß das Strafgesetz der Trunkfälligkeit den Stempel des strafbaren Vergehens aufdrückt", ein Punkt, in dem Deutschland augenblicklich noch hinter England, Schweden, Frankreich, Oesterreich zurücksteht.

Statistisches.

Auf Grund eines Beschlusses des Bundesraths vom 24. Oktober 1875 sind statistische Aufnahmen über die Aerzte und das medicinische Hilfspersonal, die Apotheken und die Heilanstalten, sowie die wissenschaftlichen, medicinischen und pharmaceutischen Vereine im Reiche nach dem Stande vom 1. April 1876 ausgeführt worden. Die Resultate dieser Erhebungen sind vom Kaiserlichen statistischen Amte im Septemberheft der Monatshefte zur Statistik des Deutschen Reichs für 1877 veröffentlicht worden, und entnehmen wir daraus folgende Angaben.

Im Deutschen Reiche practicirten 13,728 approbirte Aerzte, darunter 12,049 frei practicirende Civilärzte, 344 ausschließlich für Anstalten beschäftigte und 1335 Militärärzte. Außerdem waren 1565 Wund- und Landärzte vorhanden, welche zwar die Approbation zur Heil-

praxis erworben haben, aber den Titel Arzt nicht führen dürfen. Von den Aerzten wohnten 7816 in Städten mit 5000 und mehr Einwohnern, die übrigen 5912 in kleineren Orten. Im Durchschnitt kommen auf je 100 Qu.-Kilometer der Reichsfläche $2_{,54}$ approbirte Aerzte, von denen $2_{,23}$ frei practiciren, und auf je 10,000 Einwohner $3_{,21}$ approbirte, unter ihnen $2_{,82}$ frei practicirende Aerzte. In den Städten von 5000 und mehr Einwohnern finden sich auf je 10,000 Einwohner $7_{,49}$, im übrigen Lande nur $0_{,79}$ approbirte Aerzte. Neben den Aerzten und Wundärzten, welche ihre Praxis auf Krankheiten aller Art ausdehnen dürfen, wurden noch 498 approbirte Zahnärzte gezählt. Geprüfte Heildiener werden 4723 angegeben, außerdem in Lübeck 1 geprüfter Krankenpfleger und 3 militärärztlich geprüfte Lazarethgehülfen. In Baden, Mecklenburg-Schwerin, Oldenburg, Reuß ä. L. und Lippe sind Heildiener unbekannt und auch in Sachsen, Württemberg und Elsaß-Lothringen nur in geringer Zahl vorhanden. An ausgebildeten Krankenpflegerinnen sind 633 frei practicirende, 1760 Diakonissinnen, 5763 barmherzige und andere Ordensschwestern und 525 Angehörige anderer Genossenschaften und Vereine gezählt; es sind unter letzterer Zahl vorzugsweise die unter dem Schutze der Frauenvereine wirkenden Krankenpflegerinnen zu verstehen, welche weder Diakonissinnen sind, noch einem geistlichen Orden angehören. Hebammen waren 33,134 vorhanden, davon 5078 in Städten von 5000 und mehr Einwohnern. Es fanden sich danach durchschnittlich $6_{,14}$ Hebammen auf je 100 Qu.-Kilometer und $7_{,75}$ auf je 10,000 Einwohner. In Städten von 5000 und mehr Einwohnern wurden nur $4_{,86}$ Hebammen durchschnittlich auf je 10,000 Einwohner gezählt, ein Verhältniß, welches eine sehr viel günstigere Vertheilung der Hebammen über das flache Land erkennen läßt, als sie bei den Aerzten der Fall ist. An nicht approbirten Medicinalpersonen, welche sich mit der Behandlung kranker Menschen notorisch befassen, bez. ihren Gewerbebetrieb bei der Behörde angemeldet haben, sind 575 männliche und 95 weibliche nachgewiesen; eine verhältnißmäßig große Zahl solcher Personen findet sich in den Regierungsbezirken Frankfurt, Coblenz und Wiesbaden, im württembergischen Donaukreis, in Hamburg und im Unterelsaß, namentlich aber in den sächsischen Bezirken Dresden, Leipzig und Zwickau. Thierärzte sind im Ganzen 3255 (darunter 580 aktive Militär-Roßärzte) gezählt worden. Danach finden sich auf je 100 Qu.-Kilometer durchschnittlich $0_{,60}$ approbirte Thierärzte, und auf je 10,000 Einwohner deren $0_{,76}$. Vergleicht man die Zahl der Thierärzte mit der Menge des im Reiche vorhandenen Nutzviehes, so ergiebt sich, daß auf je 1 Thierarzt die Zahl von 7357 Haupt Großvieh im Durchschnitt kommt.

Was die Apotheken betrifft, so waren an solchen einschließlich der Filialen am 1. April 1876 überhaupt 4416 und daneben 903 Dispensiranstalten aller Art vorhanden. Unter den eigentlichen Apotheken ausschließlich von 144 Filialen befanden sich im Privatbesitz 1884 realberechtigte bez. privilegirte, 2092 personalberechtigte bez. konzessionirte und 283 sonstige, die übrigen 43 waren im Besitz der Krone, des Staats, der Gemeinden und Korporationen. Unter den Dispensiranstalten waren 466 ärztliche Hausapotheken, 274 Dispensiranstalten des Militärs und 163 bei Krankenhäusern. Auf 100 Qu.-Kilometer kommen durchschnittlich $0_{,82}$ Apotheken und $0_{,17}$ Dispensiranstalten, auf je 10,000 Einwohner $1_{,03}$ Apotheken und $0_{,21}$ Dispensiranstalten. 1643 Apotheker führen ihr Geschäft ohne Gehülfen oder Lehrlinge, während in 1683 Apotheken je 1 Gehülfe oder Lehrling, in 684 je 2, in 198 je 3, in 148 je 4 und in 60 je 5 und mehr Gehülfen oder Lehrlinge beschäftigt werden. Das pharmaceutische Personal in den Apotheken und Dispensiranstalten betrug, außer 4465 Besitzern, Pächtern oder Verwaltern, 1796 approbirte, 1511 nicht approbirte Gehülfen und 1369 Lehrlinge. — Bezüglich der Heilanstalten haben die Ermittelungen ergeben, daß 1678 allgemeine öffentliche Krankenanstalten mit 65,819 Betten im Reiche vorhanden waren; daneben bestanden 307 allgemeine Krankenanstalten mit privatem Charakter mit zusammen 9883 Betten, 348 Militärlazarethe mit 26,473 Betten, 102 öffentliche Irren-, Heil- und Pflegeanstalten mit 24,440 Plätzen, 97 private solche Anstalten mit 3892 Plätzen, 498 andere öffentliche und private Anstalten für specielle Heilzwecke und Heilmethoden mit 10,392 Betten, so daß also die Zahl sämmtlicher Heilanstalten im Reiche 3030 mit 140,899 Betten oder Plätzen betrug und durchschnittlich ein Bett oder Platz derselben auf je 303 Einwohner kommt. — An wissenschaftlichen medicinischen und pharmaceutischen Vereinen endlich sind im ganzen Reiche 294 (davon 126 in Preußen), gezählt worden, und zwar: 244 wissenschaftliche ärztliche (davon 100 in Preußen), 12 thierärztliche (davon 9 in Preußen) und 38 pharmaceutische Vereine (davon 17 in Preußen).

Kinderheilanstalten in Badeorten.

Eine neue Kinderheilanstalt in dem Badeorte Kreuznach ist in die stetig sich mehrende Reihe von Kinderheilanstalten, die s. Z. in diesem Blatte erwähnt sind, eingetreten. Ein stattlicher Neubau soll im Frühjahr dieses Jahres dem Gebrauch übergeben werden. Für 80 Kinderbetten wird der Raum beschafft. In wie hohem Grade Kreuznach für eine solche Anstalt sich eignet, ist bekannt. Freilich sind manche Schwierigkeiten noch zu überwinden. Von den 75,000 Mark, die erforderlich sind, müssen 50,000 noch aufgebracht werden.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63 — 65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 13. Februar 1878. **Nr. 7.**

1. Heinrich LXIX. Fürst Reuss zu Schleiz-Köstritz, Durchlaucht, Ehrenritter seit 1836, † zu Köstritz 1. Februar 1878.
2. Robert August Graf von Zedlitz, genannt Trützschler von Falkenstein, Rittergutsbesitzer, auf Frauenhain bei Mettkau in Schlesien, Ehrenritter seit 1856, † zu Frauenhain 2. Februar 1878.

Auf dem am 16. Januar c. zu Hannover stattgehabten Rittertage der Hannoverschen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens ist an Stelle des Ehrenritters: Oberstlieutenants im 3. Garde-Regiment zu Fuß von Lobenthal, welcher wegen des ihm bevorstehenden Garnisonwechsels das Amt als Mitglied des Convents der genannten Genossenschaft niedergelegt hat, der Ehrenritter: Regierungs-Präsident a. D. von Rotze, zu Hannover, zum Mitgliede dieses Convents gewählt worden.

Das Hospiz des Johanniter-Ordens in Jerusalem

hatte im verflossenen Jahre eine noch beschränktere Thätigkeit als im Vorjahre 1876. Wie die sich immer dichter zusammenziehenden Wolken am politischen Horizont, natürlich die Reisenden im Allgemeinen von der Türkei abhielten, so war die Zeit auch nicht geeignet, fromme Pilger zum Besuch des Heiligen Landes zu veranlassen; und als gerade in dem zu diesem Besuche geeignetsten Augenblick des griechischen Osterfestes sich das Gewitter des russisch-türkischen Krieges entlud, mußte man im Interesse der Pilger selbst erst günstigere Zeiten herbeiwünschen.

Es wurden deshalb im Jahre 1877 im Ganzen nur 67 Gäste im Hospize beherbergt; davon 52 erster und 15 zweiter Klasse; Letztere sämmtlich deutsche Handwerker. Von den Gästen erster Klasse sind zunächst zu bemerken 14 Officiere der Kaiserlich Deutschen Marine, unter denen sich der Capitain-Lieutenant Freiherr von Koppy befand, der einzige Johanniter-Ritter, welcher im Laufe des Jahres die Anstalt besucht hat. Ferner öffnete dieselbe im Monat April ihre gastliche Pforte den evangelischen Geistlichen aus Beirut, Alexandrien und Cairo, welche zur Abhaltung der jährlichen Pastoral-Conferenz in Jerusalem eintrafen. Außerdem befanden sich unter den Gästen erster Klasse noch 2 Pastoren, 7 Missionare und 8 Lehrer.

Die gesammten Ausgaben der Anstalt pro 1877 betrugen: 41,642 Piaster circa 6250 Mark, dagegen wurden an Verpflegungsgeldern von den Gästen erster Klasse (die Gäste zweiter Klasse wurden unentgeltlich verpflegt) vereinnahmt: 28,183 Piaster 20 Para, sowie an Miethe für ein kleines Magazin 120 Piaster, zusammen: 28,258 Piaster 20 Para, circa: 4240 Mark, so daß der Zuschuß des Ordens beträgt: circa 2010 Mark.

Zur Geschichte der deutschen Zunge des Johanniter-Ordens.

Von Dr. Herquet.

V.

Gelegentlich eines Aufsatzes über die Eroberung von Rhodos in Nr. 15 dieser Blätter de 1877 haben wir die Vermuthung ausgesprochen, es möge die von Pantaleon in seiner Nova historia militaris ordinis Joannitarum (Speier 1581) S. 97 gegebene Nachricht, wonach Helwig von Randersacker als Prior von Deutschland an der Spitze der deutschen Ritter den Zug nach Rhodos mitgemacht haben soll, auf einer Namenverwechslung beruhen. Inzwischen ist uns aus dem Reichsarchiv München und dem Bezirksarchiv Colmar urkundliches Material zugekommen, aus dem wir die unumstößliche Gewißheit erhalten, daß derselbe weder damals Prior war, noch auch, daß er sich an einer überseeischen Expedition betheiligt haben kann.

Helwig von Randersacker aus einem, spätestens im 15. Jahrhundert schon erloschenen frän-

lischen Geschlecht, dessen Stammsitz gleichen Namens am Main in der Nähe von Würzburg liegt und durch seinen Weinwachs einen guten Namen hat, wird als Prior van Ober-Deutschland in den Jahren 1299 und 1300 genannt. Sein Vorgänger ist Gottfried van Clingenvels, der unterm 22. Februar 1296 zum letztenmal genannt wird. (Staatsarchiv Düsseldorf, wodurch die in unserem „Heredia" S. 116 gegebene Liste der deutschen Priore eine Erweiterung erhält.) Von diesem Datum bis zum 5. April 1299 bleibt vorläufig für uns eine bedauerliche Lücke, deren Ausfüllung uns hoffentlich später gelingt.

Zum erstenmal tritt Helwig van Randersacker im Jahre 1289 auf. Er war damals Comtur von Würzburg und versprach als solcher am Tage der Unschuldigen Kindlein (28. December) dem Dietrich van Appels und seiner Frau Petrissa lebenslängliche Zinse von ihren Lehengütern zu Wilbrechtshausen, die sie der Commende Würzburg überlassen hatten. Weiterhin urkundet er als Inhaber derselben am 21. Januar 1291. Nachdem unterm 6. März 1294 Rugker von Scheffau als Comtur beglaubigt ist, tritt Helwig von Randersacker wieder als salcher unterm 14. April 1296 auf, indem er an diesem Tage eine Schenkung der Mechthildis, Wittwe des Jahannes Petelin, bestehend in 21 Acker Weinbergen und 6 Acker Saatland für seine Commende Würzburg bekennt. Seine Wahl zum Prior fällt in die nächstfolgenden drei Jahre, denn unterm 5. April 1299 bestätigt König Albrecht zu Baden ihm als Prior von Ober-Deutschland alle von den früheren Kaisern und Königen dem Johanniter-Orden ertheilten Privilegien.

Wir besitzen van Helfrich von Randersacker noch eine Urkunde, die er als Prior ausstellt und zwar unterm 30. Juni 1300 zu Mergentheim, wo der Johanniterorden einen ansehnlichen Besitz hatte, den er aber schon frühe an den Deutschorden vertauschte. Es handelt sich hier wieder um eine Schenkung (von 14 Acker Weinbergen) an die Commende Würzburg. Der Schenker ist erfreulicherweise diesmal ein Geistlicher und zwar der Dechant Albert von Neunkirchen.

Im Besitz des Priorats erscheint in demselben Jahre 1300 Hermann von Mainz (dies war, wie aus den Urkunden hervorgeht, sein Geschlechtsname), der uns zuerst im Jahre 1294 als Comtur von Cöln und als Stellvertreter des Priors Gattfried von Clingenvels begegnet. Auch er besaß es nur kurze Zeit. Schon unterm 9. Januar 1303 treffen wir Heinrich von Kindehausen als „hohen Meister des Spitals" und Hermann von Mainz ist sein Statthalter in der Wetterau und im Niederland (Cölnische Ballei).

In raschem Wechsel folgt Helfrich von Rüdingheim aus einem längst ausgestorbenen Adelsgeschlecht, das seinen Namen von dem Flecken Rüdingheim in der Wetterau trägt und das wahrscheinlich die dort bestehende kleine Johanniter-Commende — meist wurde sie mit der von Frankfurt am Main combinirt verliehen — gestiftet hat.

Helfrich wird schon unterm 5. September 1305 als „Großpräceptor von Deutschland und Böhmen" beglaubigt, ebenso für die Jahre 1307 und 1309.

Im Frühling oder Sommer sollte bekanntlich das neue „Passagium (Kreuzzug)" von Unter-Italien aus ins Werk gesetzt werden. Auf den Johanniterorden war aber in erster Linie gerechnet, wie denn auch sein Großmeister Villaret den Oberbefehl erhalten hatte. Er mußte deshalb seine Kräfte bis zum Aeußersten anspannen, und so treffen wir Helfrich von Rüdingheim, dem auch das Böhmische Priorat unterstellt war, unterm 22. Februar 1309 im Ordenshause zu Striegau, umgeben von den hervorragendsten schlesischen Comturen, die dortigen Verhältnisse regelnd. Als weitere Zeugen für die an dem genannten Tage ausgestellte Urkunde, worin er der Stadt Striegau zwei Hufen dafür schenkt, daß sie die dortigen Johanniter von allen „Nachtwachen" (Nachtdienst auf den Stadtwällen) befreit, finden wir den Bruder Symon de Dona und den Bruder Albert von Mainz (nicht zu verwechseln mit dem angeführten Hermann von Mainz) angegeben. Ersterer wird als „socius magistri" bezeichnet, ein Dienst, den wir später nur noch am großmeisterlichen Hofe finden; letzterer war Kaplan des Priors.

Ueber vier Jahre entschwindet Helfrich unseren Blicken. Wir begegnen ihm dann wieder in seiner alten Würde, die er unzweifelhaft unterdeß fortbekleidet hat, in der Balley Brandenburg. Unterm 8. März 1313 genehmigt er nämlich im Ordenshause zu Werben, daß der Rath von Werben die Kapelle mit dem Hause zum Heiligen Geist für 100 Mark Silber vom Orden kauft, wobei sich derselbe verpflichtet, täglich darin von einem Johanniterbruder eine Messe lesen zu lassen. Höchst wahrscheinlich mußte er damals darauf bedacht sein, die große Summe, die die Expedition nach Rhodos verschlungen hatte, auf irgend eine Weise auszugleichen. Die letzte Amtshandlung, die wir van ihm kennen, datirt von dem 10. Juni 1316. Er gibt hier seine Zustimmung zu einer Einigung, die die Johanniter des Hauses Mainz mit Elisabeth, Witwe des Mainzer Bürgers Emelrich von Bingen, und ihren Söhnen, die einst dem Tempelorden angehörten, gemacht haben, und die die Ansprüche der letzteren auf Grund ihrer früheren an den Johanniterorden betrifft. Augenscheinlich handelt es sich um Pensionen, die letzterer den vormaligen Templern auszuzahlen hatte.

Helfrich's Nachfolger im Priorat war der Markgraf Hermann von Hachberg. Sein Geschlecht ist im Orden noch weiterhin vertreten durch Helferich von Rüdingheim, der den bekannten Heimbacher Vergleich vom 11. Juni 1382 als Balleier in der Wetterau resp. Comtur von Frankfurt und Mosbach mitsiegelte. In dieser Würde kommt er nach 1397 vor.

Während auf der einen Seite nichts entgegensteht,

daß Helfrich von Rübingheim an dem im Sommer 1309 beginnenden „Passagium" sich betheiligte, da bis jetzt vier Jahre lang keine Spuren seiner Thätigkeit in den Urkunden vorliegen, ist gerade das Gegentheil bezüglich Helwig's von Randersacker der Fall. Unterm 15. Juni 1309 verkauft er als Comtur von Würzburg einem gewissen Diethard und seiner Frau Jutta einen Zins von dem Hause „Zur weiten Thüre" für 21 Pfund Heller, welches Geld, wie es in der Urkunde heißt, „zur Zahlung der Schulden verwendet werden soll, die wir dem Bruder Helfrich von Rübingheim, Großpräceptor des Hospitals in Deutschland, abzutragen haben." Ohne Zweifel bezog sich auch dieser Kauf auf das Passagium. Unterm 6. Februar 1310 urkundet Helwig in gleicher Eigenschaft und bezeichnet sich dabei noch als „Statthalter des Großpräceptors in Franken und Thüringen." Eine weitere von ihm als Comtur ausgestellte Urkunde besitzen wir vom 31. August 1310. Am 15. desselben Monats hatte aber die Eroberung von Rhodos stattgefunden. Als Inhaber seiner Commende kommt er noch in den Jahren 1313 und 1314 vor.

Es ist augenscheinlich, daß der Historiker Pantaleon, wenn, was wir vorläufig nicht constatiren können, ihm eine positive Nachricht vorlag, wonach der deutsche Prior (Großpräceptor) sich an dem Zug gegen Rhodos betheiligt habe, sich eine Namenverwechselung hat zu Schulden kommen lassen, die bei dem gleichen Klang der Vornamen Helfrich und Helwig leicht zu erklären ist. Es finden sich sogar Urkunden, wo dieser Name abgekürzt geschrieben ist „Hel.", und in dieser Form ist er z. B. bei Riedel (I. 6. 402) in der Ueberschrift gegeben.

Erwähnenswerth scheint uns noch der Umstand, daß gerade in dem uns interessirenden Jahre 1310 und zwar im August auch der früher erwähnte Hermann von Mainz als Statthalter des Meisters von Deutschland beglaubigt wird. Es läßt dies gleichfalls darauf schließen, daß letzterer, den damals zwei seiner Vorgänger vertraten, außerhalb seines Amtsbezirkes sich aufhielt.

Ein Nachkomme Saladins in Pflege bei den Johannitern.

Ende 1877 befand sich im Krankenhause des Johanniter-Ordens zu Beirut ein greiser Muhamedaner, an welchem eine Staaroperation mit gutem Erfolge ausgeführt ward. Er war ein Nachkomme des großen Salah ed din (Fels des Glaubens). Die Familie lebt im Libanon, aber in wenig fürstlichen Verhältnissen. Besagter Greis soll einst von seinem Vater noch einigen Besitz überkommen haben, aber nicht im Stande gewesen sein, denselben zu halten oder gar zu mehren. In all seiner nunmehrigen Armuth hatte er sich doch eine gewisse Würde zu wahren gewußt und sah in seinem weißen Bart recht stattlich aus. —

Gefangene Bulgaren in Syrien.

Um die Weihnachtszeit kam mit dem österreichischen Post-Dampfer in Beirut eine Anzahl von 86 bulgarischen Männern, wie es hieß als Kriegsgefangene, an. Wer es hörte, dachte bei sich, daß es diesen armen Leuten wohl nicht allzu gut gehen würde; es verlautete auch, daß sie auf dem Schiffe aus Hungersnoth die Kellner angefallen hätten; dennoch schenkte man der Sache keine große Aufmerksamkeit, da man durch das Fest und Neujahr zur Genüge in Anspruch genommen war. Nach Neujahr aber ward dies zum Glück anders. Man erfuhr gerüchtweise, der größere Theil jener Bulgaren seien unter allerlei Mißhandlungen nach St. Jean d'Acre abgeführt worden, einige aber noch in Beirut im Gefängniß und zwar in jämmerlichster Lage. Durch den englischen General-Consul erhielt Dr. Wortabet, einer der am Johanniter-Ordens Krankenhause in Beirut arbeitenden Aerzte, seitens des Mutessarif die Erlaubniß jene Gefangenen zu besuchen. Auf seine Bitte ging die vorstehende Diaconissin dieses Hauses, Schwester Sophie Gräff mit ihm; einige anderweitige Helfer wurden gleichfalls mitgenommen. Man fand 10 Bulgaren in einem gar bejammernswerthen Zustande vor. Die eine Hälfte war bereits krank, alle abgezehrt, mit wenig Kleidung versehen, in Schmutz und Ungeziefer „bis über die Ohren" ohne andere Unterlage über dem steinernen Fußboden, als eine dünne Schilfmatte. Nur einem Kranken hatte ein mildherziger Polizeisoldat den eigenen Strohsack abgetreten. Für die Kranken wurde nun sogleich ein Bad und dann reine Unterkleider und ein ordentliches Lager hergerichtet. Im Hospital ward eine warme Suppe gekocht und hingeschickt. Am folgenden Tage wurden Kleidungsstücke und Geldbeiträge zu ferneren Wohlthaten gesammelt. Dr. Wortabet besuchte die armen Leute täglich. Die Kranken ins Hospital zu schaffen ward nicht erlaubt. Man sagte, es sei ihnen angeboten worden, sie in das Militair-Lazareth zu bringen; sie aber hätten aus alberner Angst vor Vergiftung dies Anerbieten abgeschlagen. Später stellte sich dies als eine bloße Erfindung des ob all dem Interesse, das seinen Pflegebefohlenen von den Franken bewiesen ward, und zumal durch die Einmischung der Consule erschreckten türkischen Beamten heraus. Nämlich der englische General-Consul Eldridge sowohl als der deutsche Consul Brüning, besuchte ihn, jeder apart, wegen der Bulgaren. Beide unterstützten Diejenigen, welche denselben Hilfe zu bringen angefangen hatten. Der deutsche Consul schickte ihnen dreimal in der Woche eine warme Suppe u. s. w. u. s. w. Das alles ließ die Vernachlässigung der Gefangenen seitens der türkischen Behörde in um so üblerem Lichte erscheinen, und bald kam denn auch von Constantinopel eine Art von Rüge und Ermahnung. So wagte man denn nicht die Franken in ihrem Thun, an den Kranken zumal, zu stören. Zuletzt, da die ärztliche Verpflegung in dem Gefängnißlocal nicht durchgreifend bewerkstelligt werden konnte, ward der Mutessarif gebeten, den Ge-

fangenen „noch einmal" die Aufnahme ins Militair-Lazareth anzubieten. Natürlich gingen die armen Schelme mit Freuden darauf ein- und sind nun in dieser von europäischen Aerzten (in türkischen Diensten) geleiteten Anstalt ganz gut aufgehoben.

Inzwischen hatte man sich nun auch nach St. Jean d'Acre um Auskunft über die dorthin transportirten Gefangenen gewendet. Man hörte bald von großer Noth derselben, so bildete sich ein internationales Comité in Beirut, das zunächst Geld sammelte und durch Agenten in der andern Stadt die nöthigen Schritte thun ließ. Der deutsche Consul ließ per Draht einen in Haifa lebenden deutschen Arzt ersuchen, sich nach dem nahen St. Jean d'Acre zu begeben und die Gefangenen zu besuchen. Derselbe fand sie in folgender Lage. 32 von ihnen, die krank waren, hatte der von dem englischen General-Consul dorthin gesendete und nun im Auftrage des Comités arbeitende Agent bereits aus dem Gefängniß in das dortige griechische Kloster schaffen und daselbst in vier Zimmern unterbringen lassen. Beisteuern der griechischen Christen hatten das Nothwendigste an Kleidern und Decken und dgl. geliefert. Drei Aerzte, die in St. Jean d'Acre leben, leiteten ihre Pflege, die durch gemiethete Leute besorgt ward. Der deutsche Arzt, Dr. Schmidt, untersuchte alle Kranken genau; dann gings zu den anderen Gefangenen, von denen 15 auch krank waren. Mit hoher obrigkeitlicher Genehmigung wurden auch diese nun ins Kloster gebracht, und dort noch ein fünftes Zimmer in eine Krankenstube verwandelt. Leider starben von ihnen in wenigen Tagen noch sechs. 14 waren bereits auf dem Wege ihren Leiden erlegen. Dieselben waren in der That gräßlich. Ohne Erbarmen waren die 20 Polizeisoldaten sammt ihrem Officier mit ihren Gefangenen umgegangen. Das Brod derselben eigneten sie sich zum guten Theile selbst zu; erlaubten ihnen womöglich nur gegen Erlegung eines „Trinkgeldes" sich durch einen Trunk Wassers aus den Bächen zu erquicken; ließen sie dagegen durch die Flüsse durchmarschieren und nachher in den nassen Kleidern die Reise fortsetzen und die jetzt sehr kalten und regnerischen Nächte ohne Bedeckung im Freien zubringen. Wer nicht schnell genug marschirte erhielt Kolbenstöße; einer, der unter den Stößen zusammenbrach und nicht gleich todt war, wurde auf Befehl des Officiers erschossen und liegen gelassen.

Natürlich suchte man nun diese Armen möglichst völlig aus den Händen der türkischen Behörden zu befreien. Es stellte sich heraus, daß dieselben gar nicht etwa Kriegsgefangene oder überhaupt zu Gefängniß verurtheilte Uebelthäter sind, sondern Leute, die man als der Neigung zum Aufstand verdächtig aufgegriffen und nach Syrien in die Verbannung geschickt hatte. Darauf hin gelang es nun in St. Jean d'Acre auch die noch nicht Kranken aus dem Gefängniß frei zu bekommen. Man hat für sie ein Local gemiethet, worin sie nun sich aufhalten.

Den 20 Todten kann freilich nicht mehr Hilfe geleistet werden. Hoffentlich ist aber an den Ueberlebenden die ihnen geleistete Hilfe wirksam.

Der hessische Schwerttanz.

„Von Schauspielen haben die Deutschen nur eine Gattung, welche bei jeder geselligen Zusammenkunft wiederkehrt. Nackte Jünglinge finden ihre Kurzweil darin, zwischen Schwertern und drohenden Spießen wild einherzuspringen. Die Uebung hat Kunst, die Kunst Anmuth bei ihnen hervorgerufen, nicht aber Erwerb und Lohn gilt es; des verwegenen Spieles einziger Preis ist der Beifall der Zuschauer." So schildert uns Tacitus den altgermanischen Schwerttanz. Fürwahr, ein Bild von ganz besonderem Reize, wenn wir auf dem grünen Rasen des Versammlungsplatzes die hochgewachsenen, edelschönen Jünglingsgestalten unter der uralten Linde in ernstem Tanze sich dahinbewegen sehen, bald sich von einander lösend, bald sich zu einem Knäuel verschlingend! die Schwerter klingen, die Gesichter leuchten, der Gesang eines Liedes mit stürmischer, zum Kampfe auffordernder Weise feuert sie an, bis die Alten laut Beifall rufen und der Reigen sich entwirrt.

Man würde indessen irren, wenn man im Schwerttanze nur eine Belustigung der Jugend oder ein Schauspiel für die älteren Mannen erkennen wollte. Allen Feierlichkeiten unserer heidnischen Vorväter lag eine religiöse Bedeutung zu Grunde. Der älteste Gott der Germanen war Zio oder Tyr, dessen Rune das Schwert war. Noch in späterer Zeit, als Odins oder Wuotans milderer Gottesdienst den strengen, alten Cultus verdrängt hatte, erscheint Zio als Hauptgott der Schwaben, welche deshalb Ziuwari, Männer des Schwertgottes, heißen. Eine spätern Erinnerung an diesen uralten Gottesdienst ist es, wenn die Schwaben ihr „Augsburg", „Ziesburg", ihren Dinstag „Ziestag" nennen. Für die alte Ehre des Schwabenvolkes, dem deutschen Reichsheere voran zu fechten, giebt es keine andere oder zutreffendere Erklärung, als daß sie die Helden des Schwertgottes waren.

Es ist deshalb natürlich, daß gerade bei den Schwaben der Schwerttanz einst besonders beliebt war. In alter, gefährlicher Weise wurde er z. B. noch 1571 im Dorfe Iba bei Rothenburg getanzt; einer der Jünglinge ward erstochen. Bei der allgemeinen Verbreitung aber, welche Tacitus ihm zuschreibt, finden wir den Tanz noch zu sehr später Zeit, beispielsweise bei den Messerschmieden zu Nürnberg, bei den Waffenschmieden zu Braunau in Böhmen und zu Attendorn in Westfalen. Dort wird erzählt, im 30jährigen Kriege hätten die Bürger von Attendorn die Schweden damit in die Flucht geschlagen, daß sie ihre Bienenstöcke geöffnet und die Bienen auf den Feind losgelassen hätten. Zum Andenken an die jähe Flucht der Schweden werde nun alljährlich am Frohnleichnamsfeste ein Waffentanz gefeiert, bei welchem man die von dem Feinde erbeuteten

Waffen anlege. In Wahrheit aber sind die in Gebrauch befindlichen Stücke von mittelalterlicher Arbeit; sie weisen darauf hin, daß die Waffenschmiede zu Attendorn einst ein blühendes Gewerk bildeten, bis die Solinger Arbeit im 30jährigen Kriege den Vorrang sich eroberte.

Es ist bekannt, wie gern sich Kaiser Max, der letzte Ritter, an den Festspielen der Gewerke und an ihren ritterlichen Uebungen betheiligte. So finden wir ihn im Theuerdank als Genossen des Schwerttanzes abgebildet. Seine Gesellen haben soeben die Rose gewunden, d. h. sie haben künstlich die Schwerter über ihren Häuptern so zusammengeflochten, daß sie ein festes, wenn auch biegsames, kreisförmiges Dach bilden. Der junge Max ist hinaufgesprungen und steht in der Mitte der Rose. Offenbar erinnert das Bild an einen wirklichen Vorgang. Wie mögen da die Patriciertöchterlein von Augsburg und Nürnberg dem theuern Helden zugejauchzt haben!

Am bekanntesten von allen Schwerttänzen, welche ehemals auf deutschem Boden gehalten worden, sind die hessischen geworden. Sie blieben das ganze Mittelalter über stehende Sitte bei Hochzeiten. Versetzen wir uns einmal auf ein „Hochfest" zum Schluß des 16. Jahrhunderts.

Wir befinden uns zu Amönaburg an der Ohm unfern Marburg, auf einer Stätte, da der heilige Wienfried einst das Kreuz aufgerichtet und ein bald eingegangenes Bisthum gegründet hatte. Des Frühlings Wonne liegt weit ausgebreitet über Berg und Thal; silbern glänzt der Bach, welcher den Fuß des Kirchhügels bespült, grün prangen die Auen und in duftigem Blau erglänzen nordwärts die Höhen des Burgwaldes. In der Morgenfrühe schon ist der Hochzeitszug zur Kirche gewallt, voran die Pfeifer und Fiedler, dann paarweise die Gespielen und Freundinnen von Braut und Bräutigam, schön mit Blumen und Bändern geschmückt, ein von goldenen Schnüren gewundenes Kränzlein im Haare. Dann folgen Bräutigam und Braut, er ein kecker Gesell in geschlitzem purpurrothen Atlas mit schwarzen Seidenpuffen, sie ein rosiges Mädchen, dem der lange, weiße Brautschleier über dem kurzen Kleide von violettem Damast gar lieblich steht.

Ehrsam schreiten die Alten hinterdrein, in minder fröhliche Farben gekleidet, reichlich aber auch an Hut und Brust mit Frühlingsblumen geschmückt. Um den Zug herum aber schwärmen jauchzend, lachende Kinder und kühne Gesellen mit blanken Schwertern bis das moosbewachsene Portal des altromanischen Gotteshauses erreicht ist.

Nachdem die heilige Handlung vollendet ist, begeben sich die Hochzeitsgäste zum Hause des Brautvaters; — an der alten, nun nicht mehr wehrhaften Stadtmauer liegt's, und durch ein Pförtlein gelangt man in einen Garten, in welchem den Gästen die Verehrung an Speise und Trank gereicht wird. Schon wollen sich die Paare um die große Linde wirbeln, die in des Gartens Mitte auf freiem Platze steht, da erschallt vom Pförtlein ein Trompetenstoß her, in bunter Tracht erscheinen etwa 16 stattliche Jünglinge mit breiten, blitzenden Schwertern. Die schwarzen Hüte sind mit allerlei farbigem Band geschmückt, die Brust deckt schneeweißes Linnen, die Arme sind mit lang herabhängenden Bändern umwunden, um die Hüfte schlingt sich eine farbige Schärpe. Lustig und hell klingen die silbernen Schellen, welche an die Kniescheiben gebunden sind. Ihr Anführer tritt vor, neigt das bloße Schwert vor Bräutigam und Braut und beginnt in förmlich gesetzter Rede zu ihnen und zu den Alten also zu sprechen:

Hier sind wir herkommen auf diesen Platz und Plan,
Einen ehrlichen Schwerttanz woll'n wir fangen an,
Nicht aus freiem Muth,
Sondern erlaubt von der Obrigkeit gut.
Also sollen meine Gesellen ihre Schellen lassen klingen,
Wie die Engel im Himmel singen.
Mancher spricht, solchen Tanz habe ich nicht gesehen,
Ich sage aber, was Plinius (?) schreibt, daß es vor 100(?) Jahren ist auch geschehen;
Einer, der singet,
Einer der springet,
Und der Dritte, der auf die Trommel klinget,
Trommelschläger, schlag' auf die Trommen,
Daß wir zu dem Tanzen kommen.

Es ist sehr zu beklagen, daß über diesen steifen Reimen des 16. Jahrhunderts sich die alte Einladung völlig verloren hat.

Jetzt läßt der landsknechtsmäßig gekleidete Trommler die ersten Töne erklingen. Die Gesellen haben einen Kreis gebildet, die Schwerter sind erhoben. Hierauf fangen sie an zu tanzen; nach ihrem Tritte erklingen die Schellen. Die Jünglinge verwirren sich bald in verwunderlichen Reihen, schlüpfen bald durch die zu künstlichen Figuren zusammengestellten Degen hindurch und kommen bald wieder in ihre vorige Ordnung. Schneller und schneller wirbelt die Trommel, bis daß das Schwertdach gebildet ist, unter welchem Bräutigam und Braut hindurch gehen müssen. Die Trommel verstummt.

Darauf tritt wiederum der Führer hervor; er spricht nach handwerksmäßiger Weise die undeutbaren Worte:

„Dieser Tanz ist nun aus,
Den wir den Herren haben bracht zu Haus.
Die Herren werden sich auch bedenken
Und werden uns ein Trinkgeld schenken,
Ein Kopfstück (Thaler) oder vier;
So komm ich mit meinen Gesellen zum Bier.
Ein Kopfstück oder neun,
So komme ich mit meinen Gesellen zum kühlen Wein.
Nicht, daß wir euch setzen Maß oder Ziel,
Ihr möget uns verehren mehr oder viel.
Da ich war wie ein Krug,
Da mich mein Vater zum Hause heraus schlug.
Er gab mir einen weißen Stecken in meine rechte Hand.
Und weiset mich in das drei und dreißigste Land."

In ähnlicher Weise geht der Handwerksspruch, der in Winkelmanns Beschreibung von Hessen vollständig angeführt ist, noch eine Weile fort, dann folgt das Heischen der Gaben; Speck, Eier, Würste u. s. w. werden für die Gesellen eingesammelt und in gemeinsamem Mahle verzehrt. Nun erst beginnt der Reigentanz. —

Man sieht, was früher edle und ritterliche Sitte war, ist ganz und gar in's Handwerksmäßige verzerrt worden. Die Bitte um eine Gabe mag aber auch auf alter Tradition beruhen: — klingt sie doch auch aus der edelsten Minnesänger Mund! Jetzt ist das alte Waffenspiel längst auch in Hessen erloschen. Im Jahre 1651 brachten Landleute einem fürstlichen Paare, dem Landgrafen Ludwig VI. und seiner ins Hessenland einziehenden Gemahlin, den letzten Schwerttanz dar.

An den Schwerttanz knüpft sich überdies eine hessische Sage. Die Burg Weißenstein in der Nähe von Marburg war einst ein Raubnest, von welchem aus den Bewohnern des Lahnthals viel Abbruch geschah. Ihre feste Lage schützte sie gegen jede Gefahr. Aber kühne Jünglinge eroberten die Raubburg dennoch. Unter dem Vorgeben, den Gewerben auf ihr einen Schwertertanz darbringen zu wollen, erlangten sie Einlaß und überwältigten die Besatzung.

Wir lernen damit ein Gegenstück zur Sage vom Roßberg in der Schweiz kennen, der von den Eidgenossen 1309 erobert wurde, als sie dem Landvogt ihre Neujahrsgeschenke darbrachten und mit den versteckt gehaltenen Waffen die Burgmannen verjagten.

Soviel vom hessischen Schwerttanz, dem letzten Rest der hochberühmten kriegerischen Spiele unserer Altvordern. D. S.

Miß Carpenter.

Am 15. Juni v. J. starb im Alter von 71 Jahren zu Bristol eine der hervorragendsten Vertreterinnen der Fürsorge für weibliche Gefangene, Miß Carpenter. Namentlich auch um die Erziehung des weiblichen Geschlechts der ärmeren Klassen hat sie sich verdient gemacht. Tochter des unitarischen Geistlichen Dr. Carpenter in Bristol, widmete sie sich von früh an der Fürsorge für verwahrloste Kinder. Sie verstand es, gleicherweise durch Schriften und öffentliche Vorträge, wie durch practisches Eingreifen (insbesondere die Begründung einer Besserungsanstalt für verwahrloste oder aus den Strafanstalten entlassene Mädchen) die allgemeine Theilnahme für die Hebung des weiblichen Geschlechts in den ärmeren Klassen rege zu erhalten.

Ein Nekrolog sagt von ihr: „Gleicherweise begabt mit einer tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens, wie mit ganz außerordentlichem organisatorischem Geschick, war sie berufen, Tausende von Existenzen aus dem Verderben zu retten. Das Red-Lodge-Asylum, welches sie in Bristol geschaffen hat für verlassene junge Mädchen, ist eine Musteranstalt und würde hinreichen, für alle Zeiten von ihrem Namen Zeugniß abzulegen. Aber ihre Thätigkeit hat sich auf eine Menge anderer Fragen ausgedehnt.

So allgemein war das Zutrauen zu ihrem Character und ihrem klaren Blick, daß die britische Regierung sie mehr als einmal consultirte über die auf die Behandlung inhaftirter Verbrecher bezüglichen Fragen, und daß von allen Gegenden der Welt so zu sagen in schwierigen dahin gehörigen Fällen ihr Rath begehrt wurde."

Ein Haupt-Gegenstand ihrer Thätigkeit war die Lage und die Erziehung der Töchter der Eingeborenen in Indien. Dem Rufe einiger Familien folgend, machte die 60jährige ihre erste Reise dorthin und hat dieselbe drei Mal wiederholt (zuletzt 1870—71). Sie rief daselbst einen indischen Verein für eine bessere Erziehung des weiblichen Geschlechts unter den ärmeren Volksklassen ins Leben, sowie ein Vereinsblatt, dessen Redaction sie längere Zeit selbst übernahm.

Bei ihrer vielfältigen schriftstellerischen Thätigkeit und ihren Vorlesungen in der „Nationalen Gesellschaft für Entwickelung der socialen Wissenschaft" fand sie auch Zeit, eine Sammlung von Meditationen und Gebeten für alle Tage des Jahres zu schreiben, welche 5 Auflagen erlebt hat, und an der Leitung des Asyls sich zu betheiligen. — In der Gesetzgebung von 1876 kamen ihre Ideen über Industrieschulen zur Geltung. Zuletzt war ihre Theilnahme ganz besonders der Thätigkeit des (in Genf tagenden) Bundes für öffentliche Sittlichkeit zugewandt, bis ein schneller Tod ihrem edlen, frommen, thatenreichen Leben ein Ziel setzte.

Ihr Name wird in den weiten Kreisen, die sie verehrten, und in den Herzen des Volkes, das ihr so viel verdankt, unvergessen bleiben.

Idiotenanstalt Kückenmühle zu Stettin.

Die seit 1863 bestehende Anstalt hat bis jetzt im Ganzen 283 Zöglinge aufgenommen. Gegenwärtig sind 109 Zöglinge, 61 männliche und 48 weibliche in der Anstalt. Von diesen können 70 am Schulunterricht, der in 5 Classen gegeben wird, Theil nehmen. 33 Zöglinge sind auch zu jeder Art von Arbeit unfähig. Seit Kurzem fungirt als Vorsteher Pastor Bernhard, bisher in Tribsow. Zu einem beabsichtigten Erweiterungsbau hat der Provinziallandtag die Kosten mit 30,000 M. bewilligt.

Aufsätze und Notizen, welche sich für dies Blatt eignen, namentlich solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaktion stets willkommen.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63 — 65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 20. Februar 1878. Nr. 8.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Februar 1878 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa: der am 1. Februar 1878 vorhandenen Kranken und Siechen	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Januar 1878	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Januar 1878	43			
	Zugang pro Januar .	15			
		58			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	45	45	1384	60
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Januar 1878	72			
	Zugang pro Januar .	18			
		90			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	72	72	2224	72
3.	**Preuß. Holland:**				
	Bestand am 1. Januar 1878	17			
	Zugang pro Januar .	13			
		30			
	Abgang . . .	11			
	Bleibt Bestand	19	19	561	58
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Januar 1878	29			
	Zugang pro Januar .	29			
		58			
	Abgang . . .	28			
	Bleibt Bestand	30	30	1005	54
5.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. Januar 1878	18			
	Zugang pro Januar .	14			
		32			
	Abgang . . .	17			
	Bleibt Bestand	15	15	526	50
6.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. Januar 1878	25			
	Zugang pro Januar .	18			
		43			
	Abgang	19			
	Bleibt Bestand	24	24	625	36
7.	**Landsburg:** (neu eröffnet)				
	Bestand am 1. Januar 1878	—			
	Zugang pro Januar .	8			
		8			
	Abgang . . .	2			
	Bleibt Bestand	6	6	92	27
	zu übertragen		211	6417	357
	Uebertrag		211	6417	357
8.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Januar 1878	16			
	Zugang pro Januar .	12			
		28			
	Abgang . . .	7			
	Bleibt Bestand	21	21	579	32
9.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Januar 1878	21			
	Zugang pro Januar .	22			
		43			
	Abgang . . .	13			
	Bleibt Bestand	30	30	715	60
10	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Januar 1878	19			
	Zugang pro Januar .	19			
		38			
	Abgang . . .	14			
	Bleibt Bestand	24	24	719	35
11.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. Januar 1878	24			
	Zugang pro Januar .	35			
		59			
	Abgang . . .	29			
	Bleibt Bestand	30	30	805	65
12.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Januar 1878	50			
	Zugang pro Januar .	21			
		71			
	Abgang . . .	25			
	Bleibt Bestand	46	46	1511	80
13.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Januar 1878	40			
	Zugang pro Januar .	11			
		51			
	Abgang . . .	8			
	Bleibt Bestand	43	43	1287	60
14.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Januar 1878	16			
	Zugang pro Januar .	11			
		27			
	Abgang . . .	12			
	Bleibt Bestand	15	15	446	42
	zu übertragen		420	12,479	73

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Februar 1878 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Januar 1878.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		420	12,479	731
15.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Januar 1878	20			
	Zugang pro Januar	14			
		34			
	Abgang	11			
	Bleibt Bestand	23	23	829	60
16.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. Januar 1878	20			
	Zugang pra Januar	14			
		34			
	Abgang	17			
	Bleibt Bestand	17	17	617	41
17.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. Januar 1878	19			
	Zugang pra Januar	23			
		42			
	Abgang	19			
	Bleibt Bestand	23	23	734	42
18.	**Zaarau:**				
	Bestand am 1 Januar 1878	19			
	Zugang pra Januar	11			
		30			
	Abgang	14			
	Bleibt Bestand	18	16	491	36
19.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Januar 1878	4			
	Zugang pra Januar	3			
		7			
	Abgang	5			
	Bleibt Bestand	2	2	80	10
20.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Januar 1878	3			
	Zugang pra Januar	3			
		6			
	Abgang	2			
	Bleibt Bestand	4	4	106	10
21.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Januar 1878	4			
	Zugang pro Januar	2			
		6			
	Abgang	2			
	Bleibt Bestand	4	4	116	26
22.	**Mueowana-Goslin:**				
	Bestand am 1 Januar 1878	5			
	Zugang pra Januar	5			
		10			
	b ang	6			
	Bleibt Bestand	4	4	148	10
23.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. Januar 1878	—			
	Zugang pro Januar	3			
		3			
	Abgang	1			
	Bleibt Bestand	2	2	67	10
24.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Januar 1878	17			
	Zugang pro Januar	1			
		18			
	Abgang	—			
	Bleibt Bestand	18	18	544	13
25.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. Januar 1878	19			
	Zugang pra Januar	19			
		38			
	Abgang	13			
	Bleibt Bestand	25	25	579	30
	zu übertragen		548	16,590	1024

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Februar 1878 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Januar 1878	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		548	16,590	1024
26.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Januar 1878	15			
	Zugang pra Januar	5			
		20			
	Abgang	5			
	Bleibt Bestand	15	15	445	38
27.	**Plochingen** (in Württemberg):				
	Bestand am 1. Januar 1878	1			
	Zugang pra Januar	8			
		9			
	Abgang	6			
	Bleibt Bestand	3	3	86	38
28.	**Ludwigslust** (in Mecklenburg):				
	Bestand am 1. Januar 1878	26			
	Zugang pra Januar	17			
		43			
	Abgang	11			
	Bleibt Bestand	32	32	949	36
29	**Dresden:**				
	Bestand am 1. Januar 1878	12			
	Zugang pra Januar	14			
		26			
	Abgang	16			
	Bleibt Bestand	10	10	410	16
30.	**Niederweisel** (in Hessen):				
	Bestand am 1. Januar 1878	17			
	Zugang pra Januar	4			
		21			
	Abgang	1			
	Bleibt Bestand	20	20	589	20
	Zusammen		628	19,069	1172

Der gesammte Abgang an Kranken pra Januar 1878 beträgt 275, davan sind:

gestarben . . . 34
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 23
geheilt 218
wie var 275.

31. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 55 Betten:
Bestand am **1. December 1877** . . . . 39 Kranke
Zugang pra **December** . . . . 39 „
78 Kranke.

Davan sind:

gestorben 3
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 4
geheilt 18
25 „

Bleibt Bestand am **1. Januar 1878:** 53 Kranke.
Unter den Aufgenommenen befanden sich 2 Europäer, 2 Muhamedaner, 2 Drusen, und 33 orientalische Christen.
Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pra December 1877 beträgt 1468.
Poliklinisch wurden 857 Persanen behandelt.

Rudolf von Knebel-Döberitz, Major a. D., auf Friedrichsdorf bei Falkenburg in Pommern, Rechtsritter seit 1867, † zu Berlin 11. Februar 1878.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister des Johanniter-Ordens, Prinz Carl von Preußen, Königliche Hoheit, hat in Rücksicht darauf, daß der Nothstand unter der Bevölkerung von Constantinopel, namentlich aber unter den mehr als hunderttausend Flüchtlingen, meist Weiber und Kinder, ein überaus großer ist, der Kaiserlich Deutschen Botschaft daselbst vorläufig 3000 Mark Behufs Unterstützung der Nothleidenden, insbesondere der Kranken, ohne Unterschied des Glaubens und der Nationalität, aus der Kasse des Johanniter-Ordens zur Verfügung gestellt.

Statistisches über die Kranken- und Siechenhäuser des Johanniter-Ordens.

Die summarische Uebersicht der in den 30 Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens im Jahre 1877 befindlich gewesenen Kranken und Siechen, die soeben aufgestellt worden ist und in einer der folgenden Nummern dieses Blattes abgedruckt werden soll, ergiebt, daß im vergangenen Jahre in diesen Anstalten 3256 Männer, 1315 Frauen, 476 Kinder, zusammen 5047 (1876: 4960) Personen ärztlich behandelt und im Ganzen 219,704 (1876: 222,730) Tage verpflegt worden sind.

Von diesen 5047 Personen wurden als geheilt 3632, ungeheilt oder nur gebessert 405 entlassen, 360 sind gestorben und am 31. December 1877 in der Behandlung verblieben 650.

Die tägliche Durchschnittszahl der in den in Rede stehenden Anstalten verpflegten Kranken und Siechen betrug 600, die Zahl der Tage, welche durchschnittlich jeder Kranke und Sieche in denselben gewesen ist, stellt sich auf 44.

An Krankenbetten waren in den qu. 30 Häusern am 31. December 1877 vorhanden 1202 (1876: 1190).

Durch die Aerzte des Ordens-Krankenhauses zu Beirut in Syrien sind, außer den in diesem Hause selbst behandelten 544 Kranken, im Laufe des Jahres 1877 noch 10,906 (1876: 9162) poliklinische Consultationen durchschnittlich demnach täglich ca. 30 in dem zum Hause gehörigen Ambulatorium unentgeltlich ertheilt, auch die Patienten zum großen Theil mit freier Medicin auf Kosten des Ordens versehen worden.

Der Schlesische Verein zur Heilung armer Augenkranker.

Dem 26. Jahresberichte dieses Vereins, der uns durch die Güte des Herrn, Vorsitzenden desselben: Gerichtsrath a. D., Ehrenritter des Johanniter-Ordens von Rosenberg-Lipinsky in Breslau übersandt worden ist, entnehmen wir die folgenden Daten, die Zeugniß dafür ablegen, in wie segensreicher Weise dieser Verein, der in überaus kleiner, unscheinbarer Weise begonnen, bisher gewirkt und bereits vielen Tausenden von armen Augenkranken Hilfe gebracht hat. Herzlich wünschen wir, daß diese Mittheilungen dazu beitragen mögen, die Aufmerksamkeit auf denselben hinzulenken und ihm neue Wohlthäter zuzuführen.

Am 11. November 1851 gegründet, hat der Schlesische Verein zur Heilung armer Augenkranker, der mit Corporationsrechten versehen ist, im vergangenen Jahre, dem 26. seines Bestehens, ein bedeutungsvolles Ereigniß zu verzeichnen, nämlich das der Erbauung eines eigenen Anstaltsgebäudes auf dem dazu in Breslau erkauften Grundstücke, Sadowa-Straße Nr. 74, zu dem er durch zwingende Verhältnisse genöthigt gewesen ist. Dasselbe wurde Anfang September v. J. bezogen, und ist man nunmehr in der Lage, der Provinz in noch erhöhterem Grade dienen und in noch ausgedehnterem Maße in ihrem Interesse wirken zu können.

Die neue Anstalt enthält neben den nothigen Beamten-Wohnungs- und Wirthschafts-Räumen und einem Garten, ein Ambulatorium nebst Untersuchungs- und Augenspiegel-Zimmer, sowie 4 große, gut ventilirte Säle mit 32 Betten, ferner 2 große Zimmer mit je 4 Betten und 2 Zimmer mit je 1 Bett, endlich ein Evacuations- und ein Isolir-Zimmer mit zusammen 8 Betten.

Die Anstalt besitzt mithin 50 Betten, kann zur Zeit 42 Kranke aufnehmen und hat namentlich auch entsprechend eingerichtete Räume für bemittelte Augenkranke.

Wenn nun auch bei dem Baue und seiner zwar einfachen, aber durchaus soliden inneren Einrichtung selbstverständlich die finanzielle Lage des Vereins in Betracht gezogen worden ist, so haben doch die Mittel zu dem, was geschaffen worden und geschaffen werden mußte um billigen Ansprüchen zu genügen, bei Weitem nicht ausgereicht.

Unter diesen Umständen hat man sich nach fremder Hilfe umsehen müssen und ist der Verein zunächst seitens der Provinzial-Hilfskasse für Schlesien durch ein Darlehn von 60,000 Mark valid: mit 49,915 Mark 27 Pf. unterstützt worden. Außerdem hat der Vorstand des Vereins, ermuthigt durch den Rath seines Protectors und Gönners, des Königlichen Ober-Präsidenten von Puttkamer, sich an die Mildthätigkeit und das Wohlwollen in der Provinz und der Stadt Breslau gewendet, und nicht ohne Erfolg.

Zugleich aber richtet der Vorstand in seinem Berichte an die Provinzial-Vertretung, Seitens deren dem Vereine auch im Jahre 1877 eine Subvention von 3000 Mk. zu Theil geworden, an die Landrathämter, Magisträte, Gemeinden und alle Bewohner der Provinz die dringende Bitte, in ihrem Interesse für den Verein nicht zu erkalten, vielmehr denselben weiterhin nach Kräften unterstützen und für sein fernes Gedeihen recht thätig sein zu wollen.

Wie segensreich der Verein für die Provinz wirkt, in welchem Grade er dieselbe und ihre Gemeinden und Armenverbände entlastet, wie groß also seine allgemeine provinziale Bedeutung ist, darüber wird seine 26jährige Arbeit zum Zeugen angerufen.

Seit seiner Begründung bis ult. December 1877 sind nicht weniger als 63,794 Augenkranke von ihm behandelt worden! Davon haben in der Anstalt selbst Aufnahme gefunden 4713 und der graue Staar allein ist 1147 Mal mit vollständig glücklichem Erfolge operirt worden.

Der Verein, dessen ursprüngliche Mittel in 80 Thalern bestanden haben, welche seine Begründer am 2. Januar 1852 zusammenschossen, darf wohl mit einer gewissen Genugthuung auf seine Vergangenheit zurückblicken und hoffentlich auch mit Zuversicht an die Zukunft denken!

Eine außerordentliche Zuwendung ist demselben im Jahre 1877 durch ein Legat des Geheimen Commerzien-Raths Kraker im Betrage von 6000 Mark geworden.

Die specielle ärztliche wie öconomische Leistung während des verflossenen Jahres ergiebt sich aus folgendem:

Im Jahre 1877 wurden in das Krankenjournal verzeichnet 3365 Augenkranke. Von diesen gehörten der Stadt Breslau an 2317, dem Landkreise Breslau 214, Auswärtige, fast ausschließlich Schlesier, wurden notirt 834. Unter der Gesammtsumme von 3365 Kranken befanden sich 771 Kinder unter 10 Jahren, 1317 erwachsene männliche, 1277 erwachsene weibliche Kranke. Auf Station wurden hiervon aufgenommen 270 Kranke in 8198 Verpflegungstagen. Von diesen erhielten 185 Kranke 6149 Verpflegungstage vollständig unentgeltlich, 85 Kranke 2049 Tage gegen eine durchschnittliche Zahlung von ca. 1 Mark pro Tag, etwa $^2/_3$ der Selbstkosten.

Eine Vergleichung mit früherem Jahren ergiebt, daß seit 1874 die Anzahl der Verpflegungstage, also die öconomische Leistung, fast auf das Doppelte gestiegen ist.

Die Behandlung und Heilung der Lungenschwindsucht in dem klimatischen Curorte Görbersdorf in Schlesien.

Vor mehr als zwei Jahrhunderten gab es unter den deutschen Aerzten einige, welche in der Luft, der Trägerin und Verbreiterin vieler Krankheitsstoffe, nichts anderes sahen als die gefährlichste Feindin der Menschen. Aus dieser Anschauung einzelner wurde in späteren Zeiten eine Theorie von allgemeiner Gültigkeit, die zu den wunderlichsten Consequenzen führte.

So entstand am Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts eine wahre Furcht vor jeder Berührung eines Kranken mit der Luft, ja es bildete sich jene Richtung unter den Aerzten aus, die für vollständige Abschließung jeglicher frischen Luft fanatisch schwärmte und der abgeschlossenen Luft der Krankenzimmer mehr das Wort redete. Wie auf allen Gebieten der Medicin, so ist auch während der letzten Jahrzehnte mit diesen Anschauungen abgerechnet worden, die „gefürchtete Luft“ ward für viele Leiden eine heilende Freundin, durch die man sogar eine der schlimmsten Krankheiten, die Lungenschwindsucht, mit Erfolg zu behandeln anfing.

Es ist eine der schönsten Charaktereigenschaften der neueren Medicin, daß sie das Gute auf allen Gebieten dieser vielgetheilten Wissenschaft aufnimmt und sich assimilirt; so verschwanden die ellenlangen Recepte unserer Voreltern, so lernte sie von der Naturheilmethode und indem sie das Factum im Auge behielt, daß es in der That Gegenden und Landstriche giebt, in denen gewisse Krankheiten als endemische nicht beobachtet worden sind, forschte sie mit der ihr eigenen prüfenden Enthaltsamkeit den Gründen solch wunderbaren Vorkommens nach, fand dieselben und sah sich durch die eruirten Erfahrungen veranlaßt eine ganze Gruppe theils nervöser, theils Constitutions-Krankheiten klimatisch zu behandeln, und erst so gelang es den verderblichen Verheerungen der Lungenschwindsucht ein gebieterisches Halt zuzurufen.

Man ließ eben den Satz der sogenannten Naturärzte gelten, daß die Natur in sich eine beträchtliche Heilkraft trüge, die mit Erfolg wirke, wenn man sie ungestört und befreit von jeder Schädlichkeit gewähren ließe. Die schlechte, schwere, durch Staub und Unreinigkeiten aller Art verdorbene Luft ist aber für die kranke Lunge das tödliche Gift, (wie die dünne reine Luft für die leidende Lunge die beste Arzenei ist), für die gesunde der lauernde Feind, der jene Krankheit erzeugt, die alljährlich das größte Contingent liefert für die Sterblichkeitstabellen und der in den volkreichen arbeitsamen Stätten gewerksreichen Lebens wie in der weiten staubreichen Ebene seinen dauernden Wohnsitz hat. In dem eben Gesagten liegen auch schon die hauptsächlichsten jene Krankheit zeitigenden Schädlichkeitsmomente erwähnt und diese gilt es eben zu vermeiden, will man durch klimatische Kuren diesem Feinde den Stachel nehmen.

Wo können sie aber besser vermieden werden, als am Gestade des Meeres umflossen, von der lauen Luft des Südens, wo besser als in den dünnen Luftregionen der Hochländer wo besser als im Wind geschützten Hochthale des Nordens, in dem Tannenduft und die tonifirende kalte Luft den ganzen Organismus mehr kräftigen als der laue Hauch von Orangenwäldern, indem die Sonne des Nordens nur wärmt aber nicht erschlafft. Man ist dann auch endlich seit den letzten 10 Jahren besonders in maßgebenden ärztlichen Kreisen zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Heilkraft des geschützten nordischen Klimas, weil zugleich abhärtend und nicht verweichlichend wie das südliche, besonders für Nordländer bei Weitem den Vorzug verdient und mit Freuden wurde es darum von allen Interessenten begrüßt, daß vor nunmehr drei Jahren in dem schon seit längerer Zeit als außerordentlich wirksamer klimatischer Kurort für Lungenkranke bekannten schlesischen Gebirgsdörfchen Görbersdorf eine neue Heilanstalt begründet wurde, die fast ausschließlich der Behandlung Lungenleidender gewidmet ist.

In der That kann man sich kaum einen günstiger gelegenen Ort vorstellen, als das in einem 1700 Fuß hohen, von dicht bewaldeten Bergen umschlossenen Thale, gelegene Dorf. Wenn man daher überhaupt die Heil-

barkeit der Lungenschwindsucht zugiebt, so sind hier eben alle dazu erforderlichen Bedingungen gegeben. Gegenüber den überraschend günstigen Resultaten aber, die dieser Ort, wie überhaupt die klimatische Behandlung der Lungenschwindsucht bisher erzielte, hieße es gegen Thatsachen Auge und Ohr verschließen, wollte man eine Heilung dieser Krankheit ganz in Abrede stellen.

Wie ein jedes thierische Gewebe, wenn ihm die Canäle zu seiner Ernährung nicht ganz abgeschnitten sind, und seine Zerstörung noch nicht einen zu hohen Grad erreicht hat, so hat auch das Gewebe der Lunge die ausgesprochene Tendenz zu heilen, so bald ihm die ihm nöthige Ernährung möglichst ungeschmälert zugeführt, jede erneute Schädlichkeit (in diesem Falle also, Staub, schlechte Luft, Erkältungen, Ueberanstrengungen 2c.) fern gehalten und ihm so die nöthige Zeit gelassen wird nicht allein das Krankhafte abzustoßen, sondern auch schließlich zur Heilung zu gelangen. Tausende von Beispielen haben gezeigt, daß entzündete Lungen so gut wie jedes andere entzündete Gewebe heilen können, daß Infiltrate hier wie an anderen Organen resorbirt werden können, daß Tuberkeln eben unter den angeführten Bedingungen verkalken können, daß durch Substanzverlust im Lungenparenchym gebildete Cavernen sich narbig contrahiren können, mit einem Wort, daß alle die Krankheitserscheinungen, die jene Verhältnisse constituiren, die man Lungenschwindsucht nennt, geheilt oder wenn nicht ganz geheilt, so doch derartig gebessert werden können, daß eine directe Gefahr für das Leben beseitigt wird. Das Alles sind Thatsachen; auf ihnen beruht die gesammte neuere Art der Behandlung der Lungenschwindsucht, ihr folgen auch die Aerzte der oben erwähnten neuen Heilanstalt zu Görbersdorf in Schlesien.

Diese neue Heilanstalt wurde im Jahre 1875 von dem Freiherrn von Rössing, Major a. D., der selbst in dem gesegneten Gebirgsthal völlige Genesung von einem 1866 im Felde sich zugezogenen Lungenleiden gefunden hatte, begründet und befindet sich auch jetzt noch in seinem Besitz. Die bewährte Kraft des Dr. Römpler der, von einem Assistenzarzt unterstützt, mit großer Sorgfalt Tag und Nacht für seine Patienten sorgt und denkt, hat der mit allen erforderlichen Bequemlichkeiten ausgestatteten Anstalt (wozu auch eine ganz vorzügliche regulirbare Ventilation der Zimmer und Gänge gehört,) in kurzer Zeit den besten Ruf in den Kreisen von Aerzten und Laien verschafft. Auch hier ist es das Hauptprincip, dem kranken Körper durch allgemeine diätetische Kräftigung und verständige Abhärtung, den kranken Lungen durch immerwährendes Einathmen der würzigen dünnen Wald- und Gebirgsluft die einzig wahren Handhaben zu ihrer Heilung zu verschaffen; dazu dienen eines Theils die fünf reichlichen substanziösen Mahlzeiten des Tages, anderen Theils die von den Aerzten selbst geleiteten kalten Douchen und Abreibungen, die indessen nur ganz individualisirt und sehr vorsichtig verordnet werden, so daß das alte Odium, welches auf Görbersdorf als auf einer Kaltwasser-Heilanstalt bisher ruhte, für diese neue Anstalt durchaus schwindet. Die herrlichen Parthien, die zum Theil auf dem der Anstalt gehörigen Terrain liegen, zum Theil direct von der Anstalt aus unternommen werden können, der heitere Ton, der bisher in der Anstalt bewohrt wurde, das alles sind Momente, die die erstrebte Heilung auch physisch unterstützen.

Wenn somit aus dem Vorstehenden erhellt, daß die Lungenschwindsucht unter derartig sanitären Verhältnissen heilbar ist, so muß man doch im Auge behalten, daß alle Resultate andere werden, wenn das zu behandelnde Leiden bereits ein Stadium erreicht hat, wo so große Zerstörungen geschaffen sind und damit ein so hohes, alle Kräfte verzehrendes Fieber, eine so vollkommen erschöpfende Eiterung besteht, oder, daß ein so hoher Grad von Tuberculose erreicht ist, daß auch schon andere Organe davon inficirt sind, daß eine fast augenblickliche Lebensgefahr dem Patienten droht. Leider liegt es ja in der Natur dieser Krankheit, daß sie langsam im dunkeln wühlend ihre Verheerungen, dem Kranken selbst fast unbewußt, anrichtet und nur zu oft kommt dann der von dem plötzlich ihm klar gewordenen Leiden Erschreckte zu spät Hilfe suchend an den Hilfe bietenden Ort. Doch auch diesen „zu spät" Kommenden gewährt die Cur in Görbersdorf wenigstens Erleichterung und eine wenn auch oft nur vorübergehende Kräftigung. Ja die Erfahrung hat gelehrt, daß auch der Winteraufenthalt in Görbersdorf vom günstigsten Einfluß auf die Heilungsvorgänge der erkrankten Lungen ist, da die Patienten durch den anhaltenden gleichmäßigen Winter, dem das unbeständige bald Schnee bald Regen mit sich führende Wetter und die bedeutenden Temperaturschwankungen der Ebene fremd sind, in den Stand gesetzt werden, trotz dieser sonst so feindlichen Jahreszeit viele Stunden des Tages sich im Freien zu bewegen und die heilsame Luft einzuathmen.

Wie günstig aber die Resultate der Heilung bei früheren Stadien dieser Krankheit sich bis jetzt in der von Rössingschen Heilanstalt gestaltet haben, das beweist von Neuem der von dem dirigirenden Arzte Dr. Römpler herausgegebene Jahresbericht pro 1877.

Auf Verlangen wird der neue Jahresbericht und Prospect Jedermann franco und gratis von der Administration zugesendet. Allen denen, die sich über die Görbersdorfer Verhältnisse genauer orientiren wollen, sei der von dem Inspector der von Rössingschen Heilanstalt, Günther, zusammengestellte und direct von ihm zu beziehende „Rathgeber für Görbersdorfer Curgäste" warm empfohlen.

Mögen die im Jahresbericht angeführten Zahlen manchen Kranken den Muth machen mit ihrem Leiden an die rechte Quelle zu gehen, mögen sie manchen fast Verzagenden neuen Lebensmuth und neues Zutrauen einflößen, zu der immer waltenden Güte und Kraft der Natur.

Deutsche Adelssagen.

50. Die Sagen der Mengersen.

Aus hessischem Uradel ging das Geschlecht der Mengersen hervor, von dem man sich noch manche Sage im Weserthale erzählt. Eine besonders volksthümliche Figur aus diesem Hause ist Herr Jost von Mengersen. Er stand mit dem bösen Feind im Bunde, und der Teufel half ihm einst einen Arm der Weser abzudämmen. Nachts geht Herr Jost mit einer Laterne am Weserufer um und führt den Wanderer irre, welcher sich seiner Leitung anvertraut hat. Manchmal sieht man auch, wie er mit einem andern Geiste kämpft, daß die hellen Funken sprühen. Herr Jost muß deshalb wohl auch wie alle Heerwische die Sünde versetzter Grenzsteine auf dem Gewissen haben. Manch' andre Last aber liegt noch auf seiner armen Seele. Er ist zu Fischbeck begraben, aber es leidet die Mumie im Sarge nicht, der eine Fuß wächst immer aus dem Sarge heraus, wie oft man denselben auch hineingezwängt hat.

Eine freundlichere Familiensage knüpft sich an Johann Moritz von Mengersen, weiland unter Prinz Eugen Obersten über ein Regiment Truppen zu Fuß, und tapferen Kämpen gegen die Türken. Bei Belgrad fiel er schwerverwundet in die Gefangenschaft eines Bassen, der ihn aber heilen ließ, um ihn dann als Sklaven zu gebrauchen. Aus dem Gefängniß schrieb der Oberst einen Brief an seine Lieben daheim und bat den Diener seines Arztes, den Brief auch sicher zu besorgen. Erstaunt betrachtete der Sklave das Wappen, mit welchem der gefangene Oberst gesiegelt hatte, jene zwei Adlerflügel an goldenem Ringe, welche die ritterliche Zier der Mengersen bilden. Dann fiel er dem Ritter zu Füßen und sprach: „Herr ich bin euer Spielgenosse, der tolle Küchenjunge, den sie auf Schloß Rheder in Westfalen fortgejagt haben, — ich ging zur See, Corsaren haben mich gefangen; jetzt bin ich des weisen Arztes Diener." Wir brauchen kaum hinzuzusetzen, daß der ehemalige Küchenbube ein Mittel fand, den Obersten zu befreien. In der Tracht seines Herren, des Hakim, führte er ihn aus dem moslimischen Palaste und half ihm, ein Schiff zu besteigen, das den Edelmann nach Deutschland brachte.

Also eine, ziemlich moderne Familientradition, welche durch Gemälde auf dem schönen Erbsitze des gräflichen Geschlechtes, dem romantischen Schlosse Rheder in Westfalen, verherrlicht wird.

51. Graf Werner von Gudensberg

war der Letzte seines Geschlechtes, dessen Ahnenreihe bis in die heidnische Vorzeit hinabreicht. Auf dem Berge Wuotans, eine der geheiligtesten Stätten des ganzen Hessenlandes hatte sein Geschlecht seit unvordenklichen Zeiten seinen Sitz gehabt, — daher der Name „vom Gudensberge." Wie herzlich der Graf auch um Nachkommenschaft gebeten hatte, sein Wunsch blieb unerfüllt. Da wandten sich seine Gedanken von der Welt gänzlich ab und er beschloß, seine zeitliche Habe zur Stiftung eines Klosters anzuwenden. Lange flehte er den Himmel an, ihm ein Zeichen zu geben, wohin er das Kloster gründen sollte, aber es ward ihm keine Erhörung. Endlich sah er einst über dem Thale, in welchem sich Edder und Fulda vereinigen, ein wunderbares Licht; himmlische Gestalten schienen ihm zu winken. Er hielt die Erscheinung für ein Zeichen des Himmels und gründete dort in anmuthiger Gegend das Kloster Breitenau, in welchem er auch begraben liegt.

Stiftungssagen von Klöstern giebt es in Hessen eben so reichlich, wie in jedem anderen Theile Deutschlands: die meisten tragen mehr ein romantisches als mythologisches Gepräge. Die vorstehende, eine der einfachsten, erklärt sich von selbst: ein plötzlich erscheinender Lichtglanz hat dem deutschen Gemüthe von jeher als ein Zeichen für die Nähe des Heiligen gegolten, und die Sage mag historisch vollkommen begründet sein; — viele der Klostergründungen Deutschlands gehen auf die Beobachtung athmosphärischer Vorgänge zurück, welche sich dem Verständnisse vergangener Jahrhunderte noch entzogen.

Literatur.

„Wahlsprüche, Devisen und Sinnsprüche der Kurfürsten und Herzöge von Sachsen Ernestinischer Linie", so lautet der Titel eines als ein Beitrag zur Spruchpoesie des 16. und 17. Jahrhunderts von Dr. Max Löbe herausgegebenen, im Verlage von Duncker u. Humblot, Leipzig 1878, erschienenen 96 Seiten umfassenden Buches, welches Sr. Königl. Hoheit dem Großherzoge von Sachsen gewidmet ist und das durch seinen Inhalt, der die große Sorgfalt documentirt, mit welcher der Herr Verfasser sich seiner Arbeit unterzogen hat, die Aufmerksamkeit und Beachtung auch weiterer Kreise verdient.

Vereinzelt kommen schon in früher Zeit Wahlsprüche und Devisen deutscher Fürsten vor, die Blüthezeit aber dieser poetischen Geistesthätigkeit fällt in das 16. und 17. Jahrhundert. In der Geschichte der Sächsischen Fürsten tritt ein ausgedehnter Gebrauch von Wahlsprüchen erst mit Anfang der Reformation auf, und daher beginnt die vorliegende Sammlung, wie in der Vorrede bemerkt wird, mit dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen, der das Glaubenspanir mit dem Wahlspruche: „Verbum Domini manet in aeternum", einer Reihe der edelsten deutschen Fürsten in den Kämpfen für das Evangelium vorangetragen hat. Den Wahlsprüchen der Kurfürsten von Sachsen folgen diejenigen der älteren Linie Sachsen-Coburg und Eisenach, sodann die der älteren Linie Sachsen-Weimar und Sachsen-Altenburg, die der neuen Linie Sachsen-Weimar und die der Linie Sachsen-Gotha. Ein Namen- und Spruch-Register erleichtert das Nachschlagen.

Vor jedem Wahlspruche befinden sich biographische Notizen über den betreffenden Fürsten, hinter dem Wahlspruche Angaben, auf welchen Münzen &c. derselbe vorkommt, und so ist das, beiläufig bemerkt auch prachtvoll in Druck und Papier ausgestattete Buch, nach verschiedenen Seiten hin von bleibendem Werthe.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63 — 65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134a.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 27. Februar 1878. Nr. 9.

Anknüpfend an die Bewilligung zu Gunsten der in Constantinopel befindlichen Flüchtlinge, insbesondere der Kranken unter denselben, worüber wir in Nr. 7 dieses Blattes berichtet haben, hat der **Durchlauchtigste Herrenmeister des Johanniter-Ordens, Prinz Carl von Preußen, Königliche Hoheit**, auch dem Comité das sich zu Beirut in Syrien für die nach St. Jean d'Acre gebrachten exilirten kranken 72 Bulgaren*) gebildet hat um sie am Leben zu erhalten, und von dem ein in Haifa lebender deutscher Arzt nach Acre gesandt worden ist, der dort ein temporaires Hospital für dieselben etablirte, 1000 M. als Beihilfe aus der Kasse des Johanniter-Ordens gewährt.

Die Villiers de l'Isle-Adam.

Von Dr. A. Leesenberg.

Fais ce que dois, advienne que pourra.

Das Geschlecht der Seigneurs de **Villiers** de **l'Isle-Adam** ist von altem Ritteradel und stammt aus der Landschaft Beauvoisis, die den nördlichen Theil der ehemaligen Provinz Isle de France bildete. Hier liegen denn auch die beiden Herrschaften Villiers und l'Isle-Adam, welche dessen Hauptbesitztheil ausmachten. Denn es waren nicht so sehr Reichthümer und Macht, durch welche dieses Haus sich auszeichnete, sondern vorzugsweise persönliche Tapferkeit und Charaktergröße, welches es zu einem Gipfel der Berühmtheit emporhoben, zu dem nur so wenige Familien hinaufreichen. Namentlich haben die **Herren von Villiers de l'Isle-Adam** in der Geschichte der Johanniterritter einen hehren Glanz um sich verbreitet und die Großmeisterschaft des **Philippe de Villiers** gehört zu den ruhmvollsten in den Annalen des Ordens.

Schon im elften Jahrhundert zählte dieses Haus zu der ältesten Ritterschaft Frankreichs. Um diese Zeit erwähnen die Urkunden eines mächtigen Ritters, **Rainaud de Villiers**, der als Gesandter des Grafen **Raymond von Toulouse** bei dem Papste **Urban III.** erschien, um demselben eine beträchtliche Kriegsschaar zum ersten Kreuzzug anzubieten. Dieser selbe Ritter wurde sodann während des Kreuzzuges an die Spitze dieses Truppenhaufens gestellt, der unmittelbar unter dem Oberbefehl des päpstlichen Legaten **Adhémar du Puy** stand, der als geistliches Oberhaupt dieser Expedition bezeichnet war.

In den folgenden Jahrhunderten werden verschiedene Ritter dieses Namens genannt. **Raoul der Schöne, Herr von Villiers** machte in den Jahren 1124—1146 verschiedene Stiftungen an die Abtei St. Victor de Paris.*) **Guy de Villiers** macht 1198 der Priorei von Villiers le Bel eine Schenkung. **Adam de Villiers**, Herr von Villiers le Bel und von Domont verleiht 1218 der Priorei Domont eine Donation und leistet 1235 dem Bischof von Paris die Lehnshuldigung.

Pierre, Seigneur de Villiers wurde 1233 neben seiner Frau, **Eustache de Courtenay**, in der Kirche von Villiers le Bel beigesetzt. In derselben Kirche wurden auch in der Folge ein anderer **Pierre de Villiers** und seine Frau **Mahaud de Gamaches** im Jahre 1286 begraben.

Der Sohn dieses letzteren war **Jean de Villiers**, der noch vor dem 22. August 1289 zum Nachfolger des Großmeisters des Ritterordens des heiligen Johannes von Jerusalem gewählt wurde. Als **Ascraf** oder **Seraf**, auch **Melek-Seraf**, Sultan von Aegypten, im Jahre 1291 die Belagerung von Ptolomais unternommen hatte (das Belagerungsheer soll aus 160,000 Mann zu Fuß und 60,000 Mann zu Pferd bestanden haben, Einige reden sogar von 300,000 Mann), vertheidigten **Jean de Villiers** und die Seinigen, im Verein mit den Templern und den Deutschordens-Rittern, den Platz mit aller nur möglichen Tapferkeit und

*) Siehe Nr. 7 dieses Blattes vom 13. Februar c. S. 39 ff.

*) Vergl. Abbé Lebeuf, Geschichte der Diöcese von Paris, Bd. IV. 277—281 und Père Anselme, Histoire généalogique de la maison royale de France, des grands officiers de la Couronne etc. Vol VII. p. 11—18.

Summarische Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens im Jahre 1877 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Kranken- und Siechenhäuser.	Zahl der Kranken- und Siechen. Männer	Frauen	Kinder	Summa	Davon sind: gestorben Männer	Frauen	Kinder	Summa	geheilt Männer	Frauen	Kinder	Summa	ungeheilt oder nur gebessert Männer	Frauen	Kinder	Summa	ult. 1877 in d. Behandl. verblieben Männer	Frauen	Kinder	Summa
1.	Sonnenburg	187	85	58	330	10	11	3	24	136	41	35	212	18	19	14	51	23	14	6	43
2.	Polzin	274	149	47	470	6	2	—	8	227	122	34	383	2	3	2	7	39	22	11	72
3.	Pr. Holland	89	25	13	127	7	3	1	11	63	14	8	85	9	4	1	14	10	4	3	17
4.	Gerdauen	137	78	30	245	11	3	1	15	99	49	22	170	14	13	3	30	13	13	4	30
5.	Bartenstein	98	42	2	142	7	2	1	10	70	32	1	103	8	3		11	13	5	—	18
6.	Neidenburg	103	46	9	158	9	6	—	15	75	30	8	113	3	2	—	5	16	8	1	25
7	Jüterbog	82	30	24	136	3	6	1	10	63	19	17	99	5	4	2	11	11	1	4	16
8.	Neuruppin	123	59	6	188	9	14	—	23	89	35	4	128	12	3	1	16	13	7	1	21
9.	Stendal	106	49	18	173	4	4	—	8	77	35	15	127	16	6	1	23	9	4	2	15
10.	Pritzwalk	287	33	6	326	6	4	—	10	234	20	5	259	28	4	1	33	19	5	—	24
11.	Züllchow	243	74	52	369	38	10	3	51	156	48	46	250	13	5	—	18	36	11	3	50
12.	Erdmannsdorf	70	77	15	162	8	5	—	13	42	45	10	97	3	9	—	12	17	18	5	40
13.	Reichenbach	86	77	9	172	5	3	1	9	64	59	8	131	6	10	-	16	11	5	—	16
14.	Falkenberg	68	36	7	111	6	2	—	8	51	24	5	80	1	2	—	8	10	8	2	20
15.	Neusalz a. O.	100	32	2	134	13	6	—	19	67	20	2	89	4	2	—	6	16	4	—	20
16.	Pleß	209	86	17	312	13	8	—	21	182	69	15	266	5	1	—	6	9	8	2	19
17.	Sagan	63	38	19	120	5	8	—	13	42	24	12	78	5	5	—	10	11	1	7	19
18.	Tirschtiegel	21	17	2	40	—	1	—	1	15	14	1	30	2	2	1	5	4	—	—	4
19.	Pinne	20	8	—	28	1	2	—	3	15	4	—	19	2	1	—	3	2	1	—	3
20.	Fraustadt	16	17	—	33	14	14	—	28	—	1	—	1	—	—	—	—	2	2	—	4
21.	Mucowana-Goslin	41	15	—	56	2	—	—	2	28	13	-	41	6	2	—	8	5	—	—	5
22.	Pakosch	14	5	2	21	—	—	—	—	12	5	1	18	2	—	1	3	—	—	—	—
23.	Mansfeld (Siechenh.)	17	6	—	23	4	—	—	4	—	—	—	—	1	1	—	2	12	5	—	17
24.	Genthin	92	20	2	114	3	1	—	4	66	12	1	79	9	3	—	12	14	4	1	19
25.	Altena	90	16	9	115	8	6	—	14	72	5	9	86	—	—	—	—	10	5	-	15
26.	Plochingen	30	9	—	39	—	—	—	—	29	9	—	38	—	—	—	—	1	—	—	-
27.	Ludwigslust	147	—	14	161	10	—	—	10	112	—	6	118	5	—	2	7	20	—	6	26
28.	Dresden	144	—	—	144	-	—	—	—	123	—	—	123	—	—	—	—	21	—	—	21
29.	Niederweisel	24	16	14	54	2	4	1	7	10	2	6	18	5	3	4	12	7	7	3	17
30.	Beirut	275	170	99	544	13	5	1	19	189	124	78	391	47	24	10	81	26	17	10	53
	Summe	3256	1315	476	5047	217	130	13	360	2408	875	349	3632	231	131	43	405	400	179	71	650

№	Namen der Kranken- und Siechenhäuser.	Gesammtzahl der Kranken-Verpflegungstage und zwar pro Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	October	November	December	Summa	Die tägliche Durchschnittszahl der verpflegten Kranken und Siechen beträgt.	Die Zahl der Tage, die durchschnittlich jeder Kranke in der Anstalt gewesen ist, hält sich auf.	Zahl der vorhandenen Kranken- und Siechenbetten.
1.	Sonnenburg	1486	1453	1519	1431	1668	1539	1728	1740	1634	1723	1512	1411	18839	52	57	60
2.	Polzin	2229	2002	2223	2131	2340	2657	2804	2925	2928	2164	2223	2280	28906	79	62	72
3.	Pr. Holland	781	435	480	687	612	428	286	286	340	312	366	434	5447	15	41	58
4.	Gerdauen	809	673	848	711	603	443	647	737	667	792	768	831	8529	23	35	54
5.	Bartenstein	684	549	670	638	503	504	505	395	316	459	437	513	6173	17	43	50
6.	Neidenburg	563	493	631	583	653	514	408	372	450	386	569	722	6341	17	40	36
7	Jüterbog	738	580	688	622	571	647	665	605	555	559	625	554	7409	20	54	32
8.	Neuruppin	438	472	644	711	583	505	597	636	599	641	531	614	6971	19	32	60
9.	Stendal	599	650	629	578	535	522	639	446	370	422	537	573	6500	18	37	35
10.	Pritzwalk	908	790	889	679	795	709	596	534	736	862	872	926	9296	25	28	65
11.	Züllchow	1497	1163	1293	1443	1549	1308	1404	1341	1260	1331	1446	1331	16366	45	45	80
12.	Erdmannsdorf	993	1086	1120	1034	1070	1072	905	867	918	1022	1105	1169	12361	34	76	60
13.	Reichenbach	528	449	626	611	528	371	439	242	485	323	344	467	5413	15	32	42
14.	Falkenberg	508	495	570	503	378	383	338	447	502	502	435	542	5603	16	50	60
15.	Neusalz a. O.	517	334	416	399	562	559	461	395	416	449	466	451	5425	15	41	41
16.	Pleß	582	579	918	688	695	637	617	367	547	452	470	855	7407	20	23	42
17.	Sagan	438	436	598	373	438	490	607	507	458	430	483	496	5754	16	48	36
18.	Tirschtiegel	71	113	143	65	36	47	38	50	40	105	107	127	942	3	24	10
19.	Pinne	32	47	81	48	61	74	81	46	91	35	53	54	653	2	23	10
20.	Fraustadt	142	122	60	116	114	102	144	243	90	4	48	75	1260	3	38	26
21.	Mucowana-Goslin	58	94	115	192	154	160	113	118	91	146	180	165	1586	4	28	10
22.	Pakosch	72	104	134	94	88	130	42	15	—	21	20	34	754	2	36	12
23.	Mansfeld (Siechenh.)	558	504	558	504	502	458	510	537	524	558	540	545	6298	17	274	18
24.	Genthin	523	533	506	375	455	229	319	365	343	280	210	429	4567	13	40	30
25.	Altena	447	353	515	535	529	450	411	391	427	416	388	448	5310	15	46	38
26.	Plochingen	18	96	57	16	59	36	5	6	30	70	61	23	477	1	12	38
27.	Ludwigslust	776	834	790	674	666	665	695	766	694	677	751	869	8857	22	55	36
28.	Dresden	257	145	145	391	317	307	266	290	807	984	297	312	4018	11	28	16
29.	Niederweisel	635	586	647	580	549	434	539	625	524	566	533	542	6760	19	125	20
30.	Beirut	1434	1188	1231	1463	1213	1188	1379	1204	1074	1345	1292	1468	15479	42	28	55
	Summe	19321	17358	19744	18875	18826	17568	18133	17498	17416	18036	17669	19260	219704	600	44	1202

Anmerkung: Durch die Aerzte des Krankenhauses zu Beirut sind, außer den in diesem Hause selbst behandelten 544 Kranken, im Laufe des Jahres 1877 noch 10,906 poliklinische Consultationen in dem zum Hause gehörigen Ambulatorium unentgeltlich ertheilt, auch die Patienten zum großen Theile mit freier Medicin versehen worden.

hätten ihn wahrscheinlich gerettet, wenn sie unter sich einig und von ihren Verbündeten besser unterstützt worden wären. Genöthigt, am 18. Mai 1291 den Platz zu räumen, zogen die Johanniter und die Tempelherren nach Cypern; wo König Heinrich II. ihnen Limisso als Zufluchtsort anwies. Jean de Villiers erste Sorge war hier die Zusammenberufung eines allgemeinen Kapitels. Es wurde sehr zahlreich besucht. Aus allen Ländern eilten die Ritter herbei. Man beschloß, Limisso, welches damals nur ein großer, von allen Seiten offener Flecken war, zu befestigen, und zur Vertheidigung der nach dem heiligen Grabe wandernden Pilger die Schiffe auszurüsten, welche den Rittern aus Palästina sowohl als aus Europa zur Ueberfahrt gedient hatten. Bald sah man aus verschiedenen Häfen der Insel viele Fahrzeuge von mehrfacher Größe hervorgehen, welche nebst beträchtlichen, den Korsaren der Ungläubigen abgejagten Prisen, die Kriegsfahrzeuge des Ordens nach und nach vermehrten. Die Könige von England und Portugal betrachteten, als sie die Ritter aus dem gelobten Lande vertrieben sahen, ihr Institut in der That als erloschen und auf dem Punkte, es auch dem Rechte nach zu werden. Demzufolge legten sie Beschlag auf ihre Einkünfte. Der König von Cypern seinerseits, eifersüchtig auf die Unabhängigkeit, welche die Ritter in seinem Königreich zur Schau trugen, erklärte, er könne hier keine Unterthanen der päpstlichen Gewalt dulden, welche von der seinigen völlig frei seien. In ihrer Bedrängniß nahmen die Ritter ihre Zuflucht zu Papst Bonifaz VIII., der sie in Schutz nahm. In Portugal und England thaten seine Drohungen ihre Wirkung und der Beschlag ward aufgehoben; in Cypern aber blieben die Ritter, des blitzschleudernden päpstlichen Bannes ungeachtet, der ihnen vom Könige auferlegten Kopfsteuer unterworfen.

Johann von Villiers starb am Ende des Jahres 1297 und nahm die Trauer und die Bewunderung der Ritter seines Ordens und der verschiedenen Fürsten Europas und Asiens mit ins Grab.

Er führte als Wappen in Gold drei blaue Sparren, weshalb es immerhin fraglich erscheint, ob er dem Geschlechte der Seigneurs de Villiers de l'Isle-Adam zuzuzählen ist, deren Filiation dem Père Anselme, St. Alais und anderen Genealogen zufolge erst mit dem Jahre 1324 beginnt.

1. Jean, Seigneur de Villiers, lebte um 1324 und war mit Marie de l'Isle verheirathet, aus welcher Verbindung er unter anderen Kindern einen Sohn, Adam, hatte, welcher folgt.

2. Adam, Seigneur de Villiers starb um 1339 und wurde neben seiner Gemahlin Alice de Cressy unter dem Glockenthurm der Priorei von Domont begraben. Ihre Kinder waren: a) Pierre de Villiers, der den Stamm fortsetzte, b) Adam, der Stammler (le bègue) Herr von Villiers le Bel, Kastellan des Schlosses von Metz le Maréchal, soll im Jahre 1365 in der Schlacht bei Novarret in Spanien gefallen sein. Aus seiner Ehe mit Alerie de Méry hinterließ er nur zwei Töchter, von denen die älteste Perenelle, die dritte Gemahlin des Marschalls von Frankreich, Charles de Montmorency, wurde, die jüngere aber Gilles de Poissy, Chevalier, heirathete.

3. Pierre de Villiers, Seigneur de Villiers et de l'Isle-Adam bekleidete das damals so wichtige Amt eines Porte-oriflamme de France,*) welches zu den großen Kronämtern zählte und das 1415 einging, indem es nach dem Tode des letzten Inhabers nicht wieder besetzt wurde. Außerdem war er bei Hofe als erster Haushofmeister des Königs (premier maitre d'hôtel) angestellt. Er erwarb 1364 die Herrschaft l'Isle Adam durch Kauf von dem Hause Luzarches, das durch eine Heirath mit der letzten Erbtochter der älteren Linie des Hauses l'Isle in den Besitz derselben gekommen war. Er war zweimal vermählt gewesen, zuerst mit Jeanne de Beauvais, Herrin von Macy, die zu Domont neben dem Chor beigesetzt wurde, und zum zweiten Mal mit Marguerite de Vendôme, Tochter des Bouchard de Vendôme, Seigneur de Legré und der Marguerite de Beaumont-Brienne. Aus der ersten Ehe hinterließ er außer drei Töchtern, — von denen Jeanne, Herrin von Macy, Jean de Garencières, Chevalier, und Isabeau, Pierre de Bournel, Seigneur de Thiembrune, heirathete, Catherine aber als Pathin einer der Töchter des Königs Carl V. vorkommt, — einen Sohn, Pierre de Villiers, der geistlich wurde und als Archidiaconus der Kirche von Sologne 1390 gegen seinen Bruder prozessirte. Der zweiten Verbindung entsprossen ein Sohn, Pierre, der den Namen fortsetzte und eine Tochter Perenelle, die die erste Gattin des Philippe de Beaumont Seigneur de Luzarches, Sohn des Jean de Beaumont, Kammerherrn des Königs wurde.

4. Pierre II. de Villiers, Seigneur de l'Isle-Adam und de Valmondois, Kammerherr Carl VI., führte einen langwierigen Prozeß gegen seinen Bruder wegen der genannten Herrschaften, in deren Besitz er sich 1396 befand. Er starb im Jahre 1400. Von seiner Gemahlin Jeanne de Chatillon, Tochter des Charles de Chatillon, Seigneur de Souvain und de Jonchery, Grand queux de France,**) hinterließ er zwei Söhne: Jean, welcher folgt und Robert, der von einigen Genealogen zum Stammvater der Herren von Lauberdière gemacht wird, deren letzte Erbin 1687 in das Haus Pontaudevoye heirathete, nachdem sich im Laufe der Jahrhunderte wieder der Nebenast der Villiers du Teil von ihnen abgezweigt hatte. Diese letztere Linie

*) Das Nähere über dieses alte Reichsbanner Frankreichs habe ich in meinem Aufsatz über das Haus la Trémouille Jahrgang 1875 Nr. 4 S. 20 bereits beigebracht.

**) Der Grand queux de France der Groß-Küchenmeister von Frankreich, gehörte zu den Großoffizieren der Krone. Die Charge ging 1490 ein.

erlosch in der Person von Marie Marguerite Rose de Villiers, Herrin von Teil, die im Jahre 1781 den Grafen Erasme von Contades, maréchal des camps, einen Enkel des Marschalls von Contades heirathete. Diese Details sind dem Werke von St. Allais, Nobilaire Universel Vol XI. pay 408 entlehnt. Daß der Père Anselme ihrer mit Stillschweigen übergeht, läßt annehmen, daß die Abstammung von dem berühmten Geschlecht der Villiers de l'Isle-Adam nicht genügend durch Urkunden sich erweisen läßt. Der Name Villiers an und für sich sagt nichts, da er häufig in Frankreich und England vorkommt, wie das Geschlecht des berühmten Günstlings Jacob I. von England George Villiers, Herzog von Buckingham, das noch heute in zwei Linien, die der Grafen von Jersey und Clarendon blüht. Das Wappen dieser englischen Familie Villiers zeigt in Silber ein rothes Kreuz, das mit sechs silbernen Muscheln belegt ist. Devise: Fidei coticula crux. Das Kreuz ist der Prüfstein des Glaubens.*)

5. Jean II. de Villiers, Seigneur de l'Isle-Adam und de Villiers le Bel war 1384 geboren und diente der burgundischen Partei, unter dem Herzog Johann dem Unerschrockenen, † 1419, dem er sowohl in der Politik durch seine Intriguen als auf dem Schlachtfelde durch seine Tapferkeit wesentliche Dienste leistete. Namentlich zeichnete er sich bei der Belagerung von Harfleur 1415 aus, und die Einnahme von Paris durch Ueberrumpelung 1418 brachte ihm den Marschallsstab ein. Es scheint, als ob er nach diesem letzten Ereigniß sich wieder der Sache des rechtmäßigen Königs nähern wollte, genug er erregte den Verdacht König Heinrich V. von England, der ihn nach der Bastille bringen ließ, wo er bis zum Jahre 1422 gefangen gehalten wurde. Hiernach diente er noch bis 1435 den Herzögen von Burgund und den Engländern, trat aber einige Zeit nachher in die Dienste Karl VII., nahm den Engländern Pontoise und l'Isle-Adam ab und trug hauptsächlich zur Unterwerfung von Paris bei. Im Begriff auf neue Heldenthaten auszugehen, kam dieser große Mann schmählich im Jahre 1437 bei einem Volksaufstand in Brügge um.**) Er war mit Jeanne, Herrin von Villengoujais vermählt, von der er folgende vier Söhne hinterließ: a) Jacques, dessen Artikel nachfolgt; b. Jean de Villiers de l'Isle-Adam, der dem Pere Anselme zufolge Malteserritter war; c) Philippe de Villiers de l'Isle-Adam, soll der Urheber des Geschlechts der Villiers de l'Isle-Adam sein, das in Rußland nach gegenwärtig blüht*) und aus welchem Wilhelm Theodor de Villiers de l'Isle-Adam, Kaiserlich russischer Oberst und Commandeur des Alexopoler Infanterie-Regiments Nr. 31 am 2. September 1874 zum Ehrenritter des Johanniterordens Balley Brandenburg ernannt wurde; d. Charles de l'Isle-Adam, Seigneur de Chéteuville bei Montlhéry, der am 26. December 1483 dem Könige die Lehnshuldigung leistete.

(Fortsetzung folgt.)

*) Im siebzehnten Jahrhundert lebte ein berühmter Gelehrter, Pierre de Villiers, der 1648 zu Cognac geboren, 1666 bei den Jesuiten eintrat. Nachdem er sich im Colleg und auf der Kanzel ausgezeichnet, quittirte er den Jesuitenorden und trat in den von Cluni ein. Er wurde in der Folge Prior von St Taurin und starb 1728 zu Paris, 80 Jahr alt.

**) Er gehörte zu den ersten dreiundzwanzig Rittern des Goldenen Vließes, die im Jahre 1430 creirt wurden.

*) Nach Documenten, die sich im Besitz dieses Zweiges der Familie befinden

Die Dienstbotenheimat in Fellbach.

Unter dem Namen „Dienstbotenheimat“ besteht in Fellbach im Württembergischen eine Anstalt dienender Liebe. Wir theilen auszugsweise mit, was Ph. Paulus in einer der neuesten Nummern der Stuttgarter Bl. f. d. Armenwesen über dies neue „anspruchslose Bäumlein in dem von der barmherzigen Liebe ins Leben gerufenen Garten“ berichtet. Ueber den Zweck der Anstalt schreibt er: „Was einst der Bach Crith mit seinen Raben für Elias war, das ist die Dienstbotenheimat für diejenigen unter uns, welche den unentbehrlichsten Dienst im Leben zu leisten haben, für die Dienstboten aller Art, welche nach kürzerem oder längerem Dienst durch Alter oder Krankheit unfähig werden, ihrem Dienste weiterhin vorzustehen: eine Zufluchtsstätte, ein Bergungsart, ein gattgeschaffenes Asyl. Sie sitzen hier auch wie Elias dort an einem Nebenfluß des großen Stroms des allgemeinen Lebensumtriebs und sind auch wie er neben hinausgestellt und außer Arbeit und Dienst gesetzt und haben nichts mehr vor sich, als den Morgen der Ewigkeit. Alle nun, welche den Werth eines treuen Dienstboten kennen und wissen, „daß es, wie Luther sagt, zwar nicht treffliche Werke sind, wenn ein Mägdlein nähet und spinnet, aber eine Dienstmagd im Hause kocht, spült, Kinder umträgt, wäscht, badet, aber daß Gatt solche Werke gebeut und haben will“, wie sallten sie nicht mit Freuden die Mittheilung vernehmen, daß für solche eine Heimat gegründet ist, wo sie nach des Tages Last und Hitze eine freundliche Aufnahme, ein friedliches Heim finden und den Rest ihrer Tage vollends der Vorbereitung auf die Ewigkeit widmen können?“ Der Berichterstatter fährt dann fart, indem er das Haus und seine Einrichtung beschreibt: Das Gebäude, wie es jetzt mit seiner 18 Fuß breiten und seiner 34 Fuß langen Veranda fir und fertig dasteht, gewährt schon van außen einen schönen stattlichen Anblick. Nicht weniger aber wird jeder Besucher durch einen Blick ins Innere sich befriedigt fühlen, sei's daß er die geräumigen Schlafsäle mit ihren 33 schließbaren Cabineten (für Dienstboten, die sich mit 860 Mark einkaufen), oder daß er die 17 abgesonderten geräumigen Zimmer für salche, welche 1720 Mark einlegen, in Augenschein nimmt. Schon jene Cabinete, deren jedes ein Bett, einen Stuhl, einen Tisch und einen Kasten

in sich faßt, gewähren den Eindruck einer friedlichen heimlichen Schlafstätte. Wirklich reizend sind aber die einzelnen eigenen Zimmer, wovon jedes von ihren Bewohnerinnen beliebig, theilweise wirklich geschmackvoll möblirt ist. Doch am meisten dürfte ein Blick in den gemeinschaftlichen Speise- und Arbeitssaal mit seinem von einem Freunde gestifteten gemalten Fenster und in die anstoßende Veranda mit ihrer herrlichen Aussicht auf die umliegenden Berge überraschen und schön gefunden werden.

Von den 50 Plätzen, welche die Anstalt jetzt enthält, sind 19 Cabinete und 5 eigene Zimmer bereits besetzt, und neuerdings sind wieder Anmeldungen für Cabinete und Zimmer eingelaufen, so daß das Bedürfniß einer solchen Anstalt je länger je mehr sich bestätigt.

Was die Aufnahmebedingungen und die Hausordnung betrifft, so ist die Anstalt weder ein Spital, noch ein Krankenhaus, noch ein Armenhaus, sondern eben ein Asyl für Mädchen, welche durch Alter oder Krankheit dienstunfähig geworden sind. Das Recht der Benutzung dieser Anstalt haben in erster Linie die Mitglieder des Vereins, dem dieselbe ihre Entstehung verdankt, und in zweiter Linie die Nichtmitglieder, soweit die vorhandenen Plätze nicht von Mitgliedern in Anspruch genommen sind.

Die Bedingungen der Aufnahme sind folgende:

1. Wer aufgenommen werden will, muß vor allem Dienstbote gewesen und schließlich dienstunfähig geworden sein.
2. Derselbe darf weder ein körperliches noch ein geistiges Gebrechen an sich haben, das das Zusammenleben mit Anderen unmöglich macht.
3. Vorerst wird nur, wer sich mit 860 Mark in ein Cabinet oder mit 1720 Mark in ein eigenes Zimmer einkaufen kann, aufgenommen. Später, nach Ablauf von fünf Jahren, werden solche, welche Vereinsmitglieder waren und bis zu ihrem Dienstunfähigwerden ohne Unterbrechung ihren Vereinsbeitrag entrichtet haben, unentgeltlich aufgenommen, soweit vacante Plätze da sind, natürlich vorausgesetzt, daß es ärztlich constatirt ist, daß sie wirklich dienstunfähig sind.

Da der jährliche Zins aus der festgesetzten Einkaufssumme natürlich bei weitem nicht reicht, um die Auslagen für Kost, Logis und Pflege zu decken, und da außerdem nach Gottes Ordnung Jedermann, der noch arbeiten kann, auch noch arbeiten soll, so ist in der Dienstbotenheimat für alle Pfleglinge, so weit sie noch arbeiten können, eine Arbeitszeit festgesetzt, theils um womöglich für das Haus noch etwas zu verdienen, theils um die Bedingungen eines befriedigenden Daseins zu erfüllen. Zu diesem Ende versammeln sich Morgens von 9—12 Uhr und Nachmittags von 2—6 Uhr alle Pfleglinge in dem gemeinschaftlichen Arbeitssaale, um sich die für ihre Umstände passende Arbeit anweisen zu lassen.

Der Reinertrag aller Arbeit in und außer dem Hause wird je zu einem Drittheil für die Anstalt, für die Pfleglinge selbst (zu einem Taschengeld) und für die Casse zur Unterstützung unbemittelter Mädchen verwendet.

Von der Betheiligung an der gemeinsamen Arbeit kann nur die Hausmutter dispensiren; auch dürfen die Pfleglinge ohne Wissen der Hausmutter keinerlei Arbeit für Andere ausführen. Ebenso dürfen sie auch ohne Erlaubniß derselben das Haus nicht verlassen.

Um auch mittellosen Dienstboten die Aufnahme unentgeltlich oder doch zu ermäßigtem Beitrag zu ermöglichen, besteht in Verbindung mit der Anstalt die schon genannte besondere Unterstützungscasse. Im Uebrigen beruht der Unterhalt der Dienstbotenheimat auf den vierteljährlichen, beziehungsweise jährlichen regelmäßigen Beiträgen der Vereinsmitglieder; auf dem Erträgniß des Gartenbaues und der Hausindustrie; auf den Eintrittsgeldern, die freilich in keinem Verhältniß zu den Kosten eines Pfleglings stehen, und daher schließlich auch auf den außerordentlichen Liebesgaben, welche Gott der Anstalt zuwendet und auf deren Zufluß sie zu Ihm hofft.

Ist solche Anstalt nicht eine sociale Wohlthat, wie irgend eine? Nicht allein um des Dienstes willen, den sie an den Dienenden im Alter thut, sondern mehr noch um der Liebe willen, mit der sie treuen Dienstboten schon vorher in ihrem oft schweren Beruf Sorge in Hoffnung wandelt? Und darum möchten wir behaupten, daß sie ihrerseits auch einen beachtenswerthen Beitrag zur Lösung der socialen Frage liefert.

Solche kleine Bausteine, wie diese Dienstbotenheimat, helfen tausendmal besser das Wohl des Volks und den socialen Frieden bauen, als hochaufgebaute Pläne, weit aussehende Resolutionen, lange Reden und dicke Bücher; könnten wir nur Viele zu solchen stillen Liebeswerken reizen und sammeln, das wäre uns genug.

(„Bausteine.")

Einladung.

Unter der höchsten Protection Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Herzogin Wilhelm zu Mecklenburg-Schwerin, Prinzeß von Preußen, sind die Unterzeichneten, nach zweijähriger Frist, wiederum zusammengetreten, um Ende des Monats März einen Verkauf zum Besten des Diaconissen-Mutterhauses zu Kaiserswerth a. R. zu veranstalten.

Dies älteste, seit 45 Jahren bestehende Diaconissen-Mutterhaus hat jetzt 570 Schwestern, von denen 46 in Berlin thätig sind.

Es ergeht nun hiermit die herzliche Bitte an alle Freunde der Diaconissensache, das Unternehmen der Unterzeichneten durch Gaben aller Art zu fördern. Durch die Nothstände in unseren wirthschaftlichen Verhältnissen wird das Diaconissenhaus zu Kaiserswerth, welches im Mutterhause und auf den in- und ausländischen Filialen täglich ungefähr 1300 Personen zu erhalten hat, stark in Mitleidenschaft gezogen, namentlich lasten die Wirren und die große Theuerung im Orient schwer auf den dortigen, der Krankenpflege und Erziehung dienenden Anstalten, in welchen 63 Diaconissen unter europäischen und eingeborenen Christen, Muhamedanern und Drusen arbeiten. Der immer steigende Andrang Hilfe- und Auf-

nahmesuchender bei den verschiedenen Anstalten erfordert aber leider bei einigen derselben dringend baulicher Erweiterung. So genügen z. B. in Berlin die auf Martashof vorhandenen Räumlichkeiten weder der großen Zahl der Aufnahme suchenden Dienstmädchen, noch dem Andrange der Kinder in den daselbst befindlichen Elementar- und Klein-Kinderschulen.

In Kaiserswerth selbst erfordert die Heilanstalt für weibliche evangelische Gemüthskranke, um den neueren Erfahrungen der Heilkunde zu genügen, einen Neubau außerhalb des Städtchens.

Dieses genügt wohl, um eine außerordentliche Anstrengung zur Beschaffung von Geldmitteln für dies, von Gott so sichtbar gesegnete Werk zu rechtfertigen.

Lasset uns Gutes thun und nicht müde werden!

Jeder der Unterzeichneten nimmt Gaben, für den Verkauf bestimmt, dankbar entgegen. Derselbe soll — so Gott will — vom 26. bis 29. März von 12 bis 4 Uhr stattfinden im Gräflich Redern'schen Palais, Unter den Linden Nr. 1.

Berlin, den 8. Februar 1878.

Hofdame Fräul. v. Alvensleben, im Schloß. Frau Gräfin Arnim-Boitzenburg, Pariser Platz 4. Frau Gräfin Arnim-Zichow, Bellevuestr. 14. Frau Baronin Bistram, Kurfürstenstraße 130. Frau v. Bockelberg, Köthenerstr. 3. Frau und Fräulein v. Bodelschwingh, Köthenerstr. 3. Fräulein v. Buddenbrock, Schellingstraße 12. Frau v. Bülow, Wilhelmstraße 61. Frl. Costenoble, Lützowplatz 10. Frau Minister Delbrück, Alsenstr. 4. Frau v. Geißler, Wilhelmstr. 35. Fräul. M. v. d. Gröben, Kurfürstenstr. 50. Frau Baronin v. Güldenerone, Hafenplatz 10. Editha Gräfin v. Hacke, im Schloß. Frau Gräfin Harrach, Victoriastraße 27. Frau Gräfin Hardenberg, Königgrätzerstraße 89. Frau Präsident Hegel, Mathäikirchstr. 22. Frau Gräfin Hochberg-Fürstenstein, Wilhelmstr. 71. Frau v. Jasmund, Regentenstr. 24. Frau Geh. Reg.-Rath Illing, Potsdamerstr. 113. Frau v. Knebel-Doberitz, Schellingstr. 9. Frau und Frl. v. Koenen, Bellevuestr. 8. Frau v. Kracht, in Sanssouci. Frau Sophie Lösche, Oranienburgerstr. 20. Frau von Massow, Potsdamerstr. 139. Frau W. Moers, Wilhelmstr. 55. Frau v. Normann, Hohenzollernstr. 10. Frau v. Nostiz, Lennéstr. 8. Frau v. Plötz, Königgrätzerstr. 109. Frau Gräfin Pourtalès, Victoriastraße 27. Fräulein Marie v. Redern. Unter den Linden 1. Frau v. Rheinbaben, Schiffbauerdamm 20. Fräulein v. Rochow, Linkstr. 40. Frau Geh. Kämmerier Schöning, Lustgarten 1. Baronin v. Schuckmann, Lustgarten 2. Fräulein Sophie Schultze, Jägerstraße 61a. Frau Gräfin Schwanenfeld, Wilhelmsplatz 9. Frau v. Schwarzhoff, Moabit 117. Fräulein v. Selchow, Marly bei Potsdam. Frau Selke, Werderschen Markt 6. Frau Hofprediger Stoecker, Hindersinstraße 6. Frau Gräfin Vitzthum, Bellevuestraße 9. Frau Adelheid Volkardt, Gertraudtenstr. 23. Frau v. Wedell-Malchow, Schellingstr. 9. Frau Majorin Westphal, Maaßenstr. 8a. Fräulein Wilkens, Landgrafenstr. 9. Fräulein v. Witzleben, Wilhelmstr. 59. Frau Sanitätsrath Zwingenberg, Wilhelmstr. 88. Herr Briet, in Potsdam. Herr Professor Cassel, Kleinbeerenstr. 26. Herr Kammerherr Frhr. v. Ende, in Charlottenburg. Herr Commerzienrath A. Heese. Alte Leipzigerstr. 1. Herr Hoflieferant Kisker, Schloßfreiheit 5. Herr Präsident König, Matthäikirchstr. 24. Herr Köthner, Werderstr. 9. Herr v Plötz, Königgrätzerstr. 109. Herr Geh. Kämmerier Schöning, Lustgarten 1. Herr Buchhändler Stilke, Kronprinzen-Ufer 22.

Die Asyle für Obdachlose zu Berlin.

Der Vorstand des Asylvereins für Obdachlose hat seinen achten Bericht, für die Zeit vom 1. April bis 31. December 1877 erstattet. Es sind in diesen neun Monaten die Asyle von 72,274 männlichen und 10,393 weiblichen Personen besucht worden, was bei den Männern eine Durchschnittszahl von 262,81, bei den Frauen eine von 37,79 pro Nacht ergiebt. Gebadet haben 7,912 Männer, d. h. 10,94 pCt. und 892 weibliche Personen, d. h. 8,58 pCt. In der ganzen Zeit seit dem Bestehen der Asyle wurden 587,329 Obdachlose beherbergt.

Es beliefen sich in dem genannten Zeitraume die Einnahmen des Vereins auf 26,453 M. und die Ausgaben auf 23,328 M. Die Fonds des Vereins in Effecten beliefen sich am Schlusse des Jahres auf 29,649 M., wozu 2174 M. beim Bankgeschäft von F. W. Krause u. Co. kommen. Das gesammte Actiovermögen der Anstalten steht mit 338,085 M., die Passiva mit 63,907 M. zu Buch.

Unter den Asylistinnen im vorigen ganzen Jahre waren 6464 Frauen, 6171 Mädchen, 888 Kinder und darunter 262 Säuglinge.

Arbeiterwohnungen.

In Hamburg hat ein Consortium hervorragender Männer eine gemeinnützige Baugesellschaft zum Bau von Arbeiterwohnungen gegründet. Es soll eine Colonie kleiner Häuser, zunächst etwa 400, erbaut werden. Die Bewohner sollen durch die zugleich zur Amortisation des Anlagecapitals bestimmte, übrigens noch immer nicht hohe Miethe allmählig in den Besitz der Häuser gelangen. Einen Zins von 4 pCt. hoffen die Unternehmer von dem Anlagecapital demnach zu erlangen. In München-Gladbach bewährt sich ein solches Unternehmen vortrefflich. Daß die Arbeiter allmählich kleine eigene Häuser erlangen, ist von außerordentlicher Bedeutung. In der Arbeiterkaserne ist die Familie nur eine Nummer, die nach Möglichkeit gepreßt, ausgesogen und herumgeworfen wird, während das Häuschen der Baugesellschaft zugleich ein Spartopf ist, das den Proletarier unvermerkt zum ansäßigen Bürger macht.

Das Unternehmen ist nur mit Freuden zu begrüßen.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63 — 65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Heerlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch: — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 6. März 1878. Nr. 10.

Aus dem Protokolle über das am 28. Januar d. J. hierselbst stattgehabte Capitel des Johanniter-Ordens

theilen wir folgendes mit:

1. Dem Diakonissenhause Bethanien hierselbst sind in Rücksicht darauf, daß in vielen Krankenhäusern des Johanniter-Ordens seit langen Jahren Diakonissen desselben in größter Treue und Hingebung thätig sind, auch Bethanien dem Orden während der Kriege von 1864, 1866 und 1870 71, sowie während der Typhusepidemie in Ostpreußen 1868, deren Opfer die Frau Oberin Gräfin Anna zu Stolberg geworden ist, alle seine nur irgend disponibel zu machenden Schwestern zur Verfügung gestellt hat, als weitere Beihilfe zur Vollendung des im Garten von Bethanien hierselbst erbauten Feierabendhauses für nicht mehr dienstfähige Diakonissen, 6000 M. aus der Ordens-Kasse bewilligt worden, nachdem dafür bereits im Jahre 1872 9000 M. vom Orden gewährt worden sind.

2. Dem St. Elisabeth-Siechenhause in der Schönhauser-Allee Nr. 144 hierselbst, das im Jahre 1856 mit Hilfe des Johanniter-Ordens gegründet und bis zum Jahre 1869 mit zusammen 15,000 M. subventionirt worden ist, ward als Beihilfe zu den Kosten des nöthig gewordenen Neubaues der im Herbst v. J. vollendet wurde, die Summe von 4000 M. bewilligt.

3. Ebenso gewährte das Capitel dem Diakonissenhause zu Altona zur theilweisen Deckung der Hypothekenschuld dieser Anstalt, in Rücksicht auf die schwierigen finanziellen Verhältnisse in denen sich dieselbe befindet, eine Unterstützung von 20,000 M. von denen 10,000 M. im laufenden Jahre und 10,000 M. 1879 aus der Ordens-Kasse gezahlt werden sollen, wenn der Vorstand auf folgende Bedingungen eingeht:

a) daß in den Vorstand der Anstalt ein in Schleswig-Holstein wohnender Johanniter-Ritter eintritt, den der Durchlauchtigste Herrenmeister bezeichnet. Sollte sich später in der Provinz Schleswig-Holstein eine Genossenschaft des Johanniter-Ordens constituiren, so wird Seine Königliche Hoheit das Recht diesen Ritter für den Vorstand zu bezeichnen, auf dieselbe übertragen;

b) daß die genannte Diakonissen-Anstalt sich verpflichtet, wenn von der in das Leben zu rufenden Schleswig-Holsteinischen Genossenschaft ein eigenes Krankenhaus errichtet wird, die zur Pflege in demselben erforderlichen Diakonissen zu überweisen.

4. Nach einem dem Capitel vorgelegten Berichte sind von der Schlesischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens im Laufe des vorigen Jahres zu Gunsten der Typhuskranken in Oberschlesien zusammen 5476 M. verwendet worden, wovon durch Capitelbeschluß vom 24. Juni v. J. 3000 M. aus der Balley-Kasse gezahlt worden sind, während den Rest von 2476 M. die Kasse der genannten Genossenschaft getragen hat.

5. In Folge eines an den Commendator der Preußischen Provinzial-Genossenschaft des Ordens Grafen zu Dohna-Schlobitten seitens des Oberpräsidenten v. Horn gerichteten Schreibens im August 1877, um Gewährung von Unterstützungen an die vom Typhus heimgesuchten ärmsten Bewohner mehrerer Ortschaften im nördlichen kassubischen Theile das Kreises Schlochau, welches dem Durchlauchtigsten Herrenmeister vorgelegt worden ist, hat Höchstderselbe aus der Balley-Kasse 3000 M. bewilligt.

Diese 3000 M. hat Commendator Graf Dohna dem Ehrenritter Freiherrn von Minnigerode auf Rossitten übergeben und ihn beauftragt, an Ort und Stelle Kenntniß von den Verhältnissen zu nehmen und nach Maßgabe derselben die qu. Summe ganz oder theilweise zu verwenden.

Freiherr von Minnigerode hat sich nun bei diesem Commissorium jedoch nur veranlaßt gesehen, an zwei Orten 200 M. und 100 M. den betreffenden Amtsvorstehern mit der Ermächtigung zu zahlen, solche im Interesse von unterstützungsbedürftigen Reconvalescenten zu verwenden. Gleichzeitig sind denselben, wenn sich ein

größeres Bedürfniß herausstellen würde, weitere Mittel in Aussicht gestellt worden, und Freiherr von Minnigerode hat die verbliebenen 2700 M. für die Monate Januar, Februar c. und weiter hin reserviren können, da in denselben ein neues heftiges Auftreten des Typhus leider zu den nahe liegenden Möglichkeiten gehört.

Die Villiers de l'Isle-Adam.

Von Dr. A. Leesenberg.

Fais ce que dois, advienne que pourra.

(Schluß.)

6. Jacques de Villiers de l'Isle-Adam, Kammerherr des Königs, Amtshauptmann des Gerichtsbezirks von Paris im Jahr 1461, später Commandant von Gisors, heirathete Jeanne de Nésle, Tochter des Gui de Nésle, Sgr. de Mello und d'Offemont, aus welcher Ehe er folgende Kinder hatte: a) Antoine, auf den ich zurückkomme; b) Louis de Villiers de l'Isle-Adam widmete sich dem geistlichen Stande, wurde 1487 Bischof, Graf von Beauvais und als solcher Pair von Frankreich.*) Er starb am 24. August 1521. c. Philippe de Villiers de l'Isle-Adam, der berühmteste Herr seines Geschlechts, war um 1464 geboren. Er war bereits Großprior von Frankreich und befand sich in der Eigenschaft eines Gesandten des Ordens am Hofe Franz I., als er am 22. Januar 1521 zum Großmeister des Ordens des heiligen Johannes von Jerusalem erwählt wurde. Diese Wahl, obgleich von der allgemeinen Stimme mit freudigem Beifall begrüßt, hatte nichts destoweniger ihre Neider und Feinde. Besonders war Amaral, der Kanzler des Ordens der nach der Großmeisterwürde strebte, zugleich Großprior von Castilien, ein Portuglese von Geburt, wüthend über die Erwählung Villiers de l'Isle-Adam, dem er bereits gram war, weil er mit ihm die Ehre des Seesieges von Ajazzo getheilt, und als gewöhnlicher Comthur es gewagt hatte, eine andere Ansicht, als er ausgesprochen, geltend zu machen, ihn aber hernach an Mäßigung übertraf. Hochmüthig, stolz und unversöhnlich, wie er war, legte Amaral auch offen seinen Groll an den Tag, und ließ in seinem Aerger die Worte entschlüpfen: „l'Isle-Adam wird der letzte Großmeister sein, der über Rhodus herrscht!“ Man behauptet sogar, er habe sich soweit vergessen, daß er ausgerufen habe: „Ich wollte, daß meine Seele ewig verdammt wäre, wenn nur Rhodus und der Orden zu Grunde gingen.“*)

Da Alles auf einen baldigen Angriff von Seiten Solimans II. hindeutete, eines eben so furchtbaren, als in Ausführung seiner Pläne unerschütterlich beharrlichen Feindes, so verabschiedete der Großmeister sich alsbald von Franz I., erhob überall auf seinem Wege die Rayonsgelder, bot sämmtliche Hospitalritter in Europa zur Vertheidigung des Ordenssitzes auf, nahm bedeutende Kriegs- und Mundvorräthe mit sich, so viel er eben deren auftreiben konnte, und schiffte sich in Marseille auf dem Admiralschiff „die Königin der Meere“ (das er als Comthur selbst den Türken abgenommen) ein, gefolgt von vier leichten Feluken. Auf der Höhe von Nizza brach auf seinem Schiffe eine so heftige Feuersbrunst aus, daß die entsetzte Schiffsmannschaft nur an Gewinnung der übrigen Fahrzeuge zur Rettung des Lebens dachte; er zwang sie jedoch bei Todesstrafe, auf ihrem Posten zu bleiben, und so ward man durch seine Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit Meister des Feuers. Einige Tage später überraschte ein furchtbares Gewitter die Flotte in der Nähe von Sicilien; der Blitz schlug in seine Cajüte, zertrümmerte sein Schwert und tödtete neun Menschen, woraus man schlimme Vorbedeutungen für ihn und den Orden ziehen wollte. Doch der muthvolle Villiers ließ sich dadurch nicht aus der Fassung bringen, sondern dachte nur an Ausbesserung seiner Schiffe in dem Hafen von Syracus, setzte sodann seinen Weg fort, schlich sich, von der Nacht begünstigt, durch eine ihm auflauernde türkische Escadre, unter dem Befehl des berüchtigten Seeräubers Curtogli, hindurch, und lief am 19. September, von freudigem Jubel der Ritter und des Volkes begrüßt, in den Hafen von Rhodus ein.

Sogleich nach seiner Ankunft verwendete er alle mögliche Sorgfalt auf Verproviantirung der Insel, auf Förderung der von seinen Vorgängern begonnenen Arbeiten und auf Herbeischaffung der Hilfe von christlichen Fürsten. In letzterem Punkte war freilich sein Bemühen so ziemlich vergebens. Die Fürsten des Abendlandes lagen selbst untereinander in beständigen Zank und Hader und keiner getraute sich daher Truppen fortzuschicken, aus Furcht der Andere möge die augenblickliche Schwäche benutzen und über ihn herfallen.

Den 26. Juni 1522 erschien die türkische Flotte vor Rhodus. Sie bestand aus vierhundert Schiffen verschiedener Größe und hatte einhundert und vierzig tausend Krieger an Bord, nebst sechszigtausend aus

*) Der Erzbischof von Rheims als erster Kirchenfürst von Frankreich und die Bischöfe von Laon, mit dem Herzogstitel von Beauvais, Noyon und Chalons als Grafen, deren Sprengel in dem unmittelbaren Krongebiet des Königs, dem Herzogthum Francien lagen, wurden von Hugo Capet 987 den sechs weltlichen Pairien: den Herzogthümern Burgund, Aquitanien, Normandie, und den Grafschaften Flandern Toulouse und Champagne als geistliche Pairs beigesellt, zu denen unter Ludwig VII. noch der Bischof von Langres kam.

*) Diese Worte, von mehreren Rittern gehört, dienten später als Beweis seines Verraths; denn er war es, der durch einen türkischen Sklaven den Sultan vermittelst einer genauen Schilderung des Zustandes von Rhodus zur Belagerung aufmunterte, ihm auch während der Belagerung Nachweisung zugehen ließ und ihn von Allem unterrichtete.

Serbien und der Wallachei gezogenen Bauern zur Verwendung bei den Belagerungsarbeiten. Im Augenblick der Einschließung der Stadt zählte diese fünfhundert Ritter und viertausend fünfhundert Soldaten; in Candia hatte Villiers fünfhundert Mann Truppen werben lassen, wo er auch einen geschickten Ingenieur, Gabriel Martinengo, erhielt, der, nachdem er selbst in den Orden getreten, den Großmeister auf's Kräftigste und Umsichtigste in der Vertheidigung unterstützte; die Einwohner, welche die Waffen zu ergreifen verlangten, wurden in Compagnien abgetheilt und ihnen die minder gefährlichen Posten angewiesen. Mit dieser schwachen Besatzung hielt l'Isle-Adam gegen die gesammte Streitmacht Solimans eine Belagerung aus, welche durch die muthige Vertheidigung der Belagerten eine der denkwürdigsten in der Geschichte geworden ist.

Aber trotz aller Tapferkeit der Johanniter sah sich Villiers, da jede Hilfe von Außen ausblieb, und die Noth in Rhodus auf's Höchste gestiegen war, gezwungen, am 20. December zu capituliren und die Stadt dem Sultan Soliman zu übergeben, der dem Großmeister — erfüllt von Bewunderung über den Heroismus der kleinen Zahl der Vertheidiger — die ehrenvollsten Bedingungen stellte und diese auch treulich halten ließ. Die Johanniter behielten ihre Schiffe und durften auf denselben ihre gesammte bewegliche Habe mitnehmen.

Den 1. Januar 1523 segelte die christliche Flotte von Rhodus nach Candia, man blieb aber dort nur so lange, als zur Ausbesserung der durch Stürme beschädigten Schiffe durchaus nöthig war, und wollte von hier die italienische Küste gewinnen; widrige Winde nöthigten jedoch, in Messina zu landen. Doch auch hier war des Bleibens nicht lange, bald zwang die ausbrechende Pest wieder die Anker zu lichten und Villiers ließ sich nun im Golf von Baja nieder, errichtete unfern der Ruinen von Cumä eine Art von verschanztes Lager, worin die sämmtlichen, von der Seuche befallenen Ritter und die Rhodiser, welche ihr Schicksal mit ihnen theilen wollten, ihre Wohnung nahmen. Ungeduldig die Absichten des heiligen Stuhls in Beziehung auf den Orden kennen zu lernen, schiffte er sich, sobald die Jahreszeit es erlaubte, wieder ein, und vom Hafen von Civita-Vecchia aus benachrichtigte er den heiligen Vater sogleich von seiner Ankunft und erbat sich durch den derhalben abgeordneten Ritter de Chevriere eine Audienz. Hadrian VI. hatte soeben mit Carl V. einen Bund wider Frankreich geschlossen, und es lag nicht in seinem Plan, l'Isle Adam zum Zeugen der Veröffentlichung seiner Bulle zu machen; er ließ ihn daher durch den Bischof von Cuenca sagen, er solle in Civita warten, bis die Hitze der Hundstage vorüber sei. Endlich erlangte der Großmeister die Erlaubniß, nach Rom zu kommen, wo er vom heiligen Vater mit aller, seinem Muth und seinem Unglück schuldigen Auszeichnung empfangen ward. Hadrians Tod, der einige Tage darauf erfolgte, ließ seine l'Isle-Adam gegebenen Versprechungen unerfüllt.

Glücklicher Weise hegte Clemens VII., sein Nachfolger, der, ehe er in den geistlichen Stand trat, Comthur des Johanniterordens gewesen war, für denselben viel Theilnahme; er beeiferte sich daher, dem Unglück des Ordens, so viel in seiner Gewalt stand, aufzuhelfen, und wies demselben Viterbo als Wohnsitz an, bis man einen Ort, der Rhodus ersetzen könnte, ausgewählt hätte.

Auf die Eröffnung einiger spanischer Ritter hin unterhandelte l'Isle-Adam bald darauf mit Carl V. über die Abtretung der Inseln Malta und Gozzo an den Orden, zu welchem Zweck der Prior von Kastilien, Ritter von Martinengo, der berühmte Ingenieur, sowie der Großoheim des als Geschichtsschreiber berühmten Comthurs Bosio, Caplan des Ordens, an den Kaiser als Gesandte nach Madrid geschickt wurden. Der Kaiser stellte die Bedingung, die Ritter sollten die Unterhaltung einer hinreichenden Besatzung in der Stadt Tripolis übernehmen. Der Großmeister zauderte, dem Orden eine solche lästige Verbindlichkeit aufzuerlegen. Um dieselbe Zeit erhielt er von Achmed, dem Feldhauptmann Solimans, den Antrag, er wolle dem Orden den Besitz von Rhodus wieder verschaffen, unter der Bedingung, daß ihm die Ritter beiständen, sich in seiner Herrschaft über Aegypten unabhängig zu machen. Als jedoch Achmeds Freunde diesen opferten, um sich die Verzeihung des Sultans zu erringen, nahm l'Isle Adam seine Unterhandlungen mit Carl V. wieder auf; allein die Streitigkeiten, die sich zwischen Letzterem und dem heiligen Stuhl erhoben, verzögerten den Abschluß. Stets für das Interesse seines Ordens besorgt, besuchte der Großmeister Spanien, Frankreich und England, um die von jener Zeit an entstandenen Vorurtheile gegen das Bestehen einer kriegerischen und religiösen Verbindung, die kein anderes als das selbst eingesetzte Oberhaupt erkannte, zu verscheuchen; und wirklich trug die Achtung, welche die Tugenden und der Heldenmuth l'Isle-Adam's einflößten, viel zur Erhaltung des Ordens bei, von welchem jeder Fürst die in seinem Staat gelegenen Güter für sich in Anspruch nahm.

Durch einen am 14. März 1530 in Castel Franco unterzeichneten Vertrag wurden endlich, nach langen Unterhandlungen, Malta und die umliegenden Inseln nebst Tripolis dem Johanniterorden als freies und souveränes Lehen mit der Verbindlichkeit, seinen Nachfolgern im Königreich beider Sicilien jährlich einen Falken zu liefern, definitiv abgetreten. l'Isle-Adam schickte alsbald Commissäre nach Malta, um Besitz von dieser Insel zu nehmen, sowie die Festungswerke und die zur Wohnung der Ritter bestimmten Gebäude zu ihrer Aufnahme herstellen zu lassen

Als die Schwierigkeiten, welche Carl V. aus Veranlassung des von dem Orden begehrten Rechts,

Münzen zu schlagen und sich in Sicilien mit Getreide versehen zu dürfen, erhoben hatte, beendigt waren, schiffte sich l'Isle=Adam mit seinem Rathe ein, und am 26. October desselben Jahres hielt er seinen Einzug in Malta.

So sah sich denn der Orden wieder im Besitz eines souveränen Gebiets, dem, obgleich in Form eines Lehens gegeben, doch zu völliger Unabhängigkeit nichts fehlte, als die Befreiung von der oben berührten Pflicht der Lieferung eines Falken und des dem Könige von Sicilien zustehenden Rechts, unter drei ihm vom Orden vorgeschlagenen Candidaten, wovon einer Unterthan des Königs sein mußte, den Bischof von Malta zu ernennen. Auch sollte Malta, falls den Rittern die Wiedereroberung von Rhodus gelänge, an den Kaiser oder seine Nachfolger im Königreich Sicilien zurückfallen.

Im Jahre 1532 machten die Ritter den Zug des Admirals Doria, den Carl V. wider die Türken abgehen ließ, mit und trugen viel zur Ueberrumpelung und Einnahme von Coron bei.

Einverständnisse, die l'Isle=Adam in Modon, auf der Insel Morea, unterhielt, hatten beständig die Hoffnung in ihm genährt, er werde sich dieses Platzes leicht bemächtigen können, dessen Besitz dem Orden große Vortheile gebracht, und ihm, da er Malta in so schlechtem Zustand vorfand, einen bessern Sitz verschafft hätte; als jedoch ein erster Versuch gescheitert war, gab er sein Vorhaben auf, und beschäftigte sich nur noch mit der Befestigung des Ordens in Malta. Im Jahr 1553 präsidirte der Großmeister dem zur Revision der alten Statuten versammelten allgemeinen Kapitel, und regelte die durch die Zeit nothwendig gewordenen Veränderungen. Namentlich suchte er den Geist der alten Einfachheit und Demuth, der so sehr dem Zweck und Ursprung des Ordens entsprach, wieder herzustellen: alle Ritter sollten hinfürder bei dem Großmeister wohnen, sich aller überflüssigen Pracht in Waffenschmuck und Kleidung enthalten &c.

Gegen das Ende seiner Regierung hatte der Großmeister noch den Schmerz, die Güter des Ordens in England von Heinrich VIII. wegen seines Bruches mit dem Papste, dem die Johanniter nicht beitraten, mit Beschlag belegt, und Comthure und Ritter verfolgt zu sehen, daher die meisten retteten, was sie konnten, und sich nach Malta zurückzogen. Diese Verfolgung von Seiten eines christlichen Königs gegen einen Orden, der sich um die gesammte Christenheit so verdient gemacht, sollte dem greisen Großmeister den Todesstoß geben, nachdem er bisher allen Schlägen des Geschicks so muthig die Stirn geboten. Kurze Zeit darauf erkrankte er: ein hitziges Fieber hatte bald den Rest seiner Lebenskraft verzehrt und — bereits am 22. August 1534 hauchte er seine edle Seele aus. Auf sein Grabdenkmal setzte man die wenigen Worte, welche das beste Lob in sich schließen:

„C'est ici que repose la vertu victorieuse de la fortune.“ Als Wappen führte er: In Gold mit blauem Schildeshaupt, einen über das ganze Schild hinlaufenden nach außen gewendeten bekleideten Arm, woran ein Armband von Hermelin besetzt: d'Or au chef d'azur, chargé d'un d'éxtro chere revêtu d'un fanon d'hermines brochant sur le tout.

7. Antoine de Villiers, Sgr. de l'Isle=Adam, und d'Avesnes, ältester Bruder des Vorhergehenden, von dem wir nur wissen, daß er am 25. August 1504 verstorben ist, und daß er zweimal vermählt war. Aus seiner ersten Ehe mit Margarethe von Montmorency hatte er keine Nachkommenschaft, wohl aber aus der am 6. November 1480 mit Agnes du Moulin geschlossenen Verbindung, die eine Tochter des Jean du Moulin, Sgr. de Fontenay=en=Brie und der Margarethe von Rouvroy de St. Simon war. Ihre Kinder waren:

a) Charles de Villiers de l'Isle=Adam, Abt von Val, später, 1529, Bischof und Graf von Beauvais und als solcher Pair von Frankreich. Als ältester Sohn fielen ihm die Herrschaften l'Isle=Adam und Valmondois &c. zu, welche er mit Bewilligung seines jüngeren Bruders Claude nebst seinem ganzen übrigen Vermögen 1527 an seinen Vetter, den Connetable Anne de Montmorency, vermachte. Es fällt dieses Testament um so mehr auf, als sein Bruder zahlreiche Nachkommenschaft hatte, und der dafür angeführte Beweggrund, daß er gehofft, durch die Vermittelung des Connetable den Cardinalshut zu erlangen, erscheint jedenfalls als ein sehr engherziger. Der Bischof starb 1535.

b) Claude, auf den ich zurückkomme.

c) Louise de Villiers de l'Isle=Adam heirathete am 4. März 1514 Jaques d'O, Herr von Franconville in Blois, aus welcher Verbindung die Marquis von Franconville stammen.

8. Claude de Villiers de l'Isle=Adam erbte als jüngerer Sohn nur die Herrschaft d'Avesnes in Vimen und wurde, wie wir gesehen, durch die letztwillige Verfügung seines Bruders um den größten Theil der Erbgüter seines Hauses gebracht. Aus seiner Ehe mit Jeanne de Chables, Tochter des Rolland, Sgr. de Chables hinterließ er eine sehr zahlreiche Nachkommenschaft, die aber im Verlaufe der Zeit, wie man annimmt in Folge der Religionskriege, gänzlich verarmte. Einige Abkömmlinge dieses ruhmwürdigen Geschlechts, lebten noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in der Umgegend von Troyes in der Champagne in einem Zustande, der an die äußerste Dürftigkeit grenzte, ja es wird berichtet, daß ums Jahr 1730 ein Edelmann dieses Namens in der genannten Stadt Steine fahren mußte, um seinen armen alten Vater zu erhalten! Diese Notizen werden durch eine Abschrift aus den Steuerrollen von Troyes vom 5. Januar 1772, die sich im Archiv der obengenannten russischen Herren dieses Namens befindet, bestätigt.

Noch erwähnt der Père Anselme die Seigneurs

von Livry und Chailly, die nach ihm vermuthlich wegen des gleichen Wappens, wahrscheinlich aus demselben Hause abstammen: „qui sont vraisemblablement de la même maison que les Villiers l'Isle-Adam!“ Als den Stammvater dieser Herren, führt er 1. Jean de Villiers, Sgr. de Murs und de Boutigny an, dieser hatte einen Sohn 2. Anceau, Seigneur de Livry, und von diesem stammte im vierten Grade 6. Claude de Villiers, Sgr. de Livry, sowie auch von Chailly durch seine Frau Antoinette de la Boisière, Herrin von Chailly. —

Preisbewerbung,

betreffend die Wichtigkeit der Sonntagsruhe für die Beamten der öffentlichen Anstalten, insbesondere der Eisenbahnen. Den Vereinen, welche zur bessern Beobachtung des Sonntags gegründet worden sind, liegt es ob, die öffentliche Meinung über die Segnungen, die an die Beobachtung des Sonntags sich knüpfen, sowie über die nachtheiligen Folgen, welche seine Abschaffung nach sich zieht, aufzuklären.

Schon zu wiederholten Malen haben sich verschiedene dieser Gesellschaften mit der practischen Seite der Frage beschäftigt und zahlreiche Schritte gethan zur Verbesserung des Looses der Beamten der öffentlichen Anstalten. Die Schweizer Gesellschaft z. B. hat mehrere Preisbewerbungen ausgeschrieben; eine über die gesellschaftlichen und oeconomischen Vortheile der Sonntagsruhe, die andere über ihren Werth für die Gesundheit und die dritte über die technischen Fragen, bezüglich der Versendung von Waaren am Sonntag auf den Eisenbahnen.

Ein weiterer Schritt ist unumgänglich nöthig geworden, und dem kürzlich gegründeten Sonntags-Verein fällt die Aufgabe zu, ihn zu thun.

Es handelt sich darum, durch eine volksthümliche und zugleich anziehende literarische Arbeit die moralische Verantwortlichkeit, welche auf den Eigenthümern und Directoren der Transport-Unternehmungen, sowie auf den Regierungen und dem Publicum ruht, auf eine handgreifliche Weise nahezulegen.

Es handelt sich darum, auf die Uebelstände aufmerksam zu machen, welche den Angestellten dieser Unternehmungen, aus der Entziehung der heilsamen Sonntagsruhe erwachsen und die Gefahren zu bezeichnen, welche daraus für die Sicherheit der Reisenden entstehen.

Es handelt sich endlich darum, verständlich zu machen, daß durch die fortwährende Zunahme der Verkehrsmittel, Menschen in immer bedeutenderer Anzahl, wie wahre Maschinen behandelt werden. Indem man ihnen die zu ihrer Gesundheit nöthige Ruhe verweigert, sie aller Segnungen des Familienlebens und des öffentlichen Gottesdienstes beraubt, werden Viele von ihnen nach und nach Materialisten und auf eine Bahn getrieben, die für sie selbst und für die Gesellschaft im allgemeinen unheilvoll ist.

Der Verein betrachtet es nun als seine Pflicht, alles aufzubieten, diesem Nothstand abzuhelfen. Es ist fast überflüssig hinzuzufügen, daß er hierbei nicht die entfernteste Absicht hat, den bedeutenden Interessen Abbruch zu thun, die bei den erwähnten Unternehmungen betheiligt sind. In der Verfolgung dieses Ziels läßt er sich nur vom Geiste des Evangeliums leiten und stützt sich auf das Wort des Heilandes: „Der Sabbath ist um des Menschen willen gemacht“ und auf dasjenige des Propheten Jesaias, welches Jesus sich angeeignet hat: „Ich bin gekommen, zu predigen den Gefangenen, daß sie los sein, und den Zerschlagenen, daß sie frei und ledig sein sollen.“ In Folge dessen:

1. Schreibt der Sonntags-Verein eine Preisbewerbung aus für eine literarische Arbeit von ungefähr 300 Seiten Duodezformat, die in erzählender Form (Biographie, Novelle u. s. w.) die beklagenswerthen Folgen vor Augen führt, welche die Entziehung der Sonntagsruhe bei den Beamten der öffentlichen Anstalten, besonders der Eisenbahnen, auf ihre Gesundheit, ihr Familienleben und ihren moralischen und religiösen Zustand hervorbringt — und welche, auf Grund festgestellter Thatsachen, das Leben derjenigen schildert, die dieser neuen Knechtschaft unterworfen sind.

2. Eine Summe von mindestens 3000 Fr. wird den Preisrichtern zur Verfügung gestellt, um eine oder mehrere Belohnungen zu bewilligen, ohne daß jedoch der erste Preis, wenn er zuerkannt wird, weniger als 2000 Fr. betragen darf.

3. Der Verein behält sich das Eigenthum und das Uebersetzungsrecht der preisgekrönten Manuscripte vor; indessen könnte er sich auch mit den Verfassern über die Veröffentlichung und Verbreitung der ersten Auflage verständigen. Die nachfolgenden Auflagen gehören wieder den Verfassern, aber sie dürfen, ohne die Zustimmung des Vereins, weder veröffentlicht noch verändert werden.

4. Die Werke werden in französischer, deutscher, englischer und italienischer Sprache entgegen genommen und von einer Jury beurtheilt, in welcher die verschiedenen Sprachen vertreten sind.

5. Die Manuscripte müssen mit einem Wahlspruch versehen sein, der auf einem zugesiegelten Briefumschlag wiederholt wird, welcher Namen und Adresse des Verfassers enthält. — Sie müssen spätestens bis zum 10. December 1879 dem Secretär des Vereins zur Beobachtung des Sonntags, route de Carouge, Nr. 43, in Genf, eingeschickt werden.

6. Die nicht belohnten Arbeiten müssen innerhalb der sechs Monate zurückgezogen werden, welche auf die Entscheidung der Preisrichter folgen.

Genf, den 10. December 1877.

Das geschäftsführende Comité des internationalen Vereins zur Beobachtung des Sonntags:

Alexander Lombard, Banquier, Präsident.
E. Deluz, Secretär.

Der evangelische Erziehungsverein zu Berlin besteht seit dem Jahre 1868. Er bildet einen Zweigverein des evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke, ist durch den Provinzial-Schulrath **Gottschick** gegründet worden und hat sich zum Zweck gesetzt, Kinder, welche sich in sittlicher Verwahrlosung befinden oder derselben anheimzufallen drohen, aufzusuchen und einer christlichen Zucht und Erziehung entweder in Familien oder in Rettungshäusern zu übergeben. Vorsitzender ist Prediger **Hingmann**, zeitiger Geschäftsführer und Schatzmeister Lehrer **Hildebrand**, Gneisenaustraße 107.

Im Ganzen hat dieser Verein nach seinem 9. Bericht bis zum October v. J. fast 200 solcher Kinder, die voraussichtlich in der Weltstadt Berlin untergegangen wären, in auswärtige bewährte Rettungsanstalten, oder in christliche Familien außerhalb Berlins, gebracht. Gegenwärtig befinden sich 42 Kinder in der Pflege des Vereins.

Bis zur Confirmation verbleiben die Kinder unter der Aufsicht des Vereins, doch der größere Theil von ihnen, der in Rettungsanstalten untergebracht ist, steht dann noch einige Jahre unter Controle der betreffenden Anstalt, von der sie auch in Lehre und Dienst gebracht werden.

Wie traurig die Verhältnisse in Berlin sind, und welch' ein weites Feld für die Thätigkeit eines Erziehungsvereins sich dort darbietet, hat vor einigen Jahren Pastor **Vögehold** daselbst in einem Vortrage dargelegt, welchen er auf Grund eigener Erfahrungen und Erlebnisse innerhalb einer einzelnen Gemeinde im Auftrage des Evang. Erziehungsvereins gehalten hat. Er erzählt darin unter Anderem von der entsetzlichen Gewissenlosigkeit, mit welcher so manche Mütter ihre Kinder, selbst Säuglinge, sich selbst oder anderen unzuverlässigen Personen überlassen, um den Tag über außerhalb des Hauses ihr Brod zu verdienen. Zahlreiche Kinder Berlins werden schon vor der Einsegnung Bettler und Vagabunden, Diebe und Verbrecher, meist durch Schuld der Eltern, und diese sind gewöhnlich Branntweintrinker. Truppweise ziehen oft die Kinder auf den Bettel aus, oft weit von Berlin, hausiren mit allerlei kleinen Dingen, wie Blumen, Zündhölzern u. dgl. und haben dabei viel Versuchung und Gelegenheit zum Stehlen. Hauptherde der Verführung für die Jugend sind die Fabriken, in denen viele Kinder an Leib und Seele ruinirt werden.

Mit Schulkenntnissen sind diese Kinder in der Regel wenig ausgerüstet aber im Bösen oft entsetzlich erfahren. Unter den Confirmanden sind stets solche, die schon im Gefängniß gesessen haben oder während des Unterrichts hineinkommen. Es giebt auch nicht wenige Spelunken, deren Inhaber die jugendlichen Diebe an sich locken, ihnen die gestohlenen Sachen abkaufen, ihnen Vergnügungen bereiten, ja schlechte Dirnen zuführen. Vor einigen Jahren hob die Polizei ein solches Nest auf, sie fand 13 ihren Eltern entlaufene Knaben daselbst; ein gottloses altes Weib war die Inhaberin und Leiterin dieser Erziehungsanstalt zur Sünde. Und es ist bekannt, daß es leider nicht wenige Mütter giebt, welche ihre Töchter schon vor der Einsegnung zur Eitelkeit und Sünde erziehen.

Man schreibt uns aus Stuttgart:

Gestatten Sie mir im Wochenblatte des Johanniter-Ordens die Leser desselben aufmerksam zu machen auf die

„Blätter für das Armenwesen", herausgegeben von der Centralleitung des Wohlthätigkeits-Vereins in Württemberg,

die seit 30 Jahren in wöchentlich einem halben, nach Bedürfniß ganzen Bogen erscheinen und bereits ein reiches Archiv der Bestrebungen auf dem Gebiete der Armenpflege und Hebung der Volkswohlfahrt im In- und Auslande bilden.

Dieselben haben den Zweck, im Geiste der Wahrheit und der Liebe das Armenwesen in seinem weitesten Umfange zu besprechen und zur Verbesserung der wirthschaftlichen und sittlichen Verhältnisse der ärmeren Volksklassen nach Kräften beizutragen.

Das Blatt soll daher einerseits durch Sammlung und Mittheilung der einzelnen Bestrebungen und Erfahrungen in Wohlthätigkeits-Vereinen und -Anstalten es ermöglichen, daß was dem Einzelnen oder im einzelnen Orte gelingt, ein Gemeingut sämmtlicher Armenfreunde und Organe zu werden vermag. Eine möglichst umfassende Sammlung von Nachrichten über den Bestand und das Wirken der verschiedenen öffentlichen und Privatvereine und Anstalten des In- und Auslandes soll die Grundlage einer Armenstatistik abgeben, mit deren Hilfe allein sichere Resultate und Anhalte auf dem Gebiete der Erfahrung gewonnen werden, und wodurch es auch möglich wird, einen anregenden, der Sache förderlichen Austausch der verschiedenen Armenbehörden unter sich hervorzurufen und mehr und mehr eine einheitliche Behandlung des Armenwesens nach bestimmten Grundsätzen anzubahnen.

Andererseits läßt die Redaction nie außer Acht eingehendere Abhandlungen zu bieten über herrschende Nothstände im Volksleben, über die allgemeinen Ursachen des Pauperismus im Volksleben überhaupt und in einzelnen Ständen; und was dagegen auf dem Wege der Gesetzgebung, der öffentlichen Fürsorge, der freien Liebe geschehen kann, sei es auf dem Felde der innern Mission oder der Charitas.

Der Preis des Blattes, welcher nur in Folge erheblicher Opfer der Centralleitung des Wohlthätigkeitsvereins ermöglicht wird, beträgt jährlich im deutschen Postgebiete 1 Mark 83 Pf. excl. Bestellgebühr.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-  Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 13. März 1878. **Nr. 11.**

1. **Alexander von Tresckow**, General-lieutenant z. D., Rechtsritter seit 1869, † zu Berlin 2. März 1878.
2. **Ferdinand von Bredow**, Major a. D., Mitglied des Herrenhauses, auf Briesen bei Friesack, Ehrenritter seit 1851, † zu Briesen 2. März 1878.
3. **Friedrich von Petersdorff**, Oberst-lieutenant z. D., Ehrenritter seit 1865, † zu Schmiedeberg in Schlesien 5. März 1878.



Fürst Heinrich LXIX. J. L. Reuß-Schleiz-Köstritz

wurde geboren zu Köstritz am 19. Mai 1792 als einziger Sohn des Grafen Heinrich XLVIII. Reuß-Schleiz-Köstritz, und der Gräfin Christiane Henriette geb. Gräfin von Schönburg-Wechselburg. Noch fast im Kindesalter wurde er Officier à la suite eines bayerischen Chevauxléger-Regiments und trat dann später in Weimarsche Dienste, in dessen Contingent er an den Befreiungskriegen Theil nahm. Nach dem Jahre 1830 verließ er den Weimarschen Militärdienst als Major, machte längere Reisen, unter andern nach Italien, wo er sich am 5. November 1834 mit der Fürstin Mathilde Harriet Elisabeth, geb. 12. Mai 1804, des britischen Generals John Locke Tochter und des William, Viscount von Courtenay, Grafen von Devon Enkelin, vermählte. Nach seiner Vermählung nahm er seinen dauernden Wohnsitz in Köstritz, wo er ein von seinem Vater ererbtes Palais besaß. Fast ausnahmslos brachte er mit seiner Gemahlin den Winter im Süden zu und machte größere Reisen nach England, Frankreich, Spanien, Italien.

Nach Haus-, und Familienbeschluß vom 12. Mai 1853 nahm er die Fürstenwürde an.

Mit dem am 16. September 1856 erfolgten Ableben seines Vetters Heinrich LXIV., J. L. Fürsten Reuß-Köstritz, K. K. Oesterreichischen Generals der Cavallerie i. d. A. trat er in den Besitz des Paragiums Köstritz (Köstritz oberen, mittleren und niederen Theils, Dürrenberg, Hartmannsdorf), und der Pflege Reichenfels (Reichenfels, Hohenleuben, Tribes).

Hervorragendes Interesse nahm er an den innern Angelegenheiten seines engeren Vaterlandes. Er war bis zu seinem Heimgange verfassungsmäßiges Mitglied des reussischen Landtages. In ihm schlug aber auch ein echt deutsches Herz, das sich bei den Kriegen des Jahres 1866 und 1870/71 in einer warmen Fürsorge für die Verwundeten bewährte, wobei sowohl während ihres Aufenthaltes in Meran als in der Heimat Fürst und Fürstin im Wohlthun miteinander wetteiferten.

Am 29. December 1877 erfolgte der Tod seiner Gemahlin. Der Gram über diesen Verlust zehrte sichtlich in ihm, täglich nahmen seine Kräfte ab und am 1. Februar 1878 endete ein sanfter Tod sein langes Leben.

Mit Trauer im Herzen gaben die ihrem fürstlichen Wohlthäter aufrichtig zugethanen Köstritzer ihm das letzte Geleit als seine Beisetzung in dem Erbbegräbnisse zu Hohenleuben erfolgte.

Seine Majestät der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen hatte den verewigten Fürsten im Jahre 1836 zum Ehrenritter der Johanniter-Ordens ernannt. Seine Königl. Hoheit der Großherzog von Hessen hatte ihm das Großkreuz des Ordens Philipps des Großmüthigen, Seine Königl. Hoheit der Großherzog von Sachsen das Großkreuz des Ordens vom weißen Falken, und Seine Hoheit der Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha das Großkreuz des Sachsen-Ernestischen Haus-Ordens verliehen.

Mit dem Fürsten Heinrich LXIX. erlischt die männliche Descendenz des Grafen Heinrich VI. Reuß-Schleiz-Köstritz. Succeffor im Paragium ist Seine Durchlaucht der Fürst Heinrich IV., geb. 1821, Besitzer der Fideicommißherrschaft Ernstbrunn bei Wien.

Ueber die zu St. Jean d'Acre internirten kranken Bulgaren*)

schreibt man uns aus Beirut vom 20. Februar c. folgendes: „Große Freude bereitet hier die Bewilligung der Beihilfe des Durchlauchtigsten Herrenmeisters von 1000 Mark für unsere armen Bulgaren. Ihr Telegramm vom 17., welches diese Bewilligung mittheilte, ist heute (den 20. Februar) hier angelangt. Dieselbe kam gerade im richtigen Moment, denn die Mittel des Comités hierselbst sind fast erschöpft. Freilich sind wir über die größten Ausgaben hinaus; die Zahl unserer ursprünglichen Pfleglinge hat sich bis auf 46 verringert, da in Folge der unmenschlichen Behandlung derselben noch 15 unter den Händen der von uns in Acca für sie bestellten Pfleger starben, wie 15 schon zuvor den Grausamkeiten erlegen waren, welche an ihnen ausgeübt worden sind. Die noch am Leben befindlichen sind in guter Besserung und man läßt sie außerhalb des Gefängnisses in einem von uns für sie beschafften Raum sich aufhalten. Auch die Ketten, die sie anfänglich tragen mußten, sind ihnen endlich abgenommen worden. Dagegen hat man uns noch gegen 20 andere Gefangene, auch Bulgaren, zugewiesen, die sich schon seit längerer Zeit in den Kerkern von Acca befanden und ebenfalls, zum Theil sehr schwer erkrankt waren. Diese sind zwar wirklich zu Gefängnißhaft verurtheilt, da sie sich bei irgend einer Revolte betheiligt haben sollten, doch haben sie für dergleichen doch nicht verdient, elendiglich umzukommen. So haben wir auch an ihnen das Nöthigste zu thun unternommen, sie in einem anderen Hause besser untergebracht &c., und werden nun Dank des reichen Zuschusses des Johanniter-Ordens, auch ihnen wie den andern ein wenig mehr als das Allernothwendigste gewähren können."

*) Siehe Nr. 7 dieses Blattes vom 13. Februar c. Seite 39 u. f. und Nr. 9 vom 27. Februar c. Seite 49.

Ein pastoraler Ausflug auf den Libanon.

Zu meinen Obliegenheiten als Pfarrer der evangelischen Gemeinde deutscher und französischer Junge in Beirut gehört auch die pastorale Fürsorge für einige französische Protestanten, welche oben auf dem Libanon Seidenspinnereien haben oder in solchen Anstalten arbeiten.

An einem Sonnabend im Januar kehrte ich, wie von einer Vorahnung getrieben, viel früher als sonst von meinem Nachmittags-Ausgang zurück und fand daheim einen Brief von dem Leiter der Seidenspinnerei zu Ain Hamade vor, in welchem mir das Mitglied meiner Gemeinde den am Morgen desselben Tages erfolgten Tod seiner Frau anzeigte und mich bat, am nächsten Tage zur Beerdigung daselbst gegenwärtig zu sein. Der Ueberbringer des Briefes sollte mir, falls ich schon Abends den Ritt machen wollte, zum Führer dienen.

Um nicht einen großen Theil des Sonntags auf dem Pferde zuzubringen, sondern den Tag möglichst für meinen pastoralen Zweck ausnutzen zu können, beschloß ich sofort aufzubrechen. Freilich ward dies „sofort" nicht allzu buchstäblich ausgeführt. Ehe der „Churdsch", d. h. die doppelte Satteltasche gepackt, der sterbliche Leib für den langen Ritt hinreichend gestärkt, ein Pferd besorgt und einige andere nöthige Vorkehrungen getroffen waren, wurde es halb sieben Uhr. Dann aber ging es endlich auf den Marsch. Draußen vor der Stadt schloß sich mir noch ein arabischer Angestellter des Geschäftes, welchem jene Seidenspinnerei gehört, als Reisegefährte an, von Zeit zu Zeit auf französisch seine Betrachtungen über die Sterblichkeit u. dgl. Ausdruck gebend. Da der kürzere, verhältnißmäßig gerade Weg über den von Nord nach Süd sich hinziehenden Bergwall von etwa 2300 Fuß Höhe, jenseits dessen das Ziel unserer Reise lag, durch die überaus reichlichen Regengüsse dieses Winters noch halsbrechender als gewöhnlich geworden war, so beschlossen wir einen Umweg zu machen, um so auf dem vor 2 Jahren mit Aufbietung einiger Kunst hergestellten bessern Wege auf die Höhe zu gelangen. Der halbe Mond lächelte, hoch oben am Himmel hinter dünnem Gewölk, zu unserm Vornehmen und hinderte uns nicht daran, uns am Fuß des Gebirges erst einmal zu verirren. Durch einen einsamen Wanderer gegen einen kleinen „Backschisch" auf den rechten Weg gebracht, ritten wir nun allmählich bergan. Nur sehr undeutlich sahen wir die Gebirgslandschaft um uns her, ganz gut aber den Weg, darauf wir einherzogen. Hinter uns und immer tiefer unter uns schimmerten die Lichter der Stadt. Von der nahen Küste her ertönte das Brausen des Meeres. In unserer Nähe war alles völlig still und einsam. Steiler und steiler ward der Weg. Auch ihn hatten die herabströmenden Gewässer stellenweise übel genug zugerichtet, doch war er überall noch ganz gut zu passieren. Ein größeres Hemmniß der Reise war mein Miethsgaul, ein armes altes Geschöpf, das sicherlich das Gnadenbrod verdient hatte. Statt dessen war ihm außer viel Arbeit in letzter Zeit wohl nur knappes Futter zu Theil geworden, da die Gerste, das hiesige Pferdefutter, in diesem Winter sehr theuer ist. Kein Wunder, daß diesem Thier unter so drückenden Verhältnissen alle edleren Gefühle abhanden gekommen waren. Vergebens ritt mein Reisebegleiter voraus — kein Ehrgeiz trieb meinen Schimmel ihm schnell zu folgen. Vergebens brauchte ich meine lederne Reitpeitsche — sie zog lange nicht genug scharf an. Als das Beste stellte sich heraus, daß mein Reisebegleiter sich dicht hinter mir hielt und meinem Reitthier von Zeit zu Zeit mit seiner Granatgerte einen wohlmeinenden Jagdhieb ertheilte. Demnach kostete es uns etwa drei Stunden bis wir das auf der Höhe des Bergrückens gelegene Dorf Beitmeri erreichten. Von dort führte der Weg die Höhe entlang nordwärts fast eine Stunde weit bis zum nächsten Dorf Brumanah. Zu unserer Rechten lag steil abfallend ein tiefes Thal, jenseits desselben stiegen eben so steil die Ausläufer

eines von Osten nach Westen hinstreichenden Querzuges empor. Von ihnen her schimmerten die Lichter der dort gelegenen Dörfer recht freundlich herüber, ja auch die Lichter des Zieles unserer Reise waren darunter — aber ein langer mühsamer Weg lag noch vor uns. Von Brumanah allmählich bergabreitend mußten wir dem weit weit östlich gelegenen Uebergang über den Gebirgsbach zutreben, der unten im Thal mit Brausen und Tosen dahineilte. Dies war der schlimmste Theil des Weges. Hin und her wendete sich der Saumpfad, treppenartig hinabführend, überall die Pferde zum Fall und Beinbruch versuchend. Da dachte man sehnenden Gemüthes an das Lager, auf dem man sonst um diese Stunde sich zum gesunden Schlaf hinstreckt. Fast hätte einen bei solchen Erinnerungen der Schlaf übermannt, aber rechtzeitige Stöße des eine Stufe herabspringenden Pferdes weckten einen sofort auf zum vollen Bewußtsein der gegenwärtigen Lage. Endlich, endlich erreichten wir die stattliche Brücke mit zwei Bogen, deren hohes Joch den übermüthig über die Steine daher springenden „Sohn der Berge" sicherlich nicht hart drückt. Jenseits ging es wieder bergauf in den neuen Tag hinein, der inzwischen den alten abgelöst hatte. Freilich sah er zunächst gar nicht sonntäglich aus, sondern war sehr schwarz und dunkel, wie ein richtiger Begräbnißtag. Der Mond war untergegangen, die Wolken hatten sich immer dichter zusammengezogen und bald rieselte denn auch ein gelinder Regen auf uns herab. Zum Glück war der Weg hier ein wenig besser, und zum Glück sind die hiesigen Pferde an solche Gebirgsfahrten von Jugend auf gewöhnt. So gings ohne Fall und Unfall hinauf an dem Abhang, dem nahen Ziele entgegen. Durch zwei Dörfer führte noch der Weg. In den Bäckereien derselben brannte Licht und herrschte Leben — sonst überall Dunkelheit und Tod der Nachtruhe. Aus dem letzten Dorfe berief der Führer zwei Leute mit einer Laterne, Arbeiter der Seidenspinnerei. Das war eine willkommene Erleichterung für den Rest des Weges um die nach Westen gerichtete Bergspitze herum, hinter welcher in einem kleinen Seitenthale Ain Hamade liegt. Gegen halb zwei Uhr langten wir daselbst an. In dem einen Zimmer des Wohnhauses brannte ein behagliches Feuer im Kamin. Die braunen Gebirgsbewohner, die dort Wache hielten, machten uns freundlich Platz vor der wohlthuenden Gluth. Nach einiger Zeit erschien auch der Hausherr, dessen schwerer Verlust meine Reise veranlaßt hatte, sammt seines Schwagers Frau, die von der benachbarten Seidenspinnerei ihres Gatten mit diesem und ihren Geschwistern bereits während des Sterbetages angelangt war. Schon früher zu kommen und der theuern Anverwandten in den letzten Lebensstunden noch zur Seite zu sein, hatte der unerwartet plötzliche Tod derselben nicht erlaubt. Solch ein jäher Schlag trifft an sich wohl härter, als wenn man auf den Verlust schon einige Zeit vorher sich hat gefaßt machen können. Anderseits aber geben dann die in Eile zu betreibenden Vorbereitungen des Begräbnisses — und hier zu Lande gilt es noch größere Eile und haben die Angehörigen selbst, zumal dort oben auf dem Gebirge, die meisten Vorkehrungen selbst zu treffen — besonders in solchen Fällen den Gedanken mit so energischer Gewalt eine praktische Richtung, daß die Gefühle darob nicht sobald zu Worte kommen. Doch war man erfreut den Diener des Wortes, das als des Herrn Wort voll Geist und Lebens ist, nun dort zu haben, und gern erinnerten wir uns gegenseitig an die lebendige Hoffnung, die uns Christen an den Todtenbetten und Gräbern mit so köstlichem Trost zu Hilfe kommt.

Gegen drei Uhr suchte ich mein Lager auf. Zwei Betten waren in der Stube, wohin ich geführt ward. In dem einen schlief der Arzt, der durch einen kurz vor dem Eintritt des Todes abgesendeten Boten hinberufen, erst nach dem Hinscheiden der Kranken eingetroffen war und sich nun für den Rückritt die nöthigen Kräfte sammelte. Während ich noch schlief, machte er sich vor Sonnenaufgang schon auf den Heimweg. Später am Morgen gesellte ich mich zu den Leidtragenden, die ich bei der Leiche der Verstorbenen versammelt fand. Da das Begräbniß erst nach Mittag stattfinden sollte, so hatte ich gute Zeit und Gelegenheit, einen ordentlichen Gottesdienst mit meiner kleinen Gemeinde daselbst zu halten. Wie gern hätte da der Seelsorger in freier Rede den einzelnen Seelen näher tretend seines Amtes gewartet. Aber in fremder Zunge, die man nur wenig beherrscht, geht das nicht. Doch hatte ich eine unter dem frischen Eindruck eines hier in der Stadt erfolgten Todesfalles für das letzte Todtenfest ausgearbeitete französische Predigt mit, die fand nun in dem Todtenzimmer einen guten Ort. Nur wo der große „Schnitter" sich auch als tüchtigen Pflüger des Herzensackers bewährt hat, da merkt man bald auch, wie viel tiefer als sonst der gute „Same" in den Boden hineinsinkt, und streut denselben mit doppelter Freudigkeit aus.

Gegen 1 Uhr rüstete man sich zum Begräbniß. Draußen auf dem platten Dach der großen Fabrikräume, auf dessen einem Theile das Wohnhaus steht, strömten Schaaren von Arbeitern und Arbeiterinnen zusammen, die der verblichenen Hülle ihrer Herrin einen letzten Blick zuwerfen wollten. Manch eine Arbeiterin drängte sich auch bis in das Zimmer, wo die Leiche stand, die meisten kamen nur bis an die offene Thür. Ein junges Mädchen, das zumal in letzter Zeit, hauptsächlich im persönlichen Dienst der Verstorbenen gestanden, verließ ihren Platz am Todtenbett nicht und ward nicht müde das Gesicht der Leiche zu küssen und die Fliegen abzuwehren, die sich darauf niederlassen wollten. Unter den Angehörigen der Todten kamen nun auch die Gefühle stärker zum Durchbruch, und gemäß dem südfranzösischen Naturell in lebhafterer Weise zur Aeußerung, als es bei uns Kindern nördlicherer Gegenden zu geschehen pflegt. Doch tröstete dann auch eins wieder das andere, und zumal die Frauen erwiesen sich in diesem Stück ihrer schönen Bestimmung getreu.

Die Verwandten selbst hatten die Leiche in den Sarg

zu legen; dann erfolgte die langwierige Arbeit der Zulöthung des Zinksarges, der in dem Holzsarge steckte. Solcherlei Ausdehnung der schmerzlichen Stunden des Abschiedes muß auf die Betheiligten unendlich schmerzlich wirken. Endlich war der Sarg geschlossen. Einige Männer trugen ihn hinaus auf die Plattform vor dem Hause. Da war ein großes Gedränge von Arbeitern und Dorfbewohnern, die sich alle herzudrängten, um tragen zu helfen. In Ermangelung aller Tragvorrichtungen wurde der Sarg auf eine Leiter gebunden. Unten im Vorhof der Anstalt stockte der Zug. Mit wildem Geschrei stritten Drusen und Christen um Ehre, den Sarg zum Begräbnißplatze zu tragen. Einige Polizeisoldaten der Regierung des Libanon vermochten den Lärm ihrerseits nur noch zu vermehren, und durch das Schwingen ihrer kurzen Stöcke, welche die Gestalt kleiner Keulen haben, der ganzen Scene ein noch wilderes Aussehen zu geben. Der Sarg mußte niedergesetzt werden, die eine Partei suchte ihn wieder aufzuheben und fortzutragen, die andere trat auf die Enden der Leiter, um es zu verhindern. Man kann sich denken, welchen Eindruck dergleichen auf die Leidtragenden machen mußte. Der Bruder der Verstorbenen ward ganz aufgeregt und versuchte mit Stentorstimme die Leute zur Ruhe und Ordnung zu rufen. Besseren Erfolg hatte das stillere Zureden des Gatten zu den Einzelnen, die am eifrigsten bei jenem Kampf betheiligt waren. Endlich ward der Sarg wieder aufgehoben und in schnellem Schritt ging es nun nach dem eine kleine halbe Meile entfernten Dorfe hin, durch welches ich in der Nacht noch zuletzt hatte passiren müssen. Heiß brannte jetzt die Sonne auf uns herab. Um uns her wogte die Menge des zusammengeströmten Volks. Auch nur einige Ordnung im Zuge aufrecht zu erhalten war unmöglich. Nur mit Mühe hielten die Leidtragenden und ich mich in nicht allzu große Entfernung vom Sarge. Ohne Ansehen der Person drängten sich die braunen Söhne des Libanon vor uns und so nahe als möglich an den Sarg. Das alles war nicht Bosheit, sondern im Gegentheil Aeußerung ihrer Theilnahme. Kurz vor dem Dorf kam es fast noch einmal zum Kampf, doch zum Glück nur fast.

Das Dorf liegt am Abhang des Bergrückens, etwa 500 Fuß über der Thalsohle. Am unteren Ende desselben steht eine Kirche, eine der ältesten der Gegend. Um sie her liegt der Friedhof. An dessen Rande stehen drei oder vier alte stattliche Eichen. Unterhalb derselben liegt ein besonderer Platz, der von jener französischen Familie als Begräbniß-Stelle angekauft war. Es ist ein stiller Ort, mit schönem Anblick über das Thal hinüber und das Thal hinab bis zu jenem Bergrücken, über den der Weg zur Stadt führt und der dasselbe zwingt, weiter unten südlich eine Richtung anzunehmen, durch welche es sich in seinem ferneren Verlauf den Blicken des unter jenen Eichen Stehenden entzieht. Hier war zu Füßen der Grabstätte ihres Vaters der Verstorbenen ihre letzte Wohnung tief in das gute Erdreich hineingegraben. Ihr Gatte mußte selbst alle die Anordnungen treffen, den Sarg ordentlich in die Gruft hinabzulassen. Rings herum drängte sich die Menge, uns zunächst Betheiligte fast in das Grab hineinstoßend. Doch gelang es einige Ruhe herzustellen, so daß ich die betreffenden Schriftstellen und Gebet zu lesen vermochte — freilich mit nur mühsam errungener innerer Sammlung. Nachdem ich geendet, sprach ein Angestellter der Seidenspinnerei in arabischer Zunge einige Worte, die der herzlichen Theilnahme der Arbeiter für ihre dahingeschiedene „Mutter“ Ausdruck gaben. Es antworteten Stimmen aus der Menge, die dem nun verwittweten Herrn Trost und Heil und Segen wünschten.

Darauf ward dann die Gruft wieder zugeschaufelt, was bei ihrer Größe eine beträchtliche Zeit kostete. Ich setzte mich inzwischen abseits auf einen Stein, da das Drängen um das Grab her es unmöglich machte, an dessen Rande zu verharren. Da saß ich nun ein Gegenstand der neugierigen Betrachtung von Alt und Jung, zu müde und angegriffen um den Gedanken mich hinzugeben, die bei solcher Gelegenheit jedem, der auch schon des Lebens Bitterkeiten gekostet hat, die nächsten sind, die aber doch einiger innerer Sammlung und Frische bedürfen um festgehalten werden zu können. Durch das Thal und auf den winterlich kahlen Bergen fluthete goldener Sonnenschein, in den es sich, unter dem Schatten der Eichen weilend, mit innerm Behagen hinausblickte. Die stattlichen Gestalten der Gebirgsbewohner zumal einiger Drusen mit ihren leuchtend weißen Turbanen um das kahlrasirte Haupt herum, mehrere mit Glasperl-Schnüren geschmückte kleine Mädchen, eine Anzahl von Priestern, die sich in der Nähe des Kirchleins aufgestellt hatten — das sind einige Einzelzüge des Bildes um mich her, wie sie mir im Gedächtniß haften geblieben sind.

Endlich war alles vorüber und wir gingen wieder heim. Nach einem nicht allzu erfolgreichen Versuch, etwas zu ruhen, ging ich wieder ins Familienzimmer, wo man vor dem Kaminfeuer der Verstorbenen gedachte und auch sonst in die Vergangenheit zurückblickte. Abends sammelten wir uns wieder um Gottes Wort und dann ging es zu Bett. Der Strom des Lebens floß über dem geschlossenen Grabe seinen alten Weg weiter.

Am nächsten Tage gegen 1 Uhr Nachm. ritt ich wieder ab in Begleitung eines andern Herrn, der von Beirut zum Begräbniß gekommen war. Da der Himmel uns günstig war, hätte der Ritt durch die köstliche Gebirgsluft schon recht erfrischend sein können, wenn ich nur meinen armen Schimmel nicht so unausgesetzt hätte bearbeiten müssen. Stellenweise sproßten am Rande des Weges die wilden Oleander und Myrthensträucher, sowie ein orangefarbenes Haidekraut. Hier und dort rauschten oder rieselten Bäche zwischen den Felsen hervor, sich ihres kurzen Lebens soviel als möglich erfreuend. Endlich erreichten wir Brumanah. Die Zeit erlaubte es nicht mehr das jüngst entstandene stattliche Gebäude zu besuchen, in welchem die Quäker eine Missionsschule eingerichtet haben, deren Leiter einer jener Missionare ist, die einst von König Theodor in Abessynien lange Jahre gefangen

gehalten wurden. Dann ging es südwärts fast immer auf der Höhe dieses Bergrückens, zur Linken mit dem Blick in's Thal und hinüber nach Ain Hamade und dem stillen Grabe unter den Eichen. Zur Rechten lagen hier und da alte Steinröhren, Reste einer Wasserleitung, die zur Römerzeit das auf dem südlichen Ende dieses Bergwalles damals gelegene Schloß speiste. Von demselben sind noch einige Reste inmitten des schmutzigen Klosterbaues zu finden, der jetzt daselbst einer Anzahl nichtsthuerischer Mönche zur Wohnung dient. In Beitmeri um die Ecke einer Straße biegend hatten wir plötzlich den köstlichen Blick hinab auf den Vorsprung des Landes in's Meer hinein, auf dessen Nordseite Beirut liegt, frei vor uns und behielten ihn nun für den Rest des Weges im Auge zur reichlichen Entschädigung für alle die Stöße des steifen Gaules beim Bergabreiten. Die rothe Sandwüste auf der Südseite des Vorsprunges, die dunkeln Pinien-Anpflanzungen an ihrem Rande, das üppige Thal am Fuße des Gebirges, die weißen Häuser der Stadt, die sich in stattlicher Ausdehnung in die Gärten der Nordküste hineinbettet; der Spitze nah der Leuchtthurm und das amerikanische Colleg weithin sichtbar emporragend; und im weiten Halbkreis um dies Bild herum das blaue Meer, scheinbar hoch emporsteigend nach dem Horizont zu, der mit leichten Wolken die Linie verdeckt, auf welcher Himmel und Meer an einander zu grenzen scheinen: das ist eine kurze Andeutung all der Schönheit, die das Auge dessen entzückt, welcher an dieser Stelle vom Libanon herabsteigt. Etwa ein Jahr früher machte ich diesen Weg, nachdem ich durch Sturm und Regen oben mehrere Tage in der andern Seidenspinnerei gefangen gehalten war. Da war das Meer seltsam colorirt von den verschiedenen Zuflüssen, die ihm vom Gebirge her gekommen waren. Große gelbe, rothe, violette, hellgrüne und dunkelgrüne Flecke gaben ihm fast das Aussehen einer riesigen Landkarte, auf der nicht nur die Grenzen sondern die ganzen Gebiete durch Farben gekennzeichnet sind. Der Maler, der diesen Anblick auf die Leinwand übertragen würde, würde wohl nicht das Lob der Natürlichkeit für sein Kunstwerk ernten, aber schön war der Anblick doch und natürlich auch.

Am Fuße des Gebirges harrte unser ein bequemer Wagen der uns dann mit erfreulicher Schnelle und dabei doch in aller Behaglichkeit in die Stadt hineinbrachte.

„Statistik der Fürsorge für Arme und Nothleidende im Königreich Württemberg",

lautet der Titel einer im Auftrage des Königlich Württembergischen Ministeriums des Innern, auf Veranstaltung des Königlichen statistisch-topographischen Büreaus vom Finanzassessor W. Camerer bearbeiteten Werkes, das in Stuttgart bei A. Kleeblatt u. Comp. erschienen ist und eine wissenschaftliche Darstellung der gesammten Zweige der Wohlthätigkeit in Württemberg enthält, das daran so reich ist, wie wohl kaum ein anderes Land.

Danach bestehen in Württemberg 4311 wohlthätige Anstalten, Vereine und Stiftungen und zwar

für Kinder	248
„ die heranwachsende Jugend	156
„ Arbeiter	202
„ Kranke	408
„ Alte und Gebrechliche	110
„ Arme überhaupt	3187
	4311

„Obenan in der werkthätigen Unterstützung der Armen und Nothleidenden stehen von alten Zeiten her", so heißt es Seite 10 des genannten Werkes, „die **Regenten** unseres Landes und das ganze **Königliche Haus**. Unvergessen ist und wird bleiben in den vaterländischen Annalen, was in der kurzen Zeit, während welcher sie die Krone tragen durfte, die Königin Katharina gerade auch auf dem Felde der Wohlthätigkeit gewirkt und angeregt hat, jene erhabene Frau, auf deren frühes Grab im Jahre 1819 Ludwig Uhland als sinnvolle Gabe einen Kranz von Aehren niedergelegt hat:

Denn nicht aus Blumen sei der Kranz gebunden,
In rauher Zeit hast du die Bahn vollendet:
Aus Feldesfrüchten hab' ich ihn gewunden,
Wie du in Hungertagen sie gespendet;
Ja! gleich der Ceres Kranze flocht ich diesen,
Volksmutter, Nährerin, sei mir gepriesen!

Mit dem vom Königlichen Thron aus auf hervorragende Weise bethätigten Wohlthätigkeitssinn steht es im Einklang, daß auch der Staat aus seinen Mitteln alljährlich bedeutende Summen zur Hilfe für Arme und Bedrängte der verschiedensten Art aufwendet.

Als weiteren wesentlichen Factor der Wohlthätigkeit und der Armenfürsorge in Württemberg haben wir die Gemeinden zu nennen.

Zu den Hauptaufgaben der Kirche, gehörte von Alters her die Armenfürsorge. Zur Zeit hat die Kirche an sich außer den kirchlichen Stiftungen, Schenkungen und Anstalten zur Armenfürsorge und dem, was von Kirchenopfern der letzteren zu gut kommt, keine Geldmittel für die Armen mehr zur Verwendung.

Sehr groß ist aber immer noch der anderweitige Einfluß der Kirche auf die Armenfürsorge. Er ist theils ein directer, theils ein indirecter. In ersterer Beziehung haben von jeher die Organe der Kirche und besonders die Geistlichen, eine sehr thätige, ersprießliche Mitwirkung bei der öffentlichen und privaten Wohlthätigkeitspflege geübt.

Von höchster Wichtigkeit ist der indirecte Einfluß der Kirche auf die Belebung des Wohlthätigkeitssinnes, und zwar nicht blos bei den christlichen Confessionen, sondern auch bei der israelitischen Bevölkerung des Königreichs. Und hier darf dann nicht unerwähnt bleiben, daß in Württemberg der weit verbreitete, durch tiefere religiöse Gefühle geleitete und bestimmte Pietismus einen Hauptträger der **freiwilligen Armenfürsorge** bildet, der, wenn man auch nur seinen unermüdlichen und gesegneten Bemühungen auf dem Felde werkthätiger Menschenliebe

näher verfolgt, als eine der achtungswerthesten Erscheinungen und Eigenthümlichkeiten des württembergischen Volkslebens anerkannt werden muß."

Da der Zweck dieser Zeilen nicht der sein kann, Auszüge aus dem so reichen und belehrenden Inhalte des genannten Buches zu geben, dieselben vielmehr nur auf dasselbe aufmerksam machen wollen, so müssen wir es uns versagen näher auf seinen Inhalt einzugehen.

Gemeindediakonissen in Magdeburg.

Seit dem Jahre 1869 arbeiten Diakonissen aus dem Diakonissenhause Bethanien in Berlin in der Gemeindepflege in Magdeburg. Unüberwindlich scheinende Vorurtheile kamen ihnen f. Z. entgegen. Ueberraschend schnell aber fand ihre Thätigkeit zuerst bei den Aerzten und allmählich in der ganzen Bevölkerung ungetheilte Anerkennung. Die letzten Bedenken schwanden während der schweren Cholerazeit im Jahre 1873, in der die Diakonissen die schwerste Probe zu bestehen hatten. Durch große Opferwilligkeit Einzelner wurde ein stattlicher Neubau den Diakonissinnen zur gemeinsamen Wohnung aber auch zur Einrichtung einer Kinderkrankenstation zunächst mit 24 Betten zur Verfügung gestellt. Besonders wichtig muß es erscheinen, daß von den 11 in Magdeburg thätigen Schwestern neuerdings mehrere als Gemeindepflegerinnen ausschließlich in den Dienst bestimmter Parochialgemeinden getreten sind. Die Diakonissen leiten außerdem eine Kleinkinderschule, eine Strickschule, die Pflege von einer Anzahl kranker Damen, wöchentliche Versammlungen von Dienstmädchen; von letztern werden einige auch im Hause ausgebildet.

Soeben ist die Berufung von Gemeinde-Diakonissinnen für die vor den Thoren der Altstadt gelegene Neustadt Magdeburg im Werke. Unter einer Bevölkerung von ca. 25,000 Seelen, die überwiegend dem Stande der Fabrikarbeiter angehören, muß der stille und doch überall spürbare Dienst der Gemeindepflegerinnen als dringend nothwendig aber auch besonders verheißungsvoll erscheinen. Dieselben werden unabhängig von der Station in Magdeburg in einem für sie bestimmten Hause ihre Wohnung und den Mittelpunkt ihrer Thätigkeit finden.

Der Verein gegen Verarmung und Bettelei zu Berlin

hat am 27. v. Mts. seine Generalversammlung abgehalten.

Der Verein, dessen 12,500 Mitglieder alle Berufsklassen vertreten, hat im letzten Jahre seine Lage verbessert. Die Zahl der Mitglieder hat sich um 2200, die Höhe der Beiträge um 10,700 M. gesteigert.

Die Gesammteinnahme betrug überhaupt, einschließlich des Bestandes (74,000 M.) und der Mitgliederbeiträge und Geschenke (110,000 M.), 233,280 M. Die Ausgaben für Wohlthätigkeitszwecke beliefen sich auf 140,000 M. gegen 146,000 M. im Vorjahre, die Gesammtausgaben erreichten eine Höhe von 165,849 M., so daß ein Bestand von 67,436 M. verblieb. Das Vermögen des Vereins hat sich somit nur um ca. 7000 M. verringert, während man nach den Ergebnissen des Vorjahres auf eine Unterbilanz von ca. 20,000 M. gerechnet hatte.

Die Zahl der Personen, denen noch mit einem Darlehen geholfen werden konnte, hat wiederum abgenommen: die meisten der Petenten sahen sich genöthigt, um ein Geschenk einzukommen. Auch die Zahl der gelieferten Nähmaschinen hat abgenommen, weil die Möglichkeit des Erwerbes durch Maschinennähen sich verringert hat. Im Jahre 1877 sind 191, seit Bestehen des Vereins überhaupt 2297 Nähmaschinen geliefert, und zwar zumeist an Frauen. Die Nähmaschinenschule haben 120 Schülerinnen im letzten Jahre besucht, etwa 110 von ihnen haben hier eine Quelle des Erwerbes gefunden.

Im Ganzen sind 1877 beim Verein über 17,000 Gesuche eingegangen, gegen 14,000 im Vorjahre. Die Lokalvereine haben zusammen 41,000 M. Zuschüsse aus dem Centralverein erhalten und ca. 40,000 M. Ueberschüsse wieder abgeliefert.

„Quellwasser fürs deutsche Haus",

ist der Name eines illustrirten Volks- und Familienblattes, das wir den Lesern des Johanniter-Wochenblattes zur Förderung und Verbreitung bestens empfehlen. Dasselbe erscheint wöchentlich $1\frac{1}{2}$ Bogen (ca. 12 Seiten) in Quartformat im Verlage von Wolf Lothar Oemler zu Hamburg, ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu beziehen und kostet vierteljährlich 1 Mark 20 Pf.

Vor uns liegen die Nummern 1—23. des 2. Jahrganges dieses Blattes, die sich durch Reichhaltigkeit sowohl wie durch ihren gediegenen Inhalt auszeichnen und Zeugniß davon ablegen, wie sehr Redaction und Verlagshandlung bestrebt sind, dem „Quellwasser" immer größere Verbreitung zu geben, damit es ein mächtiges Gegengewicht wird gegen die unser Volk vergiftende schlechte Presse. — Auf dem festen Boden evangelischen Christenthums stehend, und entstanden aus dem Wunsche, dem deutschen Volke in der gegenwärtigen Zeit der Verwirrung eine ebenso gediegene und interessante, wie gesunde und erfrischende Unterhaltungslectüre zu bieten, ist die Zahl der Freunde dieses Blattes in kurzer Zeit eine recht ansehnliche geworden, aber noch ist das „Quellwasser" nicht auf derjenigen Höhe der Abonnentenzahl, die sein Bestehen sichert, andererseits muß seine Leserschaar noch um viele Tausende wachsen, wenn es seine Mission erfüllen und wirksam dazu beitragen soll, daß das deutsche Christenvolk deutsch und christlich bleibt.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.


Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt



Für Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 20. März 1878. **Nr. 12.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. März 1878 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa: der am 1. März 1878 verbleibenden Kranken und Siechen	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Februar 1878	Summa: Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Februar 1878	45			
	Zugang pro Februar	28			
		73			
	Abgang	23			
	Bleibt Bestand	50	50	1361	60
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Februar 1878	72			
	Zugang pro Februar	23			
		95			
	Abgang	23			
	Bleibt Bestand	72	72	2148	72
3.	**Preuß. Holland:**				
	Bestand am 1. Februar 1878	19			
	Zugang pro Februar	3			
		22			
	Abgang	7			
	Bleibt Bestand	15	15	501	58
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Februar 1878	30			
	Zugang pro Februar	18			
		48			
	Abgang	20			
	Bleibt Bestand	28	28	878	54
5.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. Februar 1878	16			
	Zugang pro Februar	13			
		28			
	Abgang	[illegible]			
	Bleibt Bestand	19	19	457	50
6.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. Februar 1878	24			
	Zugang pro Februar	21			
		45			
	Abgang	11			
	Bleibt Bestand	34	34	735	36
7.	**Vandsburg:**				
	Bestand am 1. Februar 1878	6			
	Zugang pro Februar	9			
		15			
	Abgang	4			
	Bleibt Bestand	11	11	272	27
	zu übertragen		229	6352	357
	Uebertrag		229	6352	357
8.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Februar 1878	21			
	Zugang pro Februar	17			
		38			
	Abgang	12			
	Bleibt Bestand	26	26	783	32
9.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Februar 1878	30			
	Zugang pro Februar	21			
		51			
	Abgang	22			
	Bleibt Bestand	29	29	815	60
10.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Februar 1878	24			
	Zugang pro Februar	7			
		31			
	Abgang	12			
	Bleibt Bestand	19	19	664	35
11.	**Prizwalk:**				
	Bestand am 1. Februar 1878	30			
	Zugang pro Februar	25			
		55			
	Abgang	25			
	Bleibt Bestand	30	30	867	65
12.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Februar 1878	46			
	Zugang pro Februar	25			
		71			
	Abgang	28			
	Bleibt Bestand	43	43	1206	80
13.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Februar 1878	43			
	Zugang pro Februar	14			
		57			
	Abgang	15			
	Bleibt Bestand	42	42	1241	60
14.	**Reichenbach**				
	Bestand am 1. Februar 1878	15			
	Zugang pro Februar	8			
		23			
	Abgang	8			
	Bleibt Bestand	15	15	405	42
	zu übertragen		433	12,283	731

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. März 1878 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Februar 1878.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		433	12,283	731
15.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Februar 1878	23			
	Zugang pro Februar	11			
		34			
	Abgang	11			
	Bleibt Bestand	23	23	635	60
16.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. Februar 1878	17			
	Zugang pro Februar	14			
		31			
	Abgang	8			
	Bleibt Bestand	23	23	402	41
17.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. Februar 1878	23			
	Zugang pro Februar	13			
		36			
	Abgang	17			
	Bleibt Bestand	19	19	548	42
18.	**Sorau:**				
	Bestand am 1. Februar 1878	16			
	Zugang pro Februar	8			
		24			
	Abgang	10			
	Bleibt Bestand	14	14	453	36
19.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Februar 1878	2			
	Zugang pro Februar	4			
		6			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	3	3	84	10
20.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Februar 1878	4			
	Zugang pro Februar	1			
		5			
	Abgang	2			
	Bleibt Bestand	3	3	82	10
21.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Februar 1878	4			
	Zugang pro Februar	5			
		9			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	6	6	138	26
22.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. Februar 1878	4			
	Zugang pro Februar	7			
		11			
	Abgang	4			
	Bleibt Bestand	7	7	168	10
23.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. Februar 1878	2			
	Zugang pro Februar	2			
		4			
	Abgang	—			
	Bleibt Bestand	4	4	90	12
24.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Februar 1878	18			
	Zugang pro Februar	—			
		18			
	Abgang	—			
	Bleibt Bestand	18	18	501	18
25.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. Februar 1878	24			
	Zugang pro Februar	14			
		38			
	Abgang	18			
	Bleibt Bestand	20	20	502	30
	zu übertragen		573	15,889	1026
	Uebertrag		573	15,889	1026
26.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Februar 1878	15			
	Zugang pro Februar	9			
		24			
	Abgang	8			
	Bleibt Bestand	16	16	422	38
27.	**Plochingen** (in Württemberg):				
	Bestand am 1. Februar 1878	3			
	Zugang pro Februar	5			
		8			
	Abgang	4			
	Bleibt Bestand	4	4	52	38
28.	**Ludwigslust** (in Mecklenburg):				
	Bestand am 1. Februar 1878	31			
	Zugang pro Februar	20			
		51			
	Abgang	12			
	Bleibt Bestand	39	39	1124	36
29	**Dresden:**				
	Bestand am 1. Februar 1878	10			
	Zugang pro Februar	11			
		21			
	Abgang	8			
	Bleibt Bestand	13	13	305	16
30.	**Niederweisel** (in Hessen):				
	Bestand am 1. Februar 1878	20			
	Zugang pro Februar	4			
		24			
	Abgang	5			
	Bleibt Bestand	19	19	539	20
	Zusammen		664	18,331	1174

Der gesammte Abgang an Kranken pro Februar 1878 beträgt 331, davon sind:

gestorben . . . 36
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 22
geheilt 273
wie vor 331.

31. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 55 Betten:
Bestand am 1. Januar 1878 . . . . 53 Kranke.
Zugang pro Januar . . . . 37 „
90 Kranke.

Davon sind:

gestorben 2
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 3
geheilt 36
41 „

Bleibt Bestand am 1. **Februar** 1878: 49 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 8 Muhamedaner, 3 Drusen, 2 Juden und 24 orientalische Christen.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro Januar 1878 beträgt 1465.

Poliklinisch wurden 796 Personen behandelt.

Heinrich von Korckwitz, Rittmeister a. D., auf Kummelwitz bei Strehlen, Ehrenritter seit 1856, † zu Kummelwitz 7. März 1878. Der Letzte seines Namens.

Anzeiger zum Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Insertions-Gebühr für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 Pf. — Inseraten-Annahme in sämmtlichen Annoncen-Bureaux, in der Verlagshandlung Carl Heymann's Verlag in Berlin W., Mauerstr. 63. 64, 65, sowie im Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamerstr. 134c.

19. Jahrg. | Berlin, den 20. März 1878. | Nr. 12.

Familien-Nachrichten.

Todesfall.

Am 7. d. M. entschlief auf seinem Rittergute Kummelwitz der Königl. Rittmeister a. D.

Herr Heinrich von Korkwitz,

Ritter mehrerer Orden.

Mit ihm stirbt eine in unserm Landschafts-Systeme durch eine lange Reihe von Jahren ansässig gewesene Familie aus. Der Verstorbene war wiederholt Mitglied unsers Kollegiums. Sein Andenken wird stets von uns in Ehren gehalten werden.

Frankenstein, den 12. März 1878.

Münsterberg-Glatzer Fürstenthums-Landschaft.

Th. Frhr. von Gaffron-Kunern.

Allgemeine Anzeigen.

Wer seine Kinder und sich selbst vor **Erkältung** schützen will, wende zum Putzen seiner Schuhe den

säurefreien Rotze'schen Lederlack

an, welcher das **Schuhwerk absolut wasserdicht, geschmeidig**, bei öfterem Gebrauch **glänzend schwarz** und das **Wichsen vollständig überflüssig** macht.

Preis 50 Kr., Fl. 1 bis Fl. 2,50 öst. W. zu haben in jeder besseren Schuhwaarenhandlung.

Haupt-Depot: **R. Werner.**

Wien.

IV. Schäfergasse 7.

Militair-Pädagogium

Vorbereitung f. alle Milit.-Examina, Prima & Abitur.-Ex. — Gute Pension.

Stuttgart (Dr. Killisch)

Wer eine **Stelle sucht**, eine solche zu **vergeben** hat, ein **Grundstück** zu verkaufen wünscht, ein solches zu **kaufen** beabsichtigt, eine **Wirthschaft, Oeconomieqnt** [sic] 2c. zu **pachten** sucht, eine **Geschäftsempfehlung** zu erlassen gedenkt, überhaupt **Ruth** zu Insertionszwecken bedarf, der wende sich

vertrauensvoll an die Annoncen-Expedition von

G. L. Daube & Co.

CENTRAL-BUREAU:

FRANKFURT a. M.

Größte Auswahl von Weinen.

Rein und Echt.

Ausführlichen Preis-Courant franco.

Rothe Bordeaux-Weine 68r, 69r, 70r, 71r, 74r. Original- und Schloß-Abzüge.
Weiße Bordeaux-Weine. Burgunder-Weine.
Mosel-Weine. Rhein-Weine 62r, 65r, 68r, 70r.
Champagner-Weine. Ungarn-Weine 2c. zu den billigsten Preisen.

Gebinde, Kisten und Flaschen, wenn dieselben innerhalb dreier Monate in gutem Zustande franco zurückgesandt werden, nehme ich zum berechneten Preise zurück.

Berlin, Weinbergsweg 14a. **Paul Krüger.**

Die unterzeichnete

Fabrik für Montirungs- und Ausrüstungs-Stücke

liefert alle Uniformen für die Herren **Offiziere, Civil-Beamte,**

Johanniter-Ritter,

Landstände 2c. innerhalb 48 Stunden zu festen Preisen laut Preis-Courant, welchen auf Wunsch jederzeit zusenden

Mohr & Speyer,

Hoflieferanten Sr. Kaiserlichen und Königlichen Hoheit des Kronprinzen des Deutschen Reiches und von Preußen und Sr. Majestät des Königs der Niederlande.

Berlin W., Jägerstraße 15.

Heilanstalt für Scrophel- und Hautkrankheiten zu Bad Kreuznach. Auskunft: Dr. Schultz.

Bis zum letzten Tropfen

dünnflüssig und klar sind meine

Stahlfeder-, Salon- und Bureautinten

und

Alizarinschreibtinte.

Erstere sehr angenehm blau, letztere grün aus der Feder kommend, werden beide sehr bald

tief schwarz.

Presse und Publikum bezeichnen beide Sorten als ganz besonders beachtungswerth.

Tintenfabrik von **Paul Strebel** in Gera.

Briefmarken kauft, tauscht und verkauft **G. Zechmeyer**, Nürnberg.

Für 2 Thaler

versenden wir **franco per Post**

10 Pfd. Toilette-Abfallseifen.

Diese Seifen, die beim Pressen als beschädigt zurückgelegt wurden, haben die Güte feinster Toiletteseifen, sind sämmtlich sehr mild und gut parfümirt und daher allen Haushaltungen sehr zu empfehlen.

B. Bergmann & Co., Elberfeld.

Parfümerie- und Toiletteseifenfabrik.

Cacoigna,

feinster entölter Cacao,

à 3 M. 30 Pf. per ½ Ko., in Blechdosen à ¼ und ½ Ko., empfehlen als ganz vorzüglich

Jordan & Timaeus.

Chokoladen-Fabrik,

177. Friedrichstraße 177.

Solon & Co.

Metall-Särge-Fabrik,

jetzt **Kommandantenstraße 31. S.**

Telegraphische Aufträge per Eilgut expedirt.

Im Ordenskrankenhause zu Züllichow mangelt es an Charpie, die gerade dort, wo bei der Nähe vieler Maschinenfabriken häufig schwer Verwundete Hilfe suchen, besonders viel gebraucht wird. Ich bitte deshalb das Haus durch Zusendung von alter Leinwand, namentlich groben Gewebes (Dienstbotenbettzeug und dergl.) unterstützen zu wollen. Die Bereitung der Charpie selbst erfolgt am zweckmäßigsten im Hause. Adresse: An das Johanniterkrankenhaus in Züllichow bei Stettin.

Der Curator

Frhr. **von Maltzahn**, Gültz.

☛ Der heutigen Nr. liegt ein Prospect aus dem Verlage von Carl Heymann in Berlin und Fr. Grottendiek in Wien bei. ☚

Leube-Rosenthal'sche Fleisch-Solution,

vorzüglichstes und leichtverdaulichstes Nahrungsmittel für Magenleidende und Reconvalescenten, empfiehlt in verlötheten Blechdosen mit ca. 250 Gramm Inhalt als durchaus haltbar

Die Dr. Mirus'sche Hof-Apotheke zu Jena, am Markt (R. Stütz).

Obiges von vorstehender Firma bereitete Präparat, welches auf der internationalen Ausstellung für Gesundheitspflege in Brüssel 1876 prämiirt wurde, ist das von Herrn Prof. Dr. Leube in der Sammlung klinischer Vorträge von Volkmann No. 62 einzig empfohlene Fabrikat.

Literarische Anzeigen.



Vollständig in 22 Lieferungen à 50 Pfennige.

DEFOE'S

ROBINSON CRUSOE

PRACHT AUSGABE
MIT ÜBER 100 HOLZSCHNITTEN
IN PRACHTBAND 12 MARK

VERLAG VON GEBR. GERSTMANN IN BERLIN

Auf Franco-Verlangen erhält Jeder, welcher sich von dem Werthe des illustrirten Buches Dr. Airy's Naturheilmethode (90 Aufl.) überzeugen will, einen Auszug daraus gratis und franco zugesandt von Richter's Verlags-Anstalt in Leipzig. Kein Kranker versäume, sich den Auszug kommen zu lassen.

A. Hartleben's Verlag in Wien.



Erscheint in 100 illustr. Lieferungen à 25 kr. ö. W. = 50 Pf.

Vorräthig bei allen Buchhandlungen.

Zu Kaisers Geburtstag.

Neu. "Kaiserbüchlein." Neu.

Kaiser Wilhelm als Christ.

32 Seiten 8. mit Titelbild Preis 20 ₰ 11 Expl. ℳ 2 — 25 Expl. 3 ℳ 50 ₰ — 100 Expl. ℳ 12. Durch jede Buchhdlg. — auf Post-Einz. od. g. Briefw. umgehend franco durch Buchhdlg. Zimmer in Frankfurt a. M. (Verleger).

A. Hartlebens Verlag in Wien.

Balbi, Adrian. Allgemeine Erdbeschreibung oder Hausbuch des geographischen Wissens. Eine systematische Encyklopädie der Erdkunde für die Bedürfnisse der Gebildeten jedes Standes. 6. Aufl. Bearbeitet von Dr. Carl Arendts. 2 Bände Lexikon-Octav. 152 Bogen. Mit Text-Illustrationen und 15 Landschaftsbildern in Tondruck. Geh. 13 fl. ö. W. = 25 Mark. In 2 Halbfranz-Prachtbänden 16 fl. ö. W. = 30 Mark. Auch in 4 Halbbänden à 3 fl. 25 kr. ö. W. = 6 M. 25 Pf. und in 36 Lieferungen à 36 kr. ö. W. = 70 Pf.

Die sechste Auflage dieses Werkes wurde, wie die vorausgegangene, von dem als geographischen Schriftsteller rühmlichst bekannten Professor Dr. Carl Arendts vollständig neu bearbeitet herausgegeben. Er verfügte über ein Material von seltener Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit, sämmtliche Zweige der Erdkunde umfassend.

Allen Gebildeten und nach Bildung Strebenden soll die sechste Auflage ein in edel populärer Darstellung gehaltenes Hilfsmittel zur Erwerbung einer ausreichenden Kenntniß der Erde dienen. Sie verbreitet sich sowohl über die astronomischen Beziehungen unseres Planeten, als auch auf die Vertheilung, die Formen, Höhe und Tiefe von Land und Meer; über die klimatischen Ursachen und Beziehungen, sowie über deren Einfluß auf die organischen Geschöpfe ꝛc. Ferner soll es ihre Aufgabe sein, die wichtigeren geschichtlichen Momente, die staatlichen und socialen Zustände, die Abstammung, Sitten und Gebräuche, Religion und Lebensweise, Sprache und Bildungsstufe, Producte, Gewerbe und Handel, Verkehrsmittel und Wege ꝛc. der Völker des Erdballes klar darzulegen. Eine sehr bedeutende Erweiterung hat die Zahl der Wohnorte erfahren.

Bergkristalle.

Novellen und Erzählungen aus der Schweiz.

Unter diesem Titel erscheint von **B. F. Haller** in **Bern** eine Sammlung der besten Novellen und Erzählungen moderner Schweizer Autoren. Die Collection soll von allen hervorragenden Schweizer Schriftstellern neuerer und neuester Zeit Beiträge bringen, derart, daß der Leser durch sie ein charakteristisches Bild der modernen schweizerischen Belletristik erhält. Das Unternehmen verdient allgemeine Anerkennung, sowohl im Hinblick auf seine Bedeutung für die Literaturgeschichte, wie in Anbetracht seines wirklichen Werthes.

Band 1 bis 13 sind erschienen (zum Theil schon in zweiter Auflage) und enthalten novellistische Dichtungen von Arthur Bitter und J. J. Romang. Beide Schriftsteller sind vollendete Naturalisten, scharfe Beobachter und gewandte Interpreten der Bilder ihrer Heimath; beiden ist ein feines Formgefühl gemeinsam, ihre Art und Weise zu erzählen und ihr schwungvoller Styl sind mustergültig. Ihre Erzählungen sind den Auerbach'schen Dorfgeschichten vollständig ebenbürtig. Wie in diesen der Schwarzwald und seine Bewohner mit ihren Sitten und Gebräuchen, so sind in jenen die Schweiz und die Schweizer treu, sinnig und lebendig geschildert. Wir werden durch diese Erzählungen bald in dieses, bald in jenes Gebirgsdorf versetzt, wir leben, denken und empfinden mit den uns umgebenden Menschen und verlassen sie mit einem bestimmten, dauernden und vor Allem befriedigenden Eindruck. Jeder kann diese Novellen lesen und Jeder wird seine Freude daran haben, gleichviel, ob er mit hohen und selbst den höchsten Ansprüchen an sie herantritt, oder sie als Sonntagsleser mit dem Wunsch, sich ein wenig zu unterhalten, in die Hand nimmt.

So seien denn diese „Bergkristalle" als wirklich gute, Geist und Herz erfrischende Lectüre der allgemeinen Beachtung hiermit bestens empfohlen.

Ein Hausschatz für das deutsche Volk.

Unser Vaterland.

In Wort und Bild geschildert
von den bedeutendsten Schriftstellern und Künstlern
Deutschlands und Oesterreichs.

Erste Serie:

Die deutschen Alpen.

Wanderungen durch

Tirol und Vorarlberg, das bayerische Gebirge und Salzkammergut, Steiermark und Kärnten,

Unter Mitwirkung von **L. v. Hörmann, A. v. Rauschenfels, P. v. Rosegger, K. v. Seyffertitz, L. Steub, K. Stieler, J. Zingerle,**

herausgegeben von

Herman v. Schmid.

Illustrirt von **G. Closs, F. Defregger, W. Diez, A. Gabl, F. v. Pausinger, R. Püttner, Math. Schmid, Fr. Voltz, J. Watter, J. Wopfner** u. s. w.

50 Lieferungen in gr. Folioformat zum Preise von nur 75 Pf.

Stuttgart. Verlag von Gebrüder Kröner.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister des Johanniter-Ordens, Prinz Carl von Preußen Königliche Hoheit, hat, nach erfolgter Zustimmung des Ordens-Capitels,

den Rechtsritter: General der Infanterie, General-Adjutanten Seiner Majestät des Kaisers und Königs, kommandirenden General des IX. Armee-Corps und Chef des 2. Magdeburgischen Infanterie-Regiments Nr. 27 Hermann von Tresckow, zum Hauptmann des Johanniter-Ordens ernannt.

König Abel von Dänemark.

Eine Studie zur nordischen Mythologie.

Es giebt kein Volk indogermanischen Stammes, das nicht bestimmten historischen Persönlichkeiten aus grauer Vorzeit eine hervorragende Rolle in seiner Sagengeschichte übertragen hätte, sei es im Guten oder im Bösen. Bei uns Deutschen fällt der volle Schimmer glänzender Heldensage auf bevorzugte Kaisergestalten, die im Herzen des Volkes ein eigenthümliches Leben gefunden haben; bei den Franzosen sind es die Paladine Carls des Großen und die Ritter des Graal, bei den Engländern König Arthur und die ihn umgebenden Helden, von welchen Jahrhunderte lang gesungen und gesagt worden ist. Die Sagen, welche sich mit üppigen Ranken um diese Gestalten geschlungen haben, sind fast allgemein bekannt; — haben sie doch schon vor Alters Aufnahme in unsere National-Literatur gefunden! Nicht das Gleiche läßt sich von den Volkshelden des germanischen Nordens behaupten. Hat auch der liebenswürdige dänische Dichter Andersen den einen von ihnen, jenen Holger Danske, bei uns heimisch gemacht, von welchem das Volk der Inseln sich einst Hilfe in höchster Noth versprach und den es mit heißer Inbrunst erwartete, wie wir Deutschen einst den bergentrückten Kaiser, — so sind andere Figuren fast völlig unbekannt und zu ihnen gehört König Abel, der Usurpator, welcher 1285 durch die Ermordung seines Bruders Erich Glipping die dänische Krone erlangte.

Die Mark Schleswig ist das klassische Land der Sagen von König Abel. Alle Ueberlieferungen stimmen darin überein, daß er ein harter Herr gewesen sei, der die Steuern unbarmherzig eingetrieben habe. Auch zu den Friesen sandte er seine Säckelmeister; die kühnen Mannen aber antworteten ihnen: „Unsere Deiche und Dämme, die wir erbauen und unterhalten müssen, damit die grimme Fluth uns nicht Haus und Hof verschlingen, haben all unser Gut verzehrt; drum wolle der König von seinen Forderungen abstehen!“ Abel aber kannte keine Milde, zur Antwort auf die Bitte führte er eine Schiffsmacht nach Oldensworth in Eiderstedt.

Die Frisen sahen ein, daß es zu siegen oder zu sterben galt. Alle ihre Stämme, — die vom festen Lande und die Seelieger, die Wallinger und die Uthlandsmänner, — vereinigten sich auf dem Burmannswai in Eiderstedt. Nach ihren alten sieben Harden theilte sich das Heer der Friesen in sieben Haufen; jedem wehte ein Banner voran. Altnordische Sitte war es, auch die Götterbilder mit in den Kampf zu nehmen, so führten die Friesen auch ihren Stammesheiligen, St. Christian, mit sich und gelobten, ihn mit eitel Gold beschlagen zu lassen, falls er ihnen zum Siege helfe. Todesmuthig, uralte Kampfeslieder singend, rückten sie dann gegen den König vor, dessen Herz verzagt war, weil ihn die Schuld des Brudermordes drückte.

Nach kurzem Kampfe wurden die Dänen geschlagen und zu ihren Schiffen gejagt, die ihnen keine Rettung bringen konnten, weil sie, — gerade zur Zeit der Ebbe, — auf den Sandbänken der trockengelegten Eider festsaßen. Die Hälfte des dänischen Heeres wurde in den seichten Fluß geworfen und kam dort um; mit den Anderen kämpfte sich König Abel zur Geest hinauf durch. Noch einmal standen die Dänen auf dem Königskamp; hier kam es zu einem furchtbaren Gemetzel; dann eilte der besiegte Fürst durch die Marsch nach dem Milderdamm, einer Brücke, welche über die Milde führte.

Der König wollte eben über die Brücke sprengen; da vertrat ihm ein riesiger Friese den Weg; Wessel Henner war's, ein Rademacher von Pelworm. Ein furchtbarer Axthieb spaltete Helm und Haupt des Unglücklichen.

Henner der Friese verbarg seine That; er kehrte nach Pelworm zurück, aber er hatte keine Ruhe verloren. Er mochte nicht mehr arbeiten, — das Gewissen peinigte ihn, so oft er sich auch sagte, daß er nur der Vollstrecker des göttlichen Strafgerichts an einem Brudermörder gewesen sei. Er ward ein Küstenfahrer und Fischer; erst auf dem Meere, wenn der Sturm ihn umtoste, wurde ihm wohl.

So war er einst auch mit den Genossen auf's Meer hinausgefahren; heut aber schien Oegir, der schreckliche Herrscher der Tiefe, die Seelen der Schiffsgesellen zu begehren; denn die See tobte und raste; die Männer flehten zu allen Heiligen, aber keiner half. Da sprach der düstere Henner: „Die Rache Gottes verfolgt mich; — ich bins, der König Abel beim Milderdamm erschlug. Werft mich in's Meer, damit ihr unversehrt zu Lande kommt!“ — Die Gefährten weigerten sich des; er aber flehte sie an, ihm die Barmherzigkeit zu erweisen, und als sie sich endlich zu dem Opfer ververstanden hatten, als die schäumende Woge ihn hinweggenommen hatte, da ward die See stille, ganz stille.

An den unglücklichen Henner erinnert noch jetzt eine Stätte auf Amrum, da er gerne zu weilen pflegte; es ist ein moosbewachsener Hügel am Dünensaum, welcher den Namen „Hennershoog“ trägt.

In Schleswig, der Stadt an der Schlei, hatte König Abel einen prächtigen Palast. Hier war auch der Verrath an seinem Bruder Erich geschehen. Jetzt ist das Königshaus völlig verschwunden; nur alte Kellermauern, die auf dem Möwenberge unter dem

Grafe zum Vorschein kommen, erinnern an das Haus der Sünde und des Fluches. Nachts tanzen auch wohl Lichter und Flämmchen auf dem Berge umher als Anzeichen der dort vergrabenen Schätze.

In gewissen geheiligten Nächten aber erhebt sich König Abels Schloß aus Schutt und Trümmern in alter, aber gespenstiger Pracht. So sah es einst im vorigen Jahrhundert ein Mann. Er fand die Burg erleuchtet; im Schloßhofe blühte eine prächtige gelbe Schlüsselblume; er brach sie und öffnete die verschlossenen Thüren durch ihre geheimnißvolle Macht. Immer prächtiger wurden die Gemächer, durch welche das Sonntagskind schritt, aber Niemand weilte in ihnen. In einem der Säle fand er ein köstliches Mahl angerichtet; er aß und trank nach Herzenslust und wollte nun wieder gehen. „Vergiß das Beste nicht", rief dreimal eine Geisterstimme ihm zu. In der Hast ergriff der Mann endlich einen kostbaren Becher mit künstlicher Arbeit, dann graute ihm; er floh und hinter ihn versank das Schloß in Nacht und Graus. Die gelbe Blume hatte er vergessen. Man erzählt, daß der Becher König Abels zuerst in die Silberkammer zu Gottorf, von dort aber nach Kopenhagen gekommen sei.

An König Abel war die Rache auf dem Milderdamm vollstreckt worden; die Genossen seines Frevels büßten später gleich ihm. Sie alle, die Königsmörder, starben eines unnatürlichen Todes, und da die zwanzig Ritter, welche bei der schändlichen That geholfen hatten, außerdem mit Abel auch noch den Meineid der Reinigung vor dem Volke abgelegt haben, so konnen sie auch nach dem Tode keine Ruhe finden, sondern sind an die Stätte ihres Frevels für ewige Zeiten gebannt. Bekanntlich nisten auf dem Möwenberge nahe der Stadt viele Tausende der zierlichen Vögel. Obwohl jährlich ein großes Möwenschießen stattfindet und der Jugend das Ergreifen der Möwen gestattet ist, kehren die Vögel wieder; — es sind die Genossen König Abels, welche nicht weichen können von dem Orte, da sie König Erichs Blut vergossen.

Den erschlagenen Brudermörder aber selbst litt es gleichfalls nicht im Grabe. In seiner Gruft tobte und lärmte er, daß endlich die Königin die Leiche aus St. Peters Dom schaffen und in einen Sumpf des Pölerwaldes, nahe bei Gottorf, einsenken ließ. Damit der Verdammte nicht wieder auf die Erde zurückkehre, bohrte man, wie in heidnischer Zeit, einen Pfahl durch die Brust des Leichnams. Noch ist der Ort bekannt, da jetzt die Königsleiche liegt; er heißt das Königsgrab, — und an dem Tage, da der Brudermörder hier bestattet ward, tost es um den Hügel; seine Decke thut sich auf und heraus tritt König Abel als wilder Jäger. Sein Pferd ist klein, er selbst ist gänzlich schwarz von Ansehen; feurige Hunde begleiten ihn.

Alle Züge, die sich von dem wilden Jäger, d. h. von dem zu einem gespenstigen Wesen umgeschaffenen Gotte Wuotan in deutscher Sage finden, werden nun auch von König Abel erzählt. Er fährt durch die Luft, zieht aber auch über die braune Haide hin, zwingt oft Menschen, welche ihm in den Weg kommen, mit ihm zu jagen; die Beute aber, welche sie nach Hause bringen, ist ekel und widrig; sie besteht aus Keulen von einem Pferdeaas u. a. m. Besonders gern jagt der König in der Gegend des Danewirks. Da hat er eine Genossin, das ist die schwarze Grethe, die einstige nordische Semiramis, die Gründerin der Union von Calmar. Auf milchweißem Zelter sprengte das schwarze Gespenst einst über die nun gefallenen Wälle dahin. Mit ihr zusammen zieht König Abel einher, von neun Hunden begleitet. Einst waren es zehn, einer von ihnen aber fand sich bei einer Dirne ein, über welche die wilde Jagd dahinbrauste.

So entspricht die dänische Sage vom wilden Jäger, wie es bei der Stammesgemeinschaft auch nicht anders sein kann, völlig der deutschen. Nur daß die ethische Begründung der Strafe im Dänischen noch tiefer erscheint als im Deutschen. In unsern Sagen ist es frevelhafte Jagdlust, Sonntagsentheiligung oder tyrannische Herrschsucht, welche zu ewiger Jagd verdammt; in der dänischen Tradition ist es ein furchtbares Verbrechen, welches den Schuldigen nimmer zur Ruhe kommen läßt, der Brudermord. Freundliche Züge, Regungen des Mitleids, wie sie sich bei dem deutschen wilden Jäger finden, sind König Abel fremd; er ist unselig durch und durch und kann deshalb nur Verderben bringen.

O. Schwebel.

Das Diaconissenhaus zu Riehen bei Basel durfte am 11. November v. J. das Jubelfest seines 25jährigen Bestehens feiern. Da dieser Tag auf einen Sonntag fiel, wurde an ihm nur im engsten Kreise des Comités und der Diaconissen, als eine Art Vorfeier, das 25 jährige Dienstjubiläum der lieben Oberschwester Trinette Bindschedler begangen, während die öffentliche Festfeier auf Montag, den 12. November verlegt war.

Der Gedanke, in Riehen ein Diaconissenhaus zu gründen, ist vom seligen Vater Spittler in Basel ausgegangen, diesem unermüdlichen Pflanzer fruchttragender Bäume im Reiche Gottes. Er hatte neben seiner nach den verschiedensten Seiten hin anregenden Thatkraft eine große Geschicklichkeit und ein scharfes Auge, diejenigen ausfindig zu machen, welche ihm helfen konnten, seine Gedanken in Ausführung zu bringen. Seit einem Besuche, den der Diaconissenvater Fliedner in Basel gemacht, waren schon hauptsächlich durch Spittlers Vermittlung eine ganze Reihe schweizerischer Jungfrauen in Kaiserswerth in den Diaconissendienst getreten. Aber die weite Entfernung und die damals so umständliche Reise legte den Gedanken nahe, ein eigenes Mutterhaus für die Schweiz zu gründen. Spittler wußte für diesen Plan einen großen Freundeskreis zu erwärmen, vor allem den Stadtraths-Präsidenten Bischoff-Respinger, welcher 18 Jahre lang, bis an sein Ende, mit vieler Treue dem Werke vorgestanden hat. Auch den jetzigen Vorsteher, Herrn Stähelin, und andere treffliche

Männer und Frauen bewog er zum Eintritte ins Comité, und wußte zu gleicher Zeit in Riehen, in ländlich stiller, freundlicher Umgebung, ein passendes Heim für die neue Anstalt ausfindig zu machen.

Die erste Sitzung fand am 19. Februar 1852 statt, und ihr wichtigstes Anliegen war, eine passende Persönlichkeit zur Leitung des Werkes zu finden. Der gnädige Gott hatte schon in der Stille eine solche vorbereitet, in der Tochter des Fabrikdirectors Bindschedler in Hagen, der jetzigen reich gesegneten Jubilarin, „Schwester Trinette". Nachdem sie sich in Kaiserswerth und Straßburg für ihren neuen Beruf vorgebildet hatte, wurde sie am 11. November 1852 vom damaligen Ortsgeistlichen von Riehen, Pfarrer Ch. Stähelin zu ihrem Amt als Vorsteherin eingesegnet. Zugleich wurden 2 Schwestern in die Vorprobe aufgenommen, und das käuflich erworbene Anstaltshaus, ein ehemaliges Landgut, wurde eingeweiht. Das auf demselben lastende Capital ließ eine längst heimgegangene Wohlthäterin unverzinslich stehen, und später schenkten deren Erben in großmüthigster Weise das Capital selbst.

Da das Diaconissenhaus eine Lehranstalt für den Diaconissenberuf und zugleich ein Krankenhaus sein sollte, war es wichtig, einen passenden Arzt für dasselbe zu finden. Eines Tages schritt Spittler durch Riehen, als ihm ein junger Herr zu Pferde begegnet. Es war Martin Burkhardt, welcher als Ehemann noch Medizin studirt und soeben sein Doctorexamen absolvirt hatte. Spittler bittet ihn, vom Pferde zu steigen und ihn zu begleiten auf seinen Gang zum Diaconissenhause; denn, sagte er, Sie müssen der Arzt darin werden, Ihre Tante bezahlte uns ein gutes Theil zu dem Hause. Mit allem Feuer der ersten Liebe gab sich der so gewonnene Anstaltsarzt seiner Aufgabe hin, und die Zahl der Patienten wuchs, aber auch die der Probeschwestern. Bei der ersten Jahresfeier zählte die Anstalt schon 10 Schwestern, und 106 Kranke waren verpflegt worden.

Die erste Anfrage an das Comité für auswärtige Hilfleistung kam vom damaligen „Kinderspitäli" in Basel, und schon im Frühjahr 1854 ging der Flug weiter nach Schaffhausen und dann wieder in die Nähe nach Basel in das Bürgerspital, das mit seinen 7 Zweigen — Irrenhaus, Versorgungshaus, Pfrundhaus, chirurgische Männer- und Frauenabtheilung, medicinische Männer- und Frauenabtheilung, Abtheilung für Wöchnerinnen — im Laufe der Zeit zu einer Hochschule für die Schwestern werden sollte. — Diesen wichtigen Arbeitsfeldern schlossen sich im Lauf der Jahre die Spitäler in Bern, Burgdorf, Münsterlingen, Heiden, Trogen, Oberhofen, Gwatt, Liestal, Zürich, Lörrach und Winterthur an, von welchen die letzten vier, wegen Wechsels der Verhältnisse, wieder aufgegeben werden mußten.

Neben den Spitälern wurde den Kranken hin und her in den Häusern durch Privatpflege gedient und den Alten, Gebrechlichen und Dürftigen in der Armen- oder Gemeindepflege. In Basel wirkten in 4 Pfarrgemeinden 4 Diaconissen unter Leitung von Frauenvereinen segensreich unter vielen armen Kranken, und seit dem Jahre 1856 wird die Diaconie auch in der Strafanstalt daselbst geübt. Außer in Basel sind Diaconissen in der Armenpflege thätig zu Schaffhausen, Aarau, Milchingen, Winterthur, Bern und im Armenbad zu Schinznach. Ferner haben sie Wirkungskreise in Krippenanstalten und Kleinkinderschulen in Riehen, Lörrach und St. Jakob.

Durch edle Opferwilligkeit näherer Freunde des Werkes und des Publicums, war es möglich, im August 1869 mit dem Bau eines Krankenhauses mit 40 Betten und eines Betsaales zu beginnen, welcher 2 Jahre später, am 18. Jahresfest, eingeweiht werden konnte. Hand in Hand mit diesem Neubau, ging die Anstellung eines permanenten Hausarztes, und 5 Jahre später diejenige eines eignen Hausgeistlichen, des zweiten Sohnes des sel. Fliedner. In den 25 Jahren des Bestehens der Anstalt sind 294 Schwestern durch dieselbe gegangen, 33 davon sind gestorben, 120 aus verschiedenen Gründen zurückgetreten. Aus dem Canton Schaffhausen ist die größte Zahl gekommen, nämlich 30 Schwestern, dann folgten Zürich, Thurgau, Aargau und Bern. Einzelne kamen aus Württemberg, Baden, dem Elsaß, Bayern und sogar aus Preußisch Polen. Im letzten Anstaltsjahr wurden 24 Schwestern in die Vorprobe aufgenommen. Im Mutterhause weilen durchschnittlich mit der Oberschwester 13 Diaconissen und 21 Vorprobeschwestern, mit dem Dienstpersonal und den Kranken ca. 73 Personen.

So steht das vor 25 Jahren senfkornartig begonnene Werk jetzt da als ein stattlicher Baum, mit 138 Schwestern — 94 Diaconissen und 44 Probeschwestern. Eben Ezer! prangte am Jubelfeste in prächtiger Inschrift von Moos und Blumen oberhalb der Kanzel. Bis hierher hat der Herr geholfen — Er, der, wie der Wahlspruch beim Beginn des Werkes lautete, gestern, heute und derselbe auch in Ewigkeit ist.

(Kaiserswerther „Armen- und Krankenfreund".)

Berliner Stadtmission.

Soeben ist die Vierte Nachricht über die Berliner Stadtmission erschienen, aus der wir unseren Lesern Nachfolgendes mittheilen.

Das Vorwort des Comités mit dem Motto Ps. 126, 3: „Der Herr hat großes an uns gethan; des sind wir fröhlich" hebt zunächst hervor, daß das Jahr 1877 für die Berliner Stadtmission ein Jahr des Segens und des Wachsthums gewesen ist. Es stehen zur Zeit unter zwei Geistlichen (Inspectoren) 15 Stadtmissionare in rüstiger Arbeit; fünf neue Gemeinden, darunter die beiden größten Berlins, sind in Pflege genommen. Die Einnahmen haben sich mehr als verdreifacht. Drei Parochial-Vereine, sieben Frauen-Vereine haben sich in Berlin der Unterstützung der Stadtmission angenommen; in Hinterpommern ist, wie früher in Vorpommern, ein neuer Hilfs-Verein gegründet, in der Provinz Sachsen und in anderen Gegenden haben sich Sammelkreise gebildet. Die westphälische Provinzial-Synode hat dies

Werk der obersten Kirchenbehörde an das Herz gelegt; der Evangelische Ober-Kirchenrath und das Consistorium der Provinz Brandenburg haben eine Kirchen-Collecte bewilligt; auch sonst sind die Gaben reichlich geflossen. In der Organisation des Werkes ist eine durchgreifende Veränderung dadurch eingetreten, daß an Stelle des General-Superintendenten Dr. Brückner ein Comité, dessen Vorsitzender der Hofprediger Stöcker ist, die Leitung der Berliner Stadtmission übernommen hat. Mit derselben wurde am 23. April 1877 die Stadtmission des Johannisstifts, die von dem Prediger Hoffmann geleitet war, vereinigt. Prediger Hoffmann selbst und ein Mitglied des Johannisstift-Curatoriums traten dem neuen Comité bei. Zum Schluß wendet sich das Vorwort vertrauensvoll an die gesammte evangelische Bevölkerung des preußischen Staates und deutschen Reiches, weist nach, daß keine Provinz die Verpflichtung, an der Seelenpflege ihrer Angehörigen in Berlin mitzuhelfen, von sich weisen kann, und spricht unserm Hohen Kaiserpaare den innigsten Dank für die dem Werke bisher bewiesene Theilnahme aus.

Dem Vorwort folgen die Berichte der beiden Inspectoren, Prediger Jentzsch, Auguststr. 81. (vom 1. April ab Schiffbauerdamm 16), und Prediger Hoffmann, Sebastianstr. 25 (vom 1. April c. ab Skalitzerstr. 44). Der erstere Bericht weist zunächst auf das Arbeitsgebiet der nördlichen Bezirke Berlins und deren Zustände hin, wobei in eingehender Weise die leibliche und geistliche Noth geschildert wird, spricht dann von den Grundsätzen und der Arbeitsweise der Stadtmissionare, die im Wesentlichen dieselbe geblieben ist wie früher, und verbreitet sich zum Schluß über den Arbeitserfolg. In letzterer Hinsicht werden besonders auch vier Zeugnisse aufgeführt, die die Pfarrgeistlichen über die Thätigkeit der Stadtmissionare ausgestellt haben und die durchweg eine große Anerkennung der Arbeit aussprechen. Zum Schluß dieses Berichtes werden noch einige Beispiele von dem besonderen Segen angeführt, den Gott dem Werke auch im Aeußeren geschenkt hat. Von ungenannter Seite sind beispielsweise binnen 4 Wochen gegen 5000 Mark gespendet worden.

Der Bericht des Inspectors Prediger Hoffmann, der mit acht Stadtmissionaren im Süden Berlins arbeitet, bezieht sich zunächst auf die Mithilfe, die die Stadtmission bei der Privat-Armenpflege und bei der Fürsorge für entlassene Gefangene leistet. An der Hand der Statistik wird ein orientirender Blick in die Verbrechens- und Verbrecherwelt geworfen und nachgewiesen, daß von allen Strafgefangenen annähernd nur $^1/_3$ aus Berlin gebürtig, die übrigen $^2/_3$ aber von außerhalb hereingezogen sind. Vielen geht in Berlin die Gewißheit der Hoffnung und die Ruhe der Heimat verloren; die Berliner Stadtmission will ihnen den Weg zu beiden wieder eröffnen.

Im Weiteren geht dann der Bericht ein auf die Fürsorge für die ungetauften Kinder und die ungetrauten Paare, auf die Verbreitung der christlichen Schriften und andere Thätigkeiten der Stadtmission. Der Schluß bezieht sich auf die Reisen, die Prediger Hoffmann in Sachsen, Thüringen und in der Provinz Brandenburg gemacht hat. Auch Prediger Jentzsch hat in Westphalen, Rheinland, Pommern, Preußen und dem Regierungsbezirk Potsdam Theilnahme für die Berliner Stadtmission zu wecken gesucht. Beide Inspectoren sind auch künftig bereit, da, wo es gewünscht wird, persönlich von den Arbeiten der Berliner Stadtmission zu berichten.

Die Einnahme der Berliner Stadtmission im Jahre 1877 betrug 34,646 Mark. 14 Pf., die Ausgabe 27,786 Mark. 42 Pf.

Etwaige Gaben wolle man an den Schatzmeister, Kaufmann Herrn Joh. Gerold, Unter den Linden 24, senden.

Am 2. und 3. April in den Stunden von 10—4 Uhr findet zu Potsdam im Saale des Casinos ein Bazar zum Besten der daselbst seit Neujahr von uns eröffneten Kleinkinderschule statt. Um Zuwendung von Gaben, sowie um spätere rege Betheiligung beim Verkauf bittet

der Vorstand des Oberlin-Zweig-Vereins

von Loeper. Briet. John. Dammann. von Eberstein. Kober. Walther.

Frau Briet. Hofräthin Hesekiel. Fräulein Reinicke. Geheimräthin Reuther. Baronin von Wolff.

Zur Annahme von Gaben sind die Unterzeichneten bereit: Frau von Bredow, Jäger-Allee 18; Frau Briet, Spandauerstr. 136; Frau Dammann, Charlottenstr. 33; Frau Hesekiel, Jäger-Allee 23; Frau von Loeper, Spandauerstr. 22; Fräulein Reinicke, Kirchstr. 13; Fräulein Schwickart, Karlstr. 10; Fräulein Thomas, Louisenstr. 9; Frau Reuter, Charlottenstr. 15; Frau Baronin von Wolff, Spandauerstr. 32. in Potsdam, und Frau Ranke im Oberlinhause in Nowawes.

Literatur.

Die Leser unseres Blattes erlauben wir uns auf ein im Inseraten-Anzeiger dieser Nummer annoncirtes Schriften aufmerksam zu machen, das von einem süddeutschen Johanniter-Ritter verfaßt, sich trefflich zur Anschaffung für die Ordens-Krankenhäuser, sowie zur Vertheilung an Kranke xc. eignet. Es trägt den Titel: „Kaiserbüchlein, Kaiser Wilhelm als Christ", 32 Seiten 8., mit Titelbild.

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wie rechtzeitig auswärts bei den Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben: Carl Heymann's Verlag, Mauer-Straße Nr. 63—65, W., machen zu wollen.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63 — 65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der




Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 27. März 1878. Nr. 13.

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht:

den Premierlieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer Otto von Weiss, auf Plauen bei Allenburg in Ostpreußen,

„ Rittmeister a. D. und Rittergutsbesitzer Siegmund von Keltsch, auf Malschöwen bei Mensguth in Ostpreußen,

„ Rittmeister und Escadron-Chef im Garde-Cürassier-Regiment Heinrich XVIII. Prinzen Reuss j. L.,

„ Landrath des Kreises Templin von Arnim, auf Milmersdorf bei Templin,

„ Rittmeister in der Garde-Landwehr-Cavallerie Werner von Veltheim, auf Schoenflies bei Berlin,

„ Hauptmann und Compagnie-Chef im 1. Garde-Regiment zu Fuß Arthur von Bonin,

„ Hauptmann und Compagnie-Chef im 1. Garde-Regiment zu Fuß Brunsig Edlen von Brun,

„ Hauptmann und Compagnie-Chef im 2. Garde-Regiment zu Fuß Carl von Grolman,

„ Hauptmann und Compagnie-Chef im 3. Garde-Grenadier-Regiment Königin Elisabeth, Eugen von Koppy,

„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Garde-Fuß-Artillerie-Regiment Victor von Wrochem,

„ Lieutenant und Stadtrath a. D. Hans von Göllnitz, zu Warmbrunn in Schlesien,

„ Rittergutsbesitzer von Sydow, auf Kalzig bei Züllichau,

„ Rittmeister und Escadron-Chef im Brandenburgischen Cürassier-Regiment (Kaiser Nicolaus I. von Rußland) Nr. 6 Woldemar Rochus von Rochow,

„ Premier-Lieutenant a. D. und Kammerjunker Max von Plötz zu Berlin,

„ Rittergutsbesitzer von Enckevort, auf Vogelsang bei Ueckermünde,

„ Landrath des Kreises Ueckermünde Oswald Grafen von Rittberg, zu Ueckermünde,

den Rittergutsbesitzer Eberhard von Zelewski, auf Paraschin bei Groß-Boschpol,

„ Regierungs-Assessor Erich von Woedtke, zu Bromberg,

„ Major und etatsmäßigen Stabsofficier im Westpreußischen Ulanen-Regiment Nr. 1 Franz von Treskow,

„ Rittergutsbesitzer Julius von Baeckmann, auf Sagajewitz bei Groß-Mohrin,

„ Oberstlieutenant z. D. und Bezirks-Kommandeur des 1. Bataillons (Görlitz) 1. Westpreußischen Landwehr-Regiments Nr. 6 von Karger,

„ Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer Eduard von Loebbecke, auf Mahlen, Kreis Trebnitz,

„ Hauptmann a. D. und Rittergutsbesitzer Friedrich von Wentzky-Petersheide, auf Glambach Kreis Strehlen,

„ Landrath des Kreises Görlitz und Dr. juris Damm von Seydewitz, auf Nieder-Reichenbach bei Görlitz,

„ Rittergutsbesitzer Hugo von Loebbecke, auf Eisersdorf Kreis Glatz,

„ Rittergutsbesitzer Hermann Burggrafen und Grafen zu Dohna, auf Groß-Kotzenau in Schlesien,

„ Major a. D. Werner von Brederlow, auf Tragarth bei Merseburg,

„ Landrath des Kreises Wittenberg, auch Herzoglich Anhaltischen Kammerherrn, Dr. von Koseritz zu Wittenberg,

„ Rittergutsbesitzer Max von Hopffgarten, auf Mülverstedt bei Langensalza,

„ Gräflich Stolbergschen Regierungs-Rath Ferdinand Freiherrn von Wintzingerode, zu Stolberg am Harz,

„ Fürstlich Schwarzburg-Sondershausenschen Staatsminister Hans Freiherrn von Berlepsch, zu Sondershausen,

„ Major à la suite des Thüringischen Ulanen-Re-

giments Nr. 6, commandirt zum Militair-Reit-Institut, Schmidt von Schwind,

den Major und etatsmäßigen Stabsofficier im Westphälischen Ulanen-Regiment Nr. 5 Ferdinand Freiherrn von Dörnberg,

" Hauptmann und Compagnie-Chef im 7. Westphälischen Infanterie-Regiment Nr. 56 Walter Freiherrn von Plettenberg,

" Hauptmann und Batterie-Chef im 1. Westphälischen Feld-Artillerie-Regiment Nr. 7 Carl Freiherrn von Werthern,

" Rittmeister und Escadron-Chef im 2. Schlesischen Husaren-Regiment Nr. 6 Adolf von Klüber,

" Landrath des Kreises Grevenbroich und Dr. juris Gustav von Bonin, zu Wevelinghoven,

" Ober-Regierungs-Rath von Krosigk, zu Trier,

" Hauptmann und Compagnie-Chef im Großherzoglich-Mecklenburgischen Jäger-Bataillon Nr. 14 Carl Freiherrn von Hanstein,

" Rittergutsbesitzer von Engel, auf Eichhorst bei Glienecke in Mecklenburg-Strelitz,

" Oberstlieutenant z. D. und Bezirks-Commandeur des 1. Bataillons (Schwerin) 1. Großherzoglich-Mecklenburgischen Landwehr-Regiments Nr. 89 Freiherrn von Stenglin,

" Major, aggregirt dem Großherzoglich-Mecklenburgischen Grenadier-Regiment Nr. 89 Freiherrn von Sell,

" Hauptmann in der 11. Gendarmerie-Brigade Friedrich von Fransecky,

" Major a. D., auch Herzoglich Sachsen-Altenburgischen Kammerherrn, Conrad von Einsiedel, zu Altenburg,

" Königlich Sächsischen Rittmeister z. D., und Rittergutsbesitzer Ulrich Freiherrn Bachoff von Echt auf Dobitschen bei Altenburg,

" Kaiserlich Oesterreichischen Kämmerer und Landtags-Abgeordneten Kolomann von Dessewffy, auf Margonya bei Giralt in Ungarn,

" Kaiserlich Russischen Kammerjunker, Hofrath und Vice-Gouverneur von Kaluga Hermann von Tobiesen, zu Kaluga,

nach Prüfung derselben durch das Capitel und auf Vorschlag des Durchlauchtigsten Herrenmeisters Prinzen Carl von Preußen, Königliche Hoheit, zu Ehrenrittern des Johanniter-Ordens zu ernennen.

Die Kriegs-Sanitäts-Ordnung vom 10. Januar 1878.

Seine Majestät der Kaiser und König haben durch die Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 10. Januar c. der Armee eine neue „Kriegs-Sanitäts-Ordnung" gegeben, in welcher man die reichen Erfahrungen verwerthet hat, die auf dem Gebiete des Sanitätsdienstes während des Feldzuges 1870/71 gemacht worden sind.

Während nun die Instruction für das Sanitätswesen der Armee im Felde vom 29. April 1869 durch die in Rede stehende Sanitäts-Ordnung außer Kraft tritt, können wir es als einen ferneren großen Fortschritt auf dem genannten Gebiete bezeichnen, daß dieselbe nicht, wie alle ihre Vorgängerinnen, sorgfältig secretirt wird, sondern schon jetzt nicht nur auf dem dienstlichen, sondern auch auf dem buchhändlerischen Wege Allen zugänglich ist. Der Verlag ist der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler und Sohn, Berlin S. W. Kochstraße 69, 70 übertragen worden, von der Exemplare zum Preise von 5 Mark, für Angehörige der Armee bei directem Bezug für 3 Mark, zu haben sind.

Dadurch wird allen den zahlreichen Personen, welche im Falle des Krieges berufen sind im Feld-Sanitäts-Dienste thätig zu werden, schon jetzt während des Friedens, Gelegenheit gegeben, sich dieserhalb eingehend zu informiren, während dies früher — nach unserer Ansicht viel zu spät — erst nach erfolgter Mobilmachung der Armee geschehen konnte, weil erst dann die Verausgabung der betreffenden Instruction erfolgte. —

Aus der Kriegs-Sanitäts-Ordnung ist nun ein Auszug, die freiwillige Krankenpflege betreffend, vorerst zu amtlichem Gebrauch, gedruckt worden, der im Wege des Buchhandels zur Zeit nicht zu haben ist.

Mit gütigst ertheilter Genehmigung der genannten Hofbuchhandlung drucken wir diesen Auszug nachstehend ab, da wir glauben, daß derselbe gerade den Lesern dieses Blattes willkommen sein dürfte.

Theil VI.

Freiwillige Krankenpflege.

§ 205.

Im Allgemeinen.

Bei ausbrechendem Kriege kann die nach den bisherigen Erfahrungen von dem Patriotismus des Deutschen Volkes zu erwartende, rege Betheiligung an der Fürsorge für die Pflege der Verwundeten und Kranken des Heeres die Militärverwaltung nur dann in wirksamer Weise unterstützen, wenn einerseits die Organe der Privatwohlthätigkeit stets schnell und sicher erfahren, in welcher Richtung und in welcher Weise sie ihre Fürsorge zweckentsprechend entfalten können, und wenn andererseits die Vertheilung der freiwillig dargebotenen Dienste und Spenden auf die von den amtlichen Organen bezeichneten Bedarfspunkte entsprechend geregelt ist.

§ 206.

Verhältniß zu den staatlichen Organen.

Die freiwillige Krankenpflege darf kein selbstständiger Faktor neben der staatlichen sein; es kann ihr eine Mitwirkung nur in soweit eingeräumt werden, als sie dem staatlichen Organismus eingefügt und von den Staatsbehörden geleitet werden kann; andernfalls würde sie nicht fördernd, sondern hemmend auf den Betrieb des Krankendienstes einwirken.

§ 207.

Der Kaiserliche Kommissar und Militär-Inspecteur der freiwilligen Krankenpflege.

1. Die leitende Spitze der freiwilligen Krankenpflege

ist der Kaiserliche Kommissar und Militär-Inspecteur der freiwilligen Krankenpflege. Derselbe hat sich dauernd mit den bezüglichen Kriegsministerien und dem Chef des Feld-Sanitätswesens in Verbindung zu erhalten, um für seine Thätigkeit die leitenden Gesichtspunkte zu erfahren.

2. Seine Aufgabe ist es:

a. von allen zur Unterstützung des Heeres oder einzelner Theile desselben sich bildenden Vereinen über ihre Absichten und ihre Statuten sich Kenntniß zu verschaffen;

b. die Wünsche Einzelner über ihre Thätigkeit entgegenzunehmen;

c. die Thätigkeit der Vereine und einzelner Opferwilliger möglichst zu konzentriren und jeder dem Interesse der gemeinsamen Sache schädlichen Zersplitterung vorzubeugen;

d. den Vereinen anzugeben, worauf sich ihre Thätigkeit besonders zu richten haben, und nach welchen Orten und an welche ihrer heimathlichen Depots u. s. w. die für die Krankenpflege bestimmten Gaben zu senden sind, damit sie ihre Bestimmung erreichen.

3. Das Bureau des Kaiserlichen Kommissars, welches in Berlin etablirt wird, bildet den Zentralpunkt. Von hier aus wird die einheitliche Leitung der Vereine in den sämmtlichen Deutschen Staaten bez. in den Provinzen u. s. w. derselben gehandhabt.

4. Der jedesmalige Vorsitzende des Zentralkomités der Deutschen Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger gilt von selbst als Mitglied der Zentralstelle des Kommissars und steht an dieser Stelle der Bearbeitung der bezüglichen Depot- und Rechnungssachen vor.

§ 208.

Delegirte der freiwilligen Krankenpflege.

1. Zur Vermittelung und Leitung der Thätigkeit der freiwilligen Krankenpflege wird der Kaiserliche Kommissar, welcher seinen Aufenthalt am geeignetsten im unmittelbaren Anschluß an den General-Inspecteur des Etappen- und Eisenbahnwesens bez. an den Chef des Feld-Sanitätswesens nimmt, nach den Bestimmungen des ersteren den Etappen-Inspectionen Delegirte zusenden.

2. Diese Delegirten haben ihre Thätigkeit stets im unmittelbaren Anschlusse an die von den leitenden Aerzten getroffenen Anordnungen auszuführen, namentlich auch wegen Zutheilung eigener Delegirten an Feld-Sanitätsformationen das Erforderliche mit den leitenden Aerzten zu vereinbaren.

3. Ueber die Bedürfnißfrage in diesen, wie in allen sachlichen Beziehungen entscheiden die für den Betrieb des Feld-Sanitätswesens eingesetzten, militärärztlichen Organe (§§ 7 u. 206), erforderlichen Falls die betreffenden Kommandobehörden.

4. Die Delegirten des Kaiserlichen Kommissars werden von demselben vorzugsweise aus solchen Genossenschaften und Vereinen gewählt, die schon im Frieden den Zwecken der Krankenpflege sich gewidmet haben.

5. Diese Verbände sind berechtigt, dem Kaiserlichen Kommissar Personen in Vorschlag zu bringen, welche sie für die Uebernahme der Funktionen von Delegirten für geeignet halten.

6. Die Delegirten für die einzelnen Staaten oder Provinzen (§ 207, 3) haben ihren Sitz am geeignetsten an demjenigen Orte, welcher von dem stellvertretenden General-Kommando als Etappenanfangsort des betreffenden Armeekorps bezeichnet wird.

§ 209.

Thätigkeit der freiwilligen Krankenpflege zur Unterstützung des Krankendienstes.

1. Die freiwillige Krankenpflege wird im Rücken der Feldarmee, d. h. im Bereich der Etappen-Inspektion, sowie im Bereiche der heimathlichen, stellvertretenden Kommandobehörden das geeignete Feld für ihre Thätigkeit finden und zwar ausschließlich bei der eigentlichen Krankenpflege, d. h. bei den Lazarethen und bei den Krankentransportzügen.

Diese Thätigkeit besteht:

a. in der Gestellung des Pflegepersonals für die Transporte der Kranken und Verwundeten aus dem Bereiche der Etappen-Inspektionen nach den Reservelazarethen (§ 128, 6);

b. in der Bereitstellung von ausgebildeten Krankenpflegern und Krankenpflegerinnen für die Reservelazarethe, Etappen-, stehenden Kriegs- und Feldlazarethe; für letztere nur, wenn dieselben längere Zeit etablirt bleiben und die Heranziehung solcher Personen Seitens der Kommandobehörden erforderlich erachtet wird (siehe auch § 211); in

c. der Sammlung und Zuführung der freiwilligen Gaben für die Krankenpflege;

Et.-Inst. § 9, 3 und § 13, 3 und 5.

d. in der Unterstützung der Reservelazarethe, sei es durch die Uebernahme einzelner Zweige der Lazarethverwaltung (§ 214) oder durch Einrichtung besonderer Vereins-) Lazarethe (§ 215), oder endlich durch die Aufnahme von Genesenden (§ 221);

e. in der Vermittelung von Nachrichten über die in den Lazarethen befindlichen Verwundeten oder Kranken an die Angehörigen derselben (§ 223).

2. Der freiwilligen Krankenpflege kann auch auf den Antrag des Kaiserlichen Kommissars die Ausrüstung und Herstellung eines geschlossenen Lazarethzuges aus eigenen Mitteln und unter eigener Verwaltung und Leitung gestattet werden, jedoch nur dann, wenn Seitens der zuständigen Behörden ein Bedürfniß hierzu anerkannt wird und den im § 160 gestellten Bedingungen entsprochen werden kann. Für diese Züge würden die dort gegebenen Vorschriften entsprechende Anwendung finden.

3. Ein geeignetes Feld ihrer Thätigkeit würde die freiwillige Krankenpflege auch in belagerten Festungen finden.

4. Den Armee-Oberkommandos steht das Recht zu, ausnahmsweise der freiwilligen Krankenpflege den An-

schluß einer für die Verwundeten bestimmten Transportkolonne an die Armee im Bereich der fechtenden Truppen zu gestatten. Dieselbe wird in diesem Falle einem Sanitätsdetachement angeschlossen und dem Kommandeur desselben, auch auf Märschen, Kantonnements u. s. w., unterstellt. Sie darf sich von demselben nicht ohne vorgängige Genehmigung der betreffenden Kommandobehörde trennen. Das Personal der Kolonne ist vor seiner Entsendung damit bekannt zu machen, daß es bei Zuwiderhandlungen gegen die Befehle des Kommandeurs und gegen die militärischen Bestimmungen überhaupt nach der Disziplinarstrafordnung für das Heer Strafe bez. seine unverzügliche Entfernung zu gewärtigen habe.

5. Einer besonderen Ermächtigung Seitens des General-Inspekteurs des Etappen- und Eisenbahnwesens bedürfen für jeden einzelnen Fall auch die Krankenpflegevereine, welche die Einrichtung einzelner Lazarethe auf dem Kriegsschauplatze beabsichtigen, und wird solche Genehmigung zur Errichtung derartiger Lazarethe nur ausnahmsweise bei dringendem Bedürfnisse und mit Vorbehalt des Widerrufs ertheilt.

§ 210.

Begleitpersonal für Krankentransporte. Erfrischungs- und Verbandstationen.

1. Das zur Unterstützung des staatlichen Personals für Krankentransportzwecke gestellte Personal, welches nur aus vollständig geeigneten Persönlichkeiten bestehen darf, wird im Einverständniß mit dem Chef des Feld-Sanitätswesens durch den Kaiserlichen Kommissar der betreffenden Etappen-Inspektion zur Verfügung gestellt, welche die weiteren Bestimmungen über dieselben durch den Etappen-Generalarzt treffen läßt.

Et.-Inst. § 30.

2. Dieses Personal hat gleich dem staatlichen alle auf die Wartung und Pflege der Kranken und Verwundeten während des Transports bezüglichen Anordnungen des leitenden Arztes auszuführen.

3. Die Einrichtung von Verband- und Erfrischungsstationen auf den Bahnhöfen kann geeigneten Falls an Orten, wo sich nicht staatliche befinden, durch die freiwillige Krankenpflege unter Leitung der von dem Kaiserlichen Kommissar dazu bestimmten Delegirten veranlaßt werden; doch ist hierzu im Bereiche der Krankentransport-Kommission die Einwilligung der letzteren im Einvernehmen mit dem Militär-Eisenbahndirektor, im Bereiche der Linien-Kommandantur aber die Zustimmung dieser erforderlich.

§ 211.

Das freiwillige Pflegepersonal. Gerichtsbarkeit.

1. Das freiwillige Pflegepersonal (§ 209) wird gleichfalls der Etappen-Inspektion zur Verfügung gestellt und von dieser nach Bedarf den Feld-, stehenden Kriegs- und Etappenlazarethen zugewiesen.

Et.-Inst. § 30.

2. Nur ausgebildete, unbescholtene und zuverlässige, durch Bescheinigungen der Ortsbehörde und der Zentralstelle der freiwilligen Krankenpflege sich ausweisende Krankenwärter und Krankenwärterinnen dürfen zugelassen werden. In der Ausübung ihrer Berufsthätigkeit, sowie in disziplinarischer Beziehung sind dieselben den Chefärzten unterstellt.

Diszipl.-O. §§ 2, 3 u. 38.

3. Der Chefarzt weist jeder dieser Personen einen bestimmten Wirkungskreis zu. Er ist berechtigt, selbstständig die Entlassung derjenigen Pfleger und Pflegerinnen anzuordnen, welche nach seinem Urtheile zur Verwendung in ihrem Berufe nicht mehr geeignet erscheinen.

Die freiwillige Krankenpflege verpflichtet sich, das einmal überwiesene freiwillige Pflegepersonal nur dann plötzlich zurückzuziehen, wenn Seitens der betreffenden Etappen-Inspektion, bei welcher sich Delegirte befinden, Bedenken hiergegen wegen der Möglichkeit sofortigen Ersatzes nicht geltend gemacht werden.

4. Die Chefärzte der Lazarethe haben den Pflegern und Pflegerinnen bei ihrer Entlassung auf Verlangen eine Bescheinigung über ihre Führung, die Art ihrer Verwendung und die Dauer ihrer Dienstleistung auszustellen. Dieselben haben sich über dieses Personal die erforderlichen Notizen zu machen.

5. Das freiwillige Begleit- und Pflegepersonal ist bei der Annahme ausdrücklich damit bekannt zu machen, daß es beim Beginn seiner Thätigkeit auf dem Kriegsschauplatze unter die Militärgerichtsbarkeit, Kriegsgesetze und die Disziplinar-Verordnung tritt.

Militär-Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich § 155, und Discipl.-O. §§ 2, 3 u. 38.

§ 212.

Sammlung und Weiterführung der Lieferungen der freiwilligen Krankenpflege und sonstiger freiwilliger Gaben nach dem Kriegsschauplatze.

1. Es ist wünschenswerth, daß alle freiwilligen Gaben für die Krankenpflege, wie für das Heer überhaupt, zunächst bezirk- oder provinzweise gesammelt werden, am zweckmäßigsten wohl durch Vereine, deren Sendungen sich die einzelnen Personen anzuschließen hätten.

2. Für jede Provinz bez. jeden größeren Bezirk bezeichnet der Kaiserliche Kommissar oder der Provinzial-Delegirte im Einvernehmen mit dem stellvertretenden General-Kommando einen Ort und eine Abnahmestelle an demselben, wohin die Sachen zu schicken sind. Es ist dazu in der Regel der Etappenanfangsort oder ein demselben nahe gelegener Ort zu wählen und als Abnahmestelle an demselben ein Lazareth der Militärverwaltung. (Et.-Inst. § 13, 4.)

Der gleichzeitig zu überweisende Frachtbrief muß den Inhalt der Sendungen, den Bestimmungsort und die empfangende Stelle genau angeben; ferner muß jedes Gepäckstück mit derselben Aufschrift wie der Frachtbrief versehen sein und zwar mindestens auf zwei Seiten.

3. Von den Abnahmestellen werden die freiwilligen Gaben an diejenige Sammelstation geschickt, welche dem

Korpsbezirk angewiesen oder für gewisse Gegenstände besonders bezeichnet ist.

Et.-Inst. § 9.

4. Den zur Unterbringung aller für die staatliche und freiwillige Krankenpflege bestimmten Gegenstände an den Sammelstationen errichteten Güterdepots kann auf Antrag des Kaiserlichen Kommissars bei dem Chef des Feld-Sanitätswesens ein Delegirter der freiwilligen Krankenpflege zugetheilt werden, welchem von dem Vorstande des Güterdepots die Verwaltung und die von den staatlichen Organen unabhängige Rechnungslegung über die freiwilligen Gaben bei der Zentralstelle der freiwilligen Krankenpflege übertragen werden kann.

5. Sache des betreffenden Delegirten wird es jedenfalls sein, die Zentralstelle Betreffs des stattfindenden Abgangs aus jenen Beständen auf dem Laufenden zu erhalten.

6. Die von den Sammelstationen mit Lieferungen der freiwilligen Krankenpflege vorzuführenden Züge werden nach Anordnung des Chefs des Feld-Sanitätswesens beladen und dahin geschafft, wo der Bedarf sich geltend macht. Solche Züge können durch geeignete Mitglieder der freiwilligen Krankenpflege begleitet werden.

Et.-Inst. § 13,3.

7. Die von einzelnen Personen oder Vereinen der freiwilligen Krankenpflege etwa für das Dienstpersonal der Sanitätsformationen bestimmten, freiwilligen Gaben werden nach den im § 13,5 der Et.-Inst. im Allgemeinen für die Truppen getroffenen Bestimmungen behandelt und zunächst nach der Sammelstation befördert.

§ 213.

Art der zu liefernden Gegenstände.

1. Der Kaiserliche Kommissar wird von Zeit zu Zeit ein Verzeichniß derjenigen Lazarethbedürfnisse und Erquickungsgegenstände veröffentlichen lassen, deren Beschaffung durch die freiwillige Krankenpflege und die Privatwohlthätigkeit besonders erwünscht ist.

2. Dies sind im Allgemeinen Gegenstände, welche die Militärverwaltung in der Regel nicht selbst liefert.

Et.-Inst. § 30.

3. Alles, was die Privatwohlthätigkeit an Labe- und Lebensmitteln, an Verbandmitteln, Apparaten und Instrumenten (die drei letzteren möglichst nur nach den zu veröffentlichenden Beschreibungen und Bezeichnungen) und an Wäsche u. s. w. liefert, kann, wo es erforderlich erscheint, zur Vermeidung unnützen Transports Seitens der Militärbehörden einer Prüfung unterzogen werden.

Ein gleiche Berechtigung haben die Chefärzte bezüglich der für die Feldlazarethe bestimmten Gegenstände, wobei jedoch die Prüfung nicht auf kleinliche Beurtheilungen auszudehnen ist.

4. Ueber die empfangenen Gaben hat der Chefarzt auf Verlangen Empfangsbescheinigung zu geben.

5. Den den Güterdepots, Lazareth-Reservedepots, Feldlazarethen u. s. w. zugetheilten Delegirten wird die Gelegenheit gegeben werden, von der Verwendung der Gaben Kenntniß zu nehmen.

§ 214.

Uebernahme von Verwaltungszweigen in den Reservelazarethen.

1. Die Thätigkeit der Vereine in den Reservelazarethen (§ 209) ist in ihrem ganzen Umfange dem Lazarethvorstande unterstellt, dessen Anordnungen maßgebend sind.

2. Auch für die Reservelazarethe sind nur vollständig ausgebildete und zuverlässige Krankenpfleger und Krankenpflegerinnen (§ 211) zuzulassen.

3. Wird etwa Seitens des Vereins für diese Thätigkeit in dem Reservelazarethe eine Geldentschädigung beansprucht, so ist selbige vorher durch ein Abkommen mit der betreffenden, stellvertretenden Intendantur im Einvernehmen mit dem stellvertretenden Generalarzt festzustellen.

4. Bei Feststellung dieser Geldentschädigung sind sämmtliche Leistungen, für welche die Entschädigung beansprucht und gewährt wird, in jedem Falle ersichtlich zu machen.

(Schluß folgt.)

Deutsche Adelssagen.

52. Die Sagen der Herren von Buch.

Es hat in der Mark Brandenburg mindestens vier Geschlechter von Buch gegeben, von denen zwei dem Adelsstande, zwei dem Bürgerthume anzugehören scheinen: das altfreie Geschlecht der Buch in der Altmark, die von Buch in der Ukermark, zu Stendal und zu Berlin. Wie bedeutend die Edlen von Buch in den Gang der alten märkischen Geschichte eingegriffen haben, ist jedem Freunde unserer heimischen Alterthümer bekannt; ohne Zweifel waren sie das glänzendste Geschlecht aus der Reihe der freien Edlen zur Zeit der Ballenstädtischen und Bayerischen Fürsten. Die Buch jedoch haben keine Stammsage, keine Ueberlieferung, welche sich an ihr einfaches Wappenbild, den rothen Querbalken im silbernen Felde anschließt. An zwei sehr bedeutsamen Wendepunkten der vaterländischen Geschichte aber sind sie in die historische Sage verflochten.

Bekanntlich soll Johann von Buch im Jahre 1278, als Markgraf Otto IV. nach der unglücklichen Schlacht von Frohse in die Gefangenschaft des Erzbischofs von Magdeburg gerathen war, durch die Aufdeckung des einst von Johann III. zusammengesparten Schatzes der Markgräfin Heilwig von Holstein die Möglichkeit gegeben haben, ihren heißgeliebten Gatten zu befreien. Es ist nicht einmal mit Sicherheit zu bestimmen, wo dieser Schatz sich befunden hat, ob zu Tangermünde oder zu Angermünde. Die Sage ist mit allen Waffen historischer Kritik mit Erfolg bekämpft worden; jedenfalls aber bleibt als ihr thatsächlicher Entstehungsgrund das feststehen, daß Johann von Buch seiner Herrin zur Stunde der Noth die treueste Hilfe geleistet hat. Bei alledem aber ist das Vorhandensein des uralten Kastens in einer Kapelle der Kirche zu Angermünde ein Räthsel.

Die andere, weniger erörterte Sage betrifft Nikolaus von Buch, den vormaligen Truchseß des großen Woldemar. Es heißt, der Markgraf habe, nachdem er 1314 von der Kaiserwahl zu Aachen zurückgekehrt sei, ein furchtbares Strafgericht über diesen, ehemals sehr von ihm geschätzten Mann verhängt. Er habe ihn, — das ergiebt sich allein aus den widerspruchsvollen Berichten, — Hungers sterben lassen und ihn entsetzlich gequält, sei es nun, daß im Gefängnisse ein Apfel aufgehängt war, den der Unglückliche nicht erreichen konnte, sei es, daß die Wache vor seinen Augen die leckersten Gerichte verzehren mußte. Der Sage liegt jedenfalls wiederum eine geschichtliche Thatsache zu Grunde, namentlich, da der befremdende Character dieser Strafe der Sinnesart Woldemars völlig entspricht. Die Schuld aber welche Nikolaus auf sich geladen hatte, war eine voreilige Entscheidung zu Gunsten Ludwigs von Baiern bei der Kaiserwahl von 1314. Räthselhaft aber bleibt, weshalb Woldemar jene Todesart gewählt hat. Stehen wir hier vielleicht doch nur vor einem lustigen Gebilde der Sage?

Jetzt sind die großen Herren von Buch längst erloschen; — nur vergilbte Pergamente verkünden ihres Hauses Ruhm, und in dem Kreuzgange zu Havelberg stehen zwei uralte Leichensteine, auf welchen Männer dieses Geschlechts, friedliche Canonici, uns entgegentreten; zu ihren Häupten den Schild mit dem Querbalken.

53. Die Edlen Gänse von Putlitz.

Nimmer wird sich endgültig der alte Streit entscheiden lassen, ob die edlen Gänse in der Priegnitz slavischen oder deutschen Ursprungs sind. Mögen sie nun von den alten Knjäsen der Brizaner abstammen, mögen sie einem Grafenhause des Sachsenlandes ihren Ursprung verdanken, — wir beschränken uns darauf, ihre Sagen anzuführen.

In der mythenreichen Schlacht am Welfsholze, von welcher wir schon hörten, fiel bekanntlich Graf Hoyer von Mansfeld, der Ungeborene. Auch sein Sohn oder Vetter war schwer verwundet; — die Reisigen Lothars von Sachsen umringten ihn und spöttelnd sprach er zu dem späteren deutschen König: „Hier stehe ich wie eine verflogene Gans!" Der gefangene Kriegsheld aber bewies fortan im Dienste des Sachsenherzogs so ausgezeichnete Tapferkeit und Treue, daß dieser ihm die Burgwart Putlitz im Lande der Wenden schenkte. Zum ewigen Gedenken an den Ursprung ihres Hauses und den Mansfelder Grafen gründeten die edlen Gänse das Dorf Mansfeld bei Putlitz; zum Wappenbild aber nahmen sie eine gekrönte Gans an, weil jener Krieger, angeblich Gebhard mit Namen, jenes Wort in der Welfsholzschlacht gebraucht hatte.

Die Sage verräth in dem Ausspruch: „Hier stehe ich wie eine verflogene Gans" entschieden späteren Ursprung. Dennoch möchte das Wappenbild selbst für den deutschen Ursprung der Putlitz ein Zeugniß ablegen, das nicht zu übersehen ist, zumal da die Existenz jenes Dorfes Mansfeld hinzutritt. Die Gans ist ein deutsches Götterthier; sie tritt später an Stelle der Walkyrenschwäne und wird das heilige Thier Berchthas. Es ist bekannt, daß diese selbst oft in Gänsegestalt erscheint. Berchtha die Spinnerin, die Ahnfrau der Karolinger, wird deshalb als reine pédauque, gansfüßige Königin, abgebildet. Die Walkyrennatur der Putlitzischen Gans scheint überdieß noch völliger durch ihre Krone erwiesen zu werden. Was hat es für einen Sinn, der Gans eine Krone zu geben, wenn man sie nicht als göttliches Wesen bezeichnen wollte? Außerdem sind mir Darstellungen des Wappens bekannt, auf denen die Krone um den Hals der Gans sitzt. Da gleicht sie ganz jenem mythischen Schwanringe, den wir bereits öfter antrafen. So hilft oft die Heraldik bei geschichtlichen Untersuchungen aus, wenn andere Zeugnisse schweigen.

Die edlen Gänse führten einst auch den Beinamen von Wittenberge, weil sie diese Stadt gegründet haben. Nicht immer aber hat der Ort, so behauptet die Sage, dieselbe Lage wie heut gehabt. Er stand einst dort, wo jetzt der Pflug seine Furchen über den Acker zieht; — auf der Stadtmarkung waren noch im vergangenen Jahrhunderte die Trümmer der alten Gansenburg sichtbar. Das Landvolk erzählt aber, daß die alte Stadt um deßwillen zerstört worden sei, weil ein Fräulein von Wittenberge, also eine Edle von Putlitz, ihrem Verlobten die Treue gebrochen habe. Nachdem der Ritter gehört hatte, daß die Geliebte einem Andern ihre Hand geschenkt hatte, während er auf Kriegszügen in der Ferne sich befand, da stürmte er, ein Rächer seiner Ehre, heran und legte Schloß und Stadt in Asche.

Was die Putlitze als Kriegshelden der Mark gewesen, welch tüchtiger Bischof Herr Wedego, der „Küster von der Wilsnack," wie ihn die räuberischen Standesgenossen nannten, einst war, — das gehört der Geschichte Brandenburgs an.

Trauernd liegen jetzt die Gansenburgen in ihren Trümmern, der Burgwall in der altmärkischen Wische sowohl wie die Stammburg Putlitz, von der noch ein hoher Thurm aus dem Schutte hervorragt. Aber die gekrönte Gans lüftet nicht mehr ihre Schwingen auf seiner Spitze; — lange schon zog das edle Geschlecht aus seiner Heimat fort.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63 — 65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.


Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 3. April 1878. Nr. 14.

1. Carl Ferdinand Wilhelm Freiherr von der Goltz, General der Kavallerie z. D., Rechtsritter seit 1867, † zu Berlin 26. März 1878.
2. Adolf Moritz Julius von Seydlitz, Landesältester a. D., auf Habendorf bei Reichenbach in Schlesien, Ehrenritter seit 1859, † zu Gnadenfrei 18. März 1878.
3. Ernst Wilhelm August Graf von der Schulenburg-Wolfsburg, Major a. D. und Kammerherr, auf Haus Oefte bei Werden a. d. Ruhr, Ehrenritter seit 1870, † zu Berlin 23. März 1878.

Eurer Königlichen Hoheit Mittheilungen in dem Berichte vom 11. d. M. über die im vorigen Jahre von der Balley Brandenburg geübte Thätigkeit haben Mir in Erinnerung gebracht, daß diese Genossenschaft seit ihrer Wiederaufrichtung nunmehr 25 Jahre ihrer Wirksamkeit zurückgelegt hat. Der Rückblick auf diesen Zeitraum gewährt Mir ein erhebendes Bild von den umfassenden Erfolgen, welche die Balley in edlem, humanem Streben erzielt hat. Es steht vor Mir ein schönes Werk christlicher Liebe, das, indem es in den Bedrängnissen des Krieges wie in den Zeiten des Friedens zahlreichen Bedürftigen ohne Unterschied der Nation und des Bekenntnisses die Wohlthaten leiblicher Pflege und geistigen Schutzes zuführte, sich Meiner Würdigung um so mehr empfiehlt, als es unter weiser, zielbedachter Leitung sich mit ruhigem Gedeihen in bescheidener Stille vollzieht. Ich weiß wohl, daß die Balley ihre volle Befriedigung in dem guten Bewußtsein findet, zur Milderung menschlicher Leiden beizutragen; gleichwohl kann Ich Mir bei diesem Anlaß nicht versagen, derselben mit den wärmsten Wünschen für alle Zukunft Meine besondere Anerkennung ihrer ritterlich opfervollen Leistungen hiermit zum Ausdruck zu bringen.

Berlin, den 20. März 1878.

Wilhelm.

An
den Herrenmeister der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens, Prinzen Carl von Preußen, Königliche Hoheit und Liebden.

Es gereicht Mir zur großen Genugthuung und Freude, die vorstehende so huldreiche Allerhöchste Ordre zur Kenntniß der Ritter des Johaniter-Ordens bringen zu können.

Berlin, den 2. April 1878.

Der Herrenmeister
Carl Prinz von Preußen.

Die Kriegs-Sanitäts-Ordnung vom 10. Januar 1878.

(Schluß.)

§ 215.

Vereinslazarethe und deren Einrichtung.

1. Die im Inlande von Genossenschaften, Vereinen oder einzelnen Personen aus Privatmitteln zu errichtenden Krankenheilanstalten (Vereinslazarethe § 209), welchen in Gemäßheit des § 193 Kranke aus den Reservelazarethen überwiesen werden können, werden in der Regel auf mindestens 20 Betten einzurichten sein.

Die Aufnahme solcher kranken Mannschaften, welche den Vereinslazarethen nicht aus Reservelazarethen überwiesen werden, ist der militärischen Kontrole halber nicht statthaft.

2. Ueber diese Lazarethe, welche der Mitaufsicht des Kaiserlichen Kommissars unterstehen, wird die ärztliche und medizinalpolizeiliche Aufsicht durch den Chefarzt bez. dirigirenden Arzt des am Ort vorhandenen, oder des nächst belegenen, staatlichen Reservelazareths, oder in größeren Garnisonen durch die besonders ernannten Reservelazarethdirektoren, weiter aber durch den stellvertretenden Generalarzt ausgeübt.

3. Für die Handhabung der Disziplin unter den

Kranken in den Vereinslazarethen, sowie für die Vertretung der übrigen staatlichen Interessen sorgt entweder der Chefarzt bez. die Kommission des am Orte schon bestehenden oder des zunächst gelegenen Reservelazareths, oder eine besonders einzusetzende, aus einem Offizier und dem dirigirenden Arzte des Vereinslazareths bestehende Kommission.

4. Die etwa von einem Verein für die Einrichtung und Unterhaltung solcher Lazarethe einschließlich der Krankenbehandlung beanspruchte Vergütigung muß vorher durch einen zwischen der stellvertretenden Intendantur im Einvernehmen mit dem stellvertretenden Generalarzt und dem Verein abzuschließenden Vertrag festgestellt werden.

5. Die Ausstattung der Vereinslazarethe erfolgt durch den Verein oder die betreffenden, einzelnen Personen. Es können hierzu auch Geräthe von der Militärverwaltung mit Zustimmung der betreffenden, stellvertretenden Intendantur überwiesen werden, die bei der Auflösung des Lazareths nach Abzug des erweislich unbrauchbar Gewordenen zurückzugeben sind.

6. Ob überdies die Ueberweisung von militärischen Gebäuden angängig ist, darüber hat die stellvertretende Intendantur, bez. nach Anhörung des Garnison-Kommandos, die Entscheidung des stellvertretenden General-Kommandos einzuholen.

§ 216.

Lazarethverwaltung der Vereine.

1. Die Verwaltung des Haushaltes in den Vereinslazarethen wird durch die von dem Vereine bestellten Personen allein und selbstständig geführt.

2. Eine Einwirkung der staatlichen Organe auf die ökonomischen Angelegenheiten der Vereinslazarethe tritt daher nur insofern ein, als dabei sanitätliche Rücksichten in Betracht kommen.

3. Uebernehmen Vereine in Reservelazarethen einzelne Zweige der Wirthschaft (§ 214) — z. B. die Beköstigung, Wäschereinigung u. s. w. —, so wird in der nach den Normen des Fr.-Laz.-Regl. zu führenden Verwaltung dieser Lazarethe Nichts geändert, es fallen alsdann nur die für die betreffenden Geschäftszweige vorgeschriebenen Nachweisungen u. s. w. fort, und es sind nur die dem Vereine etwa zu zahlenden Entschädigungsbeträge rechnungsmäßig nachzuweisen.

§ 217.

Beorderung des militärischen Kommissionsmitgliedes der Vereinslazarethe. Gebührnisse desselben.

1. Wegen Beorderung des militärischen Mitgliedes der Kommission für die Vereinslazarethe finden die Bestimmungen des § 196, 1 u. 2 Anwendung.

2. Hinsichtlich der Gebührnisse der betreffenden Offiziere gilt das in Beil. 47 b I Gesagte.

§ 218.

Verwaltungsform.

1. Die bei einem Vereinslazarethe eingesetzte Kommission vollzieht ihre mit den Unterschriften beider Mitglieder versehenen Verhandlungen unter der Bezeichnung:

„Königliche Lazareth-Kommission des Vereinslazarethes zu N. N.“

und führt ein entsprechendes Dienstsiegel.

2. Das Korrespondenzjournal wird unter Aufsicht des militärischen Mitgliedes von dem kommandirten Unteroffizier (§ 219, 3) geführt.

§ 219.

Dienstbetrieb. Kommandirung von Unteroffizieren. Rapporte.

1. Die Vereinslazarethe sind unter den im § 215 bezeichneten Bedingungen in Bezug auf die ärztliche Behandlung, Beköstigung und Arzneiverpflegung lediglich der Verwaltung unterstellt, welche der Verein dazu bestimmt.

Derselben werden dabei die Bestimmungen des Fr.-Laz.-Regl. sowie der Arzn.-Inst. einen erwünschten Anhalt bieten.

2. Im Uebrigen gelten auch für diese Vereinslazarethe die in den §§ 189, 190, 191 und 194 gegebenen Bestimmungen, jedoch mit folgenden Abänderungen:

a. Die Aufnahme der Kranken erfolgt auf Grund eines von dem Reservelazareth anzufertigenden Lazarethscheins nach Art des für die Friedenslazarethe vorgeschriebenen.

Der aufzunehmende Kranke bringt außer einem vollständigen Anzug, wozu auch 2 Hemden und bez. 1 Unterjacke gehören, keine sonstigen Kleidungsstücke mit.

Hat er zum Reservelazareth mehr dergleichen mitgebracht, so werden dieselben ebenso wie die Depositen des Kranken dort aufbewahrt.

b. Zu entlassende Kranke werden demjenigen Reservelazareth zurück überwiesen, von welchem sie an das Vereinslazareth abgegeben waren.

c. In Sterbefällen wird der unter a. erwähnte Lazarethschein — durch Angabe des Orts, des Tages und der Stunde des erfolgten Todes vervollständigt — unter Mittheilung des Zeitpunktes der Beerdigung dem betreffenden Reservelazareth zur weiteren Veranlassung (§ 189, 1) übersandt.

Befindet sich das Vereinslazareth nicht mit dem Reservelazareth an demselben Orte, so hat ersteres die erforderliche Anzeige beim Standesbeamten direkt zu veranlassen und dem Reservelazareth gleichzeitig entsprechende Mittheilung zu machen, ebenfalls unter Angabe des Zeitpunktes der Beerdigung.

3. Zur polizeilichen Aufsicht, sowie zur Führung des Hauptkrankenbuchs und des Todtenregisters, welche bei der Auflösung des Lazareths zur Weiterbeförderung dem Reservelazareth einzusenden sind, werden Unteroffiziere und zwar vorzugsweise solche, welche nicht felddienstfähig sind, in die Vereinslazarethe abkommandirt, die unter der Aufsicht des Reservelazareths bez. der Kom-

mission stehen (§ 215). Die Kommandirung dieser Unteroffiziere, welche auch die einschlägigen, schriftlichen Arbeiten ausführen, veranlaßt die stellvertretende Intendantur bei dem stellvertretenden General-Kommando. (Siehe auch Beil. 47, b VI. 7, Anmerkung.)

4. Die Vereinslazarethe haben die im § 195 bezeichneten Rapporte u. s. w., auch die Krankenblätter (Beil. 7), an diejenigen Reservelazarethe einzureichen, an welche sie vom stellvertretenden Generalarzt gewiesen sind.

§ 220.

Kassen-, Oekonomie-, Buch- und Rechnungswesen.

1. Zur Bestreitung der persönlichen und sächlichen Ausgaben, soweit solche die Staatscasse übernimmt, werden den Vereinslazarethen, bei welchen eine besondere Kommission eingesetzt ist, von der stellvertretenden Intendantur angemessene Vorschüsse gewährt.

Die Verwaltung der Kasse erfolgt nach den Bestimmungen der §§ 409 u. ff. des Fr.-Laz.-Regl.

2. Die persönlichen und sächlichen Ausgaben bei den übrigen Vereinslazarethen leisten die bezüglichen Reservelazarethe.

3. Von der Kommission der Vereinslazarethe werden alle Einnahmen und Ausgaben durch ein nach Beil. AA des Fr.-Laz.-Regl. zu führendes Geldjournal nachgewiesen, welches unter Aufsicht des militärischen Mitgliedes der Lazareth-Kommission durch den kommandirten Unteroffizier (§ 219, 3) geführt wird. Kassenabschluß siehe § 498 des Fr.-Laz.-Regl.

Für den Nachweis der Einnahme und Ausgabe an Bureaugeräthen wird ein einfaches Inventar geführt.

Ueber andere Geräthe, ferner über Materialien, Lebensmittel, Arznei- und Verbandmittel werden, da die Verwaltung Sache des Vereins ist, Seitens der Militärverwaltung keine besonderen Nachweisungen geführt.

In Betreff des Registraturwesens sind für die Vereinslazarethe die einschlägigen Bestimmungen des Fr.-Laz.-Regl. maßgebend.

4. Ueber sämmtliche Ausgaben eines Vereinslazarethes, bei welchem eine besondere Kommission eingesetzt ist, wird allmonatlich eine Rechnung von dieser Kommission aufgestellt, welche umfaßt:

a. Gehalt und sonstige Gebührnisse des militärischen Kommissionsmitgliedes (§ 217, 2).
b. Die Zulage von 9 Mark monatlich für den zu dem Lazarethe kommandirten Unteroffizier.
c. Die nach §§ 78, 1 u. 190 und Beil. 15 zu zahlende Krankenlöhnung, welche durch eine Nachweisung, wie solche für die Reservelazarethe in Aussicht genommen (§ 198, 3), zu belegen ist.
d. Die an Offiziere und Beamte auf Grund ihrer Soldbücher gezahlten Geldgebührnisse (§ 78, 1 und 190).
e. Bureaukosten.
f. Beerdigungskosten.
g. Die dem Verein etwa zu zahlende Geldentschädigung, welche mit der Quittung des Vereins und dem Krankenrapport zu belegen ist.

Die fragliche Rechnung ist der stellvertretenden Intendantur einzureichen.

§ 221.

Privatpflegestätten.

1. Anerbietungen zur Aufnahme von Rekonvaleszenten (§§ 193 u. 209) in Privatpflege sind durch Vermittelung der Ortsbehörden oder Bezirks-Kommandos an das stellvertretende General-Kommando zu richten.

2. Den Anerbietungen ist eine Bescheinigung der Ortsbehörde und bez. des Vorstandes eines vom Staate anerkannten Pflege-Vereins darüber beizufügen, daß die betreffende Persönlichkeit vollständige Gewähr für die ordnungsmäßige Pflege des oder der Aufzunehmenden bietet.

3. Diejenigen, welche Pflegestätten gewähren, sind verpflichtet, von Zeit zu Zeit, namentlich bei voller Wiederherstellung der Rekonvaleszenten, Mittheilungen an die kontrolirende Kommandobehörde zu machen, sowie auf Erfordern derselben Auskunft zu geben, und im Bedarfsfalle ärztliche Bescheinigungen auf eigene Rechnung einzusenden.

Auch sind die Zivilverwaltungsbehörden befugt, auf Erfordern der Militärbehörden bei der Kontrole der in Privatpflegestätten befindlichen Mannschaften mitzuwirken.

4. Erweist sich für den Rekonvaleszenten eine längere als die bestimmte Pflegedauer erforderlich und ist die Privatpflegestätte bereit, denselben zu behalten, so bleibt es ihr überlassen, einen entsprechenden Antrag bez. unter Beifügung eines ärztlichen Attestes rechtzeitig an die kontrolirende Kommandobehörde einzusenden. (§ 193, 2).

§ 222.

Rapport über die in Privatpflege befindlichen Kranken.

Die stellvertretenden General-Kommandos erhalten allmonatlich einen Rapport über die Zahl der in Privatpflege befindlichen Kranken durch die mit der Kontrole der Leute beauftragten Kommandobehörden.

§ 223.

Vermittelung von Nachrichten über die Kranken. Zentral-Nachweisebüreau.

1. Die freiwillige Krankenpflege wird durch ihre in den Lazarethen thätigen Mitglieder dahin wirken, daß die Verwundeten oder Kranken ihren Angehörigen möglichst selbst — sofern ärztlicherseits Bedenken nicht entgegenstehen — schriftliche Nachrichten geben. Sind die Kranken hierzu außer Stande, dann wird das betreffende Mitglied die schriftliche Benachrichtigung übernehmen. (§ 209, 1e).

2. Die freiwillige Krankenpflege hat sich erboten, in Berlin ein Zentral-Nachweisebüreau zu errichten, welches über den Aufenthalt der Verwundeten und Kranken des Deutschen Heeres, der verbündeten und feindlichen Truppen den Angehörigen auf Anfragen Auskunft ertheilt.

3. Falls das Zentral-Nachweisebüreau von der frei-

willigen Krankenpflege errichtet wird, erhält dasselbe dazu Seitens des Preuß. Kriegsministeriums die nöthige Räumlichkeit und das erforderliche Material.

4. Letzteres besteht aus den fünftägigen Zugangs- und fünftägigen Abgangsmeldungen der Lazarethe. (§§ 93, 195 und Beil. 22 und 23.)

5. Diesen zur Trennung in einzelne Abschnitte eingerichteten Zugangs- und Abgangsmeldungen entnimmt das Zentral-Nachweisebüreau die nöthigen Angaben für die ihm Seitens des Preuß. Kriegsministeriums zur Verfügung gestellten Karten, Beil. 49, und übermittelt darauf ohne Zeitverlust diese einzelnen Abschnitte, soweit sie Kranke oder Verwundete des Deutschen Heeres betreffen, an die bezüglichen Ersatztruppentheile, damit durch letztere die mobilen Truppentheile über den Verbleib ihrer Verwundeten oder Kranken in Kenntniß bleiben.

6. Dazu werden dem Zentral-Nachweisebüreau Briefumschläge mit der Aufschrift:

An
das Königliche Kommando
de . . . . Ersatz . . . . zu
Militaria!
Abs. Z. N. B. . . . .

vom Preuß. Kriegsministerium zur Verfügung gestellt.

7. Die Zugangs- und Abgangsmeldungen über Kranke und Verwundete der verbündeten und feindlichen Truppen verbleiben in Verwahrung des Zentral-Nachweisebüreaus und werden beim Aufhören desselben mit dem gesammten Material, einschließlich der für Invalidenangelegenheiten unentbehrlichen Zählkarten, an das Preuß. Kriegsministerium zurückgegeben.

8. Eine anderweite Benutzung bez. Verwerthung dieses dienstlichen Materials Seitens des Zentral-Nachweisebüreaus ist unter allen Umständen unstatthaft.

§ 224.

Beginn der Wirksamkeit der freiwilligen Krankenpflege.

1. Alle zur Uebernahme von Krankenpflegediensten bereiten Genossenschaften, Vereine und Personen — letztere, sofern sie sich noch nicht bei den für den Krankenpflegedienst in staatlichen Anstalten zu errichtenden Annahmestellen verpflichtet haben, (§ 197) — werden Seitens des Preuß. Kriegsministeriums durch eine öffentliche Bekanntmachung ersucht werden, ihre Anerbietungen an den Kaiserlichen Komissar zu richten und dessen Einberufungsschreiben zu gewärtigen, sowie dessen weiteren Bestimmungen hinsichts ihrer Verwendung bei den Lazarethen Folge zu leisten.

2. In gleicher Weise wird an die Genossenschaften und Vereine das Ersuchen gerichtet werden, ihre Gaben an Lazarethbedürfnissen der von dem Kaiserlichen Kommissar zu bezeichnenden Stelle zuzuweisen (§ 212.)

§ 225.

Gebührnisse des Personals.

1. Die freiwilligen Krankenpfleger und Krankenpflegerinnen erhalten für die Dauer ihrer Dienstleistungen freie Unterkunft und freie Beköstigung.

2. Bei Dienstleistungen derselben in staatlichen Lazarethanstalten kann ihnen, jedoch nur auf Grund eines von dem Kaiserlichen Kommissar befürworteten Antrags, eine Geldvergütung nach einem von dem Preuß. Kriegsministerium zu bestimmenden Tagessatze gewährt werden.

§ 226.

Abzeichen für das Personal.

1. Während für die freiwillige Krankenpflege im Inlande eine besondere Tracht nicht vorgeschrieben ist, wird das für den Kriegsschauplatz bestimmte Personal derselben auf diesem nur in einer mit staatlicher Genehmigung zu bestimmenden, aus Vereins- oder Privatmitteln zu beschaffenden und zu ergänzenden Kleidung zugelassen.

2. Sämmtliche Mitglieder der freiwilligen Krankenpflege haben für die Dauer ihrer Dienstleistungen als solche eine von dem Kaiserlichen Kommissar auszugebende, mit dessen Stempel deutlich bezeichnete, weiße Armbinde mit rothem Kreuz zu tragen, welche bei den auf dem Kriegsschauplatze Verwendeten einen unerläßlichen Theil der vorgeschriebenen Tracht bildet.

3. Mit dieser Armbinde wird von dem Kaiserlichen Kommissar eine zum Tragen dieser Binde berechtigende, auf den Inhaber lautende Ausweiskarte ausgegeben, welche derselbe — zur Vermeidung von Weiterungen (Festnahmen u. s. w.) — stets bei sich zu führen hat.

4. Da, wo über den Bereich der Etappen-Inspektion hinaus ein freier Verkehr bestimmungsgemäß ausgeschlossen ist, bedarf es zum Betreten solcher Bezirke, außer jenen Ausweiskarten noch einer besonderen, den bezüglichen Auftrag enthaltenden, schriftlichen Bescheinigung Seitens des Kaiserlichen Kommissars oder eines bei der Etappen-Inspektion befindlichen Delegirten, mit der ausdrücklich vermerkten Zustimmung des betreffenden Armee-Oberkommandos.

§ 227.

Staatliche Vergünstigungen für die freiwillige Krankenpflege.

1. Dem Kaiserlichen Kommissar und seinen Delegirten ist für den Briefwechsel in Angelegenheiten der freiwilligen Krankenpflege die Portofreiheit, und für die auf Staats-Telegraphenlinien (als Staatsdepeschen) abgesandten Depeschen die Gebührenfreiheit bewilligt.

2. Auch werden alle Frachtstücke, welche mit der Bezeichnung „für die freiwillige Krankenpflege" an die Depots der Lokal- und Provinzial-Komités zur Sammlung bezüglicher Gaben gerichtet sind, oder von diesen Depots und Komités behufs Weitersendung an die Güterdepots der Sammelstationen in den Besitz der Militärverwaltung übernommen werden (§ 212), auf den im militärischen Betriebe befindlichen, sowie auf den Staats- und unter Staatsverwaltung stehenden Eisenbahnen für Rechnung des Militärfonds befördert.

3. Ebenso ist allen im Dienst der freiwilligen Krankenpflege stehenden Personen, auf Grund von Ausweiskarten des Kaiserlichen Kommissars und Militär-Inspekteurs, freie Fahrt auf den vorbezeichneten Eisenbahnen in der 2. oder 3. Wagenklasse — je nach den Be-

triebsverhältnissen und nach der in der Ausweiskarte angegebenen Bestimmung des Kaiserlichen Kommissars — gewährt."

Dasselbe gilt für die Diener und Pferde der Delegirten innerhalb der hierfür bestimmten Zahl.

Auf anderen als den vorbezeichneten Eisenbahnen sind für Beförderung von Personen und Gütern die tarifmäßigen Sätze zu zahlen.

4. Den Delegirten bei den Etappen-Inspektionen dürfen für ihre Pferde 2 Rationen aus Magazinen unentgeltlich verabreicht werden.

5. Hinsichtlich der Rationen u. s. w. des Kaiserlichen Kommissars ergeht besondere Bestimmung.

6. Alle Staatsbehörden werden in ihren Ressorts dem Kaiserlichen Kommissar die zur Ausübung seiner Thätigkeit erforderliche Auskunft geben und diejenige Unterstützung und Hilfe gewähren, welche nach den bestehenden Vorschriften geboten und zulässig ist.

Berlin, den 10. Januar 1878.

Kriegs-Ministerium.

v. Kameke.

Deutsche Adelssagen.

54. Graf Wichmann von Lindow, Herr zu Ruppin.

Die Mark hat auch ihre Legenden; freilich ist deren Character weniger ein ausgeprägter als bei denen Süddeutschlands. Außerdem sind sie zumeist Mariensagen. Aber auch einen Heiligen haben die Märker, der, wenn er auch nicht zu Rom präkonisirt worden ist, dennoch in seinem Geschlechte einst als solcher verehrt wurde: Pater Wichmann von Neu-Ruppin.

Die Grafen von Lindow entstammten der uredlen thüringischen Familie von Arnstein und führten deren redendes Wappen, den weißen Adler im rothen Felde. Um 1250 lebte in dem von ihnen gestifteten Kloster zu Neu-Ruppin „Herr Wichmann, ein Sohn ihres Geschlechtes, ein Mann von wunderbaren Gaben." Er hatte die Kraft, über das Wasser des Ruppiner Sees zu gehen, wenn er sich einmal in den Geschäften des Klosters verspätet hatte und die Eßglocke ihn rief.

Bekanntlich legt die Kirche dieselbe Kraft vielen ihrer Heiligen bei; die Gabe des H. Petrus vererbt sich auf seine Bekenner. Manchmal versuchte auch ein fürwitzig Bäuerlein dem Heiligen zu folgen; der milde Pater Wichmann verzieh, warnte aber jedesmal: „Laß es das letzte Mal sein!"

Pater Wichmann hatte ferner den Lieblingswunsch, den Ruppiner See, welcher die Grafschaft theilt, zu überdämmen. Oft hat er es versucht, jedesmal aber riß ihm das Schürzenband und die Erde fiel ihm in das Wasser. Das ist ein sagenhafter Zug, der sich bei den Riesenmärchen findet; so erklärt sich das Volk das Vorhandensein einzelner Erdhügel. Die Riesen aber sind wiederum nichts anderes als Personifikationen der elementaren Naturgewalten; wir haben hier also wieder ein Beispiel, wie mächtig die Nachwirkung heidnischer Vorstellungen auch noch in christlicher Zeit gewesen ist.

Mit allen seinen Geschlechtsvettern ruht Pater Wichmann, welcher 1270 das Zeitliche segnete, nun im Chore der Kloster-Kirche zu Ruppin von seines Lebens frommen Werken aus. Dort schläft auch der Letztling des Geschlechtes, jener junge Graf Wichmann, der am 28. Februar 1524 starb.

Der Ausgang, das klägliche Hinwelken des edlen Geschlechtes, barg so viel Tragik in sich, daß die Volksdichter sich des Stoffes bemächtigten.

Es entstand ein Gedicht, welches den Tod des letzten Grafen in sagenhafter Form behandelte und das bei der der Seltenheit solcher Reliquien aus der Mark hierher gesetzt zu werden verdient:

„Will gy hören, wie das geschah,
Alwo de edle Her üm syn leben ward gebracht.
De edle Landesherre.
Der edler Her Wichmann zog jagen aus,
Eine falsche fraw ließ er zu Hauß
Mit ihren vergüldeten ringen.

Er sprach: „Kersten, lieber jäger mein,
Mir ist von Hertzen also weh, mir ist so weh,
Ich kann nicht länger reiten."
Sie machten ihm eine stube so heiß,
Und ein Bette also weich,
Darinnen solte der Her ruhen.

Sie schenckten ihm wein und auch die mede,
Das nahm dem edlen Herrn syn leben,
Dem edlen Herrn Wichmanne.
Er sprach: „Hätte ich pferde und wagen,
Die zu dem Berlin wolten eingahn,
Die mir wolten Apotheker und Aertzte holen!"

Altehand sprach der Rothbart:
„Wenn solchem Herrn ein Finger weh thut,
So sol man Apothecker und Aertzte holen."
Auch sprach der Graubart:
„Hier ist kein Geld zu dieser Fahrt,
Womit wollen wir die Aertzte lohnen?"

Er sprach. „Schickt zu Ruppin, in meine liebe Stadt,
Da haben meine Freunde einen verborgenen schatz,
Sie werden mir hundert gülden senden.
Ach, fräwlein Plöne, liebe schwester mein,
Möchtestu hier in meinem letzten seyn,
Das Land Ruppin, das solt dein seyn!"

„Ach, daß ich von euch scheiden sol,
Das macht der bitter tod,
Wie gern ich woll euch noch zu troste leben!
Bartholomäus, lieber Landreuter mein,
Steck in mein Mund ein tüchelein,
Und kühl doch meine Zunge!" —

Als der Her verschieden war,
Da weinte alles, was aus dem Hause war;
We das befroden kunte?
Sie legten ihn auf ein beschlagenen wagen.
Sie führten ihn zu Ruppin in seine stadt
Sie begruben ihn in das Kloster.

Sie schossen ihm nach sein Helm und Schild.
Da sprach die alte Gräfin: „O weh, mein liebes Kind,
Daß ich hier die letzte bin!! . . . .

Der volksliedartige Schluß mit der Angabe des Dichters fehlt. Echt balladenhaft ist die Darstellung. Unter der falschen Frau Wichmanns ist indessen nicht etwa eine ungetreue Gattin zu verstehen, die ihn vielleicht vergiftet hätte, sondern wohl nur ein fahrendes Weib, „eine Amie," der er sich beigesellt hatte. Fraulein Plöne ist des Grafen Schwester Apollonia, seine Mutter die Gräfin Margaretha von Hohenstein. Der Rothbart kann kaum ein anderer als Kersten, der Jäger, sein, der Graubart ist Hans Ziethen der Alte, welcher in der Todesstunde bei dem Grafen weilte.

Oft mag das alte, schwermüthige Lied, dessen wundersam unregelmäßiger Rythmus doch ein aufrichtiges Trauergefühl verräth, wiedergehallt sein von den schönen Ufern des Ruppiner Sees.

Statistik der Gebrechlichen im Königreich Sachsen.

Am 1. December 1875 zählte man im Königreich Sachsen:

	männlich	weiblich	überhaupt
Blinde	1069	995	2064
Taubstumme	885	779	1684
Irrsinnige	1240	1104	2344
Blödsinnige	1760	2027	3787.

Es kommen demnach in Sachsen, das am 1. December 1875 2,760,586 Einwohner zählte, 1 Blinder auf 1337 Einwohner, 1 Taubstummer auf 1639 Einwohner, 1 Geistig-Gebrechlicher auf 450 Einwohner. Das für Sachsen festgestellte Procentverhältniß kommt übrigens dem in andern Ländern ziemlich nahe. So kommen in Preußen 1 Geisteskranker auf 448, in Frankreich auf 444 Einwohner. Von den Gebrechlichen im Königreich Sachsen lebten in:

	Blinde	Taubstumme	Irrsinnige	Blödsinnige
Landesanstalten . . .	182	151	1514	1063
Privatanstalten . . .	15	112	73	83
Krankenhäusern . . .	17	3	47	16
Versorg. u. Armenhäusern	102	43	106	250
Familien .	1748	1375	604	2375

Diese Zahlen beweisen, wie große und weitgehende Hilfe in Sachsen den Gebrechlichen durch den Staat schon gebracht wird. In vollem Maße gilt dies von den Irren, annähernd auch von den Blinden und Taubstummen, die, nachdem sie in Anstalten längere Zeit gewesen, meistens in Familien ihren geeignetsten Aufenthalt haben. Für Viele freilich wäre noch ein anderes Asyl als das Versorg- und Armenhaus zu wünschen.

In hohem Maße bedarf aber die bisherige Fürsorge für die Blödsinnigen, so umfangreich sie auch schon ist, der Ergänzung durch freiwillige Hilfe. Schon sind, wie früher gemeldet, die Vorbereitungen eingeleitet, um von der christlichen Barmherzigkeit getragene Anstalten für Blöde in verschiedenen Bezirken des Landes in's Leben zu rufen.

Aufruf.

In dem orkanartigen Sturme vom 8. u. 9. März ist der vor der Ems stationirt gewesene Lootsschooner „Ems" mit Mann und Maus zu Grunde gegangen. Elf Leute in der besten Manneskraft, ein Schiffer, fünf Seelootsen und fünf Reservelootsen, haben dabei ihren Tod in den Wellen gefunden. 9 Wittwen mit 29 Kindern, zum Theil in dürftigen Verhältnissen lebend, haben damit den Versorger, betagte Eltern den Sohn und Ernährer verloren. Ein Wittwen- und Waisen-Fonds, aus denen Hinterbliebene zu unterstützen sein würden, ist nicht vorhanden. Demnach sind die Mittel zur Versorgung in anderer Weise herbeizuschaffen, und so fühlen sich denn die Unterzeichneten, denen die Verwaltung des Ems-Lootswesens obliegt, gedrungen, auch an die allgemeine Mildthätigkeit zu appelliren. Es treibt uns dazu nicht blos das Mitgefühl mit der bald bevorstehenden Noth der Hinterbliebenen — ein solches darf die nothleidende Familie jedes verunglückten Seemannes von uns beanspruchen — es drängt uns vielmehr das Gefühl dankbarer Anerkennung gegen die Verunglückten selbst. Unsere Lootsen sind gefallen als Opfer eines Berufes, der die Hintansetzung des eigenen Lebens fordert, wo es gilt, andere in den sicheren Hafen der Bestimmung zu leiten. Wie in der Vertheidigung des Vaterlandes der ehrenhafte Soldat vor dem Feinde, so und nicht weniger haben auch sie in getreuer Pflichterfüllung auf dem ihnen angewiesenen Posten ausgeharrt und im Dienste des Allgemeinen sich geopfert. Das allein giebt uns den Muth und das Recht, ganz allgemein und eindringlichst zu bitten, daß durch reichliche Geldbeiträge zu einer ausreichenden Versorgung der Hinterbliebenen uns die Mittel geboten werden. Wir leben der Zuversicht, daß an allen Orten Ostfrieslands, so wie in Papenburg hochherzige Männer zu Local-Comitées zusammentreten werden, um die Sammlungen von Beiträgen zu betreiben, und bitten Alle, zu der Erreichung unseres Zweckes nach Kräften mitzuwirken. Wir schmeicheln uns ferner mit der Hoffnung, daß auch in weiteren Kreisen sich Herzen und Hände willig öffnen werden, und ersuchen deshalb die verehrlichen Redactionen deutscher Zeitungen, diesem Aufrufe einen Platz einzuräumen und sich selber bereit zu erklären, Beiträge in Empfang zu nehmen. Wir geben an dieser Stelle das Versprechen, daß wir für eine zweckmäßige und den Umständen entsprechende Verwendung der eingehenden Gelder, welche wir an unseren mitunterzeichneten Rechnungsführer, den Dispacheur P. v. Rensen in Emden einzusenden bitten, gewissenhaft Sorge tragen und f. Z. darüber Rechnung legen werden.

Emden, Leer und Papenburg, im März 1878.

J. Schnedermann. F. W. Graefenhain. H. Garrels. H. W. Meyer. B. Brons jun. P. van Rensen. J. Ontjes. L. L. Freericks. H. Klug. Joh. Friedrichs. H. J. Lange.

Carl Heymann's Verlag in Berlin W. Mauerstraße 63 — 65.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einwendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 10. April 1878. Nr. 15.

Das pontische Küstenland und Hocharmenien.

Reiseerinnerungen

von G. R.

II.

Von Chopi, einem freundlichen Küstenstädtchen des Schwarzen Meeres, aus hatten wir uns über die nordwestlichen Ausläufer des Lazischen Gebirges wieder nach dem Tschorokflusse in dessen unterm Laufe aufgemacht und beabsichtigten, von da aus das Quellgebiet zweier auf dem armenischen Hochlande entspringenden merkwürdigen Ströme, des Kur und des Euphrat, besuchend, uns nach Erzerum zu begeben. Lassen wir auch über diese Tour wieder das Tagebuch reden.

Den 23. August (1843).

Ungefähr drei Stunden unterhalb Artwins erreichten wir die westlichen Uferberge des Tschorok, so daß wir, um nach dieser Stadt zu gelangen, die Richtung gegen den Strom nehmen mußten. Die Bodengestaltung fanden wir hier durchaus derjenigen ähnlich, die wir an dem oberen Laufe des Flusses bei Ispir beobachtet hatten; dieselben kahlen oder spärlich bewachsenen Bergreihen drängen sich auch hier mit ihren schroffen Felsenwänden bis in den Fluß selber hinein, welcher außer, wo ein in ihn mündendes Nebengewässer eine größere oder kleinere Thalerweiterung hervorgebracht hat, nur eine tiefe schmale Kluft des pontisch-armenischen Hochlandes zu durchströmen scheint. Der allen Hebungen und Senkungen des Ufergebirges folgende Weg ist außerordentlich beschwerlich, und die elenden Gäule, welche wir ritten, machten uns den heutigen, wenn auch nur siebenstündigen, Tagemarsch zu einer großen Anstrengung. Gegen Mittag kamen wir an eine einsame Moschee auf einer Anhöhe und hielten daselbst Rast; dann gings in ein tiefes Thal hinunter an die Mündung eines wasserreichen Nebenflusses, den wir zu Pferde passirten. Am andern Ufer wartete auf uns ein prachtvoll gekleideter Reiter, ein türkischer Aga, den der Mussellim von Artwin, bereits von unserer bevorstehenden Ankunft unterrichtet, uns entgegengeschickt hatte, um uns zu bewillkommen. Der Mann stellte sich an die Spitze unseres Zuges und so ritten wir, abermals die Höhe erklimmend, vorwärts. Seiner Aufforderung folgend, rasteten wir eine Stunde vor Artwin noch einmal in einem Dorfe, um einige Erfrischungen zu uns zu nehmen; jedoch bereuten wir nachher unsere Nachgiebigkeit, denn ein inzwischen aufsteigendes Gewitter nöthigte uns länger zu bleiben, als wir beabsichtigt hatten, und als wir uns am Ende doch zum Aufbruch entschließen mußten, hatte der Regen noch nicht aufgehört, so daß wir bis auf die Haut durchnäßt wurden. Wahrscheinlich hatte der Aga mehr eine Auffrischung der Lebensgeister unserer Pferde als unserer eigenen im Auge gehabt; denn daß Reisende, die von einer Respectsperson feierlich eingeholt werden, sich von solchen, gegen alle Anreizungsmittel abgestumpften Gerippen durch die Straßen einer Stadt schleppen lassen, ist sicher ungewöhnlich und konnte dem Manne vor seinen Mitbürgern nicht zur Ehre gereichen. Doch wurde auch dieser Zweck nicht erreicht; unser Zug ging nachher nicht besser, als er vorher gegangen war.

Erst mit Sonnenuntergang ritten wir zur Stadt Artwin hinein und waren nicht wenig überrascht, in diesen einsamen, schwer zugänglichen und nur geringen Anbau gestatteten Gebirgen eine so ansehnliche Ortschaft zu finden. Durch Häuserreihen, die auf Wohlhabenheit der Besitzer schließen ließen, wurden wir anständig gepflasterte Straßen entlang in das Gehöft eines hohen Gebäudes geführt, das wir nach unseren in Trapezunt und in Constantinopel gemachten Erfahrungen sofort als ein Kloster erkannten. In der That war es ein solches und zwar der sog. Unirten, d. h. die geistliche Oberhoheit des Papstes anerkennenden Armenier, welche in der Türkei den officiellen Namen Katoluk Milleti, Katholische Religionsgenossenschaft, führen, während ihre unmittelbar von Rom abhängigen Glaubensbrüder mit der schon von den byzantinischen Griechen im Orient gäng und gäbe gemachte Bezeichnung Latin Milleti, Lateinische Religionsgenossenschaft, bezeichnet werden. In dem besagten Kloster hatte der Aga für uns Quartier bestellt, und demge-

mäß empfingen uns die dasselbe bewohnenden Geistlichen in ihrer ernsthaft kleidsamen Tracht schon auf dem Hofe, um uns in das für uns in Bereitschaft gesetzte Gemach zu geleiten. Dies letztere hatte im Allgemeinen die schon bei Gelegenheit unserer Aufnahme in dem Hause des Aga aan Dschemil besprochene Einrichtung, zeichnete sich aber durch große neu eingesetzte Glasfenster, wahrscheinlich die einzigen ihrer Art zwischen dem Tschorok und dem Schwarzen Meere, aus und war außerdem durch einen auf sehr hohen Beinen stehenden, aber doch immerhin an Frängistan, das Land der Franken, erinnernden hölzernen Tisch, sowie durch einen einsamen steifen Stuhl, malteser Fabrikat, geschmückt. Nachdem wir auf dem Ehrensitze, dem zur Rechten des Kamins befindlichen Diwanpolster, uns niedergelassen, nahmen die Geistlichen uns gegenüber Platz, und nun erst erfolgten die orientalischen Begrüßungen und Bewillkommungen. Selbstverständlich wurde die Unterhaltung auf türkisch geführt; die Armenier, welche, obwohl ein mehrere Millonen zählendes, körperlich und geistig begabtes und ihren Ueberlieferungen in Sitte und Lebensweise treu anhängendes Volk, nirgends in der Welt unabhängig dastehen, ja kleine Dorfschaften ausgenommen, sogar nirgends eine compacte Bevölkerung bilden, daneben aber eine Sprache reden, welche weder durch Wohlklang und Geschmeidigkeit der Formen, noch durch Reichhaltigkeit der Literatur, noch endlich durch ihren Nutzen im Weltverkehr den Fremden zu ihrem Studium einladet, — die Armenier, sage ich, sind überall darauf hingewiesen, neben ihrer Muttersprache sich noch eine zweite, für den Gedankenaustausch in weiteren Kreisen passende, anzueignen, und soweit sie mit türkischen Behörden zu thun haben, kann dies nur die türkische sein. Die Unterhaltung betraf, wie sich dies von vornherein erwarten ließ, unsere Reisezwecke, unsere Herkunft und die Stadt Artwin selber. Daß meine linguistischen Bestrebungen hier nicht minder als sauberbare Schwärmerei aufgefaßt wurden, wie früher bei unseren muhamedanischen Gastgebern, und dagegen das Kräutersammeln meines Reisegefährten mit dem ihm untergeschobenen pharmaceutischen Zweck durchaus verständlich schien, lag eben in den auch bei diesen Geistlichen obwaltenden Bildungsverhältnissen.

Es ist kaum 11 Jahr her, daß die Unirten Armenier auf Betrieb der französischen Diplomatie von der Pforte ihre endgültige Constituirung als staatlich anerkannte kirchliche Körperschaft unter einem besonderen geistlichen Oberhaupte erhielten; die Secte selber aber hatte damals schon über ein Jahrhundert bestanden. Zu ihr gehörten von Anbeginn die sog. Mechitaristen, d. h. die Mönche des Klosters von St. Lazarus in Venedig, welche sich schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts in dieser für die Levante so wichtige Stadt, um von da aus eine literarische Wiedergeburt ihres unter der Türkenherrschaft an Bildung zurückgegangenen Volkes zu bewirken, niedergelassen und in der That durch ihre Publikationen einen höchst segensvollen Einfluß auf die gesammte Nation, die Unirten, wie die Gregorianischen Armenier, gehabt haben. Die Bedingungen, unter denen die Union sich vollzog, waren mäßig; der Papst mußte als rechtmäßiger Nachfolger des Apostelfürsten Petrus anerkannt, und das Dogma, wonach der hl. Geist vom Vater und Sohne (entgegen dem nur den Vater nennenden nicäanischen Glaubensbekenntniß) ausgehen sollte, angenommen werden, was ja bei der selbstproclamirten Einheit Christi mit dem Vater dem nicht am bloßen Buchstaben klebenden Christen nicht schwer fallen konnte. Dagegen aber sollten die Unirten ihre alte Liturgie, ihre besonderen Kalenderheiligen und überhaupt alle mit jenen Grundbedingungen nicht im Widerspruch stehenden kirchlichen Eigenthümlichkeiten beibehalten, und den römisch-katholischen Missionaren wurde verboten, sie als Objecte ihrer Lehr- und Bekehrthätigkeit zu betrachten. Leider nur bestand in Rom immer eine mächtige Partei, welche sich bei diesen Privilegien nicht beruhigen zu dürfen meinte und vielmehr die völlige Einheit, ein Aufgehen der Unirten in dem lateinischen Katholizismus anstrebte. Um aber dies Ziel zu erreichen, wurde nicht der nächste Weg, die Revocirung der Privilegien, ergriffen, sondern man glaubte sicherer zu gehen, wenn man im Schooß der unirten Gemeinde selbst eine Partei ins Leben riefe, welche gleichsam aus innerem Drange den letzten, alle Unterschiede im Cultus vernichtenden Schritt selber verlangen sollte. Es war dies ein Unglück für die so frisch aufstrebende junge Secte. Die armenische Nation besitzt in hohem Grade den Selbsterhaltungstrieb, welcher kleinen, aber auf eine selbstentwickelte eigenthümliche Bildung, auf historische und literarische Leistungen zurückblickenden Nationen eigen zu sein pflegt. Ihre kirchliche Besonderheit betrachten die Armenier als das Palladium ihres Volksthums, und von einem freudigen Entgegenkommen gegen die Wünsche Roms war keine Rede. Je unerwarteter aber die Schwierigkeiten, um so mehr identificirte sich Rom selber mit der propagandistischen Partei und betheiligte sich heimlich an dem Kampfe gegen die eigenen, öffentlich aufrecht erhaltenen Zusagen. Es wurde eine armenische Hochschule in Rom gegründet, deren Zöglinge an specifisch armenischer Gelehrsamkeit, nicht minder aber auch an Sittenstrenge, den am Volksthümlichen festhaltenden Mechitaristen weit nachstanden, dagegen aber für alles dasjenige wohl geschult waren, worauf in Rom der größte Werth gelegt wird, und die man demnach bei Besetzung der geistlichen Aemter thunlichst zu bevorzugen suchte. Wie man leicht begreift, konnte nun für nationale Bildung wenig mehr geschehen; in Rom gilt ja dieselbe als ein Hemmniß für das, wohin man zu gelangen wünscht. Da aber für französische oder italienische Schulen der Boden noch nicht vorbereitet ist, so geschieht überhaupt nichts Nennenswerthes; es ist eine Stagnation eingetreten. Die ganze Secte krankt an dem bezeichneten, vom Clerus ausgehenden

Zwiespalt. Auf der einen Seite stehen die mechitaristisch gebildeten Geistlichen, brave und gelehrte Leute, wenn auch etwas einseitig, sich des Volks nach Kräften annehmend, und in ihrer Aufführung tadellos; auf der andern Seite die propagandistisch geschulten Geistlichen, von viel beschränkterem Wissen, aber formengewandt, weltklug und vor Allem gehoben durch den Beifall Roms. Jene haben noch die höchsten Stellen inne, aber sie fühlen, daß sie da nur geduldet werden, daß man sie auf den Aussterbeetat setzen möchte; — diese werden überall von unten eingeschoben und verderben die alte Zucht, indem sie anmaßlich gegen ihre Oberen auftreten, ohne dafür etwas Anderes als Lob in Rom zu ernten. Auch hier glaubten wir von diesen Mißzuständen in dem vordringlichen Wesen der jüngeren Geistlichen und in der schweigsamen Zurückhaltung der älteren Spuren zu entdecken, und namentlich erfuhr unsere Hoffnung, bei diesen Männern ein durch erweiterten Gesichtskreis verfeinertes Urtheil über die Zustände ihres Landes zu finden, eine vollständige Enttäuschung. Die Unwissenheit war eine so vollständige, daß sogar eine Reise nach Wien, die einer der Mönche gemacht hatte, kein Licht in die Finsterniß zu bringen im Stande gewesen war. Unser Heimatland Prussia (Preußen) war ihm wie seinen Confratres völlig unbekannt, und erst als ihnen unser Dolmetscher erklärend bemerkte, es sei dies das Land Tranbobol — d. i. eine sich aus der Zeit des Großen Kurfürsten herschreibende, im gemeinen Volk erhaltene Bezeichnung Brandenburgs — erklärten sie, diesen Namen gehört zu haben, aber nicht zu wissen, wo das Land liege. Den Namen Nemtsche, Deutschland, kannten sie freilich Alle, identificirten ihn aber mit Oesterreich, welches ja Jahrhunderte hindurch Deutschland nach dem Orient hin allein vertreten.

Den 24. August.

Nach einer Nacht, deren Ruhe uns durch ein, die orientalischen Klöster vorzugsweise liebendes Insekt ziemlich verleidet worden war, besuchten wir um 10 Uhr VM. den Aga der Stadt in seiner Wohnung. Derselbe empfing uns mit großer Höflichkeit, bat um Verzeihung, daß er zu unserer Begrüßung nicht selber vor die Stadt geritten sei, und forderte uns auf, ganz über seine Dienste zu verfügen, das Kloster aber wie unser Eigenthum zu betrachten. Wir erklärten ihm, daß wir mit unseren Wirthen sehr zufrieden seien, und baten ihn um einen Kahn, da wir seinen, des Aga's, Vorgesetzten, den Musellim des Districts Liwaneh, auf seinem unterhalb Artwins am Tschorok gelegenen Landsitz zu besuchen wünschten. Er versprach dies, und da wir uns sofort zu dem Besuche aufzumachen beabsichtigten, so gab er uns einen seiner Tschausche mit, der das Nöthige besorgen sollte.

Eine mit europäischen Ausschnittwaaren wohl versehene Bazarstraße durchgehend, gelangten wir an mehreren Moscheen und Kaffeehäusern vorbei auf die Ostseite der Stadt, von welcher ein steiler, doch aber für Pferde passirbarer Weg zu einer über den Tschorok geschlagenen Steinbrücke hinunterführt. An dem Abhange ließen wir zur rechten Hand die Ruine eines anscheinend erst vor wenig Jahren zerstörten, elegant gebauten Hauses liegen — nach der Mittheilung unserer Begleiter, eines vor 24 Jahren von dem Bej, den wir besuchen wollten, errichteten, sechs Jahr später aber in Folge eines Aufstandes desselben von dem Pascha von Kars niedergebrannten Konaks. Dieser Ruine gegenüber erhoben sich auf der linken Seite des Weges über einem senkrecht gegen den Tschorok abfallenden Felsen die wohlerhaltenen Trümmer des alten Schlosses von Artwin, welches noch immer mit seinen Thürmen und Zinnen einen stattlichen Eindruck macht. Diese Ruine wird noch zu Hinrichtungen benutzt; unsere Begleiter erzählten uns mit einem gewissen Stolz, daß derselbe Bej, welcher den traditionellen Unabhängigkeitsgelüsten seines Hauses nach den üblen Erfahrungen seiner Jugend gründlich entsagt habe und nunmehr ein getreuer Beamter des Großherrn geworden sei, vor zwei Jahren mehr als 20 Straßenräuber, die er eingefangen, in den brausend und schäumend seine Wellen an dem Fuße des Felsens brechenden Tschorok habe hinunterstürzen lassen. Seitdem sei es aber auch in diesen unwirthlichen Gebirgen so sicher geworden, daß, wer etwa im Freien übernachtet und Uhr oder Börse beim Weiterreisen liegen gelassen habe, getrost nach Tagen zu seiner Lagerstätte zurückkehren und die vermißten Gegenstände aufheben könne. Natürlich ist dies eine Uebertreibung, wie der Orient ja deren liebt; nichts desto weniger mag eine so schaurige Massenexecution gewaltig zu der Einbildungskraft der Einwohner gesprochen haben, und sicher ist Ruhe und Frieden im Lande jetzt vorzüglich.

Während unsere Leute zum Flusse hinuntergingen, um sich nach dem versprochenen Kahne umzusehen, erstiegen wir den Schloßfelsen, welcher eine entzückende Aussicht auf das Tschorokthal darbot, sonst aber außer einigem alten Mauerwerk innerhalb der Ringmauern nichts Bemerkenswerthes enthielt. Namentlich vermißten wir darin jede menschliche Wohnung, und es ist vielleicht anzunehmen, daß die Burg in den letzten Jahrhunderten den Artwinern nur mehr als Zufluchtsort bei plötzlicher Kriegsdrangsal gedient habe.

Bis wir unsere Leute am Flusse wiedertrafen, war es Mittag geworden; die Sonne schien glühend heiß auf unsere Köpfe, und gern hätten wir das Schiffchen bestiegen, das uns bei dem starken Gefälle des wasserreichen Flusses pfeilschnell an unser Ziel gebracht haben würde. Leider nur hatte der Aga mehr versprochen als er halten konnte — von Kähnen oder Kahnführern war nirgends eine Spur zu sehen.

Die Rückkehr unserer noch suchenden Leute erwartend, setzten wir uns in der schattigen Veranda eines einfachen Kaffeehauses an der Brücke nieder und blickten hinüber nach der wunderbaren grau-bläulichen Felsenwand des Ostufers, an welcher sich eine stellenweise

fast den Eindruck einer Gallerie machende, hie und da von Maulthier- und Pferdezügen belebte, weithin sichtbare Heerstraße hinaufwand. Diese Straße, die Brücke und das zu Schutz und Trutz so unvergleichlich geeignete Felsenschloß erklärten uns auch die Existenz einer so ansehnlichen Stadt wie Artwin an dieser Stelle. Nur hier engen die beiderseitigen Uferberge den Fluß an seinem untern Laufe so sehr ein, daß sich eine Brücke schlagen ließ, und einige Meilen oberhalb dieser bietet ein von der rechten Seite gegen den Tscharok sich öffnendes Seitenthal, welches der Ardanutsch-Fluß durchströmt, die einzige Communication über das sich mauerähnlich aufthürmende Gebirge mit dem östlichen Plateaulande von Tschyldyr, so daß ein beträchtlicher Theil Armeniens und die ganze maschische Gebirgslandschaft wegen ihres Verkehrs mit der Küste lediglich auf diese Straße und weiter den Weg, den wir von Chopi her gekommen, angewiesen sind.

Allmälig wurde uns klar, daß wir hier nutzlos unsere Zeit verloren, und da der Kaffeewirth uns mittheilte, wie man auch zu Lande nach dem Konak des Bej gelangen könne, beschlossen wir in Ermangelung von Reitthieren uns zu Fuße dahin aufzumachen. Zunächst gings über den hoch geschwungenen Bogen der Brücke nach dem gegenüberliegenden rechten Flußufer; daselbst bogen wir von der sich südwärts windenden Heerstraße ab und folgten einem schmalen, sich links an den Uferfelsen hinziehenden, uns an verschiedenen Stellen Schwindel erregenden Pfade, der uns durch eine heiß von dem Felsen zurückprallende Sonne dem Wohnsitze des Musellim zuführte.

Die Anlage dieses reizenden Asyls ist höchst eigenthümlich. Durch Zurücktreten des Gebirges, welches sanft unmittelbar aus dem Wasser aufsteigt, hat sich eine kaum einen Morgen große, wenig über dem Spiegel des Flusses erhöhte Uferbank gebildet, auf welcher aus dem lieblichen Grün schattender Frucht- und Zierbäume das Dach des Herrenhauses hervortaucht. Ich möchte glauben, daß der Besitzer nach der Zerstörung seines Konaks auf dem Felsenabhange von Artwin, wenn auch von der Pforte begnadigt, sich nach einer noch sichereren Zufluchtsstätte umgethan hatte; und in der That, was konnte er da Besseres finden, als dies Fleckchen Erde, nach drei Seiten durch eine himmelhoch aufstrebende Felsenmauer, nach der vierten aber durch einen reißenden, an Stromschnellen und Klippen reichen, an Landestellen armen Fluß geschützt, dessen gegenüberliegendes Ufer eine nur wenig niedrigere Felsenmauer bildet, als die den Rücken deckende, endlich wegen der Windungen des Thals auch ferntragenden Geschossen unerreichbar!

Dem Bej, dessen District, Liwaneh, zum Paschalik von Armenien gehört, war bereits ein Bujuruldu (Statthaltereibefehl) von der Hauptstadt Erzerum zugegangen, durch welchen ihm die Förderung unserer Reisepläne ans Herz gelegt wurde. Er empfing uns mit großer Liebenswürdigkeit in der Veranda seines Hauses, bewirthete uns mit Kaffee, Sorbet und Obst und antwortete auf unsere Fragen mit einer Offenheit, die im Orient bei einem Manne in seiner Stellung auffällt. Noch sein Großvater, sagte er, sei christlicher Fürst dieser Gegend gewesen, die damals nur Christen zu Bewohnern gehabt habe. So geringer Zeit hat es bedurft, um einer wohl consequenten, aber höchst einseitigen und mangelhaften Religion, wie der Islam, gegen den mit dem wahren Christenthum kaum mehr als den Namen gemeinhabenden Aberglauben verdorbener und unwissender Pfaffen zu vollständigem Siege zu verhelfen!

Ich vermißte bei dem Musellim ganz jenen Schwarm stattlich gekleideter, mit Waffen klirrender Nichtsthuer, welche unter mannigfaltiger Unteramtsbezeichnung die Höfe und Corridore der türkischen Statthaltereien jeden Ranges anzufüllen pflegen. Wahrscheinlich werden die eigentlichen Verwaltungsgeschäfte von dem Aga zu Artwin, als der Hauptstadt des Landes Liwaneh, besorgt und der Bej dürfte in seiner hohen Stellung nur deshalb belassen worden sein, weil die Bewohner des wilden Gebirges sich noch nicht recht an die Pfortenherrschaft gewöhnt haben, während sie dem Hause des Murad Ali, das ist der Name des Musellim, einen angestammten Gehorsam bewahren. Nach dem allgemeinen Verlauf der Dinge im Orient wird aber die Regierung ihn, sobald ihr Ansehen im Gebiet von Liwaneh Wurzel gefaßt, ohne sich durch seine Schuldlosigkeit oder gar sein Verdienst im Mindesten beirren zu lassen, nach Erzerum oder nach Constantinopel laden, ihn dort unter irgend einem Vorwande verhaften und als einen Mann, der gefährlich sein **könnte**, nach einer entlegenen Binnenstadt Kleinasiens mit dem Befehl, dort für das Wohl Sr. Majestät, des Horts der Gerechtigkeit, des Schattens Gottes auf Erden, d. h. des Sultans zu beten,*) verbannen, bei welcher Beschäftigung er dann in Dürftigkeit und Demuth das Ende seiner Tage wird erwarten können.

Mein Reisegefährte ersuchte den freundlichen Herrn um Fische aus dem Tscharok für wissenschaftliche Sammlungen Europas, zu deren Aufbewahrung er von Wien aus mit einem tüchtigen Vorrath von Spiritus ausgerüstet worden war, und um einen zahmen Ziegenbock der hiesigen eigenthümlichen Race. Beiden Bitten wurde gewillfahrt. Als wir Abschied nahmen, überraschte uns der Bej mit zwei prächtigen Hengsten, die er inzwischen hatte für uns satteln lassen, um uns „standesgemäß“ nach unserm Quartier zurückzubringen; denn im Orient ist es für Jemanden, der Etwas vorstellen will, eine Schande, mehr als 1000 Schritt zu Fuß zu gehen. Wir schauderten etwas im Gedanken an den schmalen glatten Felsenpfad über dem tobenden Wasser; der Bej aber beruhigte uns — Miethgäule könnten freilich da nicht vorbei, diese Thiere aber wären an solche Wege gewöhnt. Und in der That fühlten

*) Das ist der übliche Kanzleiausdruck.

wir uns auf ihnen sicherer als vorher auf den eigenen Beinen.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Adelssagen.

55. Borwerd, der Schenk von Flechtingen, ein mannhafter Ritter aus der Gegend von Salzwedel, soll nach weitverbreiteter Sage es gewesen sein, welcher den Dominikaner Johann Diez von Leipzig, gewöhnlich Tetzel genannt, in der Flechtinger Forst seines schweren Ablaßkastens beraubt hat. Er kaufte sich gegen sein schweres Geld die Absolution für ein peccatum aliquando committendum und lauerte dann dem Beutelschneider auf. Die Sage erzählt, er habe von dem erbeuteten Gelde die jetzt noch stehende Kirche zu Flechtingen erbauen lassen. Daß wir es aber hier nur mit einer weitverbreiteten Satyre der Reformationszeit auf den Ablaßhandel zu thun haben, wird sich uns sofort zeigen, wenn wir die Sage bei einem andern Geschlechte gleichfalls finden.

56. Die Hake's auf dem Flemming

sollen nämlich sich der gleichen List gegen den verhaßten Ablaßkrämer schuldig gemacht haben, und zwar soll ein Ritter von Hake, auf Stülpe gesessen, den Ueberfall ausgeführt haben. Wilibald Alexis hat den Gegenstand zu einem der wirksamsten Kapitel seiner vaterländischen Romane verarbeitet.

Wie dem aber auch sein mag: zu Jüterbogk, wo Tetzel das rothe Kreuz Papst Leos X. aufgerichtet hatte, weil er auf sächsisches Gebiet nicht übertreten durfte, wo er seine drastischen Volkspredigten hielt, wo er z. B. verkündigte, er habe die eben losgekaufte Seele eines Verstorbenen leibhaftig gen Himmel fahren sehen, — dort findet sich noch ein Gedenken an den Zug des Ablaßkrämers durch die Mark. Das Gewölbe, in welchem Tetzel sein Wesen hatte — es ist das Haus des Gerichtsschöppen Teupitz —, steht noch heute. Unmittelbarer aber noch wird die Reformationszeit uns durch einen schweren Kasten vorgeführt, welchen die Sakristei der Kirche aufbewahrt. Die Volkssage erzählt, dies sei jener Kasten, welchen der Ritter von Hake dem Tetzel geraubt hat. Es ist ein trogförmig ausgehöhlter Eichenstamm, 9 Fuß lang, 2 Fuß breit, $2^1/_2$ Fuß hoch; — eine Eichenbohle bedeckt ihn, Eisenbänder umschließen ihn. Man wird der geschichtlichen Wahrheit wohl am nächsten kommen, wenn man den alterthümlichen Kasten als denjenigen bezeichnet, den Tetzel während seiner Anwesenheit zu Wittenberg in Gebrauch hatte; eine Erbeutung desselben aber durch märkische Edelleute ist so wenig verbürgt, wie all' die andern satyrischen Geschichten der Reformationszeit von Pfaffen und Bettelmönchen.

Was sonst bei alten Schriftstellern, namentlich bei dem guten, treuherzigen Sinapius, über das Geschlecht der Hake an Sagen zu finden ist, verdient kaum eine flüchtige Erwähnung. Da heißt es, ein Hake habe schon um 520, ein Thüringer unter den Sachsen, sich hervorgethan und sei von den letzteren mit Schloßbesitz begabt worden! Da wird erzählt, Markgraf Woldemar habe bei einem seiner Diener, einem Beust, wahrgenommen, „was ein guter Haken werden wolle, das krümme sich bei Zeiten", und habe deshalb jenen Mann, dem er fast die ganze Regierung überlassen, „den Hake" genannt! Wer aber den wahrhaften Glanz des alten Geschlechtes schauen will, der begebe sich in das nahe bei Berlin gelegene Dorf Klein-Machenow und studire in dessen wunderbar poetisch gelegener und sinnreich ausgeschmückter Kirche, was die Hake's seit dem Reformationszeitalter gethan für König und Vaterland.

57. Die Grafen und Herren von der Schulenburg, deren große Geschichte in musterhafter Klarheit dargestellt worden ist, haben vielleicht eben deswegen keine fesselnde Geschlechtssage. Nur den Namen des großen Hauses hat sich der Volksmund zurecht zu legen und herzuleiten versucht. Da lag denn die falsche Ableitung von dem Worte „Schule" gar zu nahe. Aber was hatte im 12. Jahrhundert, wo Konrad von der Schulenburg auftritt, die Schule mit einer Burg zu thun? Dennoch erdichteten die Genealogen der unkritischen Zeit einen frommen Kriegsgesellen Albrechts des Bären, Dietrich oder Tugendreich, welcher bei der der „Eroberung des wendischen Landes auch des Unterrichts der armen Heiden im Christenthume beflissen gewesen." Viel wahrscheinlicher ist, daß der vermuthliche Stammsitz des Geschlechtes, die Schulenburg bei Hannover, ihren Namen von dem altdeutschen Worte „schulen" = „lauern" trägt. Uralt germanisch erscheint übrigens sowohl der Schild der Schulenburg mit den drei Habichtsfüßen und jener Greis auf ihrem Helme, welcher die beiden Klauen des Raubvogels in seine Seiten stemmt. Habichtsfänge sind Zeichen Wuotans, des Schlachten- und Kriegsgottes, der in milderer Auffassung auch als Herr der Jagd gilt. Das weithin spähende Auge des Falken wird oft das „lauernde, das schulende" genannt. Es ist somit auch die Wappenzier der Grafen von der Schulenburg als redende zu bezeichnen. Ueber die Habichtsfänge als gemeinschaftliches Zeichen mehrerer altmärkischer Geschlechter werden wir noch zu reden haben.

Ueber die öffentliche Armenpflege in Berlin

erstattete vor kurzem im Bezirksverein Alt-Kölln Stadtrath Stadthagen einen längeren Bericht, in welchem er gleichzeitig die Momente zur Sprache brachte, welche die Commune Berlin übermäßig belasten und ein erschreckendes Anschwellen des Armenbudgets verursachen. Wenn dasselbe bereits bis zur Höhe von 4,500,000 Mark gekommen ist, so ist das etwa der achte oder neunte Theil des kolossalen Stadtbudgets von Berlin, und die

Steigerung i. J. 1876 beträgt gegen das Vorjahr etwa 500,000 Mark. Schon jetzt läßt sich sagen, daß im Jahre 1877 die Zahlen nicht geringer ausgefallen sind. Der Grund zu dieser Erscheinung liege in erster Reihe in dem allgemeinen Rückgang unserer wirthschaftlichen Verhältnisse; dazu trete dann die immer größer werdende Kostensumme der Krankenverpflegung. Ungeheure Summen werden der Commune Berlin durch den vielfachen Mißbrauch der Freizügigkeit aufgehalst, und wenn die projectirte neue Gesetzesvorlage, wonach die Erlangung des Unterstützungswohnsitzes noch mehr erleichtert werden soll, durchgehen sollte, so ware nicht abzusehen, wo die Commune Berlin noch alles Geld hernehmen solle. Eine große Belastung verursachen die rückwandernden Auswanderer, die bei ihrer Ankunft in Hamburg von der dortigen Behörde per Schub nach Berlin dirigirt werden. An einzelnen Tagen hat die Stadt schon bis zu 100 solcher Leute Obdach gewähren müssen. Eine schwere Last liege ferner in der Zusendung der Kranken aus den benachbarten Gemeinden in die Charité, eine weitere große Plage bilden die Slovaken und die savoyardischen Drehorgelspieler. Die Mausefallenhändler fallen bei etwaiger Krankheit nicht etwa der Gemeinde Britz zur Last, in der sie wohnen, sondern sie gehen nach Berlin, und die Commune muß für sie noch bezahlen. Aehnlich gehe es mit den russisch-polnischen Juden, die wenn sie irgendwo krank werden, ebenfalls nach Berlin abgeschoben werden, um die dortigen großen Heilanstalten zu bevölkern. Es ist überhaupt oft ganz unglaublich, mit welchem Raffinement von einzelnen Communen mit Hilfe der Freizügigkeit auf den Berliner Stadtsäckel speculirt wird. Nimmt man dann hierzu noch die enormen Kosten, welche die Irren nnd die eheverlassenen Frauen verursachen, so ist es einigermaßen erklärlich, daß das Berliner Armenbudget das aller anderen Großstädte weit übertrifft. Mit welchen Summen zu rechnen ist, zeigt folgendes Bild: das städtische Krankenhaus im Friedrichshain kostete 1876 398,598 Mark, das Barackenlazareth 322,700 Mark, das Friedrich Wilhelms-Hospital 178,661 Mark, das städtische Siechenhaus 69,966 Mark, das Waisenhaus 647,664 Mark, das Arbeitshaus und die Irrenverpflegungsanstalt 610,700 Mark. x. x. Die Armenpflege wird jetzt von einem Directorium und 158 Armencommissionen verwaltet; in letzteren sind 215 Bezirksvorsteher, 100 Stadtverordnete und 1246 Mitglieder thätig.

(Fl.-Bl. des Rauh.-Hauses.)

Der christliche Männer-Kranken-Verein, zu Berlin

gestiftet im Jahre 1833, dessen 44. Jahresbericht uns vorliegt, hebt in demselben hervor, daß seit einer Reihe von Jahren der Umfang der Thätigkeit desselben in fortwährendem Wachsen begriffen ist; ganz besonders hat in den letzten 2 Jahren, wo die Noth der ärmeren Bevölkerung Berlin's oft recht groß war, die Zahl der Hilfe begehrenden Kranken bedeutend zugenommen. Auch das verflossene Jahr weist wieder einen Zuwachs gegen das Vorjahr nach. Während im Vorjahre im Durchschnitt wöchentlich 208 Kranke unterstützt wurden, betrug die Durchschnittszahl im letzten Jahre 214. Dieselbe würde noch höher gewesen sein, wenn sich der Vorstand des Vereins nicht durch die Beschränktheit seiner Mittel genöthigt gesehen hätte, fast allen Siechen, die wohl arbeitsunfähig aber nicht geradezu bettlägerig waren, während der Sommermonate die Unterstützung zu entziehen. Daher kam es, daß während die Zahl der wöchentlich unterstützten Kranken im Winter die Höhe von 263 erstieg, sie im Sommer bis zu 172 herabsank. Beim Abschluß des vorigen Jahres hatte der Verein einen Bestand von 182 Kranken, dazu wurden im Laufe des verflossenen Jahres 476 aufgenommen, so daß die Gesammtzahl 658 betrug. Davon sind als genesen 275 wieder abgemeldet, 143 gestorben und 46 in Krankenhäuser gekommen; der diesjährige Bestand an Kranken beträgt 195.

Im umgekehrten Verhältniß zu der wachsenden Krankenzahl steht leider die Zahl der Vereinsmitglieder; während das Vorjahr davon 4698 nachwies, waren 1877 nur 4617 vorhanden, wozu noch die Zahl von 1477 Wohlthätern kommt, zusammen mit 12,756 M. Beiträgen. Die Ausgabe dagegen betrug trotz aller Beschränkung ca. 21,000 Mark. Dieses so sehr ungünstige Verhältniß von Einnahme und Ausgabe wurde ein wenig gemildert durch ein Legat von 300 Mark und durch ein anonym eingegangenes Geschenk von 600 M., sowie durch mehrmalige größere Gaben. Dessen ungeachtet mußte der Vorstand zur Deckung des Deficits ca. 8000 Mark aus seinem Depositorio entnehmen.

Durch reiche Vermächtnisse früherer Mitglieder und Wohlthäter war der Verein in den Stand gesetzt, nun schon eine Reihe von Jahren die bedeutende Differenz zwischen Einnahme und Ausgabe aus seinem Depositalvermögen zu decken; augenblicklich aber ist dieses so erschöpft, daß nur wenig mehr als einige Tausend Mark, die von ihren Gebern als eiserne Capitalien bezeichnet sind, von denen nur die Zinsen verbraucht und alljährlich als Beiträge der Geber berechnet werden sollen, vorhanden sind. Wenn dem Vereine nicht besondere Hilfe wiederfährt, dann kann er im laufenden Jahre seine Thätigkeit nicht mehr in dem bisherigen Umfange fortsetzen, was bei der herrschenden Noth und Erwerbslosigkeit doppelt zu beklagen wäre.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 17. April 1878. **Nr. 16.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. April 1878 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa der am 1. April 1878 vorhandenen Kranken und Siechen	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro März 1878	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. März 1878	50			
	Zugang pro März	22			
		72			
	Abgang	27			
	Bleibt Bestand	45	45	1357	60
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. März 1878	72			
	Zugang pro März	27			
		99			
	Abgang	27			
	Bleibt Bestand	72	72	2360	72
3.	**Preuß. Holland:**				
	Bestand am 1. März 1878	15			
	Zugang pro März	14			
		29			
	Abgang	9			
	Bleibt Bestand	20	20	462	58
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. März 1878	28			
	Zugang pro März	25			
		53			
	Abgang	28			
	Bleibt Bestand	25	25	923	54
5.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. März 1878	19			
	Zugang pro März	8			
		27			
	Abgang	15			
	Bleibt Bestand	12	12	457	50
6.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. März 1878	34			
	Zugang pro März	24			
		58			
	Abgang	27			
	Bleibt Bestand	31	31	1038	36
7.	**Wandsburg:**				
	Bestand am 1. März 1878	11			
	Zugang pro März	13			
		24			
	Abgang	7			
	Bleibt Bestand	17	17	425	27
	zu übertragen		222	7022	357
	Uebertrag		222	7022	357
8.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. März 1878	26			
	Zugang pro März	12			
		38			
	Abgang	13			
	Bleibt Bestand	25	25	866	32
9.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. März 1878	29			
	Zugang pro März	34			
		63			
	Abgang	23			
	Bleibt Bestand	40	40	1107	60
10.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. März 1878	19			
	Zugang pro März	12			
		31			
	Abgang	12			
	Bleibt Bestand	19	19	521	35
11.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. März 1878	30			
	Zugang pro März	41			
		71			
	Abgang	34			
	Bleibt Bestand	37	37	1185	65
12.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. März 1878	43			
	Zugang pro März	32			
		75			
	Abgang	33			
	Bleibt Bestand	42	42	1205	80
13.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. März 1878	42			
	Zugang pro März	12			
		54			
	Abgang	13			
	Bleibt Bestand	41	41	1293	60
14.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. März 1878	15			
	Zugang pro März	13			
		28			
	Abgang	8			
	Bleibt Bestand	20	20	473	42
	zu übertragen		446	13,672	731

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summe der am 1. April 1878 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summe der Kranken-Verpflegungstage pro März 1878.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten
	Uebertrag		446	13,672	731
15.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. März 1878	23			
	Zugang pro März	12			
		35			
	Abgang	15			
	Bleibt Bestand	20	20	681	60
16.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. März 1878	23			
	Zugang pro März	11			
		34			
	Abgang	16			
	Bleibt Bestand	18	18	661	41
17.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. März 1878	19			
	Zugang pro März	27			
		46			
	Abgang	27			
	Bleibt Bestand	19	19	652	42
18.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. März 1878	14			
	Zugang pro März	15			
		29			
	Abgang	11			
	Bleibt Bestand	18	18	568	36
19.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. März 1878	3			
	Zugang pro März	2			
		5			
	Abgang	2			
	Bleibt Bestand	3	3	111	12
20.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. März 1878	3			
	Zugang pro März	2			
		5			
	Abgang	2			
	Bleibt Bestand	3	3	81	10
21.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. März 1878	6			
	Zugang pro März	7			
		13			
	Abgang	6			
	Bleibt Bestand	7	7	223	26
22.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. März 1878	7			
	Zugang pro März	1			
		8			
	Abgang	5			
	Bleibt Bestand	3	3	171	10
23.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. März 1878	4			
	Zugang pro März	2			
		6			
	Abgang	1			
	Bleibt Bestand	5	5	151	12
24.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. März 1878	18			
	Zugang pro März	—			
		18			
	Abgang	—			
	Bleibt Bestand	18	18	558	18
25.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. März 1878	20			
	Zugang pro März	20			
		40			
	Abgang	19			
	Bleibt Bestand	21	21	605	30
	zu übertragen		581	18,134	1028
	Uebertrag		581	18,134	1028
26.	**Altena:**				
	Bestand am 1. März 1878	16			
	Zugang pro März	9			
		25			
	Abgang	12			
	Bleibt Bestand	13	13	509	38
27.	**Plochingen** (in Württemberg):				
	Bestand am 1. März 1878	4			
	Zugang pro März	5			
		9			
	Abgang	7			
	Bleibt Bestand	2	2	73	38
28.	**Ludwigslust** (in Mecklenburg):				
	Bestand am 1. März 1878	39			
	Zugang pro März	22			
		61			
	Abgang	25			
	Bleibt Bestand	36	36	1249	36
29.	**Dresden:**				
	Bestand am 1. März 1878	13			
	Zugang pro März	11			
		24			
	Abgang	12			
	Bleibt Bestand	12	12	225	16
30.	**Niederweisel** (in Hessen):				
	Bestand am 1. März 1878	19			
	Zugang pro März	6			
		25			
	Abgang	5			
	Bleibt Bestand	20	20	614	20
	Zusammen		664	20,804	1176

Der gesammte Abgang an Kranken pro März 1878 beträgt 441, davon sind:

gestorben . . . 30
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 28
geheilt 383
wie vor 441.

31 **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 55 Betten:
Bestand am 1. **Februar 1878** . . . . 49 Kranke.
Zugang pro **Februar** . . . . 28 „
77 Kranke.

Davon sind:

gestorben 2
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 6
geheilt 25
33 „

Bleibt Bestand am 1. **März 1878:** 44 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 1 Europäer, 4 Muhamedaner, 1 Druse und 22 orientalische Christen.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro Februar 1878 beträgt 1279.

Poliklinisch wurden 717 Personen behandelt.

1. Carl Emil von Webern, Generallieutenant a. D., Rechtsritter seit 1867 † zu Berlin 4. April 1878.
2. Wolf Heinrich Friedrich Carl Graf von Baudissin, Königlich Dänischer Kammerherr auf Rantzau in Holstein, Ehrenritter seit 1829, † zu Dresden 4. April 1878.

Das pontische Küstenland und Hocharmenien.

(Fortsetzung.)

Den 26. August.

Gestern war Sonntag, und schon in der Morgendämmerung weckte uns das von der Kirche auf dem Gehöfte unsers Klosters her schallende laute Gehämmer auf dem Simantron, einem an eisernen Ketten wagerecht vor der Kirche hängenden sechsfüßigen Brett aus hartem Holz, welches an Stelle der von islamitischer Unduldsamkeit verpönten Kirchenglocken die Gemeinde zum Gottesdienste ruft. Auch wir folgten der Mahnung. Die Kirche ist ein architectonisch unbedeutender, sonst aber ansehnlicher, innerlich reich ornamentirter Bau neueren Ursprungs. Unsere guten Wirthe machten hier die ihnen verdrießliche Entdeckung, daß sie Ketzer beherbergten, während sie uns für rechtschaffene Katholiken gehalten hatten, und daß wir von der bei ihnen üblichen Art, dem Gottesdienst zu folgen, dem Kreuzschlagen und periodischen Sich-Niederwerfen, Nichts verstanden. Uns wäre die Sammlung unter den, wenn auch confessionell von uns geschiedenen Mitchristen erwünscht gewesen; aber selbst ein europäischer Katholik würde hier schwerlich zu rechter Andacht gelangt sein, wenn er, wie wir, sich als den alleinigen Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit hätte fühlen müssen. Und dabei die Fremdartigkeit der Gebräuche! die nach eigenthümlichen, jedoch feierlichen Melodien, in ergreifend schreienden Tönen von Chorknaben vorgetragenen Gesänge der armenischen Liturgie, die gegen uns als Gäste immer wieder geschwungenen Weihrauchpfannen, die Gemeindeglieder, Alles Männer und Jünglinge (die Frauen und Mädchen saßen kichernd und zischelnd hinter einem, sie unbescheidenen Blicken entziehenden Gitter), hier den halb rasirten und hold mit ungepflegtem, wirrem Schapfe bedeckten Kopf ehrfurchtsvoll entblößt zur Schau tragend, während wir sie vorher nur in der höchst kleidsamen und würdevollen Tracht des Turbans gesehen hatten — das Alles ließ uns nicht recht zum Bewußtsein der Stätte kommen, auf der wir standen; und wenn wir die barfuß dastehenden Leute anstatt des Auf-die-Kniesinkens der occidentalischen Katholiken sich völlig niederwerfen und den Boden mit der Stirn, wo nicht auch mit den Lippen berühren sahen, da mußten wir uns besonders vergegenwärtigen, daß wir uns nicht in einer Moschee befänden.

Nach dem Gottesdienst erhielten wir Besuche, zunächst von dem Musellim und dann von dem Aga, welche beide mit glänzendem Geleit vor das Kloster geritten kamen und von den Mönchen mit Tschibuk, Sorbet und Kaffee bewirthet wurden. Im Gefühle ihrer Allmacht stellten beide hohe Herren von Neuem das Kloster und seine Insassen ganz zu unserer Verfügung, was wir in einer Weise aufnahmen, daß die geistlichen Herrn sich mit unserem Protestantismus aussöhnten. Nachher besuchten uns auch christliche Honoratioren, u. A. ein einfach gekleideter älterer Mann, der uns als ein Sproß des alten armenisch-georgischen Königsgeschlechts der Bagratiden vorgestellt wurde und als solcher bei den Christen Artwins einer gewissen Ehrfurcht genießt. — Von Europäern scheint der Ort vor uns kaum besucht worden zu sein, denn ich konnte dort antike Münzen, besonders Sassaniden und Arsaciden, zu wenig mehr als dem Silberwerth ankaufen.

Den Rest des gestrigen und den heutigen Tag verwandten wir auf Ordnen, mein Reisegefährte: seiner naturhistorischen, ich: meiner linguistischen Sammlungen; denn hier verließ mich unser Lazischer Efendi, um nach Trapezunt zurückzukehren, so daß ich mich beeilen mußte, die noch vorhandenen Lücken auszufüllen.

Den 27. August.

Wir hatten früh Pferde bestellt, um, der schon erwähnten Heerstraße am östlichen Tschorokufer folgend, unsere Reise, deren nächstes Ziel das obere Kurthal war, fortzusetzen. Die Thiere erschienen auch zur rechten Zeit, aber strömende Regengüsse, die auf Artwin niedergingen, nöthigten uns zu warten. Gegen Mittag endlich klärte sich der Himmel auf, und wir nahmen von unseren freundlichen Wirthen Abschied. Rasch eilten wir dann den uns schon bekannten Weg den Abhang hinab zur Brücke, jenseits welcher wir uns rechts wandten.

Die von da stromaufwärts führende Straße, nach der Tiefe der in den Porphyrfelsen eingearbeiteten Spuren zu urtheilen, eine uralte Anlage, folgt im Allgemeinen einem der höheren, über den jähen Abhang terrassenartig vorragenden, kahlen Flötze. Was uns aber von dem Flußufer bei der Brücke aus als schmale Klüfte im Gestein erschienen war, das ergab sich beim Näherkommen als tiefe Einrisse, deren Ueberbrückung unmöglich gewesen war, so daß der Weg um sie hatte herum geführt werden müssen. Ohne Zweifel wurde dadurch unser Weg um das Doppelte der eigentlichen Entfernung verlängert. So wunderbar schön demnach auch der Blick auf das Gebirge des andern Ufers, auf Artwin und die es umgebende Gartenlandschaft, auf das grünbläuliche Band des Tschorok unter uns und die das Felsenufer gelegentlich unterbrechenden Oasen der Cultur auch sein mochten, so wurde uns doch der Weg allmälig eintönig, zumal auch der Regen wieder begann und die Fernsicht vielfach trübte. Nach dreistündigem starken Ritt auf kräftigen Pferden befanden wir uns oberhalb der Einmündung des Ardanutsch-Ssul, dessen Wässerfülle uns von oben gesehen nur um Weniges geringer vorkam als diejenige des Tschorok selbst, und folgten nunmehr dem Thale jenes in ostnordöstlicher Richtung. Der Ardanutsch-Ssul ist der einzige Abfluß der sich in mehrere große Thäler spaltenden Landschaft des alten Moschien, und bekommt seinen Wasservorrath zu großem Theil durch den ihm von Norden her zuströmenden Schauschet-Ssul, welchen wir nach weiteren zwei Stunden erreichten.

Wir fanden das Ardanutsch-Thal nicht minder heiß als dasjenige des Tschorok; gleichwohl hat es einen

andern Charakter. Die Felsenabhänge sind hier weniger steil und hie und da mit einer dem Auge wohlthuende Vegetation bekleidet. Interessant war es uns, hier den Weinstock nicht als verwilderten, sondern als ursprünglich wilden Felsenstrauch zu finden; wir aßen auch von den waldkirschgroßen, durch ihre schwarzblaue Farbe die Reife verkündenden Beeren, fanden sie aber trotz ihrer Süße nicht angenehm, da sie fast ganz aus harten Körnern bestehen. Es ist eine alte Sage, daß die Weinpflanze, deren Anbau die schönsten Länder der gemäßigten Zone unsers Globus erobert hat, aus den Ländern südlich vom Kaukasus stamme, und dafür läßt sich außer ihrem häufigen wilden Vorkammen daselbst auch ihr Name bei dem wichtigsten kaukasischen Valke, den Georgiern, nämlich Ghwino, anführen, welcher mit dem Gegenstande die Wanderung zu den Völkern Vorderasiens und Europas angetreten.

Nachdem wir in einem Chan an der Mündung des Schauschet-Ssui eine Weile gerastet, setzten wir unsre Reise fart. Jenseit der Mündungsstelle schließen sich die Uferberge des Ardanutsch-Ssui wieder eng zusammen und treten bisweilen als senkrecht absallende Felskuppen gegen das Flußbett vor. Die höchste dieser Felskuppen ist mit einer weithin sichtbaren Burgruine gekrönt, deren Name Akyza, wahrscheinlich aus dem Georgischen, der alten Landessprache dieser Gebirge, verderbt, auf türkisch: „Ach, Mädchen, ach" bedeuten würde. Bei der etymologisirenden Sucht des gemeinen Volks aller Länder, solche Namen zu verwerthen, ist es denn auch hier nicht zu verwundern, daß man eine Sage geschaffen, wonach ein hartherziges Burgfräulein alle ihre Freier von der Höhe des Schlosses ebenso in den Ardanutschfluß geworfen, wie der Musellim von Artwin seine Verbrecher in den Tscharak.

Unser Weg lief ferner den steilen Abhängen des rechten Flußufers entlang, bis sich das, eine tief eingerissene Felsenkluft bildende Flußbett vor uns zu einem kesselförmigen Thale erweiterte, in dessen Mitte sich die Stadt Ardanutsch um einen isolirt vorragenden Schloßberg gruppirte. Der Blick auf das von wilden Höhenzügen umgebene Thal mit der verfallenen Akropole und den terrassenähnlich aufsteigenden Häusern der Stadt inmitten einer reichen Gartenlandschaft ergab ein ebenso imposantes wie liebliches Bild. Leider war eben die Sonne im Verscheiden, und die im Süden so rasch eintretende Dämmerung mahnte uns, unverweilt das uns noch unbekannte Obdach für die nächste Nacht aufzusuchen.

Wir hatten einen uns von Murad Ali Bej mitgegebenen Tschausch vorausgesandt, um dem Musellim van Ardanutsch unsere Ankunft anzuzeigen. Seitens desselben erschienen denn auch Leute vor der Stadt, um uns zu begrüßen und uns durch die schon dunkelen Straßen nach dem Pfarrhafe zu geleiten, wo für uns in aller Eile Quartier bestellt worden war. Wir fanden daselbst die freundlichste Aufnahme. Die Ardanutscher Christen sind wie die Artwiner Unirte Armenier, — in der ganzen Türkei bestimmt ja die Religion oder Confession die Nationalität, denn sonst würde man die sämmtlichen Bewohner des moschischen Gebirges Georgier nennen müssen. Politisch machten auf dies Land im Alterthum die Kolcher, d. h. die Vorfahren der Mingrelier und Lazen, die Iberer, d. h. die Vorfahren der Georgier und die Armenier Anspruch, und wenn das nächste **nationale** Recht unzweifelhaft den Iberern zustand, so waren gerade sie durch vorzugsweise rauhe Gebirge geographisch abgeschnitten. Historisch läßt sich eine Georgische Oberherrschaft über Moschien wohl nicht nachweisen, überhaupt aber dürfte die Geschichte des Landes, die wir uns nach den vielen noch vorhandenen Burgen und Festungen als eine wechselvolle zu denken haben, in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt bleiben. Jedenfalls aber haben in dem Kampfe um vorwiegenden geistigen Einfluß am Ende die Armenier, als die begabteste und gebildetste der in Frage kammenden Nationen, den Sieg davongetragen, fa daß die noch heut im Schooße der Familien georgisch-redende Bevölkerung sich ohne Anstand das Armenische als Kirchensprache gefallen läßt.

Unser Wirth, der Pfarrer, ist ein alter jovialer Mann mit prächtigem weißen Vollbart, glänzenden schwarzen Augen und immer freundlichem Gesicht. Er erzählte uns, daß er in Akyzka (Achatzich) von einem mechitaristischen Geistlichen erzogen worden sei und sogar ein wenig Italienisch gelernt habe. Sein ganzes langes Leben hindurch sei es seine Sehnsucht gewesen, einmal den heiligen Vater in Rom zu sehen; jedoch seien seine Wünsche immer an dem Widerstande der Obern gescheitert.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Adelssagen.

58. Das Rad der Herren von Jagow.

In einer blutigen Schlacht der alten Markgrafen von Brandenburg, in welcher sich das Kriegsglück schon für den Feind entschieden hatte, soll nach altmärkischer Sage der Sieg durch das Hinzukommen eines Ritters gewonnen worden sein, welcher auf rasselndem Streitwagen in die Schlachtreihen der Wenden hineinjagte. „Jageto!" rief der Fürst seinem wackeren Ritter nach, als die Feinde in die Flucht geschlagen waren. Daraus wurde im Laufe der Zeiten „Jagow". In der Hitze des Streites aber hatte der Held ein Rad seines Streitwagens verloren; das setzte ihm der Markgraf in seinen Schild.

Natürlich ist solche Wappenverleihung reine Erfindung. Zur Erklärung des Rades auf den Schilden des Uradels giebt es nur den doppelten Weg: dasselbe als allmählig entwickelte Schildverzierung zu fassen, aber, was besser ist, in ihm ein Symbal der Sonne und des Sieges zu erkennen. Der Sage nach sollen alle märkischen Geschlechter mit dem Rade von einer Burg Uchtenhagen ausgegangen sein, deren Trümmer noch jetzt

in der altmärkischen Wische liegen. Sehr leicht möglich ist es, daß hier, auf diesem Schlosse, sich vielleicht schon im 11. Jahrhundert ein altsächsisches Geschlecht niedergelassen hat, welches mit dem heilverkündenden Zeichen des altgermanischen Sonnengottes seine Schilde zierte.

Naiv und kindlich ist die Ableitung des slavischen Namens Jagow vom deutschen „Jag' zu!" Noch realistischer sagt eine andere Ueberlieferung, das edle Geschlecht habe diesen Namen angenommen, weil es die Tempelherren aus der Mark habe jagen helfen. Der geschichtlichen Wahrheit entgegen behauptet die Sage auch, die Jagows hätten im Kampfe gegen die märkischen Templer sich des Schlosses Aulosen bemächtigt; auf Aulosen aber haben niemals Templer gesessen. Unerklärbar für die Sage selbst ist auch das räthselhafte Helmkleinod, jener Bär oder Eber, geblieben, aus dessen Nacken zwei Liliensceptter hervorgehen. Eine Anspielung auf eine glückliche Jagd darin zu finden und in den Liliensceptern Speere zu erkennen, erscheint doch etwas zu gesucht. Wir kommen indeß noch hierauf zu sprechen.

Wir erwähnten Schloß Aulosen. An diesen alten Rittersitz des Jagow'schen Geschlechtes knüpft sich die weltbekannte Sage von dem Kreuzfahrer mit den beiden Frauen, der Sarazenin, welche ihm aus Mitleid im heiligen Lande das Leben gerettet und ihn innig lieb gewonnen hat, und dem treuen, stillen deutschen Weibe, welches die Liebe des zurückgekehrten Gatten willig mit der Fremden theilt. Das berühmteste Geschlecht, an welches sich die Ueberlieferung geheftet hat, sind bekanntlich die thüringischen Grafen von Gleichen. Doch auch auf sie ist die Sage nur verpflanzt; sie klingt uns schon aus dem altfranzösischen Gedichte vom Ritter Gilion de Trasignies entgegen und ist auch hier vielleicht nur entlehnt. Vielleicht haben zwei Leichensteine zu Großen-Garz die Veranlassung gegeben, die Sage auf die Herren von Jagow zu übertragen. In einem einbalsamirten Körper der dortigen Kirche sieht das Volk die sterblichen Reste der Sarazenin; unter den Jagow'schen Familiengemälden sucht man ihr Bild. Merkwürdig aber muß es erscheinen, daß zur Feier der glücklichen Rückkehr des Kreuzfahrers am grünen Donnerstage eine Armenspende bis vor noch nicht langer Zeit ausgetheilt wurde. Sie bestand in Erbsen und Stockfisch, auch wurde jedem Bettler Brod und Speck (sic!) mit auf den Weg gegeben.

All' die sagenhaften Zusätze der Geschichte des altedlen Hauses Jagow bedürfen dringend der Klärung und Erläuterung, wie sie nur eine fleißige und mit Kritik geschriebene Familiengeschichte geben kann.

59. Das Kleeblatt der Bismarck,

welches bekanntlich auf drei Nesselblättern ruht, wird von der poetischen Sage also erklärt:

Ein Wendenfürst freite einst um ein Fräulein von Bismarck, welches sich bereits ihrem Vetter verlobt hatte. Nachdem der Wende die Abweisung erhalten, schwor er, „das Kleeblatt der Jungfrau" zu brechen; „es werde ihn wohl nicht wie eine Nessel bei der Berührung brennen." Es gelang ihm, in Abwesenheit ihres Vaters das Schloß der Jungfrau zu ersteigen; er preßte sie in seine Arme; in feuriger Liebe rief er: „Euer Kleeblatt thut mir nicht weh!" Da stieß sie ihm einen Dolch in seine Brust und entgegnete: „Da habt Ihr die Brennesseln!"

So die augenscheinlich sehr späte Sage. Nach dem alten Wahlspruch des berühmten Geschlechts:

„Das Wegekraut sollt' stehen la'n,
Hüt' dich, Jung'; sind Nesseln d'ran!"

will es scheinen, als ob das Kleeblatt auch als Wegekraut zu fassen wäre. Wegekraut aber und Brennnesseln stehen nach dem Volksglauben in strengem Gegensatz und doch in innigster Verbindung. Die Brennnessel ist ein Zeichen des Unglücks, das Wegekraut des Glücks; hat die Brennnessel gestochen, so hilft das Wegekraut kühlen; — wo das Wegekraut wächst, trifft der Wanderer auch die Brennnessel. Das Bismarck'sche Wappen, in seiner Einfachheit wahrscheinlich die Hausmarke der ehrenfesten Vorfahren des berühmten Stendaler Bürgers Claus von Bismarck, beruht demnach auf uralt deutscher Pflanzensymbolik.

Die Bildungsanstalt für Kleinkinder-Lehrerinnen in Halberstadt.

In hohem Maße erfreulich ist der Aufschwung, den die Kleinkinderbewahr-Anstalten in Deutschland genommen haben; man beziffert die Zahlen derselben auf etwa 2000. Von großer und segensreicher Bedeutung ist indessen nicht blos die quantitative Zunahme, sondern namentlich auch der Umstand, daß während früher das erste beste junge Mädchen oder Wittwe ohne weitere Prüfung, ob sie auch nach dieser Seite hin begabt sei, mit der Leitung solcher Anstalten beauftragt ward, jetzt auf die Ausbildung geeigneter Persönlichkeiten Gewicht gelegt wird. Die Kleinkinderschule ist ein gutes Mittel zur Erziehung des Volkes, zumal dann, wenn die Lehrerin tüchtig vorgebildet ist. Wir erwähnten in einer unserer letzten Nummern des Oberlinhauses in Nowawes bei Potsdam, in welcher ausgezeichnete Lehrschwestern ausgebildet werden. Andere Anstalten dieser Art finden sich in Kaiserswerth, in Nonnenweiher (Baden), in Neudettelsau (Bayern), in Großheppach (Württemberg). Eine der jüngsten Anstalten ist die in Halberstadt, welche auf Anregung des Provinzialvereins für innere Mission in Halberstadt 1872 gegründet worden ist.

In derselben sollten Wittwen oder Jungfrauen von 17—30 Jahren aufgenommen werden, um ihre Vorbildung zu dem Beruf an den Kleinen nicht nur praktisch durch Besuchen und Helfen in einer guten Musterschule, sondern auch durch Unterricht in der Methode der Kindererziehung und Nachhilfe in Religion, Deutsch, Naturkunde, Heimathskunde 2c. sowie durch Förderung der christlichen Herzens- und Gemüthsbildung zu erhalten.

Man beschloß nicht etwa blos eine Bildungsanstalt ins Leben zu rufen, die von den Zöglingen täglich stundenweise besucht werde, sondern ein Mutterhaus, in das die Schwester als in einen Organismus eintreten, in dem sie ein Jahr lang in fester Ordnung, Selbstzucht und -verleugnung lernen, das für sie nach der Individualität Stellen auswählt, mit ihnen in stetem Verkehr bleibt, ihnen Rath und Hilfe, Stärkung und Ermahnung sendet, das ihre Heimat bleibt und ihre Zuflucht, wenn das Elternhaus vielleicht längst zerfallen ist.

Am 17. April 1873 wurde das Mutterhaus mit drei Zöglingen eröffnet.

Die eintretenden Zöglinge werden zu ihrem Berufe durch Unterricht und Uebung vorgebildet. Sie werden unterrichtet sowohl durch Unterweisung über physische und seelische Erziehung des Kindes, durch Unterricht in Lied und Katechismus, in biblischer Geschichte und Kirchengeschichte, als auch durch Repetition von Naturgeschichte, Geographie, Rechnen und Deutsch, endlich durch Pflege des Gesangs. Sie werden aber ferner vorgebildet durch regelmäßige Theilnahme und Beschäftigung in der mit der Anstalt verbundenen von 60—70 Kindern besuchten Kleinkinderschule; zugleich ist ihnen Gelegenheit geboten die Arbeit einer Sonntagsschule kennen zu lernen und an einem Abend in der Woche kommen Fabrikmädchen zum Nähen und Flicken. Auch an Krankenbesuchen nehmen sie je und je Theil.

Bis jetzt haben in der Anstalt 70 Schwestern Aufnahme gefunden: 1873 traten ein 10; 1874: 16; 1875: 18; 1876: 18. Die Leitung trug mit Recht Bedenken, mehr als 18 Schwestern gleichzeitig im Hause zu haben, weil sie nicht den Charakter der Familie verwischen möchte.

Der Heimat nach stammen von diesen 70: 43 aus der Provinz Sachsen, 8 aus der Provinz Brandenburg, 7 aus Anhalt, 4 aus der Rheinprovinz, 2 aus Hannover, je 1 aus Westpreußen, Schlesien, Braunschweig, Königreich Sachsen, Bayern und Großherzogthum Weimar. Von den 70 Schwestern sind 36 verwaist.

Seit dem Jahre 1877 befindet sich die Anstalt im Besitz eines eigenen schuldenfreien Hauses; freilich bedarf dieselbe eines jährlichen Zuschusses von 3000 Mark zu ihren Einnahmen, um die Unterhaltungskosten zu decken.

(„Deutscher Frauen-Verband.")

Schweizer-Pension Kohllehn

in der Schönau bei Berchtesgaden,

eine halbe Stunde vom Markt Berchtesgaden und eine halbe Stunde auf bequemem Wege vom herrlichen, tiefgrünen Königssee entfernt, ist dieselbe per Wagen in $2^1/_2$ Stunde vom Bahnhof Reichenhall und in 3 Stunden vom Bahnhof Salzburg zu erreichen.

Das Haus liegt an einem der schönsten und gesündesten Punkte der Umgebung von Berchtesgaden, beinahe 2000 Fuß über dem Meere und gewährt vollständige Rundsicht über die Hochalpen und Berge des hiesigen Gebirgslandes, wie Watzmann, Hohe Göll, Hochkalter, Mühlsturzhörner, Untersberg ꝛc. und eignet sich sowohl zum längeren Sommer-Aufenthalt, wie auch als Curort.

Die wirksamen Berchtesgadner Soolbäder und andere Bäder, sowie die beste Milch sind stets im Hause zu haben und für Beschaffung aller Mineralwässer wird auf Wunsch jederzeit schnell gesorgt, da für Brunnentrinker sich der Platz auch besonders empfiehlt durch seine Lage auf weitem Plateau mit bequemen Promenaden und schattigen Plätzen, in der Nähe der schönsten Waldparthien; ein auch für leidende Augen wohlthuender Platz, fern von jeder staubigen Straße. —

Unser Haus, im Sommer 1877 eröffnet und sich da schon während einiger Monate eines zahlreichen Besuches erfreuend, ist auf das Beste und Bequemste montirt, und wird nach der uns bekannten Art der Schweizer-Pensionen gehalten, mit Speise- und Conversations-Salon, kleiner Bibliothek und Pianino im Hause, sowie für mehrere Zeitungen und eine reiche Auswahl Unterhaltungsblätter und Spiele stets gesorgt ist.

Der Bereitung einer gesunden und kräftigen Kost, meist nach norddeutscher Art, wird die größte Sorgfalt gewidmet, ebenso der Anschaffung reiner, guter Weine ꝛc.

Um den Verkehr Leidender mit dem Arzte zu erleichtern, hält Herr Dr. Kimmerle einen Tag wöchentlich Sprechstunde hier im Hause ab. —

Jungen Mädchen und Knaben, welche eine Erholung bedürfen, wird auf Wunsch der fernen Verwandten die sorgsamste Aufsicht und nöthige Pflege zu Theil. —

Der gewöhnliche Pensions-Preis für Kost und Wohnung beträgt pro Tag 6 Mark und finden Gäste zu jeder Zeit Aufnahme; die Haupt-Saison vom 1. Mai bis 1. November.

Schönau bei Berchtesgaden in Bayern.

Freiherr von Gregory
und Frau.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63 — 65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 24. April 1878. Nr. 17.

Das pontische Küstenland und Hocharmenien.

(Fortsetzung.)

Den 28. August.

Der alten Geographie sind die Moschischen Gebirge eine terra incognita geblieben. Sie lassen dieselben durch einen Fluß Iberus bespült werden, der nur unser Ardanutsch-Tschai sein kann, welchen sie in den Cyrus einmünden lassen, obwohl sie wissen, daß der Cyrus sich in das Caspische Meer ergießt — wobei allerdings nicht ausgeschlossen ist, daß jene Nachricht auf einem Mißverständniß beruht, indem sie den Fluß, in welchen ihr Iberus einmündet, d. h. den Tschorok, fälschlich durch Kyrus wiedergegeben haben. Dagegen erwähnen sie einer Stadt Artanissa, die wir unbedingt mit Ardanutsch identificiren müssen. Da nun auch die Baureste für das hohe Alterthum dieser Stadt sprechen, so beschlossen wir den heutigen Tag hier zuzubringen und uns die Ruinen näher anzusehen. Schon früh am Morgen besuchte uns unser alter Wirth, der schon vor Sonnenaufgang die Messe gelesen hatte; dann kam ein Geschenk vom Musellim, köstliche Melonen und Weintrauben, dann der Musellim selbst, wobei ich bemerke, daß der orientalischen Etikette zufolge den angekommenen Fremden der erste Besuch gebührt, daß es aber nicht als Verstoß gilt, diesen Besuch gleichsam per procuram durch eine zur Begrüßung ausgesandte Respectsperson machen zu lassen. So wurde es denn fast 11 Uhr, bis wir uns zur Besteigung des Schloßbergs auf den Weg machen konnten. Zuerst klommen wir zu einer, das hier besonders hohe Felsenufer des Flusses überragenden Kirchenruine auf, deren noch aufrechtstehende Fensterbogen unser lebhaftes Interesse geweckt hatten. In der Nähe gesehen aber befriedigten uns die Trümmer nicht sonderlich; das architectonisch werthvolle Material war offenbar längst weggeschleppt und zu neuen Bauten in der Stadt verwandt worden. In dem Felsen unterhalb der Kirche fanden wir zwei Höhlen, eine obere und eine untere, eingehauen. Wir besuchten die obere, welche mittels eines sich an den Felsen hinziehenden Pfades zugänglich ist, überzeugten uns aber, daß ihr Inneres nichts Bemerkenswerthes enthalte. Zu der unteren, jetzt unzugänglichen, soll früher eine im Innern ausgemeißelte Treppe vom Flusse her hinaufgeführt haben, welche jetzt verschüttet ist. Wir verzichteten auf ihren Besuch, da er schwerlich ein anderes Ergebniß gehabt haben würde, als derjenige der oberen. Es ist möglich, daß die Treppe sich weiter nach oben fortpflanzte, und daß die Anlage nur den Zweck hatte, in Fällen der Belagerung die Versorgung der oberen Festung mit Wasser zu ermöglichen. Am Nachmittag erwiderten wir zunächst den Besuch des Bej und erstiegen dann von Neuem den Schloßberg, um in die ihn krönende Burg einzudringen, was uns mittels einer Leiter, die wir an den senkrecht abfallenden Felsen anlegten, auch gelang. Daß wir da oben einen herrlichen Rundblick genossen, versteht sich von selbst — doch war das nicht der Zweck unsers Besuchs. Gegenstände aber, die wir als die Ueberreste einer höheren, in diesen Ländern zu Grunde gegangenen Cultur hätten bezeichnen mögen, fanden wir so gut wie keine. Die stattlichen Ringmauern bergen nur von elenden Privathäusern herrührende Schutthaufen; vielleicht daß auch diese Burg nur ein Zufluchtsort bei Kriegsnöthen war, sonst muß man sagen, daß die jetzigen Bewohner der moschischen Gebirge bequemer und civilisirter wohnen, als ihre autonomen Vorfahren. Jedoch steht auch da noch die Umwandung einer Kirche zum Theil aufrecht, und über einer Fensterwölbung sieht man Spuren eines im byzantischen Styl ausgeführten Kirchengemäldes. Unser Wirth, dem wir davon erzählten, versicherte uns, daß er das Letztere in seiner Jugend noch ganz gesehen habe; es sei ein das Evangelium in der Hand haltender Christus gewesen mit der Inschrift: „Ich bin das Wort", auf Georgisch.

Am Abend des Tages wurde unsere Gesellschaft durch einen zweiten, wie mir schien, dem Pfarrer als Adjunkt beigegebenen, Geistlichen vermehrt, der vom Besuch einer mehrere Stunden entfernten Filialgemeinde zurückkam. Dieser junge Mann sprach fertig Italienisch

und kannte sich demnoch leicht mit uns verständigen. Zu meinem Bedauern aber hatte er für die Vergangenheit und sogar für die Gegenwart seiner Heimat gar kein Interesse und schwelgte nur in der Aussicht auf eine paradiesische Zukunft, wenn „diese fanatischen und culturunfähigen Barbaren" erst ausgewirthschaftet hätten, und dann das vor allen andern hochbegnadete Volk der Armenier die Welt mit dem Glanze seiner Thaten überraschen würde.

Den 29. August.

Wir hatten früh fortzukommen gehofft, unsere Pferde aber mußten aon so entlegenen Bergweiden hergeholt werden, daß es nicht möglich war, sie rechtzeitig an Ort und Stelle zu schaffen, und wir erst gegen Mittag reisefertig waren. Von Ardanutsch nach Ardahan, unserm nächsten Reiseziel, rechnet man zwei Tagereisen; die große Verzögerung störte also sehr unsere Berechnungen, da wir nicht hoffen konnten, in den noch übrigen Tagesstunden den Weg über das uns vom Kur trennende öde Gebirge zurückzulegen und in den Dörfern des Kurthals ein Nachtquartier zu suchen. Wir ritten in nordöstlicher Richtung an einem Flusse hinauf, der als der hauptsächlichste unter den sich bei Ardanutsch vereinigenden Quellarmen eines und desselben Gewässers als der eigentliche Ardanutsch-Tschai gilt, und gelangten nach drei Stunden an ein Dorf, bei welchem wir rasteten und von dem Muchtar mit Speise und Trank erquickt wurden. Von da ab wurde die Bodenhebung jäher, unser Weg verließ das Flußthal und führte uns, sich im Zickzack windend, den Berg hinan. An diesem fanden wir eine Waldvegetation, welche der europäischen ähnlich war; aus dem Gebiet des Laubholzes kamen wir allmälig in dasjenige des Nadelholzes, über welchem wieder weite, blos mit Gras und Kraut bedeckte Kuppen sich erhoben, also eine Alpenregion, welche aber hier wohl meinem Reisegefährten nur geringe Ausbeute an seltenen Pflanzen bot. Ein Uebelstand war nur die schneidende Kälte, die wir nach so viel ausgestandener Hitze hier trafen; wir empfanden dieselbe um so unangenehmer, als wir mit unserer Kleidung nichts weniger als darauf vorbereitet waren, und die späte Tageszeit ein Abladen der Packthiere und Hervorsuchen wärmerer Sachen nicht gestattete. Inmitten eines feuchten Nebels, den der Wind uns an den Körper blies, ging die Sonne unter; rasch trat die Dunkelheit ein; unsere Pferde, welche seit Ardanutsch gegen 4000' hoch gestiegen waren, konnten kaum mehr von der Stelle gebracht werden, und die erstarrten nassen Hände hielten weder Zügel noch Peitsche fest. Der willkommene Laut fernen Hundegebells feuerte uns zu einer letzten Kraftanstrengung an, obwohl unsere Begleiter uns sagten, daß es hier kein Dorf gäbe, und daß wir nur eine Jaila, einen Sommerweiler für Sennereizwecke, finden würden. Und so war es auch. Die kleine Ortschaft, an die wir gelangten, gehörte dem noch in den moschischen Thälern gelegenen Dorfe Chewan an und wurde demnach Chewan Jailassi genannt; es waren nur wenige schlechte Hütten, jedoch mußten wir daselbst übernachten, da es nicht möglich war, ein Dorf zu erreichen. Schon der Zugang war schwer, wir erstaunten über die Menge prächtiger Büffel, Rinder, Schafe und Ziegen, die zur Nachtruhe von den Bergwiesen hierher zusammen getrieben worden waren, und durch die sich unsre müden Pferde unter dem Gekläff wüthender Hunde einen Weg suchen mußten — der Schmutz dazwischen war ganz unbeschreiblich. Auch die Bauern und Bäuerinnen, welche durch unsere Ankunft in der Melkarbeit gestört wurden, waren übellaunig und hatten wenig Lust, uns eins der Häuschen, in denen sie noch des Tages Last und Mühe Ruhe und Schutz gegen die Unbill des Wetters zu finden pflegten, abzutreten. Nach längerem Gezänk fanden sie sich in das Unvermeidliche, und kaum waren wir in den uns angewiesenen Raum eingetreten, als auch die orientalische Gastlichkeit in ihre vollen Rechte trat. Mit Dienstbeflissenheit wurde ein munteres Feuer angezündet, an welchem wir unsere nassen Kleider trockneten, und zum Abendessen Büffelmilch, Käse und Brod herbeigeschafft. Anderes hatten die guten Leute Nichts.

Den 30. August.

Der Morgen war klar, aber recht kalt; wir hatten, als wir um halb acht Uhr aufbrachen, nicht mehr als $4^1/_2$° Wärme. Ich war gespannt auf den Fortgang der Reise, die uns heute über die Wasserscheide zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meere bringen sollte. Weit und breit sahen wir uns noch von dem welligen Plateaulande umgeben, auf dem wir gestern Abend schon in der Dunkelheit eine tüchtige Strecke zurückgelegt hatten. Nachdem wir in gleicher Weise gegen eine Stunde weiter geritten, sahen wir, daß wir, ohne es zu bemerken, bereits auf die östliche Abdachung gelangt waren. Wir hatten nunmehr eine flache Thalmulde vor uns, jenseits welcher sich wieder das kahle Hochland bis zu fernen blauen Gebirgszügen fortsetzte. Ein bequemer Weg führte uns in das Thal hinunter, das Flüßchen, welches dasselbe gleichsam stagnirend und mit seinem schilfbewachsenen Bette weite Bogen beschreibend, durchzieht, nannten unsere Begleiter Ardahan-Tschai, das Wasser von Ardahan, nach der wichtigsten Ortschaft an seinem oberen Laufe, fügten aber hinzu daß es weiterhin Kur genannt werde und dem Kaspischen oder, wie die Orientalen sagen, dem Chazarenmeere zuströme.

Noch einmal das Thal verlassend, um über einen Vorsprung der westlichen Höhenseite eine gerade Richtung zu nehmen, gelangten wir zu dem Dorfe Kilisse-Tamar, Tamarkirchen, wahrscheinlich nach der alten georgischen Königin Thamar genannt, welcher in Georgien und der Südabdachung des Kaukasus so viele Kirchenbauten zugeschrieben werden; durch eine es überragende Burgruine verrieth der Ort eine größere Bedeutsamkeit in früherer Zeit. Wir kamen daselbst wieder in die Ebene herab, welche hier gut angebaut und an

Weilern nicht arm ist. Bei einem der letzteren Chasköi, eine Stunde von Knisse-Tamar entfernt, machten wir eine Weile Halt, um ein Frühstück einzunehmen. Zu unserm Verdruß erfuhren wir hier, daß die Ardanutscher Pferde, welche wir nach Ardahan gefordert hatten, den Auftrag hatten, uns nur bis Schabban, dem größten Dorfe dieser Gegend und Sitz eines Aga, von Chasköl eine Stunde entfernt, zu bringen und sofort zurückzukehren. Es war dies um so unangenehmer, als wir, in Schabban angelangt, den Aga nicht vorfanden und demnach unsere Bitte um Weiterbeförderung gar nicht anbringen konnten. Allerdings eilte der Aga, welcher sich in Geschäften auf einem Nachbardorfe befand, von unserem Eintreffen benachrichtigt, sofort herbei; doch war es bereits so spät geworden, daß wir nur bei Nacht würden haben in Ardahan ankommen können, und da wir das Fremdenzimmer des Dorfs recht behaglich fanden und uns beide unwohl fühlten, so ließen wir uns gern bereden, für die Nacht die Gäste des Aga's zu sein.

Den 31. August.

Wir hatten recht gethan, in Schabban zu übernachten, denn die Entfernung von da nach Ardahan betrug nicht, wie unser Ardanatischer Begleiter uns versichert hatte, vier, sondern volle sieben Stunden, die wir in unserm gestrigen Zustande noch zurückzulegen nicht im Stande gewesen sein würden. Gegen halb 8 Uhr früh brachen wir auf. Unser Weg ging ferner durch die weite Thalebene des Kur und zwar Anfangs noch über den angebauten Theil, den wir gestern betreten hatten, dann aber über eine öde Steppe, welche dem Auge keine Abwechselung bot. Es ist eigenthümlich, daß sowohl mein Reisegefährte wie ich selber beständig das Gefühl hatten aufwärts zu reiten, während wir doch dem — freilich mit äußerst geringem Gefälle sich vorwärts wälzenden — Kurflusse folgten. Allmählich hob sich an der niedrigen Höhenkette des östlichen Horizonts ein dunkler Punkt ab, auf den wir zuritten. Es war dies Ardahan, welches auf einem gegen den Fluß vorspringenden Arme des Thalrandes liegt und demnach eine weithin die Ebene beherrschende Stellung einnimmt. Gegen 3 Uhr Nachm. langten wir im Weichbilde der kleinen Festung an. Der Musellim derselben hatte uns seinen jüngern Bruder, einen stattlichen jungen Mann, in schimmerndem Staatsrock aus goldgesticktem blauem Atlas und glänzendem Waffenschmuck im Kaschmirgürtel, nebst 8 Baschibozuks, sämmtlich auf frischen lebhaften Pferden, entgegengeschickt, um uns zu begrüßen und einzuholen. Es war uns peinlich, dem muntern Trabe, mit welchem diese Leute unsern Zug einleiteten, nicht folgen zu können, gleichwohl hatten unsere Peitschen nicht die geringste Wirkung mehr auf die elenden Thiere. Durch Einsetzen der scharfen orientalischen Steigbügel in die Rippen gelang es uns endlich doch, einen schwerfälligen Gallop hervorzubringen, der uns und die armen Dulder unter uns rascher von der Qual des Zusammenseins erlöste.

Durch eine sich gegen den Kur hinziehende Vorstadt, welche den gesammten Verkehr Ardahans in sich vereinigt, und die wir demgemäß auch gewaltig kothig fanden, wurden wir so in feierlichem Aufzuge nach der Festung geleitet, welche wir durch ein reich ornamentirtes mittelalterliches Thor betraten. Die durch diesen Eingang geweckten Erwartungen rechtfertigte aber das Innere keineswegs, nur in dem untern, dem Thor zunächst befindlichen Raume sahen wir eine Anzahl von Gebäuden meistens ärmlicher Beschaffenheit. Der ganze Rest ist ein Trümmerfeld, aus welchem sich die seit dem letzten Russischen Feldzuge nicht wieder hergestellte Citadelle als Ruine erhebt. In dem an das Thor stoßenden bewohnten Theile läßt sich der jetzige Musellim, Hassan Bej, einen neuen Konak mit abgetrenntem Selamlik, Empfangs- und Geschäftslocal, aufführen; obwohl noch nicht vollendet, ist das Haus schon bewohnt, so daß auch wir daselbst gleich installirt werden konnten.

Das Zimmer, welches wir bewohnen, ist geräumig und besitzt nach zwei Seiten einen etwa 3 Fuß breiten corridorartig abgetheilten Raum, in welchem der orientalische Besucher seine Schuhe läßt und die zahlreiche Dienerschaft sich aufstellt. Der Hauptraum ist mit Divans versehen und mit dicken kostbaren Filzteppichen, Landesfabrikat, ausgelegt. Als ein Uebelstand erschien es uns, daß die hohen Fenster anstatt mit Glasscheiben nur mit Holzgittern versehen sind. Ardahan liegt mehr als 5000 Fuß höher als der Meeresspiegel, und selbst während man die Glut der Mittagssonne unerträglich findet, kann man sich im Schatten, von der scharfen Gebirgsluft bestrichen, oft eines Fröstelns nicht erwehren. Um Sonnenuntergang hatten wir nur 9 Grad Wärme, eine Temperatur, bei welcher stete Zugluft keineswegs zuträglich ist. Was die Ardahaner während des langen kalten Winters anfangen mögen, ist mir unerfindlich. Wie alle Zimmer in diesem Hochlande, so besitzt allerdings auch das unsrige einen Kamin; aber da die Gegend baumlos und demnach Brennholz theuer ist, so findet Niemand nöthig, gegen eine geringe Kälte, wie die heutige, durch Entzünden des Kamins anzukämpfen.

Man empfing uns mit Sorbet, d. h Zuckerwasser, in welches eingemachte Rosenblätter, im Orient ein beliebtes Confect, hineingerührt worden waren, und dem unvermeidlichen schwarzen Kaffee. Erst nachdem wir diese Erfrischungen zu uns genommen, erschien der Hausherr, welcher nach der Landessitte uns gleich beim Betreten seines Hauses hätte willkommen heißen müssen, aber, wie es schien, es nicht über sich gewinnen konnte, den fremden Giau'ren, die er gastlich bei sich aufnehmen mußte, auch höflich zu begegnen. Auch wurde uns gesagt, daß er wegen der beim letzten russischen Kriege über Ardahan verhängten schweren Leiden jeden einzelnen Russen leidenschaftlich hasse und alle Europäer für Russen halte. Offenbar war dem jüngern Bruder, er hieß Derwisch Hamdi Bej, die Unhöflichkeit des ältern sehr unangenehm und er bemühte sich, durch besondere Freundlichkeit die Sache wieder gut zu

machen. Wir fanden in dem Hause des Bej noch einen anderen Gast, einen jungen Armenier aus Constantinopel, den Repräsentanten eines dortigen Hauses, welches an den Bej eine Forderung von 12 Beuteln (ein Beutel = 500 Piaster, beträgt ungefähr 32 Th.) hatte. Diese geringfügige Summe war der stolze Mann, der ein so kostbares Gebäude aufführte, nicht im Stande aufzubringen, und ließ sich daher den jungen Bankier schon seit Monats-Frist an seinem Tische und in seinem Hause als Strafeinquartierung gefallen.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Adelssagen.

60. Die Herren von Kröcher

sollen nach alter Geschlechtssage deshalb ein Kameel auf blauem Grunde im Schilde führen, „weil zwei Gebrüder von Kröcher, die sich im heiligen Lande befanden, eine wunderschöne, auf einem Kameel reitende Christin mit ihren Schätzen aus der überlegenen Schaar türkischer Sarazenen befreit hätten". Es ist nur nicht recht ersichtlich, warum sie dann gerade das Kameel zum Wappenzeichen erwählt haben. Von kreuzfahrenden märkischen Rittern weiß übrigens die Geschichte außerordentlich wenig. Es bleibt das Wappenzeichen somit befremdend und unerklärt, falls sich nicht nachweisen läßt, daß vielleicht in irgend einem niederdeutschen Dialect das Kameel, wie wir vermuthen, „Kröcher" heißt und das Wappen mithin ein redendes ist.

61. Der Vorname der Herren von dem Borne heißt seit Jahrhunderten bei allen Mitgliedern des Geschlechtes ungewöhnlicher Weise „Kreuz wende Dich"; wie dieser Vorname aber entstanden ist, davon erzählt eine anmuthende Sage.

Mit Kaiser Friedrich I. war auch ein Märker von Adel zum heiligen Lande gezogen; mit Herzog Friedrich von Schwaben war er nach des Rothbarts Tode bis vor Accon gelangt. In den Kämpfen vor der Veste gerieth er in türkische Gefangenschaft. Er mußte die schwersten Dienste verrichten, konnte aber nimmer die Zufriedenheit seines Herrn erringen. Wohl aber erwarb er sich die Zuneigung der schönen Tochter desselben. Bald merkte der Vater das geheime Einverständniß und um seinen verhaßten Sclaven aus dem Wege zu räumen, vergiftete er den sprudelnden Brunnenquell in dem Garten, in welchem jener arbeitete und dessen kühles Wasser er zu schlürfen pflegte. Allein das Sarazenenmädchen hatte das Thun des Vaters beobachtet, und als der geliebte Sclave sich zur Fontaine neigte, um sich den erfrischenden Trunk zu schöpfen, da rief sie ihm zu: „Kreuzritter, wende dich von dem Borne!" Dies die ungleich mehr dichterische als geschichtliche Sage des altedlen, neumärkischen Geschlechtes, dessen Urheimat, wie bei so vielen märkischen Familien in Westfalen zu suchen sein möchte.

62. Die drei Geschlechter Königsmark, Möllendorf und Rohr

führen mit vielen andern, z. B. den Rohrbeck, Rehberg, Krotz, Platow, Beust, Burkersroda und Heßler, dasselbe Wappen, die senkrechte Spitzentheilung in Silber und Roth. Eine sinnige und wohl unzweifelhaft richtige Ueberlieferung behauptet, daß sächsische Edelinge eines Stammes nach dem wendischen Norden gekommen seien und sich an verschiedenen Orten der Priegnitz niedergelassen hätten, der eine in des „Königs Mark", der andere „am Rohre", der dritte „am Mühlendorfe." Damit fällt denn die oft nachgesprochene Hypothese von einer Einwanderung der Rohr aus Baiern. Kommt doch auch schon um 1304 ein Alard „aus dem Rohre" vor!

In ihren Helmkleinodien unterscheiden sich die drei Geschlechter, das der Rohr ist ein sprechendes: der Fuchs, der aus dem Rohre rennt. Im Laufe der Zeit sind die Rohrkolben freilich durch die Unkenntniß der Siegelstecher in Rosen verwandelt worden. Anmuthige Helmsagen, denen aber jede geschichtliche Grundlage fehlt, finden sich bei den beiden andern stammverwandten Häusern.

Die Königsmark führen ein königliches Frauenbild, drei Rosen mit der Hand darbietend. Eine Königin, eine Maria von Ungarn heißt es, war von ihren Feinden gefangen genommen worden, Hans Rabeke von Königsmark hat sie frei gemacht. Nur die drei Rosen, welche sie zufällig trug, erbat er sich zum Lohne seiner That; sie aber zog ihn an ihre Brust und erlaubte ihm, sie dreimal zu küssen.

Bei den Möllendorfs führt die königliche Jungfrau in der rechten Hand ein Rad, und die Sage erzählt, daß eine vertriebene Fürstentochter einst in Schlesien, in dem waldigen Grunde eines Baches bei Müllersleuten Zuflucht gefunden habe. Dort diente sie im Magdgewand. Ihr Vater aber, der vertriebene König, gelangte wieder zu seinem Reiche. Da erschienen einst glänzende Ritter vor der Mühle und forderten die Königstochter an ihres Vaters Hof. Schwer genug ward's ihr zu scheiden von der klappernden Mühle, — sie mußte dem Rufe folgen; von Einem aber konnte sie nicht scheiden, das war des Müllers Sohn, der ihre herzliche Liebe gewonnen hatte. Sie nahm ihn mit zu Hofe; der König machte ihn zu einem freien Manne, und er diente und diente, bis er seines Herzens Liebste errungen hatte.

Urkundliche Quellen für diese poetisch schönen Familientraditionen sind uns nicht zu Gesicht gekommen; — vermessen wir uns aber nicht, den schönen Schmelz der Sage von den Blüthen edler Pietät gegen eine fast märchenhaft gestaltete Ueberlieferung abzuwischen.

Die evangelische Diakonissen-Anstalt in Stuttgart.*)

Nachdem schon im Jahre 1846 unter der Leitung des † Diakonus W. Hofacker etliche Freunde Hand angelegt hatten, im Anschluß an Pastor Fliedner's Anstalt zu Kaiserswerth eine Diakonissenanstalt in Stuttgart zu gründen, wurde der damals noch nicht gelungene Plan meist auf Betrieb von Frau Charlotte Reihlen zu Anfang des Jahres 1853 frisch aufgenommen. Die 4 Erstlinge, welche zufolge des öffentlichen Aufrufes zum Diakonissenberuf sich stellten, wurden der Diakonissenanstalt zu Straßburg in die Lehre gegeben. Als erstes Diakonissenhaus bot sich durch die Huld des verewigten Königs Wilhelm um den Gnadenpreis von 14,000 Gulden das bisherige Hofkrankenhaus sammt Mobiliar dar, welches hiedurch eben erst die von seinem Stifter, Herzog Ludwig, gemeinte Bestimmung ganz erreichte. Wäre seine testamentarische Intention (v. 6. März 1587) voll ausgeführt worden, so hätte Stuttgart und Württemberg die erste aller Diakonissen-Anstalten erhalten, während es jetzt im Jahre 1853 die 16. erhielt. Am 18. März 1855 wurde sie mit 10 Schwestern eingeweiht und die Königin Pauline, später die Königin Olga, übernahmen das Protectorat. Die Kranken vom Königl. Hofgesinde finden von da an ihre Pflege auch im Diakonissenhause. Bald wurden die Räume des sonst trefflichen Hauses zu eng. Es legte sich das Bedürfniß eines Neubaues nahe, und 11 Jahre nach Eröffnung des ersten Hauses, am 11. Januar 1866, wurde mit einem Gesammtaufwande von 150,000 Gulden (worunter 10,000 Gulden unverzinsliche Darlehen) hergestellt, das schöne, große und für alle Zwecke trefflich berechnete und von einem Garten umgebene Anwesen eingeweiht, worin die beiden Hauptzwecke einer Diakonissenanstalt, Krankenpflege und Ausbildung von Krankenpflegerinnen, sich verfolgen lassen.

In den letzten Jahren wurde das Gebäude erweitert und eine eigene Kirche mit Predigerwohnung angefügt.

Die Zunahme der Zahl der Diakonissen hat es erlaubt und das Vertrauen in die Leistung der Schwestern hat es erfordert, daß eine immer größere Anzahl von öffentlichen Anstalten, gegen vertragsmäßige Entschädigungen an das Mutterhaus, von ihnen bedient wird. So arbeiteten im Jahre 1873—74 19 im Katharinenhospital, 7 in der Olgaheilanstalt, 2 in der Krippe zu Stuttgart, 17 im Krankenhause und Stadt Ulm, 3 am Spital in Heilbronn, 2 in Calw, 2 im Spital und Stadt Leutkirch, 6 im Spital und Stadt Cannstatt, 3 in Stadt und Hofspital Isny, 2 in Ebingen, 2 in Ravensburg, 2 in Eßlingen, 2 in Neu-Ulm. Den Diakonissen, welche die armen Kranken in der Stadt Stuttgart besuchen und pflegen, wurde im Hause der Evangelischen Gesellschaft eine eigene Wohnung gemiethet, damit sie von da aus ihre Zeit ganz den vielen Armen widmen können.

*) Aus „Statistik der Fürsorge für Arme und Nothleidende im Königreich Württemberg. Stuttgart. A. Kleeblatt u. Cie. 1876."

Neuerdings hat sich auch in Besigheim ein Diakonissenverein gebildet.

Von den Diakonissenvereinen haben mehrere Kapitalvermögen, so diejenigen in Cannstatt, Eßlingen, Heilbronn, Ravensburg.

Wie anderwärts erhalten die Diakonissen für ihre Dienstleistung keinerlei Lohn; was dafür gegeben wird, fließt in die Kasse der Anstalt. Dagegen sorgt die Anstalt für alle ihre Bedürfnisse in gesunden und kranken Tagen. Ihre Heranbildung geschieht durch einen Lehrkursus vom Hausarzt, durch Bibelstunden vom Hausgeistlichen und durch Unterricht in gewöhnlichen Schulfächern von einem Lehrer. Aufgenommen werden in der Regel nur Jungfrauen oder kinderlose Wittwen im Alter von 20—36 Jahren, wenn sie das Zeugniß eines frommen Wandels und eine gute Gesundheit haben. Der Bitte um Aufnahme, welche von jeder Bittstellerin selber geschrieben sein muß, ist ein Abriß ihres äußeren und inneren Lebensgangs und die Einwilligung ihrer Eltern ꝛc. beizuschließen. Dem Diakonissenberuf geht eine Probe und Lehrzeit von mindestens 1 Jahr voraus. Jeder Diakonissin steht, wenn sie solchen Entschluß 1/4 Jahr zuvor erklärt hat, der Austritt offen.

Die Einnahmen der Anstalt bestehen a) in den Verpflegungsgeldern der ins Haus aufgenommenen Kranken, b) in den Belohnungen für die Dienstleistungen der Diakonissen in Privathäusern und öffentlichen Anstalten, c) in Liebesgaben, Vermächtnissen ꝛc. Das reiche Maß, in welchem letztere seither ihr zugeflossen sind, giebt Zeugniß dafür, wie die Diakonissenanstalt als ein Segen der Stadt und des Landes geschätzt wird. Alljährlich geht das Königliche Haus mit leuchtendem Beispiel voran.

Das Gebäude sammt Garten hat einen Werth von 162,525 Gulden (Brandversicherungsanschlag), die Mobilien von 42,020 Gulden. Activkapitalien sind 11,571 Gulden, Passivcapitalien 60,677 Gulden vorhanden. Die laufenden Einnahmen betrugen 1873—74 41,382 Gulden, darunter von Arbeiten in und außerhalb der Anstalt und von Kostgeldern der Kranken 27,333 Gulden, milde Beiträge 13,389 Gulden, und zwar vom Königlichen Hause 4700 Gulden, einschließlich 4000 Gulden von Ihrer Majestät der Königin zur Stiftung eines Freibettes, von der Centralleitung der Wolthätigkeitsanstalten 200 Gulden, das Uebrige von Privaten. Die Ausgaben beliefen sich auf 35,004 Gulden.

In dem Hause wurden verpflegt:

21	Personen	unentgeltlich mit 1397 Verpflegungstagen,
34	„	gegen theilweisen Ersatz mit 2289 Verpflegungstagen,
340	„	gegen vollen Ersatz mit 12,291 Verpflegungstagen.

In und außer dem Hause haben die Schwestern im letzten Jahre 8252 Kranken Handreichung gethan, viel Elend gemildert, viele Schmerzen gelindert, viele Wunden verbunden, manche Thräne getrocknet.

In Winterbach, Ober-Amts Schorndorf, ist im Jahre

1874 eine Zweiganstalt des Stuttgarter Diakonissenhauses, Bethanien, ins Leben getreten, welche den doppelten Zweck verfolgt, einestheils als Asyl für unheilbare Kranke zu dienen, für diese hilfsbedürftigsten aller Kranken, die in keiner der gewöhnlichen Krankenanstalten Aufnahme finden, andererseits als Ruhe- und Erholungsplatz für einzelne Diakonissen, nach schwerer Arbeit oder überstandener Krankheit zur Sammlung und Stärkung ihrer Kräfte. Es wurden gleich zum Beginn 2 Freibetten zur unentgeltlichen Aufnahme armer Kranker gestiftet; auch bildete sich in Stuttgart alsbald ein Verein zur Unterbringung armer Kranker in diese Anstalt, dem es gelang, auf seine Kosten schon im ersten Jahre 9 Kranke unterzubringen.

Das Elisabeth-Kinder-Hospital zu Berlin, Pionierstraße 7a.

verpflegte im verflossenen Jahre im Ganzen 91 Kinder, 16 mehr als im Jahre 1876, mit zusammen 13,851 Pflegetagen, gegen 13,211 des Vorjahres. Von diesen 91 Kindern konnten 35 völlig genesen ihren Eltern zurückgegeben werden; 2 wurden wesentlich gebessert entlassen; 4 nahmen unverständige Eltern nach wenigen Tagen wieder fort. 11 der Pfleglinge erlagen ihren Leiden, doch waren 5 von diesen beinahe sterbend in die Anstalt gebracht worden und starben, ehe sie eine Woche darin waren. 39 Kinder blieben am Schlusse des Jahres 1877 in der Behandlung.

Das Pflegegeld ist nur auf eine Mark per Tag festgesetzt, niedriger demnach als in den übrigen Krankenhäusern Berlins. Dennoch wird dasselbe in Rücksicht auf die Armuth der Eltern oft bedeutend ermäßigt, so daß im Jahre 1877: 5624 Pflegetage ganz unbezahlt geblieben sind.

Die meisten der dem Hause übergebenen Kinder leiden an Scropheln und Knochenfraß und bedürfen deshalb einer langen Pflege, soll Heilung oder Besserung erzielt werden. Doch kommen auch akute Krankheiten vor, typhöse und andere Fieber, Gehirn- und Lungenentzündungen, die schnelleren Verlauf nehmen.

In Bezug auf die Aufnahme der Kinder bemerken wir, daß kranke Kinder im Alter von 2—9 Jahren aufgenommen werden, doch dürfen sie weder an ansteckenden Hautkrankheiten leiden, noch Keuchhusten haben; ebenso wenig können blödsinnige oder epileptische Kinder verpflegt werden.

Die Anstalt hat ein durchaus evangelisches Gepräge, und Alle, die darin arbeiten, sollen und wollen in diesem Geist ihr Werk treiben; doch nimmt dieselbe kranke Kinder ohne Unterschied der Confession auf.

Einen schmerzlichen Verlust hat der Vorstand durch den am 13. December 1877 erfolgten Tod des Geh. Commerzienraths von Krause zu beklagen, der wegen seines reichen, nie ermüdenden Wohlthuns in weiten Kreisen bekannt und hochgeachtet war. Seit Begründung des Hospitals im April 1843, so äußert sich der 35. Jahresbericht der in Rede stehenden Anstalt, dem wir diese Notizen entnehmen, war Herr von Krause Mitglied des Vorstandes und hat die langen Jahre hindurch der Anstalt unermüdlich mit Rath und That beigestanden. Mehr als einmal hat er in Zeiten der Noth durch außerordentliche Geldgeschenke oder bedeutende Vorschüsse geholfen. Noch wenige Tage vor seinem Tode schickte er 750 Mark, die Hälfte der veranschlagten Kosten der Wasserleitung, die im nächsten Frühjahr in das Haus gelegt und von dem Vorstande durch besondere Gaben bestritten werden soll. Auch in seinem Testamente hat der Heimgegangene des Hospitals gedacht und demselben ein Legat von 15,000 Mark bestimmt: „zur Vermehrung des Stamm-Capitals."

Die financielle Lage der Anstalt betreffend, so bezeugt der Bericht mit Dank gegen Gott, daß sie trotz des allgemeinen Nothstandes nie Mangel gelitten habe, wenn es auch an Zeiten der Sorge nicht fehlte. Besonders während der Sommermonate waren die Einnahmen durch die Sammelboten äußerst gering. Und doch ist die Anstalt bei ihrem nur kleinen Capital-Vermögen auf die Mildthätigkeit der Freunde derselben angewiesen und immer wieder muß dieselbe bitten: helft mit Euren Gaben, daß das Elisabeth-Kinder-Hospital fortbestehen kann.

Die Einnahme pro 1877 beträgt 18,433 M. 30 Pf., darunter an gezahlten Pflegegeldern nur 3003 M. 50 Pf., aus der städtischen Haupt-Armen-Kasse 4410 M.; die Ausgabe 17,483 M. 38 Pf., so daß am 31. December 1877 ein Bestand von 949 M. 92 Pf. verblieb.

Statistisches.

Nach dem soeben ausgegebenen achtzehnten Jahresbericht über den Stand und die Wirksamkeit der Deutschen Schiller-Stiftung ist im Jahre 1877 die Gesammtsumme von 43,432 M. verausgabt worden. Davon entfielen auf lebenslängliche Pensionen 15,192 M., auf mehrjährige Bewilligungen 18,385 M., auf einmalige Zuwendungen 9855 M.

Die Bewilligungen der Zweigstiftungen betrugen 5970 M. und 1315 Fl. ö. W.

Unter den Beiträgen des vorigen Jahres figuriren solche von Sr. Majestät dem Kaiser und König (1000 M.), von Ihrer Majestät der Kaiserin-Königin (150 M.), von dem Kaiser Franz Joseph (500 Fl.), und von dem König Albert von Sachsen (500 M.). Ferner haben die Großherzöge von Baden und Sachsen Beiträge gespendet. Außerdem flossen der Stiftung noch zwei Legate zu, jedes in Höhe von 2000 Fl.

Die Einnahme betrug 63,441 M. und 385 Fl., die Ausgabe 47,814 M. und 335 Fl., mithin blieb Ende des vorigen Jahres ein Baarvorrath von 15,626 M. und 50 Fl. Zu Zahlungen per 1. Januar 1878 waren 8926 M. zu verwenden.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.


Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 1. Mai 1878. Nr. 18.

Aus dem Johanniter-Krankenhause in Beirut

schreibt man uns:

In Folge des hier herrschenden großen Elends, sind mehrfach Personen durch die Aufnahme im Krankenhause dem Hungertode entrissen worden und täglich werden von den Ueberresten der Mahlzeiten eine Anzahl armer Leute gespeist. Die vorstehende Diakonissin des Hospitals läßt zu dem erwähnten Zweck die Portionen ein wenig reichlicher als gewöhnlich kochen, was hoffentlich dem Orden auch genehm ist. Wenn das Haus nicht stets so sehr von Kranken in Anspruch genommen würde, so daß alle Hände vollauf beschäftigt sind, dann hätten wir hier Geld gesammelt oder uns bittend an den Orden gewendet, um noch etwas mehr täglich austheilen zu können. Ein armes Weib, das neulich Vormittags aufgenommen ward, starb bereits am selben Tage, so elend war sie durch die ausgestandenen Entbehrungen geworden. —

Unsere Bulgaren werden nun hoffentlich bald heimreisen können. Auf eine telegraphische Bitte, die das Comité für dieselben durch Vermittelung des Consuls Brüning hierselbst an den Kaiserlich Deutschen Botschafter Prinzen Reuss nach Constantinopel sendete, kam die Antwort: es sei bereits von der türkischen Regierung an den Vali von Syrien der Befehl ergangen, die exilirten Bulgaren in Freiheit zu setzen. Richtig ließ denn auch bald darauf der Vali von Damascus die 6 Bulgaren, die weiter nach Osten departirt worden waren, nach Damascus zurückbringen und von dort hierher nach Beirut dirigiren. Fünf, die noch in Damascus waren, kamen bereits am 1. April hier an, von einem in Damascus entstandenen Comité reichlich beschenkt. Da sie dies Letztere verschwiegen und die Kunde davon auch sonst noch nicht zu uns gedrungen war, gaben wir jedem einen türkischen Thaler Zehrgeld auf den Weg, als sie am folgenden Tage mit dem Lloyd-Dampfer auf Kosten der türkischen Regierung abfuhren. Von Akka kam die Nachricht, daß daselbst 79 Bulgaren in Freiheit gesetzt worden seien, daß die Behörde aber sich weigere, das Reisegeld für dieselben zu zahlen. Da das Comité nicht Mittel genug hat, um die Ueberfahrtskosten zu decken, wir auch nicht gesonnen waren, der türkischen Regierung etwas zu schenken, so baten wir Herrn Consul Brüning, den Vali zu ersuchen, die Behörden in Akka zur Zahlung der Reisekosten anzuweisen. Der Vali erklärte aber, davon stehe in den an ihn ergangenen Verfügungen nichts geschrieben. So haben wir denn wieder den deutschen Botschafter bitten lassen, bei der Pforte andere Verfügungen auszuwirken.

Von Aleppo kam die Nachricht, daß man dort 46 Bulgaren hingebracht habe, von denen etwa ein Drittel krank war. Auch diesen wurde nun die Freiheit gegeben, aber kein Reisegeld. Wir unterstützen sie vorläufig, besonders die Kranken. Der deutsche Vice-Consul Zallinger und der englische Henderson kümmern sich um sie.

In Nicasia auf Cypern waren durch den englischen Vice-Consul Watkins in Larnaka, gleichfalls 27 Bulgaren aufgespürt worden. Der griechische Erzbischof unterstützte sie täglich mit einem Piaster (15 Pfennige). Wir ließen ihnen durch Mr. Watkins Hilfe senden und baten denselben, auch den Erzbischof zu energischerer Unterstützung seiner Glaubensgenossen aufzumuntern.

Sie sehen, uns ist das Werk unter den Händen gewachsen. Zum Glück hatten wir, Dank dem Orden und anderen Gaben, Geld genug, um in all diesen Richtungen Hilfe leisten zu können. Noch jüngst erhielten wir wieder 25 Lstr. Sterlg. aus England. Den erwähnten Consuln können wir nicht dankbar genug sein, für alle freundliche Unterstützung, die sie unserem Werke angedeihen lassen.

Das pontische Küstenland und Hocharmenien.

(Fortsetzung.)

Den 1. September.

Heute dachten wir die Reise nach Erzerum fortzusetzen; jedoch waren keine Pferde aufzutreiben gewesen, dieser Umstand nöthigte uns noch zu bleiben. Wir benutzten unsre Muße, in Begleitung unsers Hausgenossen, des jungen armenischen Kaufmanns, eine Promenade

durch die Stadt zu machen. Da diese nur wenig mehr als eine halbe Stunde im Umfange hat, so wurden wir mit ihrer Besichtigung bald fertig. Die sie umgebende Ringmauer ruht auf einer, an ihrer niedrigsten Stelle den Kur um etwa 40 Fuß überragenden Felsenbank und mißt bei einer Dicke von 6 Fuß eine Höhe von 25. Sie besitzt nur ein, durch einen Thurm geschütztes Thor, dasselbe, durch welches wir gestern unsern Einzug hielten. Eine über diesem Thor angebrachte Inschrift bezeichnet den türkischen Sultan Suleiman den Prächtigen, den Sohn Selims I. als den Erbauer,— offenbar ist sie gegen die Perser, den gefährlichsten Feind des damaligen Osmanenreichs im Osten, angelegt worden. Das angegebene Erbauungs-Jahr 996, der Flucht Muhammeds, d. i. 1587 unserer Aera, stimmt aber nicht zu dem besagten Herrscher, welcher i. J. 1566 starb; die Tafel dürfte daher erst von seinem Enkel Murad III., eingefügt worden sein. Die Reste der Citadelle im Innern deuten auf einen viel älteren, in die georgische Urgeschichte zurückreichenden Festungsbau. Eine in der Ringmauer befindliche große Bresche soll von den Russen im Jahre 1829 nach schon abgeschlossenem Frieden bei Gelegenheit des Abzugs geschossen worden sein. Vorläufig scheint übrigens die Pforte auf Weiterbenutzung Ardahans als Festung zu verzichten, die Breschen blieben unausgebessert, und außer einigen als Landgendarmen dienenden Baschibozuks liegt kein Militär hier, ja es existiren nicht einmal die nöthigen Baulichkeiten zur Aufnahme solches. Die Bewohner Ardahans sind fast ausschließlich Muhammedaner, und zwar haben sich viele nach der Eroberung Achalzichs durch die Russen von da ausgewanderte Türken hier niedergelassen. Wenn diese Leute den näheren Umgang unsers Hassan Bej bilden, da kann man sich über seinen islamitischen Trotz und seinen Argwohn gegen alle Fremden nicht wundern. Umgekehrt hatte sich die christlich armenische Bevölkerung der Stadt und ihrer Umgegend auf russisches Gebiet übergesiedelt, so daß gleichsam ein nationalreligiöser Populations-Austausch stattfand. Von den ausgewanderten armenischen Landleuten soll indessen nachher ein großer Theil unter mannigfachen Gefahren (da sie von russischer Regierung die Erlaubniß zur Wiederauswanderung nicht erlangen konnten und sich auf Schleichwege begeben mußten), in ihre früheren Wohnsitze zurückgekehrt sein. Unser junger armenischer Bekannter, dem wir unser Befremden darüber aussprachen, glaubte diese Thatsache bei uns entschuldigen zu müssen. „Wenn einmal", sagte er, „unsere Nation einem fremden Herrn dienen muß, da sollten wir freilich die Russen als Christen den Türken vorziehen. Bei den Letzeren aber finden unsere Leute eine bessere Berücksichtigung ihrer nationalen Eigenthümlichkeiten; sie können Armenier bleiben bis an das Ende der Tage und sich als solche ausbilden, wie und wo sie wollen. Die Russen dagegen dulden keine specifisch armenische Civilisation, sondern nöthigen unserm Volke, wie den Georgiern und Anderen, die russische Bildung auf, welche uns in die Gefahr bringt, die theuersten Güter jeder historischen Nation, ihre Sprache und ihr Glaubens-Bekenntniß einzubüßen. Ferner sind die Russen wohl Christen wie wir; aber dies Christenthum kommt uns nicht zu Gute. Vor dem stolzesten Pascha darf der unter seinen Landsleuten zu Ansehen gelangte Armenier sich niedersetzen und wird von ihm als Gast geehrt; bei den Russen gilt schon einem kleinen Schreiber der Beste unter uns, so lange er nicht in Kleidung, Sprache und Benehmen ein Russe geworden, als ein „asiatischer Kerl", für den das Wort: Poschol! beinahe noch zu gut ist. Was endlich die Rechtspflege anbetrifft, so ist sie in ihren Resultaten diesseit und jenseit der Grenze ziemlich gleich; ja wenn ich die Wahl hätte zwischen einen vornehmen russischen und einem desgl. türkischen Schuldner, — ich würde den Türken vorziehen. Unser Hassan Bej", schloß mein Gewährsmann, „ist wohl ein Rüpel; aber betrügen wird er mich um keinen Asper (Heller), und wenn er mich warten lassen muß, so entschädigt er mich durch eine Behandlung, wie sie seinem Bruder nicht besser zu Theil wird." —

Den 2. September.

Gegen 9 Uhr Morgens waren unsere Pferde bereit; wir nahmen Abschied und machten uns auf den Weg. Unser Ziel war heute das Dorf Urut, der Vorort von Gjöleh, dem höchstgelegenen District im Kurthal. Wir hielten uns auf der rechten Seite des Flusses, an welchem auch Ardahan liegt. Der allgemeine Charakter der Gegend blieb derselbe, wie wir ihn seit unserm Ueberschreiten des moschischen Gebirges kennen gelernt hatten; dieselbe weite, rasige Thalebene, bald nur als Weideland benutzt, bald aber auch schöne, jetzt erst reifende Getreidefelder bietend, dieselben die Ebene einfassenden niederen Höhenzüge, bald kahl und bald gestrüppähnliche Kiefern tragend, dasselbe geringe Gefälle des sich halb stagnirend durch sein rohrbewachsenes, vielgewundenes Bett dahinschleppenden Kur, welches Bett sich hie und da zu sumpfigen Tümpeln erweitert. Es ist wohl nicht unglaublich, daß, wie die hiesigen Leute glauben, dies Hochland vor Zeiten ein See gewesen, der erst allmählig durch Vertiefung des Abflusses oberhalb Achalzich verschwunden sei. Die ganze Ebene macht den Eindruck alten Seebodens.

Interessant war uns auch die Notiz, daß noch zu Menschengedenken der obere Kur durch einen nur selten unterbrochenen Föhrenwald geflossen sei, daß aber seit jener Zeit theils orientalische Indolenz und theils auch der Wunsch, das Weideland zu vergrößern, diesem Reichthum des Landes ein Ende gemacht habe. Man möchte denken, daß die Besorgniß ein so hochgelegenes und folgemäßig kaltes Land, dem Steinkohlen und Torf vollständig fehlen, durch Ausrottung der, das natürlichste Brennmaterial liefernden Wälder, ganz unbewohnbar zu machen, als Fürsprecherin für die letztern hätte auftreten müssen. Das ist aber sicher nicht der Fall gewesen; die starke Viehzucht, welche hier betrieben wird,

gab den Leuten die Möglichkeit, sich ein, ihren Bedürfnissen entsprechendes, sich immer selber erneuendes Wärmemittel selbst zu bereiten. Es ist dies der Dünger des Rindviehs, welcher während des trockenen Sommers sorgfältig gesammelt, in die Form von Oelkuchen geknetet und in gedörrtem Zustande aufbewahrt wird. An den von diesem Material aufgebauten zuckerhutförmigen Vorrathsthürmen erkennt man schon auf ziemliche Entfernung die Dörfer, welche, von keinem Garten, keiner Baumpflanzung umgeben, sich mit ihren in die Erde gegrabenen Häusern sonst den Blicken entziehen würden. Allerdings ist der Brand eigentlich nur ein Glimmen, mit welchem sich leichter kochen als ein Zimmer heizen läßt. Die von dem Rindvieh ausgehende animalische Wärme muß demnach sicher gegen die Winterkälte in den unterirdischen Räumen das Beste thun; doch ist für die erstarrten Hände auch dies Glimmen nicht zu unterschätzen. Uns an solche Feuerung nicht Gewöhnten war freilich der von dem Brande aufsteigende Geruch sehr widerlich. Fieberleidend, wie ich damals war, konnte ich sogar die an solchem Feuer zubereiteten Speisen nur mit Ueberwindung genießen, überall glaubte ich an ihnen einen entsprechenden Geschmack zu entdecken.

Zweimal verließen wir auf dem Wege nach Gjöleh das Thal, um über vorspringende Arme des östlichen Höhenzuges Richtwege einzuschlagen. Bei einer solchen Gelegenheit stießen wir auf eine phantastische Gesellschaft, nämlich sechs orientalische Gaukler, welche zu Fuße, aus südlichen Gegenden kommend, sich wahrscheinlich der jetzt erst beginnenden Ernte wegen in diese Gegend begaben, um die Bauern zu belustigen und etwas zu verdienen. Kaum hatten die langbärtigen Gesellen uns erblickt, als sie sich im Halbkreis aufstellten und auch für uns unaufgefordert einige Kunststücke producirten; u. a. warfen sie schwere eiserne Kugeln in die Luft und fingen sie mit entblößter Brust auf, sie balancirten fingerdicke, unten zugespitzte Eisenstangen auf den Augenliedern und warfen sich scharfe Dolche zu, um sie geschickt mit den Händen aufzufangen. Die Zufriedenheit, mit welcher sie einige kleine Münzen, die wir ihnen zuwarfen, annahmen, legte von ihrer Unverwöhntheit Zeugniß ab. Als ich sie aber fragte, ob sie Zigeuner wären, wofür ich sie ihrer schwärzlichen Hautfarbe wegen hielt, wurden sie unwillig: „Was, Zigani! wir sind Derwische, Männer Gottes!“ —

Schon am frühen Nachmittag konnten uns unsre Leute an dem gegenüberliegenden Höhenzuge die Stelle zeigen, wo Urut, *unsern* Augen noch verborgen, liegen sollte: und sie benutzten diese Gelegenheit, uns allen Ernstes darauf vorzubereiten, daß wir daselbst drei Paschas finden würden. Wir zerbrachen uns über dies merkwürdige Zusammentreffen unnöthiger Weise die Köpfe, es waren keine Paschas, sondern drei Brüder, Sprossen eines alten hier einheimischen Geschlechts, von dem vor Zeiten ein Mitglied Pascha geworden, was den Nachkommen Anlaß gegeben, sich Paschazade, Paschasohn, zu nennen.

Von unsrer Ankunft durch einen vorausgeschickten Tschausch unterrichtet, sandten die drei Bey's unverzüglich zwei Baschibozuks uns entgegen, um uns in ihrem Namen zu bewillkommnen. Wir hatten nur noch den hier bachähnlichen Kur und sein ungefähr eine halbe Stunde breites Thal zu durchreiten, um das Dorf zu erreichen; jedoch näthigte uns die hier besonders hervortretende sumpfige Beschaffenheit des Bodens zu großen Umwegen. Vielleicht erklärt dieselbe den Namen des Districts Gjöleh, vom türkischen Gjöl, Landsee.

Urut meldete sich unsern Augen durch seine rundlichen, Ameisenhaufen ähnlichen Erdbächer und die auf diesen Dächern stehenden oder niederhockenden Einwohner. Drei hochgewachsene junge Männer, in goldgestickten Kleidern und kostbaren Dolchen in dem reichen Shawlgürtel, traten dann vor und begrüßten uns mit der zuvorkommenden Förmlichkeit gebildeter Orientalen; wir konnten von vorn herein nicht zweifeln, daß es die drei sog. Paschas (in mein Album haben sie sich alle drei als Bejs von Gjöleh eingetragen), der Musellim und seine beiden Brüder, waren. Ihnen folgend, begaben wir uns einen bequemen, auch für Pferde und Rindvieh gangbaren Weg hinab in den unterirdischen Konak. Zunächst nahm uns ein Raum auf, in welchem wir, die Hände vor uns haltend, eine Weile still stehen mußten, um unsern von der grellen Nachmittagssonne des Gebirgslandes verengerten Pupillen Zeit zu einer dem dort herrschenden Dämmerlichte entsprechenden Erweiterung zu geben; es war ein nur durch die Eingangsthür erhellter, reinlich gehaltener, gepflasterter Vorsaal von überraschend großen Dimensionen, von welchem aus verschiedene Thüren in die weitern Räumlichkeiten des Gnomenpalastes hinführten. Schon der Geruch ließ uns keinen Zweifel, daß dies zum Theil Ställe für Pferde, für Büffel und Kühe seien. Uns wurde eine Thür zur linken Hand geöffnet, durch welche wir in ein mit geschnitztem Holzgetäfel an Decke und Wände bekleidetes, mit Teppichen sauber und reich ausgelegtes, großes oblonges Zimmer traten, das durch eine kleine, in der Decke angebrachte Oeffnung ein unsicheres Licht erhielt.

Es war mir interessant zu sehen, in welcher Weise überhaupt in einer Gegend, wie die von Gjöleh, nicht allein das Leben, sondern sogar ein gewisses Wohlleben möglich ist. Denn daß unsere Wirthe sich in dem dumpfigen Halbdunkel ihres Prachtzimmers ebenso behaglich fühlten, wie etwa der Südïtaliäner in seiner Rebenveranda, ist mir nicht zweifelhaft. Mit uns freilich war es etwas Anderes; wir mochten der, wenn auch durch den Schatten keines Baums weit und breit gemilderten frischen Luft, noch nicht entsagen und baten, nachdem wir die üblichen Erfrischungen zu uns genommen, unsere Wirthe, uns ins Freie zu begleiten, worauf sie freundlich eingingen. Auf einem Felsblock außerhalb des Dorfes sitzend, erhielten wir dann von ihnen mancherlei schätzenwerthe Auskunft. In Gjöleh, welches bedeutend höher liegt als Ardahan, beginnt der

Winter mit Eis und Schnee Ende September (a. St.) und dauert bis Ende Juni des folgenden Jahres; von den Getreidearten gelangt hier nur Gerste zur Reife, und auch diese nicht regelmäßig. Dagegen ist die Weide vorzüglich, und die Erträge der Viehzucht genügen, alle dem Lande fehlenden Lebensbedürfnisse, ja sogar einfache Luxusartikel, anzuschaffen. Weite Strecken der benachbarten Getreide- und Obst-Länder werden von dem Gebirge aus mit Käse, Schmalz und Schlachtthieren, namentlich Hammeln, versehen. Wie sich von selbst versteht, ist es eine bedeutende Arbeit, während des kurzen Sommers das nöthige Futter für so viel Vieh auf 8 Wintermonate herbeizuschaffen. Diese Sorge tritt hier nebst der Brennmaterialfabrikation an die Stelle der ländlichen Arbeiten anderer Gegenden. Schon vor Sonnenuntergang trieb die Kälte uns in unser Gemach zurück, woselbst bald die Mahlzeit aufgetragen wurde. An dieser konnte ich mich nicht betheiligen, weil mein Wechselfieber mich wieder heimsuchte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die evangelische Mägde-Bildungsschule und Mägde-Herberge auf Marthashof in Berlin

hat das Januar- und Februar-Heft des „Kaiserswerther Armen- und Kranken-Freund“ den 23. Jahresbericht, die Zeit vom 1. October 1876 bis dahin 1877 veröffentlicht, dem wir das Nachstehende entnehmen:

Die äußere und innere Organisation der Anstalt ist im letzten Verwaltungsjahre unverändert dieselbe geblieben. In der **Mägde-Bildungsschule** werden confirmirte, **unverdorbene** Mädchen für den dienenden Stand herangebildet und ihre etwaigen Lücken in der Schulbildung nachträglich ausgefüllt. Der tägliche Pflegesatz beträgt 40 Pf. In der **Mägde-Herberge** befinden sich solche Mädchen, welche schon einen Dienst gehabt haben. Durch verschiedene Arbeiten für das Haus werden sie zum Geist der Ordnung und des Gehorsams erzogen. Sie zahlen täglich nur 20 Pf. doch werden nur **ehrbare** Mädchen aufgenommen, welche ordentliche Papiere vorzuweisen haben.

Die Zahl der Betten für Mädchen beträgt 94, diese Zahl reicht nicht mehr. Es waren fast das ganze Jahr hindurch mehr Mädchen vorhanden als Betten, oft über 100 bis 110. Die schon einige Zeit im Hause befindlichen Mädchen sind stets gern bereit gewesen, den neu kommenden und überzähligen Gästen ihre Betten abzutreten und selbst mit einem auf den Dielen bereiteten Nachtlager sich genügen zu lassen. Für die Dauer geht dies jedoch nicht und so sollen denn noch 2 Zimmer mit 10—12 Betten eingerichtet werden. Diese Räume dienten bis jetzt der Kleinkinderschule, welche von 108 Kindern besucht wird, für die im großen Garten des Marthashofes ein neues Gebäude aufgeführt werden soll. In der letzten Zeit haben sehr viel Kinder von der Aufnahme in die Kleinkinderschule wegen Mangels an Raum zurückgewiesen werden müssen.

Auch die auf Marthashof befindliche dreiklassige Töchterschule ist mit den darin unterrichteten 145 Kindern überfüllt.

Seit Gründung des Marthashofes im Jahre 1854 bis zum 1. October 1877 sind 10,981 Mädchen durch die Anstalt gegangen. Seitdem sind schon wieder so viele aufgenommen, daß die Zahl 11,000 längst überstiegen hat. Im letzten Jahre fanden 733 Mädchen Aufnahme, 72 mehr als im Vorjahre; von ihnen waren 98 als Bestand am 1. October 1876 vorhanden; 635 wurden neu aufgenommen. Von diesen 733 Mädchen waren 135 Zöglinge der Bildungsschule, die übrigen Herbergsmädchen; nur 66 von den 733 stammten aus Berlin, alle übrigen waren aus den Provinzen eingewandert und hatten als Fremdlinge in der großen, versuchungsreichen Stadt gar keinen schützenden Anhaltspunkt als den Marthashof.

Die Gesammtzahl der Pflegetage im vergangenen Jahre betrug 33,899, so daß durchschnittlich jedes Mädchen $46^1/_4$ Tag in der Anstalt gewesen ist. Im Einzelnen stellt sich die Dauer des Aufenthalts folgendermaßen: 58 blieben nur eine Nacht, 157 bis 8 Tage, 118 bis 14 Tage, 113 einen Monat, 55 zwei Monate, 58 ein Vierteljahr, 48 ein halbes Jahr, 25 ein Jahr und länger.

Es haben im letzten Jahre 2300 Herrschaften Mädchen aus der Anstalt begehrt; indessen konnten durch sie nur 33 vermiethet werden; 75 suchten sich selbst einen Dienst; 74 hatten sich schon vor ihrem Eintritt eine Stelle gesucht; 103 kehrten zu den Ihrigen zurück; 18 waren während der Abwesenheit ihrer Herrschaften von diesen der Anstalt anvertraut; 15 mußten entlassen werden; 13 wurden als Kranke in Hospitäler untergebracht, eine ist nach längerem Siechthum gestorben, und 101 blieben am 1. October 1877 als Bestand.

Von Eltern und Vormündern wurden der Anstalt 112 Mädchen übergeben; 9 von Wohlthätern armer Kinder, 19 kamen als Reconvalescenten; die übrigen haben die Anstalt aus eigenem Antriebe aufgesucht.

Auch mit den in Dienste entlassenen Mädchen bleiben die Diaconissen des Marthashofes in persönlicher Verbindung, und dadurch, so viel an ihnen liegt, auch ihnen fortwährend einen schützenden Anhaltspunkt, einen Ersatz für ein mangelndes Daheim zu bieten, welches einem einzeln stehenden Mädchen in einer Stadt wie Berlin so nothwendig ist.

Die Pflegebefohlenen der Anstalt haben sehr wacker geholfen, zur Unterhaltung derselben beizutragen. Durch Selbstverdienst sind im Ganzen 26,746 Mark für die Anstalt erarbeitet, darunter durch Waschen und Nähen 14,538 Mark, durch Kostgeld 7949 Mark, durch Schulgeld 3479 Mark u. s. w.

An Beiträgen und Geschenken sind 7362 Mark eingegangen.

Ein ländliches Waisenasyl.*)

Von Mathilde Lammers.

Die Frage, wie am besten für die Erziehung von Kindern gesorgt werden kann, welche einer gesunden Heimstätte und der Fürsorge sittlich tüchtiger Eltern entbehren, ist in jüngster Zeit häufig erörtert worden. Man hat sich der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß ihr Aufwachsen in den mehr oder minder kasernenartigen Einrichtungen großer Waisenhäuser zahlreiche Gefahren für ihre moralische, intellectuelle und technische Ausbildung mit sich bringt und es scheint jetzt ziemlich allgemein bekannt zu werden, daß eine Erziehung in sogenannten Kostfamilien, vorausgesetzt, daß man hinreichende Bürgschaft für die Befähigung derselben zum Erziehungswerke hat, und daß ihre Lebensstellung derjenigen ihrer Pfleglinge angemessen ist, weitaus günstigere Ergebnisse verspricht als das Anstaltsleben. Die Schwierigkeit ist eben nur, überall eine genügende Anzahl solcher Familien zu finden, die fähig und zufällig geneigt sind, die Verantwortlichkeit für die Erziehung fremder, häufig verwahrloster oder mit gefährlichen Neigungen geborener Kinder zu übernehmen. Hier und da hat man daher versucht, die Einrichtungen des Familien- und des Anstaltslebens zu verschmelzen, um mit größerer Sicherheit eine bedeutendere Zahl von Kindern zu versorgen und ihnen zugleich die wesentlichsten Vortheile zu verschaffen, die mit den Aufgaben der natürlichen Ordnung, nämlich des familienhaften Zusammenlebens einer kleineren Zahl von Kindern mit Erwachsenen, regelmäßig verloren zu gehen pflegen. In Deutschland sind, wie bekannt, einige vorzügliche Pflanzstätten der thätigen Menschenliebe, die Wernerschen Anstalten zu Reutlingen, die Alsterdorfer Anstalten, das Rauhe Haus, nach diesem System eingerichtet. Aus England liegt uns ein Bericht über eine neue Schöpfung dieser Art vor, die sich die Erziehung von Waisenmädchen aus den niedersten Ständen zur Aufgabe gesetzt hat und sehr im Segen zu wirken scheint.

Ihr Gründer ist ein bekannter englischer Menschenfreund, Dr. Bernardo, derselbe, der ein Heim für die sogenannten Straßenaraber Londons, für die unglücklichen, verlorenen, wie die Thiere aufwachsenden, zu Verbrechern aller Art heranreifenden Knaben gegründet hat, welche in dem untersten Bodensatz der ärmsten und verkommensten Bevölkerungsschicht der Riesenstadt ihr jammervolles Dasein beginnen. Kaum war diese erste Anstalt zur Entfaltung ihrer segensreichen Wirksamkeit gekommen, so entwarf er den Plan zu einer zweiten für Mädchen derselben Kategorie, wobei ihm seine Frau wesentlichen Beistand leistete. Das Resultat ist das sogenannte Village Home für verwaiste, verwahrloste und nothleidende Mädchen zu Ilford in Essex. Kinder dieser Art von einem Jahre aufwärts bis zu zehn und zwölf Jahren finden hier Aufnahme, Erziehung und Unterhalt bis zu erlangter wirthschaftlicher Selbstständigkeit, d. h. bis sie etwa mit dem sechszehnten Jahre befähigt sind einen Dienst anzunehmen. Diejenigen, welche der von Dr. Bernardo dazu angestellte Polizeibeamte von den Straßen Londons aufliest, werden erst einige Wochen hindurch in einer Zweiganstalt der Hauptstadt sorgfältig verpflegt, damit sie der sie erwartenden ländlichen Heimat körperlich rein und frei von Krankheit zugeführt werden können. Sie werden dort liebevoll aufgenommen und sofort einer „Familie" von etwa einem Dutzend Mädchen verschiedenen Alters unter der Obhut und Leitung einer „Mutter" zugetheilt. Jede „Familie" bewohnt ein freistehendes Häuschen für sich und bildet so eine Welt im Kleinen. Um einen großen freien Platz herum sind diese hübschen, im gothischen Styl erbauten Häuser aus rothen Ziegelsteinen in Form eines Rechtecks gruppirt; ein etwas größeres Gebäude enthält die Wohnung des Directors, ein anderes die Schule, ein drittes die Waschanstalt. In der Schule erhalten alle Kinder, die das nöthige Alter erreicht haben, einen Unterricht der Art, wie ihn in England die sogenannten Nationalschulen gewähren, einigermaßen geringer und nicht nach ganz so unanfechtbaren pädagogischen Grundsätzen ertheilt wie derjenige der guten deutschen Volksschulen, aber den englischen Anschauungen und der späteren Lebensstellung der Zöglinge immerhin angemessen.

Jedes „Heim" enthält im Erdgeschoß ein größeres Wohn-, Eß- und Arbeitszimmer für die Kinder, eine Küche, Geschirrkammer und Speisekammer, sowie ein ganz kleines Privatzimmer für die Matrone, im Oberstock vier Schlafzimmer, jedes auf fünf Betten berechnet, für die Mädchen und ein kleineres für die Matrone. Die Ausstattung aller dieser Räume ist einfach und dauerhaft, aber freundlich, die Möbel von ungemaltem Holze, so daß sie durch Scheuern rein erhalten werden können. An einer Wand des Wohnzimmers befindet sich ein hölzernes Gestell mit je einem offenen Fach für jedes Kind, um darin seine Arbeit und seine kleinen Schätze aufzubewahren; diese Fächer sind absichtlich ohne Verschluß, um die Kinder zu gewöhnen, fremdes Eigenthum nicht anzurühren, auch wo es ihnen leicht und unbemerkt zugänglich ist. Die Kleidungsstücke der Kinder werden in einem großen Schrank aufbewahrt, worin wieder jedes Kind sein besonderes Fach hat; doch ist alles Numeriren sowie alles Uniformartige im Anzuge sorgfältig vermieden, damit der Charakter des Familienhaften nicht beeinträchtigt werde. Nur in Bezug auf die Sonntagskleider ist eine gewisse Uebereinstimmung festgehalten. Jedes Haus ist nämlich in einer in England auch sonst beliebten Weise nach einer Blume genannt: Rose, Vergißmeinnicht, Weißdorn, Geisblatt u. a. geben die Bezeichnung ab, und dieser gemäß pflegt der Schmuck der Sonntagshüte oder die Farbe der Kappen u. s. f. gewählt zu werden. Auch die rund verschnittenen Haare der Waisenmädchen bilden in Ilford nicht die Regel, sondern die Ausnahme. Jedes Mädchen,

*) Aus: „Deutscher Frauen-Anwalt," Organ des Verbandes „Deutscher Frauen-Bildungs- und Erwerb-Vereine." „Jahrgang 1878 Nr. 4.

das groß genug ist, sich selbst zu frisiren, darf so lange nach seinem Belieben sein Haar in Zöpfen oder sonst wie einfach geordnet tragen, als es sauber und sorgfältig damit erscheint; das Abschneiden ist lediglich Strafe für Unordnung.

Die Schlafzimmer sind selten bis auf das letzte Bett besetzt, so daß der dem Plane nach schon nicht knapp bemessene Raum für jedes Kind mehr als reichlich vorhanden ist. An den Wänden entlang stehen die kleinen grün angestrichenen eisernen Bettstellen mit Decken, auf denen in der Mitte der Name des Dorfes eingewebt ist. Die übrige Einrichtung ist darauf berechnet, die Kinder an das behutsame Umgehen mit zerbrechlichem Geschirr zu gewöhnen, weshalb man von zinnernem oder hölzernem Waschgeschirr, wie es in Anstalten solcher Art beliebt zu sein pflegt, Abstand genommen und einfaches, handliches Steingutgeschirr angeschafft hat. Ein kleiner vierediger Spiegel in jedem Schlafzimmer wird als erlaubter Luxus betrachtet.

Sehr viel kommt bei der Verwirklichung dieses Systems natürlich auf die Frauen an, die man mit der Führung der einzelnen Häuser betraut. Außer der Charaktertüchtigkeit und Liebeswärme, die jedes Erziehungswerk voraussetzt, müssen sie zugleich eine gründliche Kenntniß der einfachen Haushaltung in allen Zweigen haben, die ihrer Führung lediglich mit der Unterstützung durch die Kinder selbst anvertraut ist. Indem sie die Kinder zu ihren Gehilfinnen heranziehen, alle, von den allerkleinsten aufwärts, daran gewöhnen, für Andere mit zu sorgen, führen sie dieselben nach Maßgabe ihrer Kräfte in alle gewöhnlichen häuslichen Verrichtungen ein, bis ihnen durch beständige Wiederholung jede einzelne Vornahme leicht und vertraut wird, bringen ihnen die Gewohnheiten der Reinlichkeit, Ordnung, Sparsamkeit, Arbeitsamkeit bei und wecken in ihnen das Bewußtsein, daß sie für das Wohlsein ihrer Umgebung mit verantwortlich sind, eine unschätzbare Mitgabe für Alle, die später im häuslichen Berufe thätig sein werden, sei es als Dienende, sei es dereinst als Hausfrauen in noch so bescheidener Häuslichkeit. Die kleineren Kinder, welche die Schule noch nicht besuchen, müssen schon die Aufsicht über die allerkleinsten übernehmen. Später werden sie zu den leichtesten häuslichen Dienstleistungen verwandt, lernen den Tisch decken, die Kleinen waschen und anziehen, ihr eigenes Zeug und das der Jüngeren ausbessern, in der Küche und bei der Reinigung des Hauses, sowie in der Waschanstalt mit Hand anlegen. Vor Allem aber wird darauf hingearbeitet, daß sie sich als Schwestern, als Glieder einer Familie ansehen lernen, daß sie sich wirklich zu Hause fühlen, daß ihre Individualität zur Geltung kommt und sich auch wieder freiwillig und aus Liebe den Gliedern der nächsten Umgebung unterordnet. Die Matrone wird von allen Kindern ihres Hauses Mutter genannt und ist für sie die höchste Autorität.

Augenblicklich sind in der Anstalt etwa hundert Kinder untergebracht, von denen die ältesten in ein paar Jahren als gut angeleitete, brauchbare Dienstboten sich selbst werden erhalten und ihren Weg durchs Leben finden können. Leider scheint es auch hier, wie bei so manchen aus Privatmitteln gegründeten Werken der Barmherzigkeit, sehr an Geld zu fehlen. Das Prinzip der Selbsterhaltung ist durch den Plan ausgeschlossen und ließe sich ohne Umgestaltung der ganzen Idee auch nicht einfügen. Dagegen wäre es für eine Gemeinde, welche die Vorsorge für ihre hilfsbedürftigen Waisen nach gesunden, bereits durch die Erfahrung bewährten Grundsätzen gestalten möchte, wohl der Mühe werth, das von Dr. Bernardo befolgte System in Erwägung zu ziehen, da es in gewissem Grade die Vorzüge der Familienerziehung mit denen des Anstaltslebens zu vereinigen scheint.

Statistisches.

Nach dem vom Berliner Frauen-Verein zur Unterstützung verschämter Armen veröffentlichten 29. Jahresbericht hat dieser Verein im vergangenen Jahre 271 Arme fortlaufend unterstützt und 656 Bedürftigen einmalige Beihilfen gewährt, wozu eine Summe von 10,707 M. erforderlich war. Der Capital-Fonds besteht gegenwärtig neben einem Baarbestande von 299 M. 6 Pf. aus 40,380 M. Capital-Vermögen.

Bekanntmachung.

Die unter dem Höchsten Protectorat Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzessin Friedrich Carl von Preußen stehenden

Prinzeß Maria-Anna-Stiftung

betreffend.

Das Capital der Prinzeß Maria-Anna-Stiftung, hat sich seit der Bekanntmachung vom 18. April v. J. durch Anlegung eingekommener Zinsen um einen Staatsschuldschein über 100 Thlr. vermehrt und beträgt daher jetzt, 4850 Thlr. in zinstragenden Effekten, (wovon 1950 Thlr. zum Stiftungscapitale gehören), und 554 Mk. baar. Von dieser letzteren Summe sind 320 Mk. an Waisen, welche in die Prinzeß Maria-Anna-Stiftung aufgenommen sind, vertheilt resp. für dieselben verwandt worden.

Das Curatorium.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.



Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 8. Mai 1878. **Nr. 19.**

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht:

dem Rendanten des Johanniter-Ordens, Hofrath Herrlich, den Character als Geheimer Hofrath zu verleihen.

Zur Geschichte der Deutschen Zunge des Johanniter-Ordens.

VI.

Das Priorat Dacien.

Das Priorat Dacien bildete bekanntlich eine (mehr oder minder nominelle) Großwürde der Deutschen Zunge.

Obgleich man im mittelalterlichen Lateinunter „Dacia" ebensowohl Ungarn (Banat), als Dänemark verstehen kann, so ist in Bezug auf den Orden diese Bezeichnung doch nur als letzteres aufzufassen. Als treffendes Beispiel führen wir an, daß Hermann von Brunshorn im Jahre 1280 sich Großpräceptor von Deutschland, Böhmen, Dacien, Oesterreich, Polen, Mähren, und Statthalter des obersten Meisters von Ungarn nennt.

Das Priorat Dacien umfaßte die Besitzungen des Ordens in Dänemark, Schweden und Norwegen. Dieselben waren aber keineswegs bedeutend und beschränkten sich zur Zeit der Eroberung von Rhodos, von wo ab wir nach vorliegenden Urkunden Notizen über diese, in ziemliches Dunkel gehüllte Ordensprovinz geben wollen, fast allein auf dänische Commenden. Der Hauptsitz war das Haus Anderskow*) auf Seeland, eine Stiftung König Waldemars II. aus dem Jahre 1220. Hervorragende Commenden waren Odensee (auf Fünen), Ripen (Westjütland), Viborg (ebenda), Lund (Schweden) und Svenätrup im Kr. Sonderburg.

Auch bei diesem Priorat stoßen wir zunächst auf die allgemeine damalige Calamität, die große Schuldenlast, unter der der Tresor im allgemeinen, wie die einzelnen Provinzen seufzten. Um diese Schulden zu tilgen, die theils von den Rittern ihres Unterhaltes wegen contrahirt wurden, theils durch den Landesherrn veranlaßt sind, beschließt das am Johannistag 1311 zu Anderskow versammelte Provinzialkapitel einige Geldzinse, die der mitanwesende Ordensritter Nicolaus Raase dem Priorat geschenkt hatte, um 140 Mark Seeländer Denare an den Prior der Kirche zu Anderskow, „wo die dortigen Johanniter die Messe hören", zu verkaufen. Es geht aus der Urkunde nicht mit wünschenswerther Klarheit hervor, ob dieser „Herr Prior unserer Kirche" selbst dem Johanniterorden angehörte — in diesem Falle hätte das Capitel die Zinse an sich selbst verkauft und den Kaufpreis wohl dem Kirchenfond entnommen — oder ob er einen anderen Orden repräsentirte. Auf ersteres deutet wohl der eigenthümliche Schluß der Urkunde, daß nämlich dieser Verkauf nicht so sehr als eine „Entfremdung, sondern als eine Vermehrung des Trostes und als Förderung der christlichen Charitas anzusehen sei".

Die Verbindung des Priorats mit dem überseeischen Convent war nach dem Verlust des heiligen Landes förmlich zur Sage geworden. Kein Ritter erschien dort, ebensowenig erfuhr der Tresor etwas von der Existenz des Priorats. Kein Wunder, daß man auf dem wichtigen Generalkapitel zu Montpellier (1330) das „Priorat Dacien und Norwegen" mit der sehr bescheidenen Summe von 100 Fl. Responsion einschätzte, während z. B. die Balley Brandenburg 3200 Fl. jährlich zahlen sollte.

Aber auch selbst diese geringfügige Summe ging bei dem Tresor zu Rhodos nicht ein.

Da erließ der Großmeister Deodat de Gozon bald nach seinem Regierungsantritt und nach der Abhaltung seines ersten Generalkapitels folgendes merkwürdige Schreiben:

„Bruder Deodat de Gozon von Gottes Gnaden demüthiger Meister des heiligen Hauses des Hospitals St. Johann zu Jerusalem und Schützer der Armen Jesu Christi den frommen und geliebten Brüdern, dem Prior oder den Prioren von Dänemark, von Dacien,*)

*) Die ältere Form ist Andwortsko, in den Urkunden Andworthaeschough (1311), Andvorsko (1403), Andwordschou (1434).

*) Man scheint im Convent nicht recht gewußt zu haben, was man aus „Dacien" machen sollte.

Norwegen und Schweden und allen Jenen, denen Gegenwärtiges zu Gesicht kommt, Gruß in dem Sohne der glorreichsten Jungfrau. Mit väterlicher Sorgfalt regen wir gern euern Sinn zu jenen Dingen an, durch welche ihr zum Ruhm eures Gelübdes, dem gemäß ihr für den Himmel kämpft, den ewigen Lohn des höchsten Guts erlangen könnt. Nachdem wir daher durch vielseitige Mittheilung erfahren, daß ihr wie die anderen Brüder unseres Ordens ein rühmenswerthes Leben führt und die Güter umsichtig verwaltet, die euerer Administration anvertraut sind, so hat es uns ganz außerordentlich gewundert, daß ihr schon seit langer Zeit, seitdem nämlich unser Orden das heilige Land verlassen hat, von den Gütern in jenen Prioraten uns weder eine Responsion, noch sonst irgendwelche Hilfeleistung habt zukommen lassen. Wir glauben nämlich sicher, daß, obwohl ihr an den äußersten Grenzen der Erde wohnt, ihr sehr wohl wißt und durch das Gerücht vernommen habt, daß wir auf einer Insel, genannt Rhodos, mit einer großen Schaar unserer Brüder und mit anderen Kriegern residiren, indem wir zugleich unaufhörlich Krieg führen gegen die grausamsten Feinde des christlichen Glaubens, die man insgemein „Türken" nennt. Ihre entfesselte Wuth, die in Folge ihrer stets wachsenden Macht alle Grenzen überschreitet, hat bereits die Bewohner diesseits des Meeres in eine solche Bedrängniß gebracht, daß, wenn nicht unser heiligster Vater Papst, Clemens VI. und viele andere katholische Fürsten mit Schiffen und Soldaten zu Hilfe geeilt wären, der katholische Glaube in diesen Gegenden gänzlich ausgerottet worden wäre unter grausamer Abschlachtung seiner Vertheidiger und Bekenner. Da wir aber mehr als alle anderen Leute auf der Welt zum Schutze und zur Förderung dieses Glaubens durch unser Gelübde verpflichtet sind, so müssen wir uns billig wundern, daß in Zeiten so hoher Noth ihr nicht daran denkt, in unsern Convent diesseits des Meeres euere Responsionen einzusenden, wie dies ausnahmslos (?) die anderen Priore und Comture in allen anderen Theilen der Welt thun. Und weil dies zum Verderb euerer Seelen gereicht und uns zu außerordentlichem Nachtheil, da wir ohne die uns zustehenden Responsionen aus allen Theilen der Christenheit uns hier nicht behaupten können, so befehlen wir auf das Strengste und in Kraft des heiligen Gehorsams euch Allen und jedem von euch, daß ihr ohne irgendwelche Ausflucht und Widerrede unfehlbar die Responsionen aus den beregten Prioraten alljährlich in die Hände unseres Ordensreceptors in Flandern abliefern sollt. Wir geben euch dabei noch die Versicherung, daß, wenn ihr euch als gehorsame und ergebene Söhne erweist, ihr in uns einen liebevollen Vater finden werdet, der stets bereit ist, euer Bestes zu wahren und euch nach Gebühr zu ehren. Zum Zeugniß dessen haben wir Gegenwärtiges mit unserer gewöhnlichen Bleibulle bekräftigen lassen. Gegeben zu Rhodos am 25. August des Jahres 1347."

Wir wissen nicht, ob dieses Schreiben jemals an seine Adresse gelangte, wie wir es denn nur aus dem Central-Ordensarchiv kennen. Sicher ist, daß es keine Wirkung hatte. Auch geht daraus hervor, daß man im Convent zu Rhodos von diesen „Prioraten" im hohen Norden Europas eine höchst nebelhafte Idee hatte. Die späteren Zeiten des 14. Jahrhunderts, namentlich das 1378 ausbrechende und sich bis zum Constanzer Concil erstreckende Schisma waren auch nicht geeignet, das Priorat enger an den Convent zu knüpfen.

Im Jahre 1403 bestätigte König Erich X. von Dänemark, Schweden und Norwegen dem „Prior und den Brüdern von St. Johann zu Anderskow" alle Privilegien und Freiheiten, die seine Vorfahren dem Orden ertheilt hatten. Als derselbe König eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe unternommen hatte, landete er auf der Rückreise im Anfang des Jahres 1428 auf Rhodos. Der Großmeister Florian empfing ihn hier in glanzvollster Weise und lieh ihm auch noch 2000 Ducaten. Dieselben sollten in Venedig zurückgezahlt werden, weshalb Florian den venetianischen Edelmann Silvestro Morosini mit Vollmachten versah. Die Zahlung erfolgte aber nicht.

In dem am 23. April 1433 zu Rhodos begonnenen Generalkapitel wurde eine Anzahl erprobter Ritter ausgewählt, um, versehen mit den unbeschränktesten Vollmachten Ordensgüter in Norddeutschland, Böhmen, Polen, England und Dänemark zu verkaufen und den Erlös für den arg bedrängten Convent zu verwenden. Unter diesen Rittern befand sich Peter Lamandi, Comtur von Fiesses, Somereux und Ceresiers, zugleich Generalprocurator des Ordens bei der Curie, zu welchem Posten nur sehr fähige und gewandte Persönlichkeiten zu brauchen waren. Lamandi wurde auch mit der Würde eines „Reformators" in denjenigen Theilen, die er visitiren sollte, bekleidet. Da er vorzugsweise für den hohen Norden bestimmt war, so gab ihm der Großmeister den Auftrag, von dem dänischen König die Schuld von 2000 Ducaten einzukassiren.

Mit dem Amt eines „Reformators und Visitators in Dänemark, Schweden und Norwegen" war auch der Bruder Jean Boisson betraut. Derselbe erschien wirklich an Ort und Stelle und hatte auch Erfolge zu verzeichnen. Am 4. October 1434 stellte er nämlich im Ordenshause zu Anderskow eine Quittung über 40 rheinische Gulden aus, die er von dem Bruder Benedict Peter, Balleier der Ballei der genannten Reiche, empfangen hatte. Dieses Geld repräsentirte einmal das Mortuarium des früheren Balleiers oder Priors „Namens Hemigus, dann den Vacant des Hauses Anderskow". (Mortuarium ist das Einkommen vom Todestag eines Comturs bis zum nächsten 1. Mai, der Vacant das Jahreseinkommen nach Ablauf des Mortuariums. Diese beiden Abgaben an den Tresor waren gesetzmäßig und ganz analog denen von geistlichen Pfründen.)

Aus dieser Quittung ersehen wir zunächst, daß das „Priorat Dacien" officiell sich damals in eine „Ballei Dacien" verwandelt hatte und ferner, daß der damalige

Inhaber der Ballei, jedesmal auch Comtur von Anderskow, Benedict Peter, sein Amt vor nicht allzu langer Zeit angetreten hatte.

Am folgenden Tag stellte Boisson eine weitere Quittung aus, daß er nämlich 34 Rhein. Gulden für seine Reiseauslagen, sowie weitere 26 Fl. zur Rückreise von Dänemark nach Italien durch den „Ballei oder Prior" Benedict Peter empfangen habe.

Ob Lamandi an den dänischen Hof gelangte und ob er namentlich die schuldigen 2000 Ducaten einzukassiren im Stande war, vermögen wir nicht zu sagen. Seine Visitationsreise hatte er aber wirklich angetreten, wenn auch etwas spät; vielleicht hatten ihn die Verhältnisse in Böhmen zu lange beschäftigt, deren Regelung ihm ebenfalls aufgetragen worden war. Am 22. Februar 1438 finden wir ihn zu Braunschweig und dort bezeugt er als „Generalschatzmeister" — er besaß diese Würde namentlich für Frankreich — daß er von dem Herrn Ballei von Dacien, Bruder Benedict, die dem Ordensschatz schuldigen zweijährigen Responsionen dieser Ballei — die beiden Jahre gingen mit Martini 1438 zu Ende — im Betrage von 280 Fl. Rhein. empfangen habe und zwar durch den Lübecker Kaufmann Gerhard Buck.

Das Priorat oder die Ballei Dacien war daher jetzt zu 140 Fl. Responsion eingeschätzt und scheint dieselbe in der nächsten Zeit und zwar durch die Vermittelung des Deutschen Priorats gezahlt worden zu sein. So bezeugt der Johanniteroberstmeister in deutschen Landen Johannes Lessel, am 15. Juni 1446 zu Mainz, daß im Namen des Bruder Benedict Petrus (es ist also noch der obige), Meisters zu Dänemark, Schweden und Norwegen, ihm durch den Comtur Urban von Viborg und den Conventsbruder Johann Colvenus von Anderskow die Summe von 140 Fl. für seinen allergnädigsten Herrn zu Rhodos und dem heiligen Convent daselbst als „Respons" übergeben worden sei.

Später mögen die Zahlungen keineswegs regelmäßig erfolgt sein. Wir kennen nur noch eine Quittung, welche Bruder Georg von Hansen, Comtur von Rüdingheim, Ballei der Wetterau, am 5. September 1514 zu Frankfurt am Main über 200 Fl. ausstellte, die ihm durch den ehrenwerthen Wolfgang Hoffmann (wahrscheinlich ein Frankfurter Kaufmann) für Seine Ehrwürden Herrn Eskillo Thomas, Meister und Ballei zu Anderskow als Responsion und Annate, dem Ordensschatz von Rhodos zustehend, übergeben worden waren.

In Folge der Reformation ging die Ballei ein und das Ordenshaus zu Anderskow, das sich durch eine freie Lage auf einem Hügel auszeichnet, wurde ein königliches Schloß, was es heute noch ist. Wir haben bis jetzt nicht gefunden, daß ein Ritter der Ballei im Convent zu Rhodos gelebt hätte oder bei einer der beiden großen Belagerungen betheiligt gewesen wäre.

Späterhin und zwar im Jahre 1558 machte man von Seiten des Convents einen Versuch, der Ballei beizukommen. Der deutsche Ritter Dietrich von Heppenbach wurde nämlich als Generalvisitator und Stellvertreter des Großmeisters dorthin gesandt, um die Verhältnisse zu ordnen und die renitenten Commendenbesitzer zu amoviren. Es verlautet aber nicht, daß derselbe das Geringste erreicht hätte.

Wir bemerken noch zum Schluß, daß die Priore von Anderskow Sitz und Stimme im Deutschen Reichsrath hatten. Dr. Herquet.

Das pontische Küstenland und Hocharmenien.

(Fortsetzung.)

Den 3. September.

Der Musellim und seine Brüder, welche das Bild der herzlichsten Einigkeit boten, traten früh Morgens in unser Zimmer, um sich nach unserm Ergehen zu erkundigen und das Frühstück anzumelden, das wir mit ihnen theilten. Gegen 8 Uhr war Alles zur Abreise bereit; wir nahmen Abschied und verließen Urut. Dem hauptsächlichsten Quellbach des Kur, oder, wie man ihn auch hier nennt, des Ardahan Ssui, aufwärts folgend, kamen wir nach zwei Stunden an das unterirdische Dorf Dört-Klisseh, d. h. Vierkirchen, nach vier zierlich gebauten, jetzt aber zerfallenden Kirchen benannt, welche die benachbarten Höhen krönen. Die Localüberlieferung will dieselben von einem georgischen Souverän dieser Länder, welcher in Ardanutsch residirt habe, errichtet sein lassen, was ja sehr wohl möglich ist; die wirkliche Geschichte dieser Gegenden ist sehr dunkel. Die Bauten entsprechen übrigens nicht dem, was wir unter einer Kirche verstehen und was das griechische Wort ekklesia besagt, d. h. es sind keine Räume, in denen eine Gemeinde zur Erbauung zusammentreten kann; vielmehr sind sie wie die Tempel des frühern Heidenthums als Wohnungen Gottes gedacht und nur dem Priester als Diener Gottes, nebst wenigen zu einer religiösen Handlung sich anschickenden Personen zugängliche Heiligthümer. Vermuthlich hatte die Gegend für das frühere Heidenthum des Landes eine gewisse Bedeutung, welche nur dadurch vernichtet werden konnte, daß man die alte Anbetungsstätte in eine christliche verwandelte. Bei unserm Weiterreiten fielen uns zu beiden Seiten des Weges große christliche Begräbnißplätze mit steinernen Denkmälern auf, die ein beträchtliches Alter verriethen. Auch sie schienen zu bezeugen, daß man dieser Gegend vordem einen gewissen religiösen Werth beigemessen, welcher die Umwohner weit und breit veranlaßt, ihre Leichen hierher zu senden. Denn daß jemals auf diesem nur für Viehzucht geeigneten Gebirge eine dichte Bevölkerung gesessen haben sollte, ist nicht anzunehmen.

Nach vierstündigem Ritt erreichten wir, der Wasserscheide schon ganz nahe, eine noch zu Urut gehörige Jaila, in welcher einer Bestimmung des Musellim zufolge unsre Lastthiere mit frischen vertauscht werden sollten. Während des Umladens ruhten wir aus und genossen einen mitgebrachten Imbiß. Eine geringe Strecke weiter gelangten wir auf die Höhe des Berges,

welche wir hier mit einem Föhrenwalde geschmückt fanden; damit aber verließen wir das Stromgebiet des Caspischen Meeres, um mittels eines sich gegen den Tschorok senkenden Thales wiederum dasjenige des Schwarzen Meeres zu betreten.

Bemerkenswerth war der Temperaturwechsel, den wir hier sofort erlebten. Die kühle frische Bergluft des Kurthales war verschwunden, die Gluth des tiefen Tschorok-Grundes schien sich bis zu dieser Höhe hinauf fühlbar zu machen. Einen steilen, mit Gerölle bedeckten Abhang ging es zu einer Quelle hinab, deren Abfluß, erst ein schwacher Bach, bald aber ein Flüßchen, bis zu unserm heutigen Reiseziel unser Begleiter bleiben sollte. Es ist eine Eigenthümlichkeit dieses Landes, den Flüssen keine eigentlichen Namen zu geben, und sogar, wo solche vorhanden sind, sie zu verdunkeln und an ihrer Stelle Gattungsnahmen oder geographische Umschreibungen treten zu lassen. Zu jenen gehört z. B. der Name des westlichen Euphrat Kara Ssu, Schwarzwasser, d. h. auf schwarzem Grunde fließendes Wasser, zu diesen die Benennung des Flußes nach Ortschaften, die an ihm liegen. Auch der Bach, an welchem unser Weg herlief, hat keinen eigentlichen Namen, sondern wird in seinem obern Laufe Pandschrut Ssui, das Wasser von Pandschrut, nach einem in seinem Thale liegenden großen Dorfe Pandschrut, und weiter unten Pennek Ssui, nach dem Marktflecken Pennek, genannt.

In Pandschrut hätten wir neue Pferde bekommen sollen, was unser Uebernachten daselbst vorausgesetzt haben würde. Unser Tschausch aber, der vorausgeritten war, um uns anzusagen, kam uns in Begleitung des Akskalli — Weißbart, so heißen in dieser Gegend die Ortvorsteher — von dem Dorfe entgegen, um uns mitzutheilen, daß keine Pferde zur Hand seien und wir daher, wenn wir nicht morgen aufs Ungewiße warten wollten, besser thäten, noch bis Pennek weiter zu reiten.

Unterhalb Pandschrut fanden wir den Weg weniger abschüssig, so daß wir rascher reiten konnten, wozu uns auch unsere Leute in Anbetracht der noch zurückzulegenden bedeutenden Entfernung aufforderten. An einer, wie es uns schien, künstlichen Höhle, vielleicht einer Anachoreten-Wohnung aus früher christlicher Zeit, und an zwei schönen Kirchenruinen kamen wir im Fluge vorüber, bedauernd, daß wir ihnen keine nähere Beachtung schenken konnten. Dennoch hatten wir, um Pennek zu erreichen, der Nacht eine starke Stunde zu entlehnen und kamen bei völliger Finsterniß an.

Wir waren von Urut ab mehr als 11 Stunden unterwegs gewesen, und die trostlose Oede der durchrittenen Gegenden, welche so wenig boten, was das Auge erquicken und den Geist beschäftigen konnte, zusammen mit der Sisyphus-Arbeit, die trägen Pferde von der Stelle zu bringen, hatte uns die Strapaze doppelt empfinden machen. Die schon so einförmige Vegetation des Kurthals, der Rasen und das Fichtengestrüpp, verschwand auf der Westseite des Gebirges ganz; das Grün beschränkte sich auf vereinzelte magere Herbstkräuter und überall starrten von Regen abgewaschene und von der Sonne gedörrte vielfarbige Mergelkuppen ganz ohne Pflanzenwuchs hervor. Der Boden hatte etwas Zerrissenes, ohne jedoch schöne Felsformen zu bieten.

In Pennek fanden wir eine zu freundliche Aufnahme, als daß unserm dringendsten Bedürfniß, einer ausgiebigen Nachtruhe, volle Genüge geworden wäre; der Näib (interimistische Musellim) wollte es sich nicht nehmen lassen, uns nach den Abend eine reiche Mahlzeit aufzutischen und hielt es für seine Pflicht, uns die Stunden, bis die Gerichte fertig wurden, persönlich zu unterhalten. Um ein Ablehnen solcher Höflichkeit zu verstehen, dazu gehört eine Civilisation, die man in der asiatischen Türkei nicht suchen darf, und so machten wir, die wir so gern dem Manne Alles geschenkt hätten, nach besten Kräften gute Miene zu bösem Spiel. Auch einen Nachtheil des Reisens in den Niederungen Armeniens gegen das kalte Hochland in sanitätischer Beziehung hatten wir hier zu constatiren: in letzterem findet man fast immer ein geschütztes, warmes Nachtquartier, während in jenen als selbstverständlich angenommen wird, daß der Fremdling die meistens von Insecten inficirten Wohnungen lieber vermeide. Auch unser Näib quartirte uns in eine offene Halle ein, in der wir, nachdem das uns zu Ehren angezündete Feuer erlaschen, ebensoviel von Kälte auszustehen hatten, wie am Tage in den von der Sonne verbrannten Mergelschluchten von Hitze.

Den 4. September.

Seinem Versprechen gemäß hatte der Näib schon während der Nacht für Pferde gesorgt, so daß wir mit Sonnenaufgang aufbrechen konnten. Pennek, aber wie es zum Unterschiede von dem gleichnamigen District heißt, Nessi-Pennek, Selbst-Pennek, bildet mit seinen, vom Pandschrut- oder Pennek-Ssui bewässerten ausgedehnten Obst- und Gemüsegärten gleichsam eine Oase in der Stein-Wüste dieser Berggehänge. Der an und für sich unbedeutende, gleichwohl mit Bazar und Moschee versehene Ort wird überragt von der mächtigen Ruine einer alten Burg, Pennek-Gerd, deren Besuch wir uns schenkten, weil wir schon wiederholt die Erfahrung gemacht hatten, daß man sich in solchen lediglich zum Schutz in Kriegsgefahr aufgeführten Bauten nach Inschriften und architectonischen Resten vergebens umsieht.

Dagegen zu einer alten Kirche, welche wir auf unserer Reise nach Olti rechts von unserm Wege auf einem isolirten Hügel erblickten, hielten wir es der Mühe werth, hinaufzureiten. Das Gebäude war so groß, daß es auch bei uns würde als Kirche gelten können, wenn es auch kaum eine Dorfkirche an Umfang erreichte. Dagegen verrieth die Architectur einen kundigen Meister. Es schien mir der Plan der Sophien-Kirche zu Constantinopel, der heutigen Moschee Aja Sofia, zu Grunde zu liegen, d. h. vier im Innern aufstrebende Pfeiler tragen auf sie verbindenden Bögen einen Mauerkranz, auf welchem eine Kuppel ruht, und ein Ausbau im

Osten bezeichnet die Stelle des Hochaltars. Leider nur hat das feste Mauerwerk wiederholt zur Vertheidigung dienen müssen und demnach An- und Umbauten erfahren, welche die ursprüngliche Idee fast verdunkeln. Die Kuppel selbst ist eingefallen, so daß es, obwohl die Fenster und — bis auf eine kleine Oeffnung — die Thüren zugemauert sind, an Licht im Innern nicht mangelt.

Unsere Richtung war im Allgemeinen die südwestliche und zwar folgten wir dem Pennek-Ssui bis zu seiner Vereinigung mit den Olti-Ssui, unter welchem Namen der dann schon ansehnliche Fluß sich oberhalb der moschischen Gebirge in den Tschorok ergießt. Die Gegend machte ferner einen trübselig kahlen und ververbrannten Eindruck, den wir nur zu geringem Theil auf Rechnung der Jahreszeit setzen konnten; der Mangel an Bäumen und Gesträuch nebst dem die Berge wie die Thäler überschüttenden losen Gestein macht auch jede Lieblichkeit des Frühlings unmöglich. Nach zweieinhalbstündigem Ritt passirten wir den Bardes-Ssui, der sich in den Pennek-Fluß wenig oberhalb der Einmündung desselben in den Olti-Ssui ergießt. Waren wir dem Pennek-Thale abwärts gefolgt, so setzten wir nunmehr unsern Weg dem Oltiflusse entlang thalaufwärts fort. Der Character der Gegend blieb derselbe oder wurde vielleicht noch unfreundlicher, wüstenähnlicher. Eine kurze Strecke vor Olti, dem Ziele unserer heutigen Reise, trafen wir eine nomadisirende Kurdenfamilie, welche sich während ihr Vieh Weide suchte, an einem übermauerten Quell gelagert hatte. Auf unsere Bitte versorgten diese Leute uns bereitwillig mit frischer Kuhmilch, die wir zu mitgebrachtem Brod und Käse genossen. Es spricht nicht sonderlich für den Anbau der Gegend, daß im Rufe räuberischer Gelüste stehende Nomaden ihre zahlreichen Heerden hindurchtreiben können.

Olti ist die bedeutendste Ortschaft der ganzen Niederung; es besteht aus einer, auf dem hohen Westufer des Flusses erbauten mit Ringmauer umgebenen Stadt und einer gegenüber auf dem flachen Ostufer befindlichen Vorstadt, welche, aus lauter Gartenwirthschaften bestehend, einem großen Dorfe gleicht. Die eigentliche Stadt wird nur im Winter bewohnt; in Olti hat also auch der Arme die Möglichkeit, mit Land- und Stadtleben zu wechseln, was sich daraus erklärt, daß der Gartenbetrieb die hauptsächlichste Einnahmequelle der Einwohner ist, und die sehr primitiv und einfach errichteten Stadthäuser gleichsam nur den Zweck haben, den Leuten über die rauhen Wintermonate, während welcher Arbeit und Erwerb ruht, hinwegzuhelfen. Ganz unbewohnt dürfte übrigens auch die Ostseite im Winter nicht sein, denn dort befindet sich der Hauptbazar, ein Hammam oder warmes Bad und mehrere Moscheen. Vielleicht, daß allmählig die ganze Stadt dahin übersiedelt.

Wir ritten gleich auf den Konak zu, ein schmuckes Haus, dessen Erbauer und Eigenthümer, der Sproß einer alten Derebej-Familie, eben einen Aufstandsversuch wider die Regierung durch Verbannung nach Rumelien verbüßt. Auch hier bewährt sich die Vorsicht der Pforte, von welcher wir bereits in Artwin ein Beispiel gesehen; da sich die Bewohner dieser Gegenden einmal an unbedingten Gehorsam gegen die Familie des Olti-Bej gewöhnt haben, so benimmt sie ihnen keineswegs die Aussicht auf seine demnächstige Rückkehr und hat an seiner Stelle nur einen sog. Wekil oder Vertreter, und zwar einen angesehenen Mann aus dem Nachbar-Districte Liwaneh, berufen. Sowohl die Einwohner, wie auch der Verbannte, hoffen demnach auf demnächstige Restauration und hüten sich durch unvorsichtiges Eingreifen die Sache zu verderben. Inzwischen aber gewöhnen sich die Leute an die neue Regierung; ihr ehemaliges Haupt wird ihnen entfremdet und ist halb vergessen, wenn endlich in seiner Heimat bekannt wird, man werde ihn nie wiedersehen. Augenscheinlich ist es bei der Pforte Grundsatz, wenn sich ihr zur Wiederherstellung ihrer Autorität der friedliche Weg durch falsche Vorspiegelungen aufthut, Gewaltmaßregeln zu vermeiden, und zwar nicht aus Humanitätsrücksichten und Scheu vor Blutvergießen, sondern um die Steuerkraft der Provinzen nicht zu schädigen.

Der Wekil that alles Mögliche, uns den Aufenthalt in Olti angenehm zu machen und quartirte uns in dem wohlgehaltenen Garten eines angesehenen Armeniers ein, wo auch für unsere Bewirthung gesorgt wurde. Zu unserm Erstaunen fanden wir hier plötzlich Gelegenheit Deutsch zu sprechen; ein junger Mann, geborener Hamburger, aber auf der Wiener Hochschule zum Arzt herangebildet, welcher in türkische Dienste getreten und als Quarantäne-Arzt hieher gesandt worden ist, besuchte uns und erbot sich, uns für unsere ihm unbekannten Zwecke in Olti behülflich zu sein. Die Besorgniß, vor einer Wiederkehr der schrecklichen Krankheit, welche oft von Persien und Armenien aus den Orient verheert hat und sich wiederholt weiter nach Europa verbreitete, der asiatischen Pest, hat seine Anstellung hierselbst veranlaßt. Wir fanden in ihm einen angenehmen, wohl unterrichteten Gesellschafter. Nach seinen Mittheilungen über den Sanitätsdienst, welchem er angehört, dürfte diesem keine sonderliche Wirksamkeit beigelegt werden können; Dr. Hermann sagte, es fehle so ziemlich an Allem, vornehmlich aber an Gelde. Der Doctor selber ist seit 8 Monaten mit seiner Gage im Rückstand; seine Leute, noch länger als er selber ohne Zahlung, sind unzuverlässig, und die Kurden durchbrechen den Cordon, wo immer sie sich als die stärkeren fühlen.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Adelssagen.

(Fortsetzung.)

63. Der todte Herr von Kahlebutz.

Wilhelm Schwartz erzählt: „Vor mehreren (?) Jahren hauste zu Kampehl bei Wusterhausen an der Dosse ein Herr von Kahlebutz, von welchem gesagt

wird, daß er ein gar jähzorniger Mann gewesen sei. Einst gerieth er mit einem Schäfer wegen eines Waideplatzes in Streit, und da der Schäfer von seinem guten Rechte nicht lassen mochte, erschlug ihn der Edelmann. Vor Gericht gefordert, leugnete er die That und leistete den falschen Eid: „Wenn er die Hand gegen den Schäfer erhoben habe, so solle sein Leib niemals zum Staube werden und sein Geist ruhelos umherwandeln bis an den jüngsten Tag." Das ist denn auch geschehen; unverwest liegt seine Mumie im Kirchengewölbe zu Kampehl, seine Kleidung selbst ist unverwest. Nachts geht der Edelmann am Orte seiner That um. Im Jahre 1806 hat er sogar einen französischen Soldaten, der ihn in seinem Sarge beschimpft hatte, erwürgt!"

In der vorstehenden Sage spricht sich die tiefe Achtung des deutschen Volkes vor dem Eidschwure aus, die Gott sei Dank! ja immer noch nicht erloschen ist. Unsern heidnischen Vorfahren galt die Mißachtung des Eides und der Meineid für ein Zeichen des bevorstehenden Weltunterganges; die Strafen des Meineides können nimmer gehoben werden; wie in der griechischen Mythologie von Tantalus, so heißt es in der jüngeren Edda:

„Im starrenden Strome stehen und waten
Meuchelmörder und Meineidige."

Den Fluch des Meineids hat das Volk auf den Edelmann von Kampehl übertragen; wir glauben kaum mit irgend welchem Rechte; aber das unnatürlich scheinende Factum, daß eine Mumie in zugigem Gewölbe sich Jahrhunderte lang hält, sollte erklärt werden. Mit Grauen geht Nachts, wie wir selbst wissen, der Kampehler an seiner Kirche vorbei, — „dort unten liegt der ewig Verfluchte und Haar und Nägel wachsen ihm noch immerdar". Auch die letztere Vorstellung ist ächt heidnisch: Am Untergange der Welt erscheint Naglfar, das Schiff, das aus den Nägeln der Todten gebaut ist; der Meineid befördert das über das All hereinbrechende Verderben; darum müssen selbst die Nägel der Meineidigen im Tode weiterwachsen.

64. Der starke Herr von Schaplow.

Im Oderlande und im Lebusischen saßen ehemals die edlen Herren von Schaplow, deren reicher Länderbesitz zur Zeit ihrer Blüthe wohl mehr als eine Quadratmeile betragen haben mag, und deren Wappen, den rothen Windhund mit goldenem Halsband in silbernem Felde, man fast in jeder Kirche des Oderbruches finden kann.

Zu Quilitz, dem jetzigen Neu-Hardenberg, liegt begraben Herr Joachim von Schaplow, der von verwunderlicher Körperstärke gewesen ist. Der Hof zu Kölln an der Spree ergötzte sich dermalen an allerlei Kraftstücken. So rang der märkische Junker mit einem überaus starken Manne, den ein fremder Fürst mitgebracht; er warf denselben und hielt ihn zum Fenster hinaus. Da gab ihm der Kurfürst die Erlaubniß, sich aus seinem Weinkeller soviel Wein zu holen, als er mit einem Male zu tragen vermöchte. Bald erschien Schaplow auf der Kellertreppe, unter jedem Arm ein Fäßlein und mit vier Fingern je der Hand noch je eines tragend Da sprach Herr Joachim II: „Schaplow, Schaplow! Diesmal mag's sein; wir werden dich aber wohl nicht wieder in unsern Weinkeller schicken." Der starke Mann starb 1574.

Auch einer des Geschlechtes von Zabeltitz zeichnete sich nach des alten Beckmann Chronik durch so bedeutende Stärke aus, daß er ein neues Hufeisen oder zwei harte Thaler mit Leichtigkeit zwischen seinen Fingern zerbrach.

Die Anstalt „Bethel" für Epileptische zu Bielefeld.

Aus dem Bericht über das abgelaufene Anstaltsjahr geht hervor, daß die Zahl der aufgenommenen Kranken gegen voriges Jahr sich um 32 vermehrt hat und jetzt 193 beträgt. Die um Aufnahme Bittenden 843 konnten nicht alle aufgenommen werden, weil die Erweiterung der Anstalt bei dem Schuldenstand von 80,000 Mk. nur langsam vorwärts gehen kann. Trotz dieser Schuldenlast aber hat der Vorstand sich entschlossen, den vielen dringenden Bitten der ärmsten Unglücklichen, nämlich der blödsinnigen epileptischen Mädchen und Frauen, endlich nachzukommen und für dieselben ein besonderes Haus zu bauen, wie es für die männlichen blöden Epileptischen bereits seit 4 Jahren besteht. Manche dieser Kranken hatten schon seit Jahren immer wieder auf's Neue vergeblich um Einlaß gefleht und ihre Bitten konnten nicht länger unerhört bleiben, weil manche von ihnen zu Hause im Elend verkommen mußten. Durch diesen Neubau, der hoffentlich um Pfingsten eröffnet werden kann und den man incl. Inventar für 24,000 Mk. herzustellen hofft, sind zwar dem Vorstand neue ernste Verpflichtungen auferlegt, doch ist dadurch auch wiederum Raum für 25—30 der allerelendesten Kranken geschafft.

Grundsätzlich wird kein Kranker allein wegen fehlenden Pflegegeldes zurückgewiesen, selbst wenn, wie dies bei einzelnen Familien der Fall, denen keine Armenkasse zu Hilfe kommt, gar nichts bezahlt werden kann. Aber auch kleinen und armen Gemeinden, namentlich Diasporagemeinden, werden ihre Kranken, wenn anders der Arzt die Aufnahme nicht aus ärztlichen Gründen verweigern muß, gegen sehr bedeutend ermäßigtes Pflegegeld abgenommen. Es bedarf dazu nur eines ganz bestimmten Antrages.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63 — 65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der


Johanniter-Ordens-



Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 15. Mai 1878. **Nr. 20.**

Hans Otto Bodo von Bodenhausen, Königlich Sächsischer Major a. D., Ehrenritter seit 1859, † zu Dresden 8. Mai 1878.

Dem Comité in Beirut zu Gunsten der in Syrien internirten Bulgaren ist von dem Durchlauchtigsten Herrenmeister des Johanniter-Ordens, Prinzen Carl von Preußen, Königliche Hoheit, eine weitere Beihilfe von 500 Mark aus der Kasse des genannten Ordens gewährt worden.

Am 26. Mai, Mittags 12 Uhr, findet im Johanniter-Krankenhause zu Züllchow bei Stettin ein Rittertag der Pommerschen Johanniter statt.

Um 11 Uhr ist daselbst Gottesdienst im Betsaale.

Tagesordnung:

1. Rechenschaftsbericht und Antrag auf Decharge.
2. Bericht über die Organisation der Genossenschaft in Folge Beschlusses des letzten Rittertages.
3. Mittheilungen aus andern Genossenschaften.

Carlsburg, den 10. Mai 1878.

Der Commendator
Graf von Bismarck-Bohlen.

Das pontische Küstenland und Hocharmenien.

(Fortsetzung und Schluß.)

Den 5. September.

Heute früh ließen wir es unsere erste Sorge sein, ein türkisches Bad zu nehmen, das uns sehr wohl that. Nachmittags besuchten wir die Winterstadt jenseits des Flusses, über welchen hier eine Steinbrücke führt; nicht minder stiegen wir zu einer im Westen der Stadt auf einem Porphyrfelsen erbauten alten Burg hinan, welche augenscheinlich vor Zeiten die Stadt zu beherrschen und zu beschützen bestimmt war. Die schlechtgebaute Stadt mit ihren niedrigen Erddach-Häusern bietet nichts Bemerkenswerthes, die Burg, eine bloße Ruine, besitzt wenigstens eine Kapelle (oder Baptisterium), ein sechsseitiges Gebäude, an dessen Wänden man noch kirchliche Frescomalerei im byzantinischen Geschmack erkennt. Auch Reste von Inschriften findet man an den Wänden und zwar in georgischen Characteren. Jedenfalls hat sich also die georgische Herrschaft bis hieher ausgedehnt, und das Streben, sowohl des Georgischen, wie auch des armenischen christlichen Staats, jeder auf Kosten des andern Grenzländer an sich zu reißen, dürfte der Herrschaft des Islam über beide wirksam die Wege geebnet haben.

Den 6. September.

Unserm Wunsche gemäß, hatte der Wekil uns die Pferde zur Weiterreise schon früh zugeschickt und zwar für meinen Reisegefährten und mich mit seinem eignen Sattel- und Riemzeug, was uns eine willkommene Aufmerksamkeit war. Dr. Hermann und sein Dolmetscher, ein Ostpreuße, der vor vielen Jahren mit einem Bernstein-Großhändler in die Levante gekommen und in Sprache und Sitte der Orientalen ziemlich eingebürgert war, begleitete uns eine Stunde weit. Unser Weg lief ferner gegen den Fluß das Thal hinauf. Mit den Gärten Oltis hört sofort auch die reiche Vegetation wieder auf, welche daselbst durch künstliche Berieselung aus dem Flusse hervorgebracht wird; und wieder sahen wir uns, wie unterhalb der Stadt, von kahlen, mit losem Gestein überdeckten Hügeln umgeben. Kurze Zeit, nachdem unser Landsmann uns verlassen, kamen wir an eine Stelle, woselbst der Oltifluß aus einer jähen Felsenschlucht tritt, mittels welcher er sich, einen großen Bogen ostwärts beschreibend, von einer höheren Terrasse des Gebirgslandes in die gegen den Tschorok abfallende Niederung, einen Weg gebahnt hat. Wir setzten daselbst auf das linke Ufer des Flusses über und folgten einem directen Wege, welcher uns einen, hier schroff ansteigenden Höhenzug hinan in zwei Stunden nach dem auf be-

sagter Hochterrasse an demselben Flusse gelegenen Dorfe Nariman brachte.

Da dieser Ort der Sitz einer besondern Districts-Regierung ist, so hatten unsere Pferde von hier nach Olti zurückzukehren. Wir begaben uns gleich nach dem Konak, um unsere Weiterbeförderung zu betreiben und wurden in Abwesenheit des Bej, welcher im Interesse der Zehnt-Erhebung die verschiedenen Dörfer bereiste, von dem jüngeren Bruder desselben zuvorkommend aufgenommen. Nariman, oder vielmehr Mamerwan (mit dieser Ortsbezeichnung hat der junge Bej seinen Namen in mein Album eingetragen, während das gemeine Volk nur Nariman sagt), ist ein unbedeutender Ort, welcher aber nach einer ihn im Osten überragenden Felsenburg zu schließen, früher von Wichtigkeit gewesen sein dürfte. Da der junge Bej uns nicht entlassen wollte, bevor wir nicht eine Mahlzeit bei ihm eingenommen, so wurde es vier Uhr Nachmittags, bis wir auf den neuen Pferden die Reise fortsetzen konnten.

Einen dreistündigen Weg ging es nunmehr, dem Nariman Ssui, so heißt der Oltifluß, bevor er sich durch die oben angegebenen Engpässe in die Niederung ergießt, aufwärts folgend, durch ein im Ganzen gut bebautes Thal, nach dem großen, noch zu dem Verwaltungsbezirk von Nariman gehörigen Dorfe Jd, welches wir kurz nach Sonnenuntergang erreichten. Eine andere, im Vergleich zu der Niederung viel kühlere Luft, die wir schon am Nachmittage im Nariman-Thale bemerkt hatten, welche aber gegen Abend die Grenze des Angenehmen überschritt, bezeugte uns die hohe Lage dieser Oertlichkeit; auch gefiel es uns nicht sonderlich, daß uns für unser Nachtlager wiederum eine nach zwei Seiten offene Halle angewiesen wurde. Indessen that der Akfakally alles Mögliche, um uns die Nacht erträglich zu machen, und beim Prasseln eines hellen Feuers legten wir uns am Kamin schlafen.

Den 7. September.

Der Morgen war sehr kalt, und wir würden bei unserm Frühstück gefroren haben, wenn nicht der Akfakally wieder ein tüchtiges Feuer hätte anzünden lassen. Dies Frühstück war eine förmliche Mahlzeit, bei der sogar gebratene Hähnchen nicht fehlten; denn heute galt's eine andere Haupt-Wasserscheide Armeniens, diejenige zwischen dem Schwarzen Meere und dem Indischen Ocean, zu überschreiten. Noch vor 6 Uhr konnten wir zu Pferde steigen und abreiten. Oberhalb Jd fanden wir das weite Thal belebt von Menschen, welche sich so früh zum Einfahren des Getreides aufgemacht hatten, einer Arbeit, die allerdings schon längst hätte geschehen können und müssen, wenn hier bloße landwirthschaftliche Rücksichten maßgebend wären. Bedauerlicher Weise ist das nicht der Fall; sondern es bedarf dazu einer behördlichen Ermächtigung, mit der es eine besondere Bewandtniß hat. Seit uralter Zeit krankt gleichsam der ganze Orient an einer höchst unglücklichen Steuer, dem sogenannten Zehnten, welcher in den meisten Provinzen der Türkei sogar zum Fünften geworden ist. Das Verderbliche dieser Abgabe für die lässigen Orientalen liegt einmal darin, daß dadurch die Nichtbebauung des Bodens gleichsam prämiirt wird, zweitens aber und noch vielmehr in der Behebungsart. Diese Steuer wird nämlich vom Staate verpachtet, und, um ein hohes Pachtgeld zu erzielen, theilt der Staat das Interesse des Pächters, möglichst viel Gewinn für den Letzeren herauszubringen. Kein Feld darf abgeerntet werden, bevor nicht die Behörde mit dem Pächter zur Stelle gewesen, um aus der Zahl der geschnittenen Garben die besten nach der gesetzlichen Zahl auszulesen; da nun aber dies Geschäft nur langsam von Statten geht, so ist es nur natürlich, daß ein großer Theil des Korns ausfällt und auskommt, daß ebenso viel dem Vogelfraße verfällt und daß in einem Lande, wo für die Sicherheit so wenig gesorgt ist, das nomadisirend umherstreifende Gesindel, Kurden und Jeziden, sich einen Theil aneignet, — der Vergewaltigung und Unredlichkeit der Beamten nicht zu gedenken. Der Steuerpächter ist immer ein Christ, aber keiner, dessen seine Religion sich rühmen möchte; er verlangt fast ausnahmslos mehr als ihm von Rechtswegen zukommt. Der Bauer reclamirt bei dem Musellim, dem es dann obliegt, nicht nach Recht und Gerechtigkeit zu entscheiden — das würde ihm bei dem Einfluß, den der Generalpächter in Constantinopel besitzt, sofort seine Stelle kosten — sondern nur einen Ausgleich zu Wege zu bringen, d. h. den Bauern gegen eine Scheinconcession des Pächters zum Nachgeben zu bewegen und leider bei dieser Gelegenheit die Geschenke einzustreichen, die ihm der nach dieser Seite hin freigebige Zöllner darbietet.

In dem Gebiete von Nariman durfte also heute die Ernte eingebracht werden und wenigstens wußte nun ein Jeder, wieviel er sein eigen nennen konnte — das genügte, die Leute froh zu stimmen. Wo die Felder nahe an unserer Straße lagen, und die Arbeiter unser früh genug ansichtig wurden, da schickten sie einen Knaben uns entgegen, der uns eine Handvoll Aehren vor die Pferde legte und dafür von uns mit einem Trinkgeld belohnt werden mußte. Es ist dies eine Sitte der Länder, in denen die Gastfreiheit herrscht, durch welche die Erntenden symbolisch ausdrücken, daß sie nicht bloß für sich den Segen heimbringen, sondern auch für den Fremdling der durch ihr Gebiet zieht.

Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß während wir im Paschalik Trapezunt nirgends ein Rad gesehen haben, es im Paschalik Erzerum überall, sogar in den Felsenbergen von Ardanutsch eine Art von Wagen oder Karren giebt, und daß die Wege durch ihre Beschaffenheit ein Verkehren solchen Fuhrwerks gestatten. Allerdings sind jene Karren von höchst einfacher Construction und bleiben sich durch das ganze Paschalik Erzerum gleich. Zwei runde Holzscheiben, von ungefähr 3 Fuß Durchmesser bilden die Räder; dieselben sind auf das Festeste durch die in das beiderseitige Centrum viereckig eingesetzte Axe mit einander verbunden, so daß diese Letztere

sich mit ihnen dreht. Die Axe aber ist in ihrem mittlern Theile rund gearbeitet und wird da mittels einer tiefen Rinne von dem Bodenbrett des Wagenkastens umfaßt, an welchem letztern wieder die Deichsel angebracht ist. Es versteht sich von selbst, daß das zweirädrige Gefährt bespannt sein muß, um aufrecht die Ladung aufnehmen zu können. Das Knarren, das ein solcher schwer beladener mit Büffeln oder Ochsen bespannter, langsam daher rollender Wagen hervorbringt, spottet aller Beschreibung und macht sich Stunden weit in diesen Thälern hörbar. Durch Schmieren der an einander reibenden Holztheile den Lärm zu mildern und zugleich den Zugthieren die Arbeit zu erleichtern, ist wohl noch Niemanden in den Sinn gekommen; im Gegentheil scheint die entsetzliche Musik der Araba, das ist der Name des Wagens, als Beigabe der Erntefreude, für die Leute einen poetischen Reiz zu besitzen.

Allmählig ging unser Weg stärker bergan; die Fruchtfelder hörten auf, und ein rasiges Weideland, wie wir es schon von den früher bestiegenen höheren Bergen her kannten, trat an die Stelle. Ungefähr vier Stunden waren wir geritten, als wir den Oltifluß, hier ein spärliches Bächlein, links liegen ließen und zu der Höhe seines Quellgebiets hinaufritten. Der Weg führt durch eine Einsattelung des Berges; wir waren überrascht, uns daselbst plötzlich auf der Wasserscheide zu sehen, die wir uns stärker markirt gedacht hatten.

Wir befanden uns nunmehr auf einem weiten, welligen Hochlande, demjenigen oberhalb von Knise-Tamar ähnlich, und wie jenes mit kurzem, festem Rasen bewachsen. Obwoh nirgends an die Ueppigkeit der westlichen in die höhere Region ragenden Berge erinnernd, waren doch die besagten Flächen ein vortreffliches Weideland, welches auch zahlreichen Heerden von Klein- und Rindvieh zu Gute kam. Dem in westlicher Richtung streifenden Gebirgszuge entlang reitend, hatten wir bald auch das Glück, ein kleines Zeltlager von Kurden zu sehn, welche besagte Heerden entweder für eigne Rechnung oder wohl wahrscheinlicher für einen in der Gegend des Wan-Sees lebenden Stammeshäuptling weideten. Die Zelte sind schwarz oder bräunlich und zwar nicht vom Rauche, obwohl dieser ungefähr die gleiche Farbe hervorbringen würde, sondern von ihrem Grundbestandtheil, den schwarzen Ziegenhaaren, aus denen sie gewoben werden. Ihre Fabrikation ist eine in die Urzeit zurückreichende Kunst der vorderasiatischen Hirtenvölker, denn wenn im Hohen Liede das Haar der Geliebten schwarz wie die Hütten Kedar, und wie die Teppiche Salomons genannt wird, so ist offenbar derselbe Stoff gemeint, aus welchem noch heutigen Tages die Nomaden Mesopotamiens, der syrischen Wüste und Arabiens, d. h. Kurden und Beduinen, ihre Zelte bereiten. Dieser Stoff ist ein dickes und rauhes, gegen den Regen vollständigen, gegen den Wind wenigstens theilweise Schutz bietendes Gewebe, das sicherlich auch als Fußteppich benutzt werden kann und wahrscheinlich an Orten, wo die altpersische Erfindung des farbigen Teppichs — derselbe soll ursprünglich eine blumige Wiese vorstellen — noch nicht hingedrungen, wie zu den Zeiten Salomons, so noch heutigen Tages benutzt wird. Da unser Weg uns nahe an den Zelten vorüber führte, und die Wächterhunde unsere Pferde wüthend anbellten, kamen einige Frauen und Kinder zum Vorschein, die den Hunden wehrten. Die Kinder, mit ihren großen schwarzen Augen und lebhaften Farben, waren auffallend schön; um so häßlicher waren die Frauen, deren Gesichter abgesehen von der Tätowirung, einer blauen Blume auf der Nasenspitze und einer desgl. auf der Stirn, wie mit gelbem runzlichtem Leder überzogen aussahen. Auch der Nasenring, im durchbohrten, linken Nasenflügel getragen und mit dem großen silbernen Ohrring durch eine kleine Schnur von leichten Münzen in Verbindung gesetzt, trug nicht zur Erhöhung ihrer Reize bei. Man sah ihnen das harte, entbehrungsvolle Leben an, das der Nomadenstand mit sich bringt.

Gegen drei Stunden weit hielten wir uns auf der Höhe des Berges, bis wir zu dem in einem tiefen Sattel gelegenen Dorfe Bar kamen, von welchem man nordwärts in das Thal des Tortum Ssui, eines unterhalb der Festung Pertegrek in den Tschorok mündenden Flusses, nordwärts gegen das Quellgebiet des Euphrat niedersieht. Wir hatten uns den an so merkwürdiger Stelle gelegenen Ort als Nachtquartier ausgewählt; da aber der Akkakally uns vorstellte, wie wir morgenfrüh daselbst keine Pferde zur Weiterreise finden würden so entschlossen wir uns, noch eine Stunde weiter nach Kysyl-Kilisseh (Rothen-Kirchen) zu gehen, wo wir eine passendere Aufnahme hofften.

Der Weg dahin führte uns an die Südabdachung des westlich von dem erwähnten Sattel sich allmählig erhebenden hohen Gjaur Daghi; wir verloren demnach die Tschorokniederung völlig aus dem Gesichte. Auch in Kysyl-Kilisseh, anscheinend dem höchstgelegenen Dorfe des Euphrat-Beckens, waren wir nicht willkommen, was wir uns auch leicht erklären konnten. Es geht nämlich eine belebte Straße über dies Dorf und weiter über Bar in das Tschorokthal, und die Frequenz bringt ein häufigeres Inanspruchnehmen der Gastlichkeit mit sich, als den Interessen des Dorfes zuträglich ist. Auch hier machte der Akkakally die Unmöglichkeit Pferde zur Weiterreise zu schaffen geltend; zum Unglück für den Mann konnten wir ihm aber bei eben untergehender Sonne von dem Erddache seines eigenen Hauses eine Menge Pferde und Maulthiere auf einer benachbarten Weide zeigen, und da ihm inzwischen unsere Leute angedeutet hatten, daß wir reichliche Trinkgelder auszutheilen pflegten, so ließ er seinen Widerspruch fallen und führte uns in eins der unterirdischen Häuser des Dorfes, ein wahres Labyrinth von Gängen und Viehställen, welches hier als Konak, Fremdenhaus, dient.

Unter den Klagen orientalischer Reisenden, welche Armenien besucht haben, über die daselbst ausgestandenen Mühsale hört man oft diejenige besonders hervorheben, daß sie genöthigt gewesen seien, in Kuhställen

zu übernachten. Auch wir sind heute hier in diesem Falle, indessen gestehe ich, daß die Entbehrung alles anderen europäischen Comforts mich schon in eine so entsagungsvolle Stimmung versetzt hat, daß ich darin keine Steigerung der früheren Leiden sehe. Die Rampe, mittelst deren man, wie in allen ähnlichen armenischen Behausungen, so auch in unsern Konak hinuntersteigt, führte uns zunächst in einen langen Gang, breit genug, daß auch ein starker Büffel hindurch gehen konnte, ohne einen zufällig ihm begegnenden und sich an die Wand lehnenden Menschen zu erdrücken, an einer Stallthür vorüber, aus der nebst dem Gebrüll des Viehes Frauen- und Kinderstimmen zu uns drangen, so daß wir ihn als das Harem, das Heiligthum des Hauses respectirten, und dann weiter, gerade auf eine zweite Thür los, durch welche wir in den Selamlik- oder Fremden-Stall, eintraten. Die daselbst herrschende Finsterniß wurde durch zwei oder drei in Wandnischen gestellte Oellämpchen nur wenig gemindert. Es dauerte eine Weile, ehe wir überhaupt etwas unterscheiden konnten, und somit wurden wir vorwärts mehr geschoben, als daß wir selbst gegangen wären. Es war ein großer Raum, in welchem zwei lange Reihen Vieh standen; ohne diesem zu nahe zu kommen, erreichten wir eine Holztreppe von mehreren Stufen, mittels welcher wir auf eine, etwa 4 Fuß über dem Boden des Stalls erhöhte, ganz wie die türkischen Empfangszimmer in diesen Gegenden eingerichtete Tribüne gelangten. Gute warme Filzteppiche bedeckten den Boden; an beiden Langseiten zogen sich Sitzpolster hin und dem Eingange gegenüber befand sich ein Kamin, auf dem freilich nicht das muntere Reisigfeuer anderer Gegenden brannte, aber doch der glimmende Düngertorf einen trüben Schimmer verbreitete. Wir genossen die frische Milch und den Käse, womit wir uns als Abendessen zu begnügen hatten, und streckten uns unter dem Gebrüll unserer Hausgenossen zur Ruhe.

Den 8. September.

Heute Morgen weckte uns ein matter Schein, der durch eine über Nacht geschlossen gewesene, nach Sonnenaufgang aber geöffnete kleine Luke über unserer Tribüne und durch den niedrigen Schornstein des Kamins fiel. Gegen 8 Uhr früh brachen wir von Kyzyl-Klisseh auf, und zwar in freudiger Stimmung, denn heute galt es, jenseit der weiten Quellebene des Euphrat Erzerum zu erreichen.

Die Gegend, die wir vor uns sahen, entbehrte der landschaftlichen Reize. Ein sanft welliges Land ohne Abwechselung, ohne in die Augen springende Formen, hinter uns durch die flachen Kuppen des Gjaur-Daghi und vor uns durch den Deweh-Bojunu, eine Bergkette, an der Nichts malerisch ist als nur der Name (Deweh-Bojunu bedeutet Kameelshals), geschlossen, ganz baum- und strauchlos, ohne sichtbare Dörfer, ja fast ohne Vegetation, da in dieser Jahreszeit sogar der Rasen vor der dörrenden Sonnengluth des regenlosen Spätsommers verschwunden ist — durch eine solche Gegend zu Pferde eine Reise machen, heißt nur das Ende mühseliger Stunden ersehnen. Die Ernte war längst vorüber; die schwarze tief aufgerissene Dammerde der Felder aber schien sich für Getreidebau wohl zu eignen, auch bezeugten die zwar nur in nächster Nähe erkennbaren, aber doch vorhandenen häufigen Weiler den guten Anbau der Ebene.

Nach anderthalbstündigem Ritt gelangten wir an den Euphrat, den wir wie früher den Kur fast ohne Gefälle durch Schilf und Binsen dahinschleichen sahen. Er führt hier den Namen Kara-Ssui, Schwarzwasser, welchen er mit den meisten über moorigen Boden laufenden Flüssen der Türkei theilt. Allerdings ist auch der Name Euphrat den Armeniern bekannt, denn gerade um seinetwillen erklären sie ihr Heimatland für den Garten Eden der Bibel, welchen außerdem noch drei Flußhäupter, der Araxes, der Kur und der Tschorok bewässerten; indessen ist das nur eine gelehrte Schrulle, von der der gemeine Mann nichts weiß.

Wir passirten den Fluß mittels einer guten Steinbrücke und machten eine halbe Stunde weiter bei einem Dorfe Halt, um ein Frühstück einzunehmen. Wir waren hier noch drei Stunden von Erzerum entfernt, dessen allgemeine Umrisse man schon wahrnehmen konnte. Von da ging es auf einen weit in die Ebene vorragenden Ausläufer des Deweh-Bojunu zu, den wir überstiegen, und von dessen Höhe wir einen prächtigen Blick auf die Stadt genossen, ein Meer von eigenthümlich gestalteten, mit glatten Dächern versehenen Häusern, aus dem die Citadelle mit den Zinnen ihrer schwärzlichen Mauern wie eine Insel hervorragte; die Kuppeln der Moscheen, auf denen die Nachmittagssonne glänzte, die zahlreichen Minarets, gaben dem Bilde einen festlichen Anstrich. Gleichwohl konnte ich mir nicht verhehlen, daß die zuletzt von mir gesehene große türkische Stadt, Trapezunt, auf mich einen berauschendern Eindruck gemacht hatte. Freilich hat Erzerum keine Rhede mit Schiffen, es hat keine südliche Vegetation, keine blühenden Granatbüsche, Cypressen- und Mimosen-Gänge, wie wir sie in Trapezunt fanden, ja es fehlt ihm überhaupt der Schmuck des Laubes. Drei oder vier magere Pappeln abgerechnet, die auf der Westseite der Stadt an ein Bächlein gepflanzt worden sind, sieht man auch hier nirgends einen Baum oder Strauch; über eine vom Deweh-Bojunu vorgeschobene Anhöhe hingegossen, lehnt die Stadt sich im Osten an dies kahle Gebirge und überblickt im Westen die weite Ebene, welche, aus der Ferne gesehen, wegen das Nichthervortretens der Dörfer und Weiler den Eindruck einer trostlosen Wüstenei macht.

Daß wir dennoch die Stadt mit großer Freude betraten, bedarf keiner besonderen Versicherung. Wir waren nach soviel Strapazen einer Erholung dringend bedürftig, unsere Kleidung, unser Schuhwerk, war zerrissen; zugleich aber sehnten wir uns, unsere Erfahrungen und Eindrücke zu Papier zu bringen.

Durch schlecht gehaltene, aber doch mit ihren Häusern, Moscheen, Bädern und Bazarstraßen den Eindruck der

Wohlhabenheit machende Straßen wurden wir nach der Wohnung des russischen Vice-Consuls Herrn Garibaldi geführt, für welchen wir officielle Empfehlungen besaßen. Durch Vermittelung dieses Herrn erhielten wir freundliche Aufnahme in dem Hause eines reichen Armeniers, denn ein Gasthaus giebt es in der großen Stadt noch nicht.

Unserm Aufenthalt in dieser durch die Tagesgeschichte so interessant gewordenen Stadt, so wie unserer Weiterreise von da über Musch, Kaghiswan und Kars nach Alexandropol denke ich einen besondern dritten Artikel zu widmen.

Laeso militi.

„Après avoir vaincu, je veux donc que l'on fasse un détachement des régiments qui ont le plus souffert, qui aura soin des blessés, et qui les fera emporter à l'hôpital qu'on leur a préparé; songeant premièrement aux vôtres, et ne manquant pas d'humanité pour ceux des ennemis." — In Seiner Menschenfreundlichkeit fürsorglich und allzeit hilfsbereit, so kennen wir Friedrich, den „großen König". Die obigen Worte richtete Er vor ungefähr 130 Jahren an Seine Generale insgesammt, als Er Höchsteigenhändig ihnen eine Reihe von Vorschriften ertheilte, welche vor, während und nach der Schlacht befolgt werden sollten.

Selbstverständlich bezeugen außer dem Articel XXV (§ 13) der Fridericianischen Principes généraux de la guerre noch andere Stellen in den druckschriftlich uns aufbehaltenen Instructionen seitens dieses Kriegsherrn: Die Theilnahme an dem Schicksal der verwundeten Soldaten. Die Königliche Ordre d. d. Lager bei Mollwitz 26. April 1741, wegen Eröffnung der Laufgräben vor Brieg, regelt u. A. auch (in einem besonderen Paragraphen) die Thätigkeit der Wundärzte während dieser Belagerung. Die Anordnungen d. d. Selowitz 25. März 1742 enthalten den Befehl, „Den Burschen allen" zu sagen, „daß, wenn einer oder der andere von ihnen blessirt würde, und er sich bis zur Wagenburg schleppen könnte, er alle Sicherheit daselbst haben und ordentlich verbunden werden würde." Es mußte nämlich jedes Bataillon einen Feldscheer ins Treffen nehmen; die andern aber sollten mit dem Regiments-Feldscheer in der „Wagenburg" bleiben. — Die Instruction für die Infanterie-Generalmajors, Potsdam 14. August 1748, besagt: „Wenn die Bataille vorbei ist, so müssen die Generale sowohl für die Kranken und Blessirten von ihren Brigaden, als auch für die verlorenen Montirungsstücke sorgen." Des Königs Anordnungen für die Commandanten der Festungen Cosel und Schweidnitz, im Jahre 1753 und 1781, stellen fest: wie dort während eines feindlichen Angriffs die freiwillige Lazareth-Hilfsleistung zu beanspruchen sei.

Specielles über König Friedrichs II. werkthätige, auf eigene wie feindliche Blessirte gleichmäßig sich erstreckende Fürsorge nach den Schlachten bei Mollwitz und Hohenfriedberg, findet man im Decemberheft 1874 der Jahrbücher für die Deutsche Armee und Marine (S. 302 u. f.). Das Aprilheft 1878, S. 12 u. f., bringt Beläge für die väterliche Aufmerksamkeit, deren sich Verwundete und Kranke des „ersten Bataillons Garde" zu erfreuen hatten.

Unvergeßbar möge bleiben, daß der hochherzige Stifter des Berliner Invalidenhauses am 18. November 1748 dem Oberst v. Retzow erwiderte auf die Meldung der freudigen Dankesäußerung, welche ihm in diesem Soldatenasyl kundgegeben worden: „Was Mich anbetrifft, so wird dieses Bataillon wohl das einzige von der ganzen Armee sein, über welches Ich Mich alsdann freuen würde, wenn es niemalen wird complett werden können."

(G. L. W.)

Grundsteinlegung.

Am 11. April, Nachmittags, hatten Freunde des Deutschen Samariter-Ordens-Stiftes (Anstalt für Schwach- und Blödsinnige und Diakonissen-Mutterhaus) zu Craschnitz in Schlesien, aus der Nähe und Ferne sich in dem Betsaal desselben versammelt, behufs der feierlichen Grundsteinlegung zu den Erweiterungsbauten der Anstalt, einem Krankenhause und einem Pfarrhause, die einen würdigen Schlußstein bilden werden in diesem seit fast 16 Jahren wachsenden segensreichen Bau christlicher Barmherzigkeit und Nächstenliebe.

Der Consist.-Rath Herr Lange aus Breslau hielt die Festrede über Johannes 5, 2—9, in welcher er den Versammelten die ernste Bedeutung des zu errichtenden Bethesda vorhielt und den herzlichen Wunsch aussprach, daß der gnadenreiche Gott bald die Hallen desselben, den Elenden und Siechen öffnen und der Engel des Gebetes herniedersteigen möge, um den Hilfesuchenden Heilung für Leib und Seele zu bringen. Unter dem Gesange von: „Mir nach, spricht Christus unser Held" begab sich der Zug der Festgenossen auf den geschmückten Bauplatz, wo nach Vorlesung der auf den Neubau bezüglichen Schriftstücke und Mittheilung des augenblicklichen Personalbestandes der Anstalt (292 Personen) in Vertretung ihres hochbejahrten edlen Stifters, Grafen Adalbert von der Recke-Volmerstein, der zwar anwesend, jedoch nicht mehr zum Grundstein herabzusteigen vermochte, dessen Sohn, der Erbherr der Herrschaft Craschnitz, den bekränzten Hammer ergriff, und die üblichen Weiheschläge vollzog, mit den Worten: „So thue ich denn im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, auf diesem Grundstein den Weiheschlag, auf daß dieses Haus erstehe als eine Stätte der Hilfe und des Trostes den Leidenden, und des Friedens für alle seine Bewohner!" Consist.-Rath Lange erflehte nun den Segen des Herrn über das gegründete Haus und Alle, die daran und darin arbeiten und leben, leiden und scheiden würden. Der Gesang von „Ach bleib mit Deinem Segen" schloß diese Feier. In entsprechender Weise wurde dann die Grundsteinlegung des Pfarrhauses

vollzogen und verband hier Herr Consist.-Rath Lange mit dem Weihesegen den betenden Wunsch: daß Gott der Herr der wachsenden Anstaltsgemeinde bald einen Seelsorger senden wolle, der in dauernder Hingebung die vielseitigen Pflichten treulich erfüllen, und daß in dem neuen Hause allezeit Geistliche wohnen möchten, die in dem lebendigen Glauben an Jesum den Sohn Gottes, fleißige Gebetshände aufhöben Kraft zu erlangen für den schönen aber ernsten und schweren Beruf! — Gewiß wird es dem Deutschen Samariter-Ordens-Stift, dessen gesegnete Thätigkeit sich auch in unserer Provinz der allgemeinsten Anerkennung erfreut, auch ferner nicht fehlen an der Opferwilligkeit und thätigen Mithilfe, die ihm bisher bewiesen worden und auf die es so dringend angewiesen ist. Der frische Geist der Hingabe und Treue unter der Schwesternschaft bürgt dafür, daß auch die Krankenpflege in „Bethesda" mit Freudigkeit und sichtlichem Erfolg vollzogen wird, und daß die Anstalt auch in Zukunft sich das Vertrauen weiterer Kreise von Neuem erwerben wird. Bei der vom Evangelischen Ober-Kirchenrath für den Bau des Kranken- und Pfarrhauses bewilligten Kirchen-Collecte, die in Posen an einem Sonntage zwischen Ostern und Pfingsten, in Schlesien am 2. Sonntag p. Trin. dem 30. Juni abgehalten werden soll, wird Gelegenheit geboten sein, daß solches Vertrauen sich in Gaben der Liebe reichlich bethätige.

Das Stift feiert am 4. Juni c. das Fest der 16jährigen Wirksamkeit, und bietet dasselbe den fernen Freunden der Liebesarbeit eine geeignete Gelegenheit dieselbe näher kennen zu lernen.

Ueber die Berliner Stadtmission

sagt der letzte Bericht: Das Jahr 1877 ist für die Berliner Stadtmission ein Jahr des Segens und des Wachsthums gewesen. Es stehen zur Zeit unter 2 Geistlichen (Inspectoren) 15 Stadtmissionäre in rüstiger Arbeit; 5 neue Gemeinden, darunter die beiden größten Berlins, sind in Pflege genommen. Die Einnahmen haben sich mehr als verdreifacht. 3 Parochial-Vereine, 7 Frauen-Vereine haben sich in Berlin der Unterstützung der Stadtmission angenommen; in Hinterpommern ist, wie früher in Vorpommern, ein neuer Hilfsverein gegründet, in der Provinz Sachsen und in anderen Gegenden haben sich Sammelkreise gebildet. Die westfälische Provinzial-Synode hat dies Werk der obersten Kirchenbehörde an das Herz gelegt; der Ober-Kirchenrath und das Consistorium der Provinz Brandenburg haben eine Kirchen-Collecte bewilligt; auch sonst sind die Gaben reichlich geflossen.

Ein Comité, dessen Vorsitzender der Hofprediger Stöcker ist, hat die Leitung der Berliner Stadtmission. Mit derselben wurde am 23. April 1877 die Stadtmission des Johannesstifts, die von dem Prediger Hoffmann geleitet wird, vereinigt.

Unserm Hohen Kaiserpaare spricht das Comité in dem Berichte den innigsten Dank für die dem Werke bisher bewiesene Theilnahme aus. Der Bericht erwähnt u. A. die Mithilfe, die die Stadtmission bei der Privat-Armenpflege und bei der Fürsorge für entlassene Gefangene leistet.

An der Hand der Statistik wird ein orientirender Blick in die Verbrecherwelt geworfen und nachgewiesen, daß von allen Strafgefangenen annähernd nur ein Drittel aus Berlin gebürtig, die übrigen zwei Drittel aber von außerhalb hereingezogen sind. Im Weiteren geht dann der Bericht ein auf die Fürsorge für die ungetauften Kinder und die ungetrauten Paare, auf die Verbreitung christlicher Schriften und andere Thätigkeiten der Stadtmission. Die Einnahme der Berliner Stadtmission im Jahre 1877 betrug 34,646 Mk. 14 Pf., die Ausgabe 27,786 Mk. 42 Pf.

Der Berliner Frauen-Lazareth-Verein

hat am 1. d. Mts. seine diesjährige Generalversammlung abgehalten. Der in derselben vorgetragene Bericht ergiebt für die drei Vereinsinstitute: das Augusta-Hospital, das Krankenpflegerinnen Institut und die Poliklinik eine stets fortschreitende Entwicklung.

Sämmtliche drei Institute hatten 1877: 1059 Kranke mit 37,559 Verpflegungstagen; davon entfielen auf die chirurgische Abtheilung 531 (gegen 454 im Vorjahre). Unter den Krankheiten nimmt die Diphtheritis wieder den Hapttheil ein. Auf die 531 Krankheitsfälle kamen 61 Todesfälle, d. h. 11,48 pCt. Die Mortalität auf der chirurgischen Abtheilung ist danach in jedem Jahre geringer geworden. Die Zahl der Operationen beläuft sich auf 285. Auf der innern Station wurden 519 Personen behandelt, von denen 95 starben.

In dem Krankenpflegerinnen-Institut sind 16 Personen erfolgreich unterrichtet worden, von denen am Ende des Jahres 1877 ein Bestand von 11 Personen verblieb. Die Thätigkeit der Krankenpflegerinnen erstreckte sich auch sehr wesentlich auf die Privatkrankenpflege, und zwar haben die Pflegerinnen 1138 Tage in der Außenpflege verbracht und in solcher die allgemeinste Anerkennung gefunden.

In der Poliklinik wurden im Ganzen 6503 Personen behandelt, nämlich 2691 auf der äußeren und 3810 auf der inneren Station.

Die Gesammt-Ausgaben und Einnahmen balanciren mit 60,832 M. Das Capitalvermögen ist auf 225,650 M. (d. h. 13,982 M. mehr als im Vorjahre) angewachsen.

Im Augusta-Hospital soll in diesem Sommer ein Isolirgebäude errichtet werden, für welches die Pläne bereits vorliegen.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63 — 65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.


Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 22. Mai 1878. **Nr. 21.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Mai 1878 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Mai 1878 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro April 1878.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. April 1878	45			
	Zugang pro April .	28			
		73			
	Abgang . . .	22			
	Bleibt Bestand	51	51	1415	60
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. April 1878	72			
	Zugang pro April .	30			
		102			
	Abgang . . .	24			
	Bleibt Bestand	78	78	2225	72
3.	**Preuß. Holland:**				
	Bestand am 1. April 1878	20			
	Zugang pro April .	11			
		31			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	15	15	495	58
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. April 1878	25			
	Zugang pro April .	23			
		48			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	30	30	930	54
5.	**Wartenstein:**				
	Bestand am 1. April 1878	12			
	Zugang pro April .	9			
		21			
	Abgang . . .	10			
	Bleibt Bestand	11	11	277	50
6.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. April 1878	31			
	Zugang pro April .	15			
		46			
	Abgang . . .	25			
	Bleibt Bestand	21	21	789	36
7.	**Nandsburg:**				
	Bestand am 1. April 1878	17			
	Zugang pro April .	10			
		27			
	Abgang . . .	14			
	Bleibt Bestand	13	13	477	27
	zu übertragen		219	6608	357
	Uebertrag		219	6608	357
8.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. April 1878	25			
	Zugang pro April .	3			
		28			
	Abgang . . .	7			
	Bleibt Bestand	21	21	634	32
9.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. April 1878	40			
	Zugang pro April .	12			
		52			
	Abgang . . .	25			
	Bleibt Bestand	27	27	980	60
10.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. April 1878	19			
	Zugang pro April .	10			
		29			
	Abgang . . .	11			
	Bleibt Bestand	18	18	560	35
11.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. April 1878	37			
	Zugang pro April .	34			
		71			
	Abgang . . .	43			
	Bleibt Bestand	28	28	1091	65
12.	**Züllichow:**				
	Bestand am 1. April 1878	43			
	Zugang pro April .	41			
		84			
	Abgang . . .	32			
	Bleibt Bestand	52	52	1519	80
13.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. April 1878	41			
	Zugang pro April .	7			
		48			
	Abgang . . .	10			
	Bleibt Bestand	38	38	1175	60
14.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. April 1878	20			
	Zugang pro April .	20			
		40			
	Abgang . . .	20			
	Bleibt Bestand	20	20	659	42
	zu übertragen		423	13,226	731

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Mai 1878 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro April 1878.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		423	13,226	731
15.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. April 1878	20			
	Zugang pra April	6			
		26			
	Abgang	10			
	Bleibt Bestand	16	16	514	60
16.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. April 1878	18			
	Zugang pro April	12			
		30			
	Abgang	14			
	Bleibt Bestand	16	16	477	41
17.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. April 1878	19			
	Zugang pra April	20			
		39			
	Abgang	19			
	Bleibt Bestand	20	20	557	42
18.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. April 1878	18			
	Zugang pra April	9			
		27			
	Abgang	12			
	Bleibt Bestand	15	15	444	36
19.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. April 1878	3			
	Zugang pro April	4			
		7			
	Abgang	4			
	Bleibt Bestand	3	3	122	12
20.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. April 1878	3			
	Zugang pra April	1			
		4			
	Abgang	2			
	Bleibt Bestand	2	2	50	10
21.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. April 1878	7			
	Zugang pra April	12			
		19			
	Abgang	6			
	Bleibt Bestand	13	13	269	26
22.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1 April 1878	3			
	Zugong pro April	3			
		6			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	3	3	111	10
23.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. April 1878	5			
	Zugang pro April	1			
		6			
	Abgong	3			
	Bleibt Bestand	3	3	88	12
24.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. April 1878	18			
	Zugang pra April	—			
		18			
	Abgong	—			
	Bleibt Bestand	18	18	540	18
25.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. April 1878	21			
	Zugang pro April	9			
		30			
	Abgang	15			
	Bleibt Bestand	15	15	527	30
	zu übertragen		547	16,925	1028

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Mai 1878 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro April 1878.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		547	16,925	1028
26.	**Altena:**				
	Bestand am 1. April 1878	13			
	Zugang pro April	6			
		19			
	Abgang	7			
	Bleibt Bestand	12	12	865	38
27.	**Plochingen** (in Württemberg):				
	Bestand am 1. April 1878	2			
	Zugang pro April	4			
		6			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	3	3	101	38
28.	**Ludwigslust** (in Mecklenburg):				
	Bestand am 1. April 1878	36			
	Zugong pra April	7			
		43			
	Abgang	19			
	Bleibt Bestand	24	24	856	36
29.	**Dresden:**				
	Bestand am 1. April 1878	13			
	Zugang pro April	10			
		23			
	Abgong	12			
	Bleibt Bestand	11	11	335	16
30.	**Niederweisel** (in Hessen):				
	Bestand am 1. April 1878	20			
	Zugang pro April	3			
		23			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	20	20	589	20
	Zusammen		617	19,171	1176

Der gesammte Abgang an Kranken pra April 1878 beträgt 409, davon sind:

gestarben . . . 34
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 22
geheilt 353
wie var 409.

31. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 55 Betten.
Bestand am 1. **März** 1878 . . . . 44 Kranke.
Zugang pro **März** . . . . 51 „
95 Kranke.

Davon sind:

gestorben 2
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 13
geheilt 29
44 „

Bleibt Bestand am 1. **April** 1878: 51 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 2 Europäer, 3 Muhamedaner, 5 Drusen, 1 Jude und 40 orientalische Christen.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro März 1878 beträgt 1571.

Poliklinisch wurden 1057 Personen behandelt.

Hans Carl Ottobald Graf von Werthern-Beichlingen, Königlich Preußischer Kammerherr und Domdechant zu Naumburg, sowie Großherzoglich Sächsischer Wirklicher Geheimer Rath und Oberkammerherr; erbliches Mitglied des Herrenhauses, auf Schloß Beichlingen bei Cölleda, Ehrenritter seit 1817, † zu Schloß Beichlingen 10. Mai 1878.

Die Buonaparte.

Der Ursprung und der Adel der Napoleoniden hat Veranlassung zu den widersprechendsten Versionen gegeben. Der Name findet sich schon seit dem 13. Jahrhundert in Italien, namentlich zu Florenz, San Miniato, Sarzano und Genua. Ein Jacopo B., toskanischer Edelmann aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, wird als Verfasser des Werkes „Raggnaglio storico di tutto l'accorso giorno per giorno nel sacco di Roma dell' anno 1527" (angeblich Köln 1456; französisch Paris 1809; von Louis Buonaparte herausgegeben, Florenz 1830) genannt; ein Niccolo B., Edelmann und Professor zu San Miniato aus derselben Zeit, soll die Comödie „La vedova" (Florenz 1592, Paris 1803) verfaßt haben.

Um den Kaiser Napoleon I. zu schmeicheln, vielleicht auch von exaltirter Bewunderung für seine Größe getrieben, haben einige Schriftsteller ihm einen phantastischen Stammbaum gegeben, indem sie ihm die eiserne Maske zum Stammvater gaben, während Andere ihn aus den niedersten Schichten des Volkes hervorgehen ließen, um entweder seinen persönlichen Ruhm zu erhöhen oder auf seine Vorfahren den Makel zu werfen, den sie ihm selber nicht anzuheften wagten. Endlich trat die Herzogin v. Abrantes in ihren Memoiren mit der Behauptung hervor, daß das Wort Buonaparte die wörtliche Uebersetzung des griechischen Wortes Calomeros sei, ein Beiname des griechischen Herrschergeschlechts der Comnenen*), mit welchem der Imperator ihrer Meinung nach gemeinsamer Abstammung sei. Diese Fabel gründet sich eben darauf, daß als der letzte Comnene David, auf Befehl des Sultans Mohammed II. 1462 zu Trapezunt nebst seiner Familie hingerichtet ward, sich ein Glied derselben Georg Nicephor nach Maina in Lakonien gerettet habe. Nachdem die Nachkommen desselben durch zehn Generationen mit den Türken Krieg geführt, hatte sich Konstantin Komnen, 1675, mit vielen anderen Griechen nach Genua gewandt und sodann den Landstrich Paormia auf Korsika angebaut, ein Sohn desselben, Colomerus, aber sich in Toskana niedergelassen habe.

Es wäre indessen leicht gewesen eine authentische Genealogie des Hauses Buonaparte auf Grund von Documenten herzustellen, die man nicht als durch Schmeichelei oder Haß gefälscht, beargwöhnen kann, da sie zu einer Zeit beigebracht wurden, als man noch nicht das glänzende Geschick seiner Söhne vorhersehen konnte. Im Jahre 1771 brachte Carlo Buonaparte, um die Anerkennung seines Adels bei dem hohen Rathe von Corsica zu bewirken, ein Certificat der Notablen von Ajaccio bei, aus welchem hervorging, daß seine Ahnen seit zweihundert Jahren dem Adel des Landes angehörten, sowie ferner eine Urkunde, worin die Buonaparte von Florenz, die zu den ältesten Geschlechtern Toscanas zählten, anerkannten, daß die Buonaparte von Corsica mit ihnen gemeinsamen Ursprungs wären.*) Man hätte nun in der That die Authenticität der Documente verdächtigen können, indem dergleichen Gefälligkeiten unter Verwandten und Landsleuten nicht selten sind, wenn dieselben nicht eine Controlle erhalten hätten, deren Glaubwürdigkeit unmöglich zu beanstanden war. Acht Jahre darauf befand sich Carlo Buonaparte nämlich in der Lage, auf's Neue seine Adelsproben dem Wappenrichter von Frankreich, d'Hozier de Serigny, vorlegen zu müssen, um seinem Sohn Napoleon den Eintritt in die königliche Militärschule von Brienne zu erwirken. Er schickte demselben zu diesem Behufe das betreffende Actenpacket ein, welches nach einer strengen Prüfung als gültig anerkannt wurde. Einige Monate nachher wurden die Documente wieder zurückgezogen und wir würden daher in die Unmöglichkeit versetzt sein, die Arbeit des Wappenrichters beurtheilen zu können, wenn nicht eine Inventur von den ihm überlieferten Acten in seinen Händen zurückgeblieben wäre. Dieses Verzeichniß, welches eigenhändig von Carlo Buonaparte aufgesetzt ist, wird noch heute in dem französischen National-Archiv zu Paris aufbewahrt.

Dieses führt unter Anderem folgende Documente an: Ein Certificat der vornehmsten Adligen der Stadt Ajaccio vom 19. August 1771, welches darthut, daß die Familie Buonaparte, sowohl ihrerseits als auch in Betreff ihrer Allianzen stets zu den ältesten und vornehmsten gezählt ward. Eine Anerkennungsacte datirt vom 28. Juni 1759 von Seiten der Familie Buonaparte in Toscana, die zum Patriciat gehörte und also vom vornehmsten Adel war; wie dies durch einen Auszug aus der am 28. Mai 1757 vom Großherzog von Toscana derselben verliehenen Adelsbestätigung bestätigt wird. Ein offener Brief des Erzbischofs von Pisa vom 30. Nov. 1769, welcher dem Carlo Buonaparte die Führung des Adelsprädicats und des Titels eines Patriciers gestattet.

Ein Erlaß des hohen Raths von Corsica vom 13. September 1771, durch welchen nicht allein der Adel der Familie Bounaparte anerkannt, sondern auch dessen zweihundertjähriges Alter als urkundlich erwiesen angenommen wird.

Aus den nun aufgeführten Extracten der Taufregister, deren einzelne Daten ich hier übergehe, läßt sich die folgende Filiation feststellen:

I. Francesco Buonaparte wird in einer Urkunde von 1567 als der Vater des Gabriel B.

*) Eine berühmte griechische Herrscherfamilie römischen Ursprungs, die von 1057—1204 auf dem Thron von Konstantinopel von 1204—1461 auf dem von Trapezunt 18 Kaiser, 19 Könige und überdies eine große Anzahl unabhängiger Regenten zählte. Ihre Erbgüter lagen im Gebiet von Castamona, unweit des Pontus Euxinus. Mehrere Glieder dieser Familie zeichneten sich durch ihre Liebe zur Wissenschaft aus. So Isaak Comnen, der den Homer erklärte und dessen Tochter Anna, die sich als Geschichtsschreiberin auszeichnete.

*) Nach der französischen Besitzergreifung der Insel wurden 1771 400 corsische Familien als adlig ausgewählt, darunter auch die Familie Buonaparte, wodurch Carlo B. zuerst veranlaßt wurde, die Beweise für seinen Adel beizubringen.

genannt, und nach anderen Acten von 1567 und 68 führte er den Titel messére,*) den man damals nur den vornehmen Adligen gab.

II. Gabriel kommt in einer Urkunde von 1572 als der Vater des Hieronymus vor; den städtischen Protocollen gemäß bekleidete er 1594 die Würde eines „Aeltesten der Stadt". (Padre del Commune) und besaß 1597 den Salzthurm, sowie mehrere Landgüter in der Umgegend.

III. Hieronymus im Jahre 1601 urkundlich als Eigenthümer des Salzthurmes erwähnt. In einer anderen Urkunde giebt der Senat von Genua dem Hieronymus folgenden Titel: Egregium Hieronimum de Buonaparte Procuratorem nobilium. Auch geht aus einer dritten Urkunde hervor, daß die Familie Buonaparte bereits bei der Gründung der Stadt Ajaccio 1495 blühte und einen Theil des städtischen Territoriums besaß, wie das von Seiten der Patriciergeschlechter häufig bei den Gründungen der Städte der Fall gewesen ist.

IV. Francesco, Capitano und Sohn des Hieronymus, wie dies aus Acten vom Jahre 1626 hervorgeht, die außerdem darthun, daß er 1596 zum Aeltesten der Stadt erwählt wurde.

V. Sebastian, geboren 1603. Zwei Urkunden von 1635 und 1648 bestätigen, daß er dem Adel angehörte.

VI. Carlo. Eine Verordnung des Commissars der genuesischen Republik vom 1. September 1661 ertheilt ihm das Adelsprädicat und beweist, daß er der Sohn des Sebastiano war, was auch aus einer anderen Urkunde von 1672 hervorgeht, aus der man auch ersieht, daß er 1681 zum Aeltesten der Stadt erwählt worden ist.

VII. Josepho wird am 3. Mai 1702 zum Aeltesten der Stadt gewählt.

VIII. Sebastiano gleich seinem Vater am 17. April 1720 zum Aeltesten erwählt und führt den Titel Magnifico.

IX. Josepho, im Jahre 1760 Aeltester der Stadt mit dem Titel Magnifico. Er hatte noch zwei Brüder, den Archidiacon Lucian B. und Napoleon B.

X. Carlo (Marie) B., geboren den 29. März 1746 zu Ajaccio. Im Unabhängigkeitskriege Corsicas Adjutant des General Paoli, wurde er später nach der Unterwerfung der Insel 1773 Königlicher Rath und Assessor der Stadt und Provinz Ajaccio; ging 1777 als Präsident und Mitglied einer Deputation des corsischen Adels nach Paris und trat 1781 in den Rath der zwölf Edlen von Corsica. Er starb auf einer zweiten Reise nach Frankreich 1785 in Montpellier am Magenkrebs. Seit 1764 war er mit Lätitia Ramolino (n. 24. August 1750 zu Ajaccio † 2. Februar 1836 zu Rom) aus patricischem Geschlecht vermählt, aus welcher Ehe 8 Kinder entsprossen, 5 Söhne und 3 Töchter. Die Söhne waren Joseph, der spätere König von Neapel, dann Spanien n. 1768 † 1844, Napoleon I., Kaiser der Franzosen, Lucian, Fürst von Canino n. 1775 † 1840, Ludwig, der spätere König von Holland n. 1778 † 1846, Jérome, hernach König von Westphalen n. 1784 † 1869. Die Töchter waren Elisa n. 1777 † 1820, vermählt mit Felice Bacchiochi seit 1805 Fürstin v. Piombino, Pauline n. 1780 † 1825, vermählt 1793 mit dem General Duphot † 1797 und zum zweiten Mal 1803 mit dem Fürsten Camillo Borghese, Caroline n. 1782 † 1839, vermählt 1800 mit Joachim Murat, dem späteren König von Neapel.

Diesen verschiedenen Documenten war endlich das Wappen in verschiedenen Siegelabdrücken und Zeichnungen beigefügt, wie es die Familie seit unbenklichen Zeiten geführt und wie es an ihrem Hause und auf ihrem Grabmal sich befand; (ins Besondere war dabei der Palast der Buonaparte zu Florenz und deren Grabmal in der Pfarrkirche des Podesta erwähnt): L'ècusson fendu par deux barres et deux étoiles, avec les lettres B P qui signifient Buonaparte; le fond des armes rougeâtre, les barres et les étoiles bleues, Couronne de Comte. Der Schild ist durch 2 Balken und 2 Sterne gespalten; mit den Buchstaben B P, die Buonaparte bedeuten; der Grund des Wappenschildes ist röthlich, der Balken und die Sterne blau; auf dem Schilde ruht die Grafenkrone.

Da diese Documente indessen einige falsche Angaben und Irrthümer enthielten, so sah sich Carlo Buonaparte auf die Anfragen des Wappenrichters genöthigt, fernere Auskunft zu geben.

Aus diesen Berichtigungen geht hervor, daß der Familienname seiner Frau nicht Zermolina sondern Ramolino war, daß er Charles Marie und nicht blos charles oder Carlo hieß, wie er sich gewöhnlich nannte und daß die Ortographie des Geschlechtnamens nicht Bonaparte sondern Buonaparte ist. Auch erfahren wir daraus, daß Carlo Buonaparte 1777 dem Könige als Deputirter des corsischen Adels vorgestellt wurde.

Wie jeder Wappenkundige ersieht, war die oben angeführte Blasonirung durchaus mangelhaft und den heraldischen Regeln zuwiderlaufend, indem sie Farbe auf Farbe setzte. In der später dem Wappenrichter eingeschickten Zeichnung ist dieser Irrthum beseitigt. Die Buonaparte führen hiernach: in Roth 2 goldene Schrägbalken, von 2 Sternen begleitet, deren einer im Schildeshaupt, deren andere im Schildesfuß steht. (De gueules à 2 barres d'or accompagnées de 2 étoiles, l'une en chef et lautre en pointe.)

*) messére = mio sire, mein Herr, vom altfranzösischen sire, sen dre, ital. ser, sere sire, Herr vom Lat: sennior, der ältere, gelehrtere, bedeutet soviel als: gnädiger Herr und war ehemals ein Ehrentitel.

Man ersieht aus dem Vorstehenden, daß die Genealogie der **Buonaparte** nicht weiter als bis auf **François**, der um 1567 lebte, zurückgeführt werden konnte. Spätere Nachforschungen haben noch ergeben, daß ein Zweig der genuesischen **Buonaparte** sich gegen Ende des 15. Jahrhunderts nach Corsica verpflanzte. Ein Zusammenhang mit dem vornehmen florentinischen Geschlecht der **Buonaparte**, wie man ihn den **Napoleoniden** zu Gefallen gern nachgewiesen hätte, entbehrt leider aller sicheren Beweisgründe.

Deutsche Adelssagen.

65. Die Sagen der Uchtenhagen.

Das herrliche Besitzthum des berühmten Geschlechtes von **Uchtenhagen** mit dem rothen Rade auf silbernem Felde war einst Freienwalde mit seiner landschaftlich so schönen Umgebung. Dort leben im Volksmunde der Sagen noch gar viele von den alten Herren.

Der Ursprung des großen Güterbesitzes der **Uchtenhagen** wird von der Sage auf folgende Weise erzählt. Ein Ritter **von Hagen** lag in einem unrechtmäßigen Kampfe gegen Einen des Geschlechts **von Jagow** zu Felde und wurde als Friedensbrecher verfestet und verbannt. Er zog sich in eine Höhle nahe bei Freienwalde zurück und verübte von hier aus seine Räubereien. Nun kam's, daß der Markgraf in einen gefährlichen Kampf verwickelt wurde. Auf der Feldmark des Dorfes Sonnenburg bei Freienwalde wurde die Entscheidungsschlacht geschlagen. Schon sah sich der Fürst besiegt, da brach aus einem Dickicht ein Ritter mit herabgelassenem Visire hervor, faßte die Feinde in den Rücken und erfocht mit seinen Knechten einen glänzenden Sieg für seinen Herrn. Es war der Ritter **von Hagen**. Zum Lohne seiner tapferen That gab ihn der Kurfürst den Namen „**Ut dem Hagen**", woraus Uchtenhagen geworden ist, und verlieh ihm so viel Land, als er mit seinem Rappen von steigender bis zu sinkender Sonne umreiten könnte.

Auf dem jetzigen Schloßberg bei Freienwalde setzte sich früh der Ritter zu Roß, ritt weit herum um Freienwalde bis beinah nach Wrietzen hin, dann durch die Oder bis nach Neuenhagen zu. Dort traf er einen Schäfer; den fragte er, wieviel es an der Zeit sei. „Die Sonne geht zur Rüste!" entgegnete der Mann. Da schlug der **Uchtenhagen** dem Schäfer den Kopf ab und steckte mit Hilfe seiner Begleiter neben dem Leichnam einen großen Pfahl auf, zum Zeichen, daß er bis hierher auf seinem Ritte gekommen. Den Pfahl bewahrt man heute noch auf dem Amte Neuenhagen.

Zwei Punkte der Sage sind bemerkenswerth. Zunächst die Erwähnung des Namens **Jagow**. Die **Jagows** stehen den **Hagen** feindlichgegenüber. Darin liegt eine verdunkelte, in das Gegentheil umgeschlagene geschichtliche Reminiscenz. Denn die Uchtenhagen gehören jener großen Adelssippe mit dem Rade an, die aus dem Sachsenlande gekommen ist und unter dem Zeichen des Sonnengottes in das Wendenland vordrang, sich zuerst in der Altmark festsetzte und dann selbst die Neumark colonisirte. Daß hier nicht eben eine vage Hypothese zu Grunde liegt, ergiebt sich aus den gleich zu behandelnden Sagen der **Wedell**, wie auch aus dem Umstande, daß jenes Thier auf dem Helme der **Jagow** vielleicht als Sonneneber zu deuten ist; die Lilienstäbe sind dann Symbole der Sonnenstrahlen. Außer den **Jagow**, **Wedell** und **Uchtenhagen** gehören zu diesem Stamme noch die **Jistedt**, **Falkenberg**, **Stülpnagel**, **Glöden**, **Glügen** und **Wreech**.

Der zweite bemerkenswerthe Punkt der Sage ist die Besitzergreifung von Freienwalde auf Veranlassung der Markgrafen. Richtig erkennt die Sage, daß hier nicht die Heimat des Geschlechtes stand. Man vermuthet, daß um 1370 ein Zweig der Familie von **Wedell** das neumärkische Städtchen Sonnenburg gegen Freienwalde umgetauscht habe. In der Hilfe aber, welche der Ritter **Uchtenhagen** seinem Landesherrn leistete, klingt eine Erinnerung an jene ausgezeichnete Treue nach, welche die große Sippe der **Wedell** einst den verlassenen und verrathenen Baiernfürsten in der Mark bewiesen hat. Der naive Sinn des Volkes hat diese Sage selbst bis auf die Zeit des großen Kurfürsten heruntergesetzt und läßt den Uchtenhagen in der Nacht über die Feinde des großen Helden herfallen, ihnen die Kanonen vernageln und die Schweden in furchtbarem Blutbade niedermachen.

Im Munde des Volkes ist **Uchtenhagen** selbst zu einem Zauberer geworden; ja es sind zahlreiche Züge der alten Göttersage auf ihn übertragen worden.

Er fährt zunächst gleich **Wuotan** durch Berg und Luft; an den Kirchthürmen bleibt Peitsche und Theerbutte hängen.

Er ist in den Berg entrückt. Man sagt, er habe sich auf der Insel Neuenhagen, im Keller des Amtsgebäudes einmauern lassen, Andere behaupten, er schlafe in der Tiefe des Schloßberges. „Kommt, wir wollen dem alten **Uchtenhagen** ein Ständchen bringen", sprachen einst Musikanten aus Freienwalde, die nächtlich von Falkenberg ihres Weges gekommen und an der Ruine Halt machten. Gesagt, gethan! Wie sie aber das dritte Stücklein blasen, kommt Einer aus dem Berge heraus und bringt ihnen einen alten halben Gulden. „Einmal ist's euch geschenkt", sprach er, „versucht's aber nicht wieder!" Das klingt, als ob wir eine Sage vom Kyffhäuser hörten.

Weithin das Oderthal beherrschend, stand auf einem der hervortretendsten Berge am Rande des Barnims einst das feste Haus Uchtenhagen. Das Bergeshaupt ist jetzt von grüner Waldwildniß bedeckt; Reste der Keller und der eisenfesten Feldsteinmauern sind unter dem jungen Holze noch vorhanden. Mannigfacher Spuk aber macht die Stätte unheimlich, selbst am hellen, lichten Tage. Eine weiße Dame geht hier um, die gern erlöst sein möchte. Dem kühnen Befreier aber treten so gewaltige Schrecknisse in den Weg, daß er sein Wagniß wohl

oder übel lassen muß. Manchmal kommt die weiße Frau auch als Bettler oder als ein kleines Kind. In der Johannisnacht „brennen" die Schätze, welche der alte Uchtenhagen hier vergraben hat. In der Wintersnacht aber steigt der wilde Jäger aus der Tiefe des Burgberges hervor und beginnt seinen rasenden Ritt durch die Berge von Freienwalde.

In der Schlucht unter dem Burgberge ist ein Wasser, — das heißt das klingende Fließ; in ihm ist eine Glocke versunken, deren Töne man in stiller Sommernacht noch hört. Ehemals ging das Wasser der Oder der Sage nach bis an den Schloßberg; da band einst ein Schiffer seinen Kahn an den eisernen Ring auf ihm an. Er hörte die Glocke in der Tiefe klingen:

„Anna Susanne,
Willste mit to Waſſer oder to Lanne?",

er sah einen gespenstigen Hund in seinen Kahn springen und dann gleich einem Schatten verschwinden; — da grauste es ihm und er machte, daß er davon kam.

Auch über den Ausgang der Uchtenhagen hat die Sage ihren dämmernden Schleier gebreitet. Geschichtlich ist, daß Hans von Uchtenhagen 1618 als der Letzte seines uralten Geschlechtes starb, nachdem er bereits 1604 all' seine Güter dem Kurfürsten verkauft hatte; 1603 war ihm sein einziger Sohn gestorben.

Wilibald Alexis hat, — wir bedauern, daß er den Namen „Uchtenhagen" gewählt hat, — ein köstlich poetisches Capital in seinen „falschen Woldemar" eingeflochten, in welchen alle Uchtenhagen in einer Schlacht für Ludwig von Baiern sterben. Das heißt denn doch der Geschichte Gewalt anthun.

Andere erzählen, der letzte Uchtenhagen, ein neunjähriger Knabe, wäre durch einen vergifteten Apfel getödtet worden. Damit wird ein altes Bild in der Freienwalder St. Nicolaikirche in Verbindung gebracht. Es stellt den im Jahre 1603 gestorbenen Sohn des letzten Uchtenhagen vor; er hält einen Apfel in der Hand; ein Hündlein springt an ihm empor. Obwohl Hündlein und Apfel nur Attribute sind, welche der Maler zufällig hinzugefügt hat, entstand durch sie die Sage, daß Knabe und Hund an vergiftetem Apfel gestorben seien. Eine Variante der Schneewittchensage also auch hier!

Asyl für Trunkfällige.

Auf einer Conferenz für innere Mission in Köln am 14. Februar wurde unter Anderem über die Erbauung eines neuen Asyls für Trunkfällige in Lintorf berathen. Das daselbst befindliche Asyl für entlassene Sträflinge hat sich durch die gegebene Dringlichkeit der Verhältnisse ohne Absicht der Begründer zu einer Heilanstalt für Trunkfällige umgestaltet. Es ist dies der erste derartige Versuch auf dem Continente. Unter der bisherigen bewährten Leitung hofft man auch die neue Anstalt, für welche ein Grundstück soeben erworben worden ist, erstehen und segensreich wirken zu sehen. Die nicht unbeträchtlichen Bau- und Einrichtungskosten sollen zur Hälfte auf die Liegenschaften in Lintorf angeliehen werden. Die andere Hälfte (30,000 Mk.) hofft man durch unverzinsliche Darlehen zu 100 Mk. aufzubringen, die allmählich zu amortisiren sind. Das neu zu errichtende Asyl soll im Stande sein, sich selber zu erhalten, ohne Collecte 2c. und ist dasselbe zunächst für Unglückliche aus den höheren Gesellschaftsclassen berechnet. Die bisher bestehende Anstalt wird in Folge der Entlastung durch die neu hinzutretende im Stande sein, eine größere Zahl Trunkfälliger aus dem Volke aufzunehmen. Es werden auch ferner wie bisher, Meldungen aus allen deutschen Landen entgegengenommen; darum aber rechnet sie auch für den ersten Anfang auf Beachtung und Hilfe nicht blos in Rheinland und Westfalen, und hofft, daß Viele diesem Versuche der Rettung und Bewahrung einzelner Unglücklichen ihre Theilnahme schenken werden.

Nowawes bei Potsdam. Das Oberlinhaus (Diakonissenhaus für Kinder- und Gemeindepflege) ist vom Herrn schwer heimgesucht worden. Der bewährte Leiter desselben, Direktor Fr. Ranke, ist in Folge zu großer Anstrengungen an einem Kopfleiden erkrankt und mußte für die nächste Zeit von seinem Amte dispensirt werden. Mit seiner Vertretung ist der Geschäftsführer des Oberlin-Vereins und Hausgeistliche der Anstalt, Prediger Röhricht, seitens des Centralvorstandes beauftragt worden, und sind daher bis auf Weiteres alle das Diakonissen-Mutterhaus betreffenden Briefe an ihn zu richten. Die Vertretung der Frau Direktor Ranke als Hausmutter ist einer Diakonissin des Oberlinhauses übertragen worden. —

Besetzt sind vom Mutterhause bereits 18 Stationen für Kinder- und Gemeindepflege und zwar in Brandenburg, Schlesien, Ostpreußen und Hessen-Nassau. Außerdem haben 18 frühere Pensionairinnen die Leitung von Kleinkinderschulen übernommen. Im Mutterhause sind gegenwärtig 11 Probeschwestern; dazu kommen jetzt 6 neue Probeschwestern und 4 Pensionärinnen. Im neuen Oberlinhause, dessen Bau — will's Gott — im August d. J. beendet sein wird, ist Raum für 60—70 Schwestern und Pensionairinnen.

Die Noth auf dem Gebiete der Kinder- und Gemeindepflege ist groß — und so viele junge Mädchen haben kein Lebensziel! Wie gern würden sie kommen, wüßten sie, wie schön der Beruf einer Diakonissin für Kinder- und Gemeindepflege ist.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63 — 65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.



Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 29. Mai 1878. Nr. 22.

An den Durchlauchtigsten Herrenmeister des Johanniter-Ordens, Prinzen Carl von Preußen, Königliche Hoheit,

ist Namens dieses Ordens von den Mitgliedern des Kapitels desselben die nachstehende Adresse gerichtet worden:

„Durchlauchtigster Prinz,
Gnädigster Prinz und Herrenmeister!

Eure Königliche Hoheit traten heut vor 25 Jahren in der — durch die bedeutsamsten Erinnerungen geweihten — Kapelle des Schlosses zu Charlottenburg an die Spitze des Johanniter-Ordens.

Es nahen sich die Mitglieder des Kapitels, um Ew. Königlichen Hoheit an diesem Gedenktage Namens des Ordens die ehrerbietigsten Glückwünsche darzubringen und die Empfindungen des tiefsten Dankes für die erhabene, den Geist des Ordens durchdringende unabläßige Hingebung auszudrücken, mit der Höchstdieselben die Geschicke des Ordens während dieses gewichtigen Zeitabschnitts so glücklich und erfolgreich geleitet haben, eine Institution wahrhaft auf dem Herzen tragend, die damals, einem Senfkorn gleich, voll Vertrauen auf den Segen Gottes und das rechte Verständniß der Menschen, durch des unvergeßlichen Königs Friedrich Wilhelm IV. Majestät zu neuem Leben erweckt wurde und die in der zurückgelegten Spanne Zeit schon zu einem Baume herangewachsen ist, der segenbringend seine Zweige ausbreitet weit über das deutsche Vaterland hinaus, unter dessen Schatten viele Tausende von Kranken Hilfe, Pflege und Trost fanden.

Wir fühlen uns aber heute auch noch besonders zum Ausdruck des lebhaftesten Dankgefühls gedrungen, für die uns so reichlich zu Theil gewordene persönliche große Huld und Güte Eurer Königlichen Hoheit, wie auch tief bewegt durch die Erinnerungen an Höchstdero nunmehr in Gott ruhende Gemahlin Königliche Hoheit, Höchstderen innigste Theilnahme und Wirksamkeit für die menschenfreundlichen Aufgaben des Ordens unvergeßlich bleiben wird.

Indem wir Gott bitten, daß der Johanniter-Orden unter Eurer Königlichen Hoheit Leitung segenbringend auf seiner bisherigen Bahn sich weiter entwickeln und so die Hoffnung des Hochseligen Königs Majestät je länger, je mehr erfüllen möge, wünschen Eurer Königlichen Hoheit wir in dieser denkwürdigen Stunde aus vollem Herzen für Höchstdero ferneren Lebensweg:

Glück, Heil und Gottes Segen!

Berlin, den 17. Mai 1878.

Friedrich Carl, Prinz von Preußen.
Friedrich Franz, Großherzog von Mecklenburg.
Albrecht, Prinz von Preußen.

Richard Burggraf zu Dohna. Graf von Krassow. Freiherr von Rigal. Otto Graf zu Stolberg. Freiherr von Sell. Carl Graf von Görtz. Theodor Freiherr von Zedlitz-Neukirch. Graf von Taubenheim. von Holtzbrinck. Julius Graf zur Lippe-Biesterfeld. Hugo Prinz von Schoenburg. Woldemar von Thielau-Rüssing. Graf von Bismarck-Bohlen. Otto Freiherr van Manteuffel. von Tresckow. von Klützow."

Diese Adresse wurde Seiner Königlichen Hoheit am 17. d. M. in Wiesbaden, wo Höchstderselbe Sich gegenwärtig zur Kur befindet, von dem Commendator der Hessischen Genossenschaft Grafen von Görtz und dem Commendator der Westfälischen Genossenschaft von Holtzbrinck überreicht.

Seine Königliche Hoheit haben die in Rede stehende Adresse in huldreichster Weise entgegen genommen und Sich lange mit den genannten beiden Herren unterhalten, hauptsächlich über die Vergangenheit des Ordens seit seiner Wiederaufrichtung.

Höchstderselbe betonte besonders, wie der 17. Mai ein Ehrentag auch für den Johanniter-Orden sei, und in gleicher Weise, wie dieser Ihm seinen Glückwunsch darbringe, sei es Seine Sache, dem Orden zu der durch Gottes Führung so reich gesegneten Thätigkeit, auf welche derselbe heute zurückzublicken habe, Seine Glückwünsche auszusprechen! — Mit tiefer Rührung gedachte der

Durchlauchtigste Herrenmeister der Verdienste des verewigten Ordens-Kanzlers Grafen Eberhard zu Stolberg-Wernigerode und des großen Verlustes, den der Orden durch den Heimgang desselben erlitten hat.

Die Pozzo di Borgo.

Das Haus Pozzo di Borgo gehört zu jenen großen Geschlechtern, deren Adel, Macht und Reichthum bereits in der Geschichte Corsica's von Giovanni della Grossa, dem ältesten Chronisten der Insel erwähnt werden. Seit dem 12. Jahrhundert kommen Glieder desselben in der Provinz Ajaccio vor, wo sie das Schloß Monticchi bewohnten, nach welchem sie den Titel führten und das noch heute in ihrem Wappenschilde figurirt. Die ausgedehnten Besitzungen dieses Hauses umfaßten ein Gebiet, welches viele Dorfschaften zählte, darunter: Villa nova, Pietra, Pozzo di Borgo, Monticchi und Case Soprane. Daher kam es, daß sein Einfluß sich über die ganze Provinz geltend machte.

In den Kriegen der Berg-Barone gegen die Städte nahmen die Herrn von Monticchi eifrigen Antheil und gehörten zu den hartnäckigsten Feinden der Stadt Ajaccio, als sich diese im 12. Jahrhundert von der Herrschaft der alten Grafen von Cinarca losmachten. Wenn sie gleich während dieser Kriege oft Gelegenheit hatten sich auf Kosten ihrer Feinde zu vergrößern, so hatten sie auch vielfache Verheerungen ihrer Schlösser und Besitzungen zu beklagen. Das Schloß, die Kapelle und die Dorfschaft Monticchi wurden zu Anfang des 16. Jahrhunderts zerstört und der Marktflecken und die Burg Pozzo di Borgo haben dasselbe Schicksal erfahren. Nach dem Sturz der Gebirgsbarone gehörte das Haus Pozzo di Borgo zu der kleinen Anzahl derer, die ihren Einfluß in der Provinz Ajaccio zu bewahren wußten; bald gehörte es zu den vornehmsten Familien, aus denen sich die patricische Körperschaft der Caporali zusammensetzte. Im Jahre 1465, erhielten die Pozzo di Borgo vom Papst Paul II. die Befreiung von der Zehnten-Abgabe, welches Privileg ihnen 1619 auf den Antrag des Suzzone Pozzo di Borgo bestätigt ward, der damals die corsischen Truppen befehligte, welche lange Zeit die Leibwache des Oberhauptes der Christenheit bildeten, bis ein Streit im 17. Jahrhundert mit dem französischen Gesandten, dem Duc de Créqui, ihre Aufhebung veranlaßte. Die bevorrechtigten Familien, welche im Besitz der obersten Magistratur, des Rathes der Sechse, in Ajaccio waren, bildeten gleichsam die Elite des Adels. Seit dem Jahre 1582 sehen wir das Geschlecht der Pozzo di Borgo den Rang unter ihnen einnehmen und bald darauf erglänzen seine Glieder in erster Reihe. Wurde doch in der That der Deputirte „oratoro" welchen der oberste Rath berechtigt war alljährlich nach Genua zu senden, um das corsische Volk bei der Republik zu repräsentiren, fast ausschließlich in den ersten Zeiten aus dem Geschlechte der Pozzo di Borgo gewählt.

Hier mögen die Namen der Deputirten folgen, die es gestellt hat:

Pasquale, gewählt 1585.
Santo, „ 1587.
Secondo, „ 1597.
Pasquale, wieder gewählt 1598.
Secondo, „ „ 1599.
Geronimo, gewählt 1611.

Einige Jahre nach der zuletzt erwähnten Jahreszahl wurde die Würde von den Genuesen aufgehoben.

Nachdem am Ende des sechzehnten Jahrhunderts der Rückzug des Alphonso d'Ornano die Pacification Corsicas herbeigeführt hatte, traten verschiedene Glieder der Familie Pozzo di Borgo in den Dienst der Republik Venedig, wo sie hervorragende Aemter bekleideten. Brueoni in seiner Geschichte der Venetianischen Kriege und der Dichter Biagino Leca haben die Heldenthaten und die großen Fähigkeiten dieser verschiedenen Personen gefeiert. Endlich wird das hervorragende Ansehen dieses Hauses noch dadurch bekundet, daß es 1582 von der genuesischen Regierung die Befreiung von allen Abgaben erhielt, sowie das große Vorrecht, in alle Festungen und Waffenplätze der Insel in Begleitung von drei bewaffneten Kriegern einziehen zu dürfen.

Zu der Zeit, als die französische Revolution ausbrach, waren die Pozzo di Borgo sowohl ihrem Interesse als ihren Sympathien nach mit den Buonaparte auf's Engste verbunden und theilten vollständig deren Begeisterung für die liberalen Ideen. Aber bald erkannten sie die Gefahren, welche der von ihnen erwählte Weg mit sich führte und sie zogen sich gemach von ihren alten Partheigenossen zurück. Ein unbedeutender Vorfall sollte den gänzlichen Bruch der beiden Häuser herbeiführen. Die Parthei der Buonoparte hatte den Pozzo di Borgo die Mitwirkung ihrer Stimmen bei der Wahl eines Commandeurs der Nationalgarde zugesagt, als es aber zur Wahlversammlung in einem Kloster zu Ajaccio kam, wurden sie ihren Versprechungen ungetreu und gaben ihre Stimmen einem anderen Candidaten. Aus diesem Vorgange entstand der tiefe Haß und der hartnäckige Streit, welcher sich seitdem zwischen beiden Geschlechtern festsetzte. Die Buonoparte, welche viel geringer an Macht und Einfluß waren, sahen sich genöthigt, ihren Widersachern das Terrain zu überlassen, in Folge dessen auch ihre Anhänger die Arrighi und die Ramolini nach dem Continent übersiedelten. Napoleon selber schiffte sich auf der Flotte Truguet's ein und ging nach dem Fehlschlagen der Expedition gegen Cagliari nach Toulon, wo er als Artillerie-Lieutenant Dienst nahm, während er in der Corsischen Nationalversammlung von seinen Landsleuten als Verräther in die Acht erklärt ward. Welche Geschicke von welthistorischer Bedeutung lagen nicht als Keime in diesen unbedeutenden Ereignissen vorborgen!

Der Hauptrepräsentent dieses Geschlechts, zu dieser Zeit, Carlo Andrea, welcher 1768 zu Alala auf Corsica geboren ward und später als Diplomat in russischen

Diensten zu großer Berühmtheit gelangte, gehört zu den größten Widersachern des ersten Kaisers. Nachdem die nationale aristokratische Parthei unter Führung des Generals Paoli mit englischer Unterstützung die Oberhand behalten, wurde er Präsident des Staatsraths, mußte aber nach der Rückkehr der französischen Herrschaft die Insel verlassen. Seitdem sehen wir ihn unausgesetzt überall geschäftig das Feuer gegen Buonaparte schüren. Längere Zeit lebte er in London, wo er Verbindungen mit den Emigrirten einging und sodann verschiedene Missionen für die Bourbonen übernahm. Er war es, der 1798 in Wien die Coalition gegen Frankreich befestigte und 1806 nach der Schlacht bei Jena eine neue Coalition gegen Napoleon in Wien vorbereitete. Seine Wirksamkeit für den Krieg von 1809 veranlaßte diesen daher, seine Auslieferung von Oesterreich zu verlangen, worauf dieser Staat indessen nicht einging. Als Napoleon 1812 gegen Rußland vorrückte, war er es wieder, der England für eine russische Allianz zu gewinnen und Bernadotte unermüdlich zum Abfall von Frankreich trieb; auch bot er nach dem Einzug der Alliirten alles auf, den Kaiser Alexander gegen eine napoleonische Regentschaft einzunehmen und nach der Rückkehr Napoleons von Elba, während der hundert Tage, eine raschere Bewegung des russischen Heeres in Belgien zu bewirken, kurz überall, wo es galt, gegen Napoleon zu agiren, da finden wir ihn am Platze. Es ist dies eine Hartnäckigkeit, eine Intensivität des Hasses wie sie sich nur aus dem corsischen Nationalcharakter erklären läßt und in dem ganz exceptionellen socialen Zustand der Inselbewohner ihre Begründung findet. Der Graf Pozzo di Borgo starb 15. Februar 1842, nachdem er bis einige Jahre vor seinem Tode bei allen bedeutenden Verhandlungen der europäischen Diplomatie das Interesse Rußlands vertreten hatte. Die Geschichte seines Vaterlandes hat er durch eine neue Ausgabe der seltenen Storia di Corsica, Pisa 1828—32 5 Bände bereichert.

Das Wappen des Hauses Pozzo di Borgo zeigt in blauem Felde, ein silbernes auf einem Felsen stehendes Schloß mit 3 Thürmen.

Deutsche Adelssagen.

66. Das Wedellsche Wappen.

Das Mühlrad der Herren von Wedell hat zu einer poetischen, aber ziemlich modernen Sage Veranlassung gegeben. Ein Wendenfürst mit seiner Tochter habe, so heißt es, auf raschem Jagdritte einst vor einer Mühle Halt gemacht. Dort habe die Prinzessin um einen Trunk Wasser gebeten. Ein Mühlknappe brachte ihr denselben. Unvorsichtig kam sie dem Mühlrade zu nahe; es erfaßte sie und riß sie in die Tiefe hinab. Schnell entschlossen, sprang der Knappe in's Rad und hielt dessen Lauf an; er rettete die Fürstin; ihm selbst aber wurden beide Arme weggerissen. Aus Dankbarkeit aber adelte ihn der Fürst und gab ihm seine Tochter zur Gemahlin.

Wir brauchen die Sage nicht zu besprechen. Eine andere Familientradition läßt die Wedell sogar vom Kaiser Vitellius abstammen! Das konnte sich auch nur der gute Sinapius leisten. Zu Karls des Großen Zeit, heißt's, zerstörte ein tapferer Krieger dieses Geschlechtes jenes Götzenbild, welches zu Soltwedel in dem angeblich durch Drusus gestifteten Tempel des Sonnengottes stand. Dasselbe stellte einen Mann dar, welcher mit beiden Händen vor sich auf der Brust ein Rad hielt, das Symbol der Sonne. Verstümmelt nahmen die Wedell dies Götterbild in ihren Schild auf.

Was wir vorher bei den Jagow und Uchtenhagen nur vermuthet haben, — hier wird es zur Gewißheit: das Rad in den Wappen des deutschen Uradels ist sehr häufig ein Symbol des siegenden Sonnengottes. Mögen die Wappen immerhin erst zu Anfang des 13. Jahrhunderts bei uns aufgekommen sein, zu jener Zeit lebten die altheidnischen Vorstellungen noch in Fleisch und Blut der sächsischen Kriegsleute. Sehr möglich ist es, daß die zuletzt angeführte Sage, abgesehen von der Zeitangabe, volle historische Wahrheit enthält. Auch bei den Wenden mag ein Rad Sinnbild der Sonne gewesen sein, und daß zu Soltwedel ein Sonnentempel gestanden hat, wird sich nicht leugnen lassen. Bei Soltwedel aber finden wir auch den Ort, von dem wahrscheinlich die ganze Sippe der Wedell ausgezogen ist, um Kreuz und Schwert nach dem Osten zu bringen und jenseits der Oder zu fürstlicher Macht zu gelangen, — es ist das kleine Dorf Wedele oder, wie es jetzt heißt, Welle.

67. Die Herren von Arnim.

Es war einst ein Steckenpferd der Gelehrten, alle berühmten Geschlechter der Mark Brandenburg aus den Niederlanden herzuleiten, nur, weil das Factum feststand, daß Albrecht der Bär friesische und holländische Colonisten herbeigerufen hat. So sollten auch die Arnim von der Stadt Arnheim und einem nach ihr sich nennenden holländischen Adelsgeschlechte abstammen. Dasselbe führt einen Adler im Schilde, hat also mit den märkischen Arnheims oder Arnims durchaus nichts zu thun. Eine Wappensage über ihre beiden silbernen Balken auf rothen Felde haben aber auch die märkischen Arnims.

Es stritt einst, so erzählt man, ein Graf von Holland gegen die Friesen; sie schlugen ihn in die Flucht, ein Arnim aber erhielt den Auftrag, hinter dem fliehenden Heere eine Brücke abzubrechen, damit die Friesen an weiterer Verfolgung gehindert würden. Bis auf zwei Balken hatten er seine Aufgabe gelöst; da stürmten die Feinde heran. Trotzdem wehrte der Krieger die Friesen ab und hinderte sie, das Wasser zu überschreiten, bis daß Hilfe kam. Zum Lohne seiner Tapferkeit erhielt er die silbernen Balken im rothen Felde.

Auch diese Sage vergißt, daß das Wappen des edlen Geschlechtes, welches etwa 1270 mit Alard von Arnim in der Geschichte auftritt, auf märkischem Boden entstanden ist. Vermuthlich ist das Dorf Arnim in der Altmark, jetzt Ahrend genannt, Stammsitz dieses berühmten Adelsgeschlechtes.

68. Die Greifenklaue der Herren von der Gröben.

soll offenbar den Namen „Gröben“ erklären, dessen Wurzel aber, weil er der Name alter Dörfer ist, doch eher im Wendischen als im Deutschen zu suchen sein möchte. Es heißt, die Gröben hätten sich ehedem die „Greifen“ genannt. Warum aber führen die Gröben einen Cardinalshut mit den Quasten auf ihrem Helme? Die wenig ausgebildete Sage dieses an geschichtlichen Ehren so reichen Geschlechtes antwortet, — wir wissen nicht, aus welchem Grunde: Weil dies Haus stets tapfer pro fide catholica gekämpft hat!

Die Greifenklaue des von der Gröbenschen Wappens weist übrigens auch dies Geschlecht jener großen Adelssippe zu, deren Heimat um Salzwedel ist; die hervorragendsten Geschlechter dieses Stammes sind die Salzwedel, Gartow, Knesebeck, Jeetze, Kerkow, Gladow, Schulenburg, Bodenstedt, Wallstawe, Wulf, Güden, Bindow, Drieberg und Krakow.

69. Die Helmzier der Herren von dem Knesebeck

wurde ehemals und wird auch wohl noch jetzt durch drei Fahnen gebildet, während der Schild Einhorn und Greifen- oder Adlersklaue zeigt. Von dieser Helmzier geht folgende Sage:

Es war am 26. August 1278. Da standen sich an der March die Heere Rudolfs von Habsburg und des stolzen Ottokar von Böhmen gegenüber. Mit Sonnenaufgang begann der Kampf; die Deutschen sangen ihr Schlachtlied:

„Maria, Mutter unde Magd,
All' unsre Noth sei dir geklagt,“

die Böhmen riefen ihr „Gospodi pomilui! Herr erbarme dich!“ Das gab ein heißes Streiten, bis König Ottokar im blutgetränkten Waffenrock zu Boden sank. An den Ehren des Tages hatte auch Ritter Jwan von dem Knesebeck, aus der schwarzen Linie von Haus Wittingen im Lande Braunschweig herstammend, seinen reichen Antheil; er hatte mit eigener Hand dem Feinde drei Fahnen entrissen. Kaiser Rudolf von Habsburg erlaubte ihm, dieselben fortan als Helmschmuck zu führen.

Wir haben zu dieser Sage nur zu bemerken, daß die Knesebecks diese ihre ältesten militärischen Ehren nicht unter brandenburgischen Fahnen haben erringen können, denn in der Schlacht auf dem Marchfelde standen Otto der Minnesänger und Otto der Lange mit den Märkern im Mittelpunkte des böhmischen Heeres; möglich aber ist immerhin, daß sie unter der Führung niedersächsischer Fürsten für Rudolf gekämpft haben.

70. Die Sagen der Bredows.

Wilibald Alexis hat in seinen „Hosen des Herrn von Bredow“ den reichen Sagenschatz dieser Familie so eingehend behandelt, daß wir uns bei der Beleuchtung der Traditionen dieses bekanntesten märkischen Geschlechtes füglich kurz fassen können.

Bekannt ist die Teufelssage der Bredow. Der gutmüthige und dumme „Junker Volland“ fliegt mit den Edelleuten über das Havelland, — sie fallen aus dem Sackloch, das die Spitze des Friesacker Kirchthurms gerissen hat, und setzen sich zu Friesack, Landin, Selbelang, Pessin, Retzow und Bredow fest. Bemerkt sei hier nur, daß sich nach Lewin Schücking's Mittheilung genau dieselbe Sage vom westfälischen Adel findet.

Auch Herr Hartwig und namentlich Herr Lippold von Bredow, zwei historisch unbestimmbare Persönlichkeiten, haben gar viel mit dem Teufel zu thun. Sie stehen im Bunde mit ihm, können über Stock und Stein fahren, Lippold prellt den dummen Teufel, daß dieser ihm Gold in einen durchlöcherten Scheffel hineinschütten muß, wird aber nach einer Ueberlieferung von dem bösen Feinde geholt, nach einer anderen aber durch die List seines frommen Weibes oder die Dazwischenkunft des Kapellans von Friesack errettet. Woher nun aber diese Verbindung grade des Bredow'schen Geschlechtes mit dem Fürsten der Finsterniß? Es läßt sich kaum ein anderer Grund dafür anführen, als daß grade die Popularität des weitverbreiteten Adelshauses die dichtende Kraft und den gutmüthigen Witz des Volkes herausgefordert hat. Ueberdies führen die Bredow auf ihrem Helme einen Bock, der fast allgemein als Wappenthier des bösen Feindes gilt; — da lag es nahe, Teufelssagen grade an sie anzuknüpfen.

Der ritterliche Schild des Geschlechtes ist mit dem Steighaken geziert, den wir außerdem noch bei den Falkenrehde, Ramin, Kaland, Basenpol und Donop finden. Man hat auch die Bredow aus den Niederlanden von der berühmten Stadt Breda herleiten wollen; ältere Schriftsteller sagen, sie hätten das merkwürdige Wappenzeichen von dorther mitgebracht. Freiherr von Ledebur hat wahrscheinlich gemacht, daß sämmtliche Geschlechter mit dem Steighaken aus Westphalen eingewandert sind, wo zuerst die Donop mit diesem Heroldszeichen erscheinen. Beide Geschlechter, die Bredow und die Donop, haben eine Sage vom Steighaken.

Der Ahnherr der Donop legte, so heißt es, bei Eroberung der Burg Plesse bei Göttingen zuerst die Sturmleiter an und rief der nachfolgenden Mannschaft zu: „Do nup!“, woraus der Geschlechtsname Donop entstand.

Die Bredow erzählen, ihr Ahnherr, ein junger Edelknecht, habe einst mit seinem Lehnsherrn vor einer unbezwinglichen Burg in den Ardennen gelegen. Da habe er, als er einst bei Mondenschein die Veste umschlich, gesehen, wie ein Steinbock die Felsen hinaufkletterte. Er merkte sich den Pfad genau, und es gelang den Angreifern, auf demselben zur Burg hinaufzusteigen. Seit jener Zeit führt das Geschlecht Steinbock und Sturmleiter.

71. Die Rochen der Herren von Rochow,

oder wie die Heraldiker wohl auch sagen, halbe Lilien, — haben zu der poetischen Wappensage Veranlassung gegeben, daß einst ein Edelmann dieses Geschlechtes im

Schachspiel seine Freiheit von einem ägyptischen oder syrischen Sultan zurückgewonnen habe, in dessen Gefangenschaft er auf einem Kreuzzuge gerathen war. Es ist uns jedoch eine ältere Quelle über diese Wappensage nicht bekannt geworden.

72. Die Herren von der Marwitz.

Ebenfalls erst in neuerer Zeit scheint die Geschlechtssage der Herren von der Marwitz entstanden zu sein, so uralt auch die Familie selbst im Oderlande ist.

Das Schild zeigt einen goldenen, anscheinend verdorrten, doppelästigen Baumstamm, dessen Enden aber bereits wieder ausschlagen, auf blauem Felde. Zwischen den Adlersfittigen, welche die Helmzier bilden, steht eine Jungfrau mit einem Rosenkranze. Wird eine Wappendevise hinzugefügt, so lautet sie: Revirescit. Die sinnige Sage berichtet von dem Wappenbilde, daß es einst angenommen worden sei, weil eine Jungfrau aus diesem Geschlechte den alten, schon erloschenen Stamm zu neuem Leben gebracht habe. Sie war die Letzte ihres Geschlechtes und bat den Kaiser, ihrem Verlobten die Führung ihres Namens und Wappens zu gestatten. Der Kaiser willigte ein, fügte aber die Bestimmung hinzu, daß ihre Nachkommen sich fortan „von der Marwitz" nennen sollten, eine Sage, deren Ungeschichtlichkeit schon dadurch bewiesen wird, daß die Familie seit ihrem Auftreten im Jahre 1259 denselben Namen wie heute führt.

Die Neinstedter Blödenanstalten.*)

Vom Senfkorn zum Baum — das ist der Weg christlicher Entwickelung, das ist auch der Entwickelungsgang der Neinstedter Blödenanstalten, welcher hier kurz dargelegt werden soll. —

Neinstedt ist ein kleines Harzdorf an der Bode unweit von dem bedeutenden Bodenthale, und in nächster Nähe der Teufelsmauer. Der Name Neinstedt hat aber seit 30 Jahren auch einen besonders guten Klang bei den Freunden des Reiches Gottes. Hier lebten und wirkten Philipp von Nathusius, der bekannte Volksblattschreiber und seine Gattin Marie, die bekannte Verfasserin christlicher Geschichten. Hier steht der Lindenhof, die von ihnen begründete Rettungs-Anstalt für Knaben und die damit verbundene Brüderanstalt, seit dem Jahre 1850 eine gesegnete Stätte christlicher Arbeit und christlicher Arbeiter. Und hier in diesen dem Reiche Gottes bereits geheiligten Boden ist auch das Samenkorn des Elisabethstiftes gelegt worden, welches sich nunmehr zu einem schützenden Baume entfaltet und unter seinen Zweigen und Zweiganstalten die Armen und Elenden wohnen hat, die besser sind denn alle Vögel unter dem Himmel.

Das Elisabethstift ist eröffnet worden am 2. Januar 1861. Dies ging aber folgendermaßen zu. Es gab zu jenen Zeiten in Deutschland nur einige Blödenanstalten, in Preußen nur private. Da schrieb Pastor Disselhoff eine gewaltig durchschlagende Broschüre, in welcher er dem christlichen Deutschland die Pflege der Schwach- und Blödsinnigen, dieser „vergessenen Elenden" als eine große Liebesschuld vorhielt, mit deren Abtragung man nicht länger säumen dürfe. In Folge dessen fing man bald überall an in den christlichen Kreisen die Sache zu bedenken. Auch in der Provinz Sachsen und dem benachbarten Herzogthum Anhalt-Bernburg ward ein lebhaftes Interesse dafür rege, das bald zu dem Plane eine gemeinsame Blödenanstalt zu gründen führte. Nach mehreren vergeblichen Versuchen stellte Fräulein Johanne Nathusius, Schwester des obengenannten Volksblattschreibers, ein Haus mit Garten zur Verfügung, die sie zu diesem Zweck in Neinstedt käuflich erwarb. Dieses Haus war nur klein — es war in Wahrheit ein Senfkorn; jetzt ist es sehr groß — es ist in Wahrheit ein Baum geworden.

Zu Ehren der in Gott ruhenden Königin-Wittwe Elisabeth von Preußen, der „Diakonissin im Purpur" wurde die Anstalt das Elisabethstift genannt. Der Vorstand berief zum Anstalts-Inspector den damaligen Inspector des Lindenhofes, jetzigen Pfarrer in Elster Hermann Flaischlen. Später wurden für die Anstalt auch die Rechte einer juristischen Person erworben. Vom Lindenhofe, wo man den ersten Versuch mit der Erziehung schwachsinniger Kinder gemacht und als dort unthunlich wieder aufgegeben hatte, wurde der Hausvater genommen, der Bruder Wilhelm Franke. Er zog mit seiner jungen Frau und den ersten Zöglingen in das Haus — und er ist noch heute Hausvater desselben; es zählt nunmehr 120 Pfleglinge. — Am Ende des zweiten Jahres waren bereits 22 Zöglinge in der Anstalt. Es zeigte sich bald, daß das Haus zu klein war. Eine andere Schwierigkeit trat in der gemeinschaftlichen Erziehung und Pflege hervor, welche die heilbaren und unterrichtsfähigen Pfleglinge im Unterschiede von den unheilbaren und unterrichtsunfähigen erhalten mußten. Ebenso erschien es als bringend nothwendig für unheilbare weibliche Blöde eine Zuflucht zu eröffnen, da das mit dem Elisabethstifte gleichzeitig gegründete Erziehungshaus für blödsinnige Mädchen in Hasserode diese Unheilbaren nicht aufnahm, auch wegen Mangel an Raum nicht aufnehmen konnte.

Da stellte im Jahre 1864 Fräulein Adolphine von Bonnin, eine Freundin der Blödensache, dem Verwaltungsrathe ihr Schloß Detzel bei Neuhaldensleben zur Verfügung. Und so wurde am 2. Januar 1864 daselbst das Asyl unter dem Namen Kreuzhilfe in Detzel eröffnet. Der Hausvater war wieder ein Bruder des Lindenhofes, Reitz. So hatte das Mutterhaus ein Filiale bekommen. In Neinstedt blieben die unterrichtsfähigen Knaben, und die unheilbaren zogen nach Kreuzhilfe, es waren ihrer sieben. Aber auch diese beiden Häuser reichten bald nicht aus, da Kreuzhilfe

*) Aus dem 11. Bericht über diese Anstalten.

sehr schnell mit weiblichen Pfleglingen füllte. Im Jahre 1869 wurde das Elisabethstift, welches allmälich immer größer geworden war und einen Seitenflügel erhalten hatte, durch einen großen Anbau erweitert. In dieser Gestalt besteht es bis heute. Der Anbau aber wurde Gottesforge genannt und zum Asyl für alle unheilbaren männlichen Blöden bestimmt. Kreuzhilfe aber ist seitdem das Asyl für alle weiblichen Blöden und zugleich das Erziehungshaus für solche, die in Hasserode nicht Platz finden.

Was an dem Giebel des Hauses in Neinstedt unter dem Kreuze steht: Er wird des Armen nicht so gar vergessen und die Hoffnung des Elenden nicht verloren sein ewiglich! — es ist im reichsten Maaße erfüllt worden.

Im Jahre 1876 waren es 120 Männer, Jünglinge und Knaben, welche in Neinstedt — und 73 Frauen und Mädchen, welche in Detzel Schutz vor dem Hahn der Welt und ein bergendes Heim der Liebe gefunden hatten. Und wie viele sind hier in Frieden heimgegangen!

Doch die Nachfrage war immer noch größer als das Angebot. Der Verwaltungsrath hatte schon seit mehreren Jahren einen ferneren Neubau erwogen und die Mittel dazu zum Theil aus einer dazu erbetenen und bewilligten Haus-Collecte in der Provinz Sachsen, zum Theil aus einer mit großer Munificenz verheißenen Beihülfe des Provinziallandtages in sicherster Aussicht. Ein neuer Zweig sollte dem bereits stattlichen Baume erwachsen. In Detzel sollte der Neubau aufgeführt werden, denn gerade die weiblichen Blöden waren es, welchen aus Mangel an Raum die begehrte und nöthige Aufnahme hatte so oft versagt werden müssen. Die Regelung der Besitzverhältnisse in Detzel aber war mit solchen Schwierigkeiten verbunden, daß wir uns nach einem anderen Sitze für die Erweiterung des Asyls für weibliche Blöde umsehen mußten. Da stand eine Viertelstunde von Neinstedt mit seinem Lindenhofe und seinem Elisabethstifte eine nicht mehr gangbare Zuckerfabrik. In jeder Hinsicht günstig belegen, war sie zum Ankauf wie geschaffen. Die großen massiven Gebäude, welche öde und leer standen, schienen nur darauf zu warten, daß wir sie zu einer würdigen Bestimmung erwerben sollten. Und so geschahs. Die Zuckerfabrik bei Thale ist jetzt eine schön ausgebaute große Blödenanstalt. Wir können jetzt endlich auch einmal sagen: „Wir haben noch Raum." Hundert und dreißig Pfleglinge können dort aufgenommen werden. Und schon füllen sich die schönen luftigen und hellen Räume — möchten sie bald ganz gefüllt sein! — Es war am 2. Januar vorigen Jahres, am 16jährigen Gedenktage der Einweihung des Elisabethstiftes — da zogen die ersten 24 Kinder in die noch wohnlichen Räume, die in der Fabrik vorhanden waren, 12 aus Detzel und 12 der kleinsten Knaben aus Neinstedt, wo auch wieder kein Platz war. Hausvater wurde der Bruder des Lindenhofes, Giesel, welcher seitdem nach Dessau versetzt und hier durch einen andern Bruder des Lindenhofes, Münchow, abgelöst worden ist. — Am 3. Januar war dann in dem neu eröffneten Asyl eine kurze Feier der Einweihung, welcher ein kleiner Kreis von Anstaltsfreunden anwohnte.

Das Haus steht nun fertig da, es ist die vierte Erweiterung des Elisabethstiftes. Wenn uns irgend etwas gewiß ist, so ist es dieses, daß dieses Elisabethstift mit seinen Zweiganstalten ein Werk Gottes ist. Und wenn uns irgend etwas in dieser Gewißheit bestärken kann, so ist es dieses, daß die Entwickelung dieser Anstalt, wie wir sie beschrieben haben, nach der Weise des Senfkorns gewesen ist, das ein Mensch nahm und säete es auf seinen Acker. Welches das kleinste ist unter allen Samen; wenn es aber erwächset, so ist es das größte unter dem Kohl. Und wird ein Baum, daß die Vögel unter dem Himmel kommen und wohnen unter seinen Zweigen.

Das rothe Kreuz in Japan.

Der Gedanke der Vereinigung der Culturstaaten unter dem Zeichen des rothen Kreuzes zu Zwecken der Pflege verwundeter und erkrankter Soldaten im Felde hat auch in Japan Nachahmung gefunden in Folge der zur Bewältigung eines dort ausgebrochenen Aufstandes nothwendig gewordenen militärischen Operationen. Der deutsche Frauenverband veröffentlicht zwei interessante Schreiben, welche die Präsidentin des Staatsrathes, Sanjo und Iwakura, an die Kuasokus, den japanischen Adel, richten, um sie und ihre Frauen zur Mitwirkung bei der Krankenpflege im Felde zu gewinnen. Im ersten Schreiben ist zuerst auf das Beispiel der europäischen Fürstinnen hingewiesen und heißt es dann in einer für die ganze neueste Entwickelung in Japan charakteristischen Weise weiter: „Die Europäer sehen derartige Handlungen als sehr ehrenhaft an. Die Kuasoku stehen über den Schisoku und Heimin und haben von dem Kaiser besondere Gunst erfahren. Es ist nicht die Zeit, nur schöne Kleider zu tragen und in Verschwendung zu leben; vielmehr müssen die Kuasoku jetzt ihre Dankbarkeit für die früher empfangenen Wohlthaten beweisen. Einige von ihnen haben schon Geld zur Bestreitung der Kriegskosten beigesteuert, was sehr lobenswerth ist. Sehr schön aber wäre es, wenn eine Verständigung über das, was zu thun ist, stattfände, und wenn die Kuasoku ihre Frauen und Töchter anwiesen, ihre Pflichten gegen den Kaiser und das Volk zu erfüllen, auch wenn dieses nur in noch so geringem Maaße geschehen kann." Dem zweiten Schreiben ist ein Bericht aus der Feder eines im japanischen Finanzministerium angestellten Oesterreichers über das dort bestehende Mariannen-Corps des deutschen Ritterordens beigefügt. Seitdem eingegangene Nachrichten aus Japan bestätigen, daß die hier gegebene Anregung nicht nur guten Erfolg gehabt hat, sondern daß die Edlen der japanischen Stämme mit den Ausländern und eingeborenen Kaufleuten wetteifern, Ambulanzen zu begleiten und zu unterhalten. Bereits haben 500 Japanesen das rothe Kreuz der Genfer Convention umgebunden! Krankenpfleger melden sich, und die Studenten der Medicin des Collegs in der Hauptstadt sind vertheilt worden, und dienen ihren Lehrern, unseren deutschen Landsleuten, mit geschickter Handreichung.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63 — 65.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dieß Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 5. Juni 1878. **Nr. 23.**

1. Walter Freiherr von Plettenberg-Devinghausen, Hauptmann und Compagnie-Chef im 7. Westfälischen Infanterie-Regiment Nr. 56, Ehrenritter seit 1878, † zu Wesel 23. Mai 1878.
2. Louis Wilhelm August von der Groeben, Rittergutsbesitzer, auf Groß-Klingbeck bei Ludwigsort in Ostpreußen, Ehrenritter seit 1859, † zu Groß-Klingbeck 27. Mai 1878.

Zur Vervollständigung der Ordensliste.

Die durch Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 20. März c. neu ernannten 47 Ehrenritter des Johanniter-Ordens sind wie folgt beigetreten:

I. Direct der Balley Brandenburg.

1. Heinrich XVIII. Prinz Reuß j. L., Rittmeister und Escadron-Chef im Garde-Kürassier-Regiment.
2. Karl Ludwig Wilhelm von Grolman, Hauptmann und Compagnie-Chef im 2. Garde-Regiment z. F.
3. Hans von Göllnitz, Lieutenant und Stadtrath a. D., zu Warmbrunn in Schlesien.
4. Max von Ploetz, Premier-Lieutenant a. D. und Kammerjunker, zu Berlin.
5. Alexander Schmidt von Schwind, Major a. D., zu Hannover.
6. Carl Arnold Freiherr von Werthern, Hauptmann und Batterie-Chef im 1. Westfälischen Feld-Artillerie-Regiment Nr. 7.
7. Adolf von Klüber, Rittmeister und Escadron-Chef im 2. Schlesischen Husaren-Regiment Nr. 6.
8. Friedrich von Franfecky, Hauptmann in der 11. Gendarmerie-Brigade.
9. Koloman von Dessewffy, Kaiserlich Oesterreichischer Kämmerer und Landtags-Abgeordneter, auf Margonya bei Giralt in Ungarn.
10. Herrmann Friedrich Johannes von Tobiesen, Kaiserlich Russischer Hofrath, Kammerjunker und Vice-Gouverneur, zu Riga.

II. Den Genossenschaften der Balley Brandenburg.

a) Der Preußischen Provinzial-Genossenschaft:

1. Carl Arnold Otto von Weiß, Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer, auf Plauen bei Allenburg in Ostpreußen.
2. Siegmund von Keltsch, Rittmeister a. D., auf Malschöwen bei Mensguth in Ostpreußen.

b) Der Brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft:

1. Hermann Richard von Arnim, Landrath, auf Milmersdorf bei Templin.
2. Werner Freiherr von Veltheim, Rittmeister in der Garde-Landwehr-Kavallerie und Kammerjunker, auf Schönfließ bei Hermsdorf an der Berliner Nordbahn.
3. Arthur Heinrich Wedig Bogislaw Friedrich Maximilian von Bonin, Hauptmann und Compagnie-Chef im 1. Garde-Regiment z. F.
4. Arthur Brunsig Edler von Brun, Hauptmann und Compagnie-Chef im 1. Garde-Regiment z. F.
5. Otto von Sydow, Rittergutsbesitzer, auf Kalzig bei Züllichau in der Neumark.
6. Karl Adolph Louis Woldemar Rochus von Rochow, Rittmeister und Escadron-Chef im Brandenburgischen Kürassier-Regiment (Kaiser Nicolaus I. von Rußland) Nr. 6.

c) Der Pommerschen Provinzial-Genossenschaft:

1. Eduard Friedrich von Enckevort, Kreisdeputirter, auf Vogelsang bei Ueckermünde.
2. Oswald Graf von Rittberg, Hauptmann a. D. und Landrath, zu Ueckermünde.
3. Eberhard von Zelewski, Premier-Lieutenant a. D., Dr. juris und Rittergutsbesitzer, auf Paraschin bei Groß-Boschpol.

4. Erich Felix Franz Victor von Woedtke, Regierungs-Assessor und Lieutenant der Reserve des 7. Pommerschen Infanterie-Regiments Nr. 54, zu Königsberg i. Pr.

d) Der Posenschen Provinzial-Genossenschaft:

1. Franz Heinrich von Treskow, Major und etatsmäßiger Stabsofficier im Westpreußischen Ulanen-Regiment Nr. 1.
2. Julius von Bäckmann, Rittergutsbesitzer, auf Sagajewitz bei Groß-Morin, Kreis Inowraclaw.

e) Der Schlesischen Provinzial-Genossenschaft:

1. Eugen von Koppy, Hauptmann und Compagnie-Chef im 3. Garde-Grenadier-Regiment (Königin Elisabeth).
2. Gustav Adolf Peter Gottlob Wenzislaus Victor von Wrochem, Hauptmann und Compagnie-Chef im Garde-Fuß-Artillerie-Regiment.
3. Adalbert von Karger, Oberst-Lieutenant z. D. und Bezirks-Kommandeur des I. Bataillons (Görlitz) 1. Westpreußischen Landwehr-Regiments Nr. 6.
4. Edmund von Löbbecke, Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer, auf Mahlen bei Hünern, Kreis Trebnitz.
5. Friedrich von Wentzky-Petersheide, Hauptmann a. D. und Rittergutsbesitzer, auf Glambach bei Strehlen.
6. Curt Friedrich Ernst Otto Damm von Seydewitz, Landrath und Dr. jur., auf Reichenbach in der Oberlausitz.
7. Hugo von Löbbecke, Rittersgutsbesitzer, auf Eisersdorf, Kreis Glatz.
8. Hermann Burggraf und Graf zu Dohna, auf Groß-Kotzenau in Schlesien.

f) Der Sächsischen Provinzial-Genossenschaft:

1. Gustav Ludolf Werner von Brederlow, Major a. D. und Rittergutsbesitzer, auf Tragarth bei Merseburg.
2. Fedor Kurt von Koseritz, Landrath, auch Herzoglich Anhaltischer Kammerherr, zu Wittenberg.
3. Georg Max von Hopffgarten, Rittergutsbesitzer, auf Mülverstedt bei Langensalza.
4. Ferdinand Anton Cyprian Freiherr von Wintzingerode, Gräflich Stolbergscher Regierungsrath, zu Stolberg am Harz.
5. Hans Hermann Freiherr von Berlepsch, Fürstlich Schwarzburg-Sondershausenscher Staatsminister, zu Sondershausen.
6. Karl von Krosigk, Hauptmann a. D. und Ober-Regierungsrath, zu Trier.
7. Conrad Julius von Einsiedel, Major a. D., auch Herzoglich Sächsischer Kammerherr, zu Altenburg.

g) Der Westfälischen Provinzial-Genossenschaft:

1. Ernst Wilhelm Carl Ferdinand Freiherr von Dörnberg, Major und etatsmäßiger Stabsofficier im Westfälischen Ulanen-Regiment Nr. 5.
2. Walter Carl Adalbert Adolf Ernst Wilhelm Freiherr von Plettenberg-Lenhausen, Hauptmann und Compagnie-Chef im 7. Westfälischen Infanterie-Regiment Nr. 56. *)

h) Der Rheinischen Provinzial-Genossenschaft:

Giesbert von Bonin, Landrath und Dr. jur., zu Wevelinghoven, Kreis Grevenbroich.

i) Der Mecklenburgischen Genossenschaft:

1. Carlo Friedrich Alexander Freiherr von Hanstein, Hauptmann und Compagnie-Chef im Großherzoglich Mecklenburgischen Jäger-Bataillon Nr. 14.
2. Ludwig Carl Adolph Friedrich Wilhelm August Max von Engel, Gutsbesitzer, auf Eichhorst bei Gliencke in Mecklenburg-Strelitz.
3. Victor Friedrich Wilhelm Hartwig Freiherr von Stenglin, Oberstlieutenant z. D. und Bezirks-Commandeur des 1. Bataillons (Schwerin) I. Großherzoglich Mecklenburgischen Landwehr-Regiments Nr. 89, zu Schwerin in Mecklenburg.
4. Friedrich Ludwig Wilhelm Herrmann Freiherr von Sell, Major, aggregirt dem Großherzoglich Mecklenburgischen Grenadier-Regiment Nr. 89.

k) Der Genossenschaft im Königreich Sachsen:

Ulrich Thomas Freiherr Bachoff von Echt, Königlich Sächsischer Rittmeister z. D. und Rittergutsbesitzer, auf Dobitschen bei Altenburg.

Deutsche Adelssagen.

73. Die Schlangen der Grafen zu Lynar führen uns wiederum mitten in das Gebiet der Mythologie hinein.

Im wendischen Volksglauben spielt die Schlange eine hervorragende Rolle. Fast in der ganzen Mark Brandenburg findet man den Aberglauben von den Hausschlangen. Es heißt, in jedem Hause gäbe es deren zwei. Sie wohnen unter dem Heerde und werden nie sichtbar; die Milch aber, die man ihnen des Abends hinsetzt, verschwindet. Stirbt aber der Hausherr, so wird die männliche Schlange todt gefunden, stirbt die Hausfrau, die weibliche. So innig ist ihr Leben mit dem menschlichen Dasein verbunden. Diese Schlangensagen sind besonders im Spreewald verbreitet, in welchem es unschädliche Schlangen zu vielen Hunderten giebt. Dort geht auch die Sage, daß die Schlangen einen König haben, ein sehr großes Thier, auf dessen Kopfe zwei Haken eine Krone von unschätzbarem Werthe halten.

Nun wird erzählt, jener erste Graf Lynar, welcher nach seinen weiten Kriegeszügen sich endlich in Branden-

*) † 23. Mai 1878.

burg niederließ, freilich nicht zu träger Ruhe, sondern um zu bauen und zu ordnen, habe davon gehört und den Beschluß gefaßt, die Krone des Schlangenkönigs sich auf alle Fälle zu verschaffen. Er hatte erfahren, daß der Schlangenkönig sein Krönlein beim Baden gern ablegte und zwar auf reinliche Stellen des Ufers. So breitete er denn auf der Stätte, wo jetzt Schloß Lübbenau steht, ein weißes Tuch aus und versteckte sich in der Nähe. Der Schlangenkönig kam mit seinen Genossen, legte die Krone ab, badete und spielte mit ihnen. Schnell raubte der Graf Lynar das Kleinod und schwang sich auf ein windschnelles Roß. Da ertönte ein helles Pfeifen hinter ihm; die Schlangen verfolgten ihn, von allen Richtungen kamen sie zusammen und schossen hinter ihm her. Entsetzt erblickte er vor sich eine hohe Mauer, schon hatten ihn die Thiere eingeholt. Da gab er dem Rosse die Sporen, und siehe! sein Thier trug ihn glücklich hinüber, er war in Sicherheit. Aus dem Erlöse des diamantenen Krönleins erkaufte Graf Rochus die Herrschaft Lübbenau; Schlange aber und Mauer nahm er in sein Wappenschild zu ewigem Gedächtniß auf.

Es läßt sich nicht mehr bestimmen, ob die Sage deutschen oder wendischen Ursprungs ist; auch das germanische Mährchen kennt den Schlangenkönig mit seinem Krönlein. Geschichtlich befindet sich die Herrschaft Lübbenau erst seit 1621 im Besitze der Lynar; nicht Graf Rochus, sondern erst Gräfin Elisabeth, die Enkelin des großen Kanzlers Lamprecht Distelmeier, erwarb sie für das gräfliche Haus. Die Sage aber an Graf Rochus anzuknüpfen, dazu war für das Volk ein doppelter Grund vorhanden. Einmal war der berühmte Ingenieur und Artillerist ein sehr bekannter und beliebter Mann, — drüben, auch in Peitz, hatte er die Festungsmauern gebaut, — dann aber hat sein Namensvetter, der h. Rochus von Montpellier nach germanischem Volksglauben insonderheit viel mit den Thieren des Wassers zu thun. Er schützt gegen ansteckende Krankheiten. Diese aber dachte sich das Mittelalter als Schlangen oder Kröten personifizirt. Deshalb hingen die Geheilten an den St. Rochuskapellen eiserne Schlangen und Kröten auf; Rochus ist ein Herr über das unheimliche Gethier des Wassers. Zur allseitigen Beleuchtung der Sage möge endlich angeführt sein, das in vielen deutschen Schatzsagen sich ebenfalls die Schlange auf ihren Schätzen sonnt, gleich dem Drachen Fafnir, der auf dem Nibelungengolde liegt, bis der kühne Held kommt und den Schatz sich erwirkt.

74. Der Pirol der Herren von Bülow.

Die Helmzier der Bülow, — der Pirol zwischen zwei Büffelhörnern und zwei Adlerflügeln — kennzeichnet ihr Wappen als ein redendes; heißt doch der liebliche Vogel im Volksmunde noch heut der Vogel Bülow! Eine höchst anmuthige und durchaus nicht moderne Schatzsage knüpft sich an ihren Schild, die mit Goldkugeln oder Goldmünzen übersäet ist.

Ein junger wendischer Edeling, so wird erzählt, trat wider den Willen seiner Verwandten zum Christenthume über. Vertrieben von ihnen, wußte er nicht, wohin er sich wenden sollte als in den dunklen Wald. Da flog ein Vöglein vor ihm auf, rief seinen Namen „Bülow“ und hüpfte dann von Zweig zu Zweig, bis zu einer alten Eiche. Da ließ es einen goldenen Ring aus seinem Schnabel fallen und flog davon. Der Flüchtling aber untersuchte den alten Baum und fand in seiner Höhlung einen großen Schatz.

Es ist ein tiefsinniger Zug des germanischen Mythus grade die Vögel, die zwischen Himmel und Erde wohnen, als Boten Gottes und als Beschützer der Menschen aufzufassen. Jeder, der mit dem deutschen Märchen Bekanntschaft hat, weiß, wie oft die Vögelein sich in solch' himmlischem Botenamte finden.

Eine Variante der Sage leitet die Bülows aus dem Braunschweigischen her. Dort wohnte ein armer Bergmann, dem die Noth endlich so groß geworden war, daß er schier verzweifeln wollte. Da betete er heiß zur heiligen Jungfrau, daß sie sich seiner erbarmen wolle, und hehr und glänzend erschien sie ihm. Sie gab ihm den Befehl, am Fuße einer alten Eiche nachzugraben, aber er fand und fand nichts. Da ward es Nacht in seiner Seele, jedoch die Jungfrau Maria verließ ihn nicht. Wiederum erschien sie ihm in ihrer Strahlenglorie und forderte ihn auf, tiefer zu graben. Da fand der Bülow eine mächtige Stufe Goldes, konnte durch dasselbe ein reicher Bergwerksbesitzer werden und endlich der Stammvater eines berühmten Geschlechtes.

Auch diese Sage, weil Mariensage, darf ein höheres Alter als andere Schildsagen beanspruchen.

75. Die Schadewachten von Stendal.

Auch das märkische Bürgerthum patrizischen Standes hat seine Sagen, so die Schadewachten von Stendal, von denen manch' einer in ritterlichen Ehren gestanden hat. In der alten Stadt Stendal gab es vordem einen Geiststeig; er lag in der Nähe des Erbhauses jener Patricier. Noch in diesem Jahrhundert glaubte das Volk zu gewissen Zeiten des Nachts ein kämpfendes, gespenstiges Ritterpaar auf demselben zu sehen; das sind zwei Brüder von Schadewachten, welche sich in heillosem Zweikampfe gefällt haben.

76. Die Bäume der Herren von der Linde.

In den alten Städten Berlin und Kölln saß einst ein Patriciat, auf den manch' Sonnenblick der Sage gefallen ist. Hohes Selbstgefühl zeichnete die alten Geschlechter aus: beruhte doch die Größe der Städte auf der Väter Tüchtigkeit und Arbeit! So leiteten die Blankenfelde sich stolz von dem lombardischen Geschlechte Campo bianca her; die reichen Ryke wollten von des Rheines Mündungen nach Kölln gekommen sein; die Wins behaupteten, ein deutscher Kaiser habe ihnen ihre drei Sterne mit dem Regenbogen ins Schild gesetzt, weil sie im Kampfe seine Brust behütet hätten. Jünger ist

das berliner Geschlecht von der Linde; es stammt vom Rheine. Eine alte Sage aber erzählt, unter dem großen Kurfürsten wäre ein Mann aus diesem Geschlechte unschuldig in den Verdacht des Mordes gekommen. Um ihn zu retten, hätten nach einander seine beiden Brüder sich als des Todtschlages schuldig bekannt. Da veranstaltete der Landesherr, — der große Kurfürst, — ein Gottesurtheil. Die Brüder mußten drei Linden auf dem Kirchhof zum h. Geist in die Erde pflanzen, doch mit den Zweigen nach unten, ob wohl die Wurzeln ausschlagen würden. Und siehe! sie grünten an allen drei Bäumen. Da erschien der Brüder Unschuld. Bald fand sich auch der wirkliche Mörder, die drei aber wurden zu „Herren von der Linde" erhaben.

Die Diakonen-Anstalt zu Duisburg am Rhein.

Im Jahre 1844 von Pastor Fliedner mit Unterstützung gleichgesinnter Freunde von Kaiserswerth aus errichtet, erhielt sie den Namen Pastoralgehilfen- oder Diakonenanstalt, weil sie sowohl eine Bildungs- und Uebungsstätte für Candidaten in den practischen Aufgaben des geistlichen Amtes als für Gehilfen des Pfarrers in der Seelsorge bei Armen und Kranken, für „Diakonen" sein sollte. Candidaten haben von der ihnen gebotenen Gelegenheit nur wenig Gebrauch gemacht. Dagegen haben sich die „Duisburger Diakonen", namentlich als Krankenpfleger, einen guten Namen erworben, und die todesmuthige Hingebung, mit der sie auf den Schlachtfeldern und in den Lazarethen während der Kriege von 1864, 1866 und 1870—71 und während der Cholera- und Typhusepidemien besonders in Ostpreußen und Finnland ihre Liebeswerke gethan und oft die Arbeit auf sich genommen, für die sich sonst keine Hände finden wollten, sind auch von nicht entschieden christlicher Seite anerkannt worden. Die Anstalt, zuerst unter Leitung des Inspector Brandt, dann unter der ihres noch jetzt in voller Kraft arbeitenden Inspectar Engelbert stehend, hat allmählich ihre Thätigkeit zu größerer Mannichfaltigkeit entwickelt, so daß sie jetzt als ein Complex verschiedener Anstalten besteht.

Doch steht die Krankenpflege immer noch in erster Linie. Im Jahre 1848 wurde der erste Diakon von dem städtischen Krankenhause in Elberfeld begehrt. Im Februar 1849 begehrte man zwei weitere, im April desselben Jahres schon einen vierten und einen fünften für die Irrenstation. Im Jahre 1863, wo statt der alten sehr unzureichenden neuerbaute städtische Heilanstalten, Kranken- und Irrenhaus, dem Gebrauch übergeben wurden, hat die Armenverwaltung ausdrücklich um Uebersiedelung der Diakonen auch in diese neuen Anstalten, und sind seitdem stets mehr als sechs Diakonen dort beschäftigt, einer überdies am sogenannten Epidemienhause fest angestellt. In das städtische Krankenhaus zu Barmen traten die Diakonen, fünf an der Zahl, im Jahre 1865 ein; ein sechster ward als Verwalter angestellt. Während der Kriege der Jahre 1866 und 1870—71, wie während der Cholera-, der Typhus- und der Pockenepidemie (1866 und 1867) ward die Zahl der Diakonen zeitweilig noch vermehrt, und mehrere sind im Laufe der Jahre selbst an den genannten Krankheiten ihrem Berufe erlegen. In dem saarbrückener Bergwerksgebiet, in den dort von zuströmenden auswärtigen Arbeitern begründeten Colonieen (Knappschaftsgenossenschaften) begehrte man schon 1853 die Hilfe von Diakonen für das neben anderen Wohlthätigkeitsanstalten (Wittwen-, Waisen-, Invalidenpensionsanstalten) errichtete Krankenhaus. Das Oberbergamt in Bonn hielt das aber nicht für zulässig, weil für solche Stellen bei den auf Kosten des Staates bestehenden Krankenanstalten Militärinvaliden genommen werden sollten. Doch ward auf Anordnung des Handelsministers probeweise ein Diakon in Saarbrücken angestellt, dem 1855 ein zweiter und dritter in Neunkirchen und einer in St. Johann folgte. Die Anstellung wurde bald eine definitive, und die Zahl der Diakonen in St. Johann auf drei vermehrt. Da jedoch einer derselben aus dem Anstaltsverbande austrat und sich staatlicherseits als Oberwärter anstellen ließ, was zu mancherlei Conflicten führte, und auch die Lazarethärzte dem geistlichen Wirken der Diakonen manche Hindernisse bereiteten, zog man jene wieder zurück. Auch in Neunkirchen mußten die Diakonen ungünstig gesinnten Aerzten und den Barmherzigen Schwestern weichen, fanden aber Aufnahme in den neuerrichteten Krankenhäusern zu Sulzbach und Völklingen. Die Krankenpflege daselbst gab Anlaß, daß auch die von der Knappschaft eingerichteten Waisenhäuser in Buchenschachen und Ottweiler Diakonen zu Hausvätern wählten. Nach Oberschlesien wurden duisburger Diakonen als Pfleger während der großen Typhus-, Cholera- und Pockenepidemien besonders in den Jahren 1859, 1866—69 und 1873 begehrt. Im dänischen Kriege 1864 arbeiteten sechzehn Diakonen, im österreichischen 1866 über sechzig, welche Zahl im französischen Kriege sich durch zeitweiligen Eintritt von Studenten, Candidaten und jungen Handwerkern aus Jünglingsvereinen auf 265 vermehrte, von denen 228 die feindliche Grenze mit überschritten. Elf erhielten das Eiserne Kreuz, sieben fielen als Opfer ihres Berufes. Nach dem Kriege wurden Diakonen nach Hersfeld in Hessen, nach Pinneberg in Holstein begehrt, wo man ihnen ähnlich wie in Lötzen und Marggrabowa in Ostpreußen die selbstständige Leitung von Krankenhäusern übertrug. Da sich die Einrichtung bewährte, beriefen im Jahre 1876 auch die Kreisausschüsse zu Osterode und Lyck verheirathete Diakonen, die des Polnischen mächtig waren, als Vorsteher in ihre Kreislazarethe.

Die Diakonen in der Armenpflege haben noch nicht überall, wo sie arbeiten, die wünschenswerthe Stellung finden können. Vielfach sollte der Gemeindediakon noch eine Stelle bekleiden als Knabenaufseher in einem Waisenhause, oder als Aufseher in einem Asyl für alte Männer, oder als Schreiber für den Pfarrer. Es fehlt dann die rechte, klare Abgrenzung ihres Arbeitsgebietes. Wie viel hätten tüchtige Diakonen in der rechten Stellung seit

dreißig Jahren gegen die Ausbreitung der Socialdemocratie wirken können, gegen die Kirchenflucht, für Ausbreitung guter Lectüre und als Helfer für allerlei Vereine. Vielleicht könnte man nach den neuen Schuleinrichtungen, durch welche die Lehrer vom Kirchendienst fast ganz losgetrennt sind, Diakonen als Küster verwenden, zu Organisten ausbilden u. dgl. Solche Stellung wäre die eines kirchlichen Beamten und ließe viele Zeit zur Thätigkeit in der Armenpflege. Gegenwärtig wirken als Gemeindediakonen, Kirchendiener, Küster, Stadtmissionare, Colporteure, Armenpfleger 2c. duisburger Brüder an elf Orten in Deutschland. Mehrere sind in jungen Jahren den Anstrengungen ihres Berufs erlegen, eine beträchtliche Zahl ist nach Amerika gegangen als Prediger unter den Deutschen.

Die Kinderpflege erlernen die Diakonen in dem von Anfang an mit der Anstalt verbundenen Rettungshause für Knaben, das durchschnittlich 35 Zöglinge hat, im ganzen seit seinem Bestande 362. Fünfundzwanzig bis dreißig Diakonen sind darin practisch für den Schuldienst in Armen- und Diasporaschulen, Rettungs- und Waisenhäusern ausgebildet worden. Das von Duisburg aus begründete Waisenhaus in Lötzen in Ostpreußen ward der Ausgangspunkt für eine ganze Reihe von Waisenhäusern in dieser Provinz.

Die Gefangenenpflege war seither das Stiefkind der duisburger Anstalt, weil für Gefangenenwärterstellen immer die civilversorgungsberechtigten Militärpersonen verwendet werden, und selten ein Diakon in der Lage ist, den Civilversorgungsschein zu besitzen. Doch sind sechs Brüder in Holstein, Elsaß, Sachsen und am Niederrhein in der Gefangenenpflege thätig.

Die Diakonen für Krankenpflege erhalten ihre Ausbildung in dem mit der Anstalt verbundenen Krankenhause, das für 30 Kranke Raum bietet und in welchem so ziemlich alle möglichen Krankheiten, Operationen 2c. vorkommen. Dazu kommt die Privatpflege in Familien, 80—90 Fälle im Jahre.

Eine Zweiganstalt besonderer Art ist das Männerasyl zu Lintorf, vor 25 Jahren in dem dortigen Pfarrhause fast ohne allen Hausrath mit zwei Männern begonnen, jetzt in einem eigenen Hause, dem stattlichsten im Orte, der Pfarrwohnung gegenüber. Der Leiter desselben ist Pastor Hirsch. Zweck der Anstalt ist: Aufnahme freiwillig eintretender entlassener Strafgefangenen, die zu einem ehrbaren Leben zurückkehren wollen, und in Feld- und Gartenarbeit, vor allem aber in Gottes Wort unterrichtet werden, das mit Gebet, die eigentliche geistige Macht im Hause ist, der sich vielfach auch die wildesten Geister beugen. Von Anfang ist dies Asyl auch von Trinkern aufgesucht worden, die hier mit Gottes Hilfe ein neues Leben zu beginnen suchten (Pension 150—450 Mk.). Die anfängliche bunte Mischung führte zu dem Gedanken, ein zweites Asyl für „bejahrte" und „unheilbare" Trinker, die da einen stillen Lebensabend finden sollten. Als man zur Ausführung schreiten wollte, gab ein von dem Geh. Medicinal-Rath Dr. Nasse, Director der Provinzial-Irrenanstalt in Andernach, in Hamburg vor einer Versammlung von Irrenärzten gehaltener Vortrag Anlaß, zunächst ein Asyl für Trinker aus gebildeten Ständen zu begründen.

Das masurische Waisenhaus in Lötzen hat zu den in den Jahren 1868—69 in Pflege genommenen 60 Typhuswaisen noch 90 Cholerawaisen bekommen. Diese armen Kinder wurden seither theils in anderen ostpreußischen Waisenhäusern, theils in christlichen Familien vorzugsweise in Rheinland und Westfalen untergebracht. Jetzt hat man zur Begründung eines neuen eigenen Waisenhauses in Lötzen ein Grundstück von 30 Morgen erworben und ein Capital von 12,000 Thlr. gesammelt. In dem seitherigen unzureichenden sind jetzt 60 Knaben, in dem damit verbundenen Waisenhause zu Rosengarten 13 Mädchen.

Die Herberge zur Heimat in Duisburg hatte im Jahre 1876 ungefähr 5970 durchreisende Gäste.

Für die Zwecke der duisburger Anstalten wirkt speciell das duisburger „Sonntagsblatt für innere Mission", 1850 von Pastor **Brandt** begründet, jetzt unter **Engelberts** Redaction und bis zu 16,000 Abonnenten gestiegen. Es hat für viele christliche Zwecke auch außerhalb Rettungshäuser, Magdalenenasyle, Kirchenbauten 2c. sein fürbittendes Wort geredet und einschließlich der Liebesgaben für die Typhus- und Cholerawaisen in Ostpreußen und Finnland wie für die Pflege im Kriege 1870 bis 1871 und die Nothleidenden in Persien wohl mindestens 120,000 Thlr. gesammelt, von denen 55,000 Thlr. auf die duisburger Anstalten verwendet wurden. Im vergangenen Jahre betrugen die Gesammteinnahmen der letzteren 78,966 Mk., die Gesammtausgaben 80,182 Mk.

Der Preußische Frauen- und Jungfrauen-Verein zu Berlin

unter dem hohen Protectorate **Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzessin Friedrich Carl von Preußen** stehend, welcher den Zweck hat, früheren Militair-Personen oder deren Angehörigen oder Hinterbliebenen, in Fällen unverschuldeter Noth Hilfe zu gewähren, und dessen Vorsitzende **Frau von Ohlen und Adlerskron**, Königin-Augusta-Straße W. Nr. 22 ist, hat auch im 14. Jahre seines Bestehens, dem Jahre 1877, es vermocht, ungeachtet der im Allgemeinen ungünstigen Zeitverhältnisse, die auch ihm wiederum eine angespanntere Thätigkeit auf dem Gebiete des Wohlthuns auferlegten, unter stets reger Betheiligung seiner Mitglieder, den an ihn überreich herangetretenen Anforderungen durch gegen die Vorjahre abermals erhöhte Ausgaben erfolgreich begegnen zu können. Wenn es nicht überall möglich gewesen ist, die in Menge eingehenden Gesuche allein aus den im Laufe des Jahres dem Verein zugeflossenen Beiträgen seiner Mitglieder zu befriedigen, so liegt dies einerseits darin, daß in Folge der Zeitverhältnisse jene Gesuche sich immer noch auf einer bedauernswerthen und außergewöhnlichen Höhe erhalten,

andererseits aber auch in dem Umstande, daß unter der Ungunst der Zeit auch die Kreise gelitten haben, aus denen die Beiträge der Mitglieder fließen, und die Beiträge für 1877 sich demgemäß vermindert haben. Unter diesen Verhältnissen hat sich der Vereins-Vorstand gezwungen gesehen, einen Theil von den in den letzten Jahren angewachsenen Capitalien zu Hilfe zu nehmen, um den an ihn gerichteten Bitten genügen zu können.

Nach der, dem uns vorliegenden 14. Jahresberichte dieses Vereins beigefügten Rechnungs-Uebersicht, haben im Jahre 1877, welches mit einem Bestande in Werthpapieren von 33,030 Mark und einem Baarbestande von 2763 Mark 83 Pf. begann, die Einnahmen des Vereins 17,410 Mk. 73 Pf., die Ausgaben 14,646 Mk. 90 Pf. (gegen 15,861 Mk. 31 Pf. Einnahmen und 13,665 Mk. 65 Pf. Ausgaben pro 1876) betragen. Der Vermögensbestand schließt mit einer Summa von 32,793 Mk. 83 Pf. ab, so daß sich derselbe demnach 1877 um 2432 Mk. 8 Pf. vermindert hat.

Bezüglich der hauptsächlichsten Ausgabeposten theilt der Bericht mit, daß verwendet wurden:

zu einmaligen Unterstützungen . . .	12,470 Mk.
(gegen 11,561 Mk. des Vorjahres)	
zu fortlaufenden Unterstützungen . .	1,281 —
zu außerordentlichen Unterstützungen .	339 —
im Ganzen	14,090 Mk.

Die alljährlich von dem Verein veranstaltete festliche Speisung von Invaliden fand wie im Vorjahre, und zwar 1877 am 16. Juni statt, an der 120 Veteranen und Invaliden aus den Feldzügen seit 1813 Theil nahmen. Da die Ausgaben für dies Fest wie früher, so auch diesmal, theils durch Gnadengeschenke von Allerhöchster und Höchster Stelle, theils durch Geldspenden und Naturalgeschenke von Privaten gedeckt worden sind, so bedurfte es zur Deckung der Kosten eines Zuschusses aus der Kasse des Vereins nicht.

Der Bericht gedenkt insbesondere des so schweren Verlustes, den unser hohes, geliebtes Königshaus durch den am 18. Januar v. J. erfolgten Heimgang Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzessin Carl von Preußen, aber auch wie so viele andere wohlthätige Vereine, der Verein Preußischer Frauen und Jungfrauen erlitten hat und schließt mit der Bitte, ihm auch ferner die Mittel zu gewähren, seinen Zweck erfüllen zu können.

Bekanntmachung.

Die Allgemeine Deutsche Pensionsanstalt für Lehrerinnen und Erzieherinnen, welche unter dem Protectorate Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reichs und von Preußen durch Statut vom 28. September 1875 begründet und auf Grund des Allerhöchsten Erlasses vom 15. October dess. J. mit den Rechten einer juristischen Person in Wirksamkeit getreten ist, hat gegenwärtig nahezu 800 Mitglieder aus Angehörigen aller deutschen Staaten, welche Pensionen im Jahresbetrage von 100 Mk. bis 1500 Mk. — und zwar 14 durch einmalige Kapitalzahlungen, die übrigen durch laufende Beiträge — versichert haben. Neben dem Pensionsfonds hat die Anstalt einen Hilfsfonds, zu welchem alle aus Schenkungen und sonstigen wohlthätigen Zuwendungen erwachsenden Einnahmen fließen und welcher statutmäßig zu Beihilfen für die Anstaltsmitglieder und zu den Verwaltungskosten bestimmt ist. Außer einmaligen Beihilfen in Krankheits- oder Nothfällen soll der Hilfsfonds auch die Mittel zu dauernder Ermäßigung der Beiträge der Mitglieder gewähren. In dem Statut ist eine solche Ermäßigung nur denjenigen Mitgliedern, welche nach vollendetem 35. Lebensjahre während des ersten Jahres des Bestehens der Anstalt derselben beigetreten sind, ausdrücklich zugesichert worden. Zur angemessenen Ermäßigung der Beiträge dieser 261 Mitglieder ist der größte Theil der Reineinnahme des im November und December 1876 veranstalteten Deutschen Bazars im Betrage von 134,192 Mk. in der Art verwendet worden, daß davon ca. 109,000 Mk. auf den Pensionsfonds übertragen sind. Es ist aber auch die Ermäßigung der Beiträge aller übrigen Mitglieder dringendes Bedürfniß, und das Curatorium wünscht angelegentlich, diese Wohlthat bei der Anfang nächsten Jahres statutmäßig vorzunehmenden Ermittelung der erforderlichen Höhe des Pensionsfonds eintreten lassen zu können. Dies ist aber nur dann möglich, wenn bis dahin der Hilfsfonds, welcher jetzt ca. 97,000 Mk. beträgt, die Höhe von mindestens 150,000 Mk. erreicht. An alle Freunde und Gönner der Anstalt und ihrer um die Jugenderziehung verdienten Mitglieder ergeht daher hiermit unter dem Ausdrucke des wärmsten Dankes für das bisher bethätigte Wohlwollen die vertrauensvolle Bitte, dem Hilfsfonds noch im Laufe dieses Jahres reichliche Beiträge zuzuwenden und an den unterzeichneten Director des Centralverwaltungs-Ausschusses, W. Unter den Linden 4., gelangen zu lassen.

Die Jahresrechnung der Anstaltskasse für das Jahr 1877 ist vom Curatorium in der in Gegenwart der Höchsten Frau Protectorin am 31. März d. J. abgehaltenen Sitzung dechargirt worden. Das Vermögen der Anstalt betrug am Jahresschlusse 341,446 Mk. 18 Pf., wovon 265,800 Mk. in 5 pCt. Zinsen tragenden Berliner Hypotheken, 73,400 Mk. in $4^{1}/_{2}$ pCt. Zinsen tragenden Staatspapieren angelegt waren. Der Pensionsfonds betrug 252,353 Mk. 95 Pf., der Hilfsfonds 85,515 Mk. 23 Pf. Aus letzterem ist der Betrag von 1215 Mk. 40 Pf. zu einmaligen Beihilfen an Mitglieder der Anstalt verwendet worden. Zu solchen Beihilfen sind für das laufende Jahr vom Curatorium 4000 Mk. ausgesetzt und aus dieser Summe bereits mehrere Beihilfen bewilligt worden.

Druckexemplare von Statuten und Aufnahme-Antragformulare werden vom Unterzeichneten unentgeltlich verabfolgt.

Berlin, im Mai 1878.

Der Centralverwaltungs-Ausschuß. gez. Greiff.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c zu Berlin richten.


Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 12. Juni 1878. **Nr. 24.**

1. Eduard Freiherr Plessen von Tiesenhausen, Adelsdeputirter und Hofgerichts-Vice-Präsident a. D., auf Weißensee bei Römershof in Livland, Rechtsritter seit 1864, † zu Wiesbaden 4. Juni 1878.
2. Emil v. Sebottendorff, Major z. D. und Bezirks-Commandeur des 1. Bataillons (Schlawe) 6. Pommerschen Landwehr-Regiments Nr. 49, Ehrenritter seit 1874, † zu Hennersdorf bei Görlitz, den 29. Mai 1878.
3. Julius von der Osten, Landschaftsrath und Mitglied des Herrenhauses, auf Jannewitz bei Lauenburg in Pommern, Ehrenritter seit 1856, † zu Bad Ems 31. Mai 1878.

Zur Geschichte der deutschen Zunge des Johanniterordens.

VII.

Der Großpräceptor Heinrich von Fürstenberg (1255—1272).

Für den Historiker wird es stets ein wohlthuender Gedanke sein, Geschlechter, die ihm schon an der Schwelle der Geschichte seines Volkes in Macht und Ehren entgegengetreten, noch heute in gleicher Weise fortblühen zu sehen. Deutschland ist nicht arm an solchen Geschlechtern, und zwar ist es vorzugsweise das alte Alemannien, das für die meisten derselben die Wiege bildet. Dieser unbestreitbare Vorrang Schwabens vor den anderen deutschen Territorien gilt auch für die Entstehung des jetzigen fürstenbergischen Fürstenhauses, das in gerader Linie von den mit dem Herrscherhause der Karolinger bereits versippten Grafen von Urach abstammt. Verdrängt wurde dieser Name durch den der Grafen von Freiburg, als Egino der jüngere von Urach durch seine Mutter, eine Zähringer Herzogstochter, den größeren Theil der Zähringer Besitzungen erbte (1208). Der Stamm der Grafen von Freiburg theilte sich wieder in eine ältere Linie, die im 15. Jahrhundert erlosch und in eine jüngere, als deren Stifter Heinrich auftritt, der seit etwa dem Jahre 1250 von seiner Burg in der Baar, den Namen eines Herrn, dann Grafen von Fürstenberg annahm. Er ist der Stammvater des jetzt noch in Schwaben und Böhmen blühenden fürstlichen und landgräflichen Hauses dieses Namens.

Als einen Sohn desselben hat man bisher jenen Heinrich von Fürstenberg angesehen, der als Großpräceptor des Johanniterordens in Deutschland und Böhmen eine hervorragende Rolle spielt. Die mit der Geschichte des Hauses sich beschäftigenden Genealogen kannten bis jetzt nur Urkunden von ihm, deren früheste in das Jahr 1266 fällt. Nachdem aber der Schreiber dieses darauf hingewiesen, daß sich in dem Großpriorats-archiv zu Prag und im Domarchiv zu Breslau eine Urkunde befindet, in der der Genannte bereits im Februar 1255 als Großpräceptor erscheint, wird diese Annahme von der Descendenz desselben kaum noch haltbar sein.

Wenn auf der einen Seite „kaum seine Zugehörigkeit zu dem Schwäbischen Hause Fürstenberg nach seinem Vornamen, seinem Auftreten in Schwaben und nach den engeren Verbindungen, welche die Grafen von Fürstenberg damals mit dem Johanniterorden unterhielten, in Zweifel gezogen werden kann," so muß auf der anderen Seite geltend gemacht werden, daß der als Stammvater bezeichnete Heinrich I. 1239 noch unter Vormundschaft steht und keinenfalls vor 1225, wahrscheinlich um 1228 geboren ist. Demnach kann dieser nicht der Vater unseres Großpräceptors sein und bleibt nur übrig, den letzteren als Bruder Heinrichs I. anzusehen.

Wir sind jetzt zum erstenmal im Stande, das urkundliche Material zu überschauen, welches unsern Würdenträger berührt, nachdem im Auftrage Sr. Durchlaucht des jetzt regierenden Fürsten Karl Egon zu Fürstenberg der fürstliche Archivrath Dr. Sigmund Riezler zu Donaueschingen, durch hervorragende Leistungen auf den Gebieten der Geschichtswissenschaft dem gelehrten

Publikum längst bekannt, ein fürstenbergisches Urkundenbuch edirt, dessen beide erste Bände im Laufe des Jahres 1877 erschienen sind und dessen glanzvolle, gediegene Ausstattung und wahrhaft monumentale Erscheinung der beredteste Ausdruck der fürstlichen Gesinnung seines hohen Auftraggebers sind.

Das erste Auftreten des Großpräceptors Heinrich zeigt uns zugleich daß sein Amtsbezirk auch Böhmen, Polen und Mähren umfaßt. Dies war ebenso der Fall bei seinem Vorgänger Clemens, der am Johannistag 1252 ein Provinzialcapitel zu Köln abhielt, auf welchem auch der Prior von Polen, Geldolfus, sich eingefunden hatte.

In der uns zunächst interessirenden Urkunde vom Februar 1255 wird dieser ebenfalls als anwesend erwähnt und zwar mit dem gleichen Titel wie früher, nämlich: „Prior von Polen;" es wird aber auch zugleich darin gesagt, daß er vorher „Präceptor von Polen und als solcher Vorgänger Heinrichs von Fürstenberg gewesen sei." Wir ersehen daraus wiederum, daß das Amt eines Großpräceptors*) das eines „Priors" vollständig in Schatten stellt und daß die Befugnisse des ersteren weit umfassender gewesen sein müssen, ohne daß wir deshalb eine Grenzlinie zwischen beiden aufzustellen vermöchten. Diese Unklarheit und dieser Wechsel in den Bezeichnungen ist es, wodurch die Aufstellung einer sicheren Liste der obersten Meister in Deutschland so sehr erschwert wird, zumal manchmal ein solcher in derselben Zeit bald als Großpräceptor bald als Prior aufgeführt wird.

Zwischen dem genannten Geldolfus als er noch Polnischer Großpräceptor war, und dem Bischof von Breslau, Thomas, war ein Streit wegen der Zehnten zu Striegau und Lossen ausgebrochen, welche der Bischof als seine Tafelgüter beanspruchte, während Geldolfus (Schlesien gehörte bekanntlich damals zur Polnischen Kirchenprovinz) behauptete, sie ständen den genannten Schlesischen Commenden zu, weil der Orden Eigenthümer der dortigen Pfarrkirche sei. In der ersten Instanz entschied das Gnesener Archidiakonat, daß dem Bischof der Genuß der streitigen Zehnten zuzusprechen sei, worauf der Orden seine Rechte bei der Römischen Curie anhängig machte. Hier zog sich nun die Sache sehr in die Länge.

Da erschien der neuernannte Großpräceptor Heinrich von Fürstenberg selbst in Schlesien und endete den Streit dadurch, daß er Alles der Gnade des Bischofs anheimstellte. Daraufhin gab dieser seine sämmtlichen Ansprüche auf die fraglichen Zehnten auf und zwar „in Ansehung der außerordentlichen Verehrung, die das Hospital zu Jerusalem genießt, und seiner einzig dastehenden Ausübung der Hospitalität gegen die zahllosen Schaaren Armer, Kranker und Fremder." Außerdem fügte er noch „um sich ein ewiges Gedächtniß in den Gebeten der Brüder zu stiften und um an ihren guten Werken Theil zu haben," die Zehnten von verschiedenen Dörfern hinzu, von welchen erst einige durch die Johanniter zu deutschem Recht ausgesetzt worden waren.

Bischof und Großpräceptor gaben sich darüber gegenseitig Urkunde und zwar am 4. Februar 1255 zu Ujest in Oberschlesien.

Die beiden nächstfolgenden urkundlichen Erwähnungen fallen in die Jahre 1258 und 1260. Dort ist allerdings bloß sein Vorname Heinrich genannt, da er aber als Großpräceptor von Deutschland, Böhmen, Oesterreich, Mähren und Polen bezeichnet wird, kann nicht gut eine andere Persönlichkeit darunter zu verstehen sein. In dieser ganzen Zeit von 1250—1262 tritt Heinrich von Toggenburg als sein Stadthalter in Ober-Deutschland auf. Bekanntlich hat man diesen zum (Groß-) Prior von Deutschland gemacht und eröffnet er sogar die bisherige Liste derselben. Es ist uns aber keine einzige Urkunde bekannt, die ihn als Obersten Meister bezeugte, und es wird wohl eine solche auch schwerlich aufzufinden sein.

Aus der Zeit von 1258 bis 1266 kennen wir keine von Heinrich von Fürstenberg direct ausgestellte Urkunde. Entweder sind uns dieselben verloren gegangen, oder sie schlummern noch in den stillen Räumen der Archive oder der Großpräceptor hielt sich, was nicht undenkbar ist, vielmehr ziemlich nahe liegt, damals im heiligen Lande auf.

Am 29. April 1266 finden wir ihn zu Constanz, wo er in seiner bisherigen Würde (auch „Dacien" wird hier unter den ihm unterstellten Ordensprovinzen aufgeführt) der Commende Ueberlingen den Verkauf eines Hauses nebst dem Patronatsrecht über die Kirche zu Hagnau (am Bodensee) an den Bischof Eberhard von Constanz genehmigt.

In den späteren Jahren treffen wir ihn mit Ordnung der Verhältnisse der Oberdeutschen und Schweizerischen Commenden beschäftigt; so am 24. August 1269 zu Roggweil im Bernerland einen Schiedsspruch zwischen dem Kloster St. Urban und der Commende Thonstetten bestätigend. Im Jahre 1271 erscheint er in Urkunden, die die Commenden Klingnau und Buchsee betreffen. Im Juni 1272 bestätigt er der Commende Rothenburg an der Tauber einen Kaufvertrag. An diesem hat sich noch ein Fragment seines Siegels von rothem Wachs erhalten. (Mit rothem Wachs siegelten damals vorzugsweise Bischöfe und höhere Prälaten, ausnahmsweise findet man es auch bei fürstlichen Personen aus dem Laienstande). Dieses Siegel zeigt einen nach links schreitenden, in einen Pelz gehüllten, heiligen Johannes, in der Linken die Scheibe mit dem Lamm. Am Rande rechts sind noch die Buchstaben P. ALAM (per Alamanniam) erkennbar.

Seine Würde, die sich auch damals noch auf Böhmen erstreckte — unterm 19. Januar 1272 erwies König Ottokar dem Johanniterorden in Böhmen „wegen der großen und mannigfaltigen Verdienste, die Br. Heinrich

*) In der Ordenssprache, wie überhaupt im mittelalterlichen Latein bezeichnet „praeceptor" einen Befehlshaber resp. Comtur, daher „praeceptoria" die Commende. Großpräceptor ist der „Gebietiger" über eine Ordensprovinz. Im Laufe des 14. Jahrhunderts verdrängte die Bezeichnung „Comtur" den „Präceptor."

Ordensmeister in Böhmen sich um seine Hoheit erworben" die Gnade, daß seine Leute nur zu Prag vor Gericht gestellt werden können — muß bald darauf erloschen sein, da im Jahre 1274 ein anderer als Oberster Meister genannt wird. Immerhin hatte er sie fast zwanzig Jahre bekleidet, eine für die damaligen Verhältnisse ganz ungewöhnlich lange Dauer.

Heinrich von Fürstenberg lebte noch eine Reihe von Jahren und so treffen wir ihn unterm 6. November 1279 als einfachen Ordensbruder auf der Schweizerischen Commende Hohenrain. Jahr und Tag seines Todes sind uns nicht überliefert. —

Dr. Herquet.

Das Amalienhaus in Berlin,

Kurfürstenstraße 21. 22.

Aus dem 5. Bericht über dies Haus, die beiden Jahre 1876 und 1877 umfassend, theilen wir das Nachstehende mit:

„Die innere Entwickelung des Amalienhauses hat einen erfreulichen Fortgang gehabt. — Immer mehr hat die Erziehung der eigentlichen Zöglinge der Anstalt (die in früheren Berichten „Bildungsschülerinnen" genannt werden) sich als Mittelpunkt und Kern ihrer Aufgaben herausgestellt. Nach dieser Seite ist das Bedürfniß, dem das Amalienhaus entgegenkommt, das dringendste, seine Arbeit am meisten Frucht verheißend. Denn wer müßte nicht erkennen, daß die Töchter des Arbeiterstandes, die oft schon mit dem 14. oder 15. Lebensjahre auf eigenen Erwerb sich gewiesen sehen, ohne zu demselben auch nur im entferntesten befähigt zu sein, sich, zumal unter den Verhältnissen Berlins, in einer schwer bedrängten Lage befinden. Nur zu Viele gehen zu Grunde, weil sie der Noth und den Versuchungen des Lebens wehrlos gegenüberstanden. Solchem Verfall rechtzeitig vorbeugen zu helfen, ist eine der Aufgaben des Amalienhauses. Dasselbe nimmt arme, bereits confirmirte Mädchen für 1 oder $1^1/_2$ Jahr auf, um sie unter Fortführung ihrer Erziehung erwerbsfähig zu machen. Es bietet ihnen die Wohlthat einer christlichen Familiengemeinschaft und in derselben practische Anleitung zu allen Arbeiten für Haus, Küche und Wäsche, wie sie später von ihnen als Dienstboten erwartet werden, außerdem aber Unterweisung und Uebung in weiblichen Handarbeiten, die der eigene Bedarf und der künftige Erwerb fordert. Für die Erhaltung und Vervollständigung der aus der Volksschule mitgebrachten Kenntnisse wird durch Unterrichtsstunden, deren Zahl freilich nur eine beschränkte sein kann, nach Möglichkeit Sorge getragen. Die Erziehung zur Lauterkeit des Wandels, die Uebung in Fleiß, Gewissenhaftigkeit und Treue, die Befähigung zu redlichem Erwerbe, — das sind die Ziele, die sich das Amalienhaus für seine Zöglinge gestellt hat. Es ist sich der Größe dieser Aufgabe bewußt, und je ernster alle Betheiligten es mit derselben und mit ihrer Verantwortlichkeit nehmen, um so weniger verhehlen sie es sich, daß die Leistungen hinter jenen Forderungen mannigfach zurückbleiben. Aber wer wäre je an einer Erziehungsarbeit betheiligt, ohne zu erfahren, daß sie eine Aussaat ist, die im Glauben geschehen muß und die nicht ablassen darf, mit Geduld auf die Frucht zu warten, deren Gedeihen in Gottes Hand steht. Und wer billig ist, der wird auch erwägen, wie viel in früheren Jahren an den Zöglingen Versäumtes nachzuholen, und wie kurz die Zeit ist, die leider in der Mehrzahl der Fälle der Erziehungsarbeit des Amalienhauses vergönnt ist. Was ist ein Jahr, wo es sich um so große Aufgaben handelt; und doch darf von armen Eltern nicht erwartet werden, daß sie für länger als ein Jahr der Hilfe der Tochter entbehren und das Kostgeld, so mäßig es ist (15 Mark monatlich), für sie aufbringen. Und wo, wie es in zahlreichen Fällen geschieht, Wohlthäter für sie eintreten, ist schon das Opfer, welches diese ein Jahr lang tragen, ein erhebliches. Mit um so größerer Dankbarkeit haben wir anzuerkennen, daß ein verehrter Armenfreund, der früher an der Armenverwaltung Berlins betheiligt, die Noth der Töchter des Arbeiterstandes aus eigener Erfahrung kennen gelernt hat, mit seiner gleichgesinnten Schwester auch in den beiden vergangenen Jahren es uns ermöglicht hat, jedesmal zehn vaterlose Mädchen, für welche bis zu ihrer Confirmation die hiesige Armenverwaltung Unterstützungsgelder gezahlt hatte und die — wie ausdrücklich als Bedingung gestellt ist — noch nicht in Fabriken gearbeitet haben, für anderthalb Jahre ins Amalienhaus aufzunehmen. Wir dürfen der Zuversicht sein, daß gerade vielen von diesen Mädchen unsere Anstalt eine Stätte der Bewahrung geworden ist und ferner bleiben wird. In dem Maße, als uns von Freunden und Wohlthätern des Amalienhauses Mittel zur Verfügung gestellt werden, an denen es uns bis jetzt für diesen Zweck noch fehlt, werden wir darauf Bedacht nehmen können, die Vorbereitungszeit unserer Zöglinge zu verlängern, und würde es für deren Zukunft ein großer Gewinn sein, wenn sie alle mindestens anderthalb, manche auch zwei Jahre im Amalienhause bleiben könnten. Vielleicht findet dieser Wunsch bei wohlwollenden Freunden eine Erwägung.

Die Ordnung des Tages, dessen Arbeit im Sommer um 5 Uhr, im Winter um $5^1/_2$ Uhr Morgens beginnt und Abends um 9 oder $9^1/_2$ Uhr schließt, ist unter sorgfältiger Berücksichtigung aller erziehlichen und wirthschaftlichen Interessen der Anstalt geregelt. Neben der Hausarbeit und der Küche fordert die ausgedehnte Wäscherei, die nicht nur den häuslichen Bedarf befriedigt, sondern auch auswärtige Aufträge übernimmt, in geordnetem Wechsel die Kräfte eines Theiles der Zöglinge. In besonderem Maße werden dieselben außerdem von der Arbeitsschule in Anspruch genommen. An ihr nehmen nicht nur die Zöglinge des Amalienhauses Theil, sondern auch andere Mädchen, die bei ihren Eltern wohnen und auf den Erwerb durch ihrer Hände Arbeit gewiesen, hier für den geringen Entgelt von

25 Pf. wöchentlich einen geordneten und tüchtigen Unterricht in weiblichen Handarbeiten empfangen. Zum Unterschiede von den eigentlichen Zöglingen des Amalienhauses nennen wir sie „Arbeitsschülerinnen". Der Unterricht wird in zwei Klassen ertheilt, und zwar im Flicken und Stopfen, im Wäschenähen, Maschinennähen, Namenzeichnen und für Geförderte auch im Schneidern."

„Wir müssen, um den Umfang der Anstaltsarbeit zu bezeichnen, Zahlen folgen lassen. Am 1. Januar 1876 befanden sich 35 Zöglinge in der Anstalt. Im Laufe des genannten Jahres traten ein 49, es traten aus 44, so daß die Anstalt am 1. Januar 1877 40 Zöglinge zählte. Im letzten Jahre traten ein 47, es traten aus 49, es verblieben also am 31. December v. J. in der Anstalt 38 Zöglinge. Seit Eröffnung des Amalienhauses im Jahre 1871 sind 247 Zöglinge aufgenommen.

Arbeitsschülerinnen zählte das Amalienhaus am 1. Januar 1876 17. Im Laufe dieses Jahres traten ein 39, es wurden entlassen 40, so daß das Jahr 1876 mit 16 Arbeitsschülerinnen schloß. Zu ihnen traten im Jahre 1877 40, es wurden entlassen 36, mithin verblieben am 31. December v. J. 20 Arbeitsschülerinnen in der Anstalt. Die Gesammtzahl der bisher eingetretenen Arbeitsschülerinnen beträgt 270.

Hieran schließen wir einige Notizen über die Herberge des Amalienhauses. Frühere Berichte haben sich über Bedürfniß und Zweck derselben eingehender ausgesprochen, wir erinnern daher nur, daß die Herberge alleinstehenden Frauen und Mädchen, die von auswärts nach Berlin kommen, um hier Dienst oder Arbeit zu suchen, sowie hiesigen, die zeitweise dienstlos sind, ein vorläufiges Unterkommen, billige Bespeisung, freundlichen Anhalt und jede Berathung bietet, deren sie bedürfen, ihnen auch, soweit es möglich ist, angemessene Dienste vermittelt. Daß damit denjenigen, die in der Herberge einkehren, ein Schutz gegen die Versuchungen der großen Stadt und eine Hilfe geboten wird, ohne die das Wohl und die Zukunft nicht Weniger aufs tiefste gefährdet wäre, das bedarf für Einsichtige keines Beweises.

Zwischen den Herbergsgästen und den Zöglingen der Anstalt findet keine Gemeinschaft statt. Zur Theilnahme an den Morgen- und Abendandachten werden Erstere eingeladen, aber Niemand wird zu denselben genöthigt, schon darum nicht, weil Jeder in der Herberge willkommen ist, welcher Religion er auch angehöre. Eine feste Hausordnung sichert die Disciplin der Herberge. — Im Jahre 1876 wurden 447 Frauen und Mädchen in der Herberge aufgenommen, — unter ihnen 431 von auswärts Gekommene. 1877 betrug die Zahl der Herbergsgäste 386, von denen 373 Auswärtige waren. Die mit der allgemeinen Geschäftsstockung im Zusammenhange stehende Verminderung des Zuzuges von Arbeitsuchenden nach Berlin kommt auch in obigen Ziffern zum Ausdruck.

In welchem Maße unsere Herberge dem Publikum dient, mag daraus hervorgehen, daß im Jahre 1876 nahe an 800 Hausfrauen sich an dieselbe wandten, um geeignete Dienstmägde zu gewinnen, und daß 151 Mädchen vermiethet wurden, während im Jahre 1877 sich ca. 700 Hausfrauen an die Herberge wandten und 125 Mädchen vermiethet wurden.

Daß unsere Anstalt für die Tüchtigkeit dieser Herbergsmädchen keine Garantien übernehmen kann, braucht kaum gesagt zu werden. Weiß doch das Amalienhaus von ihnen nichts weiter, als was ihre Dienstbücher bezeugen. Gleichwohl sind Fälle vorgekommen, in denen Hausfrauen es dem Amalienhause zum Vorwurfe machten, wenn ein gemiethetes Herbergsmädchen sich nicht bewährte. Es liegt darin eine Unbill, die wir ablehnen müssen."

Die Einnahmen des Amalienhauses pro 1876 haben betragen 25.165 Mark 57 Pf., pro 1877 26.235 Mark 13 Pf., die Ausgaben 1876 25.613 Mark 57 Pf., 1877 26.727 Mark 2 Pf.

An Schulden waren ultimo 1877 vorhanden 58.600 Mark, darunter 3000 Mark zinsfreies Darlehn, 7650 Mark Darlehn mit Verrechnung der Zinsen als Jahresbeiträge und 450 Mark Guthaben der Kleiderkasse.

Ueber das Steinthal im Elsaß,

der Stätte, wo Pfarrer Oberlin so segensreich gewirkt hat, berichtet Pastor Röhricht in Nr. 4 „Die christliche Kleinkinderschule" das Folgende:

Von Straßburg aus fuhr ich in's Steinthal. In Rothau fand eine Zusammenkunft von Pfarrern des Steinthals — theilweise Verwandten Oberlins — und von Gemeindegliedern statt, in der ich Auskunft über den Zweck meiner Reise und über den Oberlin-Verein gab; es gereichte mir zu hoher Freude, dies gerade in diesem Kreise thun zu dürfen. Von Rothau fuhr ich denselben Abend noch entlang an dem Ufer der schäumenden Breusch über die von Oberlin selbst erbaute Brücke in das zwischen hohen Bergen (den Vogesen) romantisch gelegene Waldersbach (oder abgekürzt Waldbach), um dort beim Pfarrer Werner, dem Nachfolger und Verwandten Oberlins, in dem ursprünglichen „Oberlinhause" gastliche Aufnahme zu finden. Es war mir im höchsten Grade interessant, in diesem nach der eigenen Zeichnung Oberlins erbauten Pfarrhause zu wohnen, das durch Oberlin, seine früh heimgegangene Frau Magdalena, „die Mutter des Steinthals", und durch Luise Scheppler eine Brunnenstube des reichsten Segens für Tausende von Kindern und Gemeinden aller Länder geworden ist. Da das Wetter regnerisch war, so daß ich nicht über die hohen Berge nach Bellefoße, dem Geburtsdorfe der Luise Scheppler, und nach Belmont, der zweiten Filiale von Waldersbach pilgern konnte, hatte ich um so mehr Muße, mich in die von Oberlin so sorgfältig geführten Pfarracten zu vertiefen. Es war mir interessant, das Familienbuch kennen zu lernen, das Oberlin von seiner Gemeinde angelegt hat; in demselben ist für jede Familie

ein besonderer Raum: es sind verzeichnet nicht nur die Trauacte, Geburts- und Todesfälle, sondern auch besonders hervortretende gute oder schlechte Eigenschaften; so wurde es Oberlin möglich, jede Familie nach ihrer besonderen Eigenthümlichkeit zu behandeln. Ein besonderes Interesse erregte in mir auch ein Schrank, den Oberlin hat anfertigen lassen, und den man den „Schrank der Barmherzigkeit" nennen könnte; in demselben sind 17 Fächer für Gaben zu allerlei Liebeswerken: Bibelverbreitung, Heidenmission, Sparkasse, Leihkasse 2c. Oberlin war selbst außerordentlich barmherzig und übte seine Gemeindeglieder in der Barmherzigkeit. Dieser Einfluß wirkt noch jetzt in dem Maße fort, daß die mit den Filialen ca. 1500 Seelen starke unbemittelte Gemeinde im vorigen Jahre ca. 1200 Mk. freiwillige Liebesgaben beigesteuert hat! Es steht darum mit Recht auf Oberlins Standbild in der Kirche zu Waldersbach: „La memoire du juste sera en benediction", d. h.: „Das Andenken des Gerechten bleibt im Segen".

Von den Zeitgenossen Oberlins (der im Jahre 1826 gestorben ist) lernte ich noch den alten, ehrwürdigen Lehrer mit seiner Frau kennen, der noch sechs Jahre mit ihm zusammen amtirt hat.

Höchst interessant sind auch die mancherlei Andenken an Oberlin, die in einem besonderen Zimmer aufbewahrt sind. Sein Grab ist in dem benachbarten Fouday (Urbach). Es giebt jetzt Photographien vom Steinthal zu 1 Mk. 20 Pf., von Oberlins Pfarrhause zu demselben Preise und von seinem Standbild zu 80 Pf., deren Uebermittelung ich gern besorge. Die Kleinkinderschule in Waldersbach wird von der Frau des dortigen Lehrers gut geleitet; ebenso traf ich auch in Rothau eine gut geleitete Kleinkinderschule an.

Das Evangelische Stift in Freiburg i. Br. und das Versorgungshaus desselben.

Das Evangelische Stift in Freiburg i. Br. ist ein Werk der Liebe, das der bekannte, im vorigen Jahre verstorbene Fabrikbesitzer Carl Mez begründet hat. Im Jahre 1859 drängte es ihn und seine Gattin am Tage der silbernen Hochzeit, in dankbarem Rückblick auf Gottes Führungen eine Gabe von 20,000 Gulden als Grundstock für ein „evangelisches Stift" niederzulegen. Seine Kinder fügten 4000, er selbst später noch 10,000 Gulden hinzu. Aus einer älteren Merianschen Stiftung waren 12,000 Gulden zur Verfügung. Andere Wohlthäter betheiligten sich ebenfalls durch bedeutende Gaben.

Das „Evangelische Stift" sollte für die in der großen katholischen Stadt immer mehr anwachsende evangelische Gemeinde ein Mittelpunkt werden, in dem verschiedene Zweige der christlichen Liebesthätigkeit innerlich und äußerlich verbunden wären. Ein Waisenhaus und ein von Diakonissen geleitetes Krankenhaus wurden zunächst (1860) in einem bedeutenden, für 48,000 Gulden erworbenen Grundstück eröffnet. Eine Gesellenherberge, Kleinkinderschule und verwandte Anstalten, die als nothwendig erscheinen, sollten — so war der Wunsch des edlen Stifters — allmählich hinzugefügt werden. An der Abhilfe aller geistlichen und leiblichen Noth, an der Förderung christlicher Erkenntniß und christlichen Lebens auf dem Grunde des göttlichen Wortes mitzuarbeiten, war nach dem hochherzigen Sinne des Stifters die Aufgabe des Evangelischen Stifts. Insonderheit sollte es Armen und Verlassenen eine Heimat bieten.

Wir müssen es uns versagen die allmähliche Entwickelung des Stiftes eingehend zu schildern. Die Diakonissen sind neben der Pflege im Krankenhause auch als Gemeindepflegerinnen thätig. In einem Jahre wurden 141 Personen außerhalb der Anstalt mit 1025 Pflegetagen 404 Nachtwachen und 1020 Besuchen verzeichnet und 925 Portionen Mittagessen an Arme gegeben. — Für die Waisen wurde 1869 ein eigenes Waisenhaus erbaut, in dem gegenwärtig 23 Kinder erzogen werden. In demselben Jahre wurden einer Kleinkinderschule die nöthigen Räume gewährt. Täglich sammeln sich in derselben etwa 110 Kinder unter Leitung von zwei in Nonnenweier gebildeten Lehrerinnen. Mit dem Waisenhause ist jetzt eine Mägdeherberge verbunden. Größere und kleinere Säle werden regelmäßig zur Abhaltung von Bibelstunden für die Sonntagsschule und den Jünglingsverein benutzt.

Durch das am 1. November 1877 festlich eingeweihte Versammlungshaus hat das Evangelische Stift eine Erweiterung erfahren, die schon in der Stiftungsurkunde ins Auge gefaßt war. Den Anlaß zur Erbauung derselben gab jedoch i. J. 1875 eine Gabe von 17,000 M., die eine ungenannte Freundin dem Vorstand des Evangelischen Stifts zur Einrichtung von Freistellen für alte gebrechliche Dienstboten zugehen ließ. Mehr als 53,000 M. gingen durch weitere Stiftungen von verschiedenen Seiten ein; 38,000 M. wurden aus dem Verkauf eines dem Stift gehörigen Weinbergs gewonnen. Aber die gesammten Bau- und Einrichtungskosten waren so bedeutend, daß außerdem noch 100,000 M. auf Hypothek geliehen werden mußten. Mit seinen 58 trefflich eingerichteten Zimmern bietet das Versorgungshaus jetzt Gesunden und Kranken eine Herberge, Alleinstehenden eine Heimat, Alternden einen freundlichen Feierabend. Eine gewisse Anzahl von Armen findet ganz unentgeltliche Aufnahme. Die anderen Insassen erhalten nebst Obdach eine nach den Ansprüchen berechnete, aber immerhin sehr billige Verpflegung. Wer es weiß, wie quälend die Sorge für das Alter auf den Gliedern des dienenden und arbeitenden Standes lastet, wird die große Wohlthat, die das Versorgungshaus in weitem Umfange darbietet, würdigen.

Das Heimathaus für Töchter höherer Stände zu Berlin.

Dem Geschäftsbericht des Heimathauses für Töchter höherer Stände zu Berlin für das Jahr 1877 entnehmen wir Folgendes: Im Jahre 1877 haben 68 junge Mäd-

chen der Anstalt angehört. Von ihnen befanden sich 7 in ganzer, 16 in halber Freistelle, 37 zahlten die volle Pension und 8 Pensionärinnen hatten die Vergünstigung einer Ermäßigung des Pensionssatzes auf 48 M. monatlich. Diese letztere Konzession entspricht einem früheren Beschlusse der General-Versammlung und hat den Zweck, bisherigen Pensionärinnen des Heimathauses, welche sich als Schülerinnen im Handelsfache ausgebildet und in hiesigen Geschäften oder bei Behörden Stellung gefunden, ihr Elternhaus aber nicht in Berlin haben, unter dem Schutze der Anstalt ferner sittlichen Anhalt und ein fortgesetztes Heim zu gewähren. Die Erfahrung hat gezeigt, daß durch diese Einrichtung der Character der Anstalt und das Interesse der übrigen Zöglinge in keiner Weise beeinträchtigt wurden, es darf vielmehr mit Befriedigung konstatirt werden, daß der ins Auge gefaßte Zweck allseitig vollkommen erreicht ist. Für die Aufnahme der Zöglinge in ganze und halbe Freistellen gelten in der Regel der 1. April und 1. October eines Jahres und es hat sich für die Aufrechthaltung einer größeren Einheit empfehlenswerth erwiesen, die Dauer eines Benefiziums jedes Mal auf ein halbes Jahr zu beschränken und geeignetenfalls auf einen gleichen Zeitraum zu verlängern.

Von den 68 Pensionärinnen hatten bei ihrer Aufnahme 2 ein Alter von 14 Jahren, 6 von 15 Jahren, 9 von 16 Jahren, 8 von 17 Jahren, 7 von 18 Jahren, 5 von 19 Jahren erreicht; 14 waren 20—24, 13 24—30 und 4 über 30 Jahre alt. Elternlos waren 17 junge Mädchen, 20 ohne Vater und 5 ohne Mutter.

Nach ihren Wohnorten vertheilen sich dieselben: auf die Provinz Preußen 7, Brandenburg 20, Pommern 8, Posen 3, Schlesien 5, Sachsen 5, Westphalen 8, Rheinprovinz 5, Hannover 3 und je 1 auf Braunschweig, Baden, Ungarn und Frankreich.

Die Väter der Pensionärinnen sind resp. waren: bei 15 höhere und Subaltern-Beamte, bei 9 Geistliche, bei je 2 Postbeamte, Architecten und Aerzte, bei 3 Steuerbeamte, bei 6 Kaufleute, bei 5 Hotelbesitzer, bei 4 Gutsbesitzer. Dem Stande der Lehrer, Bürgermeister, Apotheker und Gewerbetreibenden gehörten die übrigen 20 an.

Die höchste Zahl der Pensionärinnen belief sich auf 34 im October, die geringste auf 22 im September, die Durchschnittszahl der täglich Beköstigten einschließlich der Lehrerinnen und des Hauspersonals betrug ungefähr 35 Personen.

Von den Zöglingen bildeten sich außerhalb der mit dem Heimathause verbundenen Handels- und Gewerbe-Schule 13 aus, nämlich 8 im Lehrfach, 5 in der Musik.

Die Gesuche um Aufnahme von jungen Mädchen in die Anstalt haben sich im Laufe der Zeit fortgesetzt gesteigert und es hat deshalb zum Bedauern des Vorstandes mancher Wunsch unerfüllt bleiben müssen.

Die mit dem Heimathause verbundene Handels- und Gewerbe-Schule für Frauen und Mädchen erfreut sich fortgesetzt eines regen Besuchs. Die Zahl der Schülerinnen der Handelsschule hat zwischen 18 und 20 gewechselt und sich damit auf der annähernd gleichen Höhe des Jahres 1876 erhalten. Von der Gewerbe-Schule darf ein etwas günstigeres Resultat berichtet werden. An Monatskursen haben sich nämlich betheiligt: im Maschinen-Nähen 171, im Wäsche-Zuschneiden 149, im Nähen 322, im Putzfach 115, im Schneidern 194, in Summa 951 Schülerinnen. Diese Zusammenstellung ergiebt für einzelne Lehrfächer, besonders im Nähen, eine fortgesetzte Zunahme der Betheiligung, und nur im Putzfach und im Schneidern macht sich eine geringe Abnahme gegen das Vorjahr bemerkbar. Ein solches Gesammt-Resultat darf aber um so mehr mit Befriedigung aufgenommen werden, wenn man erwägt, daß Handel und Gewerbe fortdauernd darnieder liegen und dadurch die Aussicht auf Versorgung junger Mädchen in Geschäften nicht unwesentlich beeinträchtigt worden ist.

Ein Nachweisungs-Büreau unter der speziellen Leitung von Frl. Toni Lutze vermittelt nach wie vor das Engagement von Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Gehülfinnen der Hausfrau, Buchhalterinnen &c.

Die Einnahmen beliefen sich für das Jahr 1877 auf M. 33958, 40; die Ausgaben auf M. 33931,29.

Statistisches.

Das kürzlich erschienene 10. Heft des Oesterreichischen „Statistischen Jahrbuchs für das Jahr 1875“, herausgegeben von der K. K. statistischen Centralkommission, enthält die Statistik des Sanitätswesens und der Wohlthätigkeitsanstalten in den im österreichischen Reichsrathe vertretenen Ländern (ohne Dalmatien). Im genannten Jahre bestanden 155 öffentliche und 342 private Krankenanstalten, erstere mit 17.797, letztere mit 8.409 Betten; die Zahl der behandelten Kranken belief sich in den ersteren auf 145.417, in den letzteren auf 58.111 Personen. Die Anzahl der öffentlichen Irrenanstalten war 16, die der privaten 6, erstere mit 4.990, letztere mit 351 Betten. Die Zahl der behandelten Irren war in ersteren 7.520, in letzteren 405. Die Gesammtauslagen für die öffentlichen Irrenhäuser beliefen sich auf 1.350.043 Fl. Oeffentliche Gebäranstalten gab es 14, Findelanstalten 9, Taubstummenanstalten 15, Blinden-Erziehungsanstalten 6, Blinden-Beschäftigungsanstalten 2, Impfinstitute 12, Impf-Sammelplätze 13.278, Kurorte 202, Krippen 14, Kinderbewahranstalten 246, Kindergärten 53, Versorgungshäuser 1.042, Armeninstitute 8.971.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63 — 65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der




Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 19. Juni 1878. **Nr. 25.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Juni 1878 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Juni 1878 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Mai 1878.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Mai 1878	51			
	Zugang pro Mai	35			
		86			
	Abgang	25			
	Bleibt Bestand	61	61	1756	60
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Mai 1878	78			
	Zugang pro Mai	34			
		112			
	Abgang	22			
	Bleibt Bestand	90	90	2519	72
3.	**Preuß. Holland:**				
	Bestand am 1. Mai 1878	15			
	Zugang pro Mai	10			
		25			
	Abgang	9			
	Bleibt Bestand	16	16	478	58
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Mai 1878	30			
	Zugang pro Mai	9			
		39			
	Abgang	12			
	Bleibt Bestand	27	27	889	54
5.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. Mai 1878	11			
	Zugang pro Mai	7			
		18			
	Abgang	8			
	Bleibt Bestand	10	10	323	50
6.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. Mai 1878	21			
	Zugang pro Mai	17			
		38			
	Abgang	11			
	Bleibt Bestand	27	27	714	36
7.	**Landsburg:**				
	Bestand am 1. Mai 1878	13			
	Zugang pro Mai	6			
		18			
	Abgang	6			
	Bleibt Bestand	12	12	410	27
	zu übertragen		243	7089	357
	Uebertrag		243	7089	357
8.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Mai 1878	21			
	Zugang pro Mai	13			
		34			
	Abgang	6			
	Bleibt Bestand	28	28	811	32
9.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Mai 1878	27			
	Zugang pro Mai	20			
		47			
	Abgang	22			
	Bleibt Bestand	25	25	859	60
10.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Mai 1878	18			
	Zugang pro Mai	23			
		41			
	Abgang	15			
	Bleibt Bestand	26	26	747	35
11.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. Mai 1878	28			
	Zugang pro Mai	33			
		61			
	Abgang	42			
	Bleibt Bestand	19	19	785	65
12.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Mai 1878	52			
	Zugang pro Mai	34			
		86			
	Abgang	41			
	Bleibt Bestand	45	45	1372	80
13.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Mai 1878	38			
	Zugang pro Mai	15			
		53			
	Abgang	9			
	Bleibt Bestand	44	44	1330	60
14.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Mai 1878	20			
	Zugang pro Mai	9			
		29			
	Abgang	12			
	Bleibt Bestand	17	17	549	42
	zu übertragen		447	13,542	731

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Juni 1878 vorhandenen Kranken und Siechen.	der Kranken-Verpflegungstage pro Mai 1878.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		447	13,542	731
15.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Mai 1878	16			
	Zugang pro Mai	4			
		20			
	Abgang	7			
	Bleibt Bestand	13	13	444	60
16.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. Mai 1878	16			
	Zugang pro Mai	12			
		28			
	Abgang	10			
	Bleibt Bestand	18	18	586	41
17.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. Mai 1878	20			
	Zugang pro Mai	19			
		39			
	Abgang	15			
	Bleibt Bestand	24	24	635	42
18.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. Mai 1878	15			
	Zugang pro Mai	14			
		29			
	Abgang	16			
	Bleibt Bestand	13	13	457	36
19.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Mai 1878	3			
	Zugang pro Mai	4			
		7			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	4	4	135	12
20.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Mai 1878	2			
	Zugang pro Mai	3			
		5			
	Abgang	1			
	Bleibt Bestand	4	4	103	10
21.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Mai 1878	13			
	Zugang pro Mai	10			
		23			
	Abgang	13			
	Bleibt Bestand	10	10	385	26
22.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1 Mai 1878	3			
	Zugang pro Mai	4			
		7			
	Abgang	4			
	Bleibt Bestand	3	3	115	10
23.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. Mai 1878	3			
	Zugang pro Mai	4			
		7			
	Abgang	4			
	Bleibt Bestand	3	3	75	12
24.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Mai 1878	18			
	Zugang pro Mai	—			
		18			
	Abgang	—			
	Bleibt Bestand	18	18	540	18
25.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. Mai 1878	15			
	Zugang pro Mai	12			
		27			
	Abgang	13			
	Bleibt Bestand	14	14	438	30
	zu übertragen		571	17,455	1028
	Uebertrag		571	17,455	1028
26.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Mai 1878	12			
	Zugang pro Mai	11			
		23			
	Abgang	12			
	Bleibt Bestand	11	11	396	35
27.	**Plochingen** (in Württemberg):				
	Bestand am 1. Mai 1878	3			
	Zugang pro Mai	3			
		6			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	3	3	112	38
28.	**Ludwigslust** (in Mecklenburg):				
	Bestand am 1. Mai 1878	24			
	Zugang pro Mai	14			
		38			
	Abgang	10			
	Bleibt Bestand	28	28	781	36
29.	**Dresden:**				
	Bestand am 1. Mai 1878	11			
	Zugang pro Mai	9			
		20			
	Abgang	10			
	Bleibt Bestand	10	10	308	16
30.	**Niederweisel** (in Hessen):				
	Bestand am 1. Mai 1878	20			
	Zugang pro Mai	1			
		21			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	18	18	552	20
	Zusammen		641	19,604	1176

Der gesammte Abgang an Kranken pro Mai 1878 beträgt 364, davon sind:

gestorben 40
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 22
geheilt 302
wie vor 364.

31. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 55 Betten.

Bestand am 1. April 1878 . . . . 51 Kranke.
Zugang pro April . . . . 49 „
100 Kranke.

Davon sind:

gestorben 3
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 11
geheilt 37
51 „

Bleibt Bestand am 1. **Mai 1878:** 49 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 2 Europäer, 3 Muhamedaner, 1 Druse, 1 Jude und 38 orientalische Christen.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro April 1878 beträgt 1561.

Poliklinisch wurden 1048 Personen behandelt.

1. Friedrich Heinrich Ernst Freiherr von Heintze-Weißenrode, Rittergutsbesitzer, auf Hagen bei Kiel, Rechtsritter seit 1872, † zu Kiel 8. Juni 1878.
2. Adolf Albrecht Hugo von Selchow, Ober-Regierungsrath und Regierungs-Abtheilungs-Dirigent, zu Frankfurt a. d. Oder, Rechtsritter seit 1872, † zu Bad Ems 9. Juni 1878.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister des Johanniter-Ordens, Prinz Carl von Preußen, Königliche Hoheit, wird am 24. dieses Monats im Schlosse zu Sonnenburg ein Capitel des genannten Ordens abhalten und am 25. ejd. in der Ordens-Kirche daselbst mehrere Ehren-Ritter durch Ritterschlag und Investitur in die Zahl der Rechtsritter aufnehmen.

Die von Massow.

(von G. R.)

Das Bestreben der preußischen Adelsgeschlechter, die im Laufe der Jahrhunderte gelockerte Bande verwandtschaftlicher Zusammengehörigkeit wieder anzuziehen und durch Familien-Tage, -Vereine und -Stiftungen das Gefühl für gemeinsame Interessen neu zu beleben, hat in diesem Blatte wiederholt Besprechung und Anerkennung gefunden. Mag dabei für die Betheiligten selbst zunächst ein gewisser, unstreitig berechtigter Selbstsinn vorwalten, der Wunsch, gerade die eignen Angehörigen zu fördern und zu Ansehen zu bringen, so wie zu verhüten, daß irgend ein Träger des alten Namens demselben Unehre mache; so ist doch bei den innigen Begriffsbeziehungen einerseits zwischen Familie und Nation, andererseits zwischen Nation und Staat ein höheres und allgemeineres Ergebniß solcher Bestrebungen unverkennbar. — Dreihundert Männer und Jünglinge vom edlen Patriciergeschlechte der Fabier, heißt es in der römischen Geschichte, zogen (477 v. Chr.) gegen die durch ihre Raubzüge die Republik schwer schädigenden Vejenter; sie starben alle den Heldentod für das Vaterland, das diesen Verlust als das größte National-Unglück beklagte. Ein einziger Knabe, der übrig geblieben war, genoß als der Erhalter des alten Hauses einer fast religiösen Verehrung. Wie konnte nachher ein Fabier, der Sproß eines Geschlechtes, von dem Solches berichtet und geglaubt wurde, je ein Feigling, ein unpatriotischer Bürger sein? Von den modernen Großstaaten ist es nur Preußen-Deutschland, das die Söhne seiner alten Geschlechter, wenn auch nicht in der Zahl der Fabier, doch in einer für das gesammte Ausland an das Unglaubliche grenzenden Menge bei seinen Kriegen gegen den Nationalfeind aussendet, das sich innerhalb dieser Geschlechter, als Corollar des durch vorbesagte Bestrebungen gehobenen Standesgefühls einer idealen Geistesrichtung erfreut, einer Geistesrichtung, die es verschmäht, die Begabung der heranwachsende Generation den vorzugsweise Geldgewinn abwerfenden Lebenszielen zuzuwenden, und die dem bei hohen Ansprüchen bescheiden besoldenden Staate treue, aufopfernde Diener zuführt. Diese Gesinnung, der ein so großer Theil der Erfolge Preußens in den beiden letzten Jahrzehnten beizumessen ist, betrachten wir selbstverständlich keineswegs als eine ausschließliche Domaine des Adels, so wie es auch überflüssig sein würde, uns zu belehren, daß es Mitglieder des Adels giebt, an denen außer dem Namen überhaupt nichts adlig ist. Dennoch wird man zugestehen müssen, daß Familien- und Geschlechtsüberlieferung als die wesentliche Voraussetzung derselben Gesinnung betrachtet werden muß, und da in bürgerlichen Verhältnissen die Kunde von den Vorfahren nur ausnahmsweise bis zum Urgroßvater hinaufreicht, so ist es natürlich, daß ihre vornehmlichste Stätte in den nach Namen, Beschäftigungen und Ideen geringerem Wechsel unterworfenen Adelsgeschlechtern ist. Nachdem die mittelalterlichen Vorrechte des Adels aufgehoben worden, beruht auch die dauernde hohe Bedeutung desselben für den Staat auf der Pflege dieser Gesinnung. Für die Behandlung des Staatsdieners soll allerdings nur die Tüchtigkeit, nicht Name und Abstammung entscheiden; die Nation aber hat sich Glück zu wünschen, Familien zu besitzen, deren Glieder durch Tradition und Beispiel auf bestimmte, dem Gesammtwohl förderliche Bahnen gezogen werden.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachten wir die so-eben erschienenen „Nachrichten über das Geschlecht derer v. Massow," Berlin, bei E. S. Mittler, als eine nicht nur für die weit verbreitete Familie selbst, sondern auch für viel ausgedehntere Kreise mit Dank hinzunehmende Gabe. Das mühselige Zusammentragen des in diesem Werke verarbeiteten Materials setzt eine liebende Hingebung an die Sache voraus, die sich nur von einem Geschlechtsgenossen erwarten ließ, und so ist es auch ein v. Massow, der am 18. Aug. 1870 vor St. Privat als Hauptmann und Compagniechef im Garde-Schützenbataillon gefallene Paul Hermann Adolph v. M., welchem der Haupttheil des Werkes zuzuschreiben ist. Von dem Vater des Genannten, den pietätvollen Händen eines Geschlechtsvetters, des Königl. Rittmeisters Ewald Ludw. Valentin v. M. z. Z. Flügeladjutanten Sr. D. des Fürsten zur Lippe, anvertraut, ist dann das Material von diesem vervollständigt und mit Sorglichkeit für den Druck vorbereitet worden. Das Werk, 376 Octavseiten stark, ist mit dem wohl ausgeführten Massow'schen Familienwappen verziert und führt als Beigabe eine an Uebersichtlichkeit nichts zu wünschen übrig lassende lithographirte Stammtafel. Das Bildniß des den Seinen und dem Vaterlande zu früh entrissenen Paul v. M. dient dem Werke als würdiger Schmuck; das Frontispiz des Buchs war sicherlich der geeignetste Platz für ein dem um sein Haus hochverdienten Mann zu widmendes Ehrendenkmal.

Die Massows gehören in vorderster Linie zu den Geschlechtern, deren Geschichte des Staates der Hohenzollern und ihrer Vorgänger im nordöstlichen Deutschland ist. Zehn Massows, sagt der Herausgeber, fanden den Heldentod auf Preußens Schlachtfeldern, 137 Massows, von denen sieben zur Generalswürde aufstiegen, gehörten der preußischen Armee an, sechs Massows erfreuten sich als Minister des Vertrauens ihrer Souveraine. Mit berechtigtem Selbstgefühl hat demnach der Herausgeber dem Werke die Devise vorgestellt, welche seine Vorfahren als Symbol ihrer Treue über den Thoren der pommerischen Stadt Massow haben anbringen lassen:

Massow
Was so,
Ist so,
Blift so! —

Der Ursprung eines in vorgeschichtliche Zeit zurückgreifenden Geschlechts wie dasjenige der Massows, wird sich nie aufklären lassen. Es ruht darauf dasselbe Dunkel, wie auf den Anfängen des Adels selber im Menschengeschlechte, welchem letzteren bei ursprünglicher ideeller Gleichheit, in der Verschiedenheit der geistigen und körperlichen Begabung der Entwickelungskeim einer Aristokratie anerschaffen worden. Wie es thöricht sein würde, die früher so viel verbreitete Ansicht festzuhalten, als ob aller Adel nur auf Vergewaltigung und Unterjochung beruhte, so wird man ihn auch nicht auf einem rohen Zeitalter unverständliche Legenden zurückführen dürfen; jedenfalls aber war er durch irgend welche auszeichnende Wichtigkeit bedingt, welche, von Generation auf Generation sich vererbend, die Mehrzahl der Landesbewohner näthigte, zu der Minderzahl, zu gewissen Familien, als zu etwas höher Stehendem hinanzusehen. Ueber die Genesis des Hauses derer v. Massow als pommerisches Adelsbeschlecht besteht eine, wie es scheint, erst im 17. Jahrh. zur Oeffentlichkeit gelangte Notiz, nach welcher dasselbe von den beiden Vettern der Majorana, einer fürstlichen Prinzessin aus Massow, mit welcher i. J. 1276 der Herzog Wartislav von Pommern sich vermählte, begründet worden sein soll. Im Geleit der besagten hohen Dame, heißt es, seien dieselben aus Maso oder Masow, womit wohl das polnische Land Masowien gemeint ist, nach Pommern gekommen, und haben daselbst das Städtchen Massow angelegt, welches nach ihrem Namen benannt, ihnen durch die Ungunst der Zeiten später verloren gegangen. Mit Recht verwerfen unsre Verfasser diese Legende. Mag man in dem damals slavischen Pommern in nationaler Beziehung noch so tolerant gewesen sein, so ist doch nicht glaublich, daß masurische Adlige — und als solche müßten wir die Vettern der Prinzessin aus Masawie betrachten — an einem Hofe, der nach seine slavischen Traditionen festhielt, als Deutsche aufgetreten sein sollten, wie dies ja der consequente Gebrauch deutscher Personennamen in der Familie darthut, sowie ja auch derartige Persanennamen in einem masurischen Geschlechte damaliger Zeit ganz beispiellos sein würde. Mit dem Verfasser nehmen wir demnach auch an, daß nicht die Stadt Massow nach ihrem angeblichen Erbauer Henning (Heinrich) v. Massow benannt worden sei, sondern daß die Familie zu einer Zeit, wo der deutsche Adel aus seinen Besitzthümern Familiennamen zu bilden anfing, sich den Namen der Stadt, in welcher sie Herrenrechte ausübte, beilegte. Von den der Familie eigenthümlichen seltenen Personennamen haben sich einige, wie z. B. Lütke (nicht der „Kleine," sondern wie Lucha niederd. Diminutiv von Ludolf) volle 6 Jahrhunderte hindurch bis in die Zeiten Friedichs des Großen überlieferungsmäßig erhalten.

Es ist möglich, daß uns aus noch nicht aufgefundenen Documenten über die ursprüngliche Beziehung der Stadt zu dem Geschlecht Massow, nach wünschenswerthe Notizen zu theil werden; jedenfalls bleiben die Verhältnisse des deutschen Uradels im slavischen Pammerlande ein interessanter Farschungsgegenstand der Specialgeschichte.

Indem wir die „Nachrichten über das Geschlecht derer van Massow," welche wir ihrer Einleitung wegen als einen Beitrag zu dieser Specialgeschichte begrüßen, den zahlreichen Leserkreis wünschen, den die fleißige Arbeit verdient, wollen wir durch Detailmittheilungen aus dem Inhalt der unmittelbaren Kenntnißnahme nicht vorgreifen und begnügen uns anzuführen, daß das Werk nach allgemein historischer und familiengeschichtlicher Einleitung über beinahe 500 Massows vom 13. Jahrhundert an bis auf unsere Tage biographische Nachrichten giebt, unter denen allerdings erst die späteren — wir erwähnen der Nrn. 287, 305, 320, 340, 352, 355, 369, 382, 386, 416, 418, 419, 434, 449, 457 — sämmtlich dem 18. und 19. Jahrhundert angehörig, eine hervorragende Bedeutung beanspruchen. Die verwandtschaftliche Zusammengehörigkeit dieser eben Genannten wird dann durch die angelegte vortrefflich ausgeführte Stammtafel in übersichtlicher Weise zur Anschauung gebracht. Von andern Abzweigungen, deren genealogische Zugehörigkeit sich nicht nachweisen läßt, ohne daß nach Namen und Wappen die gemeinschaftliche Abstammung zweifelhaft wäre, handelt ein besonderer Titel. Fünf in extenso mitgetheilte Johanniter-Stammtafeln derer von Massow geben dem Werke auch für den Orden eine specielle Bedeutung. Eine Aufzählung der Familienglieder, welche der preußischen Armee angehört haben, resp. noch angehären, so wie der Massow'schen Familie gegenwärtige und frühere Liegenschaften und Güter ist selbstredend in erster Linie für den engen verwandtschaftlichen Kreis von Bedeutung. Den Schluß machen (Tit. XI.) das Statut der von Massawschen Lehns- und Familienstiftung und (Tit. XII.) ein Verzeichniß der bei Abschluß des Werkes, Ende vorigen Jahres lebenden Familien-Mitglieder.

Aus dem Jahresbericht der deutschen Gesellschaft der Stadt New-York 1877.*)

Die Ansprüche an unsere Gesellschaft um Hilfe und Rath waren im letzten Jahre zahlreicher als je, und erforderte deren Befriedigung rastlose Thätigkeit von Seiten unserer Angestellten und die Verwendung fast aller uns zur Verfügung stehenden Gelder. Außer den im letzten Berichte schon erwähnten $3393,50 wurden uns aus der Stadtkasse weitere $4000 unter der Bedingung überwiesen, daß diese Summe direct für die Unterstützung der Armen verwendet und für keine anderen Zwecke unserer Wirksamkeit benutzt werden sollte. Der ganze Betrag wurde deshalb dem Wohlthätigkeits-Ausschuß sofort

*) Aus Nr. 4 „Der Ansiedler im Westen", Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für die deutsch-evangelische Mission in Amerika.

zur Verfügung gestellt und von demselben in wenigen Monaten vertheilt, da die Anzahl der Supplikanten sich in Folge der Bekanntwerdung dieses Umstandes bedeutend vermehrt hatte.

Der im vorigen Bericht ausgesprochene Zweifel über den Erlaß eines Gesetzes für den Schutz der Einwanderer durch den Ver. Staaten-Congreß hat sich als wohlbegründet erwiesen. Weder in der regelmäßigen, noch in der außerordentlichen Sitzung desselben kam der erwähnte Entwurf zur Abstimmung, und würden in Folge dessen die sich hier aufhaltenden Einwanderer ganz ohne Schutz und Hilfe geblieben sein, wenn nicht von Seiten unseres Staates die weitere Summe von $150,000 für den Fortbestand der Einwanderungs-Commission bewilligt worden wäre. Diese Summe reicht jedoch kaum aus, um die von der genannten Behörde verwalteten Anstalten ein Jahr zu unterhalten und ist eigentlich nur dafür bestimmt, die Verpflichtungen zu erfüllen, welche der Staat New-York denjenigen Eingewanderten gegenüber übernommen hat, die vor Abschaffung des Kopfgeldes hier gelandet waren. Für diejenigen, welche seitdem hier ankamen, ist gar keine Vorsorge getroffen. Unter den bestehenden Gesetzen haben nur solche Einwanderer, von welchen das Kopfgeld erhoben wurde, Ansprüche auf Unterstützung von Seiten der Einwanderungs-Commission. Auf der anderen Seite weigern sich die Armen-Behörden des Staates und der Stadt, Eingewanderten Unterstützung zu gewähren, ehe dieselben fünf Jahre lang hier ansässig gewesen sind. Es ist deshalb von größter Wichtigkeit, daß die Vereinigten Staaten ein Gesetz erlassen, wodurch Eingewanderten Schutz und Hilfe gesichert wird, oder daß die Gesetze unseres Staates so verändert werden, daß die Armen-Behörden verpflichtet sind, nothleidenden Immigranten denselben Schutz zu gewähren, wie anderen Hilfsbedürftigen.

In Folge der limitirten Einnahme der Einwanderungs-Commission war dieselbe auch im vorigen Jahr nicht im Stande, das so wirksame Arbeits-Bureau im Castle Garden zu unterhalten und hätte dasselbe eingehen müssen, wenn nicht unsere Gesellschaft in Verbindung mit der Irish Emigrant Society wieder die Gehalte der nöthigen Beamten bezahlt hätte. —

Auskunfts-Bureau. Im Auskunfts-Bureau haben sich unsere Geschäfte, trotz des großen Ausfalls in der deutschen Einwanderung, mit jedem Jahre bedeutend vermehrt, und wurde die Thätigkeit unserer Beamten aus allen Theilen der Vereinigten Staaten und Deutschlands sehr in Anspruch genommen.

Die Correspondenz der Gesellschaft, welche nicht in das Bereich des Bankgeschäftes fiel, belief sich auf 1585 empfangene und 1206 abgesandte Briefe.

Beigeschlossen waren den Briefen: $4812,65. Diese Summe wurde durch unsere Vermittelung an ankommende Einwanderer kostenfrei verabfolgt.

Für erwartete und kürzlich angekommene Einwanderer, welche noch keinen bestimmten Wohnort gefunden hatten, erhielten wir 1152 Briefe, die theilweise abgeholt, theilweise den Adressaten, wenn uns deren Aufenthalt bekannt war, zugeschickt wurden.

Rechtsschutzverein. Der Rechtsschutzverein besteht jetzt aus 55 Mitgliedern, deren jedes einen Jahresbeitrag von $20 zahlt. Die Nothwendigkeit und Wirksamkeit dieses Institutes ergiebt sich aus dem folgenden Bericht seiner Thätigkeit:

Im Vergleiche zu 190 Klagen in 1876—1877, während 12 Monaten, wurden in den letzten 10 Monaten 603 Klagen eingereicht.

Die Mittheilungen in dem letzten Berichte der Deutschen Gesellschaft finden auch für das verflossene Jahr Anwendung, nur daß der Name jetzt so bekannt ist, daß mehr als drei Viertel der Supplikanten von Leuten hergeschickt wurden, die bereits selber von den Vortheilen, welche er bietet, Nutzen gezogen hatten, oder aus solchen bestand, die auf andere Weise von seiner Existenz benachrichtigt waren, während die Deutsche Gesellschaft, das Deutsche General-Consulat, die Einwanderungs-Commissäre und die deutsche Presse uns das übrige Viertel zusandten.

Während des ersten Jahres wurden dem Vereine die Hilfesuchenden fast ausschließlich von den letztgenannten Seiten zugewiesen.

Das Local ist 39 Nassau Street, Zimmer 28.

Unterstützungen. Unterstützungen wurden im verflossenen Jahre wie folgt geleistet: Zusammen in 7330 Fällen mit $13279,25.

Dieses zeigt im Vergleich mit dem vorhergehenden Jahre eine Zunahme der Fälle von 361, und eine Zunahme der gewährten Unterstützungen von $296,75.

Leider ist durch die Wirren im Accise-Bureau der Vertheilungsrath bis jetzt verhindert worden, den Wohlthätigkeitsvereinen weitere Unterstützungen zukommen zu lassen, und ist kaum zu erwarten, daß eine neue Summe uns in diesem Frühjahr zugesprochen wird. Wir sind daher nur auf unsere regelmäßige Einnahme angewiesen, und da diese bei der noch immer anhaltenden Geschäftsstille nicht vergrößert werden wird, so sind wir leider genöthigt, manche Hilfesuchenden ganz abzuweisen und die Unterstützung bei anderen zu erniedrigen.

Auch im vorigen Jahre wurden uns durch Vermittelung des Deutschen General-Consulats von hohen Stellen in Deutschland Beiträge übersandt, für die wir den Ausdruck wärmsten Dankes wiederholen. Wir erhielten von Sr. Majestät dem Deutschen Kaiser und König von Preußen, Jahresbeitrag Gold $250, Sr. Majestät dem König von Baiern Gold $200, Sr. Königl. Hoheit dem Großherzog von Baden Mark 400, dem Senat der freien Hansestadt Bremen $100.

Krankenpflege. Die Krankenpflege wurde von dem von der Gesellschaft angestellten Arzte, Herrn Dr. Wolfgang Schmidt, besorgt. Seine Thätigkeit umfaßte im ganzen 772 Kranke.

Wir wollen hier bemerken, daß sich die Hilfe der Deutschen Gesellschaft natürlich auf solche Kranke be-

schränken muß, welche bettlägerig oder am Ausgehen verhindert sind. Für alle leichteren Fälle ist die Deutsche Dispensary, 65 St. Mark's Place (Ost. 8. Straße), eingerichtet, sowie auch die Deutsche Dispensary der Westseite, 332 West. 40. Str., und eine große Anzahl ähnlicher Anstalten in allen Theilen der Stadt; dagegen erwähnen wir ausdrücklich, daß Herr Dr. Schmidt, auch ohne erst Auftrag von der Gesellschaft abzuwarten, den direct an ihn gestellten Ersuchen mittelloser Deutscher um ärztliche Hilfe Folge leistete.

Die Hilfe der Deutschen Gesellschaft ist wie in früheren Jahren von Kranken zahlreich in Anspruch genommen worden, und sind im vergangenen Jahre für Recepte $576,21 gezahlt, gegen $588,42 im Jahre 1876.

Für die Bereitwilligkeit der Herren Agenten der deutschen Dampfschiffslinien, mit welcher dieselben unserm häufigen Ersuchen um billige Zurückbeförderung armer und kranker Deutscher entsprochen haben, erstatten wir wiederum unsern Dank.

Die deutschen Zwischendeck-Passagiere der französischen Dampfer „France" und „Amérique" reichten bei den Commissioners of Emigration eine Beschwerdeschrift ein, in der sie sich über Unreinlichkeit und schlechte Ventilation auf den Schiffen beklagten.

Wir können wiederholt unsern Landsleuten nur anrathen, sich der in jeder Hinsicht guten Hamburger und Bremer Dampfer zur Reise nach New-York zu bedienen.

Einwanderung. Im Jahre 1877 landeten hier im Ganzen 97,221 Passagiere, von denen Einwanderer 54,436 und zwar Cajüten-Passagiere 8,269, Zwischendeck-Passagiere 46,267.

Von den im Jahre 1877 hier angekommenen Deutschen Passagieren waren Einwanderer 17,753, von denen Cajüten-Passagiere 2,328, Zwischendeck-Passagiere 15,425.

Die deutsche Einwanderung hat um 3282 und die Total-Einwanderung, die im Jahre 1876 68,264 betrug, um 13,728 abgenommen.

Vergleichende Tabelle der Einwanderung im Hafen von New-York in den letzten 10 Jahren, unter besonderer Berücksichtigung des deutschen Elementes.

Total-Einwanderung:

1877 . . .	54,536	wovon	17,753	Deutsche
1876 . . .	68,264	„	21,035	„
1875 . . .	84,560	„	25,559	„
1874 . . .	140,041	„	40,302	„
1873 . . .	270,516	„	101,900	„
1872 . . .	292,406	„	128,030	„
1871 . . .	227,359	„	83,609	„
1870 . . .	212,626	„	71,280	„
1869 . . .	257,523	„	101,571	„
1868 . . .	211,359	„	104,515	„
Total-Einwanderung:	1,819,190	wovon	695,554	Deutsche.

Castle Garden. Die Gesetzgebung des Staates New-York bewilligte für das laufende Jahr 1877 die Summe von $150,000 zum Unterhalt und Verpflegung von Emigranten durch die Emigrations-Commission. Diese Summe war um $50,000 niedriger als im verflossenen Jahre, und es war äußerste Sparsamkeit geboten. Baar-Unterstützungen konnten auch im verflossenen Jahre an Emigranten nicht gewährt werden. Ungeachtet der reducirten Mittel ermöglichte es die Commission eine nicht unbedeutende Anzahl von Emigranten, welchen im Inlande Beschäftigung oder Heimstätte sicher war, nach ihrem Bestimmungsorte zu befördern. Die im vorigen Jahre durch Unterstützung der Emigrations-Commission nach dem Westen beförderten Deutsch-Russen haben daselbst eine segensreiche Thätigkeit entwickelt und erfreuliche Resultate erzielt. Durch Vermittelung der Emigrationsbehörde wurden im verflossenen Jahre 281 deutsche Emigranten auf ihren Wunsch nach ihrer Heimat zurückgesandt, ein großer Theil derselben gehörte den gebildeten Ständen an, welchen es absolut unmöglich war eine Existenz zu finden, und welche vorzogen die übrig gebliebenen oder mühsam ersparten Dollars für Anzahlung zur Heimreise zu verwenden, anstatt Unterkunft im Armenhause zu suchen. Während der Wintermonate gewährte Castle Garden einer großen Anzahl mittelloser Emigranten Obdach.

In Folge der strengen Controle, welche seitens der Emigrations-Commission über Emigrantenhäuser, deren Vertreter und alle diejenigen, welche mit Emigranten unmittelbar nach deren Ankunft verkehren, ausgeübt wird, sind Klagen über Uebervortheilung u. s. w. nur sehr selten eingelaufen; diese sowie Klagen von Passagieren über mangelhaftes Essen an Bord von Ocean-Dampfern wurden eingehend untersucht; außerdem wird die Klage schwedischer Emigranten über Beschwindlung derselben seitens des Bankiers Roos von der Emigrations-Commission energisch betrieben, und läßt dieselbe es weder an Zeit noch Geld fehlen, den Leuten zu ihrem Gelde zu verhelfen.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63 — 65.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich. W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 26. Juni 1878. **Nr. 26.**

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben: Carl Heymann's Verlag, Mauer-Straße Nr. 63—65, W., machen zu wollen.

Friedrich August v. Othegraven, General-lieutenant z. D., Ehrenritter seit 1862, † zu Bonn, 14. Juni 1878.

Einiges Weitere über den im Johanniter-Hospital zu Beirut verpflegten Nachkommen des Sultans Saladin.*)

Auf den Wunsch der verehrlichen Redaction dieses Blattes hat ich einen der am Johanniter-Krankenhause zu Beirut als Aerzte fungirenden Professoren der mit dem Syrian Protestant College verbundenen Medical Faculty, Herrn Dr. med. J. Wortabet, weitere und möglichst gründliche Nachforschungen über die Nachkommen des berühmten Sultans Saladin (Salah ed din), deren einer jüngst im genannten Krankenhause ein Gast und Pflegling des Johanniter-Ordens war, anzustellen. Im Folgenden erstatte ich einen Bericht über die Ergebnisse der von Herrn Dr. W. mit freundlicher Bereitwilligkeit und umsichtigem Eifer ausgeführten Forschungen.

Der arabische Geschichtsschreiber Abulfeda gibt im vierten Buch seiner Annalen ein genaues Verzeichniß der vielen Söhne und anderen leiblichen Verwandten des Begründers der Ejubiden-Dynastie, dessen voller Name Salah ed din Jussef, Sohn Ejubs, war. Zugleich wird ebendaselbst ein Verzeichniß der Ortschaften und Bezirke gefunden, welche der Herrscher von Egypten und Syrien jenen seinen Verwandten zum Lehen gab. Darunter werden auch die Namen der im Gebiet von Tripolis (Tarabolus) gelegenen beiden Ortschaften Sahjun und Famie (das alte Apamea) angegeben.

*) geb. 1137, gest. zu Damaskus 1193.

Als nun später die Mameluken die Herrschaft der Ejubiden stürzten, fanden freilich viele Glieder dieser Familie ihren Tod. Andere aber blieben nicht nur am Leben, sondern auch im Besitz der ihnen zu Theil gewordenen kleinen Herrschaften, wie das aus den arabischen Geschichtsschreibungen hervorgeht.

Nun gibt's jetzt im Gebiet von Tripolis, genauer: zwischen Tripolis und Batrun im Bezirk Kura in verschiedenen Dörfern wohnhaft etwa 280 Personen männlichen Geschlechts — laut den Registern der türkischen Behörden — welche sich für Abkömmlinge des großen Saladin halten und allgemein dafür gehalten werden. Nur 3 oder 4 von ihnen sind wohlhabend, die Mehrzahl hat nur knappes Brod, und so mancher ist der Bettelei und dem Diebstahl ergeben. Aber auch den ärmsten von ihnen eignet der Emirstitel und wird durch Händeküssen von den anderen Fallahin (Bauern) Huldigung dargebracht. Trotz ihrer vornehmen Abstammung ist nur einer von ihnen und auch nur bis zum Rang eines Mudir*), d. h. Präfekt eines kleinen Amtsbezirkes, unter dem Kaimakam, dem türkischen „Landrath" stehend, emporgediehen. Auch das kriegerische Element scheint in ihnen nicht mehr sehr stark zu sein; nur vier von ihnen tragen in der Gendarmerie des Libanon das Schwert. Dagegen sind sie alle dem Islam treu geblieben, als dessen Vertheidiger gegen die Einfälle der Kreuzfahrer ihre Vorfahren von dem großmächtigen Familienhaupt über die Küste Syriens gesetzt wurden. Von dieser ihrer früheren Würde und Macht erzählen bei ihnen noch die Väter ihren Söhnen. Einer von ihnen hat auf Grund einer Aufforderung des Kaimakams jener Gegend in einem kleinen Schriftstück die Hauptsache dessen, was bei ihnen Familientradition ist, zusammengestellt. Sehr viel ist es nicht. Außer dem Faktum, welches Abulfeda be-

*) Nicht zu verwechseln mit dem hohen militärischen Titel Mudir (etwa gleich Feldmarschall). In Egypten sind Mudirs mit der Verwaltung größerer Bezirke betraut.

richtet, wie im Eingang dieses Berichtes erwähnt ward, ist von historischen Angaben darin noch dieses, daß Sultan Selim*), der Ottomane, es war, der den Nachkommen Saladins nur noch einen Theil ihres Besitzthumes in diesen Gegenden ließ, und daß sie dann statt der Christen die Metualis, ihre schiitischen Glaubensgenossen im Libanon, bekämpften. Endlich gibt er — Emir Ibrahim Hassan Ejubi lautet sein stolzer Name — auch noch an, daß einige von ihnen noch Urkunden besitzen, durch welche ihnen noch von der Ottomanischen Dynastie die Herrschaft in einigen Ortschaften dieser Gegend, z. B. in Musseiraha, und in Verbindung damit gewisse Einnahmen zuerkannt wurden.

Ein ganz genauer genealogischer Beweis dafür, daß diese Leute wirklich von Saladin herstammen, läßt sich nicht führen. Aber die von allen ihren Landsleuten geglaubte Tradition, welche auch von den anderen vornehmen Familien des Landes durchaus anerkannt wird, ist wohl ein ausreichender Grund, sie für Nachkommen jenes Kurdenhäuptlings zu halten, welcher so wesentlich dazu beitrug, den Untergang des nach so schweren Kämpfen kaum gegründeten christlichen Königreichs Jerusalem herbeizuführen.

Merkwürdiges Geschick, das nun einen seiner Abkömmlinge so unmittelbar die Segnungen des Umschwunges, der in der Denkweise der abendländischen Ritterschaft durch ein wieder geläutertes Christenthum herbeigeführt worden ist, im Johanniter-Krankenhaus zu Beirut so unmittelbar hat genießen lassen! Dieser Emir Sacharije hat in Folge der an seinem Auge ausgeführten Operation das Gesicht wiedergewonnen. Vor einigen Tagen machte er sammt seinem Bruder, der gleichfalls wohlbetagt ist, einen Besuch im Hospital, wo er seine Freude und seinen Dank für die ihm erwiesene Wohlthat aussprechen wollte. Er ist in seinen früheren Jahren noch wohlhabend gewesen, jetzt aber ist er verschuldet wie ein — Emir. Jüngst hat er sogar zwei Monate im Schuldthurm sitzen müssen. Dies erzählte er wohl nicht blos um bedauert zu werden. Er würde es gewiß nicht für unter seiner Würde halten, sich von jemand anders seine Schulden bezahlen zu lassen.

Beirut, den 17. Mai 1878. P. B.

Die christliche Barmherzigkeit.

Seitdem die Geschichte der Menschheit aufgehört hat, ausschließlich eine Geschichte ihrer Regenten, der Kriege, welche diese geführt, der Siege, durch welche sie sich geehrt haben, der großen Staatsactionen und der kleinen diplomatischen Rancünen zu sein, seitdem sich die Einsicht geltend macht, das alles dies nur das Gerüste ist, gleichsam das Skelett, an dem sich der Leib des Menschengeschlechtes auferbaut, damit das Leben pulsire, ist sie wesentlich zur Geschichte der allgemeinen Bestrebungen und Ziele, der herrschenden und leitenden Ideen geworden. Nun gehört es auch zur Aufgabe der Culturgeschichte, die verschiedenen Arten und Weisen, in denen sich die praktische Menschenliebe bethätigt hat, zu schildern, die Mittel und Wege darzustellen, die zur Erlösung der Menschheit von den Schmerzen des Daseins angewandt und eingeschlagen sind. Ihrem Grund und Wesen nach ist freilich die thätige Menschenliebe eine und dieselbe, aber in ihren Zielen und Motiven zeigt sie immer eine andere und immer eine interessante Gestalt. Die geistigen Mächte, welche eine Zeit lang herrschend, um dann wieder anderen zu weichen, geben den genannten Bestrebungen ihre besondere Färbung, denn jene gehören zu den bedeutsamsten Erregungsmitteln des Willens. Die Darstellungen vom Leben der Menschheit haben dieser Seite desselben nur noch eine ungenügende Beachtung geschenkt. Wäre eine Specialgeschichte der Wohlthätigkeitsbestrebungen oder der praktischen Menschenliebe geschrieben, so würde daraus zu ersehen sein, daß die hauptsächlichsten Aeußerungen dieses Gefühls, ja alle, die einen weiten Umfang und eine große Energie, mithin eine historische Bedeutung beanspruchen können, bis auf die neueste Zeit religiösen Anregungen ihren Ursprung verdanken. Documentirt doch die Religion den geistigen Adel der Menschheit sogar in ihren rohen Formen, und in ihrem Cultus ist sie stets für die für Alle bestimmte und Allen zugängliche Art und Weise gewesen, das triviale Alltagsleben mit höherem Gehalt zu erfüllen, die Widersprüche dieses räthselhaften Daseins auszugleichen und zu lösen und dem Menschen über das eitle Jagen nach nichtigen Erdengütern hinaus höhere Ziele zu zeigen.

Wenn es nun auch, abgesehen von den Grenzen unserer Schilderung, schon der Sache nach unmöglich ist, durch Eingehen in das Einzelne ein Gesammtbild aller Wohlthätigkeitsbestrebungen zu zeichnen, so soll doch wenigstens eine Andeutung der Art und Weise gegeben werden, wie die Wandlung der leitenden Motive, welche allein ihren sittlichen Werth bestimmen, vor sich ging.

Unter allen Tugenden, deren Befolgung uns die Religion empfiehlt und gebietet, ist es die Barmherzigkeit, welche nebst der Demuth als eine vorzugsweise christliche bezeichnet werden kann. Ist doch mit den Begriffen der Barmherzigkeit, der Wohlthätigkeit, des Mitleids das Epitheton „christlich" schon durch den Sprachgebrauch so innig verknüpft, daß daraus erhellt, wie im allgemeinen Bewußtsein, die Menschenliebe als eine wesentlich christliche Tugend aufgefaßt wird. Hierzu ist allerdings ein historisches Recht vorhanden, wenn wir das Auftreten des vorchristlichen Buddhaismus in Indien außer der Betrachtung lassen und die jüdische Theokratie oder Gottesherrschaft, welche man zutreffend als Religionsstaat bezeichnen kann, als eine geschichtlich nothwendige Vorbereitungsstufe für die mit der christlichen Zeit beginnende Herstellung des wahrhaftigen Gottesreiches ansehen. Freilich erzählt uns die Geschichte von Wohlthätigkeitsakten des heidnischen Roms, von Verkauf des Getreides aus öffentlichen Magazinen zu ermäßigten Preisen, von unentgeltlicher Vertheilung desselben an

*) Wohl Selim I., welcher um 1517 Syrien, Palästina und Egypten dem Türkenreich einverleibte.

hunderttausende von Empfängern. Dies und dem Aehnliches aber waren Staatsaktionen, die nicht aus dem Gemüth oder der Gesinnung hervorgingen. Es fehlten dem heidnischen Staat fast alle Institute barmherziger Menschenliebe: Kranken-, Findel- und Waisenhäuser, überhaupt alle Anstalten und Vereinigungen, welche die Linderung des menschlichen Elends zum Zwecke haben. Zum Theil erklärt diesen Mangel das fehlende Bedürfniß; denn als Sklaven und Clienten waren die Besitzlosen durch die Pflicht ihres Herrn vor dem Elende der Verarmung und den aus diesen hervorgehenden traurigen Folgen gesichert; die Sorge für den Menschen fiel mit der für das Besitzthum zusammen. Während aber überhaupt im sittlichen Bewußtsein des Heidenthums Tapferkeit, Patriotismus und Gerechtigkeit den ersten Rang einnehmen, wird durch das Christenthum die Barmherzigkeit zur obersten aller Tugenden.

Sie wird dies auf Grund eines begeisternden Glaubens, des Glaubens an die Welterneuerung und die Erlösung der Menschheit von Sünde und Elend durch die Erscheinung des Gottmenschen in Knechtsgestalt und das von ihm gebrachte Opfer des Selbst. Die Armen und Elenden sind seine Repräsentanten; was Einem der Geringsten seiner Brüder gethan wird, das wird ihm gethan. In den Wunden der Armen, welche die Wittwe Fabiola verband, glaubte sie die Wunden des Heilandes selbst zu verbinden. Sie war es, die in der Hauptstadt der Welt das erste Spital gründete, und zündend wirkte ihr Beispiel. Wo nur im römischen Reich das Evangelium verkündet ward, da sah man Asyle entstehen, in denen die von Krankheit und Seuchen Ergriffenen, vorhin rettungs- und hilflos, Zuflucht fanden; Pflegehäuser für ausgesetzte Säuglinge, wie für invalide Greise, Speisehäuser für hungrige Arme. Dazu betrachtete und übte durch ihre Bischöfe und Diener die junge Kirche selbst das Werk barmherziger Menschenliebe als einen wesentlichen Bestandtheil des Cultus und als ihre Mission. Zu Füßen des Altars, wo der Gekreuzigte aufgerichtet stand, wurden die Gaben der christlichen Menschenliebe in Ueberfluß niedergelegt und von da in die Hütten der Armuth, an's Krankenlager gebracht, so daß gegen Ende des vierten Jahrhunderts die Kirche zu Antiochien täglich dreitausend Wittwen Unterstützung geben konnte. Wenn eine Hungersnoth hereingebrochen war, eine Seuche wüthete, war der Priester Krankenpfleger, ohne dazu erst in einen Orden getreten zu sein; er trug den Reichthum der Kirche dahin, wo Mangel herrschte, wo Unfähigkeit zur Arbeit den Erwerb unmöglich machte; ihn sandte die Kirche aus, verborgene Stätten des Elends aufzusuchen, und machte es ihm zur Pflicht, den Quellen desselben nachzuspüren. Damals stand die Kirche wirklich noch im Dienst barmherziger Menschenliebe, auch sammelte sie noch keine Schätze; was das Jahr an mildthätigen Gaben einbrachte, verzehrte das Jahr. Denn was der Kirche gehört, sagt der heilige Chrysostomus, zerstört die Zeit, oder es wird die Beute von Räubern; was man aber den Armen giebt, das kann der Teufel nicht holen. Mit der Macht der Leidenschaft wirkte in den verschiedensten Formen die neue Tugend, setzte die Heidenwelt in Verwunderung und zwang auch den Widerwilligen Anerkennung ab.

Wie der innerste, lebendige Kern des Christenthums ein für allemal in der geisterfüllten persönlichen Aneignung der geschehenen Erlösung gegeben war, so sollte sich auch die Barmherzigkeit aus der innigen Gemeinschaft mit Christum, aus der sich selbst entäußernden Liebe zu ihm und dem Nächsten entwickeln.

Einer solchen, mit der Erscheinung Christi angebahnten und begründeten Wiedergeburt der Menschheit stellte sich von Anbeginn her ein mit dem Christenthum verquicktes alttestamentlich jüdisches Wesen als hemmende Schranke entgegen. Es faßte den neuen Most des christlichen Lebens in die alten abgestandenen Schläuche und wollte das höchste weltumbildende Grundgesetz des Geistes nicht zur reinen und lauteren Entfaltung gelangen lassen. Zwar ging es aus diesem ersten aller derartigen Kämpfe durch das Mühen und Ringen des Apostel Paulus siegreich hervor; weil aber die damalige Menschheit sich nicht aufgeschlossen erwies, von dem nicht christlichen Lebensgeiste gründlich und allseitig durchdrungen zu werden, so konnte es geschehen, daß in der Folgezeit die Verunreinigung des Christlichen durch jüdisch-heidnische Beimischungen die Entwickelung der Kirche das ganze Mittelalter hindurch beherrschte. Die reife, volle Frucht davon war das römische Papstthum, welches die abendländische Christenheit mit Fürsten und Völker gegängelt und geknechtet hat und eine völlige Veräußerlichung der Religion, eine Erstarrung des sittlichen Lebens in verknöcherter, geistesentleerter Gesetzlichkeit mit sich führte. —

Aeußerlich nahm die Mildthätigkeit keineswegs im Laufe des Mittelalters ab, vielmehr erweiterte sie ihr Gebiet nach den verschiedensten Richtungen, wie es Zeit und Gelegenheit erheischten. So veranlaßten die bald immer mehr in Aufnahme kommenden Wallfahrten nach dem heiligen Grabe eine Unterkunft für die Verpflegung armer und kranker Pilger zu treffen, in Folge dessen dort das erste Krankenhaus Ende des vierten Jahrhunderts entstanden sein soll. Mit der Entstehung und Vervielfältigung der geistlichen Orden entstanden auch später, vom neunten Jahrhundert an, deren immer mehr und wurden besonders durch die Kreuzzüge außerordentlich vermehrt. Seit 1118 bildeten sich die militärisch-geistlichen Hospitalritterorden, welche zugleich Verpflegung und Vertheidigung der Pilger übernahmen. Es ward ferner im Mittelalter die Nothwendigkeit fühlbar, die am Aussatz Erkrankten in besonderen Leprosarien von den Gesunden abzusondern, sowie auch für die in Aegypten Erblindeten von Ludwig dem Heiligen 1260 in Paris ein eigenes Hospital (hospital royal des Qainze vingts) gegründet ward.

Sehen wir nun aber auf die herrschenden Motive, — denn nach diesen müssen wir fragen, insofern uns an der Würdigung des sittlichen Werthes einer That

oder Erscheinung gelegen ist, gleichviel ob es sich um eine einzelne Persönlichkeit, aber um ein allgemeines Leben handelt, das einem Jahrhundert, einer Sekte, aber Kirche den Charakter verleiht, — so tritt uns nach und nach ein mehr oder weniger feiner Egoismus entgegen. Ein englischer Culturhistoriker, Stuart Mill, gleich sehr durch Mäßigung wie Tiefe des Urtheils ausgezeichnet, sagt, daß das Christenthum, indem es zum ersten Male die Wohlthätigkeit zu einer rudimentären Tugend erhob, „mehr die Liebe zu Christo, als die Liebe zum Menschen zum Prinzip der Wohlthätigkeit macht."

Anscheinend liegt allerdings in diesen Worten kein Widerspruch gegen den wahren Geist des Christenthums, denn eine wirkliche hingebende Liebe zum Herrn ist ahne wahre Nächstenliebe nicht denkbar; schärfer aber formulirt ein französischer Theologe, der die einzelnen Züge der Barmherzigkeit in den ersten Jahrhunderten zu einem glänzenden Gesammtbilde vereinigt hat, von einer anderen Seite, dem Ziel aus betrachtet, die Frage, wodurch die Worte des Engländers erst in die rechte Beleuchtung gerückt werden. „Kein einziges Wort Christi", sagt er, „ist in der Schrift enthalten, worin als Hauptziel der Wohlthätigkeit die Verbesserung des irdischen Loses der Menschheit dargestellt ist." Empfohlen ist diese Tugend darum, „weil Niemand ohne sie selig werden kann, und weil sie dem Reichen als Hilfsmittel der Entsagung dient."

Das will sagen: das Ziel der erbarmenden Liebe, also ihr wahres Motiv, ist der Mensch, der sie übt; die leidende Menschheit ist das Mittel, die Seligkeit zu erwerben. Deutlicher kann man wohl nicht das Princip der katholischen Werkheiligkeit aussprechen. Vermessener noch erscheint uns der Ausspruch eines alten Kirchenvaters. „Gott hat das Elend zugelassen, damit es Gelegenheit zur Barmherzigkeit biete; er hat gewollt, daß es Arme gebe, damit die Reichen ein Mittel fänden, ihre Sünden zu tilgen." So ohne alle Scheu tritt freilich der fromme Egoismus des Glaubens nur selten auf, aber aus der Blüthe einer üppigen Phantasie schimmert er dach überall hervor als das treibende Princip. Ist doch das ursprüngliche Christenthum nicht so sehr eine neue Religion als eine neue Haffnung. Der im irdischen Leben Erschienene kammt als Welterneuerer in den Wolken des Himmels zurück, um die Todten aus ihren Gräbern zu wecken und Gericht zu halten; und zwar hoffte von den Aposteln der größte, ihn nach mit den Augen des Leibes zu sehen. Wenn nun diese dem Untergang geweihte Welt nach der damaligen Anschauung so bald in Trümmer gehen sollte, so war es Wahnsinn, das Herz an ihre Güter und Schätze zu hängen und an den Genuß, der durch dieselben zu gewinnen ist. Aber zu Etwas waren sie dach gut: es ließen sich mit dem schnöden Mamman fürsprechende Freunde im Himmel erwerben. „Sich eine friedliche Armee und tapfere Leibwache kaufen," ermahnt ein Kirchenvater die Reichen. „So viel Arme du unterstützt hast, so viel Anwälte und Fürsprecher hast du var dem ewigen Richter." „Ahme Abraham nach, der auf Reisende Jagd machte, und in dem Netze, daß er ihnen vor seinem Hause stellte, Engel fing." Unerschöpflich ist die Beredsamkeit, den zukünftigen Lohn zu schildern, welcher dem Werke barmherziger Menschenliebe gewiß ist, und zu concreten Bildern verdichtet die Phantasie die Hoffnungen. Seinen Mantel hat ein Kirchenheiliger (der heilige Martin) zerrissen, um mit der Hälfte desselben einen frierenden Alten zu bekleiden. Da sieht er in einer Traumvision, wie Christus dasselbe Kleid um seine Schultern legt, und hört, wie er den Engeln erzählt, daß es ein Geschenk des Heiligen ist.

Es ist nicht zu verwundern, belehrt uns einer der größten Kirchenväter, daß die Christen so viel mehr geben als die Juden mit ihrem Zehnten und so bereitwilligen Herzens, „denn sie haben größere Hoffnung." Hatte doch schon der Apostel gemahnt: „Lasset uns aber Gutes thun, und nicht müde werden; denn zu seiner Zeit werden wir ernten ahne Aufhören" (Gal. 6, 9). Und wie reichlich! „Ist Gott doch", lehrt ein anderer Kirchenvater, „ein großmüthiger Wechsler, der für das Hundertstel, das er empfängt, das Hundertfache zurückgiebt." Das ist ein faßbares Motiv und ein starkes zugleich, wenn der Inhalt der Glaubenswelt die Macht der anschaulichen Wirklichkeit hat, wie in jenen Jahrhunderten phantastischer Hoffnungen. Mit einer Naivität, die Nichts zu wünschen übrig läßt, spricht sich das Motiv in den Schenkungen und Vermächtnissen aus, welcher der Kirche und ihren Armen besonders von Neubekehrten gemacht und gestiftet werden. Schon frühe war bei diesen Gelegenheiten die stehende Farmel: „Für den Unterhalt der Armen und die Erlassung meiner Sünden," oder: „Für die Errettung meiner Seele" gebe ich diese Güter. Waren doch die Gläubigen von einem der größten Kirchenlehrer getröstet: „Wie groß auch deine Sünden seien, wenn du Almosen giebst, so fürchte dich nicht; es wiegt schwerer, als sie alle in der Wagschale des Richters." Sa wird durch die Kraft des Glaubens, Gott ließe sich bestechen, das Almasengeben zu einem opus operatum, d. h. es erhält an und für sich selbst als bloße Handlung, von der dabei obwaltenden Gesinnung abgesehen, eine sühnende Kraft; zugleich aber zeigte sich auch, daß das Motiv über Den hinaus, dessen Willen es bewegt, in seiner Wirksamkeit seine Natur nicht verläugnet. Arbeitsscheue, schlaue Betrüger und lungernde Tagediebe ernten die Früchte der Barmherzigkeit, die auf dem Acker eines solchen Glaubens reifen; ihre Zahl mehrt sich in's Maßlose, besonders seitdem Heilige bettelnd umherwandern, seitdem die Bettelei durch fromme Orden gleichsam heilig gesprochen ist. Die Lust, durch eigene Kraft aus abhängiger Armuth sich zu befreien, diese Voraussetzung sittlichen Aufraffens wird erstickt, die Freude an der Arbeit und dem Gewerbefleiß wird getödtet, weil ihre Früchte werthlose Güter sind. Wer Gelegenheit hatte den ehemaligen Kirchenstaat zur Zeit der weltlichen Herrschaft des Papstthums zu durchreisen, wird sich aan der Wahrheit dieser Behauptnng durch den Augenschein überzeugt haben. „Die Armuth," sagt jener erwähnte

englische Cultushistoriker, „welche die Kirche beseitigte, war unbedeutend im Vergleich zu der, welche sie veranlaßte." So konnte es denn später soweit kommen, daß beispielsweise in England das Almosengeben strafwürdig ward, daß Bettelei mit Auspeitschung, ja mit Todesstrafe geahndet wurde, daß vielfach die Armenpflege der Kirche genommen und zu einem staatlichen Institut gemacht ward. Von so großer Bedeutung ist das Motiv.

(Schluß folgt.)

Mädler.

Kürzlich ist einer unsrer ersten Astronomen, nämlich Mädler, gestorben. Derselbe hat sich mit eisernem Fleiß und großen Gaben durch dürftige Verhältnisse hindurchgerungen und allmählich zu einem der ersten Astronomen aufgeschwungen. In 600 Nächten beobachtete er den Mond mit dem Fernrohr, und verfaßte demzufolge eine förmliche Mondkarte. Ebenso berühmt ist seine Beschreibung des Fixsternenhimmels. Am meisten Aufsehen hat sein Gedanke einer Centralsonne gemacht, um die, wie er meinte, unsere Sonne, wie auch sämmtliche Fixsterne, sich drehen, gerade so wie unsere Erde und die anderen Planeten um die Sonne.

Nun, dieser überaus gelehrte Forscher und scharfe Rechner war doch daneben ein entschieden gläubiger Christ. In einem kurzen Abriß heißt es hierüber:

„Mädlers tief religiöser, gottergebener Sinn bethätigte sich auch während seiner langen Krankheit. Man hörte ihn oft leise beten und er entschlief mit gefalteten Händen. So schwer sein Gedächtniß durch die wiederholten Schlaganfälle gelitten hatte, so blieb es doch stark genug, sich frommer Sprüche und geistlicher Lieder zu erinnern. Wiederholt äußerte er in gesunden Tagen: „Ein echter Naturforscher kann kein Gotteslästerer sein. Denn wer so tief wie wir in Gottes Werkstatt schaut und wie wir Gelegenheit hat, seine Allweisheit und ewige Ordnung zu bewundern, muß in Demuth seine Kniee vor dem Walten eines höheren Geistes beugen." In diesem Sinne sang er in einem Gedichte:

Auch mir hast du gewährt, hineinzublicken,
Wie du den Sonnen zeigest ihre Bahn,
Mit ihrem Glanz die Erden zu erquicken,
In unermessenem Himmelsocean.
Und Monde seh ich um Planeten rücken
Nach weisem, ewig unverrücktem Plan:
Ein Band umschlingt das mächtige Getriebe,
Das große allgemeine Band der Liebe.

Und in ähnlicher Weise, voll Andacht, spricht er sich in einer Widmung an Friedrich Wilhelm IV. aus, die er seiner populären Astronomie vorgesetzt hat.

Mädlers sterbliche Hülle ruht auf dem neuen schönen Kirchhofe an der Hildesheimerstraße in Hannover, nahe bei Döhren. Sein Leichentext war: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes." Der Geistliche hob in dem Lebensabriß des Verstorbenen seinen frommen, einfachen Sinn hervor und gedachte dabei der Thatsache, daß Mädler, als er seine letzte Wohnung an der Hildesheimerstraße bezog, die Bibel mit den Worten ergriff: Vor allen anderen soll dieses Buch zuerst in unser Haus kommen. Ich will es selbst hineintragen."

Sein Grabstein zeigt nichts als den schlichten Namen „Mädler" in einem Kranze von sieben goldenen Sternen.

Das Frauen-Siechenhaus Bethesda zu Berlin.

Unberührt von den Unruhen und Wirren der Zeit hat das genannte Siechenhaus, wie der vorliegende Bericht desselben für 1877 hervorhebt, das 23. Jahr seines Bestehens zurücklegen dürfen. Unter dem segnenden und behütenden Walten der göttlichen Gnade hat sein Liebeswerk seinen erwünschten Fortgang gehabt.

Das Jahr 1877 begann mit einem Bestande von 107 Siechen, dem im Laufe desselben 24 zutraten, so daß zusammen 131 Personen im Hause verpflegt worden sind. Davon sind gestorben 19, 6 haben dasselbe wieder verlassen und es verblieb demnach am 1. Januar 1878 ein Bestand von 106. Die Gesammtzahl der Verpflegungstage der 131 Siechen pro 1877 beträgt 39,059.

Die Einnahmen des Hauses betrugen 1877 46,565 Mk. 22 Pf., die Ausgaben 44,886 Mk. 63 Pf. Außer dem Anstaltsgebäude, das nur mit einem unverzinslichen Darlehn von 3000 Mk. belastet ist, besitzt das Haus ein Capital-Vermögen von 70,900 Mk., von denen 24,000 Mark Stiftungsgelder für Freibetten sind. In Betreff der Verpflegungsbeiträge, die für viele der im Hause befindlichen Siechen aus Privatmitteln gezahlt werden, bemerkt der Bericht, daß der Vorstand, nachdem er viele Jahre der theuren Zeit hindurch sich mit geringeren Sätzen durchgekämpft hat, im vorigen Jahre genöthigt gewesen ist, diese Sätze um Etwas zu erhöhen, so jedoch, daß sie im Verhältniß zu den in anderen Berliner Anstalten gezahlten Beträgen noch immer sehr bemessen bleiben. Dagegen ist in ganz besonderen Nothfällen 5 Siechen, theils gegen ganz geringe Beiträge, theils völlig freie Aufnahme gewährt, und mehreren anderen, seit vielen Jahren in der Pflege des Hauses befindlichen, sind die bisher bezahlten Verpflegungsbeiträge, die sie nicht mehr aufbringen konnten, ermäßigt worden.

„Wir haben," so heißt es am Schlusse des Berichts, „nicht von größeren und in der Geschichte unseres Hauses Epoche machenden Dingen zu berichten gehabt. So lange unsere Anstalt noch in der Entwickelung sich befand, sind unsere Jahresberichte reichhaltiger gewesen. Bei den so kleinen und geringen Anfängen, aus denen sie hervorgewachsen, gab's alljährlich von neuen Trieben zu erzählen, die sie gemacht und den vielen wunderbaren Förderungen, die sie von Jahr zu Jahr durch Erweisung göttlicher und menschlicher Liebe hat erfahren dürfen. Nun sie die Zeit ihres Wachsthums vollendet hat und zu relativer Selbstständigkeit und Unabhängigkeit gediehen und in dem fest geordneten Gang ihres Wirkens eingelebt ist, so liegt es in der Natur der Sache, daß die

Jahresberichte dürftiger ausfallen müssen. Doch auch das Wenige zur Mittheilung Geeignete, das sie bringen, behält seine Bedeutung, indem es darthut, daß die Liebe ihre Opfer bisher nicht vergeblich gebracht und durch den Segen, den die Barmherzigkeit Gottes darauf gelegt hat, unser Haus das geworden ist, was es jetzt ist und weit hinaus liegt über das, was wir in seinen ersten Anfängen zu hoffen wagten, eine Anstalt, in der Jahr aus und Jahr ein, Tag für Tag durchschnittlich 106—112 der Elendesten in unserer Mitte Zuflucht zu leiblicher und geistlicher Pflege finden."

Die Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger.

In der am 29. Mai cr. zu Oldenburg stattgehabten Generalversammlung dieser Gesellschaft gelangte der Bericht des Vorstandes zur Kenntniß der Anwesenden. Die „Weser Zeitung" theilt daraus Folgendes mit:

„Im letzten Geschäftsjahre, vom 1. April 1877 bis zum 31. März 1878, sind durch unsere Stationen 55 Personen gerettet. Mit der letzten Rettung innerhalb dieses Zeitraumes hat die Zahl der seit Begründung unserer Gesellschaft Geretteten die Zahl 1000 überschritten. Wir wären bei dieser Gelegenheit in der Lage gewesen, ein Jubiläum der Humanität zu feiern. Wir können mit gerechter Freude auf einen Erfolg hinweisen, welcher durch die aufopfernde Thätigkeit einer energischen Rettungsmannschaft bewirkt, durch die freiwillige Beihilfe der ganzen Nation ermöglicht und durch beständiges werkthätiges Interesse der Vereinsmitglieder an den Zielen der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger vorbereitet ist.

Die Zahl der ordentlichen Mitglieder vermehrte sich von 30,552 auf 33,399, die Zahl der Bezirksvereine durch Hinzutritt des Bezirksvereins Münster von 46 auf 47, die Zahl der Vertreterschaften von 94 auf 113, die Zahl der Stiftungen von 1194 auf 1270. Von den neuen Vertreterschaften (Aachen, Berghorst, Düsseldorf, Bad Ems, Geldern, Godesberg, Greiz, Hilden, Ibbenbüren, Jena, Kulmbach, Markneukirchen, Nortorf, Osterode, Rheinbach, Scharmbeck-Osterholz, Schmalkalden, Siegen, Trier, Vilbel, Weißenfels, Züllichau) sind 2 — Aachen und Jena — welche wir in unserm letzten Bericht als eingegangen bezeichnen mußten, wieder kräftig aufgelebt, dagegen sind diesmal Lich, Friedrichshaven und Reichenhall gestrichen. Unter den Stiftungen befinden sich mehr Legate bez. Schenkungen von Todeswegen als sonst, nämlich 8 in Beträgen von 200 bis 3600 Mk. zusammen 10,514 Mk. 29 Pf., woraus die erfreuliche Vermuthung hergeleitet werden dürfte, daß die in England stark ausgebildete Sitte, die Rettungsgesellschaften in Testamenten zu bedenken, auch in Deutschland in Uebung kommt. Der verstorbene Herr William Jackson in Lesum hat sogar sein gesammtes Vermögen für den wahrscheinlichen Fall des Eintritts gewisser Bedingungen der Gesellschaft vermacht und dadurch unsere besondere Dankverpflichtung hervorgerufen.

Die finanzielle Lage der Gesellschaft ist eine im Allgemeinen günstige. Die Gesammteinnahmen des verflossenen Rechnungsjahres sind von 147,072 Mk. 80 Pf., darunter 106,556 Mk. 13 Pf. an Jahresbeiträgen, auf 158,276 Mk. 79 Pf. gestiegen (darunter die Jahresbeiträge mit 112,676 Mk. 17 Pf.) Die Gesammtausgaben sind dagegen von 129,159 Mk. 35 Pf. auf 108,360 Mk. 44 Pf. gefallen. Die Summe der Ausgaben wird im laufenden Jahre übrigens wieder erheblich steigen, wenn die in der heutigen Generalversammlung Ihnen vorgelegten Anträge auf Neuerrichtung und Vervollständigung von Rettungsstationen genehmigt werden. Außerdem wird voraussichtlich der bereits früher bewilligte Bau eines Schuppens zur Aufbewahrung der am Sitze der Gesellschaft vorräthig zu haltenden Rettungsgeräthe kaum noch länger aufgeschoben werden können. Der Vorstand hat es bei der zeitigen Lage der Finanzen für angebracht gehalten, 50,050 Mk. in 4% deutscher Reichsanleihe (52,000 Mk. nominell zum Course von 96¼) anzulegen, und ist damit der in Werthpapieren angelegte Fond auf pl. m. 300,000 Mk. erhöht. Unsere Sammelschiffchen haben auch im vorigen Jahre eine weitere Verbreitung gefunden — es hängen jetzt 1985 Stück aus — und sie haben 1877/78 einen guten Ertrag — insgesammt 9405 Mk. geliefert. Den höchsten Ertrag lieferte eine Sammelbüchse des Seemanns-Amts in Bremerhaven, nämlich 434 Mk. 45 Pf. in einem Zeitraume von 9 Monaten. Die auf unserm Bureau ausgearbeitete Brochüre „Seemann in Noth" fand noch immer ziemlich lebhafte Nachfrage."

Gegen Socialdemokraten.

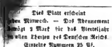
Von den diesjährigen Kreissynoden in der Provinz Sachsen haben mehrere einerseits den Gedanken, agitatorisch gegen die Socialdemokratie vorzugehen, zurückgewiesen, andererseits kirchliche Mittel zur Heilung dieser Volkskrankheit angegeben. Eine Resolution der Barlebener Kreissynode lautet:

Die Aufgaben des evangelischen Gemeindekirchenraths und der Synoden sind nach der Kirchen-Ordnung vom 10. September 1873 durchaus friedlicher und das evangelische Gemeindeleben erbauender Natur. Daher haben sie sich als solche von jeder Agitation und Parteibildung gegen die Socialdemokratie, so wie von jeder Aufstellung eines Programms, welches nationalöconomische Sachkunde erfordert, fern zu halten. Dagegen sollen die Mitglieder 1) rechtes Verständniß der das ganze Volksleben erschütternden socialen Fragen zu gewinnen suchen und sich ihren berechtigten Forderungen nicht verschließen. 2) Ordnungen und Einrichtungen in der Gemeinde und im Kreise anregen und befördern, welche Mißstände und Nothstände mindern und heben können, z. B. Sonntagsruhe und Sonntagsheiligung, Kranken- und Armenpflege, Fürsorge für alte Arbeitsleute, Berufung von Gemeinde-Diakonissen, Verbreitung guter Schriften und Blätter, Gründung von Kleinkinderschulen und Gottesdiensten, Fortbildungsschulen, Männervereinen u. dgl. 3) Im persönlichen Wandel zwiefach vorsichtig sein und die Erkenntniß bei den mehr Besitzenden wecken helfen, daß jetzt alles Billige zu thun ist, was die Spannung zwischen Reichen und Armen, Arbeitgebern und Arbeitern aufheben und beseitigen kann. 4) Im Nothfall nach weiser Erwägung der Umstände ein entschiedenes, offenes Zeugniß gegen die socialdemokratischen Bestrebungen an Ort und Stelle vor der Gemeinde ablegen.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63 — 65.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.


Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der




Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 3. Juli 1878. **Nr. 27.**

Carl Freiherr von Reitzenstein, General-Lieutenant z. D., Ehrenritter seit 1827, † zu Görlitz, 18. Juni 1878.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister des Johanniter-Ordens, Prinz Carl von Preußen, Königliche Hoheit, hat

den Rechtsritter: Major in der Landwehr-Cavallerie und Oberpräsidenten a. D., erbliches Mitglied des Herrenhauses Dietlof Friedrich Adolf Grafen von Arnim-Boitzenburg, auf Boitzenburg in der Ukermark,

auf Vorschlag des Convents der Brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft, sowie nach erfolgter Zustimmung des Ordens-Capitels, am 24. Juni cr. zum Commendator des Johanniter-Ordens in der Provinz Brandenburg ernannt, an Stelle des Commendators Grafen zu Solms-Baruth, der die Führung der Geschäfte der genannten Genossenschaft niedergelegt hat.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister des Johanniter-Ordens, Prinz Carl von Preußen, Königliche Hoheit, hat

den Rechtsritter Conrad Friedrich Gottlieb Grafen von Brockdorff-Ahlefeldt, auf Ascheberg bei Plön in Holstein,

auf Vorschlag der Schleswig-Holsteinschen Genossenschaft, sowie nach erfolgter Zustimmung des Ordens-Capitels, am 24. Juni cr. zum Commendator des Johanniter-Ordens in der Provinz Schleswig-Holstein ernannt.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister des Johanniter-Ordens, Prinz Carl von Preußen, Königliche Hoheit, hat den nachgenannten Ehrenrittern dieses Ordens:

dem Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Geheimen Legationsrath und Kammerherrn Adolf Friedrich Grafen von Schack, zu München,

dem Geheimen Regierungsrath und Mitgliede des Herrenhauses Otto Friedrich Gebhard von Ramin, auf Brunn bei Neu-Tarney,

dem Haupt-Ritterschafts-Director und Rittmeister a. D. Albert Carl August von Tettenborn und Wolff, auf Reichenberg bei Wrietzen a. d. Oder,

dem Generalmajor z. D. Otto Ernst von Trotha, auf Schloß Scopau bei Merseburg,

dem Major a. D., Legationsrath z. D. und Mitgliede des Herrenhauses Carl Meinhard Grafen von Lehndorff, auf Steinort in Ostpreußen,

dem Ceremonienmeister und Kammerherrn Albert Grafen von Brühl, zu Potsdam,

dem Wirklichen Geheimen Rath, Kammerherrn, General-Landschafts-Director a. D. und erblichen Mitgliede des Herrenhauses Friedrich Hermann Niklaus Grafen von Burghauss, auf Lasan bei Striegau,

dem Königlich Sächsischen Generalmajor und Commandanten von Dresden Bernhard von Miltitz,

dem Generallieutenant z. D. Buko Gebhard von Krosigk, zu Berlin,

dem Oberst z. D. Paul von Plaetz, zu Bockenheim bei Frankfurt am Main,

dem Oberst a. D., auch Großherzoglich Sächsischen Kammerherrn Hugo Goswin Adalbert von Gaddaeus, zu Weimar,

dem Rittergutsbesitzer und Mitgliede des Herrenhauses Julius Ernst von Puttkamer, auf Schlakow bei Pustamin in Pommern,

dem Generallieutenant und Commandeur der 10. Division Carl Gustav von Sandrart,

dem Landrath a. D. und Landschaftsdeputirten Anton Tamm Gneomar Constantin von Kleist, auf Remitz bei Panknin in Pommern,

dem Regierungs-Vice-Präsidenten Dr. Dietrich Christoph von Gross, genannt von Schwarzhoff, zu Magdeburg,

dem Rittergutsbesitzer Victor Julius von Bülow, auf Schloß Bayernaumburg bei Riestädt an der Halle-Casseler Bahn,

dem Regierungsrath Otto Ferdinand Freiherrn von Houwald, zu Frankfurt an der Oder,

dem Major a. D. und Landrath Berndt von Gerlach auf Rohrbeck bei Schönfließ i. d. Neumark,

dem Hauptmann a. D., Kreisdeputirten und Majoratsbesitzer Carl Otto Heinrich Freiherrn von Ende, auf Altjeßnitz, Kreis Bitterfeld,

dem Rittmeister a. D. Bernhard Friedrich von Blankensee, auf Zipkow bei Stojenthin in Pommern,

dem Generallieutenant z. D. Friedrich Felix Bernhard Ferdinand von Borcke, zu Frankfurt an der Oder,

dem Major a. D. Siegfried Grafen von der Groeben, auf Martenshagen bei Redebas in Pommern,

dem Königlich Sächsischen Kammerherrn, Major a. D. und Domherrn Carl Caspar Grafen von Rex, auf Zedlitz bei Borna,

dem Generalmajor z. D. Hermann von Rantzau, zu Görlitz,

dem Oberst und Commandeur des 2. Großherzoglich Mecklenburgischen Dragoner-Regiments Nr. 18 Hugo von Seydlitz,

dem Rittmeister à la suite der Armee Richard Clemens Grafen von Schönburg-Glauchau, zu Gusow an der Ostbahn,

dem Ceremonienmeister und Kammerherrn Leonhardt Gottfried Freiherrn von Romberg, auf Saatzke bei Wittstock,

dem Generallieutenant und Commandeur der 8. Division Louis von Rothmaler,

dem Erb-Land-Marschall des Fürstenthums Lüneburg Gustav Wilhelm Ludwig von Meding zu Schwerin in Mecklenburg,

dem Generalmajor und Commandeur der 34. Infanterie-Brigade (Großherzoglich Mecklenburgischen) Julius Heinrich von Boehn,

dem Kammergerichtsrath Carl Friedrich von Seydewitz zu Berlin,

dem Rittmeister a. D. Gottlieb Bernhard Grafen von Hardenberg, auf Dertzow bei Lippehne,

dem Capitain zur See à la suite der Marine Franz Grafen von Waldersee, auf Meesendorf bei Nackschütz in Schlesien,

dem Hauptmann a. D. Hans Gustav Victor von Prittwitz und Gaffron, zu Oels,

dem Geheimen Legationsrath und Kammerherrn Otto von Bülow, zu Berlin,

dem Rittergutsbesitzer Albert Hermann Ferdinand Freiherrn Oppen von Huldenberg, auf Neukirch bei Bischofswerda, Königreich Sachsen,

dem Major a. D. Max von Rathenow, zu Görlitz,

dem Major und etatsmäßigen Stabsoffizier im 1. Garde-Ulanen-Regiment Karl Friedrich Ernst von Schack,

dem Rittmeister a. D. und dem Landrath Dr. jur. Maximilian Freiherrn von Sauerma-Ruppersdorf, auf Karisch bei Strehlen,

dem Major im 2. Posenschen Infanterie-Regiment Nr. 19 Johann Heinrich Maximilian Wilhelm von Knebel,

dem Rittmeister der Reserve des Garde-Husaren-Regiments und Rittergutsbesitzer Friedrich Ernst Curt von Watzdorff, auf Schloß Wiesenburg bei Wiesenburg, Kreis Zauch-Belzig,

dem Oberst und Commandeur des Kaiser Franz-Garde-Grenadier-Regiments Nr. 2 Carl Heinrich Ferdinand Emil Gustav von Arnim,

dem Hauptmann a. D. Hermann von Zychlinski, auf Lagowitz bei Dürlettel,

dem Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Kammerherrn a. D. und Majoratsbesitzer Adolf Maria Ludwig von Engel, auf Breesen bei Neubrandenburg,

dem Rittergutsbesitzer Ernst Carl Christoph Freiherrn von Eckardstein, auf Prötzel bei Straußberg,

dem Rittmeister a. D. Dodo Alexander Carl August Moritz Freiherrn zu Inn- und Knyphausen, auf Haus Dorloh bei Mengede,

dem Major a. D. Alfred Freiherrn von Reiswitz-Kaderzin und Grabowka, auf Collmen bei Colditz im Königreich Sachsen,

dem Rittmeister a. D. Florenz Bernhard von der Schulenburg, auf Ragow bei Beeskow,

dem Major und Landrath a. D., Landesdirector der Provinz Brandenburg Erdmann Carl Gerhard Albert von Levetzow, auf Gossow bei Vietnitz in der Neumark,

dem Kammerherrn und Kreisdeputirten Carl von Risselmann, auf Crussow bei Angermünde,

dem Landrath a. D. und Kreisdeputirten Conrad von Röder, auf Ober-Ellguth bei Tschirnau in Schlesien,

dem Ritterschaftlichen Landrath im Fürstenthum Lüneburg Ferdinand Friedrich Ludwig August Freiherrn von Bothmer, auf Bennemühlen bei Mellendorf in Hannover,

dem Major a. D. Otto Carl Ludwig Grafen von Schlieffen, auf Schwandt bei Mölln in Mecklenburg,

dem Geheimen und Ober-Regierungsrath Gustav Adolf Emil Freiherrn von Hertzberg, zu Berlin,

dem Oberst und Commandeur des 5. Thüringischen Infanterie-Regiments Nr. 94 (Großherzog von Sachsen) Fritz Ernst Freiherrn von Wangenheim,

dem Landrath Hans Wilhelm von Hagen, auf Damerow bei Schievelbein,

dem Ersten Präsidenten des Appellations-Gerichts zu Posen Otto Friedrich Leopold von Kunowski,

am 25. Juni in der Johanniter-Ordens-Kirche zu Sonnenburg den Ritterschlag und die Investitur ertheilt.

Zur Kenntnißnahme

für die am 25. Juni cr. neu aufgenommenen Herrn Rechtsritter, theilen wir die nachstehende Bekanntmachung aus Nr. 26 dieses Blattes vom Jahre 1874 hier wieder mit:

„Den heute neu aufgenommenen Herrn Rechtsrittern, welche ihre Wappen im Schlosse hierselbst aufhängen lassen wollen, stelle ich im Auftrage des Durchlauchtigsten Herrenmeisters ganz ergebenst anheim, Sich wegen der Anfertigung derselben mit dem Hof-Wappenmaler Jonas hierselbst in directe Verbindung zu setzen, der bereit ist, ein complicirtes Wappen für 14 Thaler (42 Mark), ein minder complicirtes Wappen für 10 Thaler (30 Mark) und ein ganz einfaches für 8 Thaler (24 Mark) herzustellen.

Demselben würden zu diesem Behufe eine genaue Zeichnung des Wappens und folgende Notizen zu übersenden sein: Vor- und Zuname, Chargen und Amtsverhältnisse, Datum der Geburt, Jahr der Ernennung zum Ehrenritter und Datum der Aufnahme als Rechtsritter.

Sonnenburg, den 24. Juni 1874.

Otto Graf zu Stolberg,
Kanzler des Johanniter-Ordens."

Die Aufnahme zu Rechtsrittern des Johanniter-Ordens in der Ordenskirche zu Sonnenburg am 25. Juni 1878.

Sonnenburg, am 26. Juni 1878.

„Tragt den schwarzen Ehrenmantel
Mit dem weißen Kreuz besteckt,
Bis er, rein und ohne Flecken,
Euch dereinst im Grabe deckt."

Eine trübe, überaus ernste Zeit ist es, in welcher wir diese Zeilen schreiben. Die ewigen Grundlagen, auf denen das Menschen- und Völkerleben mit allen seinen Ordnungen allein nur bestehen kann, sind auf das tiefste erschüttert durch das Gift, welches Jahre hindurch langsam und leider nur zu wenig beachtet oder als ungefährlich angesehen, in alle Schichten unseres Volkes geleitet worden ist und aus denen kurz hintereinander jene unerhörte Frevelthaten gezeitigt wurden, welche die Welt mit Abscheu erfüllen und selbst dem Verblendetsten klar und deutlich den Abgrund zeigen, dem unser Volk rettungslos entgegen treibt, wenn es sich nicht wieder bewußt wird ein christlich Volk zu sein.

Es fand gestern hier in diesem kleinen, fern den Wogen des flutenden Verkehrs gelegenen Städtchen, die Aufnahme von 57 Ehrenrittern zu Rechtsrittern des Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem durch Ritterschlag und Investitur an geheiligter Stätte: in der alten Ordenskirche statt.

Die Bedeutung dieser Feierlichkeit wird vielfach — selbst von Wohldenkenden — gelinde gesagt nicht verstanden; sie wird als eine rein äußere Ceremonie, ohne tiefere Bedeutung angesehen und als nicht mehr zeitgemäß betrachtet. —

Allen denen möchten wir sagen: kommt hierher und wohnt einer solchen Feierlichkeit bei, ihr werdet dann sicher anderen Sinnes werden.

Das uralte, stets im Orden zur Anwendung gekommene und deshalb ehrwürdige Ceremoniel ist auch jetzt noch, nach 7 Jahrhunderten, in seiner Hauptsache dabei gültig. Ist es auch nur eine Form, die der jetzigen Welt veraltet erscheinen mag, gerade das hohe Alter giebt dieser Form, die durch so lange Jahre bis auf unsere Tage sich erhalten hat, die Weihe. Weshalb in einer Zeit, wo unter dem Einflusse des Materialismus und der Selbstsucht Alles in Frage steht, wo selbst das Heiligste der zersetzenden Kritik nicht entgeht, es aufheben und nüchternere Formen an seine Stelle setzen?

„Nicht Eitelkeit erfand bei der Stiftung des Ordens im heiligen Lande das Abzeichen des Johanniter-Ordens, als die begeisterten Schaaren der Kreuzfahrer mit ihrem Blute die geheiligtste Stätte der Christenheit wieder gewonnen hatten, sondern die Liebe zu den leidenden Brüdern, zu den Kranken, Armen, Schwachen und Verlassenen. In der Hoffnung, daß diese Liebe wieder erwache, ward der Orden aus langem Schlafe durch den frommen, unvergeßlichen König Friedrich Wilhelm IV. zu neuem Leben erweckt, und nur dann wird er in Zukunft lebensfähig sein, wenn seine Glieder dies allzeit erkennen und ihre Pflichten, die sie mit Anlegung des Johanniter-Kreuzes übernommen haben, ein jedes nach seinem Können und Vermögen treulich erfüllen."

Mit den angeführten Worten begannen wir die erste Nummer des laufenden Jahres dieses Blattes. Mögen die Ritter, welche am gestrigen Tage sich zu diesen gerade in der jetzigen Zeit so hochwichtigen Aufgaben durch das Gelübde feierlich bekannt haben, derselben stets eingedenk sein und, wie alle guten Elemente des Volkes, in erhöhter Weise durch treues, ausdauerndes Mühen mitarbeiten daran, daß wir wieder werden das Land des Glaubens, der Treue, Hingebung und Selbstlosigkeit und so auslöschen die Schmach, die jetzt auf uns lastet!

Nicht mit Beschreibung dessen, was sich hier bei der Anwesenheit Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Carl von Preußen, dem es durch Gottes Gnade vergönnt gewesen, am 17. v. Mts. das 25jährige Jubiläum als Herrenmeister des Johanniter-Ordens begehen zu können, nicht über den, Dank der Mitwirkung aller dabei Betheiligten, schönen und würdigen Verlauf der Feierlichkeit wollen wir diesmal die Leser dieses Blattes unterhalten, sondern nur auf die nachstehende vom Superintendenten und Oberpfarrer Klingebeil bei derselben gehaltene Rede hinweisen, und schließen deshalb mit dem herzinnigen Wunsche:

Gott segne und erhalte uns noch lange Jahre un-

fern theuren, vielgeliebten, leiblich, aber noch mehr geistig so schwer geprüften Kaiser und König, damit Allerhöchstderselbe die Wiedergeburt unseres armen Volkes erleben möge! Das walte Gott! H.

Rede bei der Feier des Ritterschlags der Balley Brandenburg des ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem in der Ordenskirche zu Sonnenburg am 25. Juni 1878,

gehalten

vom Oberpfarrer und Superintendenten Klingebeil.

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Ist's Gottes Werk, so wird's bestehn, ist's Menschenwerk, wird's untergehn, daran wird gemessen und gerichtet so manches Werk, das viel verheißend ins Leben trat, aber bald wieder aufhörte und nach wenigen Jahren vergessen war. Hier sind es 25 Jahre des Bestehens und des Wachsens in stets erweiterten Kreise, darf da der Johanniter-Orden evangelischer Junge heute jenes Wort sich aneignen? Im Leben der Völker ist freilich ein Vierteljahrhundert ein Geringes, für den Einzelnen aber ist es ein bedeutsamer Abschnitt und ganz besonders für den Orden, der nach seiner Wiederbelebung und der Wiederaufnahme seiner eigentlichen Bestimmung darthun sollte, ob der von Königlicher Hand gelegte Keim im Sande verkümmern oder in empfänglichem Boden gedeihen und wachsen würde. Unter Gottes Segen ist das Letztere geschehen und dankbar geben wir ihm die Ehre, uns freuend Dessen, was er an uns und durch uns gethan hat.

Aber wer mag sich in dieser Zeit einer ungetrübten Freude hingeben, wer den Schatten und die Trauer vergessen aber den Abgrund übersehen, darauf die letzten Wochen hinweisen? Muß da nicht das Gelübde von heute desto schwerer wiegen, desto dringender die Mahnung sein es zu erfüllen, nicht Menschen, sondern Gott zu Ehren und Gefallen, desto inniger die Bitte um den Segen von oben, an dem Alles gelegen ist?

Darum nicht uns, sondern Gott allein die Ehre, das sei der Grundton des heutigen Tages, wo es gilt rückwärts blicken mit Danken, vorwärts mit Geloben, aufwärts mit Bitten, nach den Worten des 51. Psalm v. 14, 15: „Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten Deine Gelübde. Und rufe mich an in der Noth, so will ich Dich erretten und Du sollst mich preisen".

Wie viel Anlaß doch, Dank zu opfern dem allmächtigen und gnädigen Gott, dessen Aufsehen des Menschen Odem bewahrt! In all die unsäglich schmerzliche und tief beugende Erfahrung der letzten Wochen mit ihrer dem deutschen Namen angethanen Schmach fällt nur ein Lichtstrahl der Freude: So groß die Verblendung und die Verworfenheit auf der Menschen Seite, so ist Gottes Schutz doch stärker und macht ihre Anschläge zu Schanden. Aus tiefstem Herzen Dank Dem, der des ganzen Volkes Bitten erhört und ihm sein theuerstes Gut bewahrt hat, seinen siegreichen Kaiser, zugleich den erhabenen Schirmherrn des Ordens.

Und ist es nicht dieselbe Gnadenhand Gottes, die dem letzteren sein Haupt und die sichere Hand erhalten hat, welche das Ruder des aus dem Hafen langer Unthätigkeit neu auslaufenden Schiffes vor 25 Jahren ergriff und es zu seinem Heile noch heute führt? Und nicht blos das Haupt und die Hand, in Entschluß und Ausführung, sondern auch der aus warmem Herzen kommende und sich allen Gliedern mittheilende Trieb zur That ist in diesem langen Zeitraum derselbe geblieben; Gott dem Herrn sei Dank dafür.

Dasselbe Gefühl erweckt der Rückblick auf das bisher Erreichte. „Ich hatte Nichts als diesen Stab, da ich über den Jordan ging" so kann der Orden von seinem am 17. Mai 1853 erfolgten Ausgange aus der an bedeutsamen Erinnerungen so reichen Schloßcapelle zu Charlottenburg sagen, 14 Rechtsritter unter dem Durchlauchtigsten Herrenmeister. „Und jetzt bin ich 2 Heere geworden", ein über 1800 Namen enthaltender Kreis von Rechts- und Ehrenrittern hat sich an jenen Kern angeschlossen. Und daß das nicht blos mit dem Namen, sondern auch mit Herz und Hand geschehen, davon zeugen die seitdem in mehr als 30 Häusern erreichten 1200 Krankenbetten, davon zeugen in stets wachsendem Umfange die Stätten, wo Krieg und Seuche herrschten.

„Ein schönes Werk christlicher Liebe, das sich in bescheidner Stille vollzieht", nennt es der kaiserliche Glückwunsch vom 20. März d. J. Und wahrlich, wo bliebe das Schöne daran, wenn die Stille fehlte, wenn dieser erste Jubiläumstag ein Tag des Selbstruhms und der Selbstbespiegelung wäre? Nicht dazu blicken wir rückwärts, um Personen und Werke der Menschen zu rühmen, sondern um zu danken „bis hierher hat der Herr geholfen, ihm allein sei die Ehre", um dem reichen Segen gegenüber demüthig zu bekennen wie Petrus „Herr gehe hinaus von mir, ich bin ein sündiger Mensch," um uns ohne Rückhalt unter das Wort des Herrn zu stellen „wir sind unnütze Knechte, wir haben gethan, was wir zu thun schuldig waren." Ist ein Wachsthum nach Außen da, so gehe Hand in Hand damit das Wachsthum nach Innen, wie bei den Zweigen der Trauerweide, immer mehr in die Tiefe. Denn Demuth allein ist die Hüterin der Gnade. Und darf die Demuth fehlen, wo aus der Vergangenheit zugleich die Fragen aufsteigen: Ist nicht auch Manches unterlassen worden, was hätte gethan werden sollen, und entspricht dem äußern Umfange überall der innere Werth des Thuns, den allein der allwissende Gott kennt, daß es als ein ganz selbstloses Opfer, nur um des Herrn willen und in ungefärbter Bruderliebe geschehen ist? Und wenn nun solche Fragen zu Klagen werden, dann ruft ja dieser Tag um so lauter: opfere Gott Dank, dem

Gott, der trotz aller daran hängenden Schwachheit so viel Segen zu dem Werke gegeben hat!

Ist's aber ernst gemeint mit dem Danken, so geht daraus das Gelübde hervor, und das soll erfüllt, bezahlt werden. Und welches ist das, welche Pflichten hängen an den neu erlangten Rechten des Ordensritters: Keine anderen zwar, als die jeder Christ, jeder Patriot und Ehrenmann zu erfüllen hat, aber der innere Trieb dazu muß ein stärkerer sein, wenn das äußere Zeichen stets daran erinnert, der Einzelne soll getragen und gehoben werden durch die zu demselben Zwecke solidarisch verbundene Gesammtheit und die ausdrücklich übernommene Verpflichtung.

Und so gelobt denn ein Jeglicher zuerst, daß er der christlichen Religion, ins besondere der evangelischen Kirche treu anhangen, das Ordenskreuz auf der Brust als das Zeichen seiner Erlösung tragen und sich des Evangeliums von Christo nirgends schämen wolle.

Das ist der Grundpfeiler aller sittlichen Ordnung, aller gedeihlichen Gemeinschaft im Staate und Hause, die Wurzel alles rechten Thuns und Seins. Es heißt wohl oft, die Religion, das Bekenntniß zu Christo, sei nur die äußere Rinde des Baumes, darauf nichts ankomme. Aber versucht es und schält jene ab, so wird dieser verdorren und wo der Glaube krankt, da stirbt die Liebe, wo der Glaube nicht nimmt, da kann die Liebe nicht geben. Humanität statt Christenthum, außerhalb des Schattens der Kirche stehen anstatt auf dem einen Grunde, außer dem kein andrer gelegt werden kann, was ist das anders, als eine dünne Eisdecke, die den Einzelnen immer nur eine kurze Strecke, jedenfalls nicht bis an's rechte Ufer tragen kann, die aber, wenn Familie und Gesellschaft darauf gehen wollen, durchbricht und Alles in die Tiefe sinken läßt. „An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen". Das predigt unsere Zeit wahrlich laut genug.

Darum die andere Seite des Gelübdes: Kampf gegen den Unglauben und die Verstörer göttlicher und menschlicher Ordnungen. Die Zeit ist nicht dazu angethan, das Schwert rosten zu lassen und Friede zu rufen, da doch kein Friede ist. Kampf gegen die Armseligen, die da neue Götter machen für das Volk und im Grunde nur sich selbst anbeten, die da nur zerstören, nicht bauen können, die da allem Göttlichen und Ewigen entfremdet nur dem sinnlichen Genuß huldigen und das altehrwürdige Jedem das Seine verkehren in Jedem Dasselbe. Wahrlich eine Tyrannei, zehnfach schlimmer als damals, wo Martin Luther den christlichen Adel deutscher Nation aufrief, Zeuge zu sein für das Wort und Schirmer christlicher Freiheit. Allein wird es der Adel auch heute nicht ausrichten, Das aber ist seine Aufgabe und sein Beruf, voran zu gehen im Bunde mit Allen, die Christi Namen bekennen, voran zu gehen in der Nachfolge Christi.

Und dieser Weg führt zu dem ferneren Gelübde, die christliche Nächstenliebe und in derselben den Dienst und die Pflege der Kranken als besondern Zweck des Ordens zu üben. Wiederaufzunehmen gilt es die Spur der alten Johanniter, nicht mit dem Schwerte, sondern mit dem Oelzweige in der Hand; Pilger zu geleiten, nicht mehr zum heiligen Grabe, aber auf den Pfaden des Elends die Mühseligen und Beladenen, die Aermsten unter den Armen, die Kranken, damit sie Heilung oder doch Linderung finden. Und zwar nicht so nebenbei von den Brosamen, die vom Tische des reichen Mannes fallen, sondern als ein Opfer der That, das zu dem Opfer des Dankes hinzukommt, und wie bei Abel von dem Herrn gnädig angesehen wird. Ein Wirken und Dienen soll es sein, nicht blos nach dem Wortlaut, sondern auch nach dem Sinne und Geiste der Statuten, nicht blos in den Pflichten, die diese auflegen, sondern in Denen, die man sich selbst auflegt, bis zur vollen Hingabe des eignen Selbst. Es war im Jahre 1783, als ein hoher Herr von dem Rittertage in Sonnenburg heimkehrte und auf die dort empfangenen Ordensinsignien hinweisend äußerte „mit dem Mantel und mit dem Kreuz hätte es nun wohl seine Richtigkeit, aber mit den erschlagenen Türken und überstandenen Abenteuern sieht es nur noch schlecht aus; man muß das Beste hoffen". Und 8 Jahre danach hat er das Beste gethan, Leopold von Braunschweig, der sein Leben ließ, wo es galt Menschen zu retten, dessen Grundsatz war: Je höher der Vorzug der Geburt und des Standes, desto größer die obliegenden Pflichten. Und diese fassen sich zusammen im Gegensatz zu jenem wahnsinnigen Jedem Dasselbe in das ächte christliche Jedem das Deine, auch dem Unwerthen. Denn rechte Liebe ist gleich dem Thau des Himmels, der auf Rosen wie auf Nesseln fällt. Sei es so und das Kreuz des Ordens nicht ein Zeichen des Verdienstes sondern des Dienstes, womit das gethane Gelübde bezahlt wird.

Wo aber das Vollbringen hinter dem Wollen zurückbleibt, wo Schwierigkeiten von innen und außen entstehen und menschliche Kraft dem riesengroßen Elend gegenüber zu schwach ist, da richte sich der Blick aufwärts mit der Bitte, zu der der Herr selbst auffordert in dem rufe mich an in der Noth. Er allein kann die Schäden der Zeit heilen, Menschen sind nur seine Werkzeuge und Diener, aber desto tüchtiger, je mehr sie aufschauen zu den Bergen, von dannen die Hilfe und die Verheißung kommt ich will Dich erretten und Du sollst mich preisen. Sein Beistand ist der Grund, auf den weiter zu bauen ist, und der bis hierher geholfen und gesegnet hat, wird ferner geben Denen, die ihn mit Ernst anrufen. Und sie werden ihn preisen, so wie es Diejenigen thun im höhern Chor, die der Herr aus der Arbeit und dem Kampfe dieser Zeit seit der letzten Feier zu seiner Ruhe und zu seinem Frieden gerufen hat:

Insbesondere die hochselige Frau Prinzessin Carl von Preußen, Königliche Hoheit, Ehrenmitglied des Ordens, dem Höchstdieselbe ihre thätige Theilnahme viele Jahre hindurch und über das Grab hinaus mit

warmem Herzen und opferbereiter Hand bewiesen hat. Statt der goldenen Brautkrone, die ihr treue Hände zu flechten gedachten, ist ihr die unvergängliche Ehrenkrone droben zu Theil geworden. Sodann: der Ordenshauptmann, General-Feldmarschall Graf v. Wrangel, die Rechtsritter: Staatsminister v. Westphalen, Oberst v. Born, Freiherr v. Budberg, Präsident a. Brauchitsch, Graf Zech-Burkersrode, General v. Voigts-Rheetz, 2 Grafen Dönhoff, Minister v. Holtzbrink, Graf Kanitz, a. Zastrow-Palzig, Kammerherr v. Buchwald, General der Inf. v. Schwarzkoppen, Graf August Moltzan und Andre.

Die Gnade Gottes erfülle an ihnen um Christi willen die Verheißung, die den Barmherzigen gegeben ist und erwecke dem Orden viele Glieder, von deren Werken es heißen mag, sie sind in Gott gethan. Dann wird, wie dieses erste, dereinst auch das zweite Vierteljahrhundert der neu belebten Balley Brandenburg mit dem dankenden Bekenntniß schließen: Der Herr hat Großes an uns gethan, deß sind wir fröhlich; ihm allein sei die Ehre. Amen.

Die christliche Barmherzigkeit.

(Schluß).

Der Reformation danken wir es, daß der Paulinische Geist endlich wieder die Oberhand gewann, durch den Wust der Menschensatzungen hindurch drang und die evangelische Lehre von den Entstellungen und falschen Interpretationen einer herrschsüchtigen Priesterkaste reinigte; er wurde seitdem die weltbewegende Macht in dem Laufe der Dinge, so daß wenigstens innerhalb der germanischen Menschheit das Gesammtleben der Völker aus der unverfälscht christlichen Quelle sich verjüngen und erneuern konnte.

Gleichwie sie den Segen der Sakramente von dem Glauben und der würdigen Gesinnung des Empfängers abhängig machte und die Lehre verwarf, wonach die Sakramente gerecht machen sollen ex opere operato, so entkleidete sie auch die Werke der Barmherzigkeit ihres sühnenden und für die Sünden der Menschen genugthuenden Charakters und ließ sie nur als Früchte der wahren Nachfolge Christi gelten. Mit Recht verwahrt sich daher die Augsburgische Confession gegen den Vorwurf der Katholiken, als ob die Reformatoren die guten Werke verböten, da sie doch die 10 Gebote und die Pflichten der Nächstenliebe nachdrücklicher hervorhöben, als dies die Gegner thäten, welche kindischen, unnöthigen Werken, als Rosenkranzbeten, Heiligendienst, Klosterleben, Wallfahrten, Fasten, Indulgentien 2c. einen weit höheren Werth beigelegt wissen wollten. Die evangelische Lehre sage nur, daß wir durch den Glauben an Christus Vergebung der Sünden erlangten, also nicht durch unsere vorgehenden oder folgenden Werke verdienten, sondern allein empfingen aus Barmherzigkeit um Christi willen, da wir doch Gottes Gesetzen selbst nicht genug thun könnten.

Allerdings liebte man es auch in der Folge noch, von den Thaten der Barmherzigkeit einen diesseitigen oder jenseitigen Lohn zu erwarten, der von den natürlichen Folgen, die jede That in sich trägt, verschieden ist; selbst die Diener der protestantischen Kirche waren theilweise in dem traurigen Wahn befangen und nährten ihn, daß ohne die Verheißung einer himmlischen Belohnung Mitleid und Liebe ersterben und das Weltreich des kalten Egoismus beginnen werde. Versicherte doch ein englischer Geistlicher: „Ich gebe keine Almosen um den Hunger meines Bruders zu stillen, sondern um den Willen und Befehl meines Gottes zu vollziehen.“

Sehen wir aber von solchen vereinzelten Nachklängen an die Motive und Anschauungen der katholischen Glaubenswelt ab, so können wir uns der erfreulichen Wahrnehmung nicht verschließen, daß sich seit den Tagen der Reformation eine bedeutungsvolle Umwandlung der Barmherzigkeit aus einem Produkt kirchlicher Frömmigkeit in eine reine menschliche Tugend vollzogen hat. Zeuge dessen sind die zahlreichen, seit Ende des vorigen Jahrhunderts in's Leben gerufenen Taubstummeninstitute, Rettungshäuser, Irrenanstalten 2c., Institutionen, die wir vergeblich im Mittelalter suchen. Auch dürfen wir an dieser Stelle nicht der Regeneration des Johanniterordens, so wie der Stiftung der zahlreichen Diakonissenhäuser und Armenvereine vergessen, die den zur Zeit der Reformation abgerissenen Faden der kirchlichen Corporationen, Orden und Stifter für practische Liebeszwecke zum Besten von Kindern, Armen und Kranken innerhalb der evangelischen Kirche wieder aufgenommen haben und durch ihr Beispiel rückwirkend, auch günstig und belebend auf die katholischen Orden und Stiftungen ähnlicher Tendenz gewirkt haben.

In allen diesen Bestrebungen, aber zumal in der Armenpflege, spricht sich die Idee aus, nicht blos das Elend zu beseitigen, sondern durch liebevolles Eingehen in die Verhältnisse der Bedürftigen, ihnen durch Anregung und Lust zur Selbsthilfe das Vertrauen auf die eigene Kraft zurück zu geben und sie so sittlich zu heben. „Die einzige Wohlthätigkeit die sich bis an's Ende als Wohlthätigkeit erweist, ist die, durch welche den Menschen, sofern sie physisch dazu im Stande sind, geholfen wird, sich selbst zu helfen.“

Die Wandlung in den Motiven tritt hier klar zu Tage. Im Mittelalter ward die leidende Menschheit einzig als das Mittel betrachtet, die Seligkeit zu erwerben, der die Barmherzigkeit übende Mensch also das Ziel, während umgekehrt jetzt das Wohl des Bedürftigen Endzweck der barmherzigen Liebe geworden ist. Wohlverstanden ist sie darum ihres religiösen Charakters und ihres Grundes in dem Beispiele des Herrn keineswegs entkleidet, sondern vielmehr dadurch seinem Gebot „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ nur näher gerückt worden. „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“, dieses einfache Wort, welch ein tiefes Geheimniß faßt es bei näherer Betrachtung ein, ob es uns gleich so allgewöhnlich und selbstverständlich erscheint! Einen Anderen wie sich selbst zu lieben, verlangt eine Entäußerung des eigenen Selbst, die im schärfsten Gegensatz

zu dem natürlichen Menschen steht. In unserm Bewußtsein finden wir uns durch die Grenzen unserer Individualität von jedem Andern absolut geschieden; mit unsern sinnlichen Anschauungen und Gefühlen kommen wir über diese Grenze nie hinaus; alles individuelle Leben wäre unmöglich, wenn nicht die Behauptung des Selbst gegen alles Andere, und sei es auch auf Kosten alles Andern, ein allgemeines Naturgesetz wäre. Durch diese rücksichtslose Bejahung des Selbst bringt Pflanze wie Thier die Idee der Gattung zur Wirklichkeit und zur Erscheinung; und wenn wir von der moralischen Bedeutung, die dem Worte anhaftet, absehen, so können wir sagen, daß der Egoismus die Grundbedingung alles Lebens ist.

Diesen für die menschliche Vernunft unerreichbaren Gegensatz faßt nun das menschliche Gemüth im Gefühl und bekundet es thatsächlich durch das Mitleid, indem hier die Schranke fällt, die das individuelle Bewußtsein zwischen dem Ich und dem Andern aufgerichtet hat. Der Verstand sagt dir: der da leidet, ist ein Anderer; das Gefühl dagegen: der Leidende, das bist Du. Haben wir mit dem Worte Egoismus alle diejenigen Willensakte bezeichnet, die unser eigenes Wohl oder die Bewältigung unseres eigenen Wehes, die Behauptung unserer Individualität zum Ziele haben, so ist das Mitleid die Aufhebung dieses unseres innersten Wesens im Gefühl. Wohl könnte man dagegen einwenden, daß, wenn wir der in uns erwachten Stimme des Mitgefühls folgen und demgemäß das Leiden des Andern zu mildern suchen, doch immer wieder nur Selbstbefriedigung erstreben, weil wir ja aus den Grenzen unseres Ich nie hinauskommen, und weil der Schmerz, von dem wir uns erlösen, doch unser eigener ist, wenn nicht eben eine Handlung des Egoismus sich dadurch von der des Mitleids unterschiede, daß das Motiv und Ziel des ersteren das eigene Selbst, das Ziel des letzteren aber der Andere ist. Dieser Ausgangspunkt allein entscheidet über den moralischen Werth unserer Handlungen, und der Widerstreit wie die Mischung entgegengesetzter Gefühle finden ihre Stelle in dem weiten Raum, der sich zwischen sittlicher Verworfenheit und Tugend ausdehnt. Dem Mitleid unzugänglich ist wohl Keiner, aber in der Art und Weise, wie sich der Mensch von der Qual desselben erlöst, kommt sein moralischer Werth zu Tage. Entweder wendet er, von dem Weh des Andern schmerzlich berührt, den Blick von diesem ab und findet in der Verfolgung seiner eigenen Interessen das gestörte Gleichgewicht wieder, oder erkauft sich durch eine hingeworfene Gabe so rasch als möglich das Recht, zur Arbeit oder zum Genuß zurückzukehren; oder ihn zieht das Leiden des Andern so mächtig an, daß er es zum Gegenstand nachhaltiger Theilnahme macht, seinem Ursprung nachspürt und um gründliche Heilmittel besorgt ist. Immer aber empfinden wir darin eine Störung unseres auf sich selbst beruhenden Wesens, deren Ausgleichung geschehen muß, damit wir beruhigt uns selber wieder angehören können.

Wenn wir nun ohne Hinblick auf eine diesseitige oder jenseitige Belohnung, ohne eine irdische oder himmlische egoistische Hoffnung, ohne irgend welche weltliche Rücksichten einzig durch das Leiden des Andern des Mitgefühl erwachen und sich in Handlungen bethätigen sehen, die ebenso einzig das wahre Wohl des Andern zum Ziele haben, dann sehen wir in Wahrheit die Erfüllung des erhabenen Gebotes: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.

Freilich, die jetzige Welt, wie sie im Großen und Ganzen einmal ist, vermag dieses Ideal der Zukunft, das die Gesammtheit der Menschen erst schaffen soll und wird, weder zu fühlen, geschweige denn zu verstehen. Aber einzelne Wenige, die ich die Pionire der Zukunft nennen möchte, anticipiren diese Tugend in der That. Denn gleich wie es in der Kunst und Wissenschaft geniale Naturen giebt, die ihrem Jahrhundert bahnbrechend voraneilen, so auch emancipiren sich einzelne ungewöhnlich tief angelegte Naturen von dem Schlendrian des alltäglichen Daseins und accomodiren sich gleichsam einer zukünftigen Welt. Während das Mitleid bei den meisten Menschen nur die eigentliche Lebensarbeit, die auf das eigene Wohl und Wehe gerichtet, unterbricht, gewinnt es bei ihnen eine solche Energie, daß die eigenen Interessen zu untergeordneten herabsinken oder ganz verschwinden, daß nicht in einzelnen vorübergehenden Akten, sondern stetig für das Gefühl die Schranke zwischen dem Ich und dem Andern aufgehoben ist, daß das Suchen und Heilen andern Leids als die eigentliche Bestimmung eines solchen besonderen Lebens erscheint, wodurch seiner Naturanlage genügt wird.

Alle können wir nun zwar keine Genies sein, weder geistige Befähigung, noch materielle Umstände gestatten es einem Jeden, die Wohlthätigkeit als Lebensberuf zu betreiben, aber ein Jeder vermag an der ihm von Gott angewiesenen Stelle, in seinem Kreise, und sei er auch noch so beschränkt, die von den Missionären der Wohlthätigkeit angestrebten Ziele zu fördern und zu nützen. An der Gelegenheit dazu wird es Keinem fehlen, wenn er anders es mit der Tugend der Selbstverläugnung ernstlich meint. Die Uebung derselben setzt aber mit Nothwendigkeit die Erkenntniß voraus, daß der Zweck des Daseins, wenigstens des eigenen, um das es sich zunächst handelt, nicht in dem Jagen nach irgend einem Phantom des Glücks besteht. Der Eudämonismus des Selbst muß gebrochen und für die Erkenntniß, sei es auch nur ahnend oder unbewußt schauend, überwunden und zu demüthiger Ergebung in den unerforschlichen Willen Gottes geadelt sein. Auf diesem erhabenen Standpunkt täuschen die bunten Gaukelbilder eitler, auf das Selbst gerichteter Wünsche, die ein volles Genüge verheißen, nicht über das Leiden und Ringen der Welt; alsdann handelt es sich darum, die gefühllosen Naturkräfte, die rücksichtslos nur den ewig unveränderlichen göttlichen Gesetzen gehorchen, unbekümmert, ob im Einzelnen auch zahllos die Lebenskeime in froher Entwickelung gehemmt werden oder elend zu Grunde gehen, so viel als möglich den menschlichen Zwecken dienstbar zu machen und dazu alle Mittel der Wissenschaft, alle Kraft gemeinsamen Wirkens aufzubieten;

es handelt sich darum, den Bedingungen des socialen Elends, soweit mangelhafte Institutionen der menschlichen Gesellschaft dasselbe verschulden, mit vereinten Kräften entgegen zu treten und wenn die Glückseligkeit hienieden unerreichbar ist, Leiden und Schmerzen, welche eigene Schuld oder fremder Egoismus herbeiführen, zum wenigsten zu mildern und erträglich zu machen; es handelt sich darum, daß Einer für Alle einsteht und Alle für Einen, und daß solidarisch der schwere Kampf um's Dasein aufgenommen und ausgefochten wurde. Wenn diese Ueberzeugung sich immer entschiedener des allgemeinen Bewußtseins bemächtigt, dann können wir getrost den socialen Fragen entgegensehen, deren Lösung die bedeutendsten Geister bis jetzt vergeblich angestrebt haben.

Was wir aber dergestalt als die nothwendigen Voraussetzungen, als die bahnbrechenden Momente einer zukünftigen Gestaltung des Menschengeschlechts zu formuliren suchten, das liegt bereits in den einfachen Worten des Apostels enthalten, welche gleichsam das Gebot seines Herrn und Meisters von der Nächstenliebe commentirten: Ein Jeder trage des Andern Last, so werdet Ihr das Gesetz Christi erfüllen.

Deutsche Adelssagen.

77. Das weiße Roß der Sachsenfürsten.

Alte Chroniken erzählen übereinstimmend in großer Menge, Herzog Wittekind von Sachsen, welcher sich Jahre lang in geheimen Schlupfwinkeln vor Karl dem Großen hatte verbergen müssen, sei einstmals nur durch die Stärke seines Rosses der Gefangenschaft entgangen. Die Franken verfolgten ihn und plötzlich sah er seinen Weg durch einen Verhau gesperrt. Da sprach er:

„Hengstken, spring awer,
Kriegsten ein Spint Haber;
Springst du nich aber
Fräten di un mi die Raber."

Das treue Thier rettete den Fürsten. Nach seiner Taufe aber, von welcher die Sage behauptet, daß sie an einem heiligen Borne Westfalens oder zu Magdeburg geschehen sei, änderte der Herzog die Farbe, in welcher er das Roß auf seinem Schilde führte; vorher war es ein schwarzes, jetzt blinkte es silberweiß vom rothen Schilde herab.

Die Sage ist ein Machwerk späterer Zeit und durch die Bekehrung Wittekinds hervorgerufen worden. Jenes Roß, das die alten Sachsen in ihren Fahnen führten und auf ihre Giebel setzten, ist ein Zeichen Wuotans, des Gottes der Lüfte, und als solches, neben dem Rabe des Sonnengottes, vielleicht das älteste Wappensymbol. Als Roß Wuotans war das Sachsenpferd aber stets ein weißes, denn der Gott reitet den Schimmel Sleipnir nach übereinstimmendem Zeugniß deutscher Sagen. Als älteste Helmzier der sächsischen Herzöge lernen wir dann ferner den Hut kennen. Auch hier liegt ein uralter Bezug auf den germanischen Gott zu Grunde; es ist Wuotans schützender und siegverleihender Hut, mit dem die alten Heerführer, den Ihren voran, sich in die Feinde stürzten.

78. Die Burg der Herren von Holte.

Nicht weit von Bissendorf im Osnabrückischen liegt als Zubehör des Schlosses Gesmold jetzt eine Ruine, die ehedem ein herrliches, festes Schloß war. Auf ihr saßen einst die mächtigen Herren von Holte. Da sie aber Wegelagerer geworden waren, verband sich im Jahre 1144 Bischof Philipp von Paderborn mit dem Grafen Otto von Ravensberg, die Burg zu brechen. Ein Weib, das durch einen unterirdischen Gang bis dahin den Belagerten Lebensmittel gebracht hatte, das aber schließlich wegen der übermäßig vertheuerten Preise zurückgewiesen worden war, zeigte endlich nach langer fruchtloser Belagerung den Feinden der Ritter den Ausgang zur Burg. Oben aber widerstand noch lange die eiserne Fallthür, welche den unterirdischen Gang bedeckte, den Brecheisen der Angreifer; und die Ritter, durch das Getöse gewarnt, hatten Zeit, die Schätze der Burg in den Brunnen zu versenken und sich selbst zu retten. Die Kostbarkeiten, unter denen die Sage eine Tischplatte aus leuchtendem Diamant aufführte, sind häufig von Schatzgräbern begehrt worden; niemand aber hat bis jetzt auch nur ein Quentlein Goldes aus dem nun verschütteten Brunnen heraufzubringen vermocht.

Statistisches.

Die unter dem Protectorate Ihrer Kaiserl. und Königl. Hoheit der Frau Kronprinzessin stehende Allgemeine deutsche Pensionsanstalt für Lehrerinnen und Erzieherinnen hat am Ende des jetzt abgelaufenen Verwaltungsjahres ein Vermögen von 341.446 Mk. 18 Pf., davon 265.800 Mk. in Hypotheken und 73.400 Mk. in Staatspapieren. Der Pensionsfonds betrug 252.353 Mk. 95 Pf., der Hilfsfonds, aus welchem einmalige Beihilfen in Krankheits- oder Nothfällen gezahlt werden, 85.515 Mk. 23 Pf. Die Anstalt zählt gegenwärtig circa 800 Mitglieder.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. | Berlin, den 10. Juli 1878. | Nr. 28.

Christian Heinrich Ludwig Carl Graf zu Rantzau, Mitglied des Herrenhauses, auf Oppendorf bei Schönkirchen in Holstein, Rechtsritter seit 1876, † zu Oppendorf 4. Juli 1878.

Die Lübecker Cirkel-Gesellschaft.

Die ersten Nachrichten, die wir über die Gründung Lübecks besitzen, sagen uns nicht, daß wie in andern Städten einer Anzahl der ersten Ansiedler ein bedeutender Theil des Areals unter gewissen Bedingungen hingegeben und ihnen dadurch von vornherein eine gewisse Stellung als Grundeigenthümer gesichert sei, vielmehr macht eine Stelle bei Helmold dies sogar geradezu unwahrscheinlich. Er berichtet, daß die Stadt 1157 von einem Brande gänzlich zerstört sei und daß die Bewohner zweifelhaft gewesen seien, ob sie, wenn das feindselige Verfahren Heinrich des Löwen fortdaure, ihre Häuser überhaupt wieder aufbauen sollten und deshalb zuvor eine Gesandtschaft an ihn geschickt hätten, um zu erfahren, an welchem Orte er ihnen gestatten wolle, Markt zu halten. Da faßt Helmold die gesammte Einwohnerschaft Lübecks unter dem Ausdruck „die Kaufleute und die übrigen Bewohner" zusammen, und doch war hier eine sehr natürliche Veranlassung, wenn es überhaupt große Grundeigenthümer in der Stadt gab, dieselben zu erwähnen. Gab es nun einen Stand freier Grundeigenthümer ursprünglich in Lübeck nicht, so fiel die Besetzung des Rathsstuhls von selbst den Kaufleuten zu, indem es sonst damals keine Stände gab, die darauf hätten Anspruch machen können. Die Handwerker, waren durch die Verfassung welche Heinrich der Löwe 1163 der Stadt verlieh ein für alle Mal von der Theilnahme am Regiment ausgeschlossen; gelehrte Bildung war noch ausschließliches Eigenthum der Geistlichen, die überhaupt nicht in einem bürgerlichen Nexus standen und also auch der obrigkeitlichen Würden nicht theilhaftig werden konnten; eine kriegerische Laufbahn zu wählen, wenn sie gleich ehrenvoll war, hatten die Bürger um so weniger Veranlassung, da Friedrich I. und vermuthlich schon Heinrich der Löwe sie sowohl vom Heerbann als von der Landwehr befreite und ihnen nur die Vertheidigung der eigenen Stadt zur Pflicht machte.*)

Die Geschäftsthätigkeit des Rathes war denn auch ursprünglich gewiß eine sehr einfache, so daß die ihn bildenden Kaufleute daneben sehr wohl ihr Geschäft versehen konnten. Wurde doch die Gerichtsbarkeit so lange die Stadt der Botmäßigkeit eines Fürsten unterworfen blieb, von dem herrschaftlichen Vogt ausgeübt; Beziehungen zu andern Städten und Ländern hatten sich noch nicht gebildet, oder wurden, so weit sie bestanden, von dem Oberherrn wahrgenommen; es blieb also für den Rath nur die Verwaltung der Einkünfte der Stadt, die Sorge für Sicherheit und Ordnung und die Befugniß über die von der Stadt selbst erlassenen Verordnungen zu richten.

Die Verhältnisse änderten sich gänzlich und plötzlich mit dem Jahre 1226, in welchem Lübeck sich von der Herrschaft der Dänen befreite und von Friedrich II. die Reichsfreiheit erhielt. Nunmehr war die Stadt zugleich ein Staat, besaß Freiheit und Selbständigkeit, hatte aber auch zugleich die Aufgabe, diese kostbaren Güter zu schützen und zu bewahren und aus sich selbst diejenige Kraft zu entwickeln, die zu einem eignen und selbständigen, staatlichen Leben erforderlich ist.

In Folge der so veränderten Verhältnisse wurde

*) Allerdings berichten die Chroniken, daß bei dem großen Heere, welches der Kaiser 1189 nach Palästina führte, auch Lübecker und Bremer Schiffe gewesen seien, und die Anstalten, welche die Bürger beider Städte trafen, um Verwundete und Kranke zu pflegen, sind die, wenn gleich absichtslose Veranlassung zur Stiftung des deutschen Ordens gewesen. Es wird ferner berichtet, daß, als 1196 abermals die Aufforderung zu einem Kreuzzug erging, in Lübeck 400 der tüchtigsten Männer, dem Rufe folgend, das Kreuz nahmen. Indessen darf man wohl aus solchen einzelnen Zügen, bei welchen der Glaube, ein Gott wohlgefälliges Werk zu verrichten, der Hauptbeweggrund war und Handelsinteressen mitwirken mochten, weitere Schlüsse nicht ableiten.

auch die Stellung des Rathes eine wesentlich andere. Zwar stand ihm im Innern ein kaiserlicher Vogt zur Seite, zwar wählte er sich mehrfach unter den benachbarten Fürsten einen sog. Schirmvogt, der die Stadt vertheidigen und schützen sollte. Aber die Thätigkeit der kaiserlichen Vogtes wurde bald mehr nnd mehr eine nominelle und die Schirmvögte konnten höchstens fördern und unterstützen, aber nicht leiten und selbst schaffen. Zunächst galt es, die errungene Freiheit gegen die fortgesetzten Angriffe des Dänenkönigs und des Grafen von Holstein, der die Erbansprüche seines Hauses keineswegs aufgegeben hatte, zu behaupten, und das geschah mit großer Energie und mit Erfolg, obwohl erst nach langem Kampf, der nicht blos in der Nähe der Stadt, sondern auch in weiterer Entfernung geführt um im Jahre 1235 durch einen an der Mündung der Warnow über die dänischen Schiffe erfochtenen Sieg entschieden wurde.

Seitdem blieb die eigentliche Thätigkeit der Bürger dem Handel gewidmet. Fehden und Kriege wurden nur geführt, um den Verkehr und die Verkehrswege sicher zu stellen. Der Handel der Lübecker Kaufleute nahm durch die Gunst der Umstände alsbald einen bedeutenden Aufschwung. Namentlich gedieh nach Helmold's Zeugniß durch den Handelsverkehr mit Dänemark, Schweden, Norwegen und Rußland der Betrieb der Stadt immer mehr und die Zahl der Bewohner wuchs in hohem Grade. Ihre Handelsverbindungen erstreckten sich schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts durch das ganze nördliche Deutschland, sowohl an den Küsten hin als in das Innere hinein und darüber hinaus, einerseits nach Flandern und Frankreich, andrerseits in das jetzige Preußen, nach Liefland, Ehstland und Rußland. Sie erstreckten sich ferner nach England und Schottland, Dänemark, Norwegen und Schweden.

Der Handel hat nun zwar Vielen, die ihn mit Glück und Geschick betrieben, Wohlhabenheit und Reichthum gebracht, und Wohlhabenheit ist stets ein Mittel gewesen, nicht blos eine freie und unabhängige, sondern auch eine einflußreiche Stellung zu erwerben, allein das so erworbene Geld, so lange es blos Capital ist, das immer wieder auf's Spiel gesetzt wird, ist ein so wenig gesicherter Besitz, daß wenn man auf die Entstehung eines bevorrechteten Standes zurückgehen will, nach einer andern dauerhafteren Grundlage suchen muß. Wie wir gesehen haben, war von einem ausgedehnten Grundbesitz bei der ersten Gründung der Stadt nicht die Rede, indessen könnten die Personennamen der Straßen in der westlichen Hälfte der Stadt wohl auf die Vermuthung leiten, daß bei dem Wiederaufbau durch Heinrich den Löwen eine Ueberlassung von Grund und Boden in größerem Maßstabe stattgefunden habe. Mit größerer Sicherheit läßt sich nachweisen, daß die Kaufleute bald die Gewohnheit annahmen, einen Theil des gewonnenen Vermögens der Gefahr es wieder zu verlieren, dadurch zu entziehen, daß sie es zum Ankauf von Renten und kleineren oder größeren Grundstücken verwandten und in solcher Weise den Grund zu einem auf die Nachkommen sich vererbenden Familienbesitz legten. Beispiele von solchen Rentenkäufen lübeckischer Bürger im 13. und noch häufiger im 14. Jahrhundert weisen die Urkundenbücher der Stadt zahlreich nach und zwar auch in andern Städten wie Kiel, Wismar, Lüneburg, Stralsund &c. Da das kleine städtische Gebiet wenig Gelegenheit für den Ankauf von Grundstücken bot, so traten einzelne Bürger zu der Stadt in ein Pachtverhältniß. So finden wir Glieder der späteren patricischen Familien Wickede,*) Warendorp, Crispin, Pleskow, Darsow, Morerke, Cusveld als Pächter der städtischen Wiesen auftreten, die demnach für ihre Lebensverhältnisse nothwendig gewesen sein müssen. Andere kauften sich in den benachbarten Ländern an, wobei sie meistens das Lehnsverhältniß zu dem betreffenden Fürsten zu lösen suchten. Zwar galt es nicht für unvereinbar mit den Pflichten eines Bürgers gleichzeitig Lehnsmann eines Fürsten zu sein, indessen konnte ein solches Verhältniß weder den Bürgern noch den Fürsten zusagen. Letzteren nicht, weil es seine Schwierigkeiten haben mochte, die Bürger einer freien Stadt zur Leistung der Lehndienste, namentlich des Roßdienstes herbeizuziehen, ersteren nicht, weil es abgesehen von dem ihnen darauf auferlegten Zwang, auch den Rathsstuhl für sie verschloß; indem Niemand im Rathe sitzen durfte, der ein Amt von Herren bekleidete, als welches das Lehnsverhältniß wegen des mit demselben verbundenen Eides betrachtet ward.

Hatte sich solchergestalt eine Anzahl von Familien gebildet, die nicht sowohl überhaupt vermögend als durch den Besitz von Renten und Gütern sich einer gesicherten unabhängigen Lebensstellung erfreuten, so lag es in der Natur der Verhältnisse, daß sie bei der Besetzung des Rathes vorzugsweise Berücksichtigung fanden, und zwar um so mehr, als diese Würden keinerlei Einnahmen gewährten. Zwar blieben die Kaufleute nach wie vor Mitglieder des Rathes, da sie aber neben der Verwaltung städtischer Angelegenheiten auch eigene Geschäfte betrieben, so konnten sie unmöglich den Anforderungen solcher Aemter genügen, welche die ganze Thatkraft eines Mannes in Anspruch nahmen. Denn war gleich die innere Verwaltung in vielen Beziehungen einfacher als jetzt, so waren dagegen die auswärtigen Verhältnisse desto complicirter und verlangten die größte Anstrengung. Schon die Stellung Lübecks als Haupt des Hansabundes ist ein Beleg dafür. In der kurzen Periode von 1362 bis zum Stralsunder Frieden 1370 sind mehr als 50 Hansatage abgehalten, davon nur 10 in Lübeck, die übrigen in Wismar, Rostock, Greifswald, Stralsund Wolgast, Köln, Falsterbo, Nyköping, Wordingborg. Zu den auswärts gehaltenen sandte der Rath in der Regel drei seiner Mitglieder, zu den in Lübeck tagenden deputirte er sechs bis sieben. Alle diese Hansatage be-

*) Jetzt ein in Mecklenburg von der Ritterschaft recipirtes Adelsgeschlecht.

trafen fast nur das Verhältniß zu Dänemark und dies war nur eins der Länder, mit denen Lübeck in Verbindung stand. Sein Handel erstreckte sich noch vielen anderen Ländern und überall mußte der Verkehr der Kaufleute durch Verträge gesichert, so zum Theil die Sicherheit der Landstraßen mit Waffengewalt gegen die Raubritter aufrecht erhalten werden. Kriegerische und friedliche Thätigkeit war daher fortwährend noch den verschiedenen Richtungen hin erforderlich und die Rathsverwandten mußten bald geschickte Diplomaten, bald tapfere Capitaine aus ihrer Mitte stellen. So war es denn gegeben, daß der Rath sich vorzugsweise aus solchen Männern zusammensetzte, die in freier sorgenloser Stellung sich ganz dem Dienste des Staates und dem Studium seiner complicirten Verhältnisse widmen konnten. Zudem hatte das Statut Heinrich des Löwen die Wahl der Rathsherren nur in soweit beschränkt, als nicht gleichzeitig zwei Brüder, sowie Vater und Sohn, in derselben sitzen sollten, während im Uebrigen dem Rathe das Selbstergänzungsrecht unbeschränkt zustand.*) War es da nicht natürlich, daß er seine Mitglieder aus den ihm nahestehenden und verwandten Familien nahm.

Die erste Spur einer solchen Aristokratie tritt uns im Jahr 1277 entgegen, wo der Bischof Burchard 54, namentlich benannte Personen, excommunicirte. Sie werden consules et majores civitatis bezeichnet, mit dem Zusatze: nebst ihren Genossen, die ihnen Rath geben und Hilfe leisten (cum suis complicibus consilium et auxilium praestantibus). Unter majores sind die vornehmsten Bürger zu verstehen, die im Niedersächsischen de wisesten, de wittigesten heißen. Mit Ausnahme eines oder zweier Namen kommen dieselben Personen in den Verzeichnissen des Rathes vor, allein die Zahl ergiebt schon, daß sie nicht auf einmal im Rathe gesessen haben können, wir haben uns daher nicht sowohl allein den ganzen derzeitigen Rath, sondern auch den Kreis der Männer darunter vorzustellen, aus denen er sich ergänzte. Noch wahrscheinlicher wird dies durch eine Urkunde vom 25. Juni 1290, darin 33 Personen als Lübeckische Rathmänner (consules Lubicenses) bezeichnet werden, während in einer gleich darauf folgenden vom 1. August desselben Jahres 25 als derzeit fungirende (consules qui tunc consilio praesidebant) vorkommen. Bestimmt war die Anzahl der Rathsherren damals noch nicht, sie wurde es erst durch den Receß von 1699, dagegen war es Gesetz, daß ein jeder Rathmann nach zweijähriger Amtsführung ein Jahr lang von Geschäften freiblieb, mithin also stets ein doppelter Rath, ein fungirender und ein vorübergehend in Ruhestand versetzter vorhanden war. Nichts weist darauf hin, daß unter diesen Männern schon zu dieser frühen Zeit eine engere Verbindung stattgefunden habe; es war noch nicht die Zeit dafür gekommen, denn abgesehen vom Domcapitel existirte derzeit wohl kaum eine religiöse Körperschaft.*) Erst hundert Jahre später sehen wir eine Anzahl Männer desselben Kreises zu einem geselligen Zweck vereinigt. Damals, 1377 vermachte Boldewin Speygelmaker (oder Speygeler) in seinem Testament 69, namentlich angeführten Personen, ein Fuder guten Rheinweins, um es in fröhlichem Beisammensein auszuleeren. Unter denselben finden wir siebzehn Rathsherren und die übrigen Namen gehören vornehmen Bürgern an, die zum Theil später in den Rath gekoren wurden. Ein ähnliches Legat hatte einige Jahre zuvor, 1374, Johann Crispin seinen Gelagsbrüdern vermacht.

(Fortsetzung folgt).

*) Das Recht der Cooptation.

*) Von diesen 54 Namen kommen nur noch 3 in dem Verzeichniß der 100 Jahre später gegründeten Circelgesellschaft vor, die Namen Cusveld, Attendorn und Mornewech, die übrigen Familien waren ausgestorben.

Deutsche Adelssagen.

79. Die Sagen der Grafen von Diepholz.

Das längst ausgestorbene Grafengeschlecht von Diepholz, dessen Erben die Oldenburger geworden sind, führte der Sage nach seinen Namen deshalb, weil die Grafen ihr Schloß Carnau, wo sie von den Bremern vielfach beunruhigt wurden, verließen und sich „tief im Holz," Moor und Sumpf eine Burg erbauten.

Ein tragisches Ende fand nach der Sage Graf Conrad von Diepholz, welcher sich um die Hand der letzten Gräfin von Vechta bewarb. Nicht Liebe zur Gräfin Jutta, sondern nur die Habgier nach dem reichen Landbesitz des Hauses Vechta hatte den Ritter zu seiner Werbung bewogen; hinter dem Rücken der Verlobten spottete er ihrer. Die Mutter der Gräfin beschloß daher, furchtbare Rache an Graf Conrad für sein unwürdiges Betragen zu nehmen. Sie lockte ihn auf eines ihrer Schlösser, verlangte, daß er sich dort sofort mit ihrer Tochter trauen ließe, und als der Graf Ausflüchte machte, wurde er unverzüglich enthauptet. Die Gewaltthätigkeit der Gräfin Sophie rief nun eine längere Fehde hervor, in welcher die Grafschaft Vechta sich unter den Schutz des Bisthums Münster stellte.

Sehr romantisch klingen die Schicksale eines andern Grafen, des Rudolph von Diepholz, welcher im 11. Jahrhundert gelebt haben soll. Er zog auf Abenteuer aus und gelangte endlich arm und elend an den Hof eines schwedischen Königs, bei welchem er sich als Küchenjunge vermiethete. Bald aber schwang er sich auf bis zum Kämmerling und durfte nun als „ein Ritter frei" den König überall hin begleiten. Seine Schönheit erwarb ihm Aller Herzen, und auch die Frauen des Waldes, die geheimnißvollen Geister der grünen Einsamkeit, liebten ihn; — eine Waldfrau gab ihm auf der Jagd einen Ring mit kostbar glänzendem Edelstein. Als er nun einst in der Nacht die Wache beim Könige hatte, bemerkte dieser den wundervollen Glanz des Kleinods, er drang in seinen Kämmerling, und dieser enthüllte nicht allein das Geheimniß des Ringes, sondern auch das

seiner Abkunft. Er hatte die volle Liebe seines Herrschers, welchen die Sage König Waldemar nennt, sich erworben; — darum gab dieser ihm seine Tochter Marina, die ihn schon längst liebte, zur Gattin. Zu gleicher Zeit verheirathete Waldemar seine andere Tochter an Pribislaw von Pommern. Mit Freuden zog nun Graf Rudolph in sein Land, festlich ward er und seine junge Gemahlin an der Brücke bei Goldenstätt von seinen Unterthanen empfangen. Dort streute Marina mit freigebiger Hand goldene Münzen aus, und deshalb heißt jene Brücke noch heut die goldene.

Wir haben es hier wohl mit den Ueberbleibseln eines Volksliedes zu thun. Stoffe, wie dieser, die Erniedrigung, die glanzvolle Rückkehr eines Grafen, erfreuten sich ehedem besonderer Beliebtheit. Ursprünglich mag ein historischer Kern zu Grunde gelegen haben; in voranstehender Erzählung aber sind die geschichtlichen Daten bereits so verwischt, daß ihre sichere Bestimmung nicht mehr möglich ist. Angeblich soll sich auf dem Amte zu Lemförde eine Darstellung der seltsamen Abenteuer des Grafen Rudolph befunden haben. Es wäre interessant zu erfahren, ob dies Denkmal des Alterthums noch erhalten ist.

80. Die Gerichtslinde der Herren von Hammerstein.

An der Landstraße, welche nach Schloß Gesmold, dem alten Sitze der Freiherren von Hammerstein, hinführt, bemerkt man zwei uralte Linden, welche mit Mauerwerk umgeben sind. Mit Recht hat man in ihnen Gerichtsstätten oder Zufluchtsörter für Verfestete gesucht. Bei der einen Linde befinden sich am Gemäuer außerdem noch Ketten, welche schwere, viereckige Steine halten. Die Bedeutung derselben ist noch nicht erklärt, doch behauptet die Sage, daß sich hier einst das Blutgericht der Hammerstein befunden habe und daß die Ketten zur Erdrosselung von Verbrechern gebraucht worden seien.

Das Diakonissenhaus Bethanien zu Berlin.

Seit seiner Reorganisation im Jahre 1852 ist der Johanniter-Orden in engster Weise mit dem Diakonissenhause Bethanien in Berlin dadurch verbunden, daß die Diakonissen desselben nicht nur in zahlreichen Johanniter-Krankenhäusern als Pflegerinnen mit reich gesegnetem Erfolge thätig sind, sondern auch während der letzten Kriege in den Kriegs-Hospitälern des Ordens die hingebendsten Dienste geleistet haben.

In Rücksicht darauf theilen wir aus dem uns vorliegenden, als Manuscript gedruckten Verwaltungs-Berichte dieses Hauses pro 1877 das Nachstehende hier mit:

Zum ersten Male seit fünf Jahren hat Bethanien keine Schwester durch den Tod verloren und sind demselben genügend neue Kräfte zugeführt worden, so daß die Gesammtzahl der Schwestern auf 188 gestiegen ist. Neu eingetreten sind im Ganzen 22, in das Noviziat aufgenommen 17, zum Diakonissenamt eingesegnet 13. Ausgeschieden dagegen sind 15, 2 Diakonissen, 1 Novize und 12 Probeschwestern, so daß demnach, da ultimo 1876 181 Schwestern, 138 Diakonissen, 20 Novizen und 23 Probeschwestern vorhanden waren, sich ultimo 1877 der Stand an Schwestern auf 188 stellt, nämlich 149 Diakonissen, 23 Novizen und 16 Probeschwestern; 7 mehr, als am Schlusse des Jahres 1876.

Das Jahr 1876 schloß mit einem Krankenbestande

von	237
neu aufgenommen sind 1877 . .	2444
also im Ganzen verpflegt	2681

mit 98,047 Verpflegungstagen, davon 11,843 Tage frei mit 153 Kranken; davon aus Berlin 66 Kranke mit 3279 Tagen, von außerhalb 87 Kranke mit 8564 Tagen. Der durchschnittliche Tagesbestand war $268^2/_3$, der der Freikranken $32^4/_9$.

Unter den aufgenommenen Kranken waren:

Evangelische	2249
Katholiken	168
Griechisch katholisch	1
Juden	22
Dissidenten	4
	2444.
Geheilt entlassen sind . . .	2026
Ungeheilt	36
Gestorben	391
so daß als Bestand verblieben .	228
	2681.

Von den 391 Verstorbenen erlagen 88 in den ersten 48 Stunden.

Auf den auswärtigen Stationen Bethaniens hat sich die Arbeit wieder erweitert; zwar hat man das unter Aufsicht einer Schwester gestellte Lehrerwittwenhaus in Potsdam bereits nach Jahresfrist wieder aufgeben müssen, weil die Einrichtungen des Hauses für die gedeihliche Wirksamkeit einer Diakonissin nicht Raum lassen wollten, jedoch hat man nach vier Seiten hin neue Arbeit übernehmen können; nach Magdeburg konnte der Vorstand die zwölfte Schwester schicken, so daß dieselben jetzt an 4 dortigen Gemeinden amtlich zur Arbeit berufen sind, während ein hierauf bezüglicher Vertrag mit einer fünften, der Jacobigemeinde, noch vor Ablauf des alten Jahres abgeschlossen wurde. — Am 1. Mai gab der Vorstand eine 3. Schwester nach Pr. Holland zur Uebernahme des mit dem dortigen Johanniter-Krankenhause vereinigten Kreiswaisenhauses. In das mit dem Johanniter-Krankenhause zu Gerdauen verbundene Siechenhaus, das am 21. October eingeweiht worden ist, wurde eine 4. Schwester entsendet. Endlich wurden am 22. October zwei Schwestern in Spandau in die Gemeindepflege eingeführt.

Bei einem Ueberblick über die auswärtige Arbeit steht voran die Krankenpflege, in welcher 51, also die Hälfte der auswärtigen Schwestern beschäftigt sind, und zwar 31 in 12 Johanniter-Krankenhäusern, 12 in 5 städtischen Krankenhäusern, 4 in 3 Privatkrankenanstalten, 4 in 2 Kinderkrankenanstalten. — Der Kranken-

pflege am nächsten steht die Siechen- und Altenpflege, welche 15 Schwestern in 4 Häusern zu üben haben, während ein Stamm von Siechen sich in den meisten Krankenhäusern noch findet. — Ein weiteres auswärtiges Arbeitsfeld Bethaniens ist die Kinderpflege: 6 Schwestern arbeiten in 4 Waisenhäusern und 7 Schwestern in 6 Kinderpflegen und Spielschulen. — Die Gemeindepflege ist der zwar erst am spätesten begonnene, aber in der lebendigsten Entwickelung begriffene Theil der auswärtigen Arbeit. An 5 Orten unter einer Bevölkerung von circa 170,000 Seelen arbeiten jetzt 22 Schwestern als Gemeinde-Diakonissen, von denen 10 amtlich von Gemeindekirchenräthen berufen sind. Im Ganzen wurden in der Gemeindepflege versehen 1355 Familien, in den Spielschulen 302, in den Strickschulen 666 Kinder.

Kranke wurden in den auswärtigen Stationen von den Schwestern verpflegt 4906, mit 279,942 Verpflegungstagen; das Mutterhaus hinzugenommen, ergiebt eine Zahl von 7487 Kranken mit 377,989 Verpflegungstagen.

Der Bau des Feierabendhauses für alt und müde gewordene Diakonissen, der schon lange geplant war, ist im vorigen Jahre begonnen worden und so rüstig vorwärts geschritten, daß dies Haus im October dieses Jahres bezogen werden soll.

Zum Schluß dieser Mittheilung sei noch bemerkt, wie das Curatorium in seinem Berichte bei Darlegung der financiellen Verhältnisse besonders hervorhebt, daß zwischen dem wohlhabenderen Theile der Bevölkerung, welcher die erste und zweite Klasse der Krankenzimmer Bethaniens füllt, und denen, welche der Armenpflege der bürgerlichen Gemeinden anheimgefallen, von diesen in Bethanien unterhalten werden, eine weite Schicht solcher besteht, die unter gewöhnlichen Verhältnissen sich von ihrer Arbeit redlich ernährend, doch nichts erübrigen können und in Noth gerathen, wenn über sie und ihre Familie schwere Krankheiten kommen. Solchen Leuten wird es überaus schwer, den Kostensatz auch nur der letzten Klasse zu zahlen. Ihnen hilfreiche Hand leisten zu können, sei es auch nur durch theilweisen Nachlaß der Kurkosten, ist ein dringendes Bedürfniß, und dieses tritt in einem Umfange auf, daß die verfügbaren Freibetten auch nicht annähernd genügen. Es sei daher ein lebhaftes und wohlberechtigtes Verlangen der Frau Oberin, daß ihr reichlicher die Möglichkeit gewährt werden möchte, in dieser Beziehung noch mehr als bisher Bethanien als eine mildthätige Anstalt zu verwalten, und bittet deshalb das Curatorium die Freunde und Wohlthäter des Hauses dringend, hierzu zu helfen. Es sei nicht erforderlich, daß gleich ganze Freibetten fundirt werden, auch die geringste Gabe sei willkommen und könne entsprechend verwendet werden.

Wir bemerken dazu, daß gleiche Wünsche auch aus den Johanniter-Krankenhäusern je länger, je mehr laut werden, obgleich in denselben die Verpflegungssätze, den Lokalverhältnissen entsprechend, weit niedriger bemessen sind, als dies in dem theuren Berlin möglich ist.

Aufruf.

Dem siegreichen Feldherrn, dem Gründer des wieder erstandenen Reichs deutscher Nation, seit Jahren der mächtige Schirmer des Friedens, unserm Kaiser, schien ein sonniger Abend seines thatenreichen Lebens beschieden. Mit Stolz blickten die Deutschen beider Welthälften auf ihn, mit Achtung die fremden Nationen. Gerecht und milde gewann seine persönliche Erscheinung die Herzen Aller. Konnte je ein Fürst vertrauen, daß er in der Hütte des Geringsten seines Volkes sicher ruhe, so durfte es Kaiser Wilhelm.

Und gegen das ehrwürdige Haupt dieses Monarchen hat sich die ruchlose Hand von Mördern erhoben, welche, zur Schmach von Deutschland, Deutsche waren.

Der Schutz des Allmächtigen hat das Leben unseres Kaisers bewahrt, aber welch bitteres Gefühl mag in seiner Seele zurückgeblieben sein!

Allgemein spricht sich der Drang aus, den Abscheu vor solchem Frevel, die Liebe und Verehrung des ganzen Volkes zu bekunden. Von den verschiedensten Seiten sind bereits Pläne dafür entworfen, und es steht zu befürchten, daß sie sich gegenseitig durchkreuzen werden.

Die Unterzeichneten wagen es, mit einem Vorschlag hervorzutreten, der es jedem Deutschen, ohne Unterschied von Alter, Stand, Konfession, Reichthum oder Armuth ermöglichen soll, seinem Gefühl Ausdruck zu geben.

Unser Plan ist eine Subscription geringfügigster Summen.

Alle Zeichnungen über 1 ℳ sollen ausgeschlossen, Pfennig-Einzahlungen zulässig sein. Gerade auf diese letzteren wird der Werth gelegt. Nicht auf die Höhe des Ertrags, sondern auf die Zahl der Zeichner kommt es an. Diese soll unserem Kaiser den Maßstab gewähren für die allgemeine Theilnahme seines Volkes, der Ertrag Sr. Kaiserlichen Hoheit dem Kronprinzen mit der Bitte übergeben werden, ihn nach eigner Wahl zu einem allgemeinen wohlthätigen Zwecke zu verwenden.

Es wird dafür gesorgt werden, daß Jedermann am eigenen Wohnort seinen Beitrag zeichnen kann.

Deutsche Mitbürger! wenn politische und konfessionelle Gegensätze uns trennten, in einem Gedanken sind wir einig, in der Liebe zu Kaiser und Reich. Geben wir diesem Gefühl einen sichtbaren Ausdruck!

Graf von Moltke, General-Feldmarschall.

Ahlhorn, Präsident des oldenburgischen Landtags. Back, kommissarischer Bürgermeister von Straßburg i. E. von Bennigsen, Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses. Berlet, Präsident des gothaischen Landtages. Freiherr von Bodelschwingh-Plettenberg, Landtagsmarschall von Westfalen. Boie, stellvertretender Ober-Bürgermeister von Potsdam. Burchard, Bürgermeister von Bückeburg. Caspari, Ober-Bürgermeister von Braunschweig. Claussen, Präsident der Bürgerschaft von Bremen. Conrad-Fronza, Vorsitzender des westpreußischen Landtages. Curtius, Bürgermeister von Lübeck. Duncker, stellvertretender Ober-

Bürgermeister von Berlin. Erhardt, Erster Bürgermeister von München. Evelt, Vorsitzender des Kommunal-Landtages für Hohenzollern. Feldmann, Bürgermeister von Detmold. Fischer, Bürgermeister von Neu-Strelitz. Fischer, Erster Bürgermeister von Augsburg. von Forckenbeck, Ober-Bürgermeister von Breslau. Fries, Präsident des Landtages im Großherzogthum Sachsen. Georgi, Ober-Bürgermeister von Leipzig. Graf von Schlitz, gen. von Görtz, Präsident der Ersten Kammer des Großherzogthums Hessen. Görz, Präsident der Zweiten Kammer des Großherzogthums Hessen. Haberkorn, Präsident der Zweiten Kammer der Stände-Versammlung des Königreichs Sachsen. Hachmann, Präsident der Bürgerschaft von Hamburg. Hack, Ober-Bürgermeister von Stuttgart. Haken, Ober-Bürgermeister von Stettin. Haffelbach, Ober-Bürgermeister von Magdeburg. Heim, Ober-Bürgermeister von Ulm. Hölder, Präsident der Zweiten Kammer des Königreichs Württemberg. Köhler, Ober-Bürgermeister in Greiz. von Köller-Cantreck, Vorsitzender des Landtages von Pommern. Kohleis, Ober-Bürgermeister von Posen. von Krosigk-Popplitz, Vorsitzender des Landtages der Provinz Sachsen. Lamey, Präsident der Zweiten Kammer des Großherzogthums Baden. Laue, Ober-Bürgermeister von Sondershausen. Laurentius, Ober-Bürgermeister von Altenburg. Lauter, Ober-Bürgermeister von Karlsruhe. Lottner, Ober-Bürgermeister von Coblenz. Freiherr von Manteuffel-Croffen, Vorsitzender des Brandenburgischen Landtages. Graf von Matuschka-Greiffenclau, Vorsitzender des Landtages vom Regierungsbezirk Wiesbaden. Mölling, Ober-Bürgermeister von Kiel. Moll, Ober-Bürgermeister von Mannheim. Mumm von Schwarzenstein, Ober-Bürgermeister von Frankfurt a. M. Graf zu Münster-Derneburg, Landtags-Marschall von Hannover. Muther, Präsident des Coburgschen Landtages. Nebrich, Ober-Bürgermeister von Rudolstadt. Obkircher, Präsident der Ersten Kammer des Großherzogthums Baden. von Oertzen-Waltow, Präsident des mecklenburgischen Landtages. Offenberg, Ober-Bürgermeister von Münster. Ohly, Ober-Bürgermeister von Darmstadt. Pietscher, Präsident des Anhaltischen Landtages. Pohle, Bürgermeister von Schwerin. Graf zu Rantzau-Rastorff, Landtags-Marschall in Schleswig-Holstein. Rasch, Stadtdirektor in Hannover. Herzog von Ratibor, Präsident des preuß. Herrenhauses und Vorsitzender des schlesischen Landtages. Rückert, Präsident des Landtages des Herzogthums Sachsen-Meiningen. Graf Schenk von Stauffenberg, Präsident der Kammer der Reichs-Räthe im Königreich Bayern. Freiherr von Schutzbar, gen. Milchling, Vorsitzender des Landtages des Regierungsbezirks Cassel. Selke, Ober-Bürgermeister von Königsberg i. Pr. Siehr, stellvertretender Vorsitzender des ostpreußischen Landtages. von Sommerfeld, Landes-Direktor in Waldeck und Pyrmont. von Stromer, Erster Bürgermeister von Nürnberg. Stübel, Ober-Bürgermeister von Dresden. von Unruhe-Bomst, Vorsitzender der Posenschen Landtages. Fürst von Waldburg-Zeil-Trauchburg, Präsident der Kammer der Standesherren des Königreichs Württemberg. Weise, Ober-Bürgermeister von Cassel. Fürst zu Wied, Landtagsmarschall in der Rheinprovinz. von Winter, Ober-Bürgermeister von Danzig. von Zehmen, Präsident der Ersten Kammer der Ständeversammlung des Königreichs Sachsen.

NB. Alle diejenigen Zeitschriften, vornehmlich die Kreis- und Lokalblätter, deren Benachrichtigung rechtzeitig nicht hat geschehen können, wollen geneigtest durch den Abdruck des vorstehenden Aufrufs denselben ihrem Leserkreise bekannt machen.

Der geschäftsführende Ausschuß.

Der geschäftsführende Ausschuß bemerkt hierbei, daß bei Zusammensetzung des Comités Vertreter des öffentlichen Staats- und Gemeindelebens an die Spitze gestellt worden seien, um damit alles Persönliche auszuschließen, ferner daß die Deutschen im Auslande ihre Betheiligung an der Wilhelmsspende am besten ermöglichen würden, wenn alle an demselben Ort befindlichen Deutschen sich vereinigen und ihre Gaben unter Bezeichnung der Geber an den geschäftsführenden Ausschuß für die Wilhelmsspende — Berlin Rathhaus — einsenden; endlich, daß mit der Sammlung der Wilhelmsspende keine politische Agitation für irgend eine Partei beabsichtigt sei, sondern nur das Eine: das schwer bedrückte Herz jedes Deutschen durch eine Bethätigung befreien und das tiefe Gefühl treuer Zugehörigkeit zu Kaiser und Reich bekunden zu können.

Indem die Redaction dieses Blattes dem oben ausgesprochenen Wunsche des geschäftsführenden Ausschusses für die Wilhelmsspende gern durch Abdruck des vorstehenden Aufrufs nachkommt, bemerkt dieselbe, wie laut neuster Bekanntmachung des genannten Ausschusses: Die Sammlungen für die Wilhelmsspende in allen deutschen Gemeinden am 20., 21. und 22. Juli stattfinden werden und das Nähere hierüber noch aller Orten zur öffentlichen Kenntniß gebracht werden wird.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

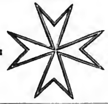
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 17. Juli 1878. Nr. 29.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Juli 1878 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa: der am 1. Juli 1878 vorhandenen Kranken und Siechen	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Juni 1878.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Juni 1878	61			
	Zugang pro Juni	27			
		88			
	Abgang	32			
	Bleibt Bestand	56	56	1701	60
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Juni 1878	90			
	Zugang pro Juni	20			
		110			
	Abgang	20			
	Bleibt Bestand	90	90	2752	72
3.	**Preuß. Holland:**				
	Bestand am 1. Juni 1878	16			
	Zugang pro Juni	11			
		27			
	Abgang	12			
	Bleibt Bestand	15	15	487	58
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Juni 1878	27			
	Zugang pro Juni	13			
		40			
	Abgang	14			
	Bleibt Bestand	26	26	808	54
5.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. Juni 1878	10			
	Zugang pro Juni	8			
		18			
	Abgang	10			
	Bleibt Bestand	8	8	333	50
6.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. Juni 1878	27			
	Zugang pro Juni	14			
		41			
	Abgang	19			
	Bleibt Bestand	22	22	784	36
7.	**Vandsburg:**				
	Bestand am 1. Juni 1878	22			
	Zugang pro Juni	11			
		23			
	Abgang	9			
	Bleibt Bestand	14	14	374	27
	zu übertragen		231	7239	357
	Uebertrag		231	7239	357
8.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Juni 1878	28			
	Zugang pro Juni	6			
		34			
	Abgang	14			
	Bleibt Bestand	20	20	715	32
9.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Juni 1878	25			
	Zugang pro Juni	16			
		41			
	Abgang	21			
	Bleibt Bestand	20	20	645	60
10	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Juni 1878	26			
	Zugang pro Juni	18			
		44			
	Abgang	20			
	Bleibt Bestand	24	24	772	35
11.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. Juni 1878	19			
	Zugang pro Juni	12			
		31			
	Abgang	15			
	Bleibt Bestand	16	16	451	65
12.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Juni 1878	45			
	Zugang pro Juni	30			
		75			
	Abgang	25			
	Bleibt Bestand	50	50	1257	80
13.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Juni 1878	44			
	Zugang pro Juni	16			
		60			
	Abgang	16			
	Bleibt Bestand	44	44	1326	60
14.	**Reichenbach**				
	Bestand am 1. Juni 1878	17			
	Zugang pro Juni	12			
		29			
	Abgang	9			
	Bleibt Bestand	20	20	565	42
	zu übertragen		425	12,970	731

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa		Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
			der am 1. Juli 1878 vorhandenen Kranken und Siechen.	der Kranken-Verpflegungstage pro Juni 1878.	
	Uebertrag		425	12,970	731
15.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Juni 1878	13			
	Zugang pro Juni „	9			
		22			
	Abgang . . .	5			
	Bleibt Bestand	17	17	507	60
16.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. Juni 1878	18			
	Zugang pro Juni „	9			
		27			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	11	11	538	41
17.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. Juni 1878	24			
	Zugang pro Juni „	22			
		46			
	Abgang . . .	20			
	Bleibt Bestand	26	26	674	42
18.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. Juni 1878	13			
	Zugang pro Juni „	8			
		21			
	Abgang . . .	7			
	Bleibt Bestand	14	14	340	36
19.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Juni 1878	4			
	Zugang pro Juni „	6			
		10			
	Abgang . . .	7			
	Bleibt Bestand	3	3	73	12
20.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Juni 1878	4			
	Zugang pro Juni „	3			
		7			
	Abgang . . .	4			
	Bleibt Bestand	3	3	112	10
21.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Juni 1878	10			
	Zugang pro Juni „	2			
		12			
	Abgang . . .	10			
	Bleibt Bestand	2	2	192	26
22.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1 Juni 1878	3			
	Zugang pro Juni „	2			
		5			
	Abgang . . .	1			
	Bleibt Bestand	4	4	100	10
23.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. Juni 1878	3			
	Zugang pro Juni „	—			
		3			
	Abgang . . .	1			
	Bleibt Bestand	2	2	89	12
24.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Juni 1878	18			
	Zugang pro Juni „	—			
		18			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	18	18	540	18
25.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. Juni 1878	13			
	Zugang pro Juni „	12			
		25			
	Abgang . . .	10			
	Bleibt Bestand	15	15	366	30
	zu übertragen		540	16,501	1028
	Uebertrag		540	16,501	1028
26.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Juni 1878	11			
	Zugang pro Juni „	8			
		19			
	Abgang . . .	7			
	Bleibt Bestand	12	12	371	38
27.	**Plochingen** (in Württemberg):				
	Bestand am 1. Juni 1878	3			
	Zugang pro Juni „	4			
		7			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	1	1	76	38
28.	**Ludwigslust** (in Mecklenburg):				
	Bestand am 1. Juni 1878	28			
	Zugang pro Juni „	20			
		48			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	29	29	854	36
29.	**Dresden:**				
	Bestand am 1. Juni 1878	10			
	Zugang pro Juni „	14			
		24			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	5	5	231	16
30.	**Niederweisel** (in Hessen):				
	Bestand am 1. Juni 1878	18			
	Zugang pro Juni „	3			
		21			
	Abgang . . .	3			
	Bleibt Bestand	18	18	549	20
	Zusammen		605	18,582	1176

Der gesammte Abgang an Kranken pro Juni 1878 beträgt 371, davon sind:

gestorben . . . 35
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 28
geheilt 308
wie vor 371.

31. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 55 Betten.
Bestand am 1. Mai 1878 . . . . 49 Kranke.
Zugang pro Mai . . . . 47 „
96 Kranke.

Davon sind:

gestorben 4
ungeheilt aber nur gebessert entlassen 14
geheilt 36
54 „

Bleibt Bestand am 1. Juni 1878: 42 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 2 Europäer, 9 Muhamedaner, 2 Drusen und 34 orientalische Christen.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro Mai 1878 beträgt 1315.

Poliklinisch wurden 1135 Personen behandelt.

Die Lübecker Cirkel-Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Diese somit ursprünglich gesellige Vereinigung erhielt 1379 einen kirchlichen Character, als der vorbenannte Boldewin Speygeler und acht andere Männer: Gerd und Hermann Darsow, Marquard von Dame, Johann und Heinrich Meteler, Eberhard Morum, Jacob Holk und Arnd van der Brugge,

von welchen fünf schon im Speygelschen Testament erwähnt sind, einen Vertrag mit den Franziscanern von St. Catharinen schlossen, in welchem diese sich verpflichteten, den Genannten und Allen, die zu ihrer Brüderschaft gehörten, eine Capelle in der Catharinenkirche zu überlassen, darin täglich eine Messe für das Seelenheil der Mitglieder der Gesellschaft zu lesen, bei dem Tode eines derselben ihn ebenso zu begehen, wie sie die Brüder ihres Klosters zu begehen pflegen, auch alle Mitglieder in die Gemeinschaft ihrer guten Werke aufzunehmen.

Mit dieser Urkunde, welche die Patricier auch stets als ihre Stiftungsurkunde angesehen haben, traten sie zuerst als eine geschlossene Verbindung in ein historisches Dasein, womit sie offenbar die Absicht verbanden, hinfort einen besondern Stand zu bilden und einen höhern Rang als die übrigen Bürger zu beanspruchen. Wenn auch sonst in dieser Urkunde nur von kirchlichen Verhältnissen die Rede ist und nichts Anderes als in den andern zahlreichen Stiftungsurkunden religiöser Brüderschaften festgesetzt wird, so zeichnet sie sich doch dadurch von ähnlichen Urkunden aus, daß in ihr wiederhalt nicht von einer Brüderschaft als solche, sondern immer von einer Gesellschaft und Brüderschaft selshop n. brodershop geredet wird, was sonst in Lübeck eine durchaus nicht vorkommende Bezeichnung für eine Corporation ist, indem es nur Cumpanien der Kaufleute und Ampte der Handwerker gab. Auch nahm die neugegründete Verbindung sogleich ein äußeres Abzeichen an, welches in einem goldenen offenen Cirkel innerhalb eines ebenfalls nach unten geöffneten Ringes bestand und welches jedes Mitglied laut den Statuten von 1429 bei Strafe zu tragen geboten war. Aus den einfachen Cirkeln wurde seit 1485 eine aus Cirkeln, die durch Adlerschwänze mit einander verbunden waren, bestehende Kette, die dann nur bei feierlichen Gelegenheiten zu „Ehren des Kaisers" getragen wurde. Friedrich III. ertheilte der Gesellschaft darüber am 16. Januar des genannten Jahres auf ihr Ansuchen ein besonderes Privilegium. Darin wird ihnen gestattet „den obgemelten ring mit einem zirkhel alleine oder der mehr, so viel sy wollen und zwischen jedwedern Ring einen adlerschwanz in einer gesellschaft oder halsbandtweise und vornen herab an einen adlerschwanz die heyl. Dreifaltigkeit und unterst auch einen ring und zirkhel hangend um den hals ob den kleidern zu einer jeden zeit, wen das einem jeglichen füglich ist, an allen enden und artten" zu tragen. Es existirt leider keine solche Kette mehr, doch sieht man sie auf den Portraits einiger Rathsverwandten und sie ist auch in der kaiserlichen Urkunde in Farben dargestellt.*)

Eine fernere Auszeichnung der Cirkelbrüder tritt erst später hervor und läßt sich deren Ursprung nicht nachweisen. Sie bestand darin, daß, wenn ein Cirkeler Hochzeit gab und die Hochzeitsgäste in feierlichem Zuge in die Kirche gingen, um der Trauung beizuwohnen, der Spielgräfe des Raths mit seiner Musik voranschritt und einen silbernen Stab trug. Der Stab war sehr künstlich gearbeitet, etwa zwei Meter lang, mit einer kleinen, gleichfalls silbernen Figur der Maria Magdalena an der Spitze. Er durfte nur Mitgliedern des Ordens vorangetragen werden, nicht einmal Rathsherren oder deren Söhnen, wenn sie demselben nicht angehörten. Formell war jedesmal die Erlaubniß der Weinherren, unter deren Aufsicht er stand, zu erbitten. Als aber 1635 die Weinherrn**) den Gebrauch des Stabes dem Sohne des Rathsherrn Georg Paulsen erlaubt hatten, dem diese Auszeichnung nicht zukam, da er weder der Genossenschaft angehörte noch überhaupt von vornehmer Herkunft war, so beschwerten sich die dadurch beleidigten Cirkeler bei dem Rathe, und da dieser ihnen kein Gehör gab, machten sie einen Proceß bei dem Reichshofrath in Wien anheischig, der über sechs Jahre dauerte. Ihr Recht wurde schließlich zwar anerkannt, aber der Gebrauch des Stabes scheint doch seitdem, wahrscheinlich um ähnlichen Streitigkeiten vorzubeugen, aufgehört zu haben.

Eine dritte Auszeichnung war es endlich, daß der Guardian der Minoriten im Jahre 1386 allen Mitgliedern der Cirkelgesellschaft gegen eine besondere Abgabe gestattete, ihre Wappen neben der ihnen überlassenen Capelle aufzuhängen. Das erste Vorkommen dieses ritterlichen Gebrauchs bei Lübecker Patriciern läßt sich auf das Jahr 1349 zurückführen, wo Gottschalk von Attenborn in seinem Testament den Executoren desselben aufträgt, einen Altar zu bauen und daneben zu beständigem Gedächtniß seinen Schild und Helm aufzuhängen. Dasselbe geschah in der Marienkirche 1369 mit dem Schild und Helm des vor Helsingborg gefallenen Bruno Warendorp. Wie hoher Werth auf diese Auszeichnung gelegt wurde, geht aus einer Verfügung des Peter Smilow hervor, der im Jahre 1386 den Junkern, die den Cirkel tragen, 100 Thlr. zu einem Hauskauf oder einer Stiftung vermachte, falls sie erlauben wollten, daß sein Wappen neben den ihrigen in der Capelle aufgehängt werde. Wie das Testament bekundet, war er ein reicher Kaufmann und obgleich nicht selbst Mitglied der Verbindung, doch der Schwiegersohn des Patriciers Gerhard von Attenborn.

Ein Beweis, daß die öffentliche Meinung den Mitgliedern der Verbindung die bevorzugte äußere Stellung die sie in Anspruch nahmen, freiwillig zugestand, liegt in der Bezeichnung Jungherren (Junker) oder lateinisch domicelli, welche bald auf sie übertragen wurde und die bis dahin nur für Fürstensöhne üblich war. Im

*) Für denjenigen, der nicht Gelegenheit hat, nach Lübeck zu kommen, verweise ich auf Siebmacher's Wappenbuch 3. Theil p. 192. ed. 1666.

**) Die Weinherren wynmestere, Domini vini zwei Rathsherrn, welche den städtischen Weinkeller unter ihrer Aufsicht hatten. Hier mußte nämlich aller in die Stadt gebrachter Wein gegen Kellerhäuer gelagert werden, wenn nicht der Rath in einzelnen Fällen Ausnahmen gestattete, jedoch unter fortwährender Verpflichtung zur Bezahlung der Kellermiethe. Es durfte auch kein Wein zum Verkauf ausgeschenkt werden, ehe er nicht vom Rath nach seinem Werth abgeschätzt war.

Jahre 1373 heißt es noch „do sanden se tohant deme kopmanne unde den uppersten borgberen boden; während schon acht Jahre darauf 1381 berichtet wird: Under desser tyd besprak sik de raet mit sinen vrunden unde schickede dat so, dat des nachtes vor deme sundage de kopman sik leyde unde de juncheren der stad in veer stede.

Auch in den sogenannten Luxusordnungen, Gesetzen über Kleidertracht und Aufwand bei Aussteuern, Hochzeiten und anderen Veranlassungen, wurden sie als besonderer Stand angesehen und mit dem Namen Geschlechter bezeichnet. In einer Ordnung von 1582 werden nebeneinander genannt: Personen des Rades, der Geschlechter so mit dem Witten beraden werden,*) Doctores und dergeliken; in einer anderen von 1591: personen des Rades, Geschlechter und vornehme börgerschop.

Die Cirkelherrn haben der Stadt lange Zeit Gesetze vorgeschrieben, da ihr Kreis während des 15. Jahrhunderts einen seltenen Reichthum von geistigen und materiellen Kräften einschloß. Von 136 Personen, die zwischen 1416 bis 1531 in den Rath gewählt wurden, gehören 95 der Zirkelgesellschaft oder der seit 1450 von ihnen abgezweigten Kaufleute Compagnie an. Von den übrigen 41 Rathsverwandten wurden 19 in den Jahren 1501—1530 gewählt, so das während des ganzen fünfzehnten Jahrhunderts die Patricier die bei weitem überwiegende Majorität im Rathe bildeten und die Zügel des Regiments in der Hand hatten. Namentlich war die Bürgermeisterwürde während dieses langen Zeitraums fast ganz in ihrem Besitze, denn neben zweiunddreißig patricischen Bürgermeistern hat nur ein nicht patricischer im Rathe gesessen.

Aber noch einmal erhob sich zu Lübecks großem Unglück die Democratie 1529—35. Auch jetzt wurde durch kaiserliches Machtgebot dem Rathe sein vollkommenes Regiment und Ansehen wiedergegeben, ja dasselbe wie nach Beilegung früherer Unruhen 1416, ausdrücklich wieder hergestellt. Allein die Treue, mit der die Geschlechter der katholischen Kirche zugethan waren, ließ sie nicht wieder emporkommen: die Veränderung, welche mit der Reformation in allen kirchlichen Verhältnissen eintrat, führte auch ohne ausdrückliche Verletzung der kaiserlichen Gebote, eine größere Theilnahme aller Bürger an der Verwaltung mit sich; überdies wanderten viele alte Familien ihres Glaubens wegen in die Fremde. Die Cirkelbrüderschaft als kirchliche Verbindung hörte auf. Zwar traten im Jahre 1580 elf Patricier zur Erneuerung der alten Cirkelbrüder zusammen und die Kaufleute oder Rentenire folgten ihnen im Jahre darauf, allein zu der früheren Bedeutung vermochten sie es nicht wieder zu bringen. Einerseits war die Zahl der patricischen Familien in sichtlicher Abnahme begriffen und andrerseits war der Eintritt neuer Mitglieder, der allein neue Lebenskraft der alternden Körperschaft hätte zuführen können, zu sehr an erschwerende Ausweise über Geburt und Herkommen geknüpft. Dazu kam, daß die Patricier durch ihre unpatriotische Handlungsweise ihre Mitbürger gegen sich erbitterten. Schon im Jahre 1568 hatte der Cirkeler Heinrich v. Calven, Eigenthümer des Gutes Schenkenberg, aus Verdruß über den für ihn ungünstigen Ausfall eines Grenzprozesses mit dem v. Hilen'schen Gute Cronsfelde sein Gut der städtischen Hoheit entzogen und unter die Landeshoheit des Herzogs von Sachsen-Lauenburg gestellt. In den nun folgenden bürgerlichen Wirren folgten ihm viele Standesgenossen darin nach und die großen städtischen Güter Moisling, Niendorf, Reeke, Stockelsdorf, Steinrade, Mori und Eckhorst kamen der städtischen Hoheit abhanden. Es war daher kein Wunder, wenn die einst so hoch in Ehren gehaltenen Cirkelbrüder immer weniger populär wurden und von den andern bürgerlichen Collegien verdrängt wurden. Wie sehr ihr Einfluß im Abnehmen begriffen war, geht aus dem Umstand hervor, daß von 1531—1669, in 138 Jahren nur 7 Junker auf der Bürgermeisterbank und 27 auf der Rathsbank saßen, während die übrigen rathsfähigen Collegien 31 Bürgermeister und 88 Senatoren stellten. Gesetzlich war überdies das Vorherrschen der Patricier im Rathe nie gewesen, die gegentheilige Behauptung Scheib's in seinen Nachrichten vom hohen und niedern Adel hat schon Dreyer in der Einleitung zur Kenntniß der Lübeckischen Verordnungen widerlegt, vielmehr waren es großer materieller Reichthum im Verein mit geistiger Ueberlegenheit, die ihnen zeitweise nicht allein Einfluß und Macht sondern auch eine von ihren Mitbürgern willig anerkannte bevorzugte Stellung verliehen. Ein solches gesetzliches Recht auf die Besetzung des Rathes erlangte die Cirkelgesellschaft in einem geringen Grade erst viel später als die Zeit ihrer wirklichen Macht längst vorüber war. Es geschah dies in Veranlassung der von der Bürgerschaft wiederholt erhobenen Beschwerde, daß bei der Besetzung des Rathes allzusehr verwandtschaftliche Beziehungen und Rücksichten sich geltend machten. In der That war diese Beschwerde nach der Zusammensetzung des Rathes 1660 so wohl begründet, daß der Rath nicht umhin konnte, derselben für die Folge durch geeignete Zugeständnisse zu begegnen. Das darauf unter kaiserlicher Vermittelung 1669 erlassene Staatsgrundgesetz schloß die bis dahin unbeschränkte Freiheit des Rathes in seiner Selbstergänzung in sofern in gewisse Grenzen ein, als über die verwandtschaftlichen Verhältnisse, über die Zahl der gelehrten Mitglieder und der Kaufleute, auch über die Kreise, aus dem letztere genommen werden sollten, einige nähere Bestimmungen getroffen wurden: damals meinte man den Cirkelern alle gebührende Rücksicht zu erweisen, wenn man dem Rath gestattete, drei Mitglieder der Junker-Compagnie und drei Mitglieder der Kaufleute-

*) Es war eine den patricischen Frauen eigenthümliche Auszeichnung, daß sie „mit dem Witten beraden", oder wie es hochdeutsch hieß, mit dem Weißen berathen (ausgesteuert) wurden. Aus einer Verordnung von 1582 ergiebt sich, daß darunter ein weißer Kragen zu verstehen ist.

Compagnin gleichzeitig unter sich zu haben, auch dabei von den im Receß vorgeschriebenen Verwandtschaftsgraden abzusehen und nur die schon von Heinrich dem Löwen herrührenden Bestimmungen zu befolgen. Beide Gesellschaften aber waren damit nicht zufrieden, sondern verlangten, daß dem Rath in Bezug auf die Wahl ihrer Mitglieder keinerlei Zwang auferlegt werden solle, der über jene uralte Bestimmung hinausging. In der That erreichten sie es, daß der Reichshofrath diese Bestimmung des Recesses laut Erkenntniß vom 23. October 1670 wieder aufhob, so daß der Rath die Freiheit erhielt, aus der Cirkelgesellschaft so viele Mitglieder zu wählen, als er wollte. Es war dies aber nur ein theoretischer Sieg. Die Wirklichkeit der Verhältnisse hatte sich inzwischen schon so gestaltet, daß practischer Erfolg damit nicht mehr verbunden war.

(Schluß folgt.)

Literarisches.

Juan Ferrandez de Heredia, Großmeister des Johanniterordens (1377—1396). Von Karl Herquet. Mühlhausen i. Th. bei Adolf Foerster. 1878.

Den Lesern dieses Blattes wird der Name des Verfassers, der seit Jahren bemüht ist, die Geschichte des Johanniterordens und speziell die der deutschen Zunge während der Rhodiser Periode auf Grund der Quellen, vorzugsweise der archivalischen, auszubauen, nicht unbekannt sein. Hier hat derselbe das schwierigste Thema der ganzen Ordensgeschichte, die fast funfzigjährige Einwirkung des zuletzt zum Großmeister gewählten Heredia auf die Schicksale seines Verbandes in erschöpfendster Weise behandelt. Namentlich finden wir eine sehr klare Würdigung der Motive, weshalb Heredia und der Convent bei Ausbruch des großen Schisma sich auf die Seite des Avignoner Papstes stellten. Ferner ist hier zum erstenmal die sehr weittragende politische Wirksamkeit Heredias in seinem Vaterlande dargestellt, wodurch zugleich eine große Lücke in der neueren Spanischen Geschichtsschreibung ausgefüllt wird.

In den angehängten Excursen wird das Leben des deutschen Ritters Hesso Schlegelholtz geschildert, der eine Zierde des Ordens und seines Vaterlandes durch eine Reihe von Mißverständnissen von den Kunsthistorikern, zuletzt von Kinkel (1876) der Zerstörung des Mausoleums von Halikarnaß beschuldigt wird. Der diesbezüglichen Ausführung über das altklassische Denkmal und seinen Untergang wird Jedermann mit dem lebhaftesten Interesse folgen.

Für die Ritter der Balley Brandenburg hat die obige Schrift noch eine erhöhte Bedeutung durch den Umstand, daß Heredia auf Betreiben von Schlegelholtz durch Bestätigung des bekannten Heimbacher Vergleichs der Balley eine ganz selbstständige Stellung innerhalb des Rahmens des Ordens einräumte, der sie ihre Fortexistenz bis in unsere Zeit verdankt. Zugleich wird ihre frühere historische Entwicklung, worüber bis jetzt nur unklare Ansichten verbreitet waren, in kurzen Zügen hier quellenmäßig fixirt.

Von den zahlreich erschienenen Recensionen wollen wir Einiges im Auszug mittheilen.

Im Liter. Centralblatt Nr. 15 vom 13. April 1878 sagt ein namhafter Historiker:

„Der Verfasser, der sich schon früher vortheilhaft bekannt gemacht hat, darf wegen seiner Monographie über einen so bedeutenden Mann des Dankes der Geschichtsfreunde gewiß sein. Es kommt dazu, daß wir hier eine Untersuchung erhalten, welche den Anforderungen der histor. Wissenschaft entspricht, denn, wie wir es von einem so kundigen Forscher nicht anders erwarten, so hat der Verf. eine große Anzahl von Archiven für seinen Zweck durchforscht und eine reiche Ausbeute gewonnen." —

(Ueber Land und Meer Nr. 18):

„Aus Specialgeschichten baut sich die Weltgeschichte auf und jede solche einzelne Forschung wirft auch Lichter auf die ganze Zeit. Eine solche Spezialgeschichte von erhöhter Bedeutung ist der histor. Essay J. F. de Heredia. Der gelehrte Geschichtsschreiber hat den berühmten Großmeister des Johanniter Ordens, der zugleich einer der bedeutensten Geschichtsschreiber Spaniens war, in seiner lichtvollen, klar aufgebauten und auch für Laien höchst lesbaren Monographie, sowohl nach seiner Persönlichkeit, als nach seiner Bedeutung für den Orden, für die Politik und Literatur in kräftigen, plastischen Zügen dargestellt und durch geistvolle Ausblicke auf die ganze Zeit anziehend und werthvoll gemacht. Man sieht hier nicht nur, wie ernst nach den Quellen geforscht worden, sondern auch, wie solche mit Kritik benutzt werden müssen, denn das Buch, das von der Belesenheit des Autors das rühmlichste Zeugniß ablegt, liest sich dabei so angenehm, als wäre es für den Vortrag vor einem gemischten Publikum geschrieben."

Aehnlich urtheilt das (Bonner) Theolog. Literaturblatt.

Die Kaiser-Wilhelms-Kapelle in Gastein.

Seine Majestät der Kaiser Wilhelm ist bekanntlich seit Jahren gewohnt, wenn er seine Brunnencur in Ems beendet hat, etliche Wochen im Warmbad Gastein in den Salzburger Alpen zu verleben. Vor 150 Jahren ward ein Freiherr von Firmian Erzbischof von Salzburg. Der soll im Rausch geschworen haben: er wolle aus seinem Besitzthum alle Ketzer treiben und sollten auch auf den Aeckern nur noch Dornen und Disteln wachsen. Und er bot mit seinen Rathsleuten und den Jesuiten Alles auf, den Evangelischen ihre Bibeln und Erbauungsbücher und damit zugleich ihren Glauben zu rauben. Da fanden sich am Sonntage vor St. Lorenz 1731 im Gasthause zu Schwarzach mehr als 100 Männer von den verschiedensten Seiten des Gebirges zusammen und gelobten mit einem Eide, vom Glauben der Väter nie zu lassen. Der Erzbischof, der solches erfuhr, rief tausend Mann österreichisches Fußvolk und drei Regimenter Reiter herbei, welche die Evangelischen hart bedrückten. Zwei muthige Männer schlichen sich durch die Grenzposten und suchten und fanden Hilfe bei unserm König Friedrich Wilhelm I. in Berlin. Seiner entschiedenen Vermittelung beim Kaiser ist es zu danken gewesen, daß der Erzbischof den 26,000 Bauern und Bergknappen, die evangelisch waren, gestattete, ihre Besitzungen zu verkaufen und auszuwandern. Die meisten verließen vom December 1731 bis November 1732 ihre Heimat und

wandten sich über Berlin nach Ostpreußen, andere gingen nach Holland und nach Nordamerika. Bis unlängst lebten nur an 60 Lutheraner und 7 Reformirte im Salzburgischen Herzogthum. Nun aber ist auch im Kaiserthum Oesterreich der Glaube freigegeben. In Salzburg erhebt sich eine schöne evangelische Kirche und im Bade Gastein eine Kapelle, genannt die Kaiser-Wilhelms-Kapelle, weil sich in Hofgastein unser Kaiser als Eigenthümer der Kapelle in das Grundbuch hat eintragen lassen, wodurch alle Sorge und Noth und aller Kampf um die Kapelle zu Ende gebracht worden ist. Und dadurch ist nun auch die Sehnsucht so Vieler gestillt, die hier außer den warmen Quellen von Gastein auch nach dem Wasser des Lebens suchten. Bis zur Errichtung und Eröffnung der Kapelle war dann und wann ein evangelischer Gottesdienst in dem Ballsaale der sogenannten „Wandelbahn" gehalten worden. Die neue Kapelle die an 200 Personen zu fassen vermag, erhebt sich zwischen Tannen auf einer Art Estrade, zu der man von der Chaussee emporsteigt und von der man eine herrliche Aussicht hat auf die Berge und Gletscher ringsum: „eine große Vorrede der Schöpfung zu dem Worte von der Erlösung" nannte dieselbe Hofprediger und Garnisonpfarrer Emil Frommel von Berlin, welcher am 6. Juli 1872 — also am Todestag des Märtyrers Joh. Huß — die Kapelle auf Befehl des Kaisers Wilhelm feierlich eingeweiht hat. Etliche Wochen darnach kam dieser selbst gen Gastein. Er nahm regelmäßig an dem Gottesdienst Theil. In die beiden Bibeln auf Kanzel und Altar schrieb er als Patron des Kirchleins folgende Worte:

„Du bist meine Zuversicht, meine Hoffnung von meiner Jugend an. Im Glauben ist die Hoffnung."

Den 25. August 1872.
Wilhelm, Imp. Rex.

„Bei Gott ist mein Heil, meine Ehre, der Fels meiner Stärke, meine Zuversicht ist auf Gott!"

Wilhelm, Imp. Rex.

Und über der Chornische steht in großen Lettern der vom Kaiser gewählte Spruch: Halte was Du hast, daß Niemand Deine Krone nehme. —

Aufruf.

Am 20. Januar 1877 sind wir hierselbst zu einem Verein zur Waisenpflege zusammengetreten und haben mit den uns in Folge des öffentlichen Aufrufes zugeflossenen milden Gaben im April 1877 ein Waisenhaus in einem gemietheten Gebäude in Beuthen eingerichtet. Von unserem Vorstande ist jetzt der erste Jahresbericht erstattet, aus welchem hervorgeht, daß unser Unternehmen erfreulichen Anklang und lebhafte Unterstützung gefunden hat. Es sind uns an einmaligen und wiederkehrenden Beiträgen im ersten Verwaltungsjahre 20,938 Mark 64 Pfg. zugegangen, und wir haben in diesem ersten Jahre 41 verwaisten Kindern, ohne Unterschied des Glaubens, eine Heimstätte gewähren können, in welcher wir dieselben zu ordentlichen Menschen in der Furcht Gottes und in Liebe zu König und Vaterland erziehen. Für die Unterhaltung unserer Anstalt haben wir im ersten Verwaltungsjahre 12,479 Mark 4 Pfg. aufgewendet, so daß uns am 31. März 1878 ein Kassenbestand von 8,459 Mark 60 Pfg. verblieb. Inzwischen mußte, um den fortwährend zahlreich bei uns eingehenden Gesuchen um Aufnahme von Waisenkindern nur einigermaßen entsprechen zu können, die Stellenzahl in unserem Waisenhause auf 45 erhöht werden, und ist es nunmehr unser Wunsch, zur dauernden Befestigung unseres Unternehmens, das von uns bisher gemiethete Haus anzukaufen und Corporationsrechte zu erbitten. Hierzu bedürfen wir noch bedeutender Geldmittel. Die traurigen Erfahrungen der jüngsten Zeit mahnen uns dringlich, der Erziehung unsere erhöhte Aufmerksamkeit und unsere thatkräftigste Fürsorge zuzuwenden.

Wir richten deshalb an alle Diejenigen, welchen das Wohl unserer hilfsbedürftigen Waisen am Herzen liegt, und welche mit uns die Nothwendigkeit anerkennen, dieselben in Gottesfurcht und in Vaterlandsliebe heranzubilden, die dringende Bitte, unsere Anstalt, der wir in dankbarer Verehrung für unseren geliebten Landesherrn den Namen

Kaiser Wilhelmstift

geben wollen, mit Geldgaben zu unterstützen.

Zur Empfangnahme solcher Spenden sind die Kreis-Communal-Kasse hierselbst, sowie die Vorstandsmitglieder, Landrath von Wittken in Beuthen, Stadtverordneten-Vorsteher Dr. Mannheimer in Beuthen, Dr. med. Glatzel in Beuthen, Hauptmann Schimmelfennig in Königshütte, Direktor Innerling in Friedenshütte, gern bereit.

Beuthen in Oberschlesien, am 18. Juni 1878.

Der Verein zur Waisenpflege im Kreise Beuthen.

gez.: von Wittken. Dr. Mannheimer. Schimmelfennig. Innerling. Dr. Glatzel. Girndt. Lobe. Fr. Schweitzer. Pasch. Dr. Montag. Drescher. Krause. Kammel. H. Habr. Wintzek. Robert Schultz u. s. w.

(335 Vereins-Mitglieder.)

Gebrauchte Briefmarken

verwerthe ich zum Besten der protestantischen Kirche zu Krankenheil-Tölz in Oberbayern, und bitte, mir solche zahlreich einzusenden.

Banzin bei Brahlsdorf in Mecklenburg-Schwerin.
Baronin von Laffert,
geb. von Behr.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63 — 65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

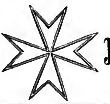
Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.





Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 24. Juli 1878. Nr. 30.

Auf dem letzten Rittertage der Schlesischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens, ist an Stelle des verstorbenen Ober-Erb-Kämmerers Grafen von Maltzan, der Rechtsritter: Landrath a. D. von Roeder, auf Ober-Ellguth bei Tschirnau, zum Mitgliede des Convents der genannten Genossenschaft gewählt worden.

Die Lübecker Cirkel-Gesellschaft.

(Schluß.)

Es bleibt noch übrig einen Blick auf das Verhältniß der Cirkelgesellschaft zum Adel zu werfen. Für die Beurtheilung der Rangstellung der Lübecker Patricier ist es nicht entscheidend, welche Stellung das Patriciat etwa in anderen Städten einnahm. Die Verhältnisse waren sehr verschieden und müssen in jeder Stadt nach ihrer besonderen Eigenthümlichkeit aufgefaßt werden. In Bremen*) wurde ursprünglich die Stadtgemeinde, aus welcher die Rathmänner gewählt wurden, nur von den rittermäßigen Bürgern gebildet, die von dem Ertrage ihres Landeigenthums lebten und in der Regel auch eine rittermäßige Lebensart führten. In Cöln**) statteten, nachdem durch die Entwickelung der Ministerialität neue Standesverhältnisse geschaffen waren, die Erzbischöfe eine möglichst große Anzahl kriegsmuthiger Bürger mit Lehngütern aus, deren Besitz zur Kriegsfolge verpflichtete. In Halle dagegen waren die Ansiedler, in denen die Anfänge des späteren Patriciats zu erblicken sind, zwar freier, doch, abgesehen von einzelnen Ausnahmen, nicht edler Abkunft. In Lübeck waren, wie wir gesehen haben, die ursprünglichen Einwohner ihrem wesentlichen Bestandtheile nach Kaufleute. Wenn Friedrich Barbarossa in dem Privileg von 1188 denen persönliche Freiheit zusicherte, die ein Jahr lang unangesprochen in der Stadt gelebt hatten, so darf man annehmen, daß ein Theil der Bürgerschaft aus ursprünglich Unfreien bestand.

*) Donandt, Bremisches Stadtrecht.
**) Ennen, Geschichte der Stadt Cöln.

Keine Spur weist auf das Vorhandensein höherer Stände hin. Erst als die Verhältnisse sich weiter ausgebildet hatten, haben auch Adlige sich in der Stadt angesiedelt, was sich in einzelnen Fällen mehr oder weniger bestimmt nachweisen läßt. Unter diesen nennen wir die Familie v. Dame, die wahrscheinlich gleichen Ursprungs mit dem holsteinschen Adels-Geschlecht desselben Namens war. Dahme ist ein Gut in Holstein in der Nähe der Ostsee. Heinrich v. D., Lambert v. D. und Bertram v. D. kommen zu Ende des 13. und zu Anfang des 14. Jahrhunderts nebst anderen Adligen als Zeugen in Urkunden vor, welche die Grafen v. Holstein ausstellten, und verschwinden dann. Gleich darauf erscheint der Name Dahme wiederholt im Lübecker Stadterbebuch: Godeco 1316, Hermann 1326, Heinrich 1336. Marquard v. Dame wird 1356 unter den Bürgern genannt, denen Waldemar IV. Güter geraubt und später Entschädigung dafür gezahlt hat; er war also Kaufmann geworden. Ein gleichnamiger Sohn desselben tritt 1379 als Mitstifter der Cirkelgesellschaft auf, 1385 sehen wir ihn als Besitzer des Gutes Eckhorst und 1391 ward er Rathmann. Ein ferneres Beispiel ist der Lübeckische Bürger Berthold Kule, der 1335 vorkommt. Er war Anführer eines Schiffes im Kriege gegen Stavern und auch Lübeckischer Vogt in Schonen. Ein von ihm erhaltenes Siegel ist ganz dasselbe, welches auch die als Lehnsmänner sowohl der Herzöge von Mecklenburg als der Grafen von Holstein vorkommenden Knappen Kule führten. Ein Heinrich Kule befand sich 1429 unter den Cirkelbrüdern. Nach Lisch dürfte auch die in Lübeck und Stralsund im 15. Jahrhundert blühende Familie Bere eines Ursprungs mit der weitverzweigten und reichbegüterten Adelsfamilie Beta sein; Gleichheit des Namens und Wappens lassen wenigstens darauf schließen. Es haben ferner zeitweise einzelne Adlige in Lübeck gelebt ohne aber in den städtischen Nexus einzutreten. So Ende des 14. Jahrhunderts ein schwedischer Ritter Jacob Abrahamson, dem der Rath gegen eine gewisse Abgabe Freiheit von Steuern, Wacht und Kriegsdienste gewährte, sowie die Befugniß ein Grundstück zu

erwerben. In seinem am 12. Mai 1401 errichteten Testament verfügt er nach schwedischem Recht, war also den lübischen Gesetzen nicht unterworfen. Ein ähnliches Beispiel liefert der Ritter Bartholomäus Tisenhausen, aus einer livländischen Familie, der nebst seinem Neffen Johannes in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in Lübeck lebte. Bartholomäus erwarb bedeutenden Grundbesitz in Holstein und Johannes heirathete die Tochter des Tidemann von Wasendorp und erhielt als Mitgift ein großes Haus, zu welchem Ländereien vor der Stadt gehörten. Beide betheiligten sich auch bei einer Anleihe, welche der Rath von Lüneburg zu machen genöthigt war, aber wir finden sie bei keiner städtischen Angelegenheit betheiligt. Nach dem Tode der Väter verkauften die Söhne ihre Grundstücke und zogen wieder fort.

Ferner finden wir das gut besoldete Amt eines Befehlshabers der vom Rathe unterhaltenen bewaffneten Diener mehrfach mit Adeligen besetzt. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts bekleidete sie Lubeke von Blücher, dann Helmold von Plessen später Bodo von Adelepsen. Die beiden Letzteren waren gleich Johannes v. Tisenhausen Mitglieder der Cirkelverbrüderung.

Diese Elemente aber waren denn doch zu vereinzelt, um den Character der Cirkelgesellschaft zu ändern. Zwar mögen außer den oben genannten Familien noch manche andere dieser Genossenschaft ursprünglich adeliger Abkunft gewesen sein und von vielen wird es behauptet, allein mit dem Eintritt in die Rechtsverhältnisse des Bürgers und dem Ergreifen einer bürgerlichen Nahrung gingen die Vorrechte des Adels von selbst verloren. Auch scheinen die Cirkeler oder Patricier der älteren Zeit selbst sich nicht als dem Adel ebenbürtig angesehen zu haben, wenigstens läßt sich eine Stelle aus einem Urtheil des kaiserlichen Hofgerichts vom 25. October 1418 dafür anführen. Der sogenannte revolutionäre Rath der 1408 das Regiment erlangte, hatte sich 1410 dem Herzoge Erich V. von Lauenburg verpflichtet, ihm jährlich 300 Mark zu entrichten, wofür derselbe die Sicherhaltung der Landstraßen übernahm. Als nun der 1416 wieder eingesetzte alte Rath den Vertrag nicht anerkannte, klagte der Herzog bei dem Kaiser. Nachdem der Rath eine zweimalige Ladung unbeachtet gelassen, sandte er auf die dritte Ladung einen Bevollmächtigten, welcher erklärte, die Klage des Herzogs sei bereits auf einem Hansatage verglichen und rief dafür einen Wappengenossen, welcher sich derzeit in Lübeck aufgehalten, zum Zeugen an. Es ist von Bedeutung, daß der Rath dem Herzog gegenüber dem Zeugniß eines Adeligen größere Rechtskraft beilegte, als dem Zeugniß eines Bürgers der Stadt. Ein fernerer Beleg dafür dürfte darin zu finden sein, daß der Rath die Berechtigung, sich ritterlicher Abzeichen (Gold, Pelzwerk, weiße Leinewand &c.) zu bedienen auf kaiserliches Privilegium zurückführte, denn würde von einem solchen Privilegium die Rede sein können, wenn die Rathmänner dem Ritterstande ganz und gar angehört hätten? Wenn endlich häufig die Ansicht ausgesprochen ist, daß Turnierfähigkeit allgemein zu den Rechten städtischer Patricier gehört habe, so findet dieselbe auf Lübeck keine Anwendung, da weder Detmar noch Reimar Kock einer Betheiligung der Patricier an den in Lübeck abgehaltenen Turnieren gedenken. Und man darf wohl annehmen, daß Detmar, ein Chronist, der im Auftrage des Rathes schrieb, es nicht unterlassen haben würde, eine Theilnahme heimischer Rathmänner oder Patricier an den Turnieren, wenn sie stattgefunden hätte, zu erwähnen und zu betonen. Eben so würde der spätere Reimar Kock seiner ganzen Richtung gemäß gewiß nicht versäumt haben, die Festlichkeiten bei Anwesenheit Kaiser Karls IV. zu beschreiben, wenn sich ihm Gelegenheit geboten, etwas für den Rath Ehrenvolles zu berichten. Ganz entscheidend aber ist es, daß eine amtliche Aufzeichnung im ältesten Eidebuch, welche umständliche Nachricht über ein 1478 zu Lübeck abgehaltenes Turnier giebt, keines Lübeckers als Turniergenossen erwähnt.

Waffenspiele stellten die Lübecker Patricier auch an, aber sie hatten einen von Turnieren sehr abweichenden Character. Auf dem Markt wurde eine hölzerne Figur des Roland mit ausgestreckten Armen aufgestellt. Sie hatte in der einen Hand einen Ring, in der anderen einen Beutel mit Asche. Es kam darauf an, in schnellem Vorbeireiten mit der Lanze den Ring herauszustechen. Wurde die Figur an der Hand getroffen, so drehte sie sich und gab mit dem Aschbeutel einen Schlag auf den Rücken.

Möglich ist es, daß die Cirkeler durch die 1450 gegründete Kaufleute-Compagnie eine Ausscheidung ihrer handeltreibenden Mitglieder bezweckte, um für sich mit um so größerem Rechte adelige Prärogativen in Anspruch nehmen zu können. Dennoch finden wir auch später wirkliche Kaufleute unter den Mitgliedern der Cirkelgesellschaft, während umgekehrt sich in der Kaufleute-Compagnie viele Rentirer befanden; eine gänzliche Trennung, wenn überhaupt beabsichtigt, kam demnach damals nicht zur Durchführung. Erst zwei Jahrhunderte später gelang es der Gesellschaft, den seit ihrer Wiederherstellung nach der Reformation lebhaft bekundeten Wunsch, für adlig angesehen zu werden, durch förmliche Erhebung in den Adelsstand zu erreichen. Als der Streit über den Gebrauch des Hochzeitsstabes sich erhob, bemühte sich die Gesellschaft die Anerkennung ihres Rechtes vom Kaiser zu erlangen. In einer vom 10. December 1636 ausgestellten Urkunde bestätigt darauf Kaiser Ferdinand II. das ihr von Friedrich III. ertheilte Privilegium und erweiterte es dahin, daß sie auf dem für sie gemachten Stabe ein vergoldetes kaiserliches Bild und unten daran hängend, das ihr von Friedrich III. gegebene Wappen an ihren Hochzeitstagen und bei andern feierlichen Gelegenheiten sich dürfen vortragen lassen. Ihr Gegner, Rathsherr Paulsen, um dennoch über sie zu triumphiren, ließ sich darauf vom Kaiser adeln, nannte sich nun Ritter Georg Paulsen von Weisenow und war nun gewiß vornehmer als sie. Der bestürzten Ge-

sellschaft blieb nun nichts übrig, als den gleichen Schritt zu thun und so wurde auch für alle ihre Mitglieder am 9. October 1641 ein kaiserliches Adelsdiplom ausgefertigt.

Der Versammlungsort der Cirkelbrüder war in früherer Zeit die vor der Stadt auf einer Insel der Wakniß belegene Clausburg, die ursprünglich zu geselligen Zusammenkünften des Rathes gedient hatte*). Im Jahre 1479 kauften sie aber ein Compagniehaus in der Stadt, in der Königstraße, welches 1582 umgebaut, jetzt dem Ober-Appellationsgerichte eingeräumt ist.

Folgende Familien haben der Cirkelgesellschaft angehört:

v. Adelepsen, v. Ahlen, v. Attendornen, v. Bardewicken, v. Basedowen, Beeren, Bellinghausen, Bercken, Bramsteden, Brechefelden, Brechewaldten, Brömbsen, v. der Brügge, Buskowen, Bocken, v. Calven, Crispinen, v. Dahmen, Darssowen, Ebelingen, Evinckhausen, Fincken, Garlopen, Gerber, Gewerdes, Grauwert, Hovemans, Hertzen, Holken, Hupen, Illhoren, Kastorpen, Kirchringe, Klingenberge, Konsteine, Langen, Lewen, Lüneburg, Meteler, Meyer, Mohren, Morkirchen, Münchhausen, Nußberge, Persevalen, Plessen, Pleßkowen, v. Piermont, Reutelen, Rüssenberge, v. Scellendael, Segeberg, Semmelbecker, v. Stiten, Sukowen, Toden, Travelmauß, Tyssenhausen, Vickenhausen, Vorrathen, v. Warendorff, Westphalen, Westhofen, v. Werder, v. Wyckeden, Wytiche, Wytinckhoff, v. Zaune, v. Zertentine.

Dr. A. Leesenberg.

Zur Geschichte der spanischen Granden.

Wenn gleich schon unter Isabella I. und Ferdinand dem Catholischen durch ihren Minister, den berühmten Cardinal Ximenes, die Macht des hohen Lehnsadels gebrochen ward, so hatten die Granden doch manche wesentliche Vorrechte bewahrt.

Noch immer hatten sie unter den folgenden habsburgischen und bourbonischen Königen die Anwartschaft auf die höchsten Staatsämter und duldeten es nur murrend, wenn einmal ein Ausländer oder ein nicht ihrem Stande Angehöriger in der Umgebung des Monarchen eine wichtige Rolle spielte.

Erst während der kurzen Herrschaft Joseph Buonaparte's wurde ihrer Herrlichkeit ein für alle Mal ein Ende gemacht. Damals wurde die Grandenwürde abgeschafft und wenn sie gleich nach der Restauration wieder hergestellt ward, so hatte sie doch jede politische Bedeutung verloren.

Nur bei Processionen, königlichen Kindtaufen, Cortes-eröffnungsfeierlichkeiten, Handkuß und mehreren anderen öffentlichen und Palastaufzügen kamen sie noch in Verwendung.

War es ihnen zu verdenken, wenn sie diese Ueberbleibsel ihrer einstigen Größe doppelt werth hielten und geflissentlich auf die Beobachtung dieser Ehrenrechte bestanden? Mochten sie der heutigen Welt noch so lächerlich erscheinen, für sie lag diesen Formen ein tiefer Sinn zu Grunde und ihre große historische Vergangenheit hauchte denselben wenigstens in ihren Augen vorübergehendes Leben ein.

Zu den uralten Vorrechten der Granden gehörte bekanntlich auch das Privileg, sich vor dem Könige bedecken zu dürfen. Kaiser Karl V., als spanischer König Karl I., schuf für dieses Recht mit der Eintheilung der Granden in drei Rangklassen die nähere Bestimmung. Den Granden erster Classe befahl der König, sich zu bedecken, bevor sie ihn angeredet hatten, die der zweiten Classe erhielten die Weisung erst, nachdem sie geredet hatten, und vernahmen des Königs Antwort mit bedecktem Haupt; die der dritten Classe durften sich erst nach Vernehmung der königlichen Erwiderung bedecken. Ferner wurden die Granden erster Classe stets vom König mit „Mi primo“ (mein Vetter) angeredet.

Außer diesen allen Granden gemeinsam zukommenden Vorrechten giebt es noch solche, die einzelnen Familien und deren Häuptern erb- und eigenthümlich zukommen. Unter diesen nenne ich zuerst den Duque de Hijar. Er bewohnt einen prachtvollen Palazzo, prachtvoll nach innen; nach außen hingegen merkt man, wie bei allen spanischen Grandenpalästen, die in ihrer Facade mit einer gewissen einfachen Vornehmheit auftreten, von dieser Pracht sehr wenig. Es ist dies ein Anklang an den maurischen Baustyl, der bekanntlich seine ganze Pracht auf die inneren mit herrlichen Springbrunnen gezierten Höfe concentrirte. Aber all der blendende Reichthum, der sich in der Ausstattung der hohen Marmorsäle äußert, all das Gold und Silber der monumentalen Decoration seiner Gemächer sind nicht der Stolz des Herzogs von Hijar. Sie sind in spanischen Palästen nichts Seltenes und seine Collegen in der Grandezza so wie einige neu creirte Herzöge haben das Alles auch in ihren Häusern, die Parvenüs sogar noch üppiger, überladener, geschmackloser. Aber des Duque de Hijar Palazzo hat eine Rarität, einen Saal, in dem man nichts sieht als feine Schränke mit Glasthüren versehen. Für den ersten Augenblick glaubt man in diesem Saal sich in den Salon eines großen Maskenverleihers versetzt. Aus den Glasthüren glänzen einem buntfarbige, in den feinsten Stoffen, in Sammet, Seide, Damast gearbeitete Costüme, alle verschiedener Größe, verschiedenen Schnittes, verschiedener Moden entgegen. Ist der Duque de Hijar ein Costümsammler? fragt man sich bei diesem Anblick sonderbarer Natur. Sammelt er Kleider wie andere Leute Bilder, Porträts, Münzen, Vasen und dergleichen mehr? Ist das eine herzogliche Passion? Nun, dies

*) Ihrer wird zuerst 1329 im Kämmereibuche erwähnt, wo die Kämmereiherren verzeichnen, daß sie von den ihnen von den Gerichtsherren eingelieferten Gerichtsintraden 10 Thlr. an die Weinherren für auf der Clausburg vertrunkenen Wein bezahlt haben.

alles nicht, aber diese Costüme sind darum doch der Stolz des Herzogs, wie sie der Stolz seiner Vorgänger in diesem Hause waren.

Die Herzöge von Hijar sind Abkömmlinge der Grafen von Rivadeo. Einer der ersten dieser Rivadeos, dessen die Geschichte erwähnt, hatte einst die Ehre, dem Don Jayme II., König von Arragonien, durch einen einfachen Kleiderwechsel, den er mit dem Monarchen vornahm, das Leben, das in Feindes Händen und bereits verloren war, zu retten. Der als Conde de Rivadeo gekleidete König Jayme entkam glücklich aus der Gewalt seiner Feinde, und zum Andenken an jenen Freundschaftsdienst verordnete der König von Arragonien, daß alle Grafen von Rivadeo und ihre Nachkommen das Recht haben sollten, sich am Tage der heiligen Drei Könige zu ihrem Könige zu Tisch zu setzen, auch ungeladen, und nach Aufhebung der Tafel dem königlichen Hausherrn seine Kleider abzuverlangen. Die Grafen von Rivadeo machten nun nach einander von diesem Rechte Gebrauch, und da seit der Regierung König Jayme II. 1291—1327 ein halbes Jahrtausend an Spanien vorübergezogen ist, so kann man sich denken, welch eine Menge von Kleidungsstücken hier zusammengekommen waren, die ein Costümmuseum von seltener Vollständigkeit bildeten, wie man wohl nirgends seinesgleichen fand, und dessen culturhistorischer Werth erst in unseren Tagen recht zur Geltung gekommen wäre, hätten nicht die Staatsumwälzungen zu Anfang dieses Jahrhunderts auch hier bedenkliche Lücken verursacht.

Trotzdem nun viele Schränke von den französischen Generalen während der Napoleonischen Invasion ausgeraubt worden sind, kann man diese wunderlichen, reichen oft mit Edelsteinen besetzten Königscostüme im Hause des Herzogs von Hijar noch immer genug bewundern. Allein zehn Schränke füllen die Kleider der jetzt vertriebenen Königin Isabella II., deren Kleider der Herzog von Hijar seit dem Jahre 1847 alljährlich am heiligen Drei-Königstage erhalten hat.

Es darf indessen nicht verschwiegen werden, daß die Königin dem Abkömmling der alten Rivadeos einige Jahre hindurch, zum Aergerniß der ganzen Grandezza, ihre Kleider vorenthalten und so die herrliche Sammlung beeinträchtigt hat. Sie hat das ungemein schlau angefangen. Alle Jahre am heiligen Dreikönigstage, wenn der Herzog in den Palast kam, um sich zur Tafel anzumelden, wurde ihm einfach gesagt: „Die Königin ißt heute nicht." Da der Herzog nun wohl ein Recht auf die Gewänder hat, aber nur auf jene, welche die Königin bei der Tafel, an der er selbst Theil nimmt, trägt, so konnte er nur sein Recht geltend machen, wenn die Königin aß. Zum Essen sie aber an jenem Tage zu zwingen, besaß er keine Macht. Der alte Don Jayme hatte für diesen Fall in seinem Privilegium nichts vorgesehen und Donna Isabella de Bourbon ärgerte so Jahr für Jahr den Duque de Hijar. Erst im Jahre 1847 ließ die Königin den Abkömmling der Rivadeos am heiligen Dreikönigstage zur Tafel laden und sandte ihm am anderen Tage in feierlicher Weise die Gewänder, die sie angehabt, in seinen Palast.

Aerger noch als Donna Isabella behandelte deren Mutter die Königin-Regentin Christine, den Herzog. Sie setzte sich an jenem Festtage in ihren schlechtesten Kleidern zu Tisch, damit ihr das altehrwürdige Herkommen nicht all zu viel koste. Die Gewänder, die von ihr in dem Salon der Königskleider zu sehen sind, würde man daher an anderem Orte geneigt sein, für abgesetzte Theatergarderobe zu halten. Der Herzog hat sich später an Mutter und Tochter glänzend gerächt. Zum heiligen Dreikönigstag 1869 ließ ihn Donna Isabella de Bourbon nach Paris zur Tafel laden, da er sich selbst nicht mehr eingeladen hatte. Der Herzog errieth ihre Absicht sofort: wollte sie sich doch mit dieser Einladung nur dem Granden gegenüber noch als Königin geriren. Der stolze Sohn der Rivadeos schrieb ihr demgemäß kurz zurück: „Ich habe keinen Platz mehr für Deine Kleider." Da Spanien jetzt wieder einen König hat, so hat die Kleidersammlung vielleicht Aussicht auch in Zukunft noch vermehrt zu werden.

Ein ebenso merkwürdiges Privilegium genoß bis in jüngster Zeit als ein altes Recht seines Hauses der Duque de Medina-Celi. So oft ein neuer König den Thron besteigt, muß er das alte Erbrecht seines Hauses auch am spanischen Throne geltend machen und sich als Kronprätendenten vorstellen. Diese Ceremonie ist ebenfalls sehr alten Datums und wurde regelmäßig in Scene gesetzt. Der Duque de Medina-Celi protestirte in aller Form gegen die Thronbesteigung und wurde dafür von dem obersten Tribunal zur Zahlung von so und so viel Tausend Duros verurtheilt. Sobald dies geschehen und seine privilegirten Erbansprüche gerichtlich niedergeschlagen waren, kehrte der Herzog wieder zu den Pflichten eines allergetreuesten Unterthanen Seiner katholischen Majestät zurück, und hatte er die Genugthuung bei der etwaigen Hochzeit des Monarchen, der Königin das Hochzeitskleid schenken zu dürfen, für welche kostspielige Ausgabe er Alles, was an Tellern, Schüsseln rc. bei der Hochzeitstafel in Brauch gekommen, rechtmäßig zu verlangen hatte. Leider können wir nicht aussagen, ob bei der Thronbesteigung und Hochzeit des Königs Alfons diese alten Bräuche wieder zur Geltung gekommen sind.

Zur Statistik Berlins.

Lebhaft wie nie zuvor sind die Augen nicht blos Preußen's und Deutschland's, sondern der ganzen Welt auf Berlin gerichtet, auf die Stadt des Congresses und der Attentate, des industriellen und des socialistischen Nothstandes. Es ist gegenwärtig die Zeit der großen Städte, und Berlin ist unter allen Residenzen das characteristischste Kind der Gegenwart, die am schnellsten wachsende Hauptstadt in allen Reichen der Erde. Man kann sich das Wachsthum derselben am besten so vorstellen, wenn man

sich daran erinnert, daß vor 200 Jahren etwa Berlin 10,000, vor hundert Jahren 100,000, heute eine Million Einwohner zählt. In den letzten 18 Jahren hat sich die Einwohnerschaft Berlin's verdoppelt; zuvor brauchte sie dazu ungefähr 36 Jahre, so schnell wächst ihre Vermehrung. Hoffentlich kommt jetzt ein Stillstand; denn das geistliche Wachsthum hält mit dem der Bevölkerung nicht gleichen Schritt. Berlin ist die an Kirchen und Pastoren ärmste Residenz der christlichen Welt. Die Stadtmission versucht diesem Mangel in etwas abzuhelfen; sie hat 16 Stadtmissionäre unter zwei Geistlichen, aber sie könnte hundert haben und hätte noch nicht genug. Wann wird die Hilfe kommen und wer wird helfen? Eine Votivkirche zum Gedächtniß an die zweifache Lebensrettung des Kaisers ist geplant. Wann wird sie gebaut sein? Und wenn sie gebaut ist, was ist das unter so Viele?

Aus all solchen Gedanken führt uns die Statistik auf den Naturboden Berlin's, auf welchem die geistige Gestalt der Stadt emporwächst. Ein wirres Bild, das in dem neuesten statistischen Jahrbuch*) sich vor uns aufrollt. Eigentlich ist es ein Chaos, nicht ein Organismus, gleichsam ein umherziehender Kometenschweif ohne festen Kern; 55 Proc. der Bevölkerung sind noch nicht 10; 76 Proc. noch nicht 20; 87 Proc. noch nicht 30 Jahre Berliner. Von den 1872 bis 1875 Zugezogenen 520,000 waren in demselben Zeitraum 290,000 wieder verschwunden; wie Flugsand auf den Dünen wechselt die Masse der Bevölkerung. Soll man sich da noch wundern, daß auch der sittliche und geistige Character Berlin's unfertig, gährend, gefahrdrohend ist? Die Ehescheidungen bieten erschreckende Zahlen; 559, 367, 470, 480, 481, 539, 391: das sind die Ziffern seit 1870. Die 552 Selbstmorde im Jahre 1876 zeigen eine schnelle Zunahme dieses Verbrechens; das Jahr 1877 wird noch furchtbarere Zahlen bringen. Schmerzlich lehrreich ist die kirchliche Statistik, die in diesem Jahrgang mit besonderer Sorgfalt behandelt ist; die Uebertritte zum Judenthum werden häufiger, im Jahre 1875 betrugen sie 15, im Jahre 1876 8. — Es ist klar, daß die Kirche in Berlin nicht richtig functionirt; in den kirchlichen Kämpfen verzehrt sie noch das bischen Kraft, welches ihr zur geistlichen Durchdringung des Volkslebens zu Gebote steht.

In materieller Hinsicht sind die Zustände scheinbar nicht so unbefriedigend. Ein gedruckt vorliegender Vortrag des Stadtsyndikus Eberty über die Aufgaben der Berliner Communalverwaltung und die Erhöhung der städtischen Steuern versucht zu beweisen, daß den communalen Aufgaben weder die Ueberhebung der Schwindelperiode, noch die Entmuthigung der Gegenwart Eintrag gethan hat. Aber die Steuern sind doch hoch, die Zahl der Executionen ungeheuer, der Aufwand für die Nothzeit zu groß. In das Bild, welches optimistisch gezeichnet ist, fällt als dunkler Schatten die Arbeitslosigkeit von Tausenden. Alles zusammen predigt doch mit erschütternder Stimme die Buße. Berlin muß wie Ninive umkehren und die Provinzen müssen es mit der Hauptstadt. Wird die Stunde bald kommen? —

(Neu-Ev. Kirchenzeitung.)

*) Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin. Vierter Jahrgang. Herausgegeben von Richard Böckh, Director des statistischen Bureaus der Stadt Berlin. — Berlin. Leonhard Simion. 1878. 5 M.

Der „Verein zur Erhaltung von Freibetten für arme Kranke“ zu Halle a. S.

hat es sich zur Aufgabe gestellt, hilfsbedürftige Kranke gewissen Heilanstalten zur Pflege zu übergeben. Er verfolgt dabei zunächst den Zweck, die Kranken ihren Familien und ihrem Berufe gesund wieder zuzuführen und nimmt daher Schwindsüchtige und unheilbar Sieche nicht an, die ja mehr einer Versorgung in Siechenhäusern oder dergl. bedürfen. Der weitere Zweck des Vereins ist der, zur Krankenpflege anzuregen und die Anstalten in der Ausbildung ihrer Pflegerinnen zu unterstützen; er thut das, indem er volle Zahlung für die Patienten leistet. Die Mittel dazu werden beschafft durch einen jährlichen Verkauf von Arbeiten, die eine Anzahl Damen allwöchentlich an einem bestimmten Tage unter der Leitung und im Hause der Vorsteherin anfertigt. Auf diese Weise ist es in dem Vereine gelungen, in den zehn Jahren seiner Thätigkeit recht eigentlich durch der Hände Arbeit die Zahlung für 8685 Pflegetage zu beschaffen, in denen 246 Kranke Aufnahme in den Freibetten gefunden haben. Ferner konnte der Verein im hiesigen Diakonissenhause, das außer den Diakonissinnen auch andere Pflegerinnen ausbildet, 2 Kinderfreibetten gründen, für die er der Anstalt ein Kapital von 7200 M gezahlt hat.

Der Ruf bedeutender Aerzte zieht viele Kranke in unsere Stadt, und ist es uns vergönnt gewesen, auch einer großen Anzahl auswärtiger Patienten die Wohlthat einer Freistelle zukommen zu lassen. Viele davon sind in der Augenheilanstalt des Herrn Professor Dr. Gräfe untergebracht worden; die von anderen Spezialisten zu behandelnden Kranken haben wir dem Diakonissenhause übergeben. Mit großer Freude können wir berichten, daß Alle, die sich schweren Operationen unterziehen mußten, von denen die Erhaltung des Augenlichtes oder des Lebens abhing, vollständig hergestellt wurden. — Nicht leicht mag es eine Stadt geben, in der so viel für die Armen gethan wird und in der so viele Wohlthätigkeitsvereine existiren, wie in Halle, und ist es dem einzelnen daher schwer, Großes nach einer bestimmten Richtung hin zu erzielen. Trotzdem gelang es dem Vorstande und den Mitgliedern des Vereins durch treue Hingabe an die Sache, durch saubere Verarbeitung guter Stoffe, durch Rücksichtnahme auf Befriedigung einfacher und eleganter Bedürfnisse den Verkauf in 10 Jahren auf das Achtfache zu erhöhen und das Interesse für die Zwecke des Vereins in immer weiteren Kreisen zu wecken.

Die Kenntnißnahme unseres Wirkens gibt vielleicht anderen Ortes Anlaß zu ähnlichen Unternehmungen

und trägt dazu bei, die für alle Heilanstalten so segensreiche Gründung von Freibetten zu fördern.

(Deutscher Frauen-Verband).

Die Schweizer Gesellschaft für Sonntagsheiligung.

Die vereinten Bemühungen, um den Sonntag als Ruhetag weiten Kreisen unseres Volkes zurückzuerobern, damit ihnen seine Heiligung wenigstens möglich werde, gewinnen noch immer an Umfang und Kraft. In den Berathungen des deutschen Reichstages über die Gewerbegesetzgebung merkte man in den letzten Wochen, daß die deutsche Sonntagsbewegung, von der wir reden dürfen, auch in den gesetzgebenden Körperschaften nicht unbeachtet geblieben ist. Daß viele Hemmungen und Schwierigkeiten in den Weg treten, wenn man sich bemüht so tief gewurzelte Mißstände zu beseitigen, darf nicht befremden. Aber theilweise Mißerfolge dürfen den Muth zur freudigen Weiterarbeit nicht rauben; sie sollen vielmehr zum Ansporn dienen.

Oftmals haben die Erfolge der Schweizer und Genfer Gesellschaft für Sonntagsheiligung uns ermuthigen müssen. Im gegenwärtigen Augenblick kann ihr verdoppelter Eifer unmittelbar nach schmerzlichen Erfahrungen und Enttäuschungen uns zum Vorbild dienen.

Bekanntlich hat die drückende Lage der Eisenbahnbeamten, die der Sonntagsruhe in der Schweiz früher gänzlich entbehrten, die Thätigkeit der Schweizer Sonntagsfreunde seit Jahren besonders beschäftigt. Sie erreichten es, daß Ende 1872 durch einen Bundesbeschluß für die ganze Schweiz bestimmt wurde, daß alle Eisenbahnbedienstete von drei Sonntagen wenigstens einen frei haben sollten.

Diese Maßregel, die als ein Sieg der Sonntagssache erschien, wurde freilich sehr bald angefochten. Die Eisenbahndirectionen zögerten mit der Einführung, klagten über finanzielle Einbußen, ja sie erklärten es für eine Verletzung der Gewissensfreiheit, einen Angriff auf die Freiheit der Schweizer Bürger, wenn man Jemand zwingen wolle, einen Feiertag mehr als einen andern zu feiern. Ja einige Gesellschaften erkauften von ihren Beamten die 17—18 freien Sonntage im Jahre, indem sie ihnen 24 freie Tage, aber Wochentage gewährten. Nur in geringer Zahl lehnten die Beamten die Annahme dieses Danaergeschenkes ab. Diese Umgehung der gesetzlichen Bestimmung wurde zwar in aller Form verboten, aber der Widerstand der Eisenbahngesellschaften und der ihnen nahe stehenden Kreise blieb ungebrochen. Trotz aller nüchtern und sachlich gehaltenen Vorstellungen und Petitionen seitens der Sonntagsgesellschaft wurde im vorigen Jahre dem Drängen von der andern Seite nachgegeben. Mit schwacher Majorität nahm der schweizerische Ständerath, mit sehr bedeutender der Nationalrath folgenden Antrag an:

„Den Eisenbahngesellschaften wird gestattet, im Interesse des Dienstes die ihren Beamten und Bediensteten gesetzlich zustehenden 17—18 jährlichen Feiertage auch auf Wochentage zu verlegen."

Ohne daß der frühere günstige Beschluß formell aufgehoben wäre, ist er doch nun seines wesentlichen Inhalts so gut wie beraubt.

Aehnliche Erfahrungen sind uns auch in Deutschland nicht ganz erspart geblieben. Wie die Schweizer Gesellschaft nun erst recht mit begeistertem Eifer daran geht, die öffentliche Meinung zu beeinflussen und an das öffentliche Gewissen zu appeliren, ist es auch für die deutschen Sonntagsfreunde Recht und Pflicht trotz der gelegentlichen Hemmungen und Mißerfolge, hoffnungsfreudig an der Beseitigung der Sonntagssclaverei zu arbeiten.

Nachahmenswerth.

Der Evangelische Ober-Kirchenrath veröffentlicht in seinen amtlichen Mittheilungen folgendes d. 6. März: „Nachdem bereits i. J. 1872 der Kaufmann Anton Ferdinand Trübenbach zu Dresden testamentarisch dem Evangelischen Ober-Kirchenrath ein Capital von 1000 Thlrn. zum Nutz und Frommen unserer evangelischen Landeskirche überwiesen hat, dessen Zinsen ihre erste Verwendung in der Begründung einer Diaspora-Pfarrstelle gefunden haben, ist gegenwärtig durch Testament des Kaiserlichen Landgerichts-Raths Carl Hannes zu Colmar im Elsaß dem Evangelischen Ober-Kirchenrathe wiederum ein Capital von 3000 Mk. als Legat zugewendet, dessen Ertrag zur bessern Dotirung armer evangelischer Pfarrstellen dienen soll. Die großen Bedürfnisse und Nöthe, welche auf diesem Gebiete vornehmlich bei neu zu gründenden Pfarrstellen herrschen, bilden für uns den Gegenstand unausgesetzter Bemühungen und Sorgen. Um so dankbarer empfangen wir diese Gaben uns unbekannter Wohlthäter, mit denen wir den Anfang eines Hilfsfonds für Pfarrdotirungen gemacht haben, und unterlassen nicht, die geschehenen Zuwendungen, wie unsern aufrichtigen Dank zur öffentlichen Kenntniß zu bringen."

Es ist auffallend, daß die gemachten Zuwendungen beide aus nichtpreußischen Reichstheilen, der sächsischen Hauptstadt und dem Elsaß, stammen; es wäre aber dringend zu wünschen, daß dies Vorgehen viele Nachfolger inner- wie außerhalb Preußens fände!

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63 — 65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der


Johanniter-Ordens-

Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 31. Juli 1878. **Nr. 31.**

1. **Carl August Ernst Christian Wilhelm von Gersdorff**, Kammerherr, Hauptmann a. D. und Landesbestallter, Mitglied des Herrenhauses, auf Ostrichen bei Seidenberg in Schlesien, Rechtsritter seit 1867, † zu Ostrichen 23. Juli 1878.
2. **Bernhard Graf von Wartensleben**, Legationsrath, Ehrenritter seit 1874, † zu Bonn 20. Juli 1878.

Palästinensische Ueberlieferung.

I. Ethnographisches.

Das Interesse an den heutigen Bewohnern des Gelobten Landes beruht theils auf ihrem Ursprung und theils auf ihrer Zukunft. Daß an das Volk der Bibel von dem gesammten Christenthum ein besonderer Maßstab angelegt wurde, darf um so weniger Wunder nehmen, als ja sogar das heidnische Rom den Juden eine zu ihrer Volkszahl in keinem Verhältnisse stehende Beachtung widmete. Eind aber, glaubte man folgern zu dürfen, die jetzigen Palästinenser dem Hauptbestandtheil ihres Blutes nach die Nachkommen desselben Volks, in welchem, als die Vielgötterei fast die ganze Welt erobert hatte, sich allein an jener selben Stätte Jahrhunderte lang die Idee des einigen Gottes, der Keim jeder Weltreligion, erhielt, da sollte eine Fähigkeit und eine Vorliebe für theosophische Forschung ihnen, wenn auch augenblicklich durch die Verhältnisse verdunkelt, als Erbgut beiwohnen und die Möglichkeit ihrer kräftigsten geistigen Wiedergeburt darbieten.

Obwohl nur auf enthusiastischen Wünschen und keineswegs auf realer Erfahrung beruhend, ist dieser Gedanke doch vielfach in Beziehung auf die mit dem protestantischen Bisthum zu Jerusalem verknüpften Missionsbestrebungen zur Sprache gebracht worden; daß aber der Erfolg ihm keine nachträgliche Bestätigung gebracht, darüber ist jetzt nach unausgesetzter Bemühung von fast 35 Jahren kein Zweifel mehr möglich; Palästina hat sich in Nichts von andern, vorzugsweise ungünstigen Feldern für Missionsarbeit unterschieden. Die Abkunft der heutigen Palästinenser von den alten Landesbewohnern voraussetzend, könnte man nun einen gewissen Ersatz für jene Enttäuschung finden, wenn sich nachweisen ließe, daß, wie der Grund und Boden des Landes seinem sich aus den biblischen Schriften ergebenden Charakter treu geblieben, so die Bevölkerung wenigstens eine äußerliche Tradition der socialen Einrichtungen und Lebensverhältnisse sich erhalten habe, welche der wissenschaftlichen Erforschung der alten Nachrichten Hilfe bieten könnte. Wir werden sehen, daß das, was sich in dieser Beziehung anführen läßt, von zweifelhaftem Werthe, jedenfalls aber geringfügig ist.

Die heutige Bevölkerung Palästina's sondert sich, wenn wir das sog. fränkische, d. h. das neu aus Europa eingewanderte, als unassimilirbar zu betrachtende Element bei Seite lassen, religiös in drei, national aber in zwei Bestandtheile. Diese letzteren sind Juden und Araber, jene ersteren dagegen Juden, Christen und Muhamedaner. Die Christen und Muhamedaner nennen sich, soweit sie in Städten und Dörfern feste Wohnsitze inne haben, gleichmäßig Beni-'Areb, Araberkinder; der Name 'Areb, Araber, beschränkt sich auf die in den verödeten Gegenden diesseits und jenseits des Jordan, in der Wüste Juda und sonst hausenden nomadisirenden Stämme, welche in Zelten leben und zugleich Ackerbau treiben, wie die Ta'amira; — Beduinen (Bedassi, d. h. Steppenleute), die neben ihrer Beschäftigung mit den Heerden überhaupt keine Landwirthschaft treiben, giebt es in Palästina nicht.

Schon der gemeinschaftliche Volksname der christlichen und muhamedanischen Araber zeigt, daß sie sich als eine, wohl durch die Religion gespaltene, aber, wie durch Sprache, so durch Sitte — abgesehen natürlich von den durch religiöse Vorschriften bedingten Gebräuchen — verbundene, dem Ursprung nach einige Nation fühlen, und dies ist auch so sehr der Fall, daß beide sich gegen die, der Einen religionsverwandten und beide beherrschenden, als Beamte und Militärpersonen im

Lande lebenden, aber in ihren Lebensanschauungen von Beiden verschiedenen Türken in gleichem, der Regel nach gehässigem Widerspruche befinden. Man kann kaum sagen, daß der Religions-Unterschied eine sociale Abstufung innerhalb der arabischen Nation bedingt habe. Wohl bilden in den Städten gewisse muhamedanische Geschlechter, welche ab antiquo das dem Koran entflossene religiöse Rechtsstudium als Erbgut gepflegt und aus denen immer die specifisch islamitischen Würdenträger, die Mufti, die Molla, die Nabib u. s. w. hervorgegangen, eine Art von Aristokratie, welcher die Christen Nichts an die Seite zu stellen haben; aber jener Aristokratie ordnen sich die geringeren muhamedanischen Familien eben so gut wie die christlichen unter. An den Handwerken, der Industrie, dem Handel, betheiligen sich beide Religionsgesellschaften gleichmäßig; die Feldwirthschaft, nach der einmal in Palästina herrschenden Auffassung innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft der niedrigste, am wenigsten lohnende Beruf, ist sogar vorwiegend in muhamedanischen Händen. Nicht als ob sie sich einander darum weniger haßten, als etwa vordem die protestantische und katholische Gemeinde einer und derselben kleinen deutschen Stadt; jedoch erkennen Beide an, daß es nur die Verschiedenheit des Glaubens ist, wodurch sie auseinander gehalten werden.

Anders die in Palästina zahlreichen Juden, welche von ihren arabischen Mitbürgern als eine nicht blos religiös, sondern auch national ganz verschiedene Gemeinschaft betrachtet werden und selbstredend sich selber betrachten. Allerdings ist die arabische Sprache bei den alteingesessenen jüdischen Familien vorherrschend, und dieselbe gewinnt sogar bei den neu zugekommenen täglich mehr Boden; aber das Andenken an die massenhafte Bekehrung arabischer Stämme zum Judenthum in den letzten Jahrhunderten vor dem Islam ist vollständig erloschen. Das Judenthum ist dem heutigen Orientalen nicht, wie Christenthum und Islam, etwas von der Nationalität Unabhängiges, es vereinigt ihm den doppelten Begriff der Religion und der Volksangehörigkeit. Eine große Berechtigung giebt jener Sonderung die Geschichte der palästinensischen jüdischen Gemeinden, d. h. der Umstand, daß bis über die Kreuzfahrerzeit hinaus das Gelobte Land jeder erheblichen jüdischen Ansiedelung entbehrte, und daß, wenn auch vor der Eroberung durch den türkischen Sultan Selim I. (1517) von den syrischen Städten aus einige Niederlassungen stattgefunden haben mögen, doch der Aufschwung der Gemeinden erst in neuerer Zeit durch den Einfluß der großen spanisch-jüdischen Einwanderung nach der Türkei möglich wurde. Die von der Pforte ihren nicht muhamedanischen Unterthanen (den Rajah) gegebene staatsrechtliche Organisation des Millet, d. h. der von einem hohen, in Constantinopel residirenden und ihr persönlich haftenden Priesterfürsten geistlich und bürgerlich administrirten als Nation betrachteten Religionsgemeinschaft, trat auch für Syrien und Palästina in Kraft, und da somit der Oberrabbiner, Chacham Baschi, von Jerusalem bürgerlich demjenigen von Constantinopel untergeordnet wurde, die spanisch-jüdische Geschäftsordnung des Constantinopler Chachamats aber überall in der osmanischen Monarchie Platz griff, so konnte es nicht fehlen, daß die syrisch-palästinensischen Gemeinden, wenn auch ursprünglich nur einen Bruchtheil spanischer Juden enthaltend, allmälig — neben der in Haus und Geschäft weiter gepflegten arabischen Sprache und Sitte — sich in die Eigenthümlichkeiten der spanisch-türkischen Gemeinden vollkommen hineinlebten.

Hierzu in schroffem Gegensatze stehen die in neuester Zeit aus den polnisch-russischen Ländern und aus Rumänien in Palästina eingewanderten sogenannten Deutschjuden, welche bald die Mehrzahl ihrer Glaubensgenossenschaft im Gelobten Lande bilden dürften. Bekanntlich führen dieselben den Namen Aschkenazim, während der Name der Spanier, Sefardim, zur allgemeinen Bezeichnung aller orientalischen Juden geworden ist. Dem Aschkenazi genügt in den Städten des Landes seiner Vorfahren der Orientalismus seiner äußern Erscheinung, den er von Polen mitgebracht; er verschmäht es, sich den arabischen Anstandsbegriffen unserer Tage anzuschmiegen. Im zerlumpten schmierigen Kaftan, im fettigen Hut, im ungepflegten Bart, in schmutziger dumpfer Wohnung scheint es ihm behaglich zu sein, und während er eben seines vernachlässigten Aeußern wegen der Spott seiner Mitbürger aller Kategorien ist, glaubt er als gründlicher Talmudforscher hochmüthig auf den Sefard hinabsehen zu dürfen, welcher letztere, reinlich, ja zierlich, so weit es ihm seine Mittel erlauben, in Wohnung und Kleidung, bei seinem Auftreten in der Oeffentlichkeit eine gewisse Würde zu behaupten bestrebt ist, aber allerdings wie in seinen religiösen Bestrebungen, so in seinem Studium sich gern an der Oberfläche genügen läßt.

Das Ungründliche in der Pflege nicht blos der geistlichen, sondern überhaupt der geistigen Interessen nähert den orientalischen Juden seinem christlichen und muhamedanischen Mitbürger, zu welchem ja auch die Sprachgleichheit die Beziehungen fördert. Allen Dreien ist die Religion eine Art von Pakt nach der Formel: do oder facio ut des oder facias; die Werkheiligkeit in ihrer naivsten Form neben abergläubisch ängstlichem Heilsbedürfniß, durchaus aber keine Lehrerin der Moral, mit welch' letzterer sie sich nur selten befaßt. Allen Dreien ist das Geschäft, das Geldverdienen, der eigentliche Lebenszweck, dessen Verfolgung das Gefühl steter Conflicte mit der göttlichen Strafgerechtigkeit und das Verlangen nach Versöhnung durch die von Synagoge, Kirche und Moschee gebotenen Mittelchen wachruft, aber solcher Mittelchen, welche den Fortgang des Geschäfts in gleicher Weise möglichst wenig stören.

Ganz anders der Aschkenazi, der das Lesen und Memoriren der jüdischen religiösen Literatur als sein wichtigstes Tagewerk betrachtet und demnach auch außer den zahlreichen gottesdienstlichen Versammlungen täglich viele Stunden in der Synagoge zubringt, um — nicht sowohl seinem Wissensdrange, als — der selbst auf-

erlegten Lernpflicht zu genügen. Zu beklagen ist nur, daß diese Arbeit bei ihm ebenso zum Geschäft wird, wie etwa der Handel bei den Sefardim, und daß das Seelenleben dabei durchaus unberührt bleibt. Ja es scheint sogar, als ob die Bekanntschaft mit der Casuistik des Mittelalters auf der einen, und die Beziehungen der Juden Ungarns und Galiziens zur Wiener Börse auf der andern Seite in ihrer Verbindung der Moral weit verderblicher gewesen seien als die naive Geldmacherei des im Orient aufgewachsenen Israeliten. Bekanntlich begeben sich noch fortwährend aus den verschiedensten Ländern Europa's abgelebte jüdische Greise nach Jerusalem, um da ihren Tod zu erwarten. Die Habsucht dieser mit den Dingen der Welt meistens wenig bekannten Alten durch Hoffnung auf unerhörten Gewinn zu reizen, ihnen so ihr mitgebrachtes, für Lebensunterhalt und Bestattung bestimmtes Geld aus der Tasche zu locken und sie darum zu betrügen, ist eine Beschäftigung, der sich mancher geriebene Aschkenazi in den Mußestunden zwischen Gebet und theosophischer Lectüre mit Vorliebe widmet, und es ist bedauerlich wahrzunehmen, daß solch herzloses Treiben keineswegs durch allgemeine Mißbilligung in der Judenschaft Jerusalems unmöglich gemacht wird.

Die vorstehenden Bemerkungen schienen uns nothwendig, um von vornherein den Gedanken an eine altpalästinensische Ueberlieferung da, wo man sie vor Allem wünschen und erwarten möchte, bei den heutigen Juden des Gelobten Landes, zurückzuweisen. Wenn man in den Schriftstellern des Alterthums von Auswanderung oder gewaltsamer Uebersiedelung ganzer Nationen liest, da pflegt man eine übertreibende Verallgemeinerung des Ausdrucks anzunehmen und an ein Zurückbleiben erheblicher Bruchtheile in den Heimatsitzen zu denken. Daß beim babylonischen Exil dies der Fall war, wird allseitig zugestanden. Aber nach ihrer Rückkehr fanden die Juden zahlreiche fremde Einwanderer vor, deren sie sich nicht mehr entledigen konnten; sie bewohnten ihr Land seitdem mit den Fremden, etwa wie Czechen und Deutsche Böhmen bewohnen. In dem Erbgebiete des Stammes Juda saßen die Idumäer so dicht, daß es von Josephus einfach als Idumäa und die alte Hauptstadt Hebron, an die sich so viele Erinnerungen der autonomen jüdischen Nation knüpfen, als eine idumäische Stadt bezeichnet wird. Derselbe Schriftsteller erwähnt in seinem Werke über den großen jüdischen Krieg eines im Anfange des Aufstandes gegen die Römerherrschaft ausgebrochenen, über das ganze Land verbreiteten Bürgerkrieges, der jede Stadt in zwei feindliche Heerlager, eins der Juden und eins der Syrer, gespalten; seinen Mittheilungen nach dürften in mehreren besonders wichtigen Städten die Juden den Fremden (Syrern und Griechen) nicht einmal die Wage gehalten haben. Leider fehlen die Nachrichten, nach denen wir über größere oder geringere Reinheit der Dorfbevölkerung in den nicht idumäischen oder samaritanischen Gegenden Schlüsse ziehen könnten. Jedenfalls bildeten die Juden, welche sich so hartnäckig gegen die Römer vertheidigten, nur einen Theil der Bevölkerung Palästinas, so daß, als die Politik des Weltreichs ihre Vertreibung aus dem Lande ihrer Väter nothwendig machte, diese harte Maßregel ohne zu große wirthschaftliche Schädigung desselben durchgeführt werden konnte. In der That lassen die uns erhaltenen Nachrichten keineswegs auf eine dauernde Verödung in Folge der blutigen Kriege und der Einwohnerverringerung schließen.

Von den im Lande Zurückgebliebenen, den Syrern, nebst den zum Christenthum übergetretenen und diesem treu gebliebenen Juden, zu denen noch gräcosyrische Zuzügler und wahrscheinlich römische Militärcolonisten traten, stammen ohne Frage die heutigen palästinensischen Christen ab. Ob christliche Araber, etwa von dem ruhmvollen Jemenitenstamme der Ghassaniden, welcher nach der Eroberung seines Gebiets durch den mit jugendlicher Begeisterung sich auf Syrien werfenden Islam so rasch aus der Geschichte verschwindet, oder vom Stamme der Kenditen, die sich vielleicht nach ihrem unter Kaiser Justinian zum Christenthum übergetretenen König Kais den Namen Kaisiten beilegten, hier eingewandert sind — der Umstand, daß die palästinensischen Dorfbewohner sich in Kaisiten und Jemeniten eintheilen, und daß diese Eintheilung sich auch über die christlichen Dörfer erstreckt, könnte auf vorislamitischen Einfluß der Araber deuten — ist geschichtlich nicht nachzuweisen, würde aber jedenfalls zur Erklärung der schleunigen und allgemeinen Verbreitung der arabischen Sprache nach der Unterwerfung Palästinas unter den Islam, in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts nach Chr. beitragen. Daß aber kein Zwang für die Annahme einer solchen frühen Einwanderung vorliege, beweist die Geschichte der übrigen syrischen Länder. Die Zersplitterung nach Abstammung, Wohnsitz und Religion hatte in Syrien nie ein Gefühl allgemeiner nationaler Zusammengehörigkeit aufkommen lassen, und durch das von den Seleuciden hineingetragene, von den Römern aber weitergepflegte fremde Culturelement des Hellenismus war vollends die Entwickelung eines syrischen Gemeinsinns unmöglich gemacht worden. Dennoch hätte man sich von einem Culturvolk, wie die Syrer, gegenüber den Absorbtionsbestrebungen verwandter, ihm an Bildung nachstehender, aber ihre Nationalität vorzugsweise hochhaltender Nachbarstämme einer größeren Widerstandsfähigkeit versehen sollen. Die Raschheit, mit der die syrische Sprache der arabischen Platz machte, und sich in das, für das Leben unfruchtbare Gebiet einer versteinerten Kirche flüchtete, ist in der Geschichte vielleicht beispiellos und würde trotz der eben erwähnten Umstände unmöglich gewesen sein, wenn nicht der wohl kleine, aber fest gegliederte arabische Staat der Ghassaniden schon längst einen bedeutenden, nach seinem Uebertritt zum Christenthum sogar von den griechisch-römischen Kaisern geförderten Einfluß im mittleren Syrien gewonnen hätte. Erwähnt doch schon Paulus eines Aretas, d. h. eines Nabatäer- oder Ghassaniden-Königs Hareth, als Herrschers in Damaskus. —

Was aber für das gesammte Syrien galt, mußte auch für Palästina maßgebend sein, woselbst die schon längst arabisch gewordene idumäische Landbevölkerung des Südens den Uebergang noch erleichtert haben wird. Bleibt hiernach eine arabische Einwanderung in Palästina zur Zeit der byzantinischen Herrschaft ungewiß, so hat eine solche nachher daselbst, so gut wie in Syrien, in Aegypten und den übrigen von den ersten Chalifen unterworfenen Ländern ohne alle Frage stattgefunden. Da aber das wunderbare Ueberströmen des arabischen Volks in so vielen verschiedenen Richtungen, nach drei verschiedenen Welttheilen hin, erfolgte, so ist es schwer, sie sich in einem einzelnen Gebiete wie Palästina besonders stark zu denken. Die sofortige dauernde Einfügung des bis dahin christlichen Landes in das Reich des neuen Glaubens zu erklären, würde sie nicht genügen, und sind wir vielmehr zu der Annahme genöthigt, daß, wie in Syrien, Mesopotamien und sonst, so auch in Palästina zahlreiche Christen zum Islam übertraten, und dann das Bedürfniß fühlten, sich dem mit apostolischem Eifer die Lehre Muhameds verkündenden Volke auch national möglichst anzuschließen.

Die sich Beni-Arreb (Araber-Kinder) nennenden Bewohner Palästinas sind demnach nicht sowohl Araber, als arabisirte Mischlingsvölker, Mute'arreba, und wenn sie von den arabischen Autoren nie zu den letzteren gezählt worden sind, so mag der Grund in der Raschheit und Vollständigkeit liegen, mit der sich der Nationalitätswechsel vollzog. Selbstverständlich veränderte die Annahme der arabischen Sprache auch bei den Christen des Landes den nationalen Charakter — wie jedes Volk, das seine Sprache zu Gunsten einer andern aufgiebt, mit seiner Vergangenheit bricht, so auch die Palästinenser. Man wende nicht hiegegen ein, daß von den neueren Besuchern Palästinas die Uebereinstimmung der heutigen Sitten des Landes mit denen des Alten Testaments so vielfach bezeugt werde. Allerdings bestehen solche Uebereinstimmungen, aber dieselben sind einmal auf die sich gleich bleibenden Wirkungen fortdauernder gleicher Ursachen, dann auf, theils allen Morgenländern, theils allen Syriern gemeinsame Bräuche, und endlich auf die nachträgliche Wirkung eines überall so gewaltig anregenden Buches, wie die Bibel, zurückzuführen. So z. B. sind die häufigen Scenen am Brunnen, das Wasserschöpfen der Mädchen, das Tränken der Heerden und gelegentlich der Thiere vorüberziehender Reisenden, wie diese Vorkommnisse seit dem Alterthum in Palästina beobachtet wurden, die natürliche Folge der Wasserarmuth des Landes, und finden sich in gewissen Gegenden Kleinasiens und Hocharmeniens, welche nicht minder an Dürre leiden, genau so wieder. Mit der Verwendung der Kameele zum Transport ist Aehnliches der Fall. Doch sollte dies Thier in Beziehung auf das alte Palästina nur wenig in Betracht gezogen werden; der Umstand, daß die biblischen Nachrichten seiner kaum anders, als in Verbindung mit Nomadenleben erwähnen, und daß der berühmteste aller Transporte des jüdischen Alterthums, derjenige des Bauholzes für den Salomonischen Tempel, von Jaffa aus, wohin die Balken zur See gebracht wurden, nicht auf Kameelen, sondern auf den Schultern zu diesem Behufe ausgesandter Männer geschah, läßt schließen, daß das Kameel überhaupt in der Blüthezeit des jüdischen Staats kaum zu den palästinensischen Hausthieren zählte und, wie offenbar auch das Pferd, erst mit der arabischen Einwanderung zu seiner heutigen Verbreitung gelangt ist.

(Schluß folgt.)

Deutsche Adelssagen.

81. Der Spangenberg-Stein bei Meensen.

Sehr häufig findet man in ganz Norddeutschland, namentlich aber in Pommern und Hannover, an den Landstraßen Steine oder Kreuze mit fast verlöschten Inschriften, welche uns lebendig in Noth und Drang vergangener Jahrhunderte zurückversetzen, weil sie Denkzeichen von Gewaltthaten sind, denen Menschenleben zum Opfer fielen. So steht nahe bei Meensen in Hannover auch ein Stein, der an eine dunkle That erinnert und die Inschrift trägt:

A. V. (Ad viatorem?)
Nestoreos ea Parca mihi concesserat annos,
Impia latronis sed negat hosce manus.
Parcite sed lacrymis, qui me defletis ademptum,
Ultor erit denique . . . .

Die Sage erzählt, daß hier einer der letzten Verfechter ritterlicher Unabhängigkeit gegen die Fürstenmacht, ein Herr von Spangenberg, eines gewaltsamen Todes gestorben sei. Er wollte das stolze Haupt nicht unter die Botmäßigkeit des nahen Braunschweiger Herzogs beugen und versagte ihm, gestützt auf sein festes Haus, den Brackenberg, die Lehnsfolge. Vergeblich betrat der Herzog, — man weiß nicht mehr, welcher, — den Weg der Unterhandlungen; vergeblich bestürmte er den Brankenberg, endlich ließ er den mannhaften Gegner aus seiner Veste locken und hier meuchlings überfallen. Bleiben die Angaben der Sage auch dahingestellt, — daß ein Ereigniß dieser Art sich hier zugetragen, geht unzweifelhaft aus der Inschrift, des nun, — irren wir nicht, — verschwundenen Steins hervor.

82. Moritz von Zarenhusen.

An der Grenze des Amtes Ebstorf vor der sogenannten „Raubkammer," einem dichten Walde, stand ehemals gleichfalls ein Kreuz, welches einem Todten gesetzt war.

Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts lebte zu Bleckede ein Amtmann Herzog Wilhelms des Jüngeren von Braunschweig, Moritz von Zarenhusen, ein Edelmann, dessen Sinnesweise einer längst vergangenen Zeit angehörte; denn, obwohl es ihm nicht an Lehensstücken und Hab' und Gut fehlte, so lebte er am liebsten aus dem Stegreif. So kam einst ein Hausirer aus Uelzen zu ihm und packte seine Herrlichkeiten im Hofe zu Bleckede aus. Der Edelmann kaufte viel und bezahlte baar. Als

seine Ehefrau ihn anstieß, daß die Waaren viel zu theuer wären, raunte er ihr zu: „Wi wilt et wol wedder kriegen!" Das machte den Krämer stutzig, und als er abgefahren war, rüstete er sich mit seinem Knechte auf einen Ueberfall. In der Raubkammer überfiel Zarenhusen den Händler, aber der Begleiter desselben schoß ihn nieder. Der Knecht des Junkers ergriff darauf das Hasenpanier, indem er ausrief: „Zarenhusen, hebbe ick et nich lange seggt, dat et so kommen wulle!" Zum Gedächtniß aber des mitten in seinen Sünden dahingerafften Edelmanns wurde das „hohe Kreuz" errichtet.

83. Thedel von Walmoden und sein Zauberroß.

Thedel von Walmoden war ein kühner Jüngling zu Heinrich des Löwen Zeiten, den sein Thatendurst trieb, selbst mit dem Bösen anzubinden. Hatte er doch die heilige Taufe empfangen und fühlte er sich doch in ihrem Besitze stark auch der Macht der Finsterniß gegenüber!

Einst traf Thedel in der Nähe der väterlichen Burg bei der „Hahr" eine Menge gespenstiger Reiter, darunter auch einen verstorbenen Gevattersmann von ihm, der eine schwarze dreibeinige Ziege ritt. Derselbe gab ihm Rath, wie er den Teufel, der mitten unter den Reitern sich befand, betrügen könne. Er solle nur zu ihm auf die schwarze Ziege springen und alsobald würden sie bei dem heiligen Grabe in Jerusalem sein. Dort werde der Teufel ihn fragen, ob er nicht das schwarze Zauberroß haben wolle, das er selbst jetzt reite; aber erst nach Ablauf einer bestimmten Zeit dürfe er antworten; dann falle das Roß ihm zu.

Wie der Geist gesagt hatte, so geschah's. Im Augenblicke wurde Thedel nach der heiligen Stadt versetzt und gewann hier durch vorsichtiges Schweigen vom Teufel das schwarze Zauberroß. In einem Augenblicke versetzte er sich nun wieder nach Königslutter und führte das wunderbare Thier in seine Herberge.

Jetzt konnte es ihm nicht mehr fehlen; es gab ja nun für ihn nicht Ort und Zeit mehr! Es hatte aber mit dem schwarzen Rosse seine ganz eigenthümliche Bewandtniß; nur Dornen fraß es und feurige Kohlen. Würde aber sein Herr, so war diesem gesagt, das Geheimniß des Rosses enthüllen, dann müßte er nach dreien Tagen sterben.

Der ritterliche Walmoden ward nun ein berühmter Kriegesheld; vor Allen schätzte ihn sein Lehnsherr Heinrich der Löwe. Einige Ueberlieferungen erzählen, daß, als der große Welfe sich im heiligen Lande befand, der Ritter Thedel von Walmoden der treueste Bote zwischen dem Fürsten und seinem Lande gewesen sei. Die hohe Gunst, welche er bei dem Löwen sich erworben hatte, erregte natürlich den Neid der anderen Hofleute. „Thedel ist gar nicht so unverzagt, — er erschrickt wie ein anderer Mensch"! so raunten die Feinde des Ritters dem Herzog in's Ohr. Auf den Rath eines Höflings beschloß dieser, ihn auf die Probe zu stellen. Es folgt nun eine etwas komische Episode in dem Leben des Ritters. Der Herzog steckte sich eine Feder in den Bart; Thedel, sein höflich nach damaliger Hoffitte, ist bestrebt, seinen Herrn hübsch ordentlich zu machen, er will die Feder wegnehmen. Da thut der Herzog, als ob er ihm in die Hand beißen wolle; Ritter Thedel aber giebt ihm einen gewaltigen Backenstreich und spricht: „Seid ihr denn ein Hund geworden, daß ihr mich beißen wollt?" Gleichmüthig nahm Heinrich der Löwe diese Züchtigung auf.

In seinen späteren Jahren zog Thedel nach Lievland, um in den Orden der Schwertritter einzutreten. Mit dem schwarzen Rosse verrichtete er auch hier viel wunderbare Thaten. Dadurch zog er die Aufmerksamkeit des Meisters auf sich und bei dem ihm schuldigen Gehorsam befahl dieser dem Ritter, ihm kund zu thun, wie mit dem Pferde stände. Ritter Thedel suchte eine Frist von 14 Tagen nach, empfing dann das heilige Abendmahl, verkündete dem Meister des Rosses Art und war nach dreien Tagen todt.

Das Fundament der Sage ist ein uralt heidnisches. Der, im Ganzen genommen, immer noch gutmüthige Teufel ist nichts als das christliche Zerrbild von Wuotan, welcher sein Roß, das windschnelle, an seine Günstlinge verleiht. Solch' ein wunderbares Roß besitzt auch Karl der Große, um schnell aus Ungarn in sein Reich zurückkehren und die Verheirathung seiner sich schon für eine Wittwe haltenden Gemahlin mit einem fremden Herrscher verhindern zu können.

Der mythische Grund der Sage von Thedel ist wohl auch die Ursache, daß dieselbe wie alle Mären von Heinrich dem Löwen, im Mittelalter weit verbreitet war und selbst in die deutschen Volksbücher übergegangen ist.

Ueber die Idioten-Anstalt zu Langenhagen

liegt uns der vom Director derselben Dr. Kind erstattete Bericht für 1877 vor, dem wir nachstehende Daten entnehmen:

Zu Anfang 1877 befanden sich in der Anstalt 237 Zöglinge (139 männliche, 98 weibliche), aufgenommen wurden 31 (17 männliche, 14 weibliche), so daß im Ganzen 268 (156 männliche, 112 weibliche), während des Jahres verpflegt wurden.

Von diesen sind abgegangen oder entlassen worden 20 (11 männliche, 9 weibliche), gestorben 10 (6 männliche, 4 weibliche) und verblieben sonach Ende des Jahres 1877 238 (139 männliche, 99 weibliche) Zöglinge in der Anstalt.

Von sämmtlichen 268 Verpflegten gehörten 80 männliche, 62 weibliche, zusammen 142 zu den reinen Pfleglingen, 76 männliche, 50 weibliche, zusammen 126 zu den bildungsfähigen Zöglingen; somit 53% zu den Bildungsunfähigen und nur 47% zu den mehr oder weniger Bildungsfähigen.

Unter den 268 Verpflegten waren 45 Epileptiker, also 16,8%. Bromkali wurde nur bei Neuaufgenommenen und bei solchen gebraucht, bei denen es entschieden

einen lindernden Einfluß zeigte. Das bei 7 dieser Epileptiker angewandte Atropin ergab unsichere Erfolge.

Im Allgemeinen war der Gesundheitszustand trotz der Ueberfüllung vieler Abtheilungen ein guter und die Zahl der Todesfälle eine geringere, nämlich nur 4,2%.

Der landwirthschaftliche Betrieb der Anstalt umfaßt, nachdem man wegen Vergrößerung der Milchwirthschaft $22^3/_4$ Mg. Ackerland zugepachtet hat, nunmehr 70 Mg. Acker- und 37 Mg. Wiesenland.

Die Gesammteinnahme des Jahres 1877 betrug 104,973 Mk. 41 Pf., darunter 66,929 Mk. 48 Pf. an Pflegegeldern und 21,134 Mk. 95 Pf. Zuschuß aus dem Hauptfonds. Die Gesammtausgabe balancirt mit der Einnahme.

Die 268 Zöglinge wurden zusammen 86,049 Tage verpflegt. Bringt man nun die von 21 Pensionären und Zöglingen der ersten Kostklasse gezahlten 14,846 Mk. 25 Pf. dabei in Anrechnung, so stellen sich die Verpflegungssätze für die gewöhnliche Klasse pro Kopf und Tag auf 1 Mk. 11,47 Pf. für den Kopf jährlich auf 406 Mk. 86,55 Pf.

Wie überall, so neigt sich auch in Langenhagen der Schwerpunkt der Anstalt nach der Seite der reinen Pflege des Asyls.

Während die Anstalt in ihrer jetzigen Größe und Gestalt, insofern sie Erziehungs- und Unterrichtsanstalt für Schwachbefähigte ist, ziemlich vollständig den Bedürfnissen und Anspüchen der Provinz Hannover genügen konnte, reichte sie nicht zu, um allen hoffnungslosen Idioten derselben ein menschenwürdiges Heim zu bieten und den möglichst Ausgebildeten ein Asyl zu sein, in welchem am ehesten und schonendsten ihre schwachen Kräfte ausgenutzt werden.

Man hat deshalb begonnen, die Anstalt durch einen Neubau zu vergrößern, der Raum zur Aufnahme von 80 Köpfen gewähren wird und den man Anfang des Jahres 1879 zu beziehen gedenkt.

Fürsorge für Bestrafte.

Der Bericht über die 5. Generalversammlung des Vereins zur Fürsorge für aus Strafanstalten Entlassene zu Görlitz giebt ein anschauliches Bild von den unausgesetzten Bemühungen des Vereins, in suchender Liebe den aus den Gefängnissen Entlassenen und ihren Familien zu ihrer Rettung und Bewahrung nachzugehen. Ein ziemlich zahlreicher Vorstand vereinigt alle Diejenigen, welche amtlich oder außeramtlich mit den Bestraften zu thun haben. Zur Unterstützung des Schriftführers besonders bei den mancherlei Gängen, welche zur Klarstellung der Verhältnisse der Hilfesuchenden, so wie zur Beschaffung von Arbeit nöthig sind, haben sich 9 Herren als Vertrauensmänner bereit erklärt, während 10 Damen und 9 andere Herren das Amt von Pflegern und Pflegerinnen versehen, denen die einzelnen Entlassenen oder die Familien Gefangener zu beständiger Aufsicht und Pflege übergeben sind.

Es sind der Natur der Sache nach keine großen Erfolge, die der Verein aufzuweisen hat, aber es ist doch sehr erfreulich, wenn z. B. von einem Pfleglinge desselben, der in einem Zeitraum von 10 Jahren fünf Mal wegen Diebstahl und Betrug, zuletzt mit 6 Jahren Zuchthaus bestraft worden, berichtet werden kann, daß sich derselbe nun schon seit 5 Jahren recht brav und ordentlich halte, und daß namentlich seine Häuslichkeit fast mustergültig dastehe. Ein anderer Pflegling, der bereits als Knabe wegen Diebstahls bestraft worden und ohne die Hilfe des Vereins jetzt sicher ein Zuchthauscandibat wäre, hat durch Vermittelung seines bewährten Pflegers ein Handwerk gründlich erlernt und wird von jetzt an sein weiteres Fortkommen als Gehilfe finden.

Es sind auch andere weniger erfreuliche Erfahrungen nicht ausgeblieben; immerhin aber hat der Verein Ursache genug, Gott zu danken und mit den Erfolgen seiner Arbeit zufrieden zu sein, eingedenk des Wortes:

Und würf' ich manches Mal mein Brot in's Wasser,
Gott selbst im Himmel füttert manchen Wicht!
Mich macht ein Schelm noch nicht zum Menschenhasser,
Es reut mich nicht!

In mehrfacher Beziehung ist der Verein aus dem engen Rahmen der Fürsorge für aus Strafanstalten Entlassene herausgetreten.

Durch seine Anregung entstand eine Volksbibliothek, die gegenwärtig 1700 Bände zählt und in Zeit von 2 Jahren 7000 Bände ausgeliehen hat. Dadurch ist gewiß manch guter Same ausgestreut, sicherlich aber wenigstens viel Böses verhütet worden. „Denn wer der Langenweile vorbeugt, der beugt dem Müßiggange vor, und wer dem Müßiggange vorbeugt, der beugt dem Laster und dem Verbrechen vor."

Statistisches.

Die Mägdeherberge in Dresden, eine Zweiganstalt des Diakonissenhauses daselbst, besteht seit 10 Jahren. Es haben in derselben im Ganzen 6298 Mädchen theils Beherbergung theils Ausbildung zu Dienstboten gefunden. Im ersten Jahre (1868) wurden 288 Mädchen aufgenommen, im fünften (1872) schon 527, im letztverflossenen Jahre (1877) 1073, nämlich 23 Schülerinnen und 1050 Herbergende. Von diesen 1073 kommen auf die Stadt Dresden 84, auf die Kreishauptmannschaft Dresden 130, Zwickau 131, Leipzig 101, Bautzen 124, auf außersächsische Länder 412, auf nicht deutsche Länder 124. Die Durchschnittszahl der an einem Tage Aufgenommenen betrug 50.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 7. August 1878. Nr. 32.

Palästinensische Ueberlieferung.

I. Ethnagraphisches.

(Schluß.)

Zu den durch analoge Sitten der Nachbaravölker den nach-jüdischen Bewohnern Palästinas erhaltenen Bräuchen möchte ich die Bestattung der Todten in Grabkaamern rechnen, die man entweder kellerartig im Boden ausmauerte, oder in Felsen ausmeißelte, eine Bestattung, die sich, allerdings beinahe verschwindend, noch heutiges Tages vorfindet, die aber bis vor nicht langer Zeit noch ziemlich allgemein gewesen zu sein scheint. Ich bemerke hierbei, daß das charakteristische altjüdische Grab, das Felsengrab auf dem Erb-Ackergut, eine Todtenkammer mit engem Fronteingang und einer oft nur aufgebauten Varhalle, wohl nach dem, das mosaische Familienerbrecht vernichtenden babylonischen Exil nicht wieder eingeführt worden ist, daß es aber dagegen für Vornehme und Reiche Sitte wurde, sich bei Jerusalem eine Familien-Grabkammer zu erwerben, wie wir aus der Profangeschichte diejenige der jüdischen Königin Helena van Adiabem und aus dem Neuen Testament diejenige des Jaseph von Arimathia, in welche der Leichnam Christi gelegt wurde, kennen. Das Wenige, was wir über dies letztere, wichtigste aller jüdischen Gräber erfahren, vor Allem die Möglichkeit des Eintritts durch eine mittels vargewälzten Steines geschlossene, also senkrechte Thüräffnung, läßt auf eine den vorexilischen Familiengräbern gleiche Anlage schließen. Daß das Grab der Königin Helena, als welches man sicher die heutigen Königsgräber im Norden Jerusalems betrachten kann, nur jene primitive Anlage erweitert und vervollkommnet, ist bekannt genug. Was aber das Grab des Lazarus in Bethanien anbetrifft, eine Höhle mit aufliegendem Deckstein, also mit einer zum Herablassen der Leichen oben angebrachten Thüröffnung, so dürfte dabei nicht an ein Familiengrab, sondern an das Gesammtgrab der Ortschaft zu denken sein.

Abgesehen von den, wie bemerkt, betreffs der Grabstätte nach bestehenden Eigenthümlichkeiten stimmen die Bestattungsgebräuche sowohl der Christen wie auch der Muhamedaner Palästinas mit denen ihrer Glaubensgenassen in den übrigen Ländern des Orients überein; auf die Einfachheit der Leichenzurichtung auch bei den Christen scheint der Islam nicht ohne Einfluß geblieben zu sein.

Nach islamitischem Zuschnitt hat sich auch das Familienleben und vielfach sogar der Personaloerkehr, der in den Stätten Palästina's lebenden Christen gemodelt, so daß früher etwa vorhandene, specifische Gebräuche in den allgemeinen Orientalismus aufgegangen sind. Das Weib des Christen bewohnt ihr Harem, d. h. den für Fremde unzugänglichen Theil des Hauses, ebenso gut wie ihre muhammedanische Nachbarin. Bei armen Christen ist so gut, wie bei armen Moslim die ganze Wohnung Harem, so daß der Mann, wenn er den Umgang mit seines Gleichen pflegen will, auf den Besuch der Marktstraßen und Kaffeehäuser beschränkt ist. Wie die Muhammedanerinn, so hat die Christinn ihr Gesicht mit einem Schleier zu verhüllen. Eine Aufnahme, wie Elias bei der Wittwe von Sarepta fand, ein Verkehr, wie der des Elisa im Hause der Sunamitin — der neutestamentlichen Frauen nicht zu gedenken, — ist bei den heutigen Palästinensern unmöglich. In Beziehung auf das Küren der Braut durch die Angehörigen des Mannes, und das Verbot persönlicher Bekanntschaft der Verlobten bis zum Hochzeittage ist allerdings die uralte Landessitte geblieben; aber wieder macht sich hier das allen Völkern des Margenlandes gemeinschaftliche Schicklichkeitsgefühl geltend, welches den Palästinensern jenen Brauch aufnöthigen würde, wenn er den früheren Bewohnern ihres Landes unbekannt gewesen wäre. Das eigentliche Eherecht beruht, dem allgemeinen Staatsrecht der Türkei gemäß, auf den, freilich wieder nicht dem palästinensischen Boden entsprossenen, Bestimmungen der verschiedenen, je mit weltlichen Befugnissen über ihre Glaubensgenassen ausgestatteten Clerisejen; das staatlich anerkannte Erbrecht dagegen ist wieder das muhammedanische, welches jeder sich durch die Entscheidung seiner nächsten geistlichen Behörde benachtheiligt Glau-

bende mit Erfolg würde anrufen können. Während also in den Städten durch die muhammedanische Herrschaft das sogenannte heilige, d. h. dem Koran und seinen Commentaren entflossene Recht den Nicht-Muhammedanern aufgenöthigt wurde, ist dasselbe bei den Nomaden (el 'Areb, s. o.) und bei den Bauern (Fellahs) überhaupt noch nicht zur Geltung gelangt, gleichviel ob letztere dem christlichen oder muhammedanischen Bekenntniß folgen.

Diese dem civilisirten Städter schroff gegenüberstehenden Bevölkerungsclassen haben nämlich ihr besonderes Recht für sich, welches auf keiner schriftlichen Satzung beruhend, nur durch mündliche Ueberlieferung auf unsre Zeiten gelangt ist, doch aber keineswegs, wie man vermuthen könnte, in den Bestimmungen der mosaischen Gesetzgebung seinen Ursprung hat. Eine besondere Eigenthümlichkeit dieses Rechts ist die Stellung, welche es der Frau in der Familie anweist, insofern dieselbe den ihr von ihrer Geburt ab anhaftenden Character der Leibeigenschaft unter keinen Verhältnissen los werden kann. Das Fellahweib hat von früher Kindheit bis in das hohe Alter hart zu arbeiten, ohne je durch seine Arbeit für sich selbst das Mindeste erwerben zu können. Bei regelmäßigem Verlauf des Lebens ist es erst der Vater, für den das Mädchen sich plagen und Geld oder Geldes Werth verdienen muß, dann der Ehemann und wenn die Frau diesen überlebt, zuletzt die Söhne. Sind solche nahe Familienglieder nicht vorhanden, so nehmen Oheime, Vettern oder sonst immer die nächsten männlichen Verwandten ihre Dienste in Anspruch, und sie tritt zu ihnen in dasselbe Unterwürfigkeits-Verhältniß. Ein Zurückbehalten vom Erlöse sogar selbst gezogener, selbst zur Stadt getragener und dort verkaufter Gartengewächse und Feldfrüchte oder von, ihr in irgend einer andern Weise zugeflossenen Geldern wird von dem jedesmaligen Gebieter als Diebstahl betrachtet und streng geahndet. Eine Fellahin ist demnach auch nie erbfähig, und die einzige Tochter wohlhabender Eltern ist bei deren Tode rechtlich nicht besser daran, als die in Noth und Entbehrung aufgewachsene Tochter des Armen. Bei dieser vollständigen Erwerbunfähigkeit hat sie aber dennoch ein Eigenthum, ja sogar bisweilen ein, nach den geringen Verhältnissen, in denen sie sich bewegt, werthvolles Eigenthum, nämlich ihre Kleidung, oder, um besser zu reden, da hier die Zubehör weit über Kleider hinausgeht, ihre Tracht, welche sogar als ein privilegirtes, durch Verpflichtungen des Mannes nicht berührtes Eigenthum betrachtet wird. Schon die für Kleider gebrauchten Stoffe, ein schweres, mit Indigo und Krepp gefärbtes baumwollenes Landesfabricat und Seidentaft von Damascus können als verhältnißmäßig kostbar betrachtet werden; dazu kommen aber noch silberne Armringe, ein Halsband von Gold oder von Silber, und zahlreiche, als Kopf- und Halsschmuck in Schnüren geordnete leichte Gold- und schwere Silbermünzen, so daß in dem Putz der Frau ein erheblicher Werth brach gelegt ist. Nur durch Schenkungen ihres jeweiligen Gebieters, aus Anlaß ihrer Verlobung und ihrer Verheirathung oder sonst bei glücklichen Ereignissen ihr gewährt, kann die Frau in den Besitz jener Gegenstände gelangen, welche ihr nachher verbleiben, auch wenn der Geber, der Vater oder der Ehemann, nachher sein Vermögen eingebüßt haben sollte, so daß die Frau, wenn auch mit todtem Capital, oft reicher ist als ihr Gebieter. Abweichend von dem arabischen Städter trachtet nämlich der Fellah seine Tochter gleich nach der Geburt zu verloben und beschafft für sie, wenn dies gelungen, die Tracht einer Ehefrau, der Kindergestalt angepaßt. Bis zur Mannbarkeit bleibt dann das Kind bei seinen Eltern; erst wenn die Hochzeitfeier und die Ueberführung des Weibes in die Wohnung des Mannes stattfindet, ist von dem Bräutigam oder seiner Familie der bedungene Kaufpreis an den Vater, so wie Werthgeschenke an etwaige Brüder dieses, und die Morgengabe an die Neuvermählte zu entrichten.

Wohl hatte auch bei den Juden des Alterthums die Tochter, solange Söhne da waren, keinen Antheil an dem Familien-Erbe, und das Antreten solchen Erbes durch eine als einziges Kind hinterbliebene Tochter war an die Bedingung ihrer Verheirathung mit einem Stammgenossen geknüpft. Aber diese Beschränkung, als behufs der Erhaltung des Familien-Grundbesitzes eingeführt, ist in keiner Weise mit dem angegebenen Gewohnheitsrecht der heutigen Fellah identisch. Letzteres beruht auf der Idee, daß das Weib Sclavinn des Mannes sei, einer Idee, welche den biblischen Zeiten fremd war. Man wird bemerken, daß auch in den die Ehe betreffenden Bestimmungen das neue Palästina mit dem Alten nur durch den Faden des allgemein Orientalischen verknüpft ist.

In der sonstigen Civil- und in der Strafrechtssphäre könnte man wohl einige Satzungen des Fellah-Rechts dem Pentateuch analog finden; jedoch wird man bei sorgfältigerer Prüfung auch hier zu dem Resultat gelangen, daß wir es nur mit der Wiedereinführung verwandter Gebräuche von Nachbarvölkern, nicht mit dem Jüdischen selber zu thun haben. Trotz der die Selbsthilfe verpönenden, mosaischen Gesetzgebung erhielt sich bei den Juden die Blutrache bis in die Zeit der Könige hinein. Ebenso haben auch die jetzigen Zelt- und Dorfbewohner Palästinas ihre Blutrache. Aber diese Letztere kann nicht die altpalästinensische sein, denn daß Letztere dem sittigenden Einflusse des Gesetzes gewichen war, und in den späteren Zeiten der jüdischen Autonomie nicht mehr bestand, kann bei ihrer Nicht-Erwähnung in den Nachrichten aus jener Periode nicht bezweifelt werden. Auch daß ein der Unkeuschheit überführtes Mädchen oder Weib nach heutiger Fellahsitte dem Tode verfällt, ist nicht aus dem strengen mosaischen Gesetze herzuleiten, sondern findet in den arabischen Ansichten von Familien-Ehre seine Erklärung. Nach arabischen Begriffen ist es das Haus oder die Familie, aus der die Uebelthäterin hervorgegangen, das sich vorzugsweise beleidigt fühlt, und deßhalb wird die Strafe in

den Dörfern Palästinas vom Vater und den Brüdern vollzogen, während der hintergangene Ehemann die Ungetreue nur in das Elternhaus zurücksendet; — die Juden dagegen betrachteten das ganze Volk als verletzt, weßhalb denn die **Bewohner** der Stadt, in welcher der Frevel geschehen war, die Steinigung vornehmen sollten.

Nur die Bestimmung des Fellah-Rechts, daß Feld- und Heerden-Diebstahl durch vierfachen Ersatz zu sühnen, zeigt eine bemerkenswerthe Uebereinstimmung mit dem mosaischen Gesetz; jedoch wissen wir nicht, ob hier nicht, wie betreffs der siebentägigen Woche, eine Uranschauung der Semiten vorliegt, welche schon vor dem großen Gesetzgeber zum Gewohnheitsrecht geworden war und bis auf unsre Tage in Geltung geblieben ist.

Lediglich nach historischen Nachrichten die Sache erwägend, sollte man glauben, daß sich am Ersten noch unter der christlichen Bevölkerung der palästinensischen Städte als der erweislichen Nachkommenschaft, der bei Vertreibung der Juden nach den Römerkriegen in Palästina zurückgebliebenen Landeseinwohner biblische Sitten und Bräuche erhalten haben könnten. Nun sind diese Christen dem in Palästina verkehrenden Fremden vorzugsweise zugänglich; in ihren Häusern findet er leicht gastliche Aufnahme, sie sind der Regel nach mehr als ihre, andern Ständen und Religionsgenossenschaften angehörigen Mitbürger bereit und befähigt, die Wißbegier des Reisenden betreffs der Eigenthümlichkeiten des Landes zu befriedigen. Wenn demnach in der That hier noch eine Fundgrube zu eröffnen wäre, so würde dieselbe der Beachtung des seit 40 Jahren in Palästina so thätigen occidentalischen Forschergeistes nicht entgangen sein. Ich selber verdanke jenen Christen, mit denen in ihrer eigenen Sprache zu verkehren, mir verliehen war, viele schätzbare Belehrung; aber in ihren Häusern nicht von allgemein orientalischer, sondern speciell palästinensisch biblischer Luft angeweht zu werden, ist mir nur einmal zu Theil geworden, als mir nämlich bei einem Besuche der alten Stadt Gaza, in dem Hause eines christlichen Kaufmanns, der mich gastlich bei sich aufgenommen, in Gegenwart der sich mit einer gewissen Feierlichkeit um mich gruppirenden Familie, der greisen Mutter des Hauses, der zwei Söhne dieser nebst ihren jungen Frauen und einer eben heranwachsenden Tochter, von einer schwarzen Sclavinn die Füße gewaschen wurden. Als ich den mir in Form einer Anfrage, ob ich die Fußwaschung erlaube, gemachten Vorschlag gern annahm, dachte ich natürlich nicht anders, als daß man mir die Erforderniße zu dem Zweck in mein Schlafgemach bringen werde, und sprach über die im Divanzimmer gemachte Zurüstung meine Verwunderung aus. Doch unterrichtete man mich, daß es sich um einen Localbrauch für den Empfang von Gastfreunden handle, worauf ich mich ohne weitere Widerrede der Ceremonie unterzog.

Offenbar bezieht sich die Fußwaschung auf eine Zeit, wo man, wie wir es in den Evangelien sehen, in Palästina von Ort zu Ort zu Fuße pilgerte —, außer den bildlichen in der zu Pathmos geschriebenen Apocalypse kannte ja das Neue Testament keine Pferde. Seit letztere im Lande allgemein geworden sind und nebst Maulthieren und Eseln für Arm und Reich als Reisetransportmittel dienen, hat die Fußwaschung ihre eigentliche Bedeutung verloren; wenn sie sich über die vielen Jahrhunderte, seit man in Palästina zu Fuße gegangen, erhalten konnte, da muß man annehmen, daß ihr früh eine symbolische Bedeutung des Willkommens und der Abwehr etwaigen mit dem Fremdling in das Haus gedrungenen Unglücks beigelegt worden ist. Von einem Zusammenhange des Brauchs mit der in der Bibel erwähnten Sitte hatte die Kaufmannsfamilie zu Gaza keine Ahnung; ob aber wirklich diese Waschung in ununterbrochener Folge bis in die Zeiten der jüdischen Autonomie hinaufreicht, oder ob sie dem Einfluß der morgenländischen Kirche, welche der apostolischen Fußwaschung alljährlich eine großartige Feier widmet, ihren Ursprung verdankt, vermag ich nicht zu entscheiden.

Die ethnographischen Verhältnisse dürften demnach der Annahme einer biblischen Tradition im neueren Palästina im Großen und Ganzen nicht günstig sein. Die im Lande lebenden Juden bilden eine durch tausendjährige Lücken von ihrer alten Volksherrschaft geschiedene Siedelung; die Muhammedaner und Christen sind, **Jene** durch Verquickung mit arabischen Einwanderern, und Beide durch Nationalitätswechsel schon vor 1100 Jahren den alten Zuständen entfremdet worden. Wie aber in Palästina die geographischen Bezeichnungen sich vielfach aus dem Schiffbruch der alten Zeit gerettet und allen politischen und nationalen Stürmen getrotzt haben, und wie schon früh eine mehr oder weniger glückliche gelehrte Combination an die Stelle wirklicher Ueberlieferung getreten ist, will ich in einem zweiten Artikel zeigen.

Deutsche Adelssagen.

84. Die Marienkirche zu Plate.

Eine sehr anmuthige Familiensage hat das hannoversche Geschlecht **von Plate**, das im Wendlande begütert ist.

Ein Ritter **von Plate**, heißt es, hatte im Zorn seinen Bruder erschlagen. Vergebens suchte er jetzt Ruhe auf der Erde, er fand sie nicht in den Kämpfen, welche er zu Gottes Ehren auf dem Boden des heiligen Landes ausfocht, er fand sie nicht in den Wäldern der Heimath, in welchen er nach der Rückkehr der Jagd oblag. Auch lastete noch eine andere Sorge schwer auf dem Herzen des Ritters; er hatte keine Nachkommenschaft und sah dies als eine göttliche Strafe seiner Schuld an. Einstmals aber jagte er wieder im Walde. Da bemerkte er an einer Stelle, wo er sonst nie ein Heiligenbild gesehen, eine Mutter Gottes, die ihm ein Kindlein entgegenhielt. Als er zur heimischen Burg einritt, tönte ihm heller Jubel entgegen; seine Gemahlin, die ihre frohen Hoffnungen aus Furcht vor seiner düstern Ge-

müthsart bis dahin verborgen hatte, war eines Knäbleins genesen. Zum Danke ließ der Ritter an der Stelle, wo er das Marienbild geschaut hatte, eine Kirche zur Ehre der Himmelskönigin aufführen, die heute noch als eine der ältesten Kirchen des Wendlandes steht.

85. Die Gräfin von Lüchow.

Das alte Grafengeschlecht von Lüchow, das edelste des hannoverschen Wendlandes, starb bekanntlich schon sehr früh aus. Lange aber erhielt sich das alte Grafenschloß. Dasselbe hatte einen, von einem sechsseitigen Thurme geschützten Eingang und hier befand sich über dem Thorbogen ein Bildwerk, an welches die Sage anknüpft.

Der Schlußstein zeigt nämlich einen Schmied, der einen Menschenkopf in eine Zange gespannt hielt und in rührigster Arbeit war, denselben mit dem Hammer zurechtzuschlagen; dem schaute eine Dame mit einem Eberzahne zu. Darunter stand: „Wer die Tugend hat errungen, dem schaden nicht der Bösen Zungen." Welche Deutung dem Bildwerke in Wirklichkeit unterzulegen war, ist nicht mehr ersichtlich; da beginnt die Sage ihr lustiges Spiel.

Eine Gräfin von Lüchow, erzählt sie, war so schön, daß sie nur den schönsten Mann heirathen wollte. Für den aber hielt sich ein Schmiedegesell. Er warb daher um die Gräfin, diese aber, empört über solche Kühnheit, ließ ihn in der dargestellten Weise bestrafen. Die Vorsehung vernichtete jedoch ihre Schönheit; — von jener Zeit an erhielt die Gräfin Eberzähne.

Eine andere Ueberlieferung erzählt, daß die Gräfin von Natur einen Zahn wie den Hauer eines wilden Schweines gehabt habe. Da sei ihr der Gedanke gekommen, nur einen Mann zu heirathen, der an einem ähnlichen Gebrechen leide. Endlich habe sich auch ein junger Edelmann mit dem gleichen Körperfehler gefunden. Plötzlich habe sich aber der Sinn der Gräfin gewandelt; es habe ihr davor gegraust, solch' ein mißgestaltetes Geschlecht weiter fortzupflanzen, und sie habe befohlen, den Freier auf die am Thore dargestellte qualvolle Weise hinzurichten. Zur Strafe dafür müsse sie auch noch jetzt als schwarzer Hund umgehen.

Die Sage und das Wahrzeichen, welches ihre Entstehung gegeben hat, sind sehr dunkel. Nur die Unterschrift jenes Bildwerkes scheint etwas Licht über dasselbe zu verbreiten. Es ist von Verleumdungen die Rede. Sehr passend könnten dieselben als Wunden dargestellt werden, welche durch den Eberzahn der Bosheit dem Unschuldigen beigebracht werden, oder als Schläge, welche mit dem Schmiedehammer der Hinterlist auf ein unbewehrtes Haupt geführt werden. Indeß ist auch das nur ein schwacher Versuch, das Bild zu deuten.

86. Der letzte Sichelburger.

Zu Wiebrechtshausen in Hannover zeigt man unter der Dachtraufe der Kirche einen Leichenstein, auf welchem eine männliche Figur mit einer Sichel um den Hals abgebildet ist. Die Sage erzählt, hier ruhe der Letzte des edlen Geschlechtes der Sichelburger, deren Schloß jetzt in Trümmern im Mandelbecker Forste liegt. Er war ein grausamer Herr, der aus dem Stegreif lebte, und fand endlich, von seinen Feinden verfolgt, den Tod, als er von einer steilen Anhöhe hinabsprengte. Seine Feinde fanden in der Tiefe den zerschmetterten Leichnam.

Keine Gemeinde wollte Anfangs den gottlosen Ritter auf ihrem Kirchhofe dulden; endlich ließen die Einwohner von Wiebrechtshausen es sich gefallen. Dafür fiel ihrem Kloster der Mandelbecker Forst zu. Auch die Gemeinde Lagershausen, durch welche man die Leiche getragen hatte, erhielt Forstgerechtigkeiten in der Haide, gleichwie der Pfarrer von Edesheim, welcher dem Sichelburger die Leichenrede gehalten hatte. Diese Gerechtigkeiten bestehen noch heut zu Tage.

87. Der letzte Sichelstein.

Im Jahre 1239 starb auf seinem Schlosse zwischen Kassel und Minden, westlich vom Dorfe Landwehrhagen, der letzte Sichelstein, völlig vereinsamt, ein Eremit auf seiner Burg.

Die Sage läßt eine schwere Schuld auf ihm ruhen; Ritter Bardo hatte, von grundloser Eifersucht getrieben, seine Gemahlin Kunigunde von Ziegenburg ermordet, noch dazu, da sie mit Mutterhoffnungen gesegnet war. Kaiser Friedrich Rothbart wollte ihn erst am Leben strafen, dann aber milderte er sein Urtheil und verdammte ihn zu ewigem Kerker im Kloster Corvei. Indessen kam der tief bereuende Bardo nach dreijähriger Haft schon im Jahre 1192 wieder frei und lebte nun noch 47 Jahre in schwerer Buße als Einsiedler auf seiner Burg.

Die Sage fügt hinzu, schon 1189, als die That geschehen war, habe der Kaiser das Wappen der Sichelstein geändert. Sie führten ehemals eine Säule und eine Sichel auf goldenem Felde; Friedrich Rothbart befahl dem Bardo ein ganz blutrothes Schild fortan als Wappen zu tragen. Dieser Zusatz ist geeignet, die ganze Sage, für welche sich auch keine ältere Quelle als „Gottschalks Ritterburgen" auffinden läßt, in's Gebiet der heraldischen Fabel zu verweisen.

88. Der eiserne Heinrich von Borgh.

Nicht weit von der Heerstraße von Burtehude nach Zeven liegt der sogenannte Tannensee und mitten in ihm auf einer Insel ein beinah bis auf die Grundmauern abgebrochenes Schloß. Auf der unheimlichen Stelle, die rings von düsterem Moor umgeben ist, ist's nicht geheuer; große Schätze, goldene Tische und goldene Wiegen liegen unten, aber es scheint nicht ihre Bestimmung zu sein, gehoben zu werden.

Hier wohnte einst ein wilder Kriegsmann, von welchem das Bremer Landvolk noch heut zu Tage viel zu sagen weiß, der eiserne Heinrich von Borgh. Die fürchterlichsten Grausamkeiten wurden ihm nacherzählt, er verbrannte die eigene Gattin, kannte keine Furcht, selbst

nicht vor dem Teufel, und trieb, mit umgekehrt beschlagenen Pferden ausreitend, sein Wesen lange Zeit.

So sagenhaft die Gestalt des eisernen Heinrich erscheint, — sie ist eine historische. Er lehnte sich gegen Jens Grand, den Bischof von Lund, auf, welchem der Papst eigenmächtig das Bremer Erzstift übertragen hatte, wurde indessen 1307 aus Bremervörde vertrieben und mußte, nachdem auch sein Schloß Hornburg gefallen war, sich nach Tannensee zurückziehen. Auch hier siegte der Erzbischof, der eiserne Ritter selbst wurde im Moore versteckt gefunden. In langer Gefangenschaft wurde er nun nach Schloß Bremervörde gebracht, bis endlich Herzog Johann von Lüneburg ihn befreite und in seine Dienste nahm. Ueber das Ende des gewaltigen Kriegsmannes weiß weder die Sage etwas noch die Geschichte.

89. Der Küchenjunge von Schloß Rheder.

Auf Schloß Rheder in Westfalen, welches, soweit die geschichtliche Kunde reicht, stets im Besitz des Geschlechtes von Mengersen war, befindet sich in der Hauskapelle ein Bild, welches eine Familiensage derer von Mengersen, oder, wenn man will, eine historische Begenbeit verewigt.

Im 17. Jahrhundert war Johann Moritz von Mengersen Oberster über ein Regiment Münsterscher Truppen, welche in den Türkenkriegen fochten. Schwer verwundet fiel er vor Belgrad in die Hand der Moslem und wurde als Sclave einem vornehmen Manne verkauft, welcher ihn heilen ließ, jedoch nur dann ihm das Leben schenken wollte, wenn er sich zum Uebertritt in den Islam bereit finden lassen würde.

Im Kerker schrieb Johann Moritz an die Seinen und bat den Sclaven seines Arztes, den Brief auf eine sichere Weise nach der Heimath zu besorgen. Der Blick des Sclaven aber blieb erstaunt auf dem Siegel haften. „Was", rief er aus, „zwei Adlerflügel an goldenem Ringe?" Dann fiel er dem Gefangenen zu Füßen. Es war ein früherer Hausgenoß von Schloß Rheder, ein toller Küchenjunge, mit welchem der Oberst auf dem Sitze der Altvordern oft in der Jugend gespielt hatte. Aus dem Schlosse fortgejagt, ging er zur See, wurde von Corsaren gefangen, auf den Sclavenmarkt gebracht und endlich Diener des weisen Arztes.

Ein Plan zur Befreiung des Obersten war nun bald gefaßt und glücklich auch in's Werk gesetzt. Unter der Verkleidung eines Arztes, welche der treue Küchenjunge besorgte, gelangte der Oberst in's Freie, und bald fand sich auch ein Schiff, das ihn der westfälischen Heimat zutrug.

Fabrik-Inspectoren.

Bekanntlich sind im Verlauf der letzten Jahre, auch Jahrzehnte, eine Reihe gesetzlicher Bestimmungen, zum Schutz der arbeitenden Classen, namentlich in Bezug auf jugendliche Arbeiter und auf Arbeiterinnen, getroffen worden. Desgleichen sind Bestimmungen erlassen über Nachtarbeit und Sonntagsarbeit; über Vermeidung gesundheitsschädlicher und lebensgefährlicher Einrichtungen; über Verpflichtung der Werkinhaber bei Unglücksfällen und dergl. mehr. Aber nicht nur entsprechen die getroffenen Bestimmungen dem Bedürfniß noch lange nicht; sondern es wurden auch offenbar bisher die gesetzlichen Vorschriften nicht gehörig beachtet und ihre Uebertretung nicht strenge genug geahndet. Deshalb wurde immer mehr von Seiten wohlwollender Männer darauf gedrungen, die englische Einrichtung der Fabrik-Inspectoren bei uns einzuführen. Die Regierung ist im Interesse für das Wohl der arbeitenden Classen diesem Wunsche nachgekommen, und es liegen nunmehr die Jahresberichte der Fabrik-Inspectoren für das Jahr 1876 gedruckt vor. Dieselben verdienen ihres lehrreichen Inhalts wegen allgemeines Interesse. — Mit Ausnahme der Provinzen Posen und Schleswig-Holstein erstreckt sich die Einrichtung der Fabrik-Inspectoren auf alle Theile des preußischen Staates. Bei ihrem Eintritt haben die Inspectoren fast überall eine völlige Nichtbeachtung gerade der hauptsächlichsten Vorschriften vorgefunden, zu deren Ueberwachung sie berufen sind. Vor allem trifft dies zu bei der Beschäftigung jugendlicher Arbeiter (in einigen Regierungs-Bezirken mehrere Tausend). Entgegen den §§. 128 bis 131 sind Kinder unter zwölf Jahren zu regelmäßiger Arbeit angenommen, und bei den jugendlichen Arbeitern ist der vorgeschriebene Schulunterricht nicht, oder nur mangelhaft ertheilt, die zulässig höchste Arbeitsdauer überschritten, die Eintheilung der Arbeitspausen nicht inne gehalten, das Verbot der Nacht- und Sonntagsarbeit übertreten und die zur Controle angeordnete Anzeige bei der Polizeibehörde, wie die Aushändigung eines Arbeitsbuches unterblieben. Der großen Mehrzahl der Fabrikherren scheinen diese gesetzlichen Anordnungen unbekannt gewesen zu sein; andere haben sich mit Bewußtsein darüber hinweggesetzt; fast nirgends aber hat sich die Polizeibehörde ernstlich darum gekümmert, dem Gesetze Geltung zu verschaffen. Ebenso wenig ist der Regel nach Gebrauch gemacht von der Bestimmung (§. 107 der Gewerbeordnung), wonach jeder Unternehmer alle diejenigen Einrichtungen treffen muß, welche zu thunlichster Sicherung der Arbeiter gegen Gefahr für Leben und Gesundheit nothwendig sind. Bisher haben die zuständigen Behörden bei Ertheilung der Genehmigung hierauf nur wenig geachtet, und noch weniger haben die Polizei-Verwaltungen sich nachträglich eine Abstellung der bei den Anlagen im Lauf der Zeit hervorgetretenen Mängel angelegen sein lassen.

In allen diesen Beziehungen ist durch die Anstellung der Fabrik-Inspectoren ein völliger Umschwung vor sich gegangen. Die Beschäftigung der jugendlichen Arbeiter regelt sich strenger nach dem Gesetze, der concessionsmäßige Bestand und Betrieb genehmigungspflichtiger Anlagen wird nach Möglichkeit überwacht, und eine große Zahl von Schutzvorkehrungen sind zum Besten der Ar-

beiter hergestellt. Doch damit ist die Thätigkeit der Inspectoren nicht abgeschlossen; verschiedene haben sich der Einführung von Fabrik-Ordnungen angenommen, Maßregeln zur besseren Bewahrung der Sittlichkeit (Trennung der Geschlechter bei der Arbeit u. s. w.) durchgesetzt und ihre Aufmerksamkeit auch dem Leben des Arbeiters außerhalb der Fabrik zugewandt. Schließlich haben sie auch mancherlei Gutachten über schwierige Fragen aus dem Gebiet der Fabrik-Gesetzgebung erstattet, und es ist zu hoffen, daß diese Einrichtung im Stande ist, bei aufrichtigem Willen und in dem Gefühl der außerordentlichen Verantwortlichkeit, die eine gewissenhafte Pflichterfüllung gerade auf diesem Gebiete dringend fordert, Gutes und Heilsames in mehr als einer Beziehung zu bewirken. (E. G.-B.)

Der weibliche Verein für Armen- und Krankenpflege in Altona.

Im Jahre 1836 trat in Altona auf unmittelbare Anregung von Amalie Sieveking in Hamburg ein Frauenverein für Armen- und Krankenpflege in's Leben. Während einzelne in jener Zeit entstandene ähnliche Vereine wieder eingegangen sind, hat der Altonaer Jahrzehnte hindurch seine stille und segensreiche Thätigkeit fortgeführt. Anfangs stand der Verein in Altona mit seinen freiwilligen Bestrebungen fast allein. Jetzt geht eine Gemeindediakonissin in die Häuser der Armen, ein Stadtmissionar vermittelt nicht selten die Gaben der Wohlthäter; für tägliche Speisung von Armen und Kranken wird von verschiedenen Seiten gesorgt. Wir nennen ferner den Waisenverein, den Verein für Haltekinder, vier Sontagsschulen, die Kinderhospitäler, Nähschulen, die Mägdeherberge, die Krippe. In befreundeter Beziehung zu den genannten Arbeiten behält der weibliche Verein darin seine Stärke, daß durch die Besuche, die seine Mitglieder bei den Armen und Kranken machen, die persönliche Theilnahme an ihrem Wohl und Wehe zum Ausdruck kommt. Findet das aufrichtige Mitgefühl den Weg zum Herzen, so wirkt auch eine geringe Gabe kräftigend und erwärmend auf den schlaffen Willen und das erkaltete Herz. Dieser berechtigten Auffassung der christlichen Armenpflege entsprechend, sucht der Verein neben den eigentlichen Unterstützungen den Armen vor allem durch Beschäftigung mit geeigneter Arbeit aufzuhelfen. Unter Leitung von besonderen Vorsteherinnen werden in der Nätherei, in der Stroh- und Binsenflechterei, in der Seidenzupferei und anderen Arbeiten zahlreiche Arme beschäftigt. Der Verkauf von Armen-Arbeiten und die Entgegennahme von Bestellungen sind seit Jahren trefflich geordnet.

Der 42. Jahresbericht, den die langjährige Vorsteherin, Frl. E. Poel soeben erstattet hat, gewährt mannigfachen Einblick in die innere und äußere Noth, deren Linderung der Verein zu seiner Aufgabe macht. Die Grundlage des Elends in den einzelnen Familien sieht der Bericht überwiegend in jener Haltlosigkeit, die aus Mangel fester Glaubenszuversicht hervorgehend, in guten Tagen sorglos und leichtfinnig, in bösen Tagen verzagt macht. Deshalb ist es in vielen Fällen allerdings schwer, wirksam und nachhaltig zu helfen, aber zugleich um so nothwendiger, daß persönliche Theilnahme den Einzelnen nahe tritt.

Im Ganzen sind im vergangenen Jahre 159 s. g. Besuchsfamilien und 12 s. g. Patronatsfamilien in der Pflege des Vereins gewesen. Am 1. März 1878 befanden sich 64 Besuchs- und 12 Patronatsfamilien in derselben. Die Ausgaben des Vereins betrugen im vorigen Jahre c. 9000 M. und übersteigen um ein weniges die Einnahmen.

(Fl. B. d. Rauhen. H.)

Statistisches.

Einer der wirthschaftlich wohlthätigsten Frauenvereine ist der Berliner Frauenverein zur Abhülfe der Noth unter den kleinen Fabrikanten und Handwerkern. Derselbe vertheilte im verflossenen Jahre 810 Darlehne im Betrage von zusammen 78,975 Mark, von 30 Mark bis 150 Mark. Das Vereinsvermögen beträgt am Schlusse des Jahres 60284 Mark 78 Pf. und hat sich gegen das Vorjahr um 264 Mark 40 Pf. vermindert. Der ganze Verlust während der 30jährigen Wirksamkeit des Vereins durch nicht zurückgegebene Darlehne beläuft sich auf 10258 Mark 86 Pf., also im Durchschnitt per Jahr auf 341 Mark 96 Pf. bei einem Umsatz von 1,643,439 Mark für 18,363 Darlehne.

Dem zehnten Jahresbericht der in London bestehenden „Evangelical Protestant Deaconesses' Institution" entnehmen wir Folgendes. Die Anstalt hat den Zweck Krankenpflegerinnen für Hospitäler und für die Privatpflege zu schulen. Obgleich einige der Schwestern ausgetreten sind, beläuft sich die Zahl der in der Anstalt befindlichen gegenwärtig doch auf 23 ausgebildete und 10 Probeschwestern. Die Zahl der im Laufe des Jahres im Mutterhause verpflegten Patienten betrug 414. Während der zehn Jahre, seitdem das Institut besteht, haben die Schwestern im Ganzen 67,685 Patienten verpflegt, worunter 3,865 in der Anstalt selbst. Vier Schwestern und fünf Helferinnen haben auf dem Kriegsschauplatz eine sehr aufopfernde Thätigkeit entfaltet und ihre Sorgfalt in ganz unparteiischer Weise Russen, wie Türken zugewendet.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63 — 65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 14. August 1878. Nr. 33.

Dringende Bitte.

Das Johanniter-Krankenhaus in Sonnenburg leidet großen Mangel an alter Leinwand für Umschläge, Compressen und Verbände. Mildthätige Herzen werden gebeten, solche zu sammeln und entweder direct an die vorstehende Diakonissin des genannten Hauses: Schwester Aurelie Platen, zu Sonnenburg bei Cüstrin, oder an den unterzeichneten Curator desselben einsenden zu wollen.

Jansfelde bei Trebnitz an der Ostbahn.

von Pfuel.

Das pontische Küstenland und Hocharmenien.

III.

Wie in den früheren Mittheilungen bereits bemerkt worden, galt unser Aufenthalt in Erzerum vornehmlich der Ausarbeitung der wissenschaftlichen Ergebnisse unserer seitherigen Reise durch damals dem gebildeten Europa unbekannte Gebiete. Daß daneben eine ausgiebige Rast und eine solche Wiederinstandsetzung unserer äußerlichen Reiseerforderniße, daß sie fast einer Neuausrüstung gleichkam, dringend wünschenswerth war, habe ich gleichfalls vorgreifend erzählt. Zu unserem Bedauern sahen wir bald, daß für letzteres Erzerum, da wir uns doch weder türkisch, noch kurdisch, noch persisch kleiden konnten, durchaus keine Gelegenheit bot. Leider wurde für mich auch die Rast nicht zur eigentlichen Erholung. Die Anstrengungen, die ungewohnte Kost, die häufigen Nachtlager im Freien, hatten mich mehr angegriffen, als ich während der Reise selber vermuthete. Allerdings verlor sich das zweitägige Wechselfieber, an dem ich gelitten hatte; jedoch nur um einer viel quälenderen Form derselben Krankheit, der sog. Quartana, Platz zu machen. Das Unglück wollte noch, daß das Uebel ärztlicherseits wochenlang nicht erkannt wurde, so daß ich es, wie viele andere ohne eigene Erfahrung auf die Dr. Sangrado's aus aller Herrn Ländern hingewiesene Reisende, nur meiner guten Constitution verdankte, wenn nicht die mir gebotenen Medicamente meiner orientalischen Carriere ein rasches Ende bereiteten. Es kam so weit, daß ich von vier Tagen nur Einen hatte, an dem ich mich umherschleppen und socialen, wie forscherischen Erforderniſſen nachkommen konnte. Da nun unter solchen Verhältnissen während unseres sich über einen ganzen Monat erstreckenden Aufenthalts in Erzerum es manche Tage gab, an denen Nichts der Erinnerung Werthes aufgezeichnet wurde, so beschränke ich mich, aus den mir vorliegenden zahlreichen Notizen von dort nur das Wichtigere herauszugreifen.

Für den Orientreisenden, zumal für den, in die so gründlich verschiedenen Verhältnisse als Neuling eintretenden, gehört es zu den größten Genüssen, in den Ortschaften, die er besucht, mit der daselbst residirenden europäischen Bevölkerung bekannt zu werden. Denn wenn sich darunter auch gelegentlich eine Person findet, auf deren geistige Entwickelung sogar die Uebersiedelung von einem Welttheil in den anderen einflußlos geblieben, so besteht doch die Mehrzahl aus aufgeweckten Köpfen, welche durch den ihnen möglichen Vergleich mit den Zuständen ihrer Heimat in diejenigen der Levante einen klaren Einblick gewonnen haben und demnach zur Ertheilung von belehrenden Aufschlüssen vorzugsweise befähigt sind.

Nun gab es damals europäische Bewohner Erzerums, die keine amtliche Stellung dort gefesselt hätte, gar nicht; nicht einmal die jonischen Kleinkrämer und die hellenischen oder maltesischen Handwerker, denen man in den Levantehäfen auf Schritt und Tritt begegnet, hatten den Weg nach der Hauptstadt Armeniens gefunden. Dagegen besaßen Rußland, England und Frankreich dort Consulate, welche in ihren Chefs und dem Beamtenpersonal an Canzlern, Dolmetschern und Attaché's ein zahlreiches Personal stellten; außerdem aber war auch die höhere Diplomatie durch eine eben damals in der Stadt tagende persisch-türkisch-russisch-englische Commission vertreten, welcher die endgiltige Feststellung der persisch-türkischen Grenze oblag. Rußland hatte noch nicht Zeit gefunden, einen eigentlichen Consul nach Er-

zerum auszusenden; ein langer hagerer Italiener, welcher sich vor Jahren als Mandatar aan nach Persien handelnden italienisch-levantinischen Häusern in Erzerum niedergelassen und daselbst für eigene Rechnung einen Großhandel begründet hatte — er erfreute sich des damals in der Welt noch nicht gehörten Namens Garibaldi und war, dieses Namens jüngerer und berühmterer Träger, Genuese von Geburt — leitete das Amt ohne Besoldung als Viceconsul. Auch der consularische Vertreter Englands war Großhändler; es war der schon damals wegen seiner geographischen Entdeckungen in den oberen Euphratländern berühmte J. Brant, dem die englische Regierung, um diese ausgezeichnete Kraft ihrem Dienst zu sichern, nicht allein mit dem Titel eines britischen Consuls das bedeutende Gehalt dieses Amts gewährte, sondern daneben grundsatzwidrig die Fortführung seines ausgedehnten Geschäfts gestattete. Einer ganz regelmäßigen Stellung genoß der französische Consul, ein Elsäßer, der aber, sei es aus Affectation, sei es aus wirklicher Unkunde nur sehr schlecht deutsch sprach. Derselbe war lediglich Berufsconsul; da er aber in Erzerum weder französische Unterthanen zu schützen, noch commercielle oder politische Interessen Frankreichs zu wahren hatte, so fühlte er sich unglücklich, mit Nichts seinen fernen Oberen seinen Diensteifer beweisen und sich zu baldiger Wiederversetzung — er war erst vor wenig Wochen eingetroffen — empfehlen zu können. Auch für das englische Consulat fielen, wie ja nach dem, was oben bemerkt wurde, selbstverständlich, die Geschäfte des Unterthanenschutzes weg, dagegen gab der gerade damals durch die Bemühungen des Consulats in großem Aufschwunge begriffene englische Handel nach Persien und Mesopotamien, nach Georgien und Armenien, welchem Erzerum als Hauptniederlage diente, dem Consul Brant, der ja auch schriftstellerisch thätig war, reichliche Arbeit. Das russische Consulat auf der anderen Seite hatte keine commerciellen, aber um so mehr Unterthanen-Schutz-Geschäfte. Entgegen den allgemeinen Grundsätzen des internationalen Rechts hatte Rußland tausenden von armenischen Familienhäuptern, gebornen Unterthanen der Pforte auf dem eigenen Territorium Letzterer, wo nicht das russische Indigenat, doch das dem Auslande gegenüber gleichbedeutende consularische Schutzrecht gewährt und sie somit der Jurisdiction ihrer heimatlichen Behörde entzogen. Viele von diesen apocryphen Neurussen machten sich, gestützt auf die so erlangte privilegirte Stellung von ihren Verpflichtungen gegen ihre unter türkischer Herrschaft verbliebenen Mitbürger schnöde los. Andere machten Forderungen geltend, die ihnen unter den früheren Verhältnissen bestenfalls nichts als Schande und Spott eingetragen haben würden; — hier wie dort hatte das russische Consulat sich bei den türkischen Behörden weniger des Rechts als der Interessen seiner Angehörigen anzunehmen, so daß das Prästigium Rußlands selber, die der Vertretung gestellte Aufgabe in vielen Fällen zu einer widerwärtigen stempelte.

Von der Commission lernten wir nur die europäische Hälfte kennen. Der russische Bevollmächtigte war ein Oberst Daineſe, ein in russischen Dienst getretener Levantiner aus Constantinopel, und ihm war als Dolmetscher ein Herr Muchin beigegeben, der einzige wirkliche Russe in Erzerum, und, wenn auch in untergeordneter Stellung — er war noch jung — allen anderen Beamten seiner Regierung daselbst an feiner Bildung und Wissen überlegen. England war durch einen Mr. Curzon, einen liebenswürdigen jungen Herrn, und den zwölf Jahr später im Krimkriege durch die lange und ruhmvolle Vertheidigung von Kars bekannt gewordenen Oberst Williams vertreten. Selbstverständlich galt es Seitens beider Großmächte, in das humanitäre Nest der Commissions-Aufgabe, nämlich hinfort persisch-türkische Kriege unmöglich zu machen, das Kukuksei politischer Zwecke einzuschieben. Rußland, welches in Persien die Consequenzen der Paskjewitschischen Siege viel vollständiger zur Geltung gekommen sah, als in der Türkei diejenigen des Diebitschischen Zuges über den Balkan, wollte durch die Grenzberichtigung die Pforte ihrem östlichen Nachbar gegenüber möglichst schwächen und letzteren für seine Unterwürfigkeit belohnen, während England sich nach besten Kräften der Pforte annahm. Durch die Klippen dieses Gegensatzes hindurchfahrend, war die Thätigkeit der Commission auf die Sandbank völliger Localunkenntniß gerathen, und Oberst Williams verwerthete die auferlegte Muße im fernen Tortum bei Fischfang, des schönen Tages harrend, wo es den im Quellgebiete des Zab-Flusses just so gut wie die Commissarien bewanderten Regierungen, an welche referirt worden war, gelungen sein würde, das Schiffchen wieder flott zu machen.

Im Allgemeinen herrschte in dieser diplomatisch-consularischen Gesellschaft, zu der noch zwei maltesische Quarantaine-Aerzte in türkischem Dienst gezogen wurden, eine anerkennenswerthe äußere Eintracht, welche der Lieblosigkeit des hinterrücks über die Collegen gefällten Urtheils keinen Abbruch that. Aber ohne gemeinsame Interessen, nach Bildung und anerzogener Lebensanschauung gründlich verschieden und sich politisch je aan einander heimlicher Intrigue versehend, betrachteten diese Männer, vielleicht nur Brant ausgenommen, den seine Bestrebungen der Außenwelt unabhängig gegenüberstellten, ihr Zusammenleben wie einen ihnen auferlegten Zwang, den nur die Hoffnung jedes Einzelnen, baldigst die Reize der Calypso-Insel mit den Fährnissen der Heimreise in die Stätten der Civilisation zu vertauschen, erträglich machte.

Uns selbst wurde von allen Seiten die freundlichste Aufnahme zu Theil, was wir zunebst unsern vortrefflichen Empfehlungen dem Umstande beizumessen hatten, daß in uns dem Einerlei der socialen Beziehungen, ein wenn auch frembartiges, doch jedenfalls neutrales Element zugeführt wurde. Dabei versteht sich von selbst, daß wir uns vorwiegend an die Russen hielten, indem wir ja, wie früher mitgetheilt worden, des russischen diplomatischen Schutzes genossen.

Nach dieser Vorbemerkung lasse ich hier einige Auszüge aus meinem Tagebuche folgen.

Erzerum, den 11. Sept. (1843). Durch den russischen Consulats-Dolmetscher hatten wir den Statthalter von Armenien, **Kiamil Pascha**, um eine Audienz gebeten, indem wir ihm persönlich für den Ferman, durch den er uns das Durchreisen seiner Provinz so sehr erleichtert, danken wollten. Darauf wurde uns bedeutet, daß uns der Seraskier (d. h. Feldmarschall, unter diesem Titel wird hier **Kiamil's** fast ausschließlich gedacht) um 1 Uhr Nachmittag empfangen wolle. Der Dolmetscher kam uns abzuholen und geleitete uns nach dem in der Burg Erzerums gelegenen Serai, einem weitläuftigen, übrigens aber ohne Rücksicht auf Styl und Ornamentik aufgeführten und sogar zum Theil noch von dem letzten Russenkriege her in Ruinen liegenden Gebäude, in dessen Höfen und Corridoren wir dasselbe lungernde orientalische Publicum an Bittstellern, Processirenden, Haft- und Sträflingen, so wie schwer bewaffneten Amtsdienern vorfanden, welches wir von anderen türkischen Provinzialregierungssitzen schon kannten. Nach soviel Dürftigkeit, die uns überall in Armenien aufgestoßen war und als die noch unverwischte Spur des letzten Russenkrieges bezeichnet wurde, waren unsere Erwartungen betreffs des den Seraskier umgebenden äußern Glanzes nur gering; doch blieb das Haus mit seinen schmutzigen Wänden, seinen ausgetretenen Stiegen und verfallendem Mauerwerk noch weit hinter diesem Wenigen zurück. Recht schmuck sah dagegen ein spalierbildendes Bataillon Infanterie aus, das, während wir durchpassirten das Gewehr präsentiren mußte. Wir wurden ohne Weiteres vorgelassen; der Pascha erhob sich selbst von seinem Divan und kam uns entgegen, um uns die Hände zu drücken.

Kiamil gilt als ein zuverlässiger Anhänger der mahmudischen Reform, einer von den türkischen Staatsmännern, die eingesehen haben, daß das alte System mit Janitscharen, Beamtenomnipotenz und seidner Schnur zum sofortigen Untergange führen würde, und die demnach zu einer Annäherung an den europäischen Rechtsstaat, als zu dem letzten Nothanker greifen. Er bekannte sich uns als einen großen Bewunderer **Fränkistans**; da er aber von allen Sprachen der Welt nur der türkischen mächtig ist und demnach seine Nachrichten über die europäischen Völker nur in orientalischer Unterhaltung einsammeln kann, so sind seine Begriffe von dem Gegenstande seiner Verehrung gewiß sehr mangelhaft. Lebhaft erkundigte er sich nach einem preußischen Bei, den als Durchreisenden er früher, da er Mussellim einer Stadt in Südkleinasien gewesen, kennen und schätzen gelernt — nach den von ihm angeführten Umständen konnte er nur den Fürsten **Pückler-Muskau** meinen — und wunderte sich, daß derselbe ihm durch uns keine Grüße gesandt habe. Von einem Standesunterschiede zwischen dem Fürsten und uns hatte er keine Ahnung — in der Türkei ist ja jeder empfohlene Reisende ein Bei. Er entschuldigte sich auch wegen der Wildheit der von ihm administrirten Unterthanen des Großherrn; das Civilisiren sei eben keine Färberkufe, in die man ein Stück Zeug hineinstecke, um es dann gleich fertig hervorzuziehen; indessen lasse er's an eifriger Bemühung nicht fehlen. Bei ihm gelte kein Pardon', das könne uns der russische Dolmetscher bezeugen. Dieser versicherte denn auch, daß selten 14 Tage vergingen, ohne daß Jemand an dem auf dem Fleischmarkt zu Erzerum errichteten Galgen baumele.

So naiv mittelalterlich man diese Selbstverherrlichung des Reform-Pascha finden möchte, so liegt ihr doch für den, der die hiesigen Verhältnisse berücksichtigt, eine richtige Anschauung zu Grunde. Ohne öffentliche Sicherheit ist keine Entwickelung möglich, und die Handhabung der Ordnung war bisher in dem großen Paschalik von Erzerum außerordentlich vernachlässigt. Das Räuberhandwerk ist hier in den Händen von Muhammedanern, kurdischen Nomaden, die Opfer der Verbrechen aber sind Christen, armenische Bauern oder Kaufleute. Daß für Morde, an Christen begangen, Muhammedaner zum Tode verurtheilt werden, ist eine Neuerung, der sich noch wenige Paschas anbequemen wollen; Kiamil zählt zu ihnen, und ihm ist es gelungen, Ruhe und Sicherheit in einem für diese Länder unerhörten, wenn auch nach unsern Begriffen noch immer ungenügenden Maße zu Wege zu bringen. Daß die Christen des Landes dies auch dankend anerkennen, hatten wir häufig Gelegenheit wahrzunehmen.

Der Pascha versprach uns noch seine beste Unterstützung zur Erreichung unserer weiteren Reisezwecke, und somit schieden wir von ihm in großer Zufriedenheit. —

Erzerum, den 6. October.

Da nunmehr unsre Abreise bevorsteht, so habe ich noch einige allgemeine Mittheilungen über unsre hiesige Umgebung nachzuholen.

So sehr Erzerum durch den letzten russischen Krieg gelitten, so ist es doch eine bedeutende, in diesem Augenblicke durch Handel und Industrie sich sichtbar hebende Stadt, deren Einwohner auf 40,000, und deren Häuser auf 9000 geschätzt werden. Daß sie auf dem weit vorgestreckten Fuße des Dewe-Bojunu-Gebirges oberhalb der Thalebene erbaut ist, welcher der westliche Quellarm des Euphrat, d. i. der heutige Karassu, entfließt, habe ich früher erwähnt. Für die Wahl der Ortslage dürfte außer einem oberhalb der Stadt aus der Bergwand hervorkommenden Bache, der die Versorgung mit Wasser ermöglichte, ein sich innerhalb des Terrains erhebender Felsenhügel entscheidend gewesen sein, der vor der Erfindung der Feuerwaffen fortificatorisch vortrefflich zu verwerthen war und seinem Inhaber die unbedingte Herrschaft über die darunter ausgebreitete fruchtbare Ebene sicherte. In dem weit hingegossenen Häusermeer der Stadt bildet dieser Hügel, in seinem breiten Umfange mit einer dreifachen Mauer umzogen, noch jetzt die Citadelle und ist geräumig genug, die Wohnung des Pascha, die Kaserne, die schönsten Moscheen und Bazare, so wie einen wohlhabenden Stadttheil zu bergen.

Die hiesigen Moscheen sind sehr zahlreich, und wenn man die über die Stadt hervorragenden Minarets auf hundert angiebt, so ist dieß wohl keine arge Uebertreibung. Die muhammedanischen Bewohner der Hauptstadt eines nach immer vorwiegend christlichen Landes scheinen danach auch hier immer von großem Glaubenseifer beseelt gewesen zu sein, mit welchem der Sinn für architectonische Schönheit nur keineswegs Schritt hielt; sogar die Hauptmoschee in Erzerum, wie in den größern kleinasiatischen Städten mit dem aus der Seldschukenzeit stammenden Namen Ulu Diami, die große Moschee, belegt, ein düsteres, gedrücktes Gebäude, zeichnet sich durch Nichts als durch Raumverschwendung aus. Die Häuser sind mit cementirten Erdterrassen überdeckt, doch bilden diese keine, über das ganze Haus hinlaufende Fläche, sondern jedes Zimmer wird gesondert behandelt, so daß man beim Promeniren auf dem Dache, je nach der Lage der Zimmer, bald auf- und bald wieder absteigen muß. Die Straßen sind gepflastert und breit genug, um mit einem Wagen, einer Araba, hindurch zu fahren. Uebelstände, die uns unangenehm fühlbar wurden, sind einerseits der beständige Staub, den nach monatelanger Dürre der scharfe Herbstwind des Plateaulandes von den Erdbächern auf die Passanten weht, und andererseits die Schmutzpfützen, welche oft zu gewaltigen Sprüngen nöthigen. Vermittels des oberhalb der Stadt fließenden, bereits erwähnten Wässerchens nämlich, welches sämmtliche Aquaducte Erzerums speist, werden allwöchentlich einmal im Interesse der Reinlichkeit alle Hauptstraßen unter Wasser gesetzt; leider aber genügt diese Operation ihrem Zwecke nicht und verwandelt nur in Koth, was sonst loser Staub sein würde. Da für die als Einleitung des muhammedanischen Gebets erforderlichen religiösen Waschungen ein Röhrenbrunnen mit verschließbarem Hahn bei jeder Moschee angelegt wird, so fehlt es an gutem Wasch- und Trinkwasser nirgends.

An bemerkenswerthen alten Bauwerken ist Erzerum arm. Das frühere Serai soll ein großartiger Bau gewesen sein; doch wurde es während des russischen Krieges zerstört, und ist auf den Trümmern das dürftige Haus errichtet worden, in welchem wir von dem Statthalter empfangen wurden. Eines gewissen Rufes erfreut sich das sogenannte Tschifte-Minareh, d. h. Doppel-Minaret, eine Medresseh (muh. Hochschule) mit Moschee und zwei Minarets, welche letzteren, mit wohl glasirten Fliesen persischen Fabrikats bekleidet und ebenso solide wie zierlich aufgeführt, dem Gebäude den Namen gegeben haben. Die geschmackvoll ausgearbeiteten Arabeskenverzierungen des Portals laufen oben über der Bogenspitze in einen wagrechten Halbmond zusammen, über welchem eine Palmenkrone einen sich die Flügel beißenden Doppeladler trägt. Mit Unrecht hat man aus diesem Emblem auf byzantinischen Ursprung der Anlage geschlossen. Dieselbe gehört vielmehr den Seldschukiden an, welche mit dem — freilich erst ihren Rechtsnachfolgern, den Osmanen, gelungenen — Ziele, das römische Weltreich muhammedanisch zu machen, Kleinasien eroberten und in Ikonium das Reich Rûm (Rom) gründeten. Bekanntlich war die Bildung der Seldschuken eine vorwiegend persische, und auch Tschifte-Minareh dürfte von einem persischen Architekten im Geschmack seiner Heimat aufgeführt worden sein. Nach einer an einem der Minarets angebrachten Inschrift ist der Bau im Jahre 354 der Flucht Muhammeds, d. h. 55 Jahr vor dem ersten Kreuzzug fertig geworden.

Eine Eigenthümlichkeit Erzerums ist die Menge der wilden Hunde, welche wenigstens ich in gleicher Menge in keiner andern orientalischen Stadt gesehen habe. In der That machen dieselben auf dem großen freien Platze in der Mitte der Stadt, dem Fleischmarkt, wenn sie daselbst aus frommen muhammedanischen Stiftungen gespeist werden, den Eindruck einer riesigen bräunlichen Schafheerde. Der auf diesem Platze befindliche Galgen ist so niedrig, daß zum Schutz der Leichen gegen die Hunde Wachen aufgestellt werden, dennoch soll es sehr oft vorkommen, daß einem am Tage aufgeknüpften Sträfling über Nacht beide Beine weggefressen werden. Da die Stadt durch den letzten russischen Krieg gegen 20000 Einwohner verloren, so sind viele Häuser, ja ganze Straßen zu verlassenen Ruinen geworden, und dieser Umstand scheint die Entwickelung der Hundecalanie wesentlich gefördert zu haben. Natürlich ist das stete Gekläffe in der Nacht sehr störend; für den Ruf der Bösartigkeit und Gefährlichkeit der Hunde Erzerums aber habe ich keine Beweise gefunden.

(Fortsetzung folgt).

Evangelische Mägdeherbergen und Fortbildungs-Schulen in Deutschland.*)

Die Thätigkeit zum Besten der weiblichen Dienstboten soll einer Noth abhelfen, die uns alle recht nahe angeht. Ist doch in jedem Hause ein Stück dieser Dienstboten-Noth zu finden. Die Klagen über gewissenlose, unzuverlässige Mägde und Kinderwärterinnen, die Jedermann kennt, sind Zeuge davon. Mit Recht ist oft darauf hingewiesen, daß auch die Dienstboten viel Grund zur Klage haben über ungerechte Behandlung, übermäßige oder thörichte Forderungen von Seiten der Herrschaften. Wir wollen das hier bei Seite lassen. In der That geben die Mägde viel Anlaß zur Klage durch bösen Willen, durch Untüchtigkeit und allermeist durch ihren Leichtsinn, der sie so oft auf den Weg des Verderbens führt, bis sie zuletzt in den Abgrund versinken, der sich in den großen Städten, in den Häusern der Schande und in den Hospitälern auf den Sälen für syphilitische Kranke vor unsern Blicken öffnet.

Diesem äußersten Elend, wie all den vorhergehenden Nothständen suchen die Mägdeanstalten abzuhelfen, wie sie in den letzten Jahrzehnten fast in allen großen Städten unseres Vaterlandes entstanden sind, seit der sel. Fliedner mit der Gründung der Mägdeherberge

*) Aus dem Kaiserswerther Armen- und Kranken-Freund.

auf Marthashof in Berlin vorangegangen war. Ihr Zweck ist bekannt. In den Bildungsschulen, welche mit den meisten größeren Herbergen verbunden sind, sollen junge confirmirte Mädchen mit den für ihren künftigen Beruf nothwendigen Kenntnissen und Fertigkeiten bekannt gemacht werden, und ihr Herz durch Erziehung in der Furcht Gottes gegen die ihnen bevorstehenden Versuchungen befestigt werden.

In den Herbergen wird ehrbaren, dienstlos gewordenen Mägden ein Asyl dargeboten, wo sie unter der Zucht einer christlichen Hausordnung angemessene Beschäftigung und weitere Ausbildung in allen Obliegenheiten ihres Dienstes finden, bis sie von Seiten der Anstalt in einen passenden Dienst untergebracht werden können.

An manchen Orten ist ein dritter, verwandter Zweck in diesen Anstalten berücksichtigt, indem für alleinstehende Arbeiterinnen Kost und Logis geboten wird. Auch Kleinkinderschulen, in denen die jugendlichen Mädchen Anleitung in der Beschäftigung mit kleinen Kindern erhalten, bestehen vielfach in Verbindung mit den Herbergen und Bildungsschulen, ferner Sonntagsschulen für Kinder im schulpflichtigen Alter und endlich die überaus wichtigen Sonntagsvereine, in welchen den ausgebildeten oder beherbergten Mädchen, nachdem sie in Dienst getreten sind, sowie anderen, wohlgesinnten Mägden Gelegenheit geboten wird, ihren freien Sonntag Nachmittag in frischer und fröhlicher, aber gottwohlgefälliger Weise zuzubringen. Darüber berichteten kürzlich die fliegenden Blätter aus dem Rauhen Hause: Im Jahre 1877 haben sich die Berliner Sonntagsvereine, in denen Mädchen in ihren Freistunden am Sonntag eine Gemeinschaft finden, die, auf dem Grunde des göttlichen Wortes ruhend, ihnen Geselligkeit und geistige Anregung bietet, von neuem um 4 vermehrt. Das Jahresfest des seit 1859 bestehenden Muttervereins in der Sophiengemeinde hat sich zu einem Sammelpunkt aller dieser Vereine gestaltet. 16 solche Vereine bestehen jetzt in Berlin. Zu den zahlreichen ähnlichen Vereinen an anderen Orten sind solche in Bonn, Straßburg, Bern, Königsberg, Graudenz, Marburg, M.-Gladbach, Groß-Reichenau neuerdings hinzugekommen. — Eine „Mädchenzeitung", die Frau Sophie Laesche in Berlin (Oranienburgerstraße 20) monatlich herausgiebt (Preis jährlich 1 Mark), dient ausschließlich diesen Bestrebungen und verdient größere Verbreitung.

Wir glauben allen Freunden dieser Arbeit an den Geringen einen Dienst zu erweisen, wenn wir hier, soweit unsere Kenntniß reicht, die Orte nennen, wo für die sittliche und religiöse Hebung der weiblichen Dienstboten Sorge getragen wird. Wir wiederholen damit einen Versuch, der zum ersten, und unseres Wissens zum einzigen Male in diesen Blättern gemacht worden ist. Trotz unsrer ernstlichen Bemühungen, vollständige Nachrichten über diesen Zweig der inneren Mission aus allen Theilen unseres Vaterlandes zu sammeln, zweifeln wir nicht, daß in dem folgendem Verzeichniß manche Lücken vorhanden sind, und wir würden uns herzlich freuen, wenn wir durch zahlreiche Berichtigungen in den Stand gesetzt würden, dieses Verzeichniß baldigst in bereicherter Gestalt abzudrucken.

I. Evangel. Mägdeherbergen.

(Die mit * bezeichneten Herbergen haben auch Mägde-Bildungsanstalten.)

Altona, Carolinenstraße 23.
* Barmen, Mägde- und Diakonissenhaus (unweit des Bahnhofes).
Basel, an der Scharenbrücke.
* Berlin, Marthashof, Schwedterstraße 37—40.
* Berlin, Amalienhaus, Kurfürstenstraße 21. 22.
* Bremen, Marthasheim, Neustadt, Osterstraße.
* Breslau, Marthastift, Vorwerkstr. 72.
* Carlsruhe in Baden, Marthaherberge und Marthaschule, Waldstr. 91.
* Cöln, Ferkulum 15.
* Crefeld, Bleichpfad 33.
Danzig, Marthaherberge.
* Dresden, Holzhofgasse 13. 14.
* Düsseldorf, Derendorferstraße.
Elberfeld, Teichstraße, im ev. Vereinshaus.
*Erfurt, Hirschlachufer 45.
* Frankfurt a. Main, Marthahaus, Sachsenhausen, Schifferstr. 76.
* Frankfurt a. d. O., Marthaheim.
Freiburg in Baden.
Hamburg, Holländisch Brook 27.
* Hannover, Buschstr. 6.
* Leipzig, Reudnitz bei Leipzig.
* Magdeburg, Wallonerberg 6.
Mülhausen im Elsaß, Claragasse 17.
München, ev. Dienstboten-Anstalt, Sendlingerstr. 13. Lindwurmstr. 45.
* Stettin, Ernestinenhof bei Stettin.
Straßburg im Elsaß, Elisabethengasse.
* Wiesbaden, Paulinenstift im Nerothal.

Unterkunft finden dienstlose Mädchen für kurze Zeit in:

Bonn, Friedrich-Wilhelm-Stift.
Elberfeld, Lutherischer Frauenverein, Teichstr.
Görlitz, Diakonissenanstalt, Bautzenerstr. 30. 31.

II. Mägdebildungsschulen ohne Herberge:

Braunschweig, Friederikenhaus, Amalienstr.
Braunschweig, Ruhjäutchenplatz 1.
Carlsruhe in Baden, Herrenstr. 45.
Colmar im Elsaß.
Göttingen, Neustadt Nr. 12.
Leipzig, Wiesenstr. 19.
München, ev. Diakonissenanstalt, Arcisstr. 15.
Nürnberg, Pflege- und Erziehungsanstalt des luth. Hilfs-Vereins.
Straßburg im Elsaß, Elisabethengasse 6.
Stuttgart, Furtbacherstr. 10.
Wesel, Agnesstiftung.

Das Siechen- und Krankenhaus zu Gr. Arnsdorf bei Saalfeld in Ostpreußen.

Die Anfänge des Siechen- und Krankenhauses zu Gr. Arnsdorf, über das der 8te Jahresbericht erschienen ist, gehen bis in die Zeit des Nothstandes, unter dem im Winter 1868/69 Ostpreußen zu leiden hatte, zurück. Es zeigte sich damals in der Gemeinde Gr. Arnsdorf, daß die Gebrechlichen und vor Alter zur Arbeit Unfähigen besonders hart betroffen waren. Um ähnliche Noth derselben fern zu halten und ihrem Elend dauernd Abhilfe zu schaffen, reichten in jener Zeit fünf Männer die Rittergutsbesitzer v. Reichel, Freih. v. Printz, v. Oertzen-Saffen (jetzt in Hamburg), H. O. Glüer und Pastor Lindner in Gr. Arnsdorf, einander die Hand, um ein Siechen- und Krankenhaus als ein evangelisches Liebeswerk zu begründen. Ende 1869 wurde bereits die unter mannigfacher helfender Theilnahme neu erbaute Anstalt eröffnet. 46 Sieche hat das Siechenhaus bisher aufgenommen; 22 werden gegenwärtig in demselben verpflegt. Etwa die Hälfte der Pfleglinge steht in sehr hohem Lebensalter; unter den Hochbetagten befinden sich u. a. 3 Blinde und 1 Taubstumme; 2 gichtkranke Frauen können das Bett nie verlassen; ein Zwerg im Alter von 36 Jahren hat die Größe und Fassungskraft eines sechsjährigen Kindes. Am hilfsbedürftigsten ist vielleicht ein taubstummer Jüngling, dessen Hände und Füße durch einen Schlaganfall fast ganz gelähmt sind.

Die Pflege dieser Leidenden liegt in den bewährten Händen zweier Königsberger Diakonissen. Die große Zahl von Anmeldungen aus der Nähe und Ferne, von denen jährlich nur wenige zusagend beantwortet werden können, beweist, daß ähnliche Anstalten auch anderswo ein dringendes Bedürfniß sind. Sie fehlen vor allem in nordöstlichen Deutschland fast ganz. Bereits ist die Begründung eines eigenen Männer-Siechenhauses in Aussicht genommen. Die Anstalt hat weder Schulden, noch besitzt sie Legate oder Capitalien.

Daß in Gerdauen in Ostpreußen vor kurzem in Verbindung mit dem dortigen Johanniter-Krankenhause ein Siechenhaus begründet ist, haben diese Blätter berichtet.

Ueber das Siechenhaus zu Gr. Arnsdorf ist Pastor Lindner daselbst zu jeder näheren Auskunft gern bereit.

Der Berliner Volksküchenverein,

welcher seit 11 Jahren besteht, berichtet vom April 1877 bis April 1878, daß im Allgemeinen der Vorstand mit Befriedigung auf den Erfolg des verflossenen Verwaltungsjahres zurückblicken könne, da das Capitalconto seit 5 Jahren zum ersten Mal wieder einen Gewinn nachweise und zwar in der Höhe von 2430 M. 96 Pf., worin allerdings ein Legat von 1380 M. eingeschlossen ist.

Die hohe Protectorin des Vereins, Kaiserin Augusta, hat demselben auch im verflossenen Jahre ihre huldvolle Theilnahme durch fünfmaligen Besuch der Volksküchen, sowie durch bedeutende Geschenke, welche Ihre Majestät der Krankenkasse für die Dienstboten des Vereins zuwandte, bewiesen. Auch Ihre Königliche Hoheit, die Frau Großherzogin von Baden hatte durch zweimaligen Besuch von Volksküchen denselben Ihre Huld erzeigt.

Der Verein giebt eine interessante Statistik der vermehrten oder verminderten Einnahmen der einzelnen Küchen, welche zusammen 1,319,761 Portionen verabreichten, die eine Gesammt-Einnahme von 211,312 M. 95 Pf. ergaben. Hierzu kamen die Einnahmen der Küchenabgänge von den 11 Küchen 2567 M. 58 Pf., Zinsen aus dem Reservefond 1956 M. 4 Pf. Legat des Herrn Bentheim ab Erbschaftsstempel 1380 M., Ertragsgeschenke für die Krankenkasse von J. M. der Kaiserin 270 M., von Herrn Franz Stolz 100. M., von Frau Falk 30 M., Erlös aus Speisen auf der Kochkunstausstellung 6 M. 25 Pf., so daß die Gesammt-Einnahme 217,622 M. 82 Pf. betrug. Die Ausgabe dagegen an Speisen 143,140 M. 18 Pf., die Unkosten der 11 Küchen an Miethen, Löhnen, Feuerungsmaterial, Reparaturen, Krankenunterstützungen, Honorar für den Vereinsarzt u. s. w. 62,325 M. 58 Pf. Die Generalunkosten des Büreaus, der Gehälter an Cassirer, Buchhalter und Vereinsboten, Druckkosten, Schreibmaterialien, Porti's, Weihnachtsgratificationen u. s. w. 7863 M. 20 Pf. 10 pCt. Abschreibung vom Inventar 822 M. 79 Pf. Abschreibungen für bauliche Einrichtungen 462 M. 36 Pf. und gezahlte Zinsen 577 M. 75. Pf., so daß die Gesammtausgaben betragen 215,191 M. 86 Pf.

Das Vereinsvermögen betrug am 31. December 1877 40,710 M. 59 Pf.

Zu Berlin herrscht ein überaus reger Wohlthätigkeitssinn; dies documentirt wiederum von Neuem eine sehr bedeutende Erbschaft, welche der Stadt zugefallen und die zu einer Stiftung für verarmte weibliche Personen aus besseren Ständen bestimmt ist.

Die verwittwete Frau Kaufmann Lange, welche kinderlos verstorben ist, hat testamentarisch ihr großes Vermögen im Betrage von einer Million Mark, theils in Form von Legaten an bestimmte Personen und 350,000 Mark der Stadtgemeinde Berlin zu dem oben angegebenen Zwecke vermacht.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63 — 65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 21. August 1878. **Nr. 34.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. August 1878 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa der am 1. August 1878 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Juli 1878.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Juli 1878	56			
	Zugang pro Juli	33			
		89			
	Abgang	35			
	Bleibt Bestand	54	54	1619	60
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Juli 1878	90			
	Zugang pro Juli	59			
		149			
	Abgang	59			
	Bleibt Bestand	90	90	2800	72
3	**Preuß. Holland:**				
	Bestand am 1. Juli 1878	15			
	Zugang pro Juli	10			
		25			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	22	22	571	58
4	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Juli 1878	26			
	Zugang pro Juli	18			
		44			
	Abgang	11			
	Bleibt Bestand	33	33	950	54
5.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. Juli 1878	8			
	Zugang pro Juli	13			
		21			
	Abgang	6			
	Bleibt Bestand	15	15	420	50
6.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. Juli 1878	22			
	Zugang pro Juli	25			
		47			
	Abgang	23			
	Bleibt Bestand	24	24	820	36
7.	**Landsberg:**				
	Bestand am 1. Juli 1878	14			
	Zugang pro Juli	6			
		20			
	Abgang	9			
	Bleibt Bestand	11	11	425	27
	zu übertragen		249	7605	357
	Uebertrag		249	7605	357
8.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Juli 1878	20			
	Zugang pro Juli	7			
		27			
	Abgang	11			
	Bleibt Bestand	16	16	561	32
9.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Juli 1878	20			
	Zugang pro Juli	23			
		43			
	Abgang	12			
	Bleibt Bestand	31	31	837	60
10	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Juli 1878	24			
	Zugang pro Juli	11			
		35			
	Abgang	16			
	Bleibt Bestand	19	19	618	35
11.	**Peitzwalk:**				
	Bestand am 1. Juli 1878	16			
	Zugang pro Juli	15			
		31			
	Abgang	13			
	Bleibt Bestand	18	18	491	65
12.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Juli 1878	50			
	Zugang pro Juli	37			
		87			
	Abgang	30			
	Bleibt Bestand	57	57	1605	80
13.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Juli 1878	44			
	Zugang pro Juli	6			
		50			
	Abgang	13			
	Bleibt Bestand	37	37	1197	60
14.	**Reichenbach**				
	Bestand am 1. Juli 1878	20			
	Zugang pro Juli	16			
		36			
	Abgang	16			
	Bleibt Bestand	20	20	623	42
	zu übertragen		447	13,537	731

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa der am 1. August 1878 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Juli 1878.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten
	Uebertrag		447	13,537	731
15.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Juli 1878	17			
	Zugang pro Juli	12			
		29			
	Abgang	9			
	Bleibt Bestand	20	20	596	60
16.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. Juli 1878	10			
	Zugang pro Juli	6			
		16			
	Abgang	7			
	Bleibt Bestand	9	9	328	41
17.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. Juli 1878	26			
	Zugang pro Juli	17			
		43			
	Abgang	22			
	Bleibt Bestand	21	21	670	42
18.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. Juli 1878	14			
	Zugang pro Juli	17			
		31			
	Abgang	16			
	Bleibt Bestand	15	15	527	36
19.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Juli 1878	3			
	Zugang pro Juli	5			
		8			
	Abgang	7			
	Bleibt Bestand	1	1	79	12
20.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Juli 1878	3			
	Zugang pro Juli	2			
		5			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	2	2	58	10
21.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Juli 1878	2			
	Zugang pro Juli	6			
		8			
	Abgang	6			
	Bleibt Bestand	2	2	85	26
22.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1 Juli 1878	4			
	Zugang pro Juli	3			
		7			
	Abgang	4			
	Bleibt Bestand	3	3	99	10
23.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. Juli 1878	2			
	Zugang pro Juli	—			
		2			
	Abgang	2			
	Bleibt Bestand	—	—	30	12
24.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Juli 1878	18			
	Zugang pro Juli	—			
		18			
	Abgang	—			
	Bleibt Bestand	18	18	558	18
25.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. Juli 1878	15			
	Zugang pro Juli	10			
		25			
	Abgang	9			
	Bleibt Bestand	16	16	514	30
	zu übertragen		564	17,081	1028
	Uebertrag		564	17,081	1028
26.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Juli 1878	12			
	Zugang pro Juli	12			
		24			
	Abgang	8			
	Bleibt Bestand	16	16	408	38
27.	**Plochingen** (in Württemberg):				
	Bestand am 1. Juli 1878	1			
	Zugang pro Juli	5			
		6			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	3	3	69	38
28.	**Ludwigslust** (in Mecklenburg):				
	Bestand am 1. Juli 1878	29			
	Zugang pro Juli	17			
		46			
	Abgang	19			
	Bleibt Bestand	27	27	784	36
29.	**Dresden:**				
	Bestand am 1. Juli 1878	5			
	Zugang pro Juli	9			
		14			
	Abgang	9			
	Bleibt Bestand	5	5	134	16
30.	**Niederweisel** (in Hessen):				
	Bestand am 1. Juli 1878	18			
	Zugang pro Juli	6			
		24			
	Abgang	1			
	Bleibt Bestand	23	23	605	20
	Zusammen		628	19,081	1176

Der gesammte Abgang an Kranken pro Juli 1878 beträgt 383, davon sind:

gestorben . . . 33
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 45
geheilt 305
wie vor 383.

31 **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 55 Betten.
Bestand am 1. Juni 1878 . . . 42 Kranke.
Zugang pro Juni . . . . . 49 „
91 Kranke.

Davon sind:

gestorben 5
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 5
geheilt 35
45 „

Bleibt Bestand am 1. Juli 1878: 46 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 3 Europäer, 7 Muhamedaner, 1 Druse und 38 orientalische Christen.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro Juni 1878 beträgt 1243.

Poliklinisch wurden 1162 Personen behandelt.

Das pontische Küstenland und Hocharmenien.

(Fortsetzung.)

Es war Sonnabend, den 8. October, als wir Erzerum verließen, um die Reise nach der russischen Grenzstadt und Festung Alexandropol mit einem Umwege über Musch anzutreten. Zunächst ging es nach Hassan-Kal'a, wo wir übernachten wollten. Unsre Richtung war östlich mit geringer Abbiegung gegen Norden. Die

Höhe des Dewe Bajunu, welche sich im Juni nach dem Weichen des Schnees mit den schönsten Blumen bekleiden soll, war jetzt ganz abgetrocknet. Nur selten verrieth ein grünes Fleckchen im Grunde einer Schlucht einen Rest von Bodenfeuchtigkeit; sonst war Alles gelbgrau. Schon nach einer Stunde passirten wir die Wasserscheide zwischen dem indischen Ocean und dem kaspischen Meere und folgten dem von den Ostabhängen des Gebirges herabkommenden und bald zu einem ansehnlichen Flüßchen anschwellenden Kal'a Ssui, dem Wasser von Hassan-Kal'a, welches man als den nördlichen Quellarm des Araxes betrachten muß.

Das obere Araxesthal, in welchem wir uns somit befanden, führt noch jetzt den altarmenischen Namen Paßin, von welchem ein Anklang sich bereits in Xenophons Anabasis vorfindet. Die beiderseitigen Bergwände sind hier einander näher gerückt als in der Thalebene von Erzerum; übrigens aber dieselbe trostlose Baumlosigkeit und — wenigstens in dieser Jahreszeit — dasselbe dürre Ansehn. Schon aus weiter Entfernung erblickten wir das auf einem weit gegen die Ebene vorgeschobenen Felsvorsprunge erbaute Hassan-Kal'a, das wir nach siebenstündigem Ritt von Erzerum aus erreichten. Wir wurden daselbst, da die Armenier des Orts und der Umgegend sammt und sonders nach Rußland ausgewandert sind, bei einem Muhammedaner einquartirt, mit welchem wir — es war eben der Fastenmonat Ramazan, der für den ganzen Tag die strengste Enthaltung von Speise und Trank vorschreibt, aber bei Nacht alle Gastereien gestattet — nach Sonnenuntergang seine Festmahlzeit genossen.

Hassan-Kal'a ist ein mit doppelter Mauer umgebenes Städtchen, das sich um die ihm als Citadelle dienende Felsenfeste gruppirt. Es ist eine sich vortrefflich zur Vertheidigung eignende Position; doch ging es gegen die Russen unter Paskjewitsch ohne Schwertstreich verloren, weil die Türken dem so energisch vorrückenden Feinde gegenüber allen Halt verloren hatten. Nach dem Friedensschlusse sprengten die abziehenden Russen auch hier einen großen Theil der Befestigungswerke, und in diesem Zustande ist der Ort, welcher den Eindruck großer Aermlichkeit macht, seither verblieben. Unterhalb der Stadt bis an den Kal'a Ssui kommen in einem sumpfigen Kessel eine Menge lauwarmer Mineralquellen hervor, deren Heilkraft in der Gegend viel gepriesen wird. Die stärkste derselben ist in ein Bassin gefaßt worden und mit einer Kuppel überbaut, zu welcher behufs des Badens Morgens die Männer und Nachmittags die Frauen freien Zutritt haben. Ueber den Fluß führt von da eine alte Steinbrücke aus drei Bogen, von denen aber einer eingefallen ist.

Da wir den folgenden Tag (den 9. October) nur eine kurze Tagereise hatten, so verließen wir Hassan-Kal'a erst Nachm. 3 Uhr. Vorher besuchten wir den Mussellim, der die Ansicht von der öffentlichen Sicherheit im Lande, die sein hoher Chef in Erzerum ausgesprochen, nicht theilte, und uns einen Schein einhändigte, auf welchen wir von den für unser Ergehen verantwortlich gemachten Ortsbehörden überall unentgeltlich eine Eskorte verlangen konnten. Das Thal, dessen Laufe wir weiter folgten, wurde allmählig enger und der Fluß reißender, die Vegetationslosigkeit aber blieb dieselbe. Ein rascher Ritt von drei Stunden brachte uns nach dem Dorfe Kjöprikjöi, dicht unterhalb der Stelle gelegen, wo die beiden Quellarme des Araxes, nämlich derjenige, an welchem unser seitheriger Weg gelaufen war, und der südlichere, wasserreichere, welcher vom Bingölberge herabkommt (der Bingölssui) sich vereinigen, und seinen Namen, d. h. Brückendorf, nach einer künstlich angelegten, auf 7 Schwibbogen ruhenden und 700 Schritt langen Brücke führend, welche hier die beiden Flußufer verbindet. Das Dorf, in welchem wir übernachteten, ist christlich; hier, wie in den meisten weitern Nachtquartieren, wurde uns wieder ein unterirdischer Viehstall als Wohnung angewiesen.

Auch von Kjöprikjöi ritten wir erst spät, d. h. gegen Mittag, ab und passirten den Araxes an einer Furtstelle unterhalb der Brücke, obwohl das Wasser den Pferden bis an den Sattel ging. Unser erstes Ziel war ein an der rechten Flußseite kaum ein Stündchen weit auf einem Hügel gelegenes Dorf, in welchem, umgeben von einem merkwürdigen altarmenischen Begräbnißplatze mit in Thiergestalten ausgehauenen Leichensteinen, eine Kapelle gezeigt wird, die dem heiligen Chrysostomus nach seiner Verbannung als Wohnung gedient haben soll. Von da wandten wir uns rechts in ein Seitenthal, Ulu-Tschai-Deressi geheißen, und zogen ungefähr in südlicher Richtung. Einige Weiden am Bache abgerechnet, dauerte daselbst die Baumlosigkeit fort; dagegen boten die sich beiderseits immer mehr zusammenschließenden Bergwände durch das in seltsamen Felsformen zu Tage tretende Gestein dem Auge Abwechselung. Schon von Weitem erblickten wir auf einer gegen zweihundert Fuß hoch aufragenden Felszacke, die sich durch Schroffheit auszeichnete, die alte Burg von Avenik, auf die unser Weg zuführte. Wir erreichten das gleichnamige Dorf an ihrem Fuße kurz vor Sonnenuntergang und wurden von den muhammedanischen Bewohnern desselben freundlich aufgenommen.

Mit der Besteigung und Besichtigung der Ruine verging uns der Vormittag des folgenden Tages. Wir hatten, wie wiederholt früher, so auch hier die Ueberzeugung zu gewinnen, daß derartige imposante Trümmer im Orient durch Inschriften und charakteristische Werkstücke eben so wenig Aufschluß über ihren Ursprung und ihre Geschichte geben, wie die Burgen an unserem Rhein, eine Erfahrung, die freilich den wissenschaftlichen Reisenden, der eine bis dahin geographisch unbekannte Gegend zum ersten Male besucht, nicht der Pflicht entbindet, sich immer wieder nach solchen Denkmälern der Vergangenheit umzuthun.

Von Avenik hatten wir sieben, allerdings meistens kurze Tagereisen bis zu dem großen armenischen Kloster Surp Garabjed im Paschalik Musch, welches wir nun-

mehr aufsuchen wollten. Ich werde von meinen Aufzeichnungen über diese Tour nur das Wichtigere anführen. Den ersten Tag legten wir nur drei Stunden Wegs zurück und übernachteten in dem Dorfe Pai-Werèn, weil wir in der Nähe den Kyrk-Pendschereh-, oder Vierzigfenster-Felsen, eine Bergwand mit ausgehauenen Grotten, wahrscheinlich Anachoreten-Wohnungen, von welchem man in der Gegend ein unverdientes Aufhebens macht, uns ansehen wollten. Den zweiten Tag ritten wir nach dem Dorfe Gjökßu (4½ St.) an dem gleichnamigen, schon dem Muradtschai, d. i. dem östlichen Quellarme des Euphrat, zufließenden Bache gelegen und von Kurden bewohnt. Wir hatten also wieder eine der Hauptwasserscheiden Armeniens überstiegen und waren damit in das Paschalik Musch, welches dem Seraskier von Erzerum untergestellt worden ist, eingetreten. Der dritte Tag führte uns nach Karatschoban, einem wohlhabenden Dorfe in der Nähe des Tuzlaflusses und Residenz eines armenischen Bezirksvogts, wie solche in diesen Gegenden, wo der Islam nur durch das räuberische Kurdenvolk vertreten wird, zum öftern vorkommen. Ein in der Nähe von Karatschoban befindliches großes Salzwerk, in welchem das Salz in der Weise gewonnen wird, daß man die hochgradige Sole in flache Teiche zum Verdunsten leitet, von denen dann das sich wie Eis an der Oberfläche absetzende Salz mit einem Rechen abgenommen wird, konnte ich Krankheit halber nicht besuchen. Ueber zwei Dinge wunderte ich mich in Karatschoban, ohne daß es mir gelungen, die Ursache ausfindig zu machen, nämlich erstens den verhältnißmäßigen Wohlstand der christlichen Landesbewohner hier in einer den Incursionen der Kurden so sehr ausgesetzten Gegend, und zweitens die an das Verächtliche grenzende Vertraulichkeit, mit der diese Christen die häufig in ihrem Dorfe vorsprechenden Vertreter jenes wegen seiner gewaltthätigen Gelüste im ganzen Orient gefürchteten Nomadenvolks behandelten. Zwei solcher Leute, nach ihren prächtigen Pferden, ihrer Scharlachkleidung mit wehendem weißen Schawlmantel und der Kostbarkeit der Waffen, die sie im Gürtel trugen, zu urtheilen, der wohlhabenden Klasse angehörig, waren vor unsrer Wohnung, wo wir mit den Söhnen des Hausherrn auf einem Teppich saßen, abgestiegen, begrüßten uns auf türkisch und setzten sich zu uns. Einer der jungen Männer fragte mich mit der offenbaren Absicht, von den Kurden, welche des Türkischen mächtig waren, gehört zu werden, ob ich die Herren kenne, und setzte dann gleich hinzu: „Das sind Halsabschneider, Räuber und Pferdediebe, die dir, wenn sie dich draußen allein treffen, ihre Lanze durch den Leib rennen werden.“ Die Kurden tragen nämlich beständig eine lange schlanke Lanze, aus einem etwa sieben Fuß langen Rohrschaft mit eisenbeschlagenem Fuß und einer langen eisernen Spitze bestehend, unter welchem, um das Festrennen der Waffe in der Wunde zu verhindern, ein Büschel von ordinären Straußenfedern hängt. Die beiden Männer begnügten sich, ihrem Unmuth durch gelegentliches: „Halt den Mund!“ Ausdruck zu geben.

Nachdem wir von Avenik bis Karatschoban südwärts gezogen, setzten wir von da den vierten Tag die Reise ungefähr in westlicher Richtung fort und folgten nunmehr der südlichen Abdachung der Euphrat-Araxes-Wasserscheide. Ein fünfstündiger Ritt über eine wellige, wohl baumlose, aber augenscheinlich fruchtbare und überraschend gut angebaute Hochebene brachte uns an eine Oertlichkeit, die von oben wie ein ungeheurer Riß in dem nach beiden Seiten gleichmäßig hinlaufenden Plateaulande aussah, welche uns aber, nachdem wir mühsam hinabgestiegen, den Eindruck einer tiefen Thalschlucht zwischen zwei mächtigen Gebirgsabhängen machte. Auf dem Grunde dieser Erdspalte, durch welche der Tuzlafluß, vom Südostabhange des Bingjöl-Berges herabkommend, seinen Weg zum Euphrat nimmt, liegt, um einen als Burg benutzten Felsenvorsprung terrassirt, das befestigte Städtchen Chynys, in welchem wir übernachteten. Chynys ist Sitz eines dem Pascha von Musch unterstehenden, also von Erzerum nur mittelbar abhängigen Mussellim; trotzdem kostete es die größte Mühe hier die Transportmittel für unsere Weiterreise zu erlangen.

Von Chynys gings den fünften Tag über Baschkend südwestwärts nach Gumgum, und den sechsten von da nach Baskan. Schon auf dem Wege dahin glaubten wir zu bemerken, daß wir von unserer früheren Richtung abkämen, und als wir angelangt waren, erfuhren wir auch, daß wir ungefähr ebenso weit von dem Kloster entfernt seien, wie da wir früh Morgens ausritten. Der Grund wurde uns leider erst nachher klar. Wie Karatschoban, so besitzt auch Baskan einen christlichen d. h. armenischen Bezirksvogt, der zu unserer Aufnahme verpflichtet war. Nun bestand früher in der Türkei die Sitte, daß, wenn ein Regierungsbeamter reiste, er von den berührten Ortschaften nicht blos seine reichliche Verpflegung erhielt, sondern daß ihm außerdem ein sog. Dischparassi, Zahngeld, d. h. eine Vergütung für Abnutzung seiner Zähne am Tische des Gastgebers, überreicht wurde. Diese Sitte, von welcher wir keine Ahnung hatten, bestand noch unter den Armeniern des entlegenen Paschalik Musch, und der uns vom Seraskier mitgegebene Tschausch hatte die Unverschämtheit, da ja die Herren kein Geld nähmen, sich selber beschenken zu lassen. Nach den angenehmen Erfahrungen, die er in Karatschoban gemacht, glaubte er den Tadel, dem er sich wegen des uns auferlegten Umwegs nach Baskan aussetzte, nicht scheuen zu müssen.

Im Uebrigen wurden wir in Baskan, wie überall von den Armeniern des Paschaliks Musch, außerordentlich freundlich aufgenommen. Niemand zweifelte, daß wir nur um unsrer Seelen Seligkeit willen die beschwerliche Reise von Frangistan nach dem Kloster Surp Garabjed unternommen, und es schmeichelte den guten Leuten, daß Glaubensgenossen fremder Zunge, die mit großherrlichem Ferman und Regierungseskorte reisten, in ihrem Heiligthum ihre Andacht verrichten wollten.

Sechs Stunden lang zogen wir den folgenden (sie-

benten) Tag durch öde, keinerlei Abwechselung bietende Gebirgsthäler, als wir, durch eine Seitenschlucht vortretend, plötzlich die weite Ebene von Musch mit dem Muradtschai, gegen den Horizont durch die prachtvolle Linie des Sipangebirges am Wansee abgeschlossen, und zu unsrer Rechten auf einem Höhenvorsprunge in Entfernung von kaum einer halben Stunde das Kloster vor uns sahen. Wir wurden daselbst von einem der Mönche in Empfang genommen, der uns in eine Pilgerzelle führte und alsbald Erfrischungen herbeibrachte.

(Fortsetzung folgt).

Die Kronprinz-Stiftung.

Das Kriegs-Ministerium, Departement für das Invalidenwesen, hat unter dem 23. Juli c. die nachstehende Verwaltungs-Uebersicht über das Vermögen der Kronprinz-Stiftung und der Elberfelder Stiftung zur Unterstützung der Invaliden aus dem Feldzuge von 1864 und der Hinterbliebenen der in demselben Gefallenen für den Zeitraum vom 1. April 1877 bis Ende März 1878 veröffentlicht.

A. Einnahmen.

Laut Verwaltungs-Uebersicht vom 22. Juni 1877 bestand Ende März 1877:

I. Das Vermögen der Kronprinz-Stiftung in 4369 M. 78 Pf. baar, 1 103 625 M. in Dokumenten. Dazu: Einnahmen bis Ende März 1878: a. Beiträge und patriotische Gaben 951 M. baar, b. Zinsen von Dokumenten 51 633 M. 88 Pf. baar, c. durch Zurückzahlung auf eine Hypothek 3000 M. baar, d. durch den Verkauf von Werthpapieren 28 390 M. 50. Pf. baar, e. durch die Erwerbung einer Hypothek im Werthe von 30 000 M. in Dokumenten, f. durch Zurückzahlung einer Hypothek 36 000 M. baar, g. aus einem Fonds zu milden Zwecken die für Rechnung der Kronprinz-Stiftung geleisteten und wieder erstatteten Kautionen 149 M. 35 Pf. baar, 3900 M. in Dokumenten, h. durch Uebernahme von Werthpapieren aus mehreren zu milden Zwecken bestimmten Fonds 27 675 M. in Dokumenten, i. durch Ankauf von Werthpapieren 18 000 M. in Dokumenten, k. aus der Elberfelder Stiftung hierher übertragene, zur Verwendung als Unterstützungen bestimmte Zinsen 2085 M. baar. Summe der Einnahmen bis Ende März 1878 126 579 M. 51 Pf. baar, 1 183 200 M. in Dokumenten.

II. Das Vermögen der Elberfelder Stiftung in 42 000 M. in Dokumenten, dazu die Einnahmen bis Ende März 1878 Zinsen 2085 M. baar, Summen der Einnahmen bis Ende März 1878 5085 baar, 42 000 M. in Dokumenten.

B. Ausgaben.

I. Bei der Kronprinz-Stiftung bis Ende März 1878: a. zur Disposition Sr. Kaiserlichen und Königlichen Hoheit des Kronprinzen, Zinsen für das Jahr 1877/78 von dem reservirten Kapital von 75000 M. 3375 M. baar, b. durch Zurückzahlung auf eine Hypothek ad c. der Einnahmen 3000 M. in Dokumenten, c. verkaufte Werthpapiere, deren Erlös unter d. der Einnahmen aufgeführt ist, 27000 M. in Dokumenten, d. für die Erwerbung der unter e. der Einnahmen aufgeführten Hypothek 30 000 M. baar, e. durch Zurückzahlung der unter f. der Einnahmen aufgeführten Hypothek 36 000 M. in Dokumenten, f. für die Erwerbung der unter h. der Einnahmen nachgewiesenen Werthpapiere 28 791 M. 62 Pf. baar, g. für den Ankauf der unter i. der Einnahmen nachgewiesenen Werthpapiere 17 302 M. baar, h. an Renten und Unterstützungen: aa. Renten 40 506 M., bb. Unterstützungen 3450 M., cc. Bade-Unterstützungen 1140 M., zusammen 45 096 M. baar, i. Remunerationen 1200 M. baar, k. als Beitrag für Anfertigung der Rechnung der Königlichen Militär-Pensionskasse über die Fonds zu milden Zwecken pro 1876/77, sowie für die Anfertigung von Abschriften verschiedener Justifikatorien 32 M. 78 Pf. baar. Summe der Ausgaben bis Ende März 1878 125 797 M. 40 Pf. baar, 66 000 M. in Dokumenten.

II. Bei der Elberfelder-Stiftung bis Ende März 1878: Die Zinsen im Betrage von 2085 M. baar sind zur Verwendung als Unterstützungen bei der Kronprinz-Stiftung vereinnahmt.

Recapitulation.

A. Kronprinz-Stiftung. Einnahmen 126579 M. 51 Pf. baar, 1 183 200 M. in Dokumenten. Ausgaben 125 797 M. 40 Pf. baar, 66 000 M. in Dokumenten. Mithin bleibt Ende März 1878 ein Bestand von 782 M. 11 Pf. baar, 1 117 200 M. in Dokumenten.

B. Elberfelder Stiftung. Einnahmen 2085 M. baar, 42 000 M. in Dokumenten. Ausgaben 2085 M. baar. Mithin bleibt Ende März 1878 ein Bestand von 42 000 M. in Dokumenten.

Von der Kapitalverwendung der Kronprinz-Stiftung zur Gewährung von Renten sind ausgeschlossen außer den im §. 5 des Statuts erwähnten 75 000 M., nach specieller Bestimmung der Geber resp. 35 532 und 12 000 M. Ferner ist von der statutenmäßigen Auflösung ausgeschlossen die Elberfelder Stiftung.

Zur Armenpflege.

Der reiche Engländer ist durch die Sitte so gut verpflichtet, für milde Zwecke durch Subscriptionen reichlich zu geben, wie Dienstboten und Equipage zu halten. Aber diese conventionelle Mildthätigkeit bringt die Armen und Reichen einander um keinen Schritt näher. Die Einen empfinden so wenig individuelle Sympathie, wie die Anderen individuelle Verpflichtung zur Dankbarkeit. Die gebende und die nehmende Hand werden nie durch eine warme Berührung electrisirt. Schlimmer ist noch, daß durch die so gewährte Hilfe dem Armen nur zu häufig das Gefühl für seine nächsten und natürlichsten Verpflichtungen genommen wird: die Verpflichtung sich selbst zu helfen, so lange er kann, die Verpflichtung für die Seinigen zu sorgen, so viel er kann. Wie er

selbst sich nicht scheut, Almosen zu fordern und zu nehmen, obgleich er arbeiten könnte, so scheut er sich nicht, die Sorge für alte Eltern dem Armenhaus zu überlassen, für ein krankes Familienglied unentgeltliche Aufnahme in ein Hospital zu fordern, seine Kinder, die er gröblich vernachlässigt, sich abnehmen zu lassen, damit sie in einer Armenschule Unterkommen finden, und den so ersparten Ueberfluß seines Verdienstes zu vertrinken. Ein anderer thut für die Kinder, was die Eltern thun sollten; ein Anderer thut für die betagten und arbeitsunfähigen Eltern, was die Kinder thun sollten. Und dieser Andere ist für sie häufig eine Abstraction: sie sehen nur den für seine Arbeit bezahlten Verwalter eines Fonds, dessen Contribuenten mit ihnen durch keinerlei persönliche Beziehung verbunden sind. Der Londoner Arme hat keine Fühlung mit den oberen Zehntausend. Die reichgekleideten Insassen goldstrotzender Equipagen, die ihn im Vorüberrollen mit Koth bespritzen, erregen Haß noch mehr, als Neid in ihm. Keine Erinnerung an eine erwiesene Gutthat überbrückt die Kluft zwischen ihm und jenen. Sie mögen große Summen für milde Zwecke verausgaben, er weiß nichts davon. Er weiß ebenso wenig von ihren Leiden und Nöthen, als sie von den seinen. Er weiß überhaupt von ihnen nur, was er sieht: daß sie in einer Art von Paradiese leben, daß sie fahren, während er mühselig zu Fuß geht, daß sie schlafen, während er wacht, daß sie geputzt und sauber sind, während er zerlumpt und schmutzig ist, daß sie in Leckerbissen schwelgen, während er vielleicht keine Brodrinde hat, seinen Hunger zu stillen — Alles, so viel er sehen kann, nur aus dem Grunde, weil sie reich sind und er arm. Unter den ärmsten der Londoner Arbeiter sind freilich Tausende, welche die Mitglieder der oberen Klassen überhaupt nie zu Gesicht bekommen.

Wie nun vielleicht nirgends in der Welt das Elend unter diesen Aermsten größer ist, als in London, so hat sich auch nirgends so deutlich wie dort herausgestellt, wie verhängnißvoll die Mildthätigkeit wird, wenn sie nicht auf erprobten Grundsätzen beruht, namentlich, wenn sie nicht mit genauester persönlicher Kenntnißnahme der einzelnen Fälle verbunden ist. Das ist natürlich am stärksten hervorgetreten in oder nach Zeiten, in denen die Noth sich ungewöhnlich gesteigert hatte, und daher die Bereitwilligkeit zu geben bei den Besitzenden gleichfalls, und zwar in einer an sich ja äußerst erfreulichen und lobenswerthen Weise gestiegen war. Da erzeugte der strenge Winter von 1866—67 eine wahre Hochfluth der öffentlichen und privaten Barmherzigkeit. Unentgeltliche Schlafstätten, Asyle für Verunglückte, Suppenanstalten wurden den vorhandenen hinzugefügt. Agenten von Hilfsgesellschaften stellten mit verschwenderischer Hand Anweisungen auf Kleidung und Eßwaaren aus. Das Geld strömte so reichlich herbei, daß die Armenpfleger zum Theil nicht wußten, wie sie es verwenden sollten. Ein Geistlicher setzte eine Bitte um Hilfe in die „Times" und hatte am Nachmittage des Tages, da sie gedruckt war, 70 Pfd. St. zusammen. Bei alledem schien das Elend nur zu wachsen. Einer der gewissenhaftesten und fleißigsten Armenfreunde, der weder Zeit noch Geld schonte, bekannte am Ende des Winters, daß er umsonst gearbeitet habe. Das Elend sei so groß, das Geschrei um Hilfe so laut, die Armuth so ausgedehnt, als ob kein Groschen zur Abhilfe ausgegeben wäre. Es schien buchstäblich, als ob um so mehr nöthig sei, je mehr gegeben wurde. Und doch liegt darin kein Widerspruch, sondern eine einfache Wahrheit. Es erfüllte sich practisch das Wort, das Erzbischof Whately geredet hat: Man zahle einen Mann dafür, daß er arbeitet, und er wird arbeiten; man bezahle ihn dafür, daß er bettelt, und er wird betteln. Jeder Schilling, der ausgegeben war, hatte zu einem Drittel Gutes und zu zwei Dritteln Schaden gestiftet.

(Kaiserswerther Armen- u. Krankenfreund.)

Traubibeln.

Die preußische Hauptbibelgesellschaft machte durch Schreiben vom 20. November 1876 die Tochtergesellschaften wiederholt auf die Wichtigkeit der Einführung von Traubibeln aufmerksam, die von den Geistlichen den Brautpaaren als nothwendiger und segenbringender Hausschatz zu überreichen seien. Im Bereiche der Merseburgischen Bibelgesellschaft wurde, wie wir aus dem vierzigsten Jahresbericht entnehmen, ein Anfang zu der Verwirklichung dieses Wunsches gemacht. Durch das bereitwillige Entgegenkommen des Garnison-Commandos von Merseburg wurde die Einrichtung getroffen, daß jedem Paare der Garnisongemeinde bei der Trauung eine Bibel als Geschenk der betreffenden Escadron des Husaren-Regiments überreicht wird. „Es läßt sich nicht läugnen, sagt der erwähnte Jahresbericht, daß durch dieses Geschenk bei dieser Gelegenheit der Unterschied kirchlicher Trauung von dem Civilstandsacte den Brautpaaren in besonders wirksamer Weise zum Bewußtsein gebracht wird. Auch werden erfahrungsmäßig die also Beschenkten leicht zu einem Beitrage für die Bibelgesellschaft gewonnen." Wir wollen bei dieser Gelegenheit die Bitte nicht unterdrücken, auch an anderen Orten den Versuch zu ähnlichen Einrichtungen zu wagen. Vielleicht sind gerade die militärischen Behörden, bei denen nicht selten ein wohlwollendes Verständniß für kirchliche Observanzen angetroffen wird, auch an anderen Orten bereit, ihren Untergebenen bei dem Eintritt in den christlichen Ehestand ein segenbringendes Andenken zukommen zu lassen. Aber auch Gemeinde-Kirchenräthe, Patrone und andere Kirchenvorstände könnten sich an der hier mitgetheilten Thatsache ein Muster nehmen und die Gründung christlicher Ehegemeinschaften in wirksamer Weise fördern helfen.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.


Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 28. August 1878. Nr. 35.

1. Friedrich Woldemar Graf von Pfeil, Vice-Ober-Schloß-Hauptmann und Kammerherr auf Pleischwitz bei Breslau, Ehrenritter seit 1866, † zu Pleischwitz 17. August 1878.
2. Carl Ernst Heinrich Wilhelm von Salviati, Geheimer Ober-Regierungs-Rath a. D., Ehrenritter seit 1858, † zu Busengraben bei Vacha 18. August 1878.

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht:

Den Regierungs-Rath Hans Freiherrn von Uslar-Gleichen, zu Potsdam,

" Rittmeister a. D. Carl von Winterfeld, auf Neuendorf bei Neustadt a. d. Dosse,

" Oberstlieutenant nnd Bataillons-Kommandeur im Grenadier-Regimeut Prinz Carl von Preußen (2. Brondenburgisches) Nr. 12 Julius Brunsig Edlen von Brun,

" Rittergutsbesitzer Leonhard von Zabeltitz, auf Eichow bei Cottbus,

" Landrath des Kreises Ruppin Siegfried von Quast, auf Radensleben bei Herzberg i. d. Mark,

" Hauptmann im 2. Garde-Feld-Artillerie-Regiment, kommandirt zur Dienstleistung als Adjutant zum Chef der Artillerie, General-Feldzeugmeister Prinzen Carl von Preußen, Königliche Hoheit, Job Wilhelm von Witzleben,

" Kreis-Assessor Wolfram Freiherrn von Rotenhan, zu Berlin,

" Hauptmonn im Reserve-Landwehr-Bataillon (Stettin) Nr. 34 und Forstmeister Ernst Carl Freiherr von Dücker zu Rödinghausen, zu Stettin,

" Rittmeister und Escadron-Chef im Kürassier-Regiment Königin (Pommersches) Nr. 2 von Enckevort,

" Rittmeister a. D. Landschaftsrath und Kreisdeputirten Heinrich Grafen von Schwerin, auf Putzar bei Ducherow, Kreis Anclam,

den Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer Adolf von Gruben, auf Comsow bei Vietzig,

" Majoratsbesitzer Wilhelm Grafen von Carmer, auf Rützen bei Guhrau,

" Erbschenk in Hinterpommern Carl von der Wickerau Grafen von Krockow, zu Lüben in Schlesien,

" Premier-Lieutenant der Reserve des 1. Schlesischen Dragoner-Regiments Nr. 4 und Rittergutsbesitzer Hans von Portatius auf Schwarzwaldau bei Landeshut in Schlesien,

" Lieutenant der Reserve des 1. Garde-Ulanen-Regiments und Rittergutsbesitzer Erdmann von Prittwitz, auf Gläsen bei Deutsch-Rasselwitz in Schlesien,

" Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer von Selchow, auf Schonowitz Kreis Ratibor,

" Rittmeister und Escadron-Chef im Thüringischen Ulanen-Regiment Nr. 6 Heinrich Freiherrn von Gleichen, genannt von Rußwurm,

" Londrath Carl Ludwig Heinrich von Horn, zu Burgsteinfurt, Regierungs-Bezirk Münster,

" Rittmeister der Reserve des 2. Westphälischen Husaren-Regiments Nr. 11 Max Grafen zu Stolberg-Wernigerode, auf Diersfordt bei Wesel,

" Rittmeister und Escadron-Chef im 2. Großherzoglich Mecklenburgischen Dragoner-Regiment Nr. 18 Freiherrn von Stenglin,

" Kaiserlich Oesterreichischen Rittmeister im 10. Dragoner-Regiment Freiherrn von Stenglin,

" Königlich Sächsischen Hauptmann von der Armee Arwed von Römer, auf Fraureuth im Fürstenthum Reuß ä. L.,

" Hauptmann a. D. von Müller, auf Nieder-Sohland am Rothstein im Königreich Sachsen,

" Königlich Bayerschen Kämmerer Friedrich Freiherrn von Dungern, zu Freiburg im Breisgau,

" Kaiserlich Oesterreichischen Kämmerer Hermann Freiherrn von Dungern-Dehrn, zu Freiburg im Breisgau,

den Major und Abtheilungs-Kommandeur im 1. Badischen Feld-Artillerie-Regiment Nr. 14 Paul Grafen zu Dohna,

nach Prüfung derselben durch das Capitel und auf Vorschlag des Durchlauchtigsten Herrenmeisters, Prinzen Carl von Preußen, Königliche Hoheit, zu Ehren-Rittern des Johanniter-Ordens zu ernennen.

Aus dem Protokolle über das am 24. Juni d. J. in Sonnenburg stattgehabte Capitel des Johanniter-Ordens

theilen wir Folgendes mit:

1. Dem Johanniter-Kreis-Krankenhause zu Vandsburg in Westpreußen wurden die 3556 Mark betragenden Mehrkosten der Einrichtung dieses Hauses aus der Balley-Kasse bewilligt.
2. Auf das Gesuch mehrerer Bayerischer Johanniter-Ritter: Dem Diakonissenhause zu München eine jährliche Subvention zur Gründung von Kranken-Freibetten in demselben zu gewähren, beschloß das Capitel, ausnahmsweise, in Rücksicht der vorliegenden Verhältnisse, einzugehen, obgleich im Allgemeinen an dem Grundsatze festzuhalten sei, daß der Orden mit seinen Geldern nur eigene Anstalten gründe und unterhalte. Durch Bewilligungen wie die in Rede stehende mehren sich derartige Gesuche, die ohne Gefährdung der eigenen Thätigkeit des Ordens nicht erfüllt werden können.

   Es wurde dem Diakonissenhause in München, vorerst auf 5 Jahre die Summe von jährlich 900 Mk., zahlbar im Laufe des betreffenden Jahres an den Ehrenritter: Oberhofmeister Ihrer Majestät der Königin-Mutter von Bayern, Grafen Maximilian zu Pappenheim in München bewilligt, unter der Bedingung, daß möglichst eine angemessene Betheiligung des Johanniter-Ordens bei der Leitung des in Rede stehenden Hauses stattfinde und daß Graf zu Pappenheim über die Verwendung dieser Summe jährlich an die Balley, unter Beifügung des Jahresberichts des genannten Diakonissenhauses, berichtet.
3. Auf das Gesuch des Curatoriums des Evangelischen Johannesstiftes zu Berlin: Demselben — wie im vorigen Jahre — eine Beihilfe zur Aufnahme von reconvalescenten Kindern in dem genannten Stifte zu gewähren, ging das Capitel gleichfalls ein und bewilligte zu diesem Zwecke 500 Mark.
4. In Folge der so überaus gnädigen Allerhöchsten Cabinets-Ordre Sr. Majestät des Kaisers und Königs vom 30. März c. an den Durchlauchtigsten Herrenmeister, aus Anlaß der 25jährigen Wirksamkeit des Johanniter-Ordens seit seiner Wiederaufrichtung, ist erneut der Wunsch hervorgerufen worden, das Bildniß Allerhöchstdesselben im Ordensschlosse zu Sonnenburg aufzustellen.

   Erwägungen, die dieserhalb stattgefunden, haben zu der Idee geführt, das dem Sitze des Durchlauchtigsten Herrenmeisters gegenüber befindliche Fenster des Capitelsaales des Schlosses mit dem Allerhöchsten Bildnisse Sr. Majestät zu zieren, wie dies eine dem Capitel vorgelegte Skizze des Professors Plockhorst näher ergiebt.

   Das Capitel erklärte sich einstimmig mit der projectirten Stiftung des in Rede stehenden gemalten Glasfensters, mit dem Bildnisse seiner Majestät des Kaisers und Königs, welches vom Königlichen Institut für Glasmalerei in Berlin ausgeführt werden soll, einverstanden.
5. Da die im vorigen Jahre vom Durchlauchtigsten Herrenmeister dem Commendator Grafen zu Dohna-Schlobitten aus der Ordens-Kasse zur Verfügung gestellten 3000 Mark zu Gunsten der in den kassubischen Theilen des Kreises Schlochau durch Typhus heimgesuchten Bewohner nur zum kleinen Theil Verwendung gefunden haben, weil inzwischen die Epidemie nachgelassen hatte, so wurde auf Antrag des Grafen Dohna vom Capitel genehmigt, daß die von den bezeichneten 3000 Mark noch vorhandenen Gelder der Preußischen Provinzial-Genossenschaft des Ordens belassen werden können, um über kurz oder lang, beim Wiederauftreten des Typhus, der bei den hilflosen Zuständen in dem genannten Kreise leider nicht ausbleiben dürfte, verwendet zu werden.

Das pontische Küstenland und Hocharmenien.

(Fortsetzung.)

Die Armenier sind stolz, das älteste christliche Volk zu sein, d. h. diejenige Nation, welche am frühesten mit ihrer Dynastie zum Christenthum übertrat. Bekanntlich bekehrte sich der römische Kaiser Constantin erst 330; der König von Armenien Tiridates der Große, dagegen soll schon im J. 302 getauft worden sein. Die Stelle, wo dies geschah, wurde durch eine Kapelle bezeichnet, aus welcher sich im Laufe der Jahrhunderte das Kloster entwickelte, in dem wir uns nunmehr befanden. Die Gründung desselben setzen die Armenier demnach in das Jahr 302 und schreiben sie dem Apostel ihres Volks, dem heiligen Gregorius Illuminator, bei, demselben, welcher zwei Jahre später das viel berühmtere Kloster Edschmiadzin in der Araxesebene am Fuß des Ararat anlegte. Später soll — Niemand konnte mir sagen: wie? — der Leib oder vielmehr der Rumpf Johannis des Täufers nach unserm Kloster gelangt sein, und dieser Reliquie zu Liebe wird dasselbe Surp Danes oder Surp Garabjed, der heilige Johannes oder der heilige Vorläufer, genannt. Als ein großes Nationalheiligthum der armenischen Nation ehrt auch die Pforte diese alte Stiftung, indem sie ihr entgegen einem die Kirchenglocken verpönenden Reichsgesetze den Gebrauch einer solchen Glocke ließ. Dieselbe hängt auf dem mittlern der drei die Baulichkeiten überragenden Thürme und hat dem Kloster den ihm weit und breit beigelegten Volksnamen Tschanlikliffe, Glockenkirche, eingetragen.

Ein Kloster kann im Orient nur an gewissen bevorzugten Stellen, wie solche kaum die Städte, das offene Land oder nie, bieten, ohne Rücksicht auf Vertheidigungsfähigkeit angelegt werden. So ist denn auch Surp Garabjed mit einer hohen, von Bastionen flankirten Mauer umgeben. Diese Mauer bildet ein regelmäßiges Oblongum mit einem einzigen Eingang an einer der Längenseiten, zugleich aber ist sie die Außenwand eines Arkadenbaues, in welchem sich rechts die Zellen des dem Kloster vorstehenden Bischofs und seiner Mönche, links aber die zur Aufnahme von Pilgern und Gästen bestimmten Räume befinden. Jede Zelle bekommt ihr Licht durch einen Mauereinschnitt, eine Schießscharte, die als Fenster dient. Fensterglas kennt das Paschalik Musch überhaupt noch nicht. Die vor den Zellen herlaufenden, einen breiten, gegen den innern Hof zu offenen Gang bildenden Arkaden sind das einzige architektonisch zierliche der ganzen Anlage. Auf dem innern Hofe befindet sich die Kirche, in ihrem Grundriß ein T, also die älteste Form des Kreuzes, darstellend, übrigens aber ein stilloser Bau, von dem die Rückseite mit zwei mächtigen, achteckigen Thürmen sehr alt sein mag, der vordere Theil aber als späteres Flickwerk erscheint. Auch der Glockenthurm ist modern, die Glocke aber nur klein. Der Ruf der Heiligkeit der Stätte zieht beständig eine Menge Pilger herbei, welche gastlich aufgenommen werden, und von deren Almosen die Geistlichen ein anscheinend recht behagliches Leben führen. Man würde irren, wenn man an orientalischen Wallfahrtplätzen auf Seiten der Ausgebeuteten oder gar der Ausbeutenden eine gewisse religiöse Innigkeit erwartete. Der Besuch solcher Plätze ist für diese Gegenden etwas Aehnliches, wie derjenige gewisser Bäder in Europa; man zieht seine besten Kleider an, lebt gut, bezahlt, sieht andere Menschen und heilt seine körperlichen und geistigen Gebresten — nicht. Der Rumpf des heil. Täufers steht übrigens im Rufe großer Wunderkraft.

In der That fiel mir gleich eine gewisse Analogie des Klosters mit einem großen Hotel — natürlich von den nach Taxe oder Uebereinkunft zu honorirenden Fürgebeten abstrahirend — auf und demnach erkundigte ich mich wenig hoffnungsvoll nach der Klosterbibliothek. Man versicherte mir aber, daß eine solche gar nicht existire; während des russischen Krieges sei die Geistlichkeit, die sich in ihren hohen Mauern nicht sicher gefühlt, nach Musch geflohen, und dann seien Kurden eingedrungen und haben Alles, was sich fortschleppen ließ, ohne Rücksicht auf Werth oder Nutzen, u. a. auch die alten Handschriften, ausgeplündert und vernichtet.

Ueber die Möglichkeit, in einem Raume, der armenischen Pilgerfamilien als Aufenthalt gedient, nächtlicher Ruhe pflegen zu können, gaben wir uns keiner Selbsttäuschung hin; jedoch übertraf die Wirklichkeit noch unsere Befürchtungen. Den von der Kirche vor Sonnenaufgang herschallenden Chorgesang der Geistlichen begrüßten wir wie eine Erlösung. Als es hell geworden war, traten wir auf den Bogengang und bemerkten auf dem Hofe unter uns schon das regste Leben. Es wurde da gekocht, gewaschen, geschlachtet; auch kamen neue Pilger, zum Theil anscheinend recht wohlhabende Familien, deren weibliche Mitglieder ganz mit Gold- und Silbermünzen zum Schmuck behangen waren. Nach Beendigung des Frühgottesdienstes ließen wir uns die Kirche zeigen. Die Thür zu der mit rothem Tuch ausgeschlagenen Kapelle mit dem Sarcophag Johannis, welche der gewöhnliche Pilger außer an besonderen Festtagen verschlossen findet, wurde uns aufgethan, und aus dem Kirchenschatze die sonstigen Reliquien, ein kleines Stückchen vom Kreuze Christi, ein Fingerglied eines Apostels und ein größerer Knochen des heiligen Georg, hervorgeholt. Uns ließ das Alles recht kalt; um so glücklicher waren zahlreiche, von keinen kritischen Bedenken gequälte Pilger, welche den Zweck unseres Ganges zur Kirche errathend, sich hinter uns hergedrängt hatten, diese Gelegenheit benutzen zu können.

Auf unserer Weiterreise nach Musch war es uns vergönnt, ein geschichtliches Problem zu lösen, nämlich Chorene, den Heimatsort des berühmtesten armenischen Schriftstellers, des Historikers Moses von Chorene, aufzufinden, und zwar in einem Dörfchen Chorunk — Chorene ist die gräcisirte Form dieses Namens, — welches an dem die Euphrat-Ebene hier östlich einfassenden Höhenzuge liegt. Es war das Verdienst des in der Literatur seiner Nation wohl bewanderten Bezirksvoigts von Karatschoban, uns hier einen Fingerzeig gegeben zu haben, denn die Mönche von Surp Garabjed wußten von der Sache nicht mehr als wir, und hatten auch nicht das mindeste Interesse, mehr zu erfahren. Das Tagebuch bemerkt darüber:

„Den Ort, der zu des armenischen Herodot Zeiten eine blühende Stadt war, hat die Zeit zu einem elenden Dörfchen herabgebracht. Die Lage am Abhange eines von den Kurden beweideten Berges hat den Ruin vollendet; kurdische Familien haben sich angesiedelt und die armenischen Bewohner verdrängt. Wie überall, wo sich Kurden ansäßig machen, so begnügen sie sich auch hier mit dem armseligsten Dasein. Nur zwei armenische Häuser sind noch da, nicht minder eine kleine armenische Kirche, deren Inneres ich nicht gesehen habe. Eine Viertelstunde oberhalb Chorunks passirten wir abermals ein Dorf mit einer Kirche, von dem man uns mittheilte, daß da nur noch Eine armenische Familie wohne, außerdem nur Kurden, theils in Häusern, theils in schwarzen Zelten. Wir riefen den armenischen Hausvater herbei, knüpften mit ihm eine Unterhaltung an und fragten ihn, was er von der alten Geschichte dieser Ortschaft wisse. Das war aber so gut wie nichts; denn daß die ganze Berggegend, wie die Ebene, früher armenisch-christlich gewesen und jetzt kurdisch-muhammedanisch geworden, wußten wir auch ohne ihn."

Der Weg von dem Kloster bis Musch beträgt nur 6 Stunden; um aber nicht eine zweite Nacht in unsrer von Ungeziefer wimmelnden Zelle zuzubringen, waren wir am Nachmittage des ersten Tages abgereist und

übernachteten in einem Dorfe namens Zijaret. Der Blick von der Höhe, die wir hinunterritten, auf die weite Euphratebene ermangelte nicht einer gewissen Großartigkeit. Die Baumvegetation trat auch hier, obschon man von Zeit zu Zeit einer Espe, einer Weide, einer Gall-äpfel-Zwergeiche begegnete, in den Hintergrund; doch soll der Boden für Körner sehr fruchtbar sein, und man zählt in der Ebene an hundert Dörfer und Weiler, alle von Armeniern bewohnt. Den Euphrat durchritten wir an einer Furtstelle; obwohl der Fluß da sehr breit war, so reichte das Wasser doch bis an den Hals des Pferdes. An der Ostseite der Ebene schlängelt sich der Weg um den Fuß des bereits erwähnten Höhenzuges bis Musch, welche Stadt, durch einen Gebirgsvorsprung versteckt, erst wenn man sich ihr auf eine Viertelstunde genähert, sichtbar wird. Die Lage derselben an den Wänden eines sich gegen die große Ebene öffnenden Thals überraschte uns ebenso angenehm, wie das die Häuser unterbrechende schöne Grün der Pappeln und Weiden, welche besonders zahlreich an dem die Stadt durchfließenden Bache, dem Musch Tschai, angepflanzt sind, und die kühn geschwungenen Formen der kahlen Berge, welche den Hintergrund bilden. Auch hier wurden wir in einem armenischen Hause untergebracht und hatten von unserm hochgelegenen Zimmer einen prächtigen Blick auf einen Theil der Stadt und die Weinberge der Umgebung.

Musch ist eine bedeutende Stadt, man zählt daselbst 1000 muhammedanische und 320 christliche Häuser. Die Armenier besitzen fünf Kirchen mit Klostergebäuden und die Türken gegen 12 Moscheen; besonders auffallend war uns die Lebhaftigkeit der Bazarstraßen, und zwar hauptsächlich wegen der dort verkehrenden Kurden, welche zwar nicht in der Stadt wohnen, aber jeden Morgen auf ihren muntern Pferden aus weiter Umgegend dahin zusammenströmen. Sie sind in ihrer Tracht so übereinstimmend, und von den Türken und Armeniern des Landes so verschieden, daß man sie für uniformirt halten möchte. Sie tragen ein scharlachrothes Tuchcollet, bei Aermeren mit gelber Litze, bei Reicheren mit Goldfäden gestickt, unermeßlich weite Pumphosen (Schalwar) aus leichtem gelblich weißen Wollstoff, eine Aermelweste aus hellfarbigem Kattun, Wollstrümpfe in schreienden Farben, und auf dem Kopfe einen keilförmigen Filzhut mit den buntesten Tüchern dick umwunden; ein breiter Schawlgürtel, in dem allerlei Mordwaffen getragen werden, vollendet den Anzug. Wie man uns in Musch erzählte, haben sich die Kurden vor ungefähr 100 Jahren zu Herren des Paschalik Musch gemacht, in welchem bis dahin die Armenier eine noch viel unabhängigere Stellung bewahrt hatten. Die Pforte erkannte die Eroberung an, indem sie dem erblichen Häuptling des Stammes den Titel Pascha verlieh, den seine Nachkommen bewahrten, bis vor ungefähr 20 (jetzt 53) Jahren Reschid Pascha die Autorität der Regierung herstellte und den sich als unabhängigen Dynasten fühlenden Vater des jetzigen Chefs des Hauses enthaupten ließ. Da es aber unmöglich war, den Stamm unter einen türkischen Befehlshaber zu stellen, so wurde der älteste Sohn des Enthaupteten an seine Stelle gesetzt und zwar mit dem Titel Kaimakam und mit Beschränkung seiner Befugnisse auf die eignen Stammgenossen.

Die naturhistorischen Zwecke meines Reisegefährten hatten uns mehrere Tage in Musch aufgehalten, als ein den 25. Oktober eintretender kalter Herbstregen wohl nicht zur Abreise einlud, aber jedenfalls dazu mahnte. Wenn eine große Stadt wie Musch noch den Gebrauch der Fensterscheiben nicht kannte, wenn von Ofen und anständiger Beleuchtung nirgends die Rede war, wenn wir nur die Wohl vor uns sehen zwischen der warmen Finsterniß eines unterirdischen Stalles, oder der eisigen Helligkeit eines halb offenen Söllers, da sahen wir, daß auf türkischem Boden für den Winter unsers Bleibens nicht war; wir mußten vor dem Eintreten des frühen Hochlandwinters auf Russisches Gebiet zu gelangen streben. Bevor wir aber die Weiterreise antreten, habe ich einige Worte über die materielle Verpflegung in dem Paschalik nachzuholen. Man könnte dasselbe ein Land nennen, wo Milch und Honig fließt. Der letztere, welcher uns überall reichlich geboten wurde, hat einen besonders lieblichen, aromatischen Geschmack, seine Fülle ließ uns auf sehr bedeutende Bienenzucht schließen. Milchspeisen sind neben dem Brote sicher die Hauptnahrung der Leute; die Milch wird auch hier roh nicht genossen, aber mit Vorliebe künstlich gesäuert als Joghurt. Daneben hat man Kaimak, süße Sahne, durch einen mir unbekannten Proceß einigermaßen consolidirt und dann mit Honig übergossen aufgetragen. Hie und da brachte man uns an Stelle des Honigs Manno, eine Art Syrup von dem süßlichen Exsudat der Blätter einer kriechenden Weidenart durch Abschäumen gewonnen. Eine Art Pilau schließt auch hier, wie in den westlichen Ländern der Türkei, in der Regel die Mahlzeit doch wird derselbe nicht von Reis, sondern von geschrotenem Weizen bereitet. In dem Kloster Surp Garabjed setzte man uns wohlschmeckende Gerichte von weißen Rüben und Kopfkohl in Hammelbrühe vor; das Kloster besitzt nämlich einen sogenannten Krautgarten, welcher den armenischen Dörfern ein unbekannter Luxus ist. In Chnyns und Musch bekamen wir auch Hammelbraten, endlich am letzteren Orte vortreffliche Weintrauben und Wassermelonen. Als mein Reisegefährte ebenda unseren Hausherrn um ein Gericht von Rindfleisch gebeten hatte, entschuldigte sich derselbe; Rindfleisch koste auf dem Markte 20 Para (8 Pf.) die Oko, d. i. $2\frac{1}{2}$ Pfund, und wenn nur geahnt würde, daß er geehrten Gästen solch billiges Zeug vorgesetzt habe, da könne er getrost von Musch fortlaufen, sein Name werde auf immer geschändet sein. Eierspeisen und Hühner fehlten nicht, spielten aber nicht dieselbe Rolle wie bei den in anderen Gegenden der Türkei gebotenen Mahlzeiten.

Am 26. October endlich brachen wir von Musch auf, um über Kaghizman nach Kars zu gelangen. Es war schon spät am Nachmittage; eine Hoffnung, den

strömenden Regen, der seit gestern herabkam, aufhören zu sehen, hatte uns zu lange aufgehalten. Unsere Richtung war eine ostnordöstliche. Wegen der aufgelösten Wege konnten wir unser beabsichtigtes Ziel, das Dorf Sirunk östlich vom Karassu nicht mehr erreichen und übernachteten in dem armenischen Weiler Sochkom.

Bei eisiger Kälte, es hatte auf den benachbarten Höhen geschneit, setzten wir den folgenden Tag die Reise fort. Das Durchreiten des stark angeschwollenen Karassu, eines der bedeutendsten Nebenflüsse des östlichen Euphrat, kostete viele Mühe. Dann ging es über ein von der Sipan-Kette gegen den Murad sich vorschiebendes Vorgebirge, den Tschatak, nach Liza, einem großen armenischen Dorfe am Liza Tschai, woselbst wir über Nacht blieben.

Den 28. legten wir nur wenige Stunden bis Jundschaly, dem Sitze des (armenischen) Bezirksvogts von Bulanyk zurück, der uns mit neuen Pferden versorgen sollte. Da der Mann aber zu einem kurdischen Scheich geritten war, dem er nach Beendigung des Ramazan zum Bairam beglückwünschen wollte, und er uns auch mit einer hier nöthig werdenden Sicherheitsescorte versehen sollte, so blieb nichts übrig, als auf ihn zu warten und die Weiterreise auf morgen zu verschieben.

Mit drei Lanzenreitern als Bedeckung setzten wir also den 29. Oct. früh um 8 Uhr die Reise fort. Unser Weg zog sich in gleicher Richtung wie die vorhergehenden Tage über ein die Südseite der Euphratebene bildendes Tafelland hin, von welchem wir auf den Lauf des Flusses und seine Ufer eine freie Aussicht hatten. Nach 2½stündigem Ritt befanden wir uns oberhalb eines Lagers von ungefähr 40 schwarzen Zelten, welche in zwei Reihen auf beiden Flußufern aufgestellt waren. Da wir uns noch nie einem so ansehnlichen Zeltdorfe nahe befunden hatten, so wünschten wir dem Häuptling unsere Aufwartung zu machen; allein unser Dolmetscher, der die Kurden nur aus den vielen über sie erzählten Mord- und Raubgeschichten kannte, zitterte schon bei dem bloßen Vorschlage, und auch der Tschausch hatte wenig Lust. Da jedoch die Lanzenreiter aus Jundschaly uns darüber beruhigten, so ritten wir auf das größte der Zelte zu. Eine Anzahl Knaben, die zwischen den Zelten spielten, hatten kaum unsre Absicht, da vorzusprechen, bemerkt, als sie herzusprangen, dienstfertig unsre Pferde hielten und sie, nachdem wir abgestiegen, so kunstreich an einanderkoppelten, daß sie weder sich schlagen, noch fortlaufen konnten. Alsbald kam auch der Scheich des Stammes zum Vorschein und führte uns in sein Zelt, woselbst er uns höflich willkommen sein hieß. Diesem Zelte war durch eine aus Rohr geflochtene Scheidewand die Einrichtung eines orientalischen Konak gegeben worden; der vordere kleine Theil war das Selamlik, d. h. das Empfangszimmer, und der hintere größere das Harem. Doch war hier, wie überhaupt bei den Nomaden, von eigentlicher Abgeschlossenheit des weiblichen Geschlechts keine Rede; drei bildhübsche Mädchen, zwei Töchter und eine Nichte des Scheich, traten ohne Scheu vor, um seine persische Teppiche auszubreiten, auf denen wir Platz nehmen sollten, zogen sich dann aber hinter den Tschit, die Scheidewand, zurück, von wo sie durch Kichern ihr Dasein und ihre Theilnahme an unserem Ergehen bekundeten. Wie alle kurdischen Mädchen, so trugen auch diese Schönen den Nasenring, einen schmalen, den rechten Nasenflügel durchbohrenden Goldring, in welchem ein kleiner Türkis gefaßt war, und von welchem eine Guirlande von feinen Drahtmaschen und kleinen türkischen Billonmünzen über die Wange zum rechten Ohrringe hinlief. Auch der Scheich war ein ansehnlicher, wohlgekleideter Mann mit langem braunen Gesicht und einer wohlgepflegten Haarlocke, die unter dem zuckerhutförmigen Turban hervor auf seinen Nacken fiel, mit schwarzen lebhaften Augen und herrlichen weißen Zähnen, so daß er recht den kurdischen Nationaltypus darstellte. Er ließ uns das Nationalgetränk, Airan, verdünnte saure Milch in besonderer Zubereitung, ferner Joghurt, frischgebackenes Fladenbrot und zwei Arten Käse bringen, woran wir uns, — das Wetter war nämlich wieder klar geworden und die Sonne brannte heiß, — mit Vergnügen erquickten. Hatte schon das Lachen der Frauen im Innern der „Hütte“ uns an die Sara erinnert, so wurde die Sache noch biblischer, indem der Scheich uns dringend bat, die Nacht in seinem Zelte zu bleiben; er wolle gleich auf den Berg zu seiner Heerde gehen und ein Lamm holen, um es für uns zuzurichten. Leider nur schickte sich dies nicht in unsere Pläne. Der gute Eindruck, den der Scheich auf uns gemacht hatte, verlor sich nur einigermaßen, als wir nachher durch die Zelte gingen, und da von einer Menge jüngerer und älterer Frauen umringt wurden, die uns alle zu Vätern ihrer uns dargebotenen schmutzigen Säuglinge ernannten, und wie unsere Lanzenreiter uns erklärten, dafür einen Beitrag zu den Alimenten der uns octroyirten Sprößlinge in Form kleiner türkischer Geldstücke erwarteten. Es machte dies einen zigeunerhaften Eindruck; auch waren die Bewohner des Zeltlagers keine Muhammedaner, sondern gehörten den Teufelsanbetern, den Jezydi, an, einer in dem uralten persischen Mysticismus wurzelnden eigenthümlichen Secte.

(Fortsetzung folgt).

Die Diakonissenanstalt in Altona,

am 28. December 1867 begründet, hat sich während dieser 10 ersten Jahre ihres Bestehens aus bescheidenen Anfängen unter treuer, bewährter Leitung in erfreulichster Weise entwickelt und ihren Wirkungskreis, welcher sich nicht nur auf die Ausbildung von Diakonissinnen beschränkt, sondern sich auch auf die Gebiete der Krankenpflege im Mutterhause selbst, sowie der Gemeinde- und Privatpflege erstreckt, stetig erweitern können.

Der für 1877 veröffentlichte Jahresbericht gibt wiederum beredtes Zeugniß, wie Gottes Segen auch in diesem Jahre sichtbar auf der Anstalt geruht hat.

Das allmählige Wachsthum der in früheren Jahren

nur von einer Oberschwester geleiteten Anstalt machte in letzter Zeit die Berufung einer Oberin an die Spitze derselben durchaus erforderlich, und wurde in diese für das Gedeihen des Hauses so überaus wichtige Stellung die Diakonissin Elise von dem Bussche-Kessel, im Elisabeth-Krankenhause zu Berlin für den Diakonissendienst vorbereitet, berufen.

Am 16. August v. J. fand ihre feierliche Einsegnung als Schwester und Einführung als Oberin durch den General-Superintendenten Jensen aus Kiel statt.

Die Schwesternzahl wuchs in dem Berichtsjahre von 28 auf 32 mit Einschluß der Oberin, unter denen sich 16 eingesegnete Diakonissinnen befanden.

Ein weites, segensreiches Feld christlicher Liebesthätigkeit hat sich allmählig der Anstalt in der Ausübung der Pflege erkrankter Armer in ihren Wohnungen (Gemeindepflege) eröffnet.

Dieselbe geht zum Theil, in der Stadt selbst, vom Diakonissenhause direct aus, welches zur Linderung des in Folge der allgemeinen Arbeitslosigkeit gerade zu jetziger Zeit noch gesteigerten Elends eine Schwester in die Wohnungen der Armen entsendet, während andrerseits die Anstalt wohlthätigen Vereinen, sowohl in Altona, wie in anderen Orten der Provinz, welche sich die gleiche Aufgabe gestellt, Diakonissinnen zu diesem Zwecke gegen mäßige Vergütigung überläßt.

So ist in Altona je eine Schwester für die Gemeindepflege der Hauptparochie, welche der Begründer der Diakonissen-Anstalt, Pfarrer Biernatzky ins Leben gerufen hat, sowie für die Pflege des dortigen weiblichen Vereins thätig, drei andere, denen zeitweilig eine vierte zur Seite steht, wirken seit dem 1. Mai 1874 für die Hospitalpflege und Oeconomie im Kinderhospital des weiblichen Vereins daselbst.

Hierzu treten die in Schleswig, Hadersleben, Kiel, Wandsbeck, Neumünster, Segeberg und seit kurzem auch in Ottensen stationirten Schwestern, welche dort gleichfalls Armen- und Wohlthätigkeitsvereinen ihre Kräfte als Pflegerinnen widmen.

Durch Stiftung zweier Freibetten wurde 1877 in erhöhtem Maße armen Kranken die Aufnahme in das mit der Anstalt verbundene Krankenhaus ermöglicht.

Die Gesammtzahl der während des letzten Jahres in demselben verpflegten Kranken beläuft sich auf 87, während endlich Privatpflege von den Diakonissen in 12 Fällen geübt wurde.

Unter Leitung des Anstaltsgeistlichen wird seit einiger Zeit von den Schwestern eine zahlreich besuchte Sonntagsschule in der Capelle des Diakonissenhauses abgehalten.

Von zweien der Schwestern ist sodann nach vorausgegangenem theoretischen und practischen Cursus im Oberlinhause zu Nowawes bei Potsdam seit dem 1. Mai d. J. in einem zu diesem Zwecke gemietheten besonderen Local eine Kleinkinderschule eingerichtet, in welcher auch die übrigen Diakonissen, soweit sie sich hierzu eignen und es die sonstigen Verhältnisse gestatten, die nöthigen Kenntnisse und Fertigkeiten für den gleichen Beruf sich anzueignen Gelegenheit erhalten. An diesem Lerncursus Theil zu nehmen ist auch christlichen jungen Mädchen, ohne daß sie die Diakonissenlaufbahn betreten, gestattet.

Da bisher in dem Krankenhause der Anstalt aus Mangel an Raum nur weibliche Kranke Aufnahme finden konnten, die Errichtung einer für kranke Männer bestimmten besonderen Abtheilung indessen, auch im Interesse der Ausbildung der Schwestern mehr und mehr als ein dringendes Bedürfniß sich herausgestellt hat, so wird mit dem Bau einer derartigen Erweiterung begonnen werden, sobald die hierzu von Freunden der Anstalt gespendeten Beiträge die erforderliche Höhe erreicht haben, um die Inangriffnahme desselben zu ermöglichen. Durch die Gnade Sr. Majestät des Kaisers floß der Anstalt erst in jüngster Zeit zur Erbauung dieser Männerstation ein Geschenk von 1000 Mark zu. — Seitens des Johanniter-Ordens ist der Anstalt durch Kapitelsbeschluß vom 28. Januar c. — wie wir bereits in Nr. 10 dieses Blattes berichtet haben — zu gleichem Zwecke die Summe von 20,000 Mark, zahlbar mit 10,000 Mark im laufenden und mit 10,000 Mark im Jahre 1879, bewilligt worden und als Delegirter des Ordens der Rechtsritter: Oberst und Commandeur der 9. Feld-Artillerie-Brigade von Zglinitzki zu Altona in den Vorstand derselben eingetreten.

Eine fernere Sammlung ist begonnen worden, deren Ertrag, sobald er in genügender Höhe vorhanden, zur Errichtung einer Erholungsstation resp. Feierabendhauses für im Berufe schwach und krank gewordene Diakonissen verwandt werden soll.

Die Einnahmen pro 1. Januar bis 31. December 1877 balanciren mit den Ausgaben in Höhe von 39,275 Mark 9 Pf., so daß die vorjährige Rechnung ohne Deficit abschließt; es konnte überdies auch das Deficit der Rechnung pro 1876 getilgt werden.

Dringende Bitte.

Das Johanniter-Krankenhaus in Sonnenburg leidet großen Mangel an alter Leinwand für Umschläge, Compressen und Verbände. Mildthätige Herzen werden gebeten, solche zu sammeln und entweder direkt an die vorstehende Diakonissin des genannten Hauses: Schwester Aurelie Platen, zu Sonnenburg bei Cüstrin, oder an den unterzeichneten Curator desselben einsenden zu wollen.

Jansfelde bei Trebnitz an der Ostbahn.

von Pfuel.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63 — 65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 4. September 1878. **Nr. 36.**

Friedrich Wilhelm von Dankbahr, General der Infanterie z. D., Rechtsritter seit 1856, † zu Grabow bei Stettin 20. August 1878.

Die Johanniter-Heil-Anstalt in Bad Oeynhausen.

Nachdem Se. Königliche Hoheit der Prinz Carl, unser Durchlauchtigster Herrenmeister, unterm 14. Juni v. J. der Westfälischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens die Genehmigung zur Ausführung des Projects eines Asyls für arme Badegäste in Verbindung mit einem Krankenhause in Bad Oeynhausen ertheilt hatte, fand am 3. September v. J. die feierliche Grundsteinlegung statt und konnte schon am 4. Juli d. J. das Asyl armen Badegästen in Oeynhausen zur Benutzung überwiesen werden, während die Eröffnung des Krankenhauses erst im Spätherbste erfolgen soll.

In Oeynhausen hatte sich nämlich seit Jahren das dringendste Bedürfniß zu einem Asyl für arme Badegäste herausgestellt.

Es war deshalb ein Comité von wohlgesinnten und einflußreichen Männern zusammengetreten, welches zur Errichtung eines solchen Asyls freiwillige Gaben einsammelte.

Zu den Mitgliedern dieses Comités gehörten auch 2 Mitglieder der Westfälischen Genossenschaft, welche, — nachdem der Rittertag am 16. September 1876 den einstimmigen Beschluß gefaßt hatte, künftighin nicht mehr seine Mittel durch Gründung einzelner Freibetten zu zersplittern, sondern nach Maßgabe des §. 37 der Ordensstatuten eine zweite, den Ordenszwecken entsprechende Anstalt in der Provinz Westfalen zu errichten — den Antrag stellten, in Bad Oeynhausen eine solche Anstalt zur Ausführung zu bringen.

Der Rittertag ging einstimmig auf diesen Antrag ein.

Nachdem das hohe Capitel des Johanniter-Ordens zu diesem Zwecke . . . . 20,000 M. bewilligt;

die Westfälische Genossenschaft durch einmalige freiwillige Beiträge die Summe von . . . . 11,000 Mk. aufgebracht;

das obengedachte Comité die angesammelten Mittel zum Betrage von rund . 9,000 Mk. derselben vertragsweise überwiesen hatte, wurde unter Leitung des Verwaltungs-Ausschusses der Anstalt so energisch zur Ausführung des Baues geschritten, daß heute dieselbe vollendet dasteht.

Sie erhebt sich auf einem hohen freien Platze westlich des Badehauses, in einem Garten von 1 Morgen Größe, mit der Hauptfront gegen Süden.

Das Hauptgebäude ist im Früh-Renaissance-Styl, zweistöckig, mit höherem Kellergeschosse, im Backstein-Rohbau mit Hausteinen, oben in der Facade mit dem Johanniter-Kreuz, ausgeführt.

Dasselbe enthält im I. Stock den Speisesaal, die Wohn- und Sprechzimmer der Diakonissen und des Vorstandes, und in dem II. Stock, vollständig vom I. getrennt, die Zimmer der Kranken, welche nicht zu den Badegästen gehören.

An dem West- und Ostgiebel des Hauptgebäudes befinden sich luftige, einstöckige Baracken, mit Veranden nach der Südseite, für die armen Badegäste.

Der Bau und die Einrichtung des Hauses können als sehr gelungen und solide bezeichnet werden; sie entsprechen vollständig den Erwartungen, die man an dieselben stellen konnte, nachdem der ebenso gediegene, als bewährte Architect Hertel in Münster die Super-Revision der schon vielfach geprüften Pläne und Kostenanschläge, so wie die Ueberwachung der Ausführung übernommen hatte. —

Der Tag der Eröffnung des Asyls war ursprünglich auf den 15. Juli bestimmt. Um jedoch den armen Badegästen die Wohlthat des Asyls nicht länger, als durchaus nothwendig, vorzuenthalten, ermächtigte der Commendator nach eingezogenem Gutachten des Bautechnikers und Anstaltsarztes den Vorsitzenden des Verwaltungs-Ausschusses und Vorstandes der Anstalt, Schatz-

meister, Erbmarschall Freiherrn von der Reck auch schon vor jenem Tage den Tag der Aufnahme der Asylisten zu bestimmen. Dieser hat darauf die Aufnahme am 4. Juli curr. gestattet und dabei die Einweihung des Asyls unter seiner Leitung und unter Zuziehung des Verwaltungsausschusses und einer zahlreichen Betheiligung der Freunde des Hauses durch den Ortspfarrer, der ständiges Mitglied des Vorstandes ist, stattgefunden.

Möge der Segen des Herrn auf der neuen Anstalt ruhen! möchten darin recht viele Kranke leiblich und geistig gesunden! dann wird erfüllt der Wunsch der Westfälischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens.

Der Commendator
von Holtzbrinck.

Eine Unkenntniß der Zwecke des Johanniter-Ordens.

Das erste und zweite Heft der „Altpreußischen Monatsschrift" Königsberg in Pr. Ferdinand Beyer's Verlag, 1878, enthält eine Abhandlung von Dr. Hans Prutz: „Die Anfänge des Deutschen Ordens in Preußen und seine Beziehungen zum Heiligen Lande," in deren Einleitung sich der genannte Verfasser über den Johanniter-Orden wie folgt ausspricht:

„Am reinsten hat der älteste der im Heiligen Lande entstandenen Ritterorden, der der Johanniter, die Traditionen der Zeit, welcher er seinen Ursprung verdankte, auf spätere Jahrhunderte zu übertragen und so unter ganz veränderten Verhältnissen zu practischer Bethätigung zu bringen gewußt: eben deshalb erscheint er allerdings schließlich als ein Fremdling inmitten der so ganz anders gestalteten Welt und wird nicht mit Unrecht als veraltet und überlebt angefeindet."

So richtig nun auch der Vordersatz dieser Auslassung ist, so wenig können wir uns doch mit dem Schlußsatze derselben einverstanden erklären, müssen solchen vielmehr als nicht logisch bezeichnen. —

Es kann deshalb nur angenommen werden, daß dem Herrn Dr. Prutz sowohl die ursprünglichen Stiftungszwecke des Johanniter-Ordens, wie die gegenwärtigen Aufgaben des evangelischen Zweiges desselben ganz unbekannt sind, denn sonst müßte seine Auslassung unbedingt eine andere sein. Es wäre ihm, da er — irren wir nicht — in Berlin domicilirt, so leicht gewesen, sich bevor er einen derartigen Ausspruch — noch dazu eingekleidet in eine wissenschaftliche Arbeit — der Oeffentlichkeit übergab, über den Johanniter-Orden, der seit seiner Zurückführung auf seine ersten Stiftungszwecke eine 25jährige ehrenvolle Thätigkeit auf dem Gebiete der christlichen Barmherzigkeit hinter sich hat, zu informiren.

Ein Verfahren wie das in Rede stehende ist auch ein Zeichen unserer „so ganz-anders gestalteten Welt," die leider auf allen Gebieten rein fabrikmäßig producirt, in der Alle über Alles schreiben und urtheilen. —

In unserer dem krassen Materialismus und Egoismus huldigenden Zeit, müssen Förderungen echt christlicher, jeder Selbstsucht fremden Bestrebungen, wie solche der Johanniter-Orden auf dem Gebiete der Krankenpflege ausübt, von jedem Wohldenkenden als doppelt segensreich anerkannt werden.

Es ist hier nicht der Ort, darzulegen und nachzuweisen, wie durch das Vorgehen des Johanniter-Ordens die Fürsorge für Kranke auch von anderen Kreisen gefördert und verbessert worden; nur das wollen wir hier anführen, daß das Beispiel desselben vielfach den Anstoß gegeben hat, dies lange vernachlässigte Feld wieder anzubauen und so den Armen Hilfe zu bringen, die derselben bis dahin völlig entbehrten.

Und diese Thätigkeit auf dem Gebiete der Krankenpflege durch Personen, welche solche als Lebensaufgabe in größter Hingebung und oft mit Daranwagung Leibes und Lebens ausüben — dem so überaus segensreichen, noch immer viel zu wenig gewürdigten Institute der Diakonissen angehörend — in den kleinen Städten, für die Bewohner derselben und der des platten Landes, wo gute Krankenanstalten früher ganz unbekannt waren, oder wenn Krankenhäuser vorhanden, meist mit den Armenhäusern verbunden, selbst von den Allerärmsten gemieden und nur im höchsten Nothfalle benutzt wurden — sie tritt in den größeren Städten, die für ihre armen Kranken, durch namentlich in der Neuzeit großartige und mustergiltige Anstalten, zu sorgen in der Lage sind, nicht in die Erscheinung, sondern wirkt still und bescheiden an kleinen entlegenen Orten in den Provinzen, aber nichts desto weniger erfolgreich, und die Menschheit würde es tief zu beklagen haben, wenn der Ausspruch des Dr. Prutz je zur Wahrheit würde: daß christliche Barmherzigkeit und Nächstenliebe, wie immer die Welt sich gestaltet, als veraltet und als Fremdlinge, angesehen werden. —

Gott gebe, daß dies nie eintritt, sondern daß allerseits auf dem betretenen Gebiete rüstig fortgeschritten und die Fahne christlich-idealer Liebesthätigkeit wehen möge in allen Zeiten!

Das pontische Küstenland und Hocharmenien.

(Fortsetzung.)

Noch weitere drei Stunden Weges brachten uns nach der Stadt Melasgjert, wie die Straße, der wir folgten, auf der linken Uferhöhe des Euphrat gelegen. In Entfernung von einer Stunde vor ihr hatten wir noch eine merkwürdige Kirchenruine besucht, welche theils auf den natürlichen Fels des Berges und theils auf vier noch stehende Säulen gestützt mit geräumigem Gewölbe ziemlich unversehrt dasteht und den Hirten eine gelegentliche Zuflucht für ihre Heerden bietet.

Melasgjert selber machte, aus der Ferne gesehen, mit seinen von einer inneren Burg überragten Mauern einen stattlichen Eindruck und wir wunderten uns einigermaßen, wie in einer so wilden, von Jeziden und

muh. Kurden durchzogenen Gegend städtisches Leben gedeihen könne. Als wir näher kamen, sahen wir aber, daß, was uns als Stadt erschienen, kaum mehr als eine Coulisse war. Vom Westthor bis zum Ostthor ritten wir über eine nur hie und da von Ziegen beweidete Trümmerstätte und fanden erst außerhalb der letzteren an dem Abhange unter der alten Burg den heutigen Ort Melasgjert, ein elendes Dörfchen, in welchem uns unsre Wohnung angewiesen wurde.

Melasgjert ist nicht nur, wie schon der Name bezeugt, eine ursprünglich armenische Stadt, sondern auch die Anlage der Befestigungswerke ist nach vorhandenen Resten von Inschriften den Armeniern zuzuschreiben. Die Ringmauer, jetzt allerdings stellenweise zerstört, ist doppelt angelegt und erhebt sich mit ihren Zinnen ungefähr dreißig Fuß hoch; nach Osten steht sie über einem ziemlich jähen Abhange, nach den übrigen Seiten wird sie durch einen tiefen, breiten Graben geschützt. Die Burg ist wenigstens noch bewohnbar und dient dem Mussellim, einem kurdischen Bey, der, so scheint es, dürftig und ohne Einfluß, die abhängige Stellung eines kleinen Pfortenbeamten hier, wo kein Türke leben mag, angenommen, als Residenz. Von den Hauptstraßen ist noch ein leidlich gutes Pflaster übrig, die Häuser aber, von schlechtem Material, Lehmsteinen und Holz aufgeführt, liegen alle am Boden. Einige zerstörte Kirchen verkünden, daß dies einmal eine Stätte hoher Cultur gewesen, was auch zahlreiche Bogenbrücken in der Umgegend, Kapellen und die von allen, selbst den rohesten morgenländischen Völkern als Heiligthum betrachteten und deßhalb unzerstörten Grabmonumente der Friedhöfe erhärten. Daß auch muhammedanische Beherrscher der Stadt in früheren Jahrhunderten auf ihre Erhaltung großen Werth legten, bezeugen viele in kufischen und arabischen Characteren ausgeführte Inschriften, welche nach theilweisen Reparaturen in die Stadtmauer eingefügt worden sind. Offenbar waren es die steten Kriege zwischen der Pforte und Persien, welche auch hier das Vorrücken der culturunfähigen Nomaden begünstigten und dadurch aus einem blühenden Orte eine Wüstenei machten.

Augenscheinlich kostete es unserem Bey große Mühe, uns die neuen Pferde zu schaffen, und die vier Lanzenreiter, die uns als Eskorte dienen sollten, mobil zu machen. Wir hatten inzwischen Muße, in den Ruinen der Stadt umherzugehen und einen benachbarten Hügel mit armenischen Grabdenkmälern zu besteigen, von welchem wir einen herrlichen Blick auf den majestätischen, jetzt ganz mit Schnee bedeckten Kegel des Sipandaghy genossen. Erst am Nachmittag verließen wir Melasgjert und ritten $4^1/_2$ Stunde weit in nordöstlicher Richtung das Euphratthal hinauf nach einem kurdischen Weiler namens Hadschi Jussuf, den wir erst nach Sonnenuntergang erreichten. Als das Hundegebell die Nähe der Häuser verrieth, ritt der Anführer der Eskorte zu unserem Tschausch heran, und bat ihn, doch ja sein herrisches Wesen abzulegen, da er damit sich selber und uns alle ins Unglück bringen könne. Es war dies überflüssig; unser Achmed wußte sehr gut, wo er als Held auftreten könne, und sicher gehörten die Häuser und Zelte muhammedanischer Kurden nicht zu den Stellen.

Uebrigens wurden wir freundlich aufgenommen, und der Hausherr, welcher Scheich angeredet wurde, ließ sich sogar den folgenden Morgen bereitwillig finden, auf die Bitten unserer Lanzenreiter uns bis an den Muradtschai, $1^1/_2$ Stunde weit, zu begleiten. Unsere Schutzwache schien nämlich wegen unsauberer Vorgeschichten selber stellenweise größere Angst zu hegen als wir selber, und diesem Umstande war es auch zuzuschreiben, daß wir nicht auf geradem Wege, sondern mit weiter nordwestlicher Abweichung nach Toprak-Kal'a geführt wurden. Der Koth des Weges war diesen Tag in der Frühe ganz hart gefroren, was das Reiten kaum weniger beschwerlich machte, als nachher der schlüpfrige Schlamm. Die Stelle, wo wir über den Euphrat setzten, war durch eine Dorfruine mit Kirche bezeichnet. Eine noch ziemlich gut erhaltene Kirche fanden wir später an dem Bazdek Ssu, einem Nebenflusse des Euphrat, über den uns unsere Straße führte. Schöne Brückenruinen bemerkten wir wiederholt. Unser Nachtquartier, das Kurdendorf Karadscha Wêran, erreichten wir schon um zwei Uhr, konnten aber lange nicht zur Ruhe kommen, weil Niemand uns aufnehmen wollte. Endlich machte man ein Haus ausfindig, dessen Gebieter abwesend war, und da wurden denn, so sehr auch die drei Megären, seine Gattinnen, dagegen schrien, unsere Sachen abgeladen. Nirgends im Orient haben wir es so schlecht gehabt, wie in Karadscha Wêran; als es aber nachher zum Trinkgeld vertheilen ging, meldeten sich acht Personen, die sich um uns verdient gemacht haben wollten. Wir freuten uns, früh den 1. November das Raubnest zu verlassen und frische Luft zu schöpfen.

Die Eskorte von Melasgjert hatte uns bis Toprak Kal'a geleiten sollen; in Folge einer Unterredung mit dem Vogt von Karadscha-Wêran indessen, deren Einzelheiten uns entgingen, kehrten die Leute hier zurück, und an ihre Stelle traten vier neue Lanzenreiter, noch viel ruppiger und wilder aussehende Kerle als die Melasgjerter, die aber, wie unser Tschausch meinte, den Vorzug hatten, in dem Bezirk von Toprak Kal'a nicht als Verbrecher bekannt zu sein.

Unsere Richtung war bald östlich, bald nordöstlich. Zunächst ging es eine steinige Anhöhe hinan, auf welcher uns eine ferne, alle andern Gebirge überragende weißbläuliche Spitze auffiel; es war der Ararat, der Agridaghy der Türken, welcher uns nunmehr fast eine Woche lang bei unserm Weiterreisen im Horizonte blieb. Bis 1 Uhr NM. blieben wir auf dem öden Bergrücken und begegneten einem kurdischen Reiter, der zwei Lanzen trug und einen großen Ochsen vor sich hertrieb, wie unsere Geleitsleute glaubten, gestohlenes Gut, dann einer kurdischen Familie, die von der Sommerweide im Gebirge in das Euphratthal zurückkehrte. Ein Ochs, das gewöhnlichste Lastthier in diesen Gegenden, trug hoch auf dem Rücken das zusammengelegte schwarzbraune Zelt

und an seinen beiden Seiten in den Taschen eines übergelegten Doppelsackes drei Kinder und das wenige Geschirr; daneben ging die Frau zu Fuße, dann kam der Mann im Waffenschmuck zu Pferde, und hintennach die Heerde, gegen 40 Schafe und Ziegen. Ein steiler, felsiger Weg führte uns in die Ebene von Toprak Kal'a hinab, die uns nicht minder öde erschien, als das Gebirge. Wir brauchten noch sieben Stunden, um sie, keine Ortschaft berührend, zu durchreiten und fühlten uns von Hunger, Ermüdung und Kälte ganz elend, als endlich zwei Stunden nach Sonnenuntergang das Hundegebell die Nähe menschlicher Wohnungen verkündigte. Unser Nachtlager war selbstverständlich wieder in einem unterirdischen Stalle; doch waren wir glücklich, mit Toprak Kal'a den schlimmsten Theil unserer Reise, d. h. denjenigen, wo wir auf kurdische Gastlichkeit angewiesen waren, hinter uns zu haben.

Toprak Kal'a liegt an dem Nordostrande der weiten nach ihm benannten, wohl fruchtbaren, aber wenig bebauten Ebene an einer vorspringenden felsigen Höhe, wie die Bewohner Armeniens sie von je her zur Anlegung ihrer Burgen geliebt zu haben scheinen. Wer die Reste der Festungsmauern, in thonige Erde eingelegte Feldsteine, denen man durch Querbalken einige Haltbarkeit zu geben versuchte, gesehen, wird sich nicht wundern, daß der Platz während des Krieges 1828/29 ohne Schwertstreich den Russen in die Hände fiel. Daß die Russen sie nach abgeschlossenem Frieden ebenfalls vor dem Abzuge zerstört, ist auch wohl nur der Vollständigkeit wegen geschehen; sie konnten nicht glauben, daß bei einem abermaligen Türkenkriege von dieser „Erdenburg," das ist die Bedeutung von Toprak Kal'a, her ihnen Gefahr drohen werde.

Es traf sich zu unserem Glück, daß von Kaghizman im Araxesthal eben ein höherer türkischer Offizier auf einer Inspektionsreise hierher gekommen war, so daß wir uns der zurückkehrenden Escorte desselben anschließen konnten. Es stand uns nämlich ein zwölfstündiger Weg durch ein unwirthliches, im Rufe großer Unsicherheit stehendes Gebirge, der Euphrat-Araxes-Wasserscheide, bevor, für welche Tour dem Bej von Toprak-Kal'a bei seinen geringen Hilfsmitteln uns den nöthigen Schutz zu verschaffen schwer geworden sein würde.

Um uns die Mühsal möglichst zu erleichtern, begaben wir uns am Abend des Tages (den 2. Novbr.) nach einem nur eine Stunde von Toprak-Kal'a entfernt an unserem Wege gelegenen Dorfe, Namens Chaschly, dem einzigen, das wir überhaupt zu passiren hatten, und übernachteten daselbst. Noch lange vor Sonnenaufgang holten uns unsere Begleiter von da ab. Als wir die Höhe überschritten hatten, erfreute unser Auge eine anmuthige, wenngleich herbstliche Waldvegetation. Auf der Höhe des Arzu-Jurty eröffnete sich uns ein lieblicher Blick in das breite und tiefe Araxesthal und den Fluß selbst, zwischen dem Aladagh und dem von uns überschrittenen Gebirge hervorkommend und von allen Seiten Bäche aufnehmend. Nach einigen Stunden tauchte auch Kaghizman vor uns auf, aus der Ferne mehr einem Walde, als einer Stadt gleichend, indem die Häuser sich sämmtlich in Obstgärten verstecken. Wir wurden bei einem Armenier einquartiert und bekamen ein überirdisches freundliches Zimmer.

Das Araxesthal bildet hier einen so tiefen Einschnitt in das armenische Hochland, daß dadurch ein wesentlicher klimatischer und folgemäßig botanischer Wechsel bedingt wird. Wer nie den Anblick von Bäumen hat entbehren müssen, der weiß nicht, was es heißt, einen Tag nach dem andern durch die unendlich klare Luft einer sich zwischen 5- und 6000 Fuß über dem Meeresspiegel haltenden Hochebene, der stechenden Sonne und der durch Nichts gemilderten Schärfe des Windes gleichmäßig ausgesetzt, dahin zu reiten, ohne je mehr als eine verkrüppelte Weide an einem Bache zu finden, darauf das Auge inmitten des traurigen Einerlei gelbbrauner Bodenwellen ausruhen könnte. Uns war, als wäre uns ein Alp von der Brust genommen, da wir uns hier mindestens an der Form der Bäume erquicken konnten, denn von irgend welcher Blätterfrische war natürlich bei der vorgerückten Jahreszeit keine Rede. Die Vegetation schien mir ungefähr derjenigen am mittleren Rhein vergleichbar. Neben Aepfeln, Birnen, Wallnüssen u. s. w. sind Apricosen (als deren Heimat ja die Botanik Armenien betrachtet), Maulbeeren und Eleagnus die beliebtesten Gartenbäume. Der Erlös der nach dem Hochlande ausgeführten Früchte im frischen und im getrockneten Zustande dürfte auch hier wie im Tschorokthale die hauptsächlichste Einnahmequelle der Einwohner sein.

Kaghizman zählt gegen 100 Haus und Hof besitzende Familien, unter denen ein Viertel Armenier. Da jeder Eigenthümer inmitten seines Gartens wohnt, so nimmt der Ort einen unverhältnißmäßig großen Raum ein. Komisch war es uns, daß sämmtliche Grundbesitzer sich einander den hochtönenden Titel Beg beilegten, wie denn auch unsere Escorte von Toprak-Kal'a aus lauter Begs bestanden hatte, Jeder der Eigenthümer eines Pferdes, das von uns und unsern Leuten geritten wurde, während der Beg bescheidentlich mit seiner langen Flinte nebenher zu Fuß trottete. Mehrere erschienen auch nachher bei uns, um uns von ihren Gartenerzeugnissen Gaben zu überreichen, für welche sie ein kleines Trinkgeld erwarteten. Offenbar war wenig Verdienst in Kaghizman, und demnach kostete es keine Mühe, die Pferde, die uns hergebracht, auch für die Weiterreise nach Kars zu miethen. Eine besondere Schutzwache war nicht nöthig, da die fünf armen Begs uns wieder, um für die Pferde zu sorgen, mit ihrer gesammten Bewaffnung begleiteten.

Am andern Tage (dem 4. Novbr.) um halb 12 Uhr brachen wir auf. Eine starke Viertelstunde lang ritten wir durch die hohen Stein- und Erdwälle der Gärten und passirten mehrere Arme des Kaghizman Ssui, eines südlichen Nebenflüßchens des Araxes, dessen Wasser, über die Gärten vertheilt, eine wesentliche Bedingung

der reichen Erträge ist. Durch mit Winterweizen bestellte, schön aufgrünende Felder gelangten wir dann an den mit starkem Gefälle in tiefem Bette dahinrauschenden Araxes, den wir in Ermangelung einer Brücke durchfurten mußten. Ein reichlicher und anhaltender Regen war in der Nacht gefallen und hatte den Fluß anschwellen machen. Die Begs baten uns daher, je auf die Croupe ihrer Pferde hinter uns steigen zu dürfen, um einigermaßen trocken hinüber zu kommen, was wir ihnen nicht abschlagen zu können glaubten, obwohl wir nachher ein Gefühl hatten, als würden die Pferde, denen die Rollsteine an die Beine und die stürmische Fluth an die Brust schlug, unter der Last zusammensinken. In nordwestlicher Richtung durchritten wir sodann die Thalebene ihrem nördlichen Rande zu und gelangten in drei Stunden bei dem Dorfe Kjömürlü wieder auf das kahle Plateau, über welches sich unsere Weiterreise nach Kars fortsetzte. Die Begs, die doch gestern einen tüchtigen Marsch gemacht hatten, zeigten sich auch jetzt als treffliche Fußgänger; aber der Regen begann von Neuem, der Boden war aufgelöst und klebte an ihren Füßen, die Pferde glitten aus und somit ging der Zug nur langsam vorwärts. Wir wurden auf die gegenüber liegenden Berge im Süden des Thals aufmerksam gemacht, welche ganz weiß aussahen. Was in Kaghizman als Regen gefallen war, hatte sich dort als Schnee niedergesenkt — hätten wir uns nur um einen Tag verspätet, da würden wir von einem elfstündigen Wege gut drei Viertel eingeschneit gefunden haben. Allmählig hörte der Regen auf, doch gestattete die trübe Luft keinen freien Blick. An Oede und kahler Einförmigkeit stand dies Hochland keinem der früher besuchten nach. Die Sonne ging unter; es wurde schneidend kalt und nirgends war von menschlichen Wohnungen eine Spur. $2^1/_2$ Stunden, die uns wie eine Ewigkeit vorkamen, ritten wir in der Dunkelheit, als endlich das ersehnte Hundegebell sich vernehmen ließ, das uns ein baldiges Ende der heutigen Mühsal in Aussicht stellte. Das Dorf, zu welchem wir gelangten, heißt Tschermaly und ist armenisch. Wir wohnten bei dem einzigen dort angesessenen Muhammedaner, dem unsere Begs wohl der Glaubensgemeinschaft wegen uns zuführten, und wurden freundlich aufgenommen.

(Fortsetzung folgt).

Die Henrietten-Stiftung zu Hannover.

Dem über die Thätigkeit dieser Diakonissen-Anstalt kürzlich erstatteten 18. Jahresberichte, für 1877, entnehmen wir, daß die Zahl der Schwestern auch im letztverflossenen Jahre erfreulich gewachsen ist und sich um 15 vermehrt hat. Zur Zeit des am 27. Juni c. erstatteten Berichts betrug ihre Gesammtzahl mit Einschluß einer Pensionärin 120. Nach vollendeter Ausbildung erhielten im vergangenen Jahre 70 Schwestern die feierliche Einsegnung zum Diakonissenberufe.

Es wurden im Mutterhause im Ganzen 651 Kranke verpflegt, gegen 625 im Vorjahre, während die Gesammtsumme der Verpflegungstage 31,968 betrug, welche sich je nach der Höhe der von den Kranken gezahlten Verpflegungsgelder auf 3 verschiedene Classen vertheilt.

Von der bedeutenden Zahl zum Theil sehr schwerer Kranker und fast 200 Operirten starben im letzten Jahre nur 28, sodaß in Folge dieses so überaus günstigen Resultats der Zudrang von Kranken stets ein sehr großer war.

In einem besonderen in der Nähe der Anstalt angekauften und für seinen Zweck hergerichteten Gebäude ist sodann ein Kinderhospital eröffnet worden in welchem zeitweilig bis zu 26 kranke Kinder Aufnahme fanden.

Der zweite nicht minder umfassende Theil der Anstaltswirksamkeit besteht in der Entsendung zahlreicher Schwestern vom Mutterhause nach den theils in Hannover selbst, theils in Städten und Ortschaften der Provinz zerstreut liegenden Stationen, wo sie das christliche Liebeswerk durch hingebende Thätigkeit auf den Gebieten der Kranken- und Gemeindepflege, sowie der Kleinkinder- und Sonntagsschule zur Ausführung bringen helfen.

Von welchem Segen die Arbeit auch auf diesem großen und wichtigen Gebiete begleitet gewesen, beweist am besten der Umstand, daß von Jahr zu Jahr der Kreis dieser Stationen erweitert werden konnte. Noch im laufenden Jahre ist die Zahl der am Schlusse des letztvergangenen bestehenden 34 Stationen um 4 vermehrt worden, und wirken auf denselben gegenwärtig im Ganzen 74 Diakonissen.

Leider haben die Einnahmen des letzten Jahres von 86,357 M. den durch die Baukosten für das zum Kinderhospital angekaufte Haus noch außergewöhnlich erhöhten Ausgaben von 97,926 M. nicht entsprochen, so daß sich am Jahresschlusse ein Deficit von 11,569 M. ergeben hat. Die Einnahme an Krankenpensionen belief sich auf 32,417 M. Eine erfreuliche Mehreinnahme wiesen diesmal die Sammelbücher auf, welche gegen einen Ertrag von 12,665 M. im Jahre 1876, einen solchen von 13,117 M. erzielten.

Die hannoversche Genossenschaft des Johanniter-Ordens wandte der Anstalt im letzten Jahre eine Unterstützung von 450 M. zu.

Die Pflege- und Erziehungsanstalt für Blödsinnige Kückenmühle bei Stettin.

Die Zahl der Zöglinge betrug zu Anfang des Jahres 1877: 94, am Schlusse desselben 109. Durchschnittlich waren es in dem Jahre 101.

Der Schulunterricht wird in 5 Classen gegeben. Es nehmen 70 Zöglinge daran Theil, und zwar am Unterricht in der biblischen Geschichte 51; 14 Schüler lesen zusammenhängende Lesestücke, 3 Schüler rechnen im Zahlenraum bis 100, 8 im Zahlenraum von 1—20, 19 von 1—10, 20 von 1—3.

Ueber die sonstigen Beschäftigungen der Zöglinge

wird berichtet: 22 machen ihr Bett selbst, eine größere Zahl leistet dabei Hilfe. 49 waschen sich selbst und kleiden sich selbst an. 22 männliche Zöglinge können im Garten graben, harken, hacken. 24 Mädchen können Kartoffeln schälen, Staub wischen, fegen und dgl.; 10 können nähen, 25 stricken. Zum Flechten von Teppichen aus Tucheggen und Anfertigung von Strohmatten empfangen mehrere Zöglinge Anleitung. Bei 35 Zöglingen gestattet ihr Zustand nicht, sie zu einer Arbeit heranzuziehen.

In Betreff der Erfolge der Idiotenpflege wird gewarnt, übermäßige Erwartungen zu hegen. Kürzlich übergab ein Vater seinen Sohn dem Vorsteher mit den Worten: „In zwei Jahren, hat mir der Arzt gesagt, wird er damit durch (d. h. geheilt) sein". Wo solche Erwartungen gehegt werden, muß man sie von vornherein herabstimmen. Was ein vollsinniges Kind in der Elementarschule vom 6. bis zum 14. Lebensjahre, also in 8 Jahren, zu lernen hat, kann sich ein schwachsinniges nicht in kürzerer Zeit aneignen. Und heilbar, wie eine leibliche Krankheit oder selbst oft der Irrsinn, ist der Blödsinn überhaupt nicht. Wie weder eine Blindenanstalt ihren Zöglingen das Gesicht, noch eine Taubstummenanstalt den ihrigen das Gehör geben kann, so vermag eine Idiotenanstalt die fehlenden Verstandeskräfte nicht herzustellen. Aber wie die Blinden und Tauben doch mit Nutzen unterrichtet werden, so lassen sich auch die armen Bloden im Gebrauch der bei ihnen noch vorhandenen geringeren oder größeren Geistesgaben wohl unterweisen. Die Früchte dieser Arbeit reifen freilich langsam und wollen mit großer Geduld abgewartet sein. Doch es giebt nicht wenige Zöglinge, bei welchen die Aneignung der gewöhnlichen Kenntnisse, die man in einer einfachen Dorfschule als durchschnittliches Ergebniß des Unterrichts fordert, erreicht wird. Bei anderen werden, obwohl ein eigentlicher Abschluß durch die Confirmation nicht erreichbar ist, doch die Verstandeskräfte in so weit geübt, daß sie zu einer geregelten Beschäftigung fähig werden. Wenn außerhalb der Anstalt Eltern oder Dienstherren dieses Ergebniß manchmal nicht anzuerkennen vermögen, so ist wohl zu berücksichtigen, ob nicht diejenige Geduld und Vorsicht in der Behandlung fehlt, welche in der Anstalt angewandt wird und deren der Schwachsinnige fortgesetzt bedarf.

Vielen Zöglingen der Anstalt will man aber nur ein Obdach und liebevolle Pflege in ihrem geistigen und leiblichen Elend gewähren. Auch bei diesen fehlt es nicht an erfreulichen Erfahrungen. Ihre Haltung, ihre Manieren, ihre ganze äußere Erscheinung erfährt oft sehr bald eine günstige Veränderung.

Solche Erfahrungen stärken die Freudigkeit zu weiterer Arbeit an den armen Idioten. Nicht wenig aber auch die Erweisung theilnehmender Liebe, welche der Anstalt fortdauernd von vielen Seiten zu Theil werden. So wieder in den Liebesgaben zur letzten Weihnachtsbescheerung. Welche Freude in der Anstalt bei Alt und Jung, wenn auf eine Bitte in den öffentlichen Blättern aus fernen Gegenden des Vaterlandes, aus Elbing, aus Berlin, aus Freiburg u. a. Sendungen kommen, selbst Kinder ihre Puppen einpacken und von Schlesien her mit der Zuschrift senden: „Wir schicken hier den armen Kindern unsere kleine Dorothea, wünschen ihnen und ihr Wohlergehen und der ganzen Anstalt Heil und Segen, fröhliche Weihnachten und gut Neujahr". Vorsteher der Anstalt ist der Prediger Bernhard. Vorsitzender des Curatoriums der Geh. Regierungs- und Provinzial-Schul-Rath Dr. Wehrmann in Stettin.

Neue Glocken aus gesammelten Brocken.

Das Rhein.-Westf. Gustav Adolf-Blatt schreibt: Sehr erfreulich ist es, daß die Sammlung alter Münzen durch den Rheinischen Hauptverein der Gustav Adolf-Stiftung anderwärts zu besondern selbstständigen Sammlungen Veranlassung gegeben hat. Im Königreich Sachsen hat man fleißig gesammelt und schon über 10 Centner Metall in die Glockengießerei geschickt, darunter ein ganzes Faß Kupfer, von der sächsischen Lehrerschaft zusammengetragen. Die Gemeinde Kowanetz bei Jungbunzlau in Böhmen hat für ihre neue Kirche bereits eine Glocke erhalten, die „Sachsenglocke"; für eine zweite konnte der Kostenbedarf geschenkt werden. Das alte Toleranz-Bethaus ohne Thurm und Glocken wurde am 5. Juni 1875 vom Blitze zerstört. Die Widersacher hatten schadenfroh die Hoffnung ausgesprochen: die Gemeinde würde sich auflösen müssen, weil sie bei ihrer Armuth doch nicht im Stande sei, sich eine neue Kirche zu bauen; dann, als sie doch mit Hilfe der Glaubensbrüder zu bauen begonnen, spöttisch gefragt, ob sie denn nunmehr auch einen Thurm bauen würden und ob auch Glocken hineinkämen — wohl hölzerne? Die Feinde sind zu Schanden geworden; ein prächtiges Geläute klingt vom neuen Thurme ins böhmische Land hinein. — Weitere $3^{1}/_{2}$ Centner Metall sind bereit zum Guß einer Glocke für die Diaspora-Gemeinde Seitendorf bei Zittau. Außerdem aber sammelt man noch für eine Glocke in den noch sprachlosen Thurm der österreichischen Diaspora-Gemeinde Vöcklabruck im Salzkammergute.

Von Mainz aus wird schon länger mit Erfolg gesammelt zu einer Glocke für die Diaspora-Gemeinde Kastel-Kostheim, in der preußischen Oberlausitz für Pfaffendorf bei Lauban, von den Lausitzer Wenden für eine Glocke der Gemeinde Luppa in den sächsischen Oberlausitz. Auch im Bereiche des Brandenburgischen Hauptvereins wird gesammelt, damit einem der ärmsten Pflegekinder derselben eine Glocke gewidmet werden könne.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63 — 65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der




Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 11. September 1878. **Nr. 37.**

Die neue Genossenschaft des Johanniter-Ordens in der Provinz Schleswig-Holstein.

Nachdem nunmehr die Schleswig-Holsteinsche Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens sich völlig constituirt hat, theilen wir nachstehend die Statuten, sowie die Liste der Mitglieder derselben mit:

Wir Friedrich Carl Alexander, von Gottes Gnaden Prinz von Preußen, Herrenmeister der Balley Brandenburg des ritterlichen Ordens St. Johannes vom Spital zu Jerusalem, thun kund und fügen hiermit zu wissen, daß Wir die Statuten der Genossenschaft der Ritter Unseres Ordens in der Provinz Schleswig-Holstein, wie solche nachstehend wörtlich folgen:

„Statuten

der Genossenschaft der Ritter des Johanniter-Ordens in der Provinz Schleswig-Holstein.

§ 1.

Der Zweck der Genossenschaft ist: die Johanniter-Thätigkeit im Sinne der Statuten der Balley Brandenburg vom 24. Juni 1853 in der Provinz Schleswig-Holstein, mit Einschluß des Herzogthums Lauenburg, des Fürstenthums Eutin und des Gebietes der freien Hansestädte Lübeck und Hamburg, zur Ausführung zu bringen.

§ 2.

Als Mittel zur Erreichung des im § 1 angegebenen Zweckes, erkennt die Genossenschaft corporatives Zusammenwirken, um wahre ritterliche Gesinnung durch Werke der Barmherzigkeit zu beleben und zu verbreiten, insbesondere durch Förderung der christlichen Krankenpflege.

§ 3.

Der Zutritt zu dieser Genossenschaft ist einem jeden Johanniter-Ritter gestattet, welcher sich diesem Statut unterwirft.

Der Austritt aus der Genossenschaft kann zwar jederzeit stattfinden, doch ist der Ausscheidende verpflichtet, dies dem Commendator vorher anzuzeigen, auch den Beitrag (§ 12) für das laufende Jahr an die Genossenschafts-Kasse abzuführen. Uebrigens bleiben im Falle des Ausscheidens aus der Genossenschaft die Pflichten des Ausscheidenden — sofern er nicht einer anderen Genossenschaft des Ordens beitritt — gegen die Balley selbstredend bestehen.

§ 4.

An der Spitze der Genossenschaft steht der nach § 12 der Statuten der Balley Brandenburg und dem Allerhöchsten Orts bestätigten Capitelsbeschlusse vom 28. Januar 1874 zu präsentirende und zu ernennende Commendator, und unter ihm fünf von den auf dem Rittertage (§ 9) anwesenden Mitgliedern zu wählende Ritter (§ 6), von denen zwei dem Stande der Ehrenritter angehören können. Unter diesen fünf Conventsmitgliedern muß sich stets ein höherer Offizier befinden.

Der Commendator und diese fünf Ritter bilden den Convent der Genossenschaft, der die äußeren und inneren Angelegenheiten derselben zu verwalten und zu regeln hat.

Die Beschlüsse des Convents erfolgen nach Stimmenmehrheit. Bei einer Gleichheit der Stimmen giebt diejenige des Commendators den Ausschlag.

§ 5.

Der Commendator vertritt die Genossenschaft nach Außen und vollzieht alle Schriften und Urkunden im Namen des Convents und der Genossenschaft.

Er führt mit Hilfe der 5 Conventsmitglieder die Geschäfte der Genossenschaft, unterhält die Verbindung mit der Balley Brandenburg, beruft, so oft es nöthig ist, den Convent, sowie die Ritter der Genossenschaft zum Rittertage und führt bei beiden den Vorsitz, den er für einzelne Fälle aber auch einem andern Conventsmitgliede übertragen kann.

Für den Fall einer außerordentlichen Erledigung seines Amtes oder einer vorübergehenden Behinderung tritt das der Ordens-Anciennetät nach älteste Conventsmitglied als Stellvertreter des Commendators ein.

§ 6.

Alle drei Jahre scheidet das dem Lebensalter nach älteste Mitglied des Convents aus, und wird dessen

Stelle durch Neuwahl besetzt, welche auch auf den Austretenden fallen kann.

§ 7.

Der Schatzmeister, den die Conventsmitglieder aus ihrer Mitte wählen, sammelt und verwaltet die Geldmittel und das Vermögen der Genossenschaft unter Aufsicht des Commendators und legt alljährlich Rechnung ab, die der Convent zu dechargiren hat.

§ 8.

Der Rittertag findet in der Regel wenigstens alljährlich einmal statt. Zu demselben wird jedes Mitglied der Genossenschaft schriftlich eingeladen, was mindestens 14 Tage vor dem bestimmten Versammlungstage zu geschehen hat.

§ 9.

Die Gegenstände, welche lediglich auf einem Rittertage zur Erledigung kommen können, sind:

1. der jährliche Geschäftsbericht und die Jahresrechnung;
2. die Neuwahl der Conventsmitglieder;
3. Abänderungen dieser Statuten, welche in gleicher Weise wie die Statuten selbst, der Bestätigung des Durchlauchtigsten Herrenmeisters bedürfen,
4. die Gründung von Kranken- und Siechenhäusern;
5. die etwaige Auflösung der Genossenschaft.

§ 10.

Bei Abstimmungen auf den Rittertagen entscheidet die Stimmenmehrheit; bei Stimmengleichheit der Vorsitzende. Die Auflösung der Genossenschaft kann jedoch nur dann gültig beschlossen werden, wenn $^3/_4$ der Stimmen sämmtlicher Mitglieder sich dafür aussprechen.

Ueber die Verhandlungen auf dem Rittertage ist ein Protocoll aufzunehmen und vom Vorsitzenden, sowie von zwei andern Rittern mit zu unterschreiben.

§ 11.

Die auf den Rittertagen legal gefaßten Beschlüsse sind für alle Ritter der Genossenschaft verbindlich.

§ 12.

Die Geldmittel der Genossenschaft bestehen:

1. aus jährlichen bestimmten Beiträgen aller Mitglieder;
2. aus freiwilligen außerordentlichen Beiträgen einzelner Mitglieder;
3. aus Schenkungen und Vermächtnissen.

Die bestimmten Jahresbeiträge werden auf Sechzig Mark festgesetzt und sind im Januar jeden Jahres an den Schatzmeister abzuführen.

§ 13.

Im Falle einer Auflösung der Genossenschaft fällt das vorhandene Vermögen, soweit nicht etwa die Bestimmungen von Schenkungen und Vermächtnissen entgegenstehen, der Balley Brandenburg zu."

nach Anhörung und erfolgter Zustimmung des Ordens-Capitels hiermit bestätigen, dessen zu Urkund Wir dieselben unter Unserer höchsteigenhändigen Unterschrift ausfertigen und mit Unserm Ordens-Insiegel versehen lassen.

So geschehen Berlin, den 12. Februar im Jahre des Herrn 1878.

(L. S.) Carl, Prinz von Preußen.

Liste
der
Mitglieder der Schleswig-Holsteinschen Provinzial-Genossenschaft
des
Johanniter-Ordens.

Convent.

Vorsitzender:

Conrad Friedrich Gottlieb Graf von Brockdorff-Ahlefeldt, Rittergutsbesitzer, auf Ascheberg bei Plön. — Commendator.

Mitglieder des Convents:

1. Ernst Conrad Detlev Carl Joseph Graf von Schimmelmann, Wirklicher Geheimer Rath und Mitglied des Herrenhauses, auf Arensburg in Holstein.
2. Werner Georg Graf von Hardenberg, General-Major und Commandant von Kiel. — Schatzmeister.
3. Conrad Graf von Holstein, Rittergutsbesitzer, auf Waterneverstorff bei Lütjenburg.
4. Christian Emil Heinrich Julius Graf zu Rantzau, Landtagsmarschall, auf Rastorff bei Preetz.

I. Commendator:

1878.

Conrad Friedrich Gottlieb Graf von Brockdorff-Ahlefeldt, Rittergutsbesitzer, auf Ascheberg bei Plön.

II. Rechtsritter:

1872.

1. Wilhelm Ludwig Friedrich Theodor von Levetzau, Landrath, auch Königlich Dänischer Kammerherr, zu Wandsbeck,
2. Ernst Conrad Detlev Carl Joseph Graf von Schimmelmann, Wirklicher Geheimer Rath und Mitglied des Herrenhauses, auf Arensburg in Holstein.
3. Ernst Johann Albrecht von Bertouch, Kammerherr und Regierungsrath, zu Wiesbaden.

1874.

4. Hans Hartwig Ernst Graf von Bernstorff-Gyldensteen, Oberjägermeister im Herzogthum Lauenburg, auf Schloß Woterfen bei Büchen.

1876.

5. Werner Georg Graf von Hardenberg, General-Major und Commandant von Kiel.
6. Conrad Graf von Holstein, Rittergutsbesitzer, auf Waterneverstorff bei Lütjenburg.

III. Ehrenritter:

1845.

1. Hugo Freiherr von Plessen, Landrath, auch Königlich Dänischer Kammerherr, zu Schleswig.

1855.

2. Friedrich Ferdinand von Levetzow, Königlich Dänischer Kammerherr, auf Ehlerstorff bei Oldenburg in Holstein.

1868.

3. Heinrich Christian Friedrich Graf von Brockdorff, Rittergutsbesitzer und Mitglied des Herrenhauses, auf Kletkamp bei Lütjenburg.
4. Hermann von Buchwaldt, Rittergutsbesitzer, auf Helmstorff bei Lütjenburg.

1869.

5. Arwed von Plaenckener, Major a. D., zu Preetz.
6. Carl Theodor August Freiherr von Scheel-Plessen, Wirklicher Geheimer Rath und Oberpräsident zu Kiel.
7. Ernst Leberecht von Colditz, Amtsrichter, zu Bargteheide.

1870.

8. Detlev von Buchwaldt, Königlich Dänischer Kammerjunker, zu Lübeck.
9. Bernhard von Arnim, Major im 2. Hanseatischen Infanterie-Regiment Nr. 76.

1871.

10. Roderich Graf von Baudissin, zu Plön.

1872.

11. Carl Leopold Marius Moritz von Abercron, Rittmeister a. D., auf Meischenstorff bei Oldenburg in Holstein.

1873.

12. Jonas Elias Gottlieb von Rosen, Landrath zu Hadersleben.
13. Franz Maximilian Adalbert Freiherr von Vincke, Corvetten-Capitain a. D., auf Groß-Nordsee bei Achterwehr in Holstein.

1874.

14. Paul Maximilian Freiherr von Reibnitz, Capitain zur See, zu Kiel.
15. Andreas Petrus Albrecht Graf von Bernstorff, Landrath, zu Ratzeburg.

1875.

16. Adolf Freiherr von Heintze, Landrath, zu Bordesholm.
17. Adolf Axel von Dehn, Legations-Secretair a. D., zu Hamburg.

1876.

18. Christian Emil Heinrich Julius Graf zu Rantzau, Landtagsmarschall, auf Rastorff bei Preetz.
19. Adolf Graf von Reventlow, Verbitter des adeligen Klosters Itzehoe, auf Wittenberg bei Preetz.
20. Richard von Koppy, Corvetten-Capitain, zu Kiel.

1877.

21. Detlev von Buchwaldt, Rittmeister a. D., auf Neudorf bei Lütjenburg.
22. Friedrich Wilhelm Alfred Freiherr von Collas, Major im Generalstabe des IX. Armee-Corps.
23. Leopold Graf von Reichenbach-Goschütz, Corvetten-Capitain, zu Kiel.

Das pontische Küstenland und Hocharmenien.

(Fortsetzung.)

Nur drei Stunden ist Tschermaly von Kars entfernt; obwohl am folgenden Morgen (den 5. Novbr.) ein kalter Regen fiel, wollten wir uns daher nicht aufhalten, sondern brachen früh auf. Der Weg behielt seinen einförmigen Charakter bei, doch electrisirte es uns, daß von einem Höhenzuge aus jenseit einer Niederung unsre Begleiter uns die verschwommenen Conturen der Citadelle am jenseitigen Gebirge zeigten. Dem jene Niederung durchfließenden Kars-Tschai folgend, konnten auch wir allmählig die Baulichkeiten der Stadt unterscheiden. Kars macht einen zugleich freundlicheren und interessanteren Eindruck, als das aus der Mittelalterlichkeit seiner ursprünglichen Anlage herausgewachsene Erzerum. Um die schroff in die Ebene hineinragenden Ausläufer eines Felsenberges hingelagert, besitzt es auf der anscheinend unersteigbaren Höhe jener ein altes Fort und ist unten mit einer doppelten Ringmauer umgeben, deren Zinnen, indem die innere Mauer die äußere überragt, dem ganzen Bilde ein gefälliges Ansehn geben. Die sich den Schloßberg hinanziehenden höher gelegenen Straßen sind mit ihren weißgetünchten Häusern und Moscheen über den Mauern sichtbar; ein besonders stattliches Gebäude wurde uns als der Konak, die Residenz des Pascha, bezeichnet.

Vor dem Thore empfing uns ein Reiter und bewillkommnete uns Namens des Pascha, dem wir durch vorausgesandten Tschausch von unserer Ankunft hatten benachrichtigen lassen; er habe Befehl, uns nach der für uns in Bereitschaft gesetzten Wohnung zu geleiten. Indem wir dem Manne folgten, bemerkten wir über dem Thore der Außenmauer eine arabische Inschrift, on demjenigen der innern aber eine alte Sculptur, einen Löwen und Leoparden darstellend, das Wappen der armenischen Nation zur Zeit ihrer Autonomie, also ein Beweis, daß auch hier der Islam nichts Neues geschaffen, sondern nur das schon vor ihm Dagewesene sich angeeignet.

Der uns vom Pascha entgegengeschickte Graubart ritt auf seinem frischen, wohlgenährten Apfelschimmel so schnell, daß wir kaum folgen konnten. Durch den Straßenwirrwarr der Unterstadt, welcher sich in allen orientalischen Ortschaften ziemlich gleich bleibt, ging es auf den Bazar und an den vorn offenen Schlachthäusern vorüber, vor denen die Magen, das Gedärm, das Blut, das Gehirn, kurz Alles, was die Metzgerkunst in ihrer rohesten Entwickelung an den Schlachtthieren nicht zu verwerthen versteht, durch die Vorübergehenden zu einem widrigen Straßenkoth zertreten wurde. Endlich hielten wir vor einem hohen, wohlaussehenden Hause,

dessen Dienerschaft uns im oberen Stockwerk durch vier verschiedene, mit kostbaren Teppichen ausgelegte Zimmer in den Empfangssaal des Hausherrn geleitete. Dieser wies uns sofort den Ehrenplatz zur Rechten des Kamins an und ließ uns mit Thee und Kaffee bewirthen, was in unsere von Frost erstarrten Glieder neues Leben brachte.

Es war ein reicher türkischer Grundherr und Mitglied der Provinzialregierung, bei dem der Pascha uns einquartiert hatte; ein Mann, der mächtig genug gewesen wäre, die ihm zugedachte Ehre abzulehnen, welcher aber der einmal übernommenen Verpflichtung in einer Weise nachkam, als wolle er uns beim Scheiden aus der Türkei die angenehmste Erinnerung an die Gastlichkeit des Landes mitgeben. Es kam dazu, daß die reicheren Christen des Orts nach Rußland ausgewandert oder russische Schutzgenossen geworden waren, und daß, wie früher im Verlaufe dieser Mittheilungen bemerkt worden, in städtischen Verhältnissen die ärmeren Türken überhaupt der Haremseinrichtung wegen Fremde aufzunehmen nicht im Stande sind.

Wohl hatten wir früher wiederholt in türkischen Häusern gewohnt, aber die Besitzer derselben, wenn auch durch Wohlhabenheit und amtliche Befugniß unter ihres Gleichen ausgezeichnet, waren doch nur Bauern, und würden überall, außer an ihren Wohnplätzen, nur die Geltung solcher gehabt haben. In Kars waren wir zum ersten Male bei einem vornehmen Türken zu Gaste, einem Manne, den seine Bildung, die Feinheit seiner Manieren und sein Vermögen durch den ganzen Orient eine hervorragende sociale Stellung einzunehmen befähigte. Das Leben in dem Hause Bekir Agha's, so hieß unser Hausherr, war uns demnach in hohem Grade interessant. Zwei Mamluken — so nennt man noch jetzt im Orient die weißen Sklaven, welche, wenn sie den Islam annehmen, vollkommen in die Familie ihres Gebieters eintreten, — Georgier von Geburt, stattliche Jünglinge in reicher Kleidung, versahen den Dienst, wie um die Person des Agha, so um die unsrigen, und unterzogen sich diesem Geschäft mit tadelloser Hingebung. Morgens früh gleich nach dem Aufstehen wurde uns ein Löffel mit Confituren, ein Glas Wasser und ein Schälchen schwarzen Kaffee's gebracht; gegen 9 Uhr Vormittags genossen wir mit dem Herrn zusammen ein einfaches Frühstück, dann gegen Mittag ein kurzes warmes Mahl und endlich Abends nach Sonnenuntergang die Hauptmahlzeit.

Regelmäßig fand sich am Abend nach aufgehobener Tafel ein Kreis von Bekannten, türkische Honorationen der Stadt, u. A. der Mufti, der Kadhi und der Imam der nahen Moschee bei dem Agha ein; es entspannen sich da Unterhaltungen, deren Kosten hauptsächlich wir Fremdlinge zu tragen hatten, während uns auf Befragen auch gern Auskunft ertheilt wurde. Von der Wißbegierde und dem natürlichen Verstande dieser Leute erhielten wir dabei einen vortheilhaften Begriff. Die Zwischenzeiten gehörten ganz uns, und somit vereinigte dies Gastleben einen anregenden Umgang mit großer Freiheit der eigenen Bewegungen.

Bei alledem drückte uns in Kars eine Sorge dermaßen, daß, wenn es der Liebenswürdigkeit unseres Wirths auch immer gelang, uns aufzuheitern, dies doch nur durch augenblickliches Vergessen, nicht durch dauernde Umstimmung möglich war. Unsere Reise durch das obere Gebiet des östlichen Euphrat hatte in doppelter Beziehung dem Voranschlage nicht entsprochen, sie hatte viel mehr Geld gekostet und viel längere Zeit beansprucht, als wir berechnet hatten. Wie man natürlich finden wird, hatten wir für eine Tour durch vorzugsweise als unsicher betrachtete Gegenden der Ost-Türkei an Gelde nur wenig mehr, als was wir für unbedingt erforderlich hielten, und selbst an Kleidungsstücken nur das für eine Herbsttour Nothwendige mitgenommen, den Haupttheil unseres Gepäcks sammt unserer Baarschaft aber dem russischen Consulat in Erzerum übergeben, welches es innerhalb dreier Wochen unfehlbar nach Kars senden und dort bei einem uns namhaft gemachten Agenten uns zur Disposition halten wollte. Die Sicherheit dieser Zusage war denn auch in den letzten Tagen, wo wir soviel von Kälte auszustehen hatten, unser Trost gewesen; zumal da, was wir an Gelde bei uns trugen, als wir unsere Begs verabschiedet hatten, nicht für einen weiteren Reisetag genügt haben würde. Eiligst sandten wir daher zu dem Agenten des Herrn Garibaldi, der auch bald ausfindig gemacht wurde — aber unsere Sachen waren nicht angekommen! — Wir begaben uns selbst zu dem Manne, der uns leider nur bestätigen konnte, was wir schon wußten, übrigens aber nach Landessitte erklärte, er sei unser Sklave und Alles, was er besitze, gehöre uns. Was wir uns dafür kaufen kannten, sollte uns erst den folgenden Tag klar werden. Ohne Geld, ohne Bekannte in einer entlegenen, durch den Winter von allem Verkehr abgeschnittenen Binnenstadt der asiatischen Türkei waren wir in der That in höchst fataler Lage. Hatten wir auch bei einem freundlichen Andersgläubigen vor der Hand ein Unterkommen gefunden, so fühlten wir doch, daß wir dem Manne nicht durch Abwarten der nunmehr ganz unbestimmt gewordenen Ankunft unserer Sachen zur Last fallen durften. Und doch, was blieb uns Anderes übrig, da wir nicht einmal die Mittel besaßen, die zweitägige Reise von Kars bis zur russischen Grenze zu machen, und wenn diese Reise noch möglich gewesen wäre, wir die Kosten einer 28tägigen Quarantäne bei dem 6000 Fuß über dem Meeresspiegel gelegenen Dorfe Gümri, welche schon wegen des Brennmaterials in dem holzarmen Hochlande sehr hoch kommen mußten, unter keiner Bedingung bestreiten konnten.

Als wir den folgenden Morgen zwischen den goldgestickten Atlasdecken, die unser Agha über die Polster seines Divans für uns hatte breiten lassen, erwachten und aus dem Fenster blickten, sahen wir Kars und die Ebene im Osten der Stadt in einer weißen Schneehülle, eine bittere Mahnung an die rauhe Wirklichkeit unserer

Lage inmitten des uns umgebenden Glanzes. „Kars," sagte uns der bald darauf eintretende georgische Mameluk, „hat 6 Monate Winter von Mitte November bis Mitte Mai, selten weniger und oft mehr; Schnee fällt so tief, daß man disweilen nicht die Thür öffnen und zum Nachbar gelangen kann." Schöne Aussichten für Jemanden, dem die Umstände vielleicht dort Festungsstrafe auferlegen!

Inzwischen entband unsere Verlegenheit uns nicht unsern Etikettepflichten, und somit machten wir im Laufe des Vormittags dem Kaimakam, d. h. Commandanten der Festung und Unter-Statthalter der zum Paschalik Erzerum geschlagenen Provinzen Kars und Tschyldyr, unsere Aufwartung. Wir fanden in ihm einen wahlwollend aussehenden Greis in langem, weißem Barte, der sich — er war erst seit weniger Zeit von Constantinopel eingetroffen — viel von unserer Reise durch Nord-Kurdistan erzählen ließ und so sehr unser Vertrauen gewann, daß wir ihn um Aussendung eines Expressen nach Erzerum im Interesse unseres ausgebliebenen Reisegepäcks ersuchten, als das einzige verläßliche Kommunikationsmittel, da keine Post die beiden Hauptstädte verband und der Privatverkehr so gut wie ganz eingestellt worden war. Der Pascha ging bereitwilligst darauf ein, und wir begaben uns nach Haus, um die nöthigen Schreiben vorzubereiten.

Daselbst erwartete uns eine eigenthümliche Erscheinung, ein ältlicher Herr in halb europäischer und halb orientalischer Kleidung mit langen schwarzen Locken und eben solchem Barte, der uns auf Türkisch fragte, ob wir französisch sprächen, was wir bejahten. Dann begrüßte er uns als europäische Brüder in einer Sprache, die er ohne Zweifel für Französisch hielt, obwohl es nur verdorbenes Italienisch war; er sei, sagte er (Jeder erräth es gleich) Quarantänearzt in Kars, von Geburt ein Milanese und außer uns der einzige Europäer in der Stadt. Obwohl einigermaßen erstaunt, daß in einem Hause, wo man **uns** mit so ausgesuchter Zuvorkommenheit behandelte, ein anderer Europäer seitens der Dienerschaft eine an's Wegwerfende grenzende Gleichgültigkeit erfuhr, so glaubten wir doch uns des „Bruders" nicht schämen zu dürfen und acceptirten gern seine Einladung, ihn am Nachmittage jenes Tages zu besuchen.

Es zeigte uns dies übrigens, was wir selber zu befahren haben würden, wenn einmal die hohe Meinung, die man von uns hegte, vernichtet wäre, und wir kamen überein, daß, um nicht als Abenteurer betrachtet zu werden, wir uns nothwendiger Weise Geld verschaffen müßten. Zu diesem Ende begab sich mein Reisegefährte zu dem Armenier, der uns gestern in so liberalen Worten sich selbst und seine ganze Habe zur Verfügung gestellt hatte, und hoffte, indem er das Gewicht seiner Persönlichkeit in die Wagschale würfe, den Mann zu einem Darlehn zu bewegen. Diese unerwartete Zumuthung fand indessen eine energische Zurückweisung. Er kenne uns ja gar nicht, hatte der Mann gesagt, wie denn nur solch eine Idee bei uns habe keimen können? Er sei nicht der Narr, der Fremdlingen Geld auf die Reise borge, um dann vielleicht dahinter herlaufen zu müssen. Als mein Reisegefährte unerwartet rasch wieder bei mir eintrat, las ich diesen Ausgang in seinen Zügen, noch bevor er die Lippen aufgethan hatte. Er war in der That sehr niedergeschlagen und setzte nur noch seine Hoffnung auf den fratello europeo, den europäischen Bruder, der uns auf den Nachmittag eingeladen hatte. Nun gehörte dieser als Lombarde allerdings der Nation an, welche man als die Erfinderin und erste Pflegerin des modernen Geldgeschäfts betrachten muß; dennoch schien mir das Vertrauen auf solche Hilfe sehr sanguinisch.

Wir fanden unsern Freund auf dem engen Hofe seiner bescheidenen Wohnung inmitten eines reichen Besitzthums an Hühnern und Gänsen, wozu noch zwei Pferde und eine Gattin kamen, letztere allerdings nach eigenem und des Gemahls Urtheil nicht präsentabel. Das Ganze machte den Eindruck der unordentlichen Behäbigkeit von zu früher unbekanntem Wohlstande gelangten Leuten der untersten Stände. Wir wurden in ein dunkles dumpfiges Zimmerchen geführt und erfuhren da erst bei einer Tasse Thee, daß wir einen der hervorragendsten Reisenden unserer Tage, zum Mindesten was die körperliche Leistung anbetrifft, vor uns hatten. Dr. Turconi, so nannte sich unser Wirth, war nämlich von Constantinopel zu Fuß durch Kleinasien, durch Armenien, durch Persien, durch Kabul, durch Nordindien gewandert, überall dem Glücke, d. h. dem Gelde, denn das bedeutete hier la fortuna, nachjagend, und am Ende zu der Ueberzeugung gelangend, daß es nirgends in der Welt besser sei, als . . . . in der Türkei. Von irgend welchem geistigen Ergebniß seines Besuchs der vorausgezählten merkwürdigen Länder konnte schon nach seinem niedrigen Bildungsstande nicht die Rede sein; ihn hatte da Nichts interessirt, als die Möglichkeit, die Mittel und Wege, Geld zu verdienen. Endlich war er nach Kars gekommen und hatte dort, als Einäugiger im Lande der Blinden, die Quarantäne-Arztstelle durch Minuendo-Licitation ergattert, ein Amt, in dem er sich herzlich wohl gefühlt haben würde, wenn nicht das Gefühl seiner Unzulänglichkeit ihm fortwährend das Gespenst der Absetzung vor Augen gestellt hätte. Mit wahrem Schrecken hatte er von der Ankunft „europäischer Brüder" in Kars gehört. — „Meine Nachfolger, das Hassenswürdigste, was Gott für mich geschaffen! Doch will ich mich mit ihnen gut stellen, um mindestens von ihnen für einen andern Posten empfohlen zu werden und um meine Wirthschaft in Kars bei ihnen vortheilhaft anzubringen."

Dies Alles kam, wenn auch selbstverständlich in andern Worten und Wendungen, doch dem Sinne nach getreu wiedergegeben, mit solch ununterbrechbarem Redeschwall zum Vorschein, daß wir gar keine Zeit hatten, ihm zu versichern, daß es uns nach aller Karser Herrlichkeit nicht gelüste und er unserthalb bis an sein seliges Ende Quarantänearzt bleiben könne. Er war eben in

dem dringenden Bedürfniß eines sfago, wie der Italiener sagt, eines Sichluftmachens, gewesen, und somit hatte er auch in seinem Eifer das Rauderwälsch, das er für Französisch hielt, bei Seite geworfen und war zu dem uns verständlicheren schlechten Italienisch, wie man es vom gemeinen Manne in den levantinischen Städten so viel hört, übergesprungen. In seine Befürchtungen aber hatte er sich dermaßen eingelebt, daß er unseren beruhigenden Worten nicht gleich glauben konnte, denn er versicherte uns nunmehr, daß er so wie so von Kars wegwolle, und daß es ihm Vergnügen machen werde, seine vortrefflichen Pferde, deren trauriges Aeußere uns ja nicht abschrecken dürfe, uns für ein Billiges zu überlassen. Die Art, wie wir dies Geschäft ablehnten, überzeugte ihn endlich, daß er sich geirrt habe, und in der Freude seines Herzens machte er uns nunmehr Eröffnungen über die äußeren Verhältnisse seiner Stellung, die uns nach dem, was dem Dottore ein Leckerbissen war, wenig Appetit erweckten. Das kärgliche Gehalt, wenn auch für unser milanesisches Paar ausreichend, wurde zu unregelmäßig ausgezahlt, als daß nicht ein Nebenerwerb durch Privatpraxis nöthig gewesen wäre. Die Bewohner von Kars seien aber, sagte Tortoni, furchtbar geizig und wendeten sich an ihn der Regel nach erst, wenn das Uebel einen sehr gefährlichen Charakter angenommen. Sterbe dann der Patient, da sei es selbstverständlich, daß der Arzt keinen Anspruch auf Honorar habe; aber auch der Genesene pflege ihm hähnisch die Thür zu weisen: seine Arznei habe nichts getaugt und nur Allah habe Genesung gespendet. Durch einige derartige Fälle belehrt, habe er, Turconi, denn auch ein seine Interessen wahrendes Auskunftsmittel ergriffen. Er male nämlich dem Patienten in den allergrellsten Farben die entsetzlichen Folgen einer weiteren Vernachlässigung seines Uebels vor und fordere dann sein Honorar pränumerando nach einem Differentialsatze, indem der Wohlhabende und stark in Angst Gesetzte mehr zahlen müsse. Leider nur wiesen Viele, namentlich Türken, ihn ab, da sie lieber sterben, als mit so viel Geld herausrücken wollten.

Man wird gestehen, daß diese Mittheilungen meinen Reisegefährten zur Stellung seines Antrages nicht sonderlich ermuthigen konnten, und somit zogen wir ab, ohne unserem Ziele ein Titelchen näher gerückt zu sein.

In die Mißstimmung, die uns in Folge dessen wieder erfaßte, leuchtete ein Hoffnungsstrahl, als wir am Abend von den sich um unseren Hausherrn, wie gewöhnlich, versammelnden türkischen Honorationen erfuhren, daß morgen eine christliche Respectsperson in Kars erwartet werde, nämlich der unirt-armenische Erzbischof Selvian von Erzerum, welcher soeben die auch uns zum Theil bekannt gewordenen katholisch-armenischen Gemeinden im Tschorok-Thale und im Lande Tschyldyr inspicirt habe. An diesen Selvian hatte mir der Patriarch seiner Nation in Wien, mit welchem ich während eines Aufenthalts in dieser Stadt bekannt geworden war, ein Empfehlungsschreiben gegeben, und ich durfte mich, da ich dasselbe in Erzerum persönlich überreicht, als ihm bekannt betrachten, wenn auch der Zustand meiner Gesundheit mir damals keinen weiteren Verkehr mit ihm gestattet hatte. Der russische Consul Garibaldi, welchem ich meine Fonds in Depot gegeben, war Katholik und gehörte, da es in Erzerum keine sog. lateinische Gemeinde gab, zu dem Sprengel des dortigen unirten Bischofs, d. h. Selvians, — es schien mir nicht unwahrscheinlich, daß er in Anbetracht der Unsicherheit mein Geld diesem Kirchenfürsten mitgegeben habe. Auch mein Reisegefährte klammerte sich gern an diesen Strohhalm, und wir legten uns mit der Absicht schlafen, dem Erzbischof, sobald er uns empfangen könne, unsere Aufwartung zu machen, dann aber, falls sich unsere Hoffnung als trügerisch erwiesen, den Dottore um ein Darlehn anzugehen.

(Schluß folgt.)

Englische Opferwilligkeit.

Wie alljährlich, so haben auch in diesem Jahre alle die großen Vereine und Gesellschaften für äußere und innere Mission, die in England bestehen, ihr Jahresfest in der ersten Maiwoche in London gefeiert. An demselben betheiligten sich 56 evangelische Gesellschaften, diese haben im Jahre 1877 an freien Liebesgaben zusammen 33,745,040 M. eingenommen, über eine Million mehr als im vorigen Jahre. Die Bibelgesellschaft allein bezog etwa $4\frac{1}{2}$ Millionen M., die Tractatgesellschaft etwa 3 Millionen M., die fünf größten Missionsgesellschaften zusammen $13\frac{1}{2}$ Millionen M. Mit so gewaltigen Mitteln kann denn auch im Großen gearbeitet und unter Gottes Segen Großes erreicht werden. So hat z. B. die Bibelgesellschaft im letzten Jahre beinahe 3 Millionen Bibeln, Neue Testamente und Bibeltheile, und seit ihrem Bestehen weit über 82 Millionen verbreitet; so hat auch die Tractatgesellschaft im letzten Jahre etwa 63 Millionen Tractate und seit ihrem Bestehen 1 Milliarde und 783 Millionen Schriften ausgegeben. — Jedermann kennt bei uns die Bedeutung, welche die Schriftenverbreitung hat. Aber Opfer für dieselbe — haben nur sehr, sehr Wenige übrig.

Dringende Bitte.

Das Johanniter-Krankenhaus in Sonnenburg leidet großen Mangel an alter Leinwand für Umschläge, Compressen und Verbände. Mildthätige Herzen werden gebeten, solche zu sammeln und entweder direkt an die vorstehende Diakonissin des genannten Hauses: Schwester Aurelie Platen, zu Sonnenburg bei Cüstrin, oder an den unterzeichneten Curator desselben einsenden zu wollen.

Jansfelde bei Trebnitz an der Ostbahn. von Pfuel.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63 — 65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 18. September 1878. Nr. 38.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. September 1878 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa der am 1. Septbr. 1878 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Aug. 1878.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. August 1878	54			
	Zugang pro August .	49			
		103			
	Abgang . . .	43			
	Bleibt Bestand	60	60	1819	60
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. August 1878	90			
	Zugang pro August .	65			
		155			
	Abgang . . .	65			
	Bleibt Bestand	90	90	2778	72
3.	**Preuß. Holland:**				
	Bestand am 1. August 1878	22			
	Zugang pro August .	8			
		30			
	Abgang . . .	14			
	Bleibt Bestand	16	16	644	58
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. August 1878	33			
	Zugang pro August .	13			
		46			
	Abgang . . .	22			
	Bleibt Bestand	24	24	966	54
5.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. August 1878	15			
	Zugang pro August .	8			
		23			
	Abgang . . .	10			
	Bleibt Bestand	13	13	458	50
6.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. August 1878	24			
	Zugang pro August .	12			
		36			
	Abgang . . .	17			
	Bleibt Bestand	19	19	592	36
7.	**Wandsburg:**				
	Bestand am 1. August 1878	11			
	Zugang pro August .	13			
		24			
	Abgang . . .	12			
	Bleibt Bestand	12	12	366	27
	zu übertragen		234	7623	357
	Uebertrag		234	7623	357
8.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. August 1878	16			
	Zugang pro August .	5			
		21			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	15	15	444	32
9.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. August 1878	31			
	Zugang pro August .	17			
		48			
	Abgang . . .	31			
	Bleibt Bestand	17	17	869	60
10.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. August 1878	19			
	Zugang pro August .	19			
		38			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	19	19	704	35
11.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. August 1878	18			
	Zugang pro August .	21			
		39			
	Abgang . . .	15			
	Bleibt Bestand	24	24	609	65
12.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. August 1878	57			
	Zugang pro August .	33			
		90			
	Abgang . . .	47			
	Bleibt Bestand	43	43	1568	80
13.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. August 1878	37			
	Zugang pro August .	18			
		55			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	39	39	1233	60
14.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. August 1878	20			
	Zugang pro August .	9			
		29			
	Abgang . . .	13			
	Bleibt Bestand	16	16	453	42
	zu übertragen		407	13,503	731

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Septbr. 1878 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Aug. 1878.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		407	13,503	731
15.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. August 1878	20			
	Zugang pra August	10			
		30			
	Abgang	12			
	Bleibt Bestand	18	18	528	60
16.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. August 1878	10			
	Zugang pra August	9			
		19			
	Abgang	9			
	Bleibt Bestand	10	10	311	41
17.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. August 1878	21			
	Zugang pra August	14			
		35			
	Abgang	18			
	Bleibt Bestand	17	17	459	42
18.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. August 1878	15			
	Zugang pro August	13			
		28			
	Abgang	13			
	Bleibt Bestand	15	15	448	36
19.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. August 1878	1			
	Zugang pra August	9			
		10			
	Abgang	2			
	Bleibt Bestand	8	8	107	12
20.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. August 1878	2			
	Zugang pra August	2			
		4			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	1	1	78	10
21.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. August 1878	2			
	Zugang pra August	6			
		8			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	5	5	76	26
22.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1 August 1878	3			
	Zugang pra August	6			
		9			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	6	6	151	10
23.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. August 1878	—			
	Zagang pro August	2			
		2			
	Abgang	—			
	Bleibt Bestand	2	2	40	12
24.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. August 1878	18			
	Zugang pra August	—			
		18			
	Abgang	—			
	Bleibt Bestand	18	18	558	18
25.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. August 1878	16			
	Zugang pra August	7			
		23			
	Abgang	11			
	Bleibt Bestand	12	12	428	30
	zu übertragen		519	16,687	1028
	Uebertrag		519	16,687	1028
26.	**Altona:**				
	Bestand am 1. August 1878	16			
	Zugang pro August	13			
		29			
	Abgang	18			
	Bleibt Bestand	11	11	484	38
27.	**Oeynhausen** (neu eröffnet):				
	Bestand am 1. August 1878	24			
	Zugang pra August	17			
		41			
	Abgang	27			
	Bleibt Bestand	14	14	745	28
28.	**Plochingen** (in Württemberg):				
	Bestand am 1. August 1878	3			
	Zugang pro August	3			
		6			
	Abgang	4			
	Bleibt Bestand	2	2	68	38
29.	**Ludwigslust** (in Mecklenburg):				
	Bestand am 1. August 1878	27			
	Zugang pro August	10			
		37			
	Abgang	10			
	Bleibt Bestand	27	27	628	36
30.	**Dresden:**				
	Bestand am 1. August 1878	5			
	Zugang pra August	13			
		18			
	Abgang	6			
	Bleibt Bestand	12	12	307	16
31.	**Niederwaisel** (in Hessen):				
	Bestand am 1. Juli 1878	23			
	Zugang pro Juli	3			
		26			
	Abgang	7			
	Bleibt Bestand	19	19	660	20
	Zusammen		604	19,579	1204

Der gesammte Abgang an Kranken pro August 1878 beträgt 476, davan sind:

gestorben	27
ungeheilt oder nur gebessert entlassen	33
geheilt	416
wie vor	476.

32. **Das Krankenhaus zu Bairut in Syrien** mit 55 Betten.

Bestand am 1. Juli 1878	46 Kranke.
Zugang pra Juli	46 "
	92 Kranke.

Davan sind:

gestorben	3	
ungeheilt aber nur gebessert entlassen	14	
geheilt	32	
		49 "
Bleibt Bestand am 1. August 1878:		43 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 3 Europäer, 7 Muhamedaner, 1 Druse und 35 orientalische Christen.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro Juli 1878 beträgt 1385.

Poliklinisch wurden 1025 Personen behandelt.

Das pontische Küstenland und Hocharmenien.

(Schluß.)

Ueber Nacht hatte es wieder geschneit; wir fühlten, daß wir, wenn irgend möglich, von unserem ursprünglichen Plane, an diesem Tage (den 7. November) von Kars abzureisen, nicht ablassen durften. Der Dottore überraschte uns mit einer Einladung zum Frühkaffee, die wir gern annahmen, und — wahrscheinlich in dieser erneuerten Höflichkeit einen Fingerzeig sehend — platzte bei dieser Gelegenheit der Professor mit seinem Antrage heraus. Der schlaue Italiener aber hatte die Sache geahnt, und an die Stelle seiner Besorgniß vor unsern Gelüsten nach seiner Stelle war nunmehr der Wunsch getreten, mit uns ein Geschäftchen zu machen. Natürlich hatte er selber keinen Pfennig Geld, hoffte aber, er könne uns solches von einem Freunde verschaffen, wenn wir genügende Sicherheit zu leisten im Stande wären.

Soweit war die Angelegenheit gediehen, als unser Dolmetscher hereinstürzte; der Erzbischof sei angekommen und erwarte unsern Besuch. Wir begaben uns also zu ihm, und ich wurde als alter Bekannter mit großer Herzlichkeit aufgenommen.

Auf meine Frage nach Briefschaften von Garibaldi aber erhielt ich eine verneinende Antwort; ein Erdbeben, das in Erzerum nach unserer Abreise stattgefunden, habe ihn so in Schrecken gesetzt, daß er krank darnieder gelegen und möglicher Weise uns vergessen habe.*)

Da blieb denn Nichts übrig, als zu Turconi zurückzukehren, der uns mit freudestrahlendem Gesicht entgegentrat: er sei glücklich, uns aus unserer Verlegenheit reißen zu können, denn er habe in einem vergessenen Schubfach Geld gefunden, es handle sich also nur um die Sicherheit. Seine Sicherheit ließ sich denn auch durch Pretiosen und Waffen, die in unserm Besitz waren, wohl herstellen, aber er beanspruchte an Faustpfändern den sechsfachen Werth seines Darlehns, und da fragte es sich, wie denn wir ihm gegenüber sichergestellt werden sollten, wenn er, der Erfinder des Differential-Angsthonorars, nach der von ihm zur Bedingung gemachten vorherigen Rücksendung seines Darlehns, unser Eigenthum unter irgend einem oder auch ohne allen Vorwand selbst behalten würde? Es kam dazu die Erwägung, daß der Abgang meiner werthvollen Büchsflinte, auf die der Dottore als leicht mit Vortheil verkäuflichen Gegenstand es besonders abgesehen hatte, sofort von den Türken bemerkt worden sein und uns den Respect entzogen haben würde, dessen wir bis zur Grenze so dringend bedurften.

*) Es war dies unrichtig. Der russische Vice-Consul hatte unsere Sachen rechtzeitig expedirt, aber die Maulthiertreiber, denen er sie anvertraut, waren heftigen Schneefalls wegen in einem Dorfe am Soghanly-Gebirge liegen geblieben. Da außer den russischen auch die türkischen Behörden sich für die Sache interessirten, so gelangten wir bald, wenn auch erst auf russischem Boden, in den Besitz.

Unter dem Vorgeben, uns die Sache daheim noch einmal überlegen zu wollen, gingen wir also fort, aber nicht nach Haus, sondern wieder zu dem armenischen Erzbischof, den ich unter Darlegung der Umstände mit der Bitte anging, uns ein kleines Darlehn in Kars zu verschaffen. Wie ganz anders benahm sich da dieser Asiat, als unser fratello europeo! Mit der freundlichsten Miene von der Welt erklärte er sofort, er werde das Geld selber geben, so viel es auch sei; es mache ihm Vergnügen, uns zu dienen. Nun hatten wir in der That nicht viel nöthig; es handelte sich nur um die wenigen Tage, bis von Erzerum die bereits eingeforderte Nachricht eingetroffen sein würde, und wenn wir in Kars nicht auf das Gastrecht angewiesen gewesen wären, wenn uns nicht bei beginnendem Winter noch zwei Tagereisen auf tagtäglich unpassirbarer werdenden Wegen zur russischen Grenze bevor gestanden hätten, da wäre trotz mangelhafter Kleidung die Verlegenheit gar nicht eingetreten. Fünf russische Imperialen, die ich verlangte, schienen dem Prälaten gar nicht der Rede werth; er gebe, sagte er, ebenso gern 150 und ließ uns das Geld gleich auszahlen. Wir waren bereit, ihm als Sicherheit Pretiosen zu lassen, jedoch wollte er Nichts annehmen, als einen Wechsel auf Herrn Garibaldi, den er, da er noch denselben Tag abreiste, in kurzer Frist präsentiren zu können hoffte. Wir trennten uns also, uns gegenseitig glückliche Reise wünschend, und ich freue mich, hier gleich beifügen zu können, daß sich das kleine Geschäft sofort in ordnungsmäßiger Weise erledigt hat.

Inzwischen war es Nachmittag geworden und Regen wechselte mit Schnee; selbst wenn unser Hausherr uns hätte ziehen lassen wollen, würde der Himmel es nicht gestattet haben, und somit verschoben wir die Abreise auf den folgenden Morgen.

Als der Tag (der 8. Novbr.) anbrach, war das Wetter wieder kalt und trübe; wenigstens aber regnete es nicht, und das erleichterte unsern Abschied.

Bekir Agha verleugnete auch jetzt nicht die Liebenswürdigkeit, mit der er uns die drei Tage über behandelt hatte; es solle, sagte er, jetzt immer unter uns Freundschaft bestehn, und so oft ich wieder nach Kars komme, solle ich nicht um Logis zum Pascha schicken, sondern geraden Weges bei Bekir Agha vorreiten.

Ich habe keine Gelegenheit gehabt, davon Gebrauch zu machen. Kars hat seitdem zwei Belagerungen und zwei Eroberungen ausgehalten; was mag aus Bekir Agha's Hause geworden sein?

Wir hatten unser Gepäck eine Stunde früher vorausgesandt und folgten nunmehr auf kräftigen Postreitpferden, die uns auf Befehl des Pascha ohne Bezahlung gestellt waren, so rasch der zähe schwarze Schlamm des Weges es gestattete.

Als wir näher kamen, bemerkten wir, daß der Postknecht, der neben dem Lastpferde ritt, sich in Gesellschaft mehrerer Personen befand, was uns auf diesen menschenarmen Pfaden Wunder nahm. Das Räthsel löste sich bald; der Pascha hatte unsern Zug nach der Grenze

benutzt, einen russischen Deserteur unter starker Bedeckung nach der Quarantäne von Gumri zur Auslieferung zu transportiren. Es war uns peinlich, hier die guten Eindrücke, welche wir mit uns über die Grenze zu nehmen gehofft hatten, wieder verlieren zu müssen, denn was sich unsern Augen bot, war ein des fernen Winkels von Asien, in dem wir uns befanden, kaum mehr würdiges, rein barbarisches Bild.

Auf das Dürftigste mit zerfetzten kurdischen Bettlerkleidern angethan, die Füße blau und erstarrt der Schneeluft preisgegeben, saß der Unglückliche auf bloßer Decke seines Pferdes, statt des Zügels das Halfterseil in der Hand, die Beine über den Knöcheln durch grobe eiserne Fußschellen und eine Kette aneinander geschlossen. Wir ritten vorüber und gelangten gegen 11 Uhr Vormittags in das Dorf, wo die von Kars Kommenden in einem auf Befehl der Behörde eingerichteten Kanal Erfrischungen zu sich zu nehmen pflegen. Eine Viertelstunde später kam auch die Karawane mit dem Arrestanten; es dauerte aber noch eine gute Weile, bis der letztere das warme unterirdische Zimmer betreten konnte, da es nicht gleich gelingen wollte, die Stifte aus seinen nassen, kalten Fußeisen zu schlagen, die ihm an beiden Knöcheln große wunde Stellen gedrückt hatten. Er konnte nicht gehen, seine officiellen Peiniger geleiteten ihn daher, der Gutmüthigkeit des orientalischen Privatmenschen ihr Recht lassend, an das Feuer, wo er sich erwärmen und mit ihnen zum Mahle niederhocken konnte.

Sobald die Pferde bereit waren, ritten wir weiter und erreichten mit untergehender Sonne das armenische Dorf Kalbaghlu, auf dem rechten Ufer des Kars-Tschai gelegen, in welchem wir übernachteten. Während der letzten drei Stunden hatten wir einen beständigen feinen Hagel im Gesicht gehabt, gegen den die Pferde vorwärts zu treiben viel Mühe kostete. Ueber Nacht hatte es noch mehr geschneit, so daß, als wir vor Tagesanbruch weiter gingen, es uns nicht begreiflich war, wie unsere Begleiter durch die baum- und strauchlose weiße Fläche den Weg finden würden. Der Ortskenntniß dieser Leute kam ohne Zweifel der feine Instinkt der an diesen Weg gewöhnten Pferde zu Hilfe. Nach einer starken Stunde passirten wir den hier in dieser Jahreszeit wasserreichen und reißend fließenden Karsfluß und hatten nunmehr nur noch den sich gegen die Mündung desselben in den Arpatschai vorschiebenden Höhenzug zu überschreiten, von welchem sich uns um 10 Uhr Vormittags ein Blick auf die somchetischen Gebirge, das Gebiet einer uns durch Civilisation und Religion verwandten Nation, ja bald auch auf das unter dem Namen Alexandrapol aufgebaute Städtchen Gümri mit seinem weit über das türkische Land hin sichtbaren weißen Kirchthurm eröffnete. Wir vergaßen in unserer Freude einen Augenblick alle Noth, die uns noch bevorstand, zumal da unsere Legitimationspapiere, ein nach allgemeiner Erfahrung für die nach Rußland-Reisenden sehr nothwendiger Artikel, sich bei unserem Erzerumer Gepäck befanden und also auch nicht zur Hand waren.

Von dieser Besorgniß wurden wir indessen bald befreit; als wir gegen 11 Uhr Vormittags vor den niedrigen, aber reinlich getünchten russischen Quarantänegebäuden den seichten Grenzfluß Arpatschai durchritten und den Sanitätsbeamten erklärt hatten, wer wir wären, theilten uns diese sofort mit, daß sie bereits mit den nöthigen Befehlen zu unserer Aufnahme versehen seien, und geleiteten uns in ein sehr einfaches, halb unterirdisches Gemach, das beste, welches die Anstalt bot, in welchem wir uns nach Belieben einrichten konnten.

Ich schließe hier meine Mittheilungen aus dem türkischen Hocharmenien, denn wenn auch vorläufig unsere landschaftliche Umgebung noch dieselbe blieb, so war doch durch den Umstand, daß den Verhältnissen, in die wir nunmehr traten, die russische Herrschaft ihren Stempel aufgedrückt hatte, das ganze Leben, wie für den Einheimischen, so für den Fremden, ein anderes geworden. Bei Gelegenheit werden später vielleicht auch meinen Erinnerungen aus dem russischen Armenien und Georgien diese Blätter ihre Spalten öffnen.

Deutsche Adelssagen.

Die Sagen des Hauses Rantzau.

„Roth und weiß meines Schildes Seiten,
Hörner am Helm, was soll es bedeuten?
Roth ist der Krieg, der Friede ist weiß,
Tugend in Beiden des Adels Preis.
Kraft deuten Hörner, die schlichte Gestalt
Lehret der forschenden Nachwelt, wie alt."

Eine der ältesten und vornehmsten Familien in den Herzogthümern Schleswig-Holstein ist die Familie Rantzau, welche ihren Stammbaum bis in das IX. Jahrhundert hinaufführt. J. W. Imhof in seinen „Notitia Sancti Romani Germanici Imperii Procerum" Stuttgart 1699, nennt sie: Generosissimae Ranzoviorum prosapiae in splendidissimas, per Holsatiam divisae familias origo antiquissima et nobilissima est." Auch um sie ranken sich Sagen, die wir hier folgen lassen:

1. Der getreue Küchenjunge.

An einem der beiden durch die rinnende Au des Schlosses Rantzau verbundenen Landseen lag eine zweite Burg der Rantzau's, „Rewschlag" genannt.

Bei einem Wiedereinfalle der Wenden in das Wagerland wurde sie zerstört und der Herr mit den Seinen hinausgeschlagen. Ein in der Verwirrung zurückgelassenes Söhnlein war den Räubern eine willkommene Beute, wogegen ein gleichfalls vorgefundener, bescheidener Küchenjunge, mit der Vergünstigung, sein Theuerstes mitzunehmen, auf freien Fuß gesetzt wurde. Seiner rührenden Anhänglichkeit, die an die Treue der Weiber von Weinsberg erinnert, wurde die Wahl nicht schwer: der Junker, der Gefährte seiner Spiele, war es, den er auf seinen Armen davontrug.

2. Die Heldenmutter Anna Breidana.

Anna, geborene von Breyda, war die Gattin des im Jahre 1512 zu Kiel begrabenen Ritters Otto Rantzau auf Bulcke und Knop, Senators des Königs Johann von Dänemark, Schweden und Norwegen.

In seiner Abwesenheit stürmten Feinde das Schloß Bulcke, um sich seiner Kinder zu bemächtigen. Aber die Mutter hatte sie verborgen und verschwieg den Schlupfwinkel standhaft in den ihr auferlegten Martern; die Cannibalen hatten sie auf ein brennendes Feuer gesetzt — Monate lag sie krank darnieder, aber die Kinder waren gerettet. —

3. Die Wahrzeichen des Hauses Breitenburg.

Eine andere Anna, die Erbtochter und Letzte des Geschlechts der Walstorps, Gemahlin des großen Feldherrn und Ritters Johann Rantzau, ein Muster der Frauen, wurde eines Nachts, auf ihrem Bette liegend, von einem kleinen, unterirdischen Männlein mit der Bitte angesprochen, seinem kreisenden Weibe beizustehen.

Zum Dank für die mild gewährte Hilfe warf der Kleine Etwas in ihre Schürze, was sie für Hobelspäne hielt und daher am Kamine ausschüttete. Wie erstaunte sie aber am folgenden Morgen, das Geschenk in lichtes Gald verwandelt zu sehen!

Im sinnreichen Anschlusse an die Verheißung des Zwerges: „daß Macht und Ruhm im Hause wohnen werden, so lange die Gabe darin bewahrt bleibe", ließ die würdige Matrone, als Symbole der Frömmigkeit, des Fleißes und der Sparsamkeit, einen Häring, eine Spindel und etliche Pfennige daraus anfertigen; denn der Fisch ist ein heidnisches Religions- oder Feiungs-Zeichen. Uebrigens variirt die Zahl der Fische zwischen 1 und 3 und die der Münzen zwischen 12, 24, 25 und 40. Diese Münzen trugen, oder tragen beziehungsweise noch heute die Inschrift:

„1571 Anna Walstarp Herrn Jahanns Sehligen Frouwen hat Hinrich und Paul Herr Johann Söhns düsse Re Knesven (Rechenpfennige) gegeben."

Wunderbar ist, daß das Gold dieser Reliquien eine eigenthümlich fremdartige Metallsubstanz ist; wunderbar sind deren fernere Schicksale; am wunderbarsten, daß die Prophezeihung wörtlich in Erfüllung gegangen.

Der vorgenannte Heinrich ließ, zur Aufbewahrung dieser Reliquien und anderer wichtiger Documente, von Künstlerhand einen mit Schildpatt, Perlmutter und Elfenbein prachtvoll ausgelegten Kasten anfertigen. Aber schon die Enkel dieser Brüder schritten zu einer verhängnißvollen Theilung: Josias erhielt den Fisch, der noch heute den Knauf seines in Dünnkirchen aufbewahrten Schwertes ziert. Und wenn diese „Feiung" bewirkte, daß der in hundert Schlachten mit sechzig Wunden bedeckte Krieger dennoch leben und siegen, daß der halbe Mensch dennoch ein ganzer Held sein konnte, so war es andererseits auch Folge der verbotswidrigen Theilung, daß er verstümmelt und ohne Erben dahinscheiden mußte.

Weniger rühmlich, aber desto unheilvoller war das Schicksal der Pfennige: sie theilten fast wörtlich das Verhängniß der Reichsgrafschaft, darin der Glanz des Hauses Breitenburg sich gipfeln sollte, denn, wie diese, wurden sie „am dänischen Hofe verspielt".

Selbst der Kasten wanderte, jedoch unfreiwillig, in's Elend: dänische Soldaten entführten ihn bei der Plünderung des Schlosses Neu Rantzau im Jahre 1723 nach Copenhagen, wo er und seine geheimen Schubfächer, in Ermangelung eines Schlüssels, erbrochen und zerschlagen wurden. Erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, dieses Heiligthum und etliche der Pfennige, zum Theil auf wunderbaren Umwegen, nach Breitenburg zurückzuführen. Wiederum ruhen die Geheimnisse des Hauses in dem restaurirten Behältnisse, darunter ein wichtiges Document, schon einst darin bewahrt, aber von treuer Freundeshand dem dänischen Raube vorenthalten und später zurückgeliefert; möge es beitragen, die Verheißung zum Guten zu wenden, wie sie einst im Bösen zur Wahrheit geworden ist! —

Den vorstehenden Sagen schließen wir aus dem uns gütigst zur Beuntzung überlassenen Werke: „Das Haus Rantzau. Eine Familien-Chronik", die Mittheilung eines noch heute bestehenden Gebrauchs aus der „guten alten Zeit", eine Stiftung des Gerhard Rantzau, an, die sich an den Namen des „Pfennigbauers", und zwar im Gegensatze zu den Gald-, an 49 Silberpfennige knüpft.

Gerhard's einziger Sohn, der nachmalige erste Reichsgraf Christian, als Knabe von den Landleuten schlechtweg „Junker Karsten" genannt, war an einem Martinstage jagend in die Sümpfe der Stör-Marsch gerathen und von einem herzhaften Bewohner des zur Herrschaft Breitenburg gehörigen Dorfes Stellan mittelst unter die Füße geschnallter Bretter glücklich gerettet und einer glänzenden Zukunft aufbewahrt. Eine schöne Bauerhufe bei Stellan, in Form einer Pacht, war der Lohn der That. Alljährlich am Martinstage, mit dem zwölften Glockenschlage der Burgthurmuhr hat der Bauer in gestrecktem Galopp über die Brücke von Breitenburg auf den Schloßhof zu sprengen, um den formellen Pachtzins mit einem der eigens dazu geprägten 49 Silberpfennige, und nur im je 50. Jahre mit einem jungen Pferde oder Rinde, zu erlegen, worauf er die Münzen und damit die Verlängerung der Pacht auf abermals ein halbes Jahrhundert zurückerhält. Nach eingenommenem Mahle, an welchem die herrschaftliche Familie Theil nimmt, mit genau vorgeschriebenen Plätzen und Speisen, unter denen die Martinsgans nicht fehlen darf, wobei der Herr aus dem Pokale des Ritters Johann auf das Wohl der treuen Breitenburger Bauerschaft, und der ihm gegenübersitzende Pfennigbauer auf das Wohl der Herrschaft trinkt, sprengt Letzterer unter dem Jubel der Dienerschaft wieder davon. —

Die evangelische Heil- und Pflegeanstalt „Hephata"

für blödsinnige Kinder Rheinlands und Westfalens zu M.-Gladbach im Regierungsbezirk Düsseldorf, war eines der ersten in der Reihe jener Institute, welche in Folge der bekannten vom Pastor Disselhof in Kaiserswerth 1857 verfaßten, auf diesem Gebiete bahnbrechenden Schrift in Deutschland ins Leben gerufen wurden. Ende des Jahres 1858 unter hervorragender Betheiligung des Johanniter-Ordens begründet, dessen äußeres Abzeichen, das achtspitzige Kreuz, man in dankbarer Erinnerung an die erwiesene Wohlthat als Schmuck des Giebelfeldes an der Hauptfacade des stattlichen Hauses angebracht hat, kann die Anstalt während der verflossenen 19 Jahre ihres Bestehens auf eine gedeihliche Entwickelung und gesegnete Erfolge eines ernsten Strebens zurückblicken.

Aus dem uns vorliegenden Jahresberichte des Hauses für 1877 heben wir folgende Einzelheiten von allgemeinerem Interesse hervor.

Beim Beginn des Jahres 1877 enthielt die Anstalt 142 Zöglinge (104 männliche und 38 weibliche), zu denen im Laufe desselben 14 männliche und 12 weibliche, mithin 26 neu Aufgenommene traten, so daß im Ganzen 118 männliche, 50 weibliche, zusammen 168 Idioten an 49,540 Tagen verpflegt wurden.

Einer sorgfältigen, die Eigenart der einzelnen Kinder berücksichtigenden Behandlung gelang es, bei 9 von den Pfleglingen eine fortschreitende Entfaltung der Verstandsthätigkeit und des Gemüthslebens herbeizuführen, so daß dieselben, nachdem sie sich die christlichen Grundwahrheiten mit genügender Sicherheit angeeignet, zur Confirmation und Theilnahme am heiligen Abendmahl zugelassen werden konnten. 4 von ihnen kehrten dann in die Heimath oder zu den Ihrigen zurück, um sich, so weit es die immerhin schwachen Kräfte zulassen, in der menschlichen Gesellschaft nützlich zu machen.

Allerdings werden die aus der Anstalt entlassenen Kinder noch stets, was leider nur zu oft versäumt wird, der Rücksichtnahme und Schonung bedürfen, da man von ihnen nie die Leistungen und Verantwortlichkeit Vollsinniger wird fordern können.

Die übrigen der Confirmirten verblieben theils ihres körperlichen Zustandes wegen, theils zu weiterer practischer Ausbildung einstweilen noch in der Anstalt. —

Bei 12 Entlassenen wurde eine nur theilweise Besserung erreicht, während 7 die Anstalt ohne jede Bildungsfähigkeit verließen und andere 7 durch den Tod von ihren Leiden erlöst wurden, so daß der gesammte Abgang von Zöglingen während des Berichtjahres sich auf 30 belief.

Es verblieben somit am Schlusse des Jahres in der Anstalt 138 Zöglinge (100 männliche und 38 weibliche), von denen 93 der Heilabtheilung, 21 der Pflegeabtheilung und 24 dem Asyl angehörten.

Auf mannigfache Weise wird bei den bildungsfähigen Zöglingen die Verstandes- und Willensthätigkeit durch Unterricht im Schreiben, Lesen, Gesang, Zeichnen, in der biblischen Geschichte u. s. w. zu wecken und zu erhöhen gesucht.

Bei den meisten Kindern ließen sich auch die erfreulichsten Fortschritte wahrnehmen, wogegen freilich bei andern zuweilen die traurige Erfahrung nicht ausblieb, daß sie zwar bis zu einer gewissen Stufe zu fördern sind, dann aber in der weiteren Entwickelung stehen bleiben und deshalb, ohne zu irgend welcher Selbstständigkeit im Denken und Handeln zu gelangen, zeitlebens der Leitung und des Schutzes der Anstalt bedürfen.

Hand in Hand mit der Hebung der geistigen Kräfte geht dann die körperliche Ausbildung durch theils in Freiübungen, theils in einfachem Geräthturnen bestehende gymnastische Uebungen, so wie die Anleitung zu practisch-mechanischen Fertigkeiten durch industrielle Thätigkeit, wobei sich insbesondere die Beschäftigung durch verschiedenartige Flechtarbeit als zweckmäßig erweist. Auch zu Garten- und Landarbeiten werden die dazu befähigten männlichen Pfleglinge herangezogen, während die Mädchen vielfach in Küche und Haus Verwendung finden und von ihren Pflegerinnen und Erzieherinnen im Stricken und Nähen unterrichtet werden.

Die Rechnung der Anstalt pro 1877 wies eine Gesammteinnahme von 77,306 Mk. 11 Pf. auf, der sich die Ausgaben in Höhe von 75,438 Mk. 51 Pf. gegenüberstellten, so daß am Jahresschlusse ein Kassenbestand von 1867 Mk. 61 Pf. verblieb.

Die Arbeiten der Mädchen wurden sämmtlich für den eigenen Bedarf verwendet, die der männlichen Arbeiter zum Besten des Hauses verkauft, und daraus ein Reingewinn von 800 Mk. 90 Pf. erzielt.

Sonntagsruhe.

Die Kirchenvertretung zu Bremen faßte unlängst eine Resolution über die Sonntagsfeier, in der die evangelischen Mitbürger gebeten werden, die große Bedeutung der Sonntagsruhe für die Gesundheit des leiblichen, wirthschaftlichen und religiösen Lebens ernstlich zu würdigen. Als Mittel werden vorgeschlagen: Schluß der Comtoire, Läden und Werkstätten an Sonntag-Vormittagen, Schutz der Gottesdienste vor Geräusch der Fuhrwerke und geräuschvollem Arbeiten in benachbarten Häusern. Auf Einladung der Commission der Kirchenvertretung an die Inhaber der Manufactur-, Tuch- und Weißwaarenhandlungen haben nun über 70 Geschäftsleute erklärt, daß sie vom 1. August ab ihr Geschäft während des Sonntags schließen würden mit Ausnahme der Sonntage vor Weihnachten. Weiter ist eine Commission ernannt, um die Inhaber ähnlicher Geschäfte zum Schluß zu veranlassen.

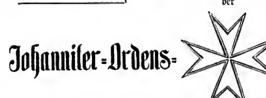
Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 25. September 1878. **Nr. 39.**

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben: Carl Heymann's Verlag, Mauer-Straße Nr. 63—65, W., machen zu wollen.

Der Johanniterorden in Schlesien.

III.

Commende Klein-Oels.

Auf Veranlassung seiner Gemahlin, der h. Hedwig, hatte Herzog Heinrich I. von Schlesien dem Tempelorden reichen Grundbesitz zu einer Niederlassung mit dem Mittelpunkte Oels (Olsnicz, Olesnicz) bei Ohlau geschenkt (um das Jahr 1226). Bald darauf (im Jahre 1227) befreite Bischof Lorenz von Breslau das dortige Ordenshaus von dem Zehnten, den es von fünf Pflügen zu geben hatte. Damals und später setzte der Orden eine Reihe von Dörfern, die sämmtlich in der Nähe von (Klein)-Oels lagen zu deutschem Recht aus und steigerte dadurch die Erträgnisse der Commende in erheblichem Grade. Es sind dies die Dörfer Brosewitz, Bankau, Frauenhayn, Morgenau oder Marienau, Kauern und Tempelfeld.

Aus der Zeit, da der Tempelorden Klein-Oels besaß, sind uns nur sehr wenig urkundliche Nachrichten erhalten. So kennen wir die Namen des Comturs aus dem Jahr 1288, der Heinrich Barfuß hieß, und des letzten aus dem Jahre 1308, Janusch.

Bekanntlich war schon im Jahre zuvor durch die Verhaftung des Großmeisters Molay mit 140 seiner Ritter die Vernichtung des Tempelordens eingeleitet worden. Die officielle Aufhebung erfolgte erst auf dem Concil von Vienne durch die vom 22. März 1312 datirte Bulle „Vox in excelso audita est" und wurden durch die Bulle „Ad providam Christi vicarii" vom 2. Mai 1312 seine Güter den Johannitern zugesprochen. In Schlesien besaß nun der Tempelorden keine weitere Commende als die von Klein-Oels und als die Templer von dieser abzogen, benützte der Bischof Heinrich von Breslau diese Gelegenheit, um einige der Commende gehörige Zinse zu occupiren. Er wurde aber durch das Gericht gezwungen, dieselben wieder zurückzugeben. Damals (im November 1314) wird als Comtur von Klein-Oels genannt Conrad Grecz.

Durch die Freigebigkeit der Landesfürsten und die gute Administration der beiden Comture Kittil von Kittlitz (1321—1334) und Knecht (hier Vorname) von Haugwitz (1344 resp. 1327 bis etwa 1360) mehrte sich der Wohlstand der Commende in so entschiedener Weise, daß sie wohl jetzt als die vornehmste Schlesiens angesehen werden konnte. Ihre Bedeutung wuchs, als Semovit, jüngster Sohn des Herzogs Kasimir I. von Teschen, um 1361 ihr Comtur wurde und als dieser im Jahre 1372 die Würde eines obersten Meisters von Böhmen und Polen durch die Verwendung des Kaisers Karl IV. beim päpstlichen Stuhle erhielt, gab er seine Commende nicht ab, sondern ließ sie durch Hauscomture verwalten. Mit Vorliebe verweilte Semovit hier und im Jahre 1377 ließ er auf vier Hufen Ackerland, die zu dem Ordenshause gehörten, ein neues Dorf aussetzen, das denselben Namen „Oels" führen sollte. Herzog Ludwig von Brieg, Semovit's Schwager, schenkte dem Orden sämmtliche herzogliche Rechte über dieses Dorf, nur behielt er sich das Recht der Herberge (das Nachtlager) auf der Commende vor und wenn daselbst eine Feste gebaut würde, was wahrscheinlich damals schon geschah, sollte diese zu „seiner und seines Landes Wehr und Noth offen sein, wie die anderen Festen seiner Mannen." Semovit löste auch eine Rente von 115 Mark, die Karl IV. im Jahre 1373 als Leibgedinge der Fürstin Euphemia von Münsterberg, Gemahlin des Herzogs Bolko, Schwagers des Kaisers auf die Ordensdörfer Brosits, Hermannsdorf und Mergenau gelegt hatte, durch eine Zahlung von 1600 Mark im Jahre 1379 ab. Die Güter der Commende mehrte er noch weiterhin, indem er dem Ritter Conrad von Rydeburg Güter zu Kunschwitz

und Schwegorn im Werthe zu 500 Mark abkaufte (1381).

Unsere Commende war der Lieblingsaufenthalt Semovits und so sind auch die meisten seiner Urkunden „in der Oelsen“ ausgestellt, auch die vorletzte, die wir von ihm kennen (am Sonntag vor Fastnacht 1390). Unterm 2. October 1390 urkundet er zum letztenmal. Er befand sich damals auf der Commende Brieg. Unterm 29. Juni 1391 urkundet bereits sein Nachfolger Markold von Wrutic, der am Feste Peter und Paul ein Provinzialkapitel zu Glatz abhielt. Semovit scheint demnach in der Zeit zwischen den beiden angegebenen Terminen gestorben zu sein oder er müßte damals, was kaum anzunehmen ist, auf seine Würde als Prior von Böhmen verzichtet haben.

Wieder war es ein schlesischer Herzogssohn, der bald nachher in den Besitz der Commende Klein-Oels gelangte. Ruprecht, Sohn des Herzogs Heinrich IX., Herrn von Ohlau, Lüben und Hainau hatte sie nachweislich von 1403—1414, wahrscheinlich aber auch länger inne. Gleich Semovit wurde er ebenfalls Prior von Böhmen, welche Würde er bis an seinen Tod (24. August 1431) bekleidete. In diese Zeit fällt die schauerliche Verwüstung Schlesiens durch die Hussiten und wird die Commende namentlich durch den großen Raubzug von 1428 gelitten haben. In Folge dieser Kriege, worin Ruprecht keine sehr glänzende Rolle spielte, sah sich auch der Comtur Manus Glaubitz (Glauwitz) genöthigt, im Jahre 1444 seinen Untersassen eine Anzahl von Urkunden zu erneuern, die damals zu Grunde gegangen waren.

Längere Irrungen über die dem bischöflichen Tische zustehenden Feldzehnten von zwölf Commendedörfern und Gütern wurden zu Breslau am Montag nach Dreikönigstag 1485 geschlichtet. Der Prior von Böhmen Johannes Labus von Schwamberg (Schwanberg) war mit mehreren seiner Comture, worunter auch der „zur Klein-Oelsen“, Herr Georg Gauske, gegenwärtig. Bischof Johannes erklärte hier mit 15 Mark jährlichen Zinses für die nächsten 10 Jahre zufrieden sein zu wollen, „in Ansehung, daß das genannte Ordenshaus sonst sehr beschwert sei“. Auch sollten alle versessenen Zinse nachgelassen sein.

In Folge der Reformation, die an dem Herzog Friedrich von Liegnitz-Brieg einen Gönner fand, wurde auf sämmtlichen Dörfern der Commende das Augsburgische Glaubensbekenntniß eingeführt und bürgerte sich dasselbe um so eher ein, als die Comture meist abwesend waren. Im Laufe der Zeit wußten auch die Herzöge von Brieg die Vocation der Pfarrer auf den Commendedörfern an sich zu reißen, doch finden wir, daß auch die Comture damals evangelische Geistliche einsetzten.

Eine Aenderung trat hier erst ein als der Comtur Manus von Tschettau-Mettich die Gegenreformation durchzuführen beschloß. Er sandte im Jahre 1522 Visitationscommissare nach Klein-Oels (er selbst hielt sich in Prag auf), die feststellen sollten: „wie die Religion daselbst und auf den Dörfern gehalten werde, ob man der Kirche oder der Commende dem Orden zum Nachtheil etwas entzöge“.

Die Commissare fanden, daß die Gemeinden überall mit ihren Geistlichen zufrieden waren und in keiner Weise eine Aenderung wünschten. Trotzdem erklärten sie den Pfarrern, sie hätten bis Georgi — die Visitation fand im April statt — ihre Stellen zu räumen. Dem Commendenamtmann Erasmus Kradel wurde zugleich aufgegeben, er möge sich im Stillen mit Rath des Breslauer Bischofs um andere katholische Geistliche bewerben, wogegen derselbe in einem Schreiben an den Comtur bemerkt, eine solche Religionsänderung möge leicht eine Empörung der Unterthanen hervorrufen. In Uebereinstimmung damit verfaßten auch die Gemeinden Petitionen an den Comtur, worin sie um Beibehaltung ihrer Geistlichen baten, worauf der Comtur durch den Amtmann den Petenten erklären ließ, wer nicht damit einverstanden sei, der solle Hab und Gut verkaufen und abziehen.

Im Sommer des folgenden Jahres 1589 erschien nun der von dem Bischof ausgewählte Pfarrer für Klein-Oels, Namens Jacob Steinborn. Er reconcilirte zunächst die Pfarrkirche, ließ durch den Amtmann Kradel die Unterthanen zum Besuch seines Gottesdienstes auffordern, aber keine Seele erschien. Steinborn richtete nun seine Klagen zunächst gegen den Amtmann, den er beschuldigte, für die Dörfer Brosewitz und Jauer zwei neue lutherische Geistliche vocirt zu haben. Dies war in der That der Fall und schrieb daher der Comtur an den Betreffenden, daß diese Vocation gegen die Bestimmungen des Ordens verstoße und nicht als giltig betrachtet werden können (1589 Oct. 6.). In derselben Zeit wurde auch in dem Commendedorf Riemen, wohin Günthersdorf und Kallen eingepfarrt waren, ein neuer katholischer Geistlicher eingesetzt, den aber sämmtliche Parochianen verwarfen.

Immer unerquicklicher wurde das gegenseitige Verhältniß. Die Unterthanen beriefen sich darauf, daß ihnen frühere Comture, so zuletzt Wenzeslao Haas von Hasenburg (um 1573), die Ausübung der Augsburgischen Confession zugesichert, während der Comtur von Mettich sich auf die Verfügungen seines Großpriors und die Dekrete des Ordens stützte und immer von „Rebellion“ redete. Characteristisch ist es, daß derselbe auf alle Klagen seiner Unterthanen die bündigste Versicherung giebt, die einzusetzenden katholischen Geistlichen würden das Abendmahl unter beiderlei Gestalten reichen, auch bei allen kirchlichen Funktionen (natürlich auch bei der Messe) sich der deutschen Sprache bedienen.

Die gegenseitigen Verhältnisse verschärften sich, als nach dem Tode des letzten Pfarrers in dem Commendedorf Brosits der vom Breslauer Bischof empfohlene Simon Verula am Neujahrstag 1593 in die dortige Pfarrei eingesetzt werden sollte. Die benachbarten Edel-

leute Valentin und Sebastian von Sebottendorf erschienen mit bewaffneten Leuten und gesellten sich zu ihnen viele Bauern von Brosiß, von denen namentlich die Deutschen der Religionsänderung auf's entschiedenste widerstrebten, während die Polen sich weit gefügiger zeigten.

Da der Comtur von Mettich als kaiserlicher Obersilberkämmerer zu Prag wohnte, so schrieb der Böhmische Großprior Leopold Poppel von Labkawitz an den Breslauer Bischof, daß er die Einsetzung des Pfarrers in die Hand nehmen möge, was um so nothwendiger erschien, als der damalige Amtmann von Klein-Oels, Georg Pückler, im Verdacht stand, es heimlich mit der Gegenpartei zu halten. Die Einsetzung erfolgte endlich am 5. Juni 1593 durch den Propst zu Neiße, Georg Andreas, und den Pfarrer zu Wansen, Casper Schütze, nachdem man einen anderen Geistlichen, Sebastian Nowag, an Stelle des widerstrebenden Berula zum Pfarrer bestimmt hatte. Die Deutschen zeigten sich auch hier wieder renitent und nur dem Auftreten des Amtmannes war es zu danken, daß die Sache friedlich ablief.

Als Nowag nun am 15. Juni mit seinen Habseligkeiten in Brosiß eingezogen war und am andern Morgen (einem Sonntag) zum Gottesdienst läuten ließ, fand er den ganzen Pfarrhof mit bewaffneten Banden gefüllt. Bald drangen diese in sein Zimmer, rissen ihn heraus, holten seine Habe und brachten ihn unter fortwährenden Mißhandlungen nach Wansen. Von hier begab sich Nowag zu dem Amtmann nach Klein-Oels und klagte ihm sein Leid. Auch die Bauern, etwa 400 an der Zahl, sämmtlich aus Dörfern der Commende, waren dorthin gezogen und hatten erklärt, daß sie lieber sterben würden, als sich katholische Priester aufdringen lassen.

Dieser ganze Vorgang wurde sofort an den Kaiser berichtet, der dem Bischof als obersten Landeshauptmann den Auftrag gab (14. Juli), gegen die Schuldigen vorzugehen. Es geschah dies auch, insofern der Haupträdelsführer von Brosiß, ein deutscher Bauer Hanns Ueberschär, genannt der Scheerenhanns, sowie die Schulzen von Riemen und Güntersdorf in Klein-Oels gefangen gesetzt wurden.

Wir wollen hier nicht weiter in die sehr unerquicklichen Details der Verhandlungen eingehen, die mit der ermüdenden Weitschweifigkeit jener Zeit geführt wurden. Auch die evangelischen Fürsten und Städte Schlesiens verwendeten sich mehrfach bei dem Kaiser für die Commende-Unterthanen, dennoch aber setzte der Bischof von Breslau die Installirung eines katholischen Pfarrers in Brosiß durch und die Verhafteten wurden nach fast zweijährigem schweren Kerker zur Stäupung und zum Exil verurtheilt (März 1595.) Dem energischen Einschreiten des Herzogs Joachim Friedrich von Brieg gelang es indessen, die Gefangenen ohne weiteres loszubringen.

Im Anfang des 17. Jahrhunderts konnte die Gegenreformation in allen Dörfern der Commende als durchgeführt angesehen werden.

Die Schrecken des 30jährigen Krieges machten sich auch hier geltend, indem am 9. August 1642 die Schweden das Schloß und Vorwerk Klein-Oels in Flammen aufgehen ließen. Erst nach gesichertem Frieden im Jahre 1650, begann man an den Wiederaufbau des Schlosses zu gehen. Auch die wüst liegenden Bauerngüter wurden nach und nach in Bewirthschaftung genommen.

Im Jahre 1706 brannte das alte und neue Schloß sammt der Kirche, dem Vorwerk und dem Flecken Klein-Oels bis auf zwei Häuser gänzlich ab. Der Comtur Gundackar Pappo Graf von Dietrichstein († 9. Nov. 1737) baute dann Schloß und Kirche 1711 von neuem auf, so wie wir sie heute noch sehen.

Auf diesem Schlosse übernachtete im ersten Schlesischen Kriege Friedrich der Große vom 9. auf den 10. Januar 1741.

Im Jahre 1810 wurde die Commende, deren Ertrag damals auf 18,000 fl. angegeben wird, gleich den übrigen geistlichen Gütern säkularisirt. Ihr letzter Comtur war Graf Wenzel von Schaffgotsch, der sich meist am Hofe zu Berlin aufhielt und mit einer Rente von 12,000 Thalern abgefunden wurde. Er starb zu Breslau 1821.

Nach Beendigung der Befreiungskriege schenkte Friedrich Wilhelm III. dem General Grafen York von Wartenburg die Commenden Klein-Oels und Nossen und ist in den Händen dieser Familie Klein-Oels als Majorat bis heute verblieben.

Wir geben beifolgend eine Liste der Comture von der Besitzergreifung durch den Johanniterorden ab, soweit uns dafür urkundliches Material vorliegt.

Konrad Grecz 1314.

Michael von Zinz 1319, 1320 (später Prior von Böhmen).

Kethil (Kitthil, Kythko) von Kitthliß 1321, 1329 bis 1334.

Theoderich de Salice, Vicecomtur 1337.

Heinrich von Schowenberg 1340.

Knecht von Haugwiß 1347—1353 (derselbe befand sich schon in den Jahren 1344 und 1345 als einfacher Bruder, resp. Administrator auf der Commende).

Mathis Tannewiß 1357.

Knecht von Haugwiß (der obige) 1359. (Er wurde später, 1366, Comtur von Groß-Zinz, was er schon 1357 inne hatte.)

Semovit, Herzog von Teschen, seit 1361. Da er die Commende Klein-Oels auch bei seiner Erhebung zum Prior von Böhmen 1371 beibehielt und sie muthmaßlich bis zu seinem Tode 1391 inne hatte, so sind die in dieser Zeit aufgeführten Comture als Hauscomture zu betrachten, meistens werden sie auch als solche ausdrücklich bezeichnet. Es sind uns bekannt: Hanko von Ratibor 1377

(Hausc.), Nicolaus Reis 1381, Peter von Ratibor 1384 (H.-C.) und Peter von Riemen 1390 (H.-C.).
Johann Sachse 1393.
Ruprecht, Herzog von Schlesien, 1403—1414.
Johannes Austen 1435.
Nikolaus Waldau 1437, 1439.
Andreas von Lemberg 1443.
Hanns Glauwitz 1444, 1451.
(Hanns Hund, Administrator 1462.)
Johannes Sebeviz 1471.
Georg Gaußkhe 1485.
Ruprecht Schenk 1505—1509, 1520—1533.
Franz von Reibnitz, am 6. Mai 1533 von Ferdinand I. ernannt, kommt noch 1536 vor.
Georg Warkotsch 1543.
Christoph Graf von Thun 1545.
Wenzel Haase von Hasenburg 1546.
Kaspar von Hochberg und Guttmannsdorf 1559, 1562.
Hanns von Tschetschau-Mettich 1584—1609.
Nikolaus von Tschetschau-Mettich 1614.
Johannes Melke 1628.
Wilhelm Graf von Tättenbach 1636—1655.
Julius Ernst Graf von Saurau 1659—1666.
Franz Sigismund Graf von Thun 1680—1692.
Graf von Dittrichstein 1706.
Octavian Graf von Sinzendorf 1738.
Johann Friedrich Freiherr von Sauerma-Jeltsch 1768.
Wenzel Graf von Schaffgotsch 1785—1810.

Der einundvierzigste Jahresbericht über die Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth am Rhein,

(vom 1. März 1877 bis 1. März 1878).*)

hat soeben die Presse verlassen. Obgleich wir denselben allen näheren Freunden und Wohlthätern unsres Werkes zuzusenden pflegen, und ihn auch sonst Jedem, der den Wunsch ausspricht, gerne portofrei zukommen lassen, so wollen wir doch auch an dieser Stelle das Wesentliche aus demselben mittheilen, soweit nicht sein Inhalt schon im Laufe des verflossenen Jahres in diesen Blättern eine Stelle gefunden hat.

Der Bericht beginnt mit einer nothgedrungenen Abwehr. Dr. F. Runge, dirigirender Arzt der Wasserheilanstalt und des Hospitals zu Nassau a. d. Lahn, hat 1870 in der Lüderitzschen Verlagshandlung zu Berlin eine Brochüre herausgegeben unter dem Titel: Die Krankenpflege als Feld weiblicher Erwerbsthätigkeit gegenüber den religiösen Genossenschaften. Die in diesem Schriftchen enthaltenen Unrichtigkeiten und Verdächtigungen bilden die Grundlage eines englischen Buches von Dr. Charles West „Hospital Organisation London 1877“, welches ganz grundlose Vorurtheile gegen die Diakonissensache in England erweckt und dieselben bis nach Holland hinüber trägt. Aus letzterem Lande erst haben wir in diesen Tagen Nachricht darüber erhalten und sind zugleich aufgefordert worden, die öffentlichen Anklagen öffentlich zu widerlegen. Wir thun das in ganz objectiver Weise. 1. Dr. Runge sagt Seite 16 seines Schriftchens: „In solchen Fällen (nämlich „sobald eine größere Anzahl von Schwestern an einem Orte vereinigt sind und wo möglich unter der Leitung und dem directen Einflusse eines glaubenseifrigen Geistlichen stehen“) ist eine strenge und treue Erfüllung der ihnen (den Schwestern) vom Arzte auferlegten Pflichten nicht mehr zu erwarten, sobald die Möglichkeit einer Collision mit dem geistlichen Vorstande nahe liegt.“ Derselbe Vorwurf wird Seite 17 mit Dr. Varrentrap's Worten wiederholt: „Sie (die Schwestern) stehen dem Arzte nicht gehörig untergeordnet, sondern häufig in Opposition zu ihm.“ Die öffentliche Anklage ist in Bezug auf unser Diakonissenhaus vollständig aus der Luft gegriffen. §. 20 der Hausordnung und Dienstanweisung unserer Diakonissen lautet wörtlich: „Sie (die Diakonissen) haben die Vorschriften des Hausarztes in Bezug auf Arznei, Verbinden, Pflege und Diät der Kranken pünktlich und ohne Widerrede zu befolgen.“ §. 35 gebietet dasselbe noch einmal für die Diakonissen, welche nicht in Hospitälern, sondern in Gemeinden und Privatfamilien arbeiten. Es heißt dort: „Die Vorschrift des jedesmal behandelnden Arztes hat sie (die Schwester) bei der leiblichen Pflege ebenso genau zu befolgen, wie in Bezug auf den Anstaltsarzt §. 20 und 21 bemerkt ist.“ In jedem Vertrag, den wir mit auswärtigen Krankenhäusern u. s. w. abschließen, heißt es ausdrücklich: „Sie (die Diakonissen) verpflegen die Kranken nach Anweisung des Arztes, dem sie in seinen medicinischen und diätetischen Anordnungen pünktlichen Gehorsam leisten.“

2. Dr. Runge macht S. 29 den Vorwurf: „daß einzelne Mitglieder (der Schwester-Genossenschaften) sich Arbeiten entziehen, welche offenbar zum Wohle des Kranken nothwendig sind, und daß sie solche Arbeiten durch unkundige Hände verrichten lassen.“ Unsere Hausordnung und Dienstanweisung verlangt bestimmt und ausdrücklich, daß unsere Diakonissen sich aller zum Wohle des Kranken nothwendigen Arbeiten unterziehen; die einzige Ausnahme ist in jedem von uns abgeschlossenen Vertrage klar ausgesprochen: „Sie dürfen bei den Männern nicht Pflegeacte verrichten, welche die weibliche Sittsamkeit verbietet.“

3. Dr. Runge behauptet S. 17 mit Dr. Varrentrap's Worten: „Aus demselben Grund, einer unpassenden Unabhängigkeit verbunden mit einem gewissen geistlichen Hochmuthe, finden wir bei denselben (Schwester-Genossenschaften) viel häufiger als bei Lohnwärtern ein Pfuschen mit leichten Mitteln.“ §. 21 unserer Hausordnung sagt: „Sie (die Diakonissen) dürfen

*) Aus dem März- und Aprilheft des Kaiserswerther „Armen- und Krankenfreund.“

keine ihnen bekannte oder empfohlene Hausmittel bei den Kranken ohne Erlaubniß des Arztes gebrauchen und stets (d. h., auch wenn der Arzt es erlaubt hat) mit solcher Vorsicht, daß das Zutrauen der Kranken zu dem Arzte dadurch nicht leide, welches Zutrauen sie vielmehr zu fördern haben."

4. Wieder mit Dr. Varrentrap's Worten erhebt Dr. Runge S. 17 den Vorwurf: „Sehr häufig nehmen sie (d. h. Schwester-Genossenschaften) sich der religiösen Bedürfnisse der Kranken mehr an, als der körperlichen, mit der stolzen Erklärung, das geistige Wohl stehe über dem leiblichen. S. 14 wird in diesem Punkt die Instruction der Diakonissen in Kaiserswerth besonders hervorgehoben; es werden auf die Autorität eines Dr. Meyer hin auf die „Bußpredigten von solchen Mädchen" (Diakonissen) sogar Selbstmorde der Kranken zurück geführt. — In §. 25 unserer Hausordnung und Dienstanweisung heißt es, nachdem den Diakonissen bei der Seelenpflege der Kranken eine fortwährende große Freundlichkeit und Geduld zur Pflicht gemacht ist: „Vorzüglich muß sie bei den Kranken ein christliches Ergeben und Ruhen in Gottes Willen zu fördern suchen. Selbst über geistliche Dinge dürfen sie (die Diakonissen) mit den Kranken nicht so oft und lange reden, daß diesen die Einkehr in sich und der stille Umgang mit dem Herrn erschwert werde. Den Diakonissen würde es nicht weniger schaden! Sie dürfen sich auch nicht in Disputiren über geistliche Dinge mit den Kranken einlassen, noch solches Disputiren von den Kranken untereinander zugeben." §. 26 lautet: „Zu den Mitteln, eine geduldige und gottgefällige Seelenstimmung bei den Kranken und Armen zu erwecken, gehört auch, daß die, welche dazu im Stande sind, von den Diakonissen auf eine leichte und angenehme Weise körperlich beschäftigt und dadurch der Langeweile, der Mutter vieler Ungeduld und anderer Verkehrtheiten, entzogen werden." In unsern mit Krankenhäusern geschlossenen Verträgen heißt es: „Den Kranken suchen die Diakonissen in geistlicher Beziehung nach Anleitung der Seelsorger und nach der im Mutterhaus empfangenen Anweisung zu dienen, und beschränken sich, wo keine geistige Pflege gewünscht wird, darauf, die Herzen dem Herrn durch ihren Wandel in der Furcht und Liebe Gottes zu gewinnen." Proselyten-Macherei welche Dr. Runge als ziemlich unvermeidlich hinstellt, ist durch unsere Hausordnung grundsätzlich ausgeschlossen.

5. Nach Dr. Runge's Behauptung macht ein großer Glaubenseifer die Direction der Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth ziemlich blind und beschränkt. Er sagt S. 13: „Krankenpflegerinnen wird man, wenn sie bei sonst gutem Betragen sich durchaus untauglich zeigen zur Pflege, entlassen. Ob die religiösen Genossenschaften dasselbe thun, wenn ein Mitglied von keinem weiteren Vorwurfe als dem der Untauglichkeit zur Krankenpflege betroffen wird, müssen wir sehr bezweifeln. Wenn bei den Diakonissen in Kaiserswerth von $^1/_2$ bis 2jähriger Probezeit die Rede ist, so weiß man nicht, wie strenge die Anforderungen bei Personen gestellt werden mögen, welche sich durch einen hohen Grad religiösen Gefühls auszeichnen. — Nach einigen mir bekannten Proben zu urtheilen, muß ich bestimmt annehmen, daß auch in Kaiserswerth ein großer Glaubenseifer unter Umständen ein gewisses Maaß von Kenntnissen und Fähigkeiten ersetzen kann." Die Diakonissen-Hausordnung von Kaiserswerth sagt §. 14: „Wenn die Probeschwester die Probezeit zur Zufriedenheit der Direction zurückgelegt und von derselben das Zeugniß innerer und äußerer Tüchtigkeit erhalten hat, so wird der Anstaltsarzt noch wegen ihrer körperlichen Befähigung und bei den Pflegeschwestern auch wegen ihrer Pflege-Befähigung befragt." Schon in den Bedingungen der Aufnahme für Pflege-Diakonissen heißt es §. 2: „Sie müssen keine Neigung zur Schwermuth oder zum Trübsinn besitzen . . . Neigung zum Trübsinn kann bei Jemand so tief im Temperament liegen, daß er mit allem ernstlichen Kämpfen dagegen nicht die Freundlichkeit erlangt, die zur Kranken- und Armenpflege nöthig ist, wobei er dennoch ein sehr guter Christ sein mag." §. 5 der Aufnahme-Bedingungen lautet: „Sie müssen Kenntniß und Uebung in den gewöhnlichen häuslichen Arbeiten, als Stricken, Nähen, Waschen, Putzen und dergleichen, sowie überhaupt Anstelligkeit und Lust zur Arbeit haben. Die Arbeiten einer Kranken- und Armen-Diakonissin bestehen nämlich nicht bloß im Pflegen der Kranken auf ihren Stuben und im Besuchen der Armen, sondern auch im Kochen und Besorgen der Haushaltung für die Kranken und Gesunden, im Besorgen der Wäsche und Leinwand u. s. w. Es wird hiermit keine Meisterschaft in diesen Arbeiten verlangt, aber vor allem eine herzliche Willigkeit, um Christi willen alle vorkommende Arbeit, wie ungewohnt und schwierig sie auch sei, tapfer anzugreifen und möglichst gut zu erlernen."

6. Selbst persönliche Verdächtigungen spricht Dr. Runge öffentlich aus. Er sagt S. 14: „Während der Gründer der Diakonissen-Anstalt Fliedner neben seiner extremen, religiösen Richtung offenbar ein Mann von durchaus humaner Richtung war, welcher den Schwestern die besten Grundsätze des Mitgefühls u. s. w. einprägte, scheint von seinem Nachfolger vorzugsweise nur der hierarchische Character der Anstalt ausgeprägt zu werden, und es scheinen heute Glaubenseifer und strikter Gehorsam als die ersten Eigenschaften einer guten Diakonissin angesehen zu werden." Wir sind fern davon, dem Herrn Dr. Runge auf das Gebiet der Persönlichkeiten zu folgen und machen auch hier nur die ganz objective Bemerkung, daß der unterzeichnete Vorstand dem von ihm berufenen Nachfolger Dr. Fliedners eine ganz bestimmte Dienstanweisung gegeben hat, welche von demselben auch pünktlich befolgt ist. Der Vorwurf einer hierarchischen Ausprägung der Diakonissen-Anstalt

zu Kaiserswerth würde also nicht den Nachfolger Fliedners, sondern den unterzeichneten Vorstand des Rheinisch-Westfälischen Diakonissen-Vereins treffen. Wir denken, schon die Namen reichen vollständig hin, Herrn Dr. Runge's Vorwurf zurück zu weisen. —

Unsere Schwesternschaft hat im verflossenen Jahre durch den Eintritt von 38 Probeschwestern (abgesehen von 6 weiteren, welche nach kurzem Versuch zu den Ihrigen zurückkehrten) eine sehr erwünschte, aber freilich nicht ausreichende Vermehrung erfahren, so daß die durch den Tod und den Austritt mehrerer Schwestern, sowie durch die Kräfteabnahme mancher alternden Diakonissen entstandenen Lücken ausgefüllt und unser Arbeitsgebiet im Ganzen und Großen in seiner Ausdehnung geblieben ist. Am 1. März 1878 zählten wir 441 Diakonissen, unter ihnen 64 Lehrschwestern und 118 Probeschwestern, zusammen 559 Schwestern, wodurch der höchste bisherige Bestand, welcher im Jahre 1870 558 betrug, um Eine überschritten ist. Dazu kommt noch die gleichfalls ungewöhnlich hohe Zahl von 17 Diakonissen-Schülerinnen. — Im Laufe des März und April sind noch einige Probeschwestern hinzugekommen, mehrere Andere haben ihren Eintritt fest angemeldet, so daß unser Mutterhaus, einschließlich der Diakonissen-Schülerinnen, nahezu 580 Töchter zählt.

Im Jahre 1877 ist nur eine Probeschwester, im Monat Februar d. J. sind 2 Diakonissen in die Ewigkeit abgerufen. Dagegen verließen uns nach eignem Entschluß im Lauf des Jahres 10 Diakonissen, 4 von ihnen, um in die Ehe zu treten, 2, um ihren Geschwistern beizustehen und 2, weil die Eltern ihrer bedurften. Wir haben uns wiederholt, und noch im letzten Bericht in ausführlicher Weise darüber ausgesprochen, daß wir nach den Grundsätzen der h. Schrift das Recht der Eltern an ihre Töchter, auch wenn sie früher ihre Einwilligung zum Eintritt derselben in das Diakonissenamt gegeben haben, vollständig anerkennen, und ebensowenig unsern Schwestern das Recht, auf gottgefälligen Wegen in die Ehe zu treten verkümmern wollen. Nichts desto weniger bleibt es für die Sache der Nothleidenden ein zu beklagender Verlust, wenn tüchtige Arbeiterinnen, an denen es bitterlich fehlt, dem Dienste der Kirche entzogen werden.

Auf dem Gebiet unserer Arbeit sind nur wenige Veränderungen vorgekommen. Da die Pflege der Armen und Siechen in Paderborn von den Schwestern des näher gelegenen Mutterhauses in Bielefeld übernommen werden konnte, so haben wir diesen Posten im Herbste aufgegeben, um das von unserer Nachbargemeinde Mettmann neu erbaute Krankenhaus mit 2 Schwestern besetzen zu können. Sie sind daselbst am 16. Oct. v. J. mit großer Liebe empfangen und haben, nachdem sie bei der Einrichtung des Hauses die letzte helfende Hand angelegt, schon einer beträchtlichen Zahl kranker und elender Gemeindeglieder in und außer dem Hause dienen dürfen. Sodann haben wir am 1. März d. J. eine Kleinkinderlehrschwester an eine Schule in Ruhrort gesandt, welcher bald eine weitere für die Gemeindepflege unter der zahlreichen Arbeiterbevölkerung des industriellen Ortes folgen wird. Ende März wird auch die Kleinkinderschule in Wetzlar auf Bitte des Magistrats durch eine Kleinkinderlehrschwester übernommen werden. Außerdem wurde die Anzahl der Schwestern vermehrt im Luisen-Krankenhaus in Aachen, im Martinsstift in Coblenz, im Krankenhaus zu Langenberg, in der Agnesstiftung zu Wesel, im Luisen-Hospital in Dortmund, im Friedrich-Wilhelm-Hospital in Herford, in der kgl. Charité zu Berlin, im Elisabeth-Siechenhaus zu Berlin, im Christ'schen Kinderhospital zu Frankfurt a. M., in der Mägdeanstalt zu Köln, im Krankenhaus zu Constantinopel, im Waisenhaus zu Beirut, im Pensionat zu Beirut, im Johanniter-Krankenhaus zu Beirut, im Pensionat zu Smyrna. Für ein halbes Jahr haben wir dem durch Krankheit der Hauseltern und Kinder bedrängten Rettungshause in Rokitten, Prov. Posen, eine Diakonissin zur Aushülfe überlassen, welche auf einer Besuchsreise zu den Ihrigen begriffen, gerade in der äußersten Nothzeit dort helfend eintreten und noch nicht wieder entbehrt werden konnte. Sonst haben wir an unsrer durch die zwingendste Nothwendigkeit vorgeschriebenen Regel festhalten müssen, daß wir unsre Schwestern nicht in ferne Länder oder in deutsche Provinzen außerhalb Rheinlands und Westfalens entsenden können, obgleich aus vielen Orten, namentlich aus Berlin, selbst aus Newyork oft genug dringende Anfragen an uns ergingen. Dagegen haben wir in 37 von Krankheit heimgesuchte Familien, fast sämmtlich in Rheinland und Westfalen, für längere oder kürzere Zeit Schwestern zur Privatpflege gesandt, während ein großer Theil derartiger Anfragen, etwa 50, zu unserm lebhaften Bedauern aus Mangel an disponiblen Schwestern abschläglich beantwortet werden mußte.

Wie in früheren Jahren hatten wir auch in letzter Zeit die Freude, mehrere Damen für Wochen oder Monate bei uns zu beherbergen, welche hier die Arbeit unter Kranken, Armen und Kindern practisch kennen zu lernen suchten. Der Verein für Privat-Kranken- und Gemeindepflege in Berlin, dessen Paul-Gerhardsstift von einer unsrer Diakonissen geleitet wird, sendet fortdauernd seine jungen Schwestern zur Ausbildung in unsere Anstalt.

Unsere Schwestern waren während des verflossenen Jahres in 56 Krankenhäusern, 20 Armen- und Siechenhäusern, 39 Gemeinden, 18 Erziehungshäusern und Schulen, 25 Kleinkinderschulen 6 Mägdeanstalten, 2 Asylen, 30 Handarbeits- und Sonntagsschulen, 4 Logirhäusern für alleinstehende ehrbare Arbeiterinnen thätig. Die Summe aller von unsern Schwestern bedienten Hilfsbedürftigen mag sich auf 40,000 belaufen.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der




Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 2. October 1878. **Nr. 40.**

Die deutsche Volksschule in ihrem Verhältniß zur Socialdemokratie.*)

Das wiederholte Attentat auf die geheiligte Person des deutschen Kaisers hat nicht allein in Deutschland, sondern auch im Auslande überall die gerechteste Entrüstung erregt und die Blicke unserer Nachbarn auf die deutsche Socialdemokratie und die Ursachen von deren Ausschreitungen gezogen. Die letzteren finden in einer der letzten Nummern des Journal des Débats von Seiten des bekannten National-Oekonomen Paul Leroy-Beaulieu eingehende Besprechung. Die seiner Darstellung zu Grunde liegenden sachlichen Informationen sind allerdings nur dürftig; denn seine Kenntniß von der deutschen Socialdemokratie scheint der Verfasser fast ausschließlich aus Böhmert's „Social-Correspondenz" und den von Franz Mehring daraus veröffentlichten Auszügen gezogen zu haben. Desto größeres Interesse gewähren aber seine Auseinandersetzungen der Gründe, auf welche Leroy-Beaulieu die Ueberhandnahme der deutschen Socialdemokratie zurückführt. Das gebildetste und lesclustigste unter den gebildeten Völkern des Welttheils ist nach ihm der Freiheit ungewohnter als seine Nachbarn und gerade kraft seiner Bildung zu übermäßigem Theoretisiren und Generalisiren geneigt. Der rasche Uebergang von verhältnißmäßiger Armuth zu Prosperität und von Prosperität zu Bedrängniß haben es in eine wirthschaftliche Lage gebracht, die ungewöhnlich schwierig genannt werden muß. Dazu kommt noch, daß die politischen Veränderungen von 1866 und die Verirrungen der Gründerzeit dem Ansehen und der Autorität der herrschenden Klassen einen schweren Stoß gegeben hätten und daß die Auswanderung jenseits des Oceans, welche den unternehmungslustigen und abenteuernden Elementen des deutschen Volks bislang einen freien Spielraum gewährt, plötzlich in's Stocken gerathen sei. Endlich scheine (so weit sich nach den Wahlergebnissen urtheilen lasse) der politische Eifer des deutschen Bürgerthums noch lahmer und lauer zu sein, als selbst derjenige der französischen Bourgeoisie.

Wenn nun gleich die vorstehend mitgetheilten Gründe zur vollständigen Erklärung dessen, was Leroy-Beaulieu erklären wollte, nicht ausreichen, so läßt sich indessen nicht verkennen, daß sie außerordentlich viel Wahres enthalten. Zutreffend ist vor Allem, was er über die Beschaffenheit der deutschen Volksbildung sagt, welche er mit Recht unter die Hauptursachen der Richtung zählt, welche die arbeitenden Klassen unserer Nation eingeschlagen haben. Leider läßt sich der französische Kritiker auf eine nähere Beurtheilung dieser Bildung nicht ein, vielmehr bemerkt er nur, daß dieselbe „ausgebreiteter" sei als diejenige anderer Culturvölker, daß sie gegen falsche Theorien aber nur einen höchst ungenügenden Schutz gewähre. Was damit gesagt sein soll, ist unschwer zu errathen. In der deutschen Volksschule wird mehr gelehrt, als in der irgend einer andern Nation und wenn die Masse des Gelernten und Gelehrten den richtigen Maßstab für die Volksbildung abgäbe, marschirten wir in der That an der Spitze der Civilisation. Dabei taucht aber die Frage auf: ob die Bildung und das bloße Wissen gleichbedeutende Begriffe sind und ob der Besitz von Kenntnissen bereits als Bürgschaft einer gesunden sittlichen Entwickelung anzusehen ist. Gerade hierin liegt für uns der Schwerpunkt unserer Betrachtung.

In der deutschen Volksschule — man sehe sich nur einmal das Unterrichtsprogramm einer Dorfschule an — werden so zahlreiche Disziplinen gelehrt, so mannigfache Anregungen geboten, daß der gelehrige Schüler nach glücklich absolvirtem Cursus in der Lage ist, über fast alle Gebiete des menschlichen Wissens mitzureden, den größten Theil dessen, was geschrieben und gedruckt wird, mindestens zur Hälfte zu verstehen und die Hebel seiner Kritik an den verschiedensten Punkten anzusetzen. Hat er seine Zeit gut angewendet, so ahnt der ehemalige Volksschüler deutlich, daß die Wissenschaft es nirgends zu abschließenden Resultaten gebracht hat und daß der Weisheit letzter Schluß ein großes, hinter die gesammte gegebene Welt gesetztes Fragezeichen ist.

*) Vergleiche den hamburger Correspondenten Nr. 149.

So hat sich die Skepsis, welche an den Anschauungen der Höchstgebildeten nagt und einmal zur Signatur unserer Zeit gehört, der großen Masse unseres Volkes mitgetheilt, nachdem die Volksschule es für ihre Aufgabe angesehen, jedem Lernenden einen Abriß dessen zu vermitteln, was sich als Gesammtbesitz des menschlichen Geistes darstellt. Innerhalb der besitzenden Klassen bilden das rastlose Streben nach Vervollständigung des Erlernten und die Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse des Einzelnen ein Moment der Versöhnung mit den gegebenen Verhältnissen, welches der Masse abgeht. Von der Möglichkeit continuirlicher Weiterentwickelung durch den harten Drang der Arbeit und durch Flügellahmheit des gewonnenen Bildungsbesitzes ausgeschlossen, auf die Mängel des Bestehenden durch täglich gemachte Erfahrungen hingewiesen, vermag der durch die Volksschule gegangene deutsche Arbeiter vielfach weder den äußeren noch den inneren Frieden zu gewinnen. Er hat genug gelernt, um die blos relative Berechtigung des Bestehenden zu begreifen, aber nicht genug, um zu verstehen, daß auch die schrittweise Besserung des Wirklichen mit ungeheuren Schwierigkeiten umgeben, eine radikale und systematische Umgestaltung in einer Gesellschaft von dem Alter der unsrigen aber unmöglich ist. Weil seinem Seelenleben der feste Grund fehlt, den allein die sittlich-religiöse Ueberzeugung von der nothwendigen Unterordnung des Einzelnen unter die göttliche Welt-Ordnung herstellen kann, weil seine Bildung eine vorzugsweise intellektuelle ist, schweift der deutsche Arbeiter in die Weite, sieht er es als seinen Hauptgewinn an, von den Schranken entbunden zu sein, welchen andere Volksarten unterworfen sind. Die festen Autoritätsbegriffe, welche die katholische Welt beherrschen, sind aus den protestantischen Ländern fast überall verschwunden, — die Beschränkung auf das zunächstliegende, welche in England und in einen Theil Skandinaviens die Regel bildet, ist den Deutschen unmöglich geworden, seit derselbe von der Welt und dem allgemeinen Weltzusammenhange mehr weiß, als jene Völker. Der Engländer, den der Schuh drückt, beschränkt sich darauf, Abhilfe der nächsten Uebel zu suchen; er läßt sich daran genügen, im Verein mit Genossen, die ihm die ganze Welt und die ganze Menschheit bedeuten, auf Verbesserung der Arbeitsbedingungen hinzuwirken, von denen er abhängig ist, — wenn seine Führer durchsetzen, daß sein Standard of life erhalten oder um ein Geringes verbessert wird, so haben sie ihm genug gethan. Gedanken an die Möglichkeit einer Veränderung des gesammten ihn umgebender wirthschaftlichen Systems liegen außerhalb seines Gesichtskreises, weil er sich um die Berechtigung der gegebenen Weltordnung als solcher niemals gequält, weil er überhaupt nicht mehr gelernt hat, als nothwendig ist, um sich innerhalb des Kreises der ihn zunächst umgiebt, zurechtzufinden. Dazu kommt der tiefe Respekt vor der gegebenen kirchlichen und staatlichen Ordnung der Dinge, der allen Klassen der englischen Gesellschaft von Jugend auf anerzogen wird und den man nicht, wie das bei uns häufig geschieht, einseitig beurtheilen darf, indem man ihn als die Hauptquelle des bei den Britten vielfach vorkommenden Gebrechens der Heuchelei ansieht. Bei uns wird alles Mögliche, nur nicht der Respekt gegen die Religion unserer Väter und gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit gelehrt, vielmehr die freie Ueberzeugung des Einzelnen grundsätzlich als Autorität vorangestellt. Statt sich der bildenden und veredelnden Elemente zu bedienen, die in der christlichen Unterweisung liegen, namentlich der Belebung des Gefühls der Achtung vor den Rechten unserer Nebenmenschen, der Zusammengehörigkeit von Reichen und Armen, Vornehmen und Geringen, und in der gegenseitigen Tragung der Lasten des Daseins, die Keinem, welchen Standes er auch sei, erspart bleiben, die Lösung der socialen Mißstände zu suchen, wird Wissen und Erkennen als das Universalmittel gegen alle Uebel der Welt angesehen. Universell gebildet genug, um die Dinge, welche auf ihn drücken, bis an die letzte Quelle zu verfolgen und rücksichtslos genug, um dieselben bei der Wurzel zu ergreifen und womöglich sofort auszureißen, ist der Deutsche außer Stande, sich jener Beschränkung zu fügen, in welcher der Engländer seine Stärke sieht und die ihn befähigt hat, der socialen Reform seit drei Jahrzehnten, ohne Störung des politischen Gleichgewichts seiner Heimat, nachzugehen. In seiner Schule zum Kritiker und Theoretiker geworden, ist der Deutsche der geborene Radikalreformer, d. h. auf gesellschaftlichem Gebiete, Socialdemokrat. Die Bildung, die er empfangen, hat ihn, wie er täglich hört, frei gemacht, d. h. der Nothwendigkeit der Unterordnung überhoben; er weiß, daß alles Wissen Stückwerk ist, und hält dieses Stückwerk nichtsdestoweniger für den höchsten Besitz der Menschheit, — er hat gelernt, daß Alles, was sich für Autorität ausgiebt, einmal nicht autoritär gewesen, sondern nur durch den Glauben der Menschen dazu gemacht worden ist, — er hört endlich, daß die einzige berechtigte und dauerhafte Grundlage bestehender Ordnungen ihre Uebereinstimmung mit dem Willen und dem Interesse der Betheiligten ist. Man sieht, wie wenig dann noch fehlt, um zu dem Entschluß zu gelangen, das eigene Wissen und Dafürhalten zum Gipfel aller Autorität zu machen und die Welt nach dem Maß des eigenen nächsten Interesses durch energisches Wollen und Handeln umzugestalten.

Will man daher die Socialdemokratie in ihren Wurzeln erfassen, so dürfte es unter anderen zu ergreifenden Maßregeln angezeigt sein, die Schule und ihren Unterricht zum Gegenstand der Reorganisation zu machen. Mit Recht ist Deutschland stolz auf seine Volksschulen und auf die Vorzüglichkeit des in denselben ertheilten Unterrichts, aber der letztere würde nichts an Werth verlieren und Millionen zum wahrhaften Segen gereichen, wenn man die Ausdehnung seiner Materie beschränkte und dieselben mehr dem betreffenden Lebenskreise der Schüler anpaßte. Die Volksschule gebe eine Bildung, die Jedem ein menschenwürdiges Dasein verstattet, die

den kleinen Mann womöglich in seinem Handwerk fördert, nicht aber ihn dasselbe verleidet, sintemal auch Brod gebacken und Häuser gebaut werden müssen. (Vergl. Adolph Meyer: Der Socialismus, seine Grundideen und seine Irrthümer. Deutsche Warte Vol. IX. Heft II.) Diejenigen Männer, welche gleichen Unterricht ohne Unterschied für Alle verlangen, sollten sich doch klar machen, daß die in der Schule erworbenen Kenntnisse noch lange keine wahrhafte Bildung ausmachen, sondern daß diese, gleichwie jeder Mensch das Kind seiner Eltern ist — nur das Genie macht eben als solches eine Ausnahme und geht selbstständige Bahnen — von der geistigen Atmosphäre bedingt wird, darin das betreffende Kind aufwächst. Giebt nun die Schule in dem Maß von Kenntnissen, welche sie mittheilt, gleichsam nur das Gerüst für die geistige Ausbildung des Menschen, so muß das hier Gegebene auch dem bürgerlichen Lebenskreise des Kindes angemessen sein, wenn anders nicht der Einseitigkeit und Verschrobenheit Thor und Thür geöffnet werden soll. Hierbei ist auf die erziehende Seite des Unterrichts in den Volksschulen noch ein besonderes Gewicht zu legen, da in den unteren Schichten der Bevölkerung die Schule nur zu häufig allein die sittliche Grundlage bei den Schülern geben muß, die bei höheren Lehranstalten mit Recht dem Hause überlassen werden kann. Man hat sich also vor allen Dingen zu hüten, daß man die Kinder nicht, das Urtheil Salomo's erneuernd, in zwei Stücke schneidet, indem man das eine Stück mit dem Verstande ausbildet, das andere mit dem Willen aber der Verwilderung übertäßt. Die Bildung des Herzens ist leider über die des Verstandes in der Schule der Jetztzeit bei Seite geschoben worden, ohne daß man daran dachte, welchen Lebensborn man damit der aufwachsenden Generation verstopfte. Daß dieser wieder geöffnet werde, dazu kann allein die richtige Unterweisung in der heiligen Schrift, verbunden mit dem Katechismusunterricht, führen. Mit Recht hat man vielfach in unsern Tagen darauf hingewiesen, wie unstatthaft es sei, die ganze Bibel der Jugend in die Hände zu geben, davon kann auch selbstredend hinfürder nicht die Rede sein, vielmehr meinen wir, daß dem Lehrer das für den gegebenen Fall daraus zu Wählende überlassen bleiben muß. Er lese mit seinen Schülern von dem Wirken dessen, der durch den ganzen Kreislauf des menschlichen Lebens mit seinen Hoffnungen und Schmerzen, von der Geburt an bis zum Tode und von der Kindheit bis in's hohe Alter, für jede Scene und Abstufung desselben, für jeden Kummer und jedes Leid die innigste Theilnahme empfand; bei dem alle Mühseligen und Beladenen, alle Gefallenen und Verwahrlosten auf Erden: der blinde und lahme Bettler, der Verbrecher, das mit Schande befleckte Weib und der von uns ängstlich gemiedene Aussätzige seinen Antheil findet, den weder menschlicher Stolz, noch die Gleichgültigkeit oder Sophistik aller Jahrhunderte irdischen Bestands hinweg nehmen oder auch nur um das Gewicht eines Sonnenstäubchens verkürzen kann. Er schlage mit ihnen in den Blättern des Evangeliums nach, über die der Abglanz göttlicher Hoheit verbreitet liegt, und zeige ihnen, wie die einfache und doch so inhaltschwere Lehre des erhabenen Stifters unserer Religion die höchste sittliche Ausbildung des Menschen in sich faßt und daß das menschliche Geschlecht, so alt es immer werden mag, nie über die ewige Wahrheit und Weisheit dieser Lehre hinauskommen wird. Der so geschulte Arbeiter wird erkennen, wie auch er in kleinem Kreise, wenn er nur richtig erkannt hat, wozu er bestimmt ist, und seine Fähigkeiten anwendet, seine Mission als Mensch erfüllen kann. Er wird zu der tröstlichen Ueberzeugung gelangen, daß unser Maßstab, die Dinge zu messen, doch kein rechter ist, sondern daß Alles, was von Menschenhänden herrührt, wie sehr die Welt es auch immer bewundern und anstaunen mag, in dem Auge Gottes unendlich klein sein kann und wie ein armer Tagelöhner, der im Schweiße seines Angesichts sein Brod ißt, vor dem Throne des Allmächtigen höher stehen kann als ein großer Geist, unter dessen Hand sich Nationen beugen und ein Fürst, der ihre Geschicke zu lenken glaubt. Die Frucht aber solcher Erkenntniß wird die Zufriedenheit mit dem ihm beschiedenen Loose und den engen Schranken seiner bürgerlichen Lebensstellung sein, über die hinauszustreben er fürderhin weder Beruf noch Sehnsucht empfindet.

Dr. Leesenberg.

Die äußere Ausbreitung des Diakonissenwerks.

Zu der am 18. und 19. v. Mts. in Kaiserswerth stattgehabten 6ten General-Conferenz der Diakonissen-Mutterhäuser hat das Kaiserswerther Mutterhaus Erhebungen über den Stand der übrigen Diakonissen-Anstalten im „Armen- und Krankenfreund" veröffentlicht, von welchen wir nachstehend einen, wenn auch nicht vollständigen Ueberblick mittheilen.

Es bestehen zur Zeit folgende Diakonissen-Mutterhäuser:

		Schwestern
1.	Kaiserswerth, gestiftet 1836, mit zur Zeit	559
2.	Berlin (Elisabeth-Krankenhaus), gestiftet 1837, mit zur Zeit	72
3.	Paris, gestiftet 1841, mit zur Zeit . .	63
4.	Straßburg, gestiftet 1842, mit zur Zeit	134
5.	St. Loup, " 1842, " " "	47
6.	Dresden, " 1844, " " "	188
7.	Utrecht, " 1844, " " "	61
8.	Bern, " 1845, " " "	103
9.	Berlin (Bethanien), gestiftet 1847, mit zur Zeit	187
10.	Stockholm, gestiftet 1849, mit zur Zeit	120
11.	Rochester (Zahl der Schwestern unbekannt)	—
12.	Breslau, gestiftet 1850, mit zur Zeit .	133
13.	Königsberg i. Pr., gestiftet 1850, mit zur Zeit	118
14.	Stettin, gestiftet 1851, mit zur Zeit . .	24
15.	Ludwigslust, gestiftet 1851, mit zur Zeit	90
16.	Carlsruhe, " 1851, " " "	83

17. Riehen (bei Basel), gestiftet 1852, mit Schwestern zur Zeit 141
18. Neuendettelsau, gestiftet 1854, mit zur Zeit 175
19. Stuttgart, " 1854, " " " 200
20. Augsburg, " 1855, " " " 40
21. Halle, " 1857, " " " 52
22. Darmstadt, " 1858, " " " 100
23. Zürich, " 1858, " " " 64
24. St. Petersburg, " 1859, " " " 15
25. Speyer, " 1859, " " " 46
26. Craschnitz, " 1860, " " " 44
27. Hannover, " 1860, " " " 115
28. Hamburg, " 1860, " " " 21
29. London, " 1861, " " " 17
30. Danzig, " 1860, " " " 41
31. Kopenhagen, " 1863, " " " 63
32. Treysa, " 1864, " " " 23
33. Haag, " 1865, " " " 26
34. Mitau, " 1865, " " " 12
35. Posen, " 1865, " " " 39
36. Frankenstein, " 1866, " " " 73
37. Riga, " 1866, " " " 8
38. Berlin (Lazarus-Krankenhaus), gestiftet 1867, mit zur Zeit 34
39. London (Tottenham), gestiftet 1867, mit zur Zeit 33
40. Reval, gestiftet 1867, mit zur Zeit . . 13
41. Helsingfors, gestiftet 1867, mit zur Zeit 11
42. Altona, " 1867, " " " 32
43. Bremen, " 1868, " " " 9
44. Christiania, " 1868, " " " 94
45. Wiborg, " 1869, " " " 6
46. Bielefeld, " 1869, " " " 153
47. Neu-Torney bei Stettin, gestiftet 1869, mit zur Zeit 100
48. Braunschweig, gestiftet 1870, mit zur Zeit 19
49. Frankfurt a. M., " 1870, " " " 45
50. Flensburg, " 1874, " " " 36
51. Berlin (Paul-Gerhardtstift), gestiftet 1876, mit zur Zeit 19

zusammen 3901,

davon 2433 eingesegnete und 1468 noch nicht eingesegnete. Außerdem sind in Kaiserswerth 17, in Königsberg 2, Ludwigslust 15, St. Petersburg 5, Craschnitz 12, Posen 1, Riga 2, Bielefeld 5 und in Frankfurt a. M. 2 Diakonissenschülerinnen vorhanden.

Im Jahre 1875 betrug die Zahl der vorhandenen Schwestern 3239, dieselbe hat sich mithin im Laufe von 3 Jahren vermehrt um 662.

Die Zahl der verschiedenen Arbeitsfelder, auf welchen die Schwestern thätig sind, hat sich von 866 im Jahre 1875 auf 1089 vermehrt.

Die Gesammteinnahmen dieser Diakonissen-Anstalten mit ihren Filialen im Jahre 1877 beziffern sich auf 4,099,340 Mark, die Gesammtausgaben auf 4,110,147 Mark.

Das Militär-Curhaus zu Warmbrunn.

Ueber das Militär-Curhaus in Warmbrunn, Privatstiftung als Nationaldank an die Preußische Armee und Flotte, liegt ein nach Schluß des Jahres 1877 von dem derzeitigen verwaltenden Comité erstatteter Bericht vor, dem wir das Folgende entnehmen. Das Curhaus hat seit dem J. 1866, wo es zunächst als Lazareth für die in Böhmen Verwundeten diente, bis zum Schlusse der Saison 1877, während seines 12jährigen Bestehens aufgenommen: 3,218 Militärs, 345 Officiere und Beamte, darunter 683 Personen in Freistellen, und mit 98,621 Tagen verpflegt, also etwa das Achtfache von dem geleistet, was durch eine bloße Geldunterstützung aus Verzinsung des früher gesammelten Capitals hätte erzielt werden können. Daß bei den angeführten Leistungen, wenigstens bis zum Jahre 1874, die früher gesammelten Mittel der Stiftung mit zugesetzt werden mußten, ist bei den zahlreich gewährten Freistellen und dem Umstande, daß in den ersten 5 Jahren nur eine Vergütung von 10 Sgr. pro Mann und Tag geleistet wurde (später 15 und 17½ Sgr.), also dem Staate zu Gute kam, selbstverständlich, und war ohnehin die Bestimmung der patriotischen Beiträge. Es wurde daher auch schon nach der Saison von 1876 durch Comité-Beschluß Se. Majestät ehrfurchtsvoll gebeten, das Haus als Staatseigenthum anzunehmen und dem Kriegs-Ministerium zur Fortführung zu überweisen. Die königl. Staats-Regierung hat diese Bitte jedoch bis jetzt nicht genehmigt und unter der Andeutung, daß das zu bedeutende Opfer durch amtliche Verwaltung fordern würde, die bisherige Comité-Verwaltung fortbestehen lassen und den Satz der Verpflegungs-Vergütigung unter der Bedingung der allgemeinen Normirung auf 2 Mk. 25 Pf. vorläufig erhöht. — Das Comité hat sich natürlich dieser Pflicht nicht entziehen können, sondern die übernommene Aufgabe bis jetzt fortgeführt und wird dies auch ferner thun, so weit seine Kräfte reichen. Obschon bedauerlicher Weise die patriotischen Beiträge und Unterstützungen, auf welche die Stiftung für Deckung der ihr zufallenden, extraordinären, oft sehr bedeutenden Ausgaben allein angewiesen war, von Jahr zu Jahr sich vermindert haben, so ist es dennoch der Stiftung gelungen, durch ihre Bemühungen und aus eigenen Mitteln die bisher nöthigen Zuschüsse zu beschaffen. — Es wurde nämlich zur Deckung des nöthigen Zuschusses der Jahre 1875, 1876 und 1877, der bei einer Extraausgabe von 16,736 Mk. und einer Extraeinnahme von nur 3,731 Mk., 13,005 Mk. betrug, bei der Kreis-Sparkasse zu Hirschberg eine erste Hypothek von 12,000 Mk. auf das Grundstück aufgenommen, der Rest von 1,200 Mk. aber als patriotische Unterstützung Seitens des „König-Wilhelm-Verein" zugeschossen. — Soll nun die Stiftung auch ferner ihrer Aufgabe in der bisherigen Weise erhalten bleiben, so ist bei aller Sparsamkeit in den erwähnten extraordinären Ausgaben immerhin ein jährlicher Zuschuß von ca. 1200 Thlrn. oder 3600 bis 4000 Mk. noth-

wendig und muß, wenn der Werth des Grundstücks, also das Vermögen der Stiftung nicht durch weitere Hypothek verringert werden soll, auf andere Weise, also durch Erhöhung der Einnahmen, erzielt werden, welche kaum anders als durch eine Wiedervermehrung der patriotischen freiwilligen Beiträge zu erreichen ist. — Wenn beispielsweise in den 3 Provinzen, denen hauptsächlich die Thätigkeit der Stiftung zugewiesen ist (Schlesien, Preußen, Posen), die zusammen 141 Kreise enthalten, ein jeder derselben auf einige Zeit sich zu einem jährlichen Beitrag von 10—20 Mk. verstände, dann wäre das Institut in seiner Thätigkeit erhalten. — Bereits hat der König-Wilhelm-Verein in Berlin außer jener Unterstützung zur Deckung des Minus der vergangenen Jahre auch für das Jahr 1878 behufs Wiedereröffnung und Fortführung des Militär-Curhauses einen Beitrag von 1800 Mk. gewährt. Rechnet man nun einen Ertrag aus den Aufnahme-Vergütungen, nach der Erfahrung der letzten Jahre, mit 600 Mk. und die bisher gewährten anderen patriotischen Gaben von etwa 500 Mk., so würde die Stiftung für das Jahr 1878 nur eines weiteren Beitrages von noch 1000—1200 Mk. bedürfen und dafür noch mehrere Freistellen an gänzlich unbemittelte Invaliden, deren bereits wieder zahlreiche Aufnahme verlangen, gewähren können. — Baare Unterstützungen bittet man, an den Schatzmeister des Comités Hoflieferanten J. Ewest in Berlin, Behrenstraße 26, Materialien an das Militär-Curhaus in Warmbrunn direct zu adressiren.

Es fanden Aufnahme	1875		1876		1877	
	Mann	Tage	Mann	Tage	Mann	Tage
A. Von der Königl. Armee überwiesen	48	1486	40	1372	40	1440
B. Aus der Königl. Gendarmerie	11	294	9	301	8	256
C. In Selbst-Bezahlung						
a) Offiziere und Beamte	9	224	18	511	22	789
b) Andere Militärs .	7	187	9	298	10	308
D. In gänzlichen Freistellen						
a) von Vereinen und Civilbehörden überwiesen	23	741	22	673	12	371
b) von dem Comité des Kurhauses als gänzlich mittellos aufgenommen	3	101	3	93	1	41
	101	3033	101	3248	93	3205

(Kriegerheil.)

Die Kaiser-Wilhelmsstiftung für deutsche Invaliden.

Nach dem soeben veröffentlichten 7. Bericht über die Wirksamkeit der **Kaiser-Wilhelmsstiftung für deutsche Invaliden** im Jahre 1877 hat dieselbe in dem angegebenen Zeitraum 201 127 Mk. aus dem Kapitalstock der Stiftung — 54 471 Mk. mehr als im Jahre 1876 — aufwenden müssen, um den noch immer wachsenden Anforderungen an die Stiftung zu genügen. Durch diese Kapitalverminderung **verringert** sich natürlich auch die Einnahme um die Zinsen der zugesetzten Summe. Und in ähnlicher Weise gehen auch die Geschenke zurück: es flossen der Stiftung im vergangenen Jahre deren nur im Betrage von 6743 Mk. zu, während dieselben im Jahre 1876 noch die Höhe von 26 640 Mk. erreichten. Der Bericht bringt denn auch mit Recht die Sorge für die Zukunft der Stiftung zum Ausdruck und berechnet, daß das Kapital unter diesen Umständen höchstens bis zum Jahre 1900 ausreichen werde, und ca. 1 Millionen Mark fehle, um den Ansprüchen bis zum Jahre 1922 zu genügen, zu welchem Zeitpunkt die jetzt jüngsten der dann noch lebenden Invaliden resp. Wittwen das 72. Lebensjahr erreichen. Angesichts dessen wird die zuversichtliche Hoffnung betont, daß das deutsche Volk bei seiner bekannten Opferwilligkeit im Bedarfsfalle die Invaliden und Wittwen im Alter nicht darben lassen werde.

Die Zahl von ca. 8000 Gesuchen, welche in dem abgelaufenen Jahre bei der Stiftung eingegangen und erledigt worden sind, giebt einen Begriff von dem Umfang ihrer Wirksamkeit. In welchem Maße die Anforderungen an die Stiftung wachsen, ist aus folgenden Zahlen zu ersehen. Es erhielten 1877 1) Invaliden: laufende Unterstützungen mehr: 204 Pers. 7392 Mk. 2) Hinterbliebene: einmalige Unterstützungen mehr: 67 Pers. 2074 Mk. laufende Unterstützungen mehr: 311 Pers. 23 220 Mk. Die Beihülfen an Officiere haben sich verringert, dagegen diejenigen an Hinterbliebene von Officieren und Beamten ebenfalls erheblich vermehrt, denn es erhielten im verflossenen Jahre, verglichen mit 1876, einmalige Unterstützungen mehr: 11 Pers. 62 Mk, hingegen laufende mehr: 46 Pers. 5148 Mk. Die Bade-Unterstützungen haben sich gegen das Vorjahr wieder verringert, denn es wurden für solche 1877 24 622,60 Mk. gegen 1876 mithin 6146,46 Mk weniger verausgabt, und zwar an 294 Personen.

Die Uebersicht der Einnahmen und Ausgaben des Centralfonds im Jahre 1877 enthält folgende Hauptziffern:

A. **Einnahmen**: Bestand aus 1876: 3 692 954 Mk. 70 Pf. Einnahme des Jahres 1877: 1) Zuwendungen an einmaligen und laufenden Beiträgen 6743 Mk. 6 Pf., 2) Zinsen und sonstige Einnahmen 178 698 Mk 99 3) zurückgezahlte Kautionen 4050 Mk., zusammen 3 882 446 Mk. 75 Pf.

B. **Ausgaben**: 1) Unterstützungen an 4819 Personen 324 455 Mk. 11 P., 2) Vorschüsse zu Badekuren 7563 Mk., 3) Subventionen an Vereine 55 518 Mk., 36 Pf., 4) zu Kautionsbestellungen 4800 Mk. 5) Verwaltungskosten 12 622 Mk. 83 Pf, zusammen 404 959 Mk. 30 Pf. Hiervon ab die von Vereinen zugeschossenen Beträge, sowie zurückgelangte Vorschüsse und Unterstützungen mit 14 339 Mk. 70 Pf., bleibt **Ausgabe**: 390 619 Mk. 60 Pf. Mithin betrug der Bestand ultimo December 1877 3 491 827 Mk. 15 Pf. Das Kapitalvermögen hat sich daher, wie schon angedeutet, wiederum vermindert um 201127 Mk. 55 Pf. Rechnet man jedoch hiervon ab die für 13 invalide Militärs gestellten Kautionen mit 52 950 Mk., so verbleibt nur ein Minus von

178 177 Mk. 55 Pf. Die Gaben betrugen, wie bereits mitgetheilt, 1877 nur 6743 Mk. 6 Pf., 1876 dagegen 26 640 Mk. 73 Pf., mithin 1877 weniger 19 897 Mk. 67 Pf.

An einmaligen Unterstützungen wurden 1877 bewilligt 99 087 Mk. 61 Pf., an fortlaufenden 225 367 Mk. 50 Pf., Summa 324 455 Mk. 11 Pf, was ein Mehr von 23 456 Mk. 23 Pf. gegen 1876 darstellt.

Der Bericht enthält ferner Nachrichten über die Vereinsbildung und Vereinsthätigkeit für die Zwecke der Kaiser-Wilhelms-Stiftung in den einzelnen deutschen Staaten, eine Zusammenstellung aus den detaillirten Rechenschaftsberichten dieser Zweigvereine und das namentliche Verzeichniß der gegenwärtigen Mitglieder des Gesammtvorstandes und des Verwaltungsausschusses der Stiftung.

Bahnhofs-Colportage.

Der Handelsminister hat am 27. Juni d. J. an die Königl. Eisenbahn-Directionen und Commissionen die Aufforderung gerichtet, streng darauf zu halten, daß alle staats- und reichsfeindlichen Zeitungen und Druckschriften, namentlich die socialdemokratischen, ebenso unsittliche Schriften und Bilder, sowie die Photographien der Verbrecher Hödel und Nobiling unbedingt von der Colportage ausgeschlossen und ebenso in den Restaurationen und Restaurationsräumen nicht geduldet werden sollen. Die Colporteure haben den Königl. Commissionen ein Verzeichniß der von ihnen feilgehaltenen Zeitungen und Druckschriften einzureichen. Den Stationsvorstehern, Bahn- und Betriebscontroleuren fällt die Ueberwachung zu; auch sollen die zur Aufsicht berufenen Beamten gelegentlich der Revisionsreisen sich selber in Restaurationen und bei den Colporteuren überzeugen, daß den Vorschriften des Ministers genügt wird. Das ist ganz vortrefflich! Alle Freunde des Volkes werden gut thun, diese Sache im Auge zu behalten.

„Die Kinderfreude" ist ein sehr billiges und gutes Kinderblatt, das allen Familien, Kleinkinderschulen und Sonntagsschulen, zu empfehlen ist. Der ganze Jahrgang (12 Nummern) kostet nur 75 Pf. bei 2 und mehr Exemplaren nur 50 Pf. Das Blatt bringt kindlich erzählte Geschichten aus der Bibel, Kinderstube und Natur und schöne Bilder von Oscar Pletsch, Ludwig Richter, J. Steglich und anderen Meistern. Redacteur: Pastor H. Röhricht, Vorsteher des Diakonissenhauses für Kinder- und Gemeindepflege (Oberlinhaus) zu Nowawes bei Potsdam.

Der Erziehung in Haus und Kleinkinderschule und der Gemeindepflege dient die vom Centralvorstande des Oberlinvereins herausgegebene Zeitschrift: die christliche Kleinkinderschule," Redacteur: Pastor Röhricht. Der Jahrgang von 12 Nummern (à 1 ½ Bogen stark) mit dem illustrirten Beiblatt „Kinderfreude" kostet nur 2 Mk.! Die Mitglieder des Oberlin-Central-Vereins erhalten bei einem Jahresbeitrage von 3 Mk. Haupt- und Beiblatt unentgeltlich. Pastor Röhricht in Nowawes ist gern bereit, gratis Probenummern von Beiden zu versenden.

In Nr. 36 vom 4. September a. c. des Wochenblatts der Johanniter-Ordensballey Brandenburg befindet sich unter der Ueberschrift „Eine Unkenntniß der Zwecke des Johanniter-Ordens" ein Artikel, welcher sich gegen eine Aeußerung wendet, die der Unterzeichnete in einem im Verein für die Geschichte der Provinz Preußen gehaltenen und in der Altpreußischen Monatsschrift (1878, Heft 1 u. 2) gedruckten Vortrage über „die Anfänge des Deutschen Ordens in Preußen und seine Beziehungen zum Heiligen Lande" gethan hat, und welcher durch die folgende Bemerkung seine Erledigung findet.

Dem ungenannten Verfasser jenes Artikels, der, wie es scheint, nur die erste Seite meiner Abhandlung gelesen und gleich die auf die von ihm angegriffene Aeußerung folgenden beiden Sätze nicht mehr beachtet hat, ist es vollkommen entgangen, daß ich an der von ihm herausgegriffenen Stelle weit entfernt bin von dem Johanniter-Orden in seiner dermaligen Gestalt und speciell von dem evangelischen Zweige desselben zu sprechen, daß sich die von mir gebrauchte Wendung, „derselbe sei schließlich als ein Fremdling inmitten der so ganz anders gestalteten Welt erschienen und nicht mit Unrecht als überlebt und veraltet angefeindet" vielmehr auf die späteren Zeiten der Existenz des Ordens im Heiligen Lande bezieht, wo derselbe bekanntlich ähnlichen Nachstellungen ausgesetzt gewesen ist, wie sie dem Deutschen Orden zeitweise bereitet wurden und wie solchen der Templerorden zum Opfer fiel. Eine einfache Beachtung der auf den angegriffenen Satz folgenden beiden Sätze hätte ein Mißverständniß, wie es hier geschehen, unmöglich gemacht. Denn daß mir bei meiner Aeußerung fälschlich unterschobene Sinn fern gelegen hat, brauche ich wohl nicht erst durch den Hinweis auf die warme Anerkennung und Fürsprache zu erläutern, die ich an einem andern Orte den Bestrebungen des modernen Johanniter-Ordens habe zu Theil werden lassen. —

Königsberg i. Pr., d. 10. Sept. 1878.

Dr. Hans Prutz,
ord. Professor der Geschichte an der Universität Königsberg i. Pr.

Gebrauchte Briefmarken

verwerthe ich zum Besten der protestantischen Kirche zu Krankenheil-Tölz in Oberbayern, und bitte, mir solche zahlreich einzusenden.

Banzin bei Brahlsdorf in Mecklenburg-Schwerin.

Baronin von Laffert,
geb. von Behr.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63 — 65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 a.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 9. October 1878. Nr. 41.

Die Anstalten von Gustav Werner in Reutlingen.*)

Gustav Werner, geboren 1810 in Zwiefalten als Sohn des dortigen Oberamtmanns, begann seine Laufbahn als evangelischer Pfarrvicar. Vom kirchlichen Lehrbegriff in mehreren Punkten abweichend, faßte er das Christenthum von der practischen Seite auf als Religion der vollendetsten Gottes- und Nächstenliebe. Diese Ueberzeugung wollte er verwirklichen in der That, durch liebevolle Unterstützung hilfsbedürftiger Mitmenschen. Sein Grundgedanke dabei war, daß wahrhafte Hilfe nicht blos materiell sein dürfe, sondern das die Leidenden, welchen in ihrer Noth geholfen wird, zugleich fittlich gehoben werden müssen, und daß das kräftigste Mittel gegen die socialen Uebel, welche die Großindustrie im Gefolge hat, die Verbindung der Armenpflege mit der Industrie sei. Die Kräfte der Industrie wollte er dem Liebeszweck des Christenthums dienstbar machen. Als das Gebiet, wo Hilfe am dringendsten nöthig, fiel ihm zunächst die vielfach verwahrloste Kinderwelt ins Auge. Schon als 27jähriger Pfarrgehilfe in Waldorf gründete er 1837 eine Kleinkinder- und Arbeitsschule, wozu er die Mittel von feinen durch seine Predigten begeisterten Gemeindemitgliedern erhielt. Bald nahm er ein verwaistes Kind in eigene Pflege; nach kurzer Zeit ließ er auf das Gemeindebackhaus einen zweiten Stock bauen und machte daraus eine Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder. Dies ist der kleine Anfang der Werner'schen Unternehmungen. In der weiteren Entwicklung derselben bis auf die Gegenwart haben wir 3 Epochen zu unterscheiden: die erste, in welcher Werner allein, wenn auch unterstützt von Freunden, seine philantropischen Gedanken verwirklicht; die zweite, in welcher es ihm gelungen ist, einen förmlichen Verein Gleichgesinnter für seine Zwecke zu constituiren; die dritte, in welcher sein Unternehmen von einer Actiengesellschaft in die Hand genommen und weiter geführt wird, von welcher Werner aber im Lauf der Zeit einen Theil des Etablissements zurückkauft oder pachtet.

Die erste Epoche reicht bis zum Jahr 1858. Es war die Zeit, in welcher sich Werner in jugendlicher Begeisterung unter persönlicher Aufopferung den Boden für sein Werk errang. Im Jahr 1840 gab er den Kirchendienst auf, um sich ganz der Fürsorge für die Armen zu widmen und verlegte seine Anstalt nach Reutlingen. Dort bezog er eine größere Wohnung, pachtete auch einige Güter und suchte seine Anstalt, deren Bestand von 10 bald auf 40 Kinder wuchs, theils durch landwirthschaftlichen Betrieb, theils durch Stickerei zu erhalten. Daneben suchte er durch religiöse Vorträge, die er im ganzen Lande hielt, und mit welchen Collecten verbunden waren, sich die nöthigen Mittel zu verschaffen. Hauptsächlich seiner Thätigkeit als Reiseprediger hatte er es zu danken, daß er im Jahre 1842 ein eigenes Haus kaufen und mit der Rettungsanstalt auch eine eigene Anstaltsschule verbinden konnte. Das nöthige Personal führte ihm ebenfalls die Reisepredigt zu. Im Jahr 1847 betrug die Zahl der Pflegenden und Pfleglinge schon 100. Im Jahr 1850 kaufte er um 40,000 fl. eine unter ihrem früheren Besitzer heruntergekommene Papierfabrik in Reutlingen. Die Noth jener Zeit führte ihm viele Arme, namentlich auch Kinder zu, welche bei ihm Unterstützung und soweit möglich Arbeit fanden. Er nahm deren besonders Viele aus der ökonomisch heruntergekommenen Gemeinde Fluorn, O.-A. Obernborf, auf und gründete im Jahr 1851, von den Gemeinde- und Bezirksbehörden aufgemuntert, in dieser Gemeinde die erste Filialanstalt mit landwirthschaftlichem Betrieb, welcher in den nächsten 6 Jahren noch 20 weitere folgten, von denen aber mehr als die Hälfte wieder eingegangen sind. Bei den meisten derselben bildete der landwirthschaftliche Betrieb

*) Das Mutterhaus Gotteshilfe in Reutlingen und seine Zweiganstalten, dargelegt von G. Werner. Stuttgart 1862.

G. v. Orlich, Major a. D. Die G. Werner'schen Rettungsanstalten in Reutlingen. Bonn 1870.

Concordia, Zeitschrift für die Arbeiterfrage. Berlin. Jahrg. 1873 Nr. 15, 17, 18.

die Unterlage des damit verbundenen Rettungshauses. Anlässe der verschiedensten Art führten Werner zu diesen Niederlassungen; bald war es ein geräumiges Haus, bald eine leer stehende Fabrik, bald eine Wasserkraft, bald ein ungewöhnlich niederer Schätzungsanschlag, welcher seinen Entschluß dabei leitete; bei einzelnen Etablissements handelte es sich auch um Ergänzung einer schon bestehenden Anstalt oder um Erwerbung eines Knotenpunkts für kleinere Rettungshäuser. Jedenfalls waren es mehr die Interessen der letzteren, als die Absicht der Gründung eines speciellen industriellen Unternehmens, welche Werner bei der Anlage dieser kleinen Zweiganstalten im Auge hatte. Letzterer Zweck wurde von ihm nur bei der Erbauung der Papierfabrik in Dettingen verfolgt. Es hatte sich im Laufe der Zeit herausgestellt, daß die Reutlinger Papierfabrik wegen unreinen Wassers u. dgl. nicht in ersprießlichen Gang zu bringen war. Darum wurde die Verlegung der Papierfabrik von Reutlingen in das Ermsthal bei Dettingen beschlossen und zu diesem Zweck ein großartiger Bau im Jahr 1860 begonnen und das Werk 1862 in Gang gesetzt. Inzwischen wurde die Anstalt in Reutlingen immer weiter ausgedehnt durch eine mechanische Werkstätte und durch verschiedene Gewerbe: Schneiderei, Schusterei, Sattlerei, Gerberei, Buchbinderei, Korbflechterei u. s. w. Die Gemeinschaft hatte sich allmählig bis auf 1600 Personen vermehrt. Es schlossen sich nämlich nicht allein Arme Werners Anstalt an. In Folge der durch seine Reisepredigt erweckten Theilnahme traten auch Vermögliche als Hausgenossen in dieselbe ein, indem sie ihr Vermögen der Anstalt schenkten und für ihre Zwecke arbeiteten. Für solche wurde der Grundsatz aufgestellt, daß sie ebenso wie die Armen Kost, Kleidung und allen nöthigen Unterhalt, dagegen keinen Lohn bekommen. Aller Arbeitsertrag sämmtlicher in der Anstalt befindlichen Personen wird rein für die Zwecke der Anstalt und Gründung neuer Anstalten verwendet. Die als Hausgenossen Eingetretenen können zwar jederzeit wieder austreten, erhalten aber dann nur ihr eingeworfenes Vermögen zurück, dagegen weder Zins noch Ersatz für ihre geleisteten Dienste, denn ihr Eintritt darf keinen anderen Zweck als den der dienenden Liebe haben.

Außer den förmlich in die Anstalt Eingetretenen schlossen sich auch noch Arbeiter verschiedener Geschäftszweige an, welche aus Liebe zur Sache, meistens ohne Lohn, jedoch ohne ihr Vermögen einzuwerfen oder sich irgendwie zu binden, ihre Arbeitskräfte der Anstalt widmeten. So bildeten sich 4 Kategorien von Zugehörigen der Werner'schen Anstalten: 1) Hausgenossen, oft ganze Familien, welche unter Einwerfung ihres Vermögens förmlich eingetreten sind; 2) Arbeiter, welche zeitweilig ihre Kräfte der Sache widmen; 3) die sogen. Versorgten, arme, kranke, vielfach krüppelhafte Personen, welche in den Anstalten unterhalten und, soweit sie fähig sind, zur Arbeit verwendet werden; 4) verwahrloste Kinder, welche neben dem gewöhnlichen Schulunterricht Anleitung zur Thätigkeit im praktischen Leben erhalten. Für einen Theil der Personen aus den beiden letzten Kategorien werden Kostgelder bezahlt, theils von Privaten, theils von Gemeinden. Lohn bekommt, wie bereits bemerkt, von den eigentlichen Geschäftsangehörigen Niemand. Das Leben in der Anstalt selbst soll Mittel der sittlichen und religiösen Besserung und Rettung sein; gerade die Arbeit soll dazu helfen; indem sie in wahrhaft christlichem Geiste verrichtet wird.

Indessen war die Last alleiniger Verwaltung für Werner zu groß geworden. Um sich eines Theils derselben zu entledigen, bildete er aus seinen Freunden einen Aeltestenrath, bestehend aus 7 Männern von verschiedenen Orten Württembergs, welche periodisch mit Werner zur Besprechung und Unterstützung zusammentraten.

Im Jahre 1858 wurde sodann die ganze Gesellschaft Werner'scher Gesinnungsgenossen als „Verein zum Bruderhaus" mit dem Sitz in Reutlingen constituirt. Dieser Verein hatte nach seinen Statuten den Zweck, solche, welche die Liebe zu Gott und dem Nächsten als erstes Gebot anerkennen, in eine Verbindung zu bringen, welche einmal eine Verbrüderung ist, die sich durch die Wahrheiten des Christenthums gegenseitig stärkt und erbaut, und zugleich eine Erwerbsgesellschaft, in welcher die Mitglieder als christliche Haushalter sich zu üben und zu beweisen haben, indem sie von dem Ertrag ihrer gemeinschaftlichen Arbeit und den Mitteln, die ihnen sonst zufließen, ihren Mitgliedern Hilfe leisten durch Gründung von Anstalten zur Erziehung der Kinder, Bildung der Jugend, Beschäftigung der Armen, Pflege der Kranken, Gebrechlichen, Alten und Verlassenen.

In seiner inneren Einrichtung suchte der Verein das Grundgesetz der Familie durchzuführen, daher er mit den Zweiganstalten den Character einer Familiengesellschaft an sich tragen sollte.

Das gesammte bisher auf den Namen Werners eingeschriebene Anstaltseigenthum ging sammt Aktiven und Passiven auf den Verein über.

Mit der Gründung des Vereins zum Bruderhaus schließt die erste Phase in der Entwickelung der Werner'schen Anstalten. Eine noch größere Sicherung derselben, als sie durch die Gründung dieses Vereins erlangten, wurde zunächst durch eine schwere Krisis herbeigeführt, welche sie zu bestehen hatten. Die Errichtung der Papierfabrik in Dettingen erforderte einen Aufwand von 400,000 fl., welcher beinahe ganz als Anlehen gedeckt werden mußte. Dazu kam, daß während der Erbauung und Einrichtung der Fabrik die mechanische Werkstätte in Reutlingen für jene arbeitete, und somit der aus ihr zu beziehende Verdienst wegfiel. So kam Werner, der schon bei seinen früheren Unternehmungen in seinem Liebeseifer zu wenig gerechnet hatte, in immer tiefere Schulden hinein. Das Andringen der Gläubiger veranlaßte ihn im November 1863, auf gerichtliche Vermögensuntersuchung anzutragen. Dieselbe ergab einen Vermögensstand von 1,503562 fl., dagegen eine Schuldenlast von 1,406721 fl.

Der Ueberschuß von 96,841 fl. erschien mehr als aufgewogen durch das eingeworfene Vermögen der Hausgenossen im Betrage von 128,000 fl. Unter diesen Umständen schien ein Gant unvermeidlich. Ein solcher hätte aber sehr traurige Folgen gehabt. Ein Theil der Gläubiger wäre unbefriedigt geblieben, die Anstalten selbst wären eingegangen, und — abgesehen von der fühlbaren Lücke, welche dadurch in der Armenfürsorge unseres Landes entstanden sein würde — was sollte aus den in den Anstalten Befindlichen werden? Es waren in jener Zeit 1124 Personen in den Anstalten, nämlich 225 Hausgenossen, 183 Arbeiter, 455 Versorgte, 261 Kinder. Bald nach Bekanntwerden des Standes der Sache vereinigte sich eine Anzahl von Freunden zu dem Beschlusse, eine Aktiengesellschaft für Uebernahme der Werner'schen Institute zu constituiren, um in erster Linie die Fortführung der Anstalten zu ermöglichen, zum wenigsten aber durch langsamen Verkauf und unter kaufmännischer Gestaltung eine schonende Liquidation herbeizuführen. Es wurde ein Aufruf erlassen, in Folge dessen die Aktiengesellschaft zu Stande kam, theils durch Betheiligung solcher, welche sich für die Forterhaltung interessirten, theils durch die Convertirung des weitaus größten Theils der Forderungen erster Klasse in Aktien, indem die Gläubiger, welche bei einem Gantverfahren erst in fünfter Klasse Befriedigung ihrer Forderungen zu erwarten gehabt hätten, hierdurch mehr Aussicht auf Berücksichtigung fanden, als bei sofortiger Liquidation. Auch die württembergische Regierung betheiligte sich in Anerkennung der bisherigen Leistungen Werners unter Zustimmung der Stände mit 50,000 fl.

Das Aktienkapital wurde in 3 Kategorien getheilt: Lit. A. Aktien, welche im Betrage von 150,000 fl. auf Werner und seine Hausgenossen ausgestellt wurden als Aequivalent für ihr Beibringen und als Mittel, Werner, beziehungsweise seiner Genossenschaft eine materielle Basis in der Gesellschaft zu geben, Lit. B. die in Aktien verwandelten Forderungen unbevorzugter Werner'scher Gläubiger, Lit. C. die Einzahlungen der Gesellschaftsmitglieder. Werner bekam so voraussichtlich etwa $^1/_5$ des Stimmgewichts und der Rente, umfassend genug, um seinen Zwecken zu dienen und beschränkt genug, um einen kaufmännischen Betrieb, wie er beabsichtigt war, nicht wieder im Versorgungszweck untergehen zu lassen.

Der Verein konstituirte sich am 1. Mai 1866 als „Aktienverein zum Bruderhaus in Reutlingen". Am 1. Mai 1867 betrugen die Aktien Lit. B. 606,600 fl.; Lit. C. 151,780 fl., Lit. A. 150,000 fl., zusammen 908,380 fl. (Nach dem neuesten Rechenschaftsbericht von 1874—75 noch 898,700 fl.) Der Verein übernahm sämmtliche Anstalten und Fabriken Werners mit Aktiven und Passiven. Nach 20 Jahren hat Werner ein Rückkaufsrecht, desgleichen während der Dauer der Gesellschaft ein Vorkaufsrecht. In der geistlichen Leitung und in den Maßregeln zur Förderung des in den Anstalten herrschenden Geistes der Liebe und Aufopferung und in Erziehung der Kinder ist Werner an die Zustimmung des Vorstands und Verwaltungsraths nur insoweit gebunden, als es sich um die pekuniären Mittel handelt. Näheres über die Gesellschaft ist aus den Statuten zu ersehen.

Für die Anstalten selber hatte die Constituirung der Aktiengesellschaft wichtige Ergebnisse. Mehrere derselben wurden als unrentabel verkauft, und die Fabriken und Rettungsanstalten in der Verwaltung getrennt, erstere kaufmännisch betrieben, letzteren der von ihren Angehörigen verdiente Lohn hinausbezahlt. Bald erschien es am angemessensten, **sämmtliche Rettungsanstalten an Werner in Pacht zu geben.** Dies geschah im Jahr 1872 mit der Maschinenwerkstätte in Reutlingen; einige Etablissements kaufte Werner von der Gesellschaft, und gegenwärtig ist nur noch die Papierfabrik in Dettingen im Selbstbetrieb des Vereins. Als Pachtgeld wurde eine Rente von 4% des Werths der den Rettungsanstalten zuertheilten Gebäude, Grundstücke und Mobilien bestimmt; zur Deckung desselben dienen theils die von der Vereinskasse einzuziehenden Kostgelder der Versorgten, theils die Arbeitslöhne der in den Fabriken beschäftigten Angehörigen der Rettungshäuser.

Der Aktienverein selber hatte Anfangs mit mehrfachen Schwierigkeiten zu kämpfen, bald aber gestalteten sich seine Verhältnisse günstiger. Während er nach dem ersten Vereinsjahr 1866—67 gar keine Dividende, im zweiten eine solche von 2% geboten hatte, konnte er seither bis zu 4% und 1874—75 $5^5/_6$% zur Vertheilung bringen und dabei einen Reservefonds anlegen, welcher jetzt auf 21 553 fl. = 36 948 M. gestiegen ist. Dies Ergebniß verdankt er der in Selbstverwaltung stehenden Papierfabrik in Dettingen, welche bei etwa 230 Arbeitern (100 männlichen, 130 weiblichen) in den Jahren 1868—72 von 10 bis zu 14% abwarf, 1873 $19,_{42}$%, 1874 $19,_{56}$%, 1875 110 535 fl. = $18,_1$%.

Der Stand der Unternehmungen ist gegenwärtig folgender:

I. **Eigenthum des Vereins.**
 a. Im Selbstbetrieb:
  Dettingen, Papierfabrik (siehe oben).
 b. An G. Werner verpachtet:
  Dettingen, Rettungshaus.
  Fluorn, O.-A. Oberndorf, Rettungshaus.
  Geisingen, O.-A. Ludwigsburg, Rettungshaus.
  Reutlingen, Rettungshaus.
  Walddorf, O.-A. Tübingen, Rettungshaus.
  Reutlingen, Maschinenwerkstätte.

II. **Eigenthum von G. Werner:**
  Göttelfingen, O.-A. Freudenstadt, Rettungshaus.
  Rodt, O.-A. Freudenstadt, Rettungshaus.
  Alpirsbach, O.-A. Oberndorf, Rettungshaus.
  Uttenhofen, O.-A. Hall, Rettungshaus.

III. **Von Dr. Schiemmer in Frankfurt gepachtet:**
  Hochdorf, O.-A. Freudenstadt, Rettungshaus.

Die Zahl der Angehörigen der von Werner betriebenen Anstalten war zur Zeit unserer Aufnahme folgende:

	Unentgeltlich.	Gegen theilweisen Ersatz.	Gegen vollen Ersatz.	Zusammen.
Oettingen (Rettungshaus ohne Papierfabrik) . .	64	29	30	123
Fluorn	60	28	10	98
Geifingen	9	2	12	23
Reutlingen (Rettungshaus und Maschinenwerkstätte .	156	47	172	375
Walddarf	14	6	6	26
Göttelfingen	25	8	20	53
Rodt	33	42	11	86
Alpirsbach	17	14	—	31
Uttenhofen	22	12	—	34
Hochdarf	21	5	18	44
	421	193	279	893

Beschäftigt werden dieselben zu Reutlingen in den verschiedenen Gewerben der mechanischen Werkstätte, sowie mit Schusterei und Landwirthschaft, das weibliche Personal mit Stricken und Nähen, zu Oettingen in der Papierfabrik des Aktienvereins und mit Landwirthschaft, in den übrigen Bruderhäusern hauptsächlich mit Landwirthschaft und einigem übrigens nicht bedeutenden Gewerbebetrieb.

Die innere Einrichtung, der in den Anstalten waltende Geist, die darin zur Geltung gebrachten Grundsätze sind dieselben geblieben wie früher, und Werner betrachtet sich als geistlichen Vater und Seelsorger der Anstaltsgenossen.

Die finanziellen Verhältnisse zur Zeit unserer Aufnahme waren folgende:

	Gebäude.		Liegende Güter.	Mabilien.	Summe des Aktiv-Vermögens.	Passiv-Kapitalien.	Laufende Einnahmen.	Darunter Beiträge vom Staat und von Privaten.	Laufende Ausgaben.
	Zahl.	Werth.	Werth.	Werth.					
		fl.	fl.	fl.	fl.	fl.	fl.	fl.	fl.
Geifingen	2	4 050	4 421	1 056	9 527	—	3 574	19	3 574
Göttelfingen	2	3 000	18 100	1 000	22 100	13 000	3 128	—	3 182
Hochdarf	3	6 500	9 000	1 809	17 309	—	5 435	245	5 436
Radt	6	6 375	23 050	2 990	32 415	1 000	7 725	—	8 060
Alpirsbach	2	5 200	500	2 840	8 540	1 000	1 968	—	2 011
Fluorn	6	32 400	76 800	6 800	116 000	—	28 527	—	25 532
Reutlingen	7	80 200	29 200	31 000	140 400	—	43 871	4 096	48 675
Walddorf	2	2 850	1 465	1 179	5 494	—	1 779	65	1 779
Oettingen (ohne Papierfabrik)	4	75 000	39 000	8 733	122 733	—	22 619	15	22 618
Uttenhofen	6	10 000	9 400	5 000	24 400	—	5 600	—	5 100
Zusammen .	40	225 575	210 936	62 407	498 918	15 000	124 226	4 440	125 967

Daß Werner die reichste Nächstenliebe mit graßer persönlicher Aufapferung ohne irgend einen pekuniären Nutzen für sich verbindet, daß seine Anstalten schon viel Segen gestiftet, viel Elend gelindert haben, vielen Verlassenen eine liebe Heimat, vielen Verkommenen der Ort geworden sind, wo sie für die menschliche Gesellschaft wieder brauchbar wurden, ist unseres Wissens von Niemand bestritten.

Ueber die andere Frage, ob das zu Grunde liegende Prinzip eines Communismus in christlicher Gestalt, namentlich in seiner Anwendung auf Eigenthum und Familie, ein richtiges ist, ein Urtheil abzugeben, ist hier nicht der Ort. Wir verweisen diejenigen, welche sich näher dafür interessiren, auf die oben citirten drei Schriften.

(Statistik d. Fürs. f. Arme u. Nothleidende im Königr. Württemberg.)

Die Einweihung des Feierabendhauses der Diakonissenanstalt Bethanien in Berlin.

Am Dienstag, den 24. September, Nachmittag 4 Uhr, fand die Einweihung des im Garten des Central-Diakonissenhauses Bethanien neu erbauten Feierabendhauses durch den ersten Anstaltsgeistlichen, Pastor Rehmiz, unter Assistenz des zweiten Prediger Winkler statt.

Die beiden Züge, die der Diakonissen auf der linken, die des Curatoriums der Anstalt und der herbeigekommenen Gäste auf der rechten Seite, hatten sich vor dem Eingange des Gebäudes aufgestellt. Nach dem Gesange „Jesu geh voran“ und der Verlesung von Luc. 19, 1—10 und Ebr. 4, 9. 10. sprach Pastar Rehmiz ein Eröffnungsgebet, in welchem er auf die Ruhe der Heiligen hindeutete.

Nach der Oeffnung des Hauses durch den Baumeister Meyer setzten sich die beiden Züge nach dem Treppen-

flur des ersten Stockwerks in Bewegung. Hier hielt Pastor Rehmiz vor einem kleinen, zum Altar hergerichteten, mit Blumen ausgestatteten Tisch, dessen Hinterwand ein Crucifixus und zwei bezügliche Sprüche schmücken, nach Verlesung der Weiheliturgie, deren festlicher Eindruck durch mehrere Gesänge von Diakonissen erhöht wurde, die Weiherede im Anschluß an die beiden Wandsprüche Luc. 24, 29. und 1. Cor. 1, 8. 9., in welcher er zunächst seinen Dank gegen Gott und gegen die zahlreichen Wohlthäter, besonders gegen den Johanniterorden, den Vorstand des Siechenhauses Bethesda und gegen Alle aussprach, durch deren Mithülfe die Feier des Tages möglich geworden. Namhafte Summen seien in letzter Zeit, besonders aus Görlitz und Magdeburg der Anstalt zugeflossen. Die Bedeutung des Hauses lege Jedem eine Feierabendbitte und einen Feierabendtrost nahe. Wie die Diakonissenarbeit gelernt werden müsse, so auch die rechte Feierabendruhe. Der Abend des Lebens mahne nicht nur an die Abendkühle, sondern auch an die Abendschauer, die er mit sich bringe. Da müsse die Seele wahrhaft ausruhen in Gott, und sich auf den Gang zur Ewigkeit würdig vorbereiten. Auf diesem dunklen Gange bleibe die Treue Gottes der nie wankende, sichere Stab.

Mit Schlußgebet und Segen und dem Liede: „Nun danket Alle Gott" schloß die Feier um 5¼ Uhr. Hierauf fand eine allgemeine Besichtigung der Räume statt.

Das neue Feierabendhaus ist ein schönes, massiv ausgeführtes mit gelben Ziegeln verblendetes, zweistöckiges Gebäude, dessen niedliche Zimmer recht geschmackvoll ausgestattet sind. Im unteren Stock befinden sich die Wohn-, im oberen die Schlafzimmer. Im unteren Stock, der Diakonissenanstalt gegenüber, liegt rechts der gemeinschaftliche Andachtssaal mit einem Piano und dem Bildniß der verstorbenen Schwester Anna, — links der Speisesaal. Von den beiden Balkons aus hat man eine schöne Aussicht über den Garten nach dem Diakonissenhause, die wehmüthig genug an das vollbrachte Tagewerk erinnern mag. Vorläufig ist das Feierabendhaus der stille Zufluchtsort dreier im Diakonissendienst ergrauter Schwestern, während die Räumlichkeit die Aufnahme von 25 Schwestern gestattet.

(Ev. Kirchl. Anz. f. Berlin.)

Die Gustav-Adolf-Stiftung.

Nach dem Jahresbericht, welchen Dr. Criegern auf der 32. Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung in Hamburg am 18. v. M. erstattete, beziffert sich die Summe der im verflossenen Jahre Seitens des Gustav-Adolf-Vereins zur Verwendung gelangten Gelder auf 708 898 Mk. gegen 739 344 Mk. im Jahre vorher, der Ausfall sei aber weniger auf verminderte regelmäßige Einnahme als auf einen Mangel an Legatzuwendungen zurückzuführen. Die Gemeinde Leipzig habe z. B. im vorigen Rechnungsjahre ein Legat zum Belaufe von 45 000 Mk. zugewendet erhalten. Seit dem Bestehen des Vereins seien überhaupt 14 Millionen Mk. verausgabt worden.

Von den gegenwärtig vorhandenen 52 Vereinen zeigen 28 eine Mehr-, 23 eine Mindereinnahme gegen das Vorjahr, ein Verein sei sich in seiner Einnahme gleichgeblieben. Die Zahl der Geber habe sich für Deutschland bisher noch nicht feststellen lassen, in Oesterreich seien 355 000 Geber vorhanden, d. h. 14% der ganzen evangelischen Bevölkerung jenes Kaiserstaates. Ueberhaupt sei die Zahl der Mitglieder an den einzelnen Orten eine außerordentlich verschiedene und stehe häufig in gar keinem Verhältnisse zu der Bevölkerungszahl. Die Stadt Berlin habe nicht mehr als 1000 Mitglieder des tagenden Vereins aufzuweisen, und bleibe der Thätigkeit auf diesem Gebiete noch ein weites Feld. Ebenso müsse die Thätigkeit von Privatpersonen betreffs Einsammlung und Herbeischaffung von Geldern noch eine namhafte Steigerung erfahren.

Zu den im verflossenen Jahre verwendeten Geldern hätten die Frauenvereine allein mehr als 100 000 Mk. beigetragen, abgesehen von umfangreichen Spenden an Naturalien und Handarbeiten. Auch lasse sich noch Manches für die Zwecke des Vereins thun durch Benutzung und Verbreitung der Schriften des Vereins, namentlich derjenigen des Hrn. Dr. Zimmermann. Auch Nachversammlungen und Vorträge populären Inhalts würden für den Verein sich als nutzbringend erweisen können.

Ueber die äußere Veränderung des Vereins sagt der Bericht, daß im abgelaufenen Jahre 6 Zweig- und 18 Frauenvereine neu gegründet, sechs Zweig- und acht Frauenvereine dagegen erloschen seien. Ferner sei der Gustav-Adolf-Verein zu Danzig neu konstituirt, und setze sich der Gesammtverein demnach zusammen aus 44 Haupt-, 1055 Zweig-, 372 Frauen- und 9 Studentenvereinen. 2617 Gemeinden seien seit Bestehen des Gustav-Adolf-Vereins und 1155 Gemeinden allein im vorigen Jahre unterstützt, 30 Bethäuser seien eingeweiht, 15 Schulbauten sowie 16 Pfarrbauten vollendet worden; dagegen seien 14 Kirch-, 11 Schul- und 13 Pfarrbauten neu unternommen worden. 351 Gemeinden besäßen eine Schuldenlast von 2 198 000 Mk.

Bildungsanstalt für Kleinkinderlehrerinnen und Fürsorge für die erwachsene weibliche Jugend in Cassel.

Seit Ostern 1877 besteht in Cassel eine Bildungsanstalt für Kleinkinderlehrerinnen. Dieselbe bildet ein werthvolles Glied in einer Kette von Arbeiten, die von einem Frauenkreise getragen, seit einer Reihe von Jahren vor allem der weiblichen Jugend eine erfolgreiche Fürsorge zugewendet haben.

Die Bildungsanstalt ist mit einer seit Jahren bestehenden Kleinkinderschule verbunden. Der Dienst derselben wird an den ihr entwachsenen Kindern von der Sonntagsschule fortgesetzt, die von Pfarrer

Fürer geleitet und jetzt von 500 Kindern regelmäßig besucht wird. Den freiwilligen Helferinnen, die ihm in der Sonntagsschule mit Treue zur Seite standen, drängte sich ungesucht eine Aufgabe nach der andern auf. Seit Jahren fühlte man das dringende Bedürfniß, der confirmirten weiblichen Jugend eine Bewahrung und Pflege zu bieten, deren sie nur allzusehr entbehrt. Es ergab sich daraus zunächst die Gründung einer *Bildungsanstalt für Kleinkinderlehrerinnen*. Von den 6 Zöglingen, mit denen dieselbe eröffnet wurde, waren alle mit einer Ausnahme durch die Sonntagsschule hindurchgegangen und auch nach ihrer Confirmation mit jenem Frauenkreise in Verbindung geblieben. Die Leiterin der Bildungsanstalt, Fräulein A. *Grebe*, früher Lehrerin an einer höheren Töchterschule, hatte seit Jahren, zuletzt durch einen mehrmonatlichen Aufenthalt in Kaiserswerth und auf anderen Reisen zu solchem Beruf sich vorbereitet. Sie ertheilt den Unterricht in der Religion und Pädagogik und giebt die Anleitung zum Verkehr mit den Kindern. Für die übrigen Fächer (Geschichte, Geographie, Rechnen, Deutsch, Naturgeschichte, Gesundheitslehre, Gesang und Handarbeit) sind andere Lehrkräfte gewonnen. Die Anstalt besteht zunächst als ein Externat, wiewohl man die Vorzüge eines Internats keineswegs verkennt. Zur Einrichtung derselben fehlten aber bisher die Mittel. Zwei Zöglinge sollten eben jetzt nach vollendeter Ausbildung die Leitung von Kleinkinderschulen übernehmen.

Aber noch Anderes ist im Interesse der weiblichen Jugend mit dieser Einrichtung verbunden. Seit October 1877 sind wöchentlich mehrere *Abendstunden* eingerichtet, in denen nach Schluß der Fabriken in den weiblichen *Handarbeiten* unentgeltliche Anweisung gegeben wird. Die Bedeutung einer solchen Anleitung für die Sicherung der Zukunft und das äußere Fortkommen junger Mädchen und ihre sittliche Bewahrung ist ersichtlich, zumal auch in Cassel die Zahl der Mädchen, die unmittelbar nach dem schulpflichtigen Alter in Fabriken eintreten, eine sehr bedeutende ist. Etwa 40 solcher Mädchen nehmen an diesem Unterricht Theil; freiwillige Helferinnen, meist dem Comité angehörig, geben die nöthige Anleitung, lesen vor, leiten Gesangübungen und treten mit den Mädchen in persönlichen Verkehr. Am Sonntag Nachmittag bot schon seit längeren Jahren ein *Sonntagsverein* jungen Mädchen Geselligkeit, Anregung und Erholung.

Ein weiterer wichtiger Schritt in der gleichen Richtung geschieht soeben. Von Ostern 1878 sind mit der Bildungsanstalt für Kleinkinderlehrerinnen *zwei Vorklassen* verbunden worden, in welchen Mädchen unmittelbar nach der Confirmation Aufnahme finden, um ihre Bildung fortzuführen und insbesondere in *Handarbeiten* eine Tüchtigkeit zu erlangen, die sie für die für die Zukunft erwerbsfähig macht. Die Schülerinnen dieser Vorklassen werden an gewissen Unterrichtsstunden der Bildungsanstalt Theil nehmen, dagegen wöchentlich 6—9 Handarbeitsstunden mehr, als die Zöglinge der Bildungsanstalt für Kleinkinderlehrerinnen erhalten. Der Cursus jeder Vorklasse ist einjährig und das Schulgeld beträgt monatlich 3 Mk. Besonders befähigte junge Mädchen können nach dem Besuch der beiden Vorclassen in die Bildungsanstalt eintreten und sich in derselben unentgeltlich zu Lehrerinnen an Kleinkinderschulen und Erzieherinnen jüngerer Kinder in Familien ausbilden. Das Schulgeld in der Bildungsanstalt beträgt jährlich 72 Mk.

Die *Berliner Stadtmission* wird vom 1. October d. J. an durch ein besonderes Organ vertreten werden; es führt den Titel „*Blätter aus der Stadtmission*", erscheint monatlich Octav 16 Seiten und kostet vierteljährlich 25 Pfennige, jährlich 1 Mk.

Wie die Berliner Stadtmission von Anfang an sich die Aufgabe gestellt hat, fern von jeder politischen socialpolitischen und kirchenpolitischen Parteithätigkeit den Armen das Evangelium zu bringen, so wird auch dieses Organ in diesem Sinne redigirt werden. Es ist dazu bestimmt, die zahlreichen Freunde der Berliner Stadtmission im steten Zusammenhang mit der Arbeit zu erhalten und in immer weiteren Kreisen die Theilnahme für dies wichtige Werk zu erwecken.

An der Spitze jeder Nummer wird zunächst eine Predigt oder sonst erbauliche Betrachtung stehen und haben bereits mehrere hervorragende Geistliche freundlichst versprochen, Beiträge hierfür zu liefern; es folgt dann ein Artikel, welcher auf die Organisation der Berliner Stadtmission oder eine verwandte Thätigkeit Bezug nimmt und außerdem werden eingehende erbauliche und belehrende Mittheilungen über die Thätigkeit der Berliner Stadtmissionare gebracht werden; auch wird beabsichtigt, späterhin eine ganz kurze Rundschau über die Zeitverhältnisse zu geben.

Den Inhalt der ersten Nummer, die uns vorliegt, bildet erstens die Festpredigt des Hofprediger *Stöcker* bei der ersten Jahresfeier der Berliner Stadtmission am 10. März 1878. Es folgt dann ein längerer Artikel „Zur Geschichte der Berliner Stadtmission", und wird in diesem nachgewiesen, wie sich dies Werk auf zwei Grundlagen auferbaut hat, von denen die eine i. J. 1858 durch D. *Wichern*, die andere im Jahre 1874 durch D. *Brückner* gelegt ist. Ein dritter Artikel trägt die Ueberschrift „Finsterniß und Licht"; er weist hin auf die Schatten- und Lichtseiten unserer heutigen Verhältnisse und giebt für beide Belege aus den Erfahrungen der Berliner Stadtmission. Den Schluß bildet eine erweckliche Erzählung von einem wohlthätigen christlichen Reichen.

Redacteur und Verleger ist Ph. *Reinmuth*, Berlin O., Friedrichsfelderstr. 25; derselbe nimmt, wie auch jede Postanstalt, Bestellungen entgegen. Außerdem werden die beiden Inspectoren, Prediger *Jentzsch*, Schiffbauerdamm 16, und Prediger *Hoffmann*, Skalitzerstraße 44, gern bereit sein, ihren Freunden die Blätter zu übermitteln.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63 — 65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath *Herrlich* W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.


Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 16. October 1878. Nr. 42.

Carl Hermann von Somnitz, Rittmeister a. D. und Erb-Kämmerer im Herzogthum Hinterpommern, auf Charbrow bei Vietzig, Ehrenritter seit 1862, † zu Charbrow 8. October 1878.

„Kurze Nachrichten von dem Ursprung und Verfassung des hohen Johanniter- oder Malteser-Ritter-Ordens und desselben deutscher Zunge“,

so lautet die Ueberschrift eines Aufsatzes in dem jetzt wohl sehr selten gewordenen „Kalender der deutschen Zunge des hohen Johanniter- oder Malteser-Ritter-Ordens für das Jahr 1792“, von dem wir ein Exemplar, sowie ein solches für 1799 der Güte des Herrn Pfarrers Werkmann zu Heitersheim verdanken.

Da der genannte Aufsatz gerade für die Leser dieses Blattes nach verschiedenen Seiten hin von Interesse sein dürfte, so theilen wir denselben nachstehend hier mit:

„Geschichte des Ordens.

Der ritterliche Johanniter-Orden, welcher dermal von seinem Hauptsitz, der Insel Malta, Malteser-Orden genannt wird, ist unter den militairischen Orden in der Christenheit unstreitig der älteste.

Der Plan gegenwärtiger Blätter schränkt sich blos auf die allgemeine Uebersicht seines Ursprungs, seiner Hauptbegebenheiten und seiner dermaligen Verfassung mit Rücksicht auf die deutsche Zunge ein. —

Aus allen Reichen der abendländischen Christenheit waren in der Mitte des eilften Jahrhunderts die Wallfahrten nach Jerusalem, welches damals noch unter der Herrschaft der egyptischen Califen stand, sehr gemein. Diese benützten die Wallfahrten als eine ergiebige Quelle zur Vermehrung ihrer Finanzen. Nach Erduldung häufiger Räubereien und Mißhandlungen mußten die wandernden Pilger sich den Eingang in Jerusalem durch Geld und Geschenke erkaufen.

Eine Gesellschaft frommer Kaufleute aus der Stadt Amalfi in Sicilien, die der Geist der Andacht und des Handels öfters in die Gegenden von Jerusalem zog, beherzigte die gewöhnlichen Bedrückungen, mit denen ihre Glaubensgenossen von den Saracenen auf ihren frommen Wanderschaften gekränkt wurden, und entschloß sich, ihr Schicksal durch Mildthätigkeit und Menschenliebe zu erleichtern.

Kostbare Waaren und andere Seltenheiten, die sie aus Europa mitbrachten, eröffneten ihnen den Zugang am Hofe des damals regierenden Califen Mostafer-Billach; sie gewannen dessen Minister durch Geschenke, und erhielten endlich in dem Jahre 1048 die Erlaubniß, in Jerusalem, unweit dem heiligen Grabe Christi, eine Capelle und ein Hospital erbauen zu dürfen, in welchem alle dürftige und kranke Christen der lateinischen Kirche mit brüderlicher Liebe aufgenommen und unentgeltlich verpflegt wurden.

In diesem Hospital ist die erste Veranlassung zur Stiftung des Johanniter-Ordens zu suchen. Anfangs hatte es keine andere Einkünfte, als die Geschenke der Gläubigen, die es von Zeit zu Zeit aus Europa erhielt; seine Existenz war demnach äußerst dürftig, so lang nämlich Jerusalem wechselweis von den Saracenen, Turcomanen, und Sultanen von Egypten beherrscht ward. Damals stand es unter einem Vorsteher, der nach den Urkunden dortiger Zeiten unter dem Namen Gerhard bekannt ist.

Noch am Ende des eilften Jahrhunderts ereignete es sich, daß auf die Predigten und Verwendung des in der Geschichte bekannten Peter des Eremiten und auf den beiden Concilien zu Placenz und Clermont, ganz Europa von einem religiösen Eifer hingerissen ward. Ueber 600,000 Menschen, unter denen sich eine große Anzahl vom höchsten Adel der deutschen und französischen Nation befand, vereinigten sich in einem sogenannten Kreuzzug, um Asien anzufallen und Jerusalem, so wie die heiligen Orte den Saracenen mit den Waffen in der Hand zu entreißen. Mangel an Lebensmitteln, Treulosigkeit der Griechen, Beschwerlichkeit der Reise, Kriege, Krankheiten und ungewohntes Klima

schmolzen dieses fürchterliche Heer zu einem kleinen, aber desto mehr abgehärteten und geübten Haufen zusammen, von welchem einige Hauptstädte in Syrien und endlich Jerusalem unter Anführung Gottfrieds von Bouillon am 15. Juli 1099 durch Sturm erobert ward.

Gerhard, der Vorsteher des Hospitals, der während der Belagerung von dem Gouverneur der Stadt in ein peinliches Gefängniß geworfen ward, nach Eroberung derselben aber wiederum die Freiheit erhielt, kehrte in sein Hospital zurück und nahm die kranken und verwundeten christlichen Soldaten mit aller Liebe und Sorgfalt zur Verpflegung auf. Viele von dem deutschen und französischen Adel, die Zeugen der menschenfreundlichen Behandlung in diesem Hospitale waren, zum Theil auch die Wirkungen derselben bei ihren Wunden und Krankheiten an sich selbst erfahren hatten, wurden dadurch so innigst gerührt, daß sie freiwillig der Rückkehr in ihr Vaterland entsagten und sich in diesem Institute dem Dienste der Armen, Kranken und Dürftigen widmeten. Gottfried von Bouillon der neue König (?) von Jerusalem besuchte dieses Hospital persönlich und verschaffte demselben durch Stiftungen und Geschenke mehrere Selbstständigkeit; seinem Beispiele folgten mehrere Könige und der Adel in- und außerhalb Asiens. Papst Paschalis II. bestätigte das Institut, nahm solches in dem Jahre 1113 in den päpstlichen Schutz und versah es mit ansehnlichen Freiheiten. Die in Gemeinschaft lebenden Glieder wurden nun Fratres Hospitalis, Hospitalarii und Hospitaliter genannt. Die Gebäude des Hospitals wurden beträchtlich erweitert und eine ansehnliche Kirche zur Ehre des heiligen Johannes des Täufers erbaut.

Bald hernach starb der fromme Gerhard und die Hospitaliter erwählten um das Jahr 1118 einen verdienstvollen französischen Edelmann Namens Raimond du Puy zu ihrem Vorsteher.

Dieser hielt noch in dem Jahre seiner Erwählung ein General-Capitel, oder allgemeine Versammlung seiner Mitbrüder zu Jerusalem, bei welchem er eine förmliche Ordens-Regel, die dem Geiste der damaligen Zeit ganz angemessen war, mit gemeinschaftlicher Bewilligung einführte. Er verband die Ordens-Glieder zu den bekannten drei Gelübden und gab ihnen eine ganz einfache schwarze Kleidung mit einem weißleinenen achteckigen Kreuze, welches noch heute die feierlichste Ordens-Kleidung ist und manto di punta genannt wird.

Raimond war ein einsichtsvoller unternehmender Mann, der die Bedürfnisse seiner Zeiten kannte und sein Institut zum Dienste der Religion und des neuen noch wenig befestigten Staates von Jerusalem gemeinnütziger zu machen besorgt war. Er selbst und viele seiner Untergebenen hatten an den Kriegen und Abenteuern durch die das neue Reich erfochten ward, großen Antheil. Noch waren bei ihnen die Funken des alten kriegerischen Feuers nicht erloschen, und diese zu benutzen war sein Werk. Er fügte demnach zu den erwähnten Gelübden noch die Verbindlichkeit hinzu, gegen die Ungläubigen, als die natürlichen Reichsfeinde zu streiten. Seine Untergebenen theilten nun ihre Zeit zwischen den Waffenübungen und Kriegen, und zwischen den Werken der Menschenliebe und Hospitalität, in Bedienung der Kranken, Dürftigen und Pilger, und hierdurch bildete sich das Institut zu einem Militair-Orden um.

Diese neue Einrichtung entsprach auch gänzlich der Neigung und Denkensart des europäischen Adels. Angeflammt von Kriegsgeist und religiösem Eifer, begaben sich nun sehr viele junge Edelleute aus allen abendländischen Reichen nach Palästina um an diesem militairischen Orden Antheil zu nehmen. Raimond theilte nun seine neuen Krieger nach den Nationen ab von denen sein Institut reichlichen Zufluß erhielt. Aus dieser Abtheilung entsprangen die acht Zungen, die noch heute bis auf die englische in dem Orden vorhanden sind. Mit Recht wird daher Raimond in den alten Urkunden als der erste Meister des Hospitals genannt.

Bald hierauf erhielt der Orden von den meisten europäischen Königen beträchtliche Freiheiten, vorzüglich aber von dem deutschen Kaiser Friedrich I. im Jahre 1185 das erste Privilegium, vermöge dessen derselbe in besonderen kaiserlichen Schutz genommen und dessen Personen und Güter von allen Dienstbarkeiten, Steuern, Anlagen, Zöllen rc. frei erklärt wurden. Dieses Privilegium ist von den folgenden deutschen Kaisern ununterbrochen bestätigt und noch mit andern namhaft vermehrt worden.

Nach dem Vorbilde der Hospitaliter bildete sich auch im Jahre 1118 der Tempelherren-Orden. Der Raum verstattet nicht, die Kriege zu beschreiben, die nun diese beiden Orden gegen die Saracenen mit glücklichem Erfolge führten. Sie allein waren noch die Stützen des Thrones von Jerusalem. Doch vormundschaftliche Regierungen und Treulosigkeit der königlichen Verwandten untergruben seine Grundveste, und Jerusalem sank endlich in dem Jahre 1187 unter dem mächtigen Arm des großen Sultan Saladin von Egypten, nachdem es seit Gottfried Bouillon's Eroberung über 80 Jahre unter der Herrschaft der christlichen Könige gestanden hatte.

Der großmüthige Saladin ließ der persönlichen Tapferkeit und Menschenliebe der Hospitaliter alle Gerechtigkeit wiederfahren und, unerachtet sie seine Feinde waren, erlaubte er ihnen dennoch, ein ganzes Jahr in Jerusalem zu bleiben, bis nämlich ihre Sachen ganz in Ordnung gebracht und alle ihre Kranken in dem großen Hospitale geheilt waren.

Nach Verlauf dieses Jahres zogen die Ritter mit ihrem Hospitale in die Veste Margat, wo sie vier Jahre verblieben und endlich ihre Residenz nach Ptolomais oder Acri verlegten. Sie hatten mit den Tempelherren an allen Kreuzzügen Antheil, welche im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts von den europäischen Potentaten nach Paläftina, wiewohl ohne glücklichen

Erfolg, unternommen wurden. Die Saracenen verdrängten endlich die Christen nach und nach aus ganz Syrien. Ptolomais ward von dem Sultan Melac-Scherif im Jahre 1291 mit einem unzähligen Kriegsheer belagert, nach einem heftigen Kampfe der unter den Mauern stattfand, endlich erobert und hiedurch der kleine Rest von Rittern der beiden Orden genöthigt, sich nach Limisso in Cypern zurück zu ziehen.

Die Könige in Cypern von dem Stamme Lusignan, aus Besorgniß, von den benachbarten mächtigen Sultanen angegriffen zu werden, legten der kriegerischen Thätigkeit der Ordensritter zu viele Hindernisse in den Weg, als daß ihr Aufenthalt in diesen Gegenden von einer beständigen Dauer hätte sein können. Die Tempelherren zogen daher nach Sicilien und von da nach Frankreich, wo sie wegen einiger, durch die Geschichtskundigen der Nachwelt ganz widersprochenen Beschuldigungen, im Jahre 1308 ganz unterdrückt wurden.

Der Großmeister Folques de Villaret suchte nun einmal auch dem Orden einen festeren und unabhängigeren Standort zu verschaffen. Er fand die Insel Rhodus hierzu besonders gelegen und vortheilhaft. Rhodus war damals der sicherste Zufluchtsort für die saracenischen Seeräuber, die unter dem Schutze einiger griechischen Usurpatoren dem christlichen Handel durch unaufhörliche Streifereien in dem Archipelagus den empfindlichsten Schaden zufügten. Frankreich und Papst Clemens V. unterstützten den Großmeister mit Geld und Hilfe, und dadurch ward er in Stand gesetzt sich der Insel in dem Jahre 1310 mit Gewalt der Waffen zu bemächtigen.

Durch die Eroberung der Insel und Veste Rhodus, und durch die in dem Jahre 1312 von den meisten europäischen Mächten dem Orden zugeschiebenen Güter und Besitzungen der Tempelherren, erhielt nun derselbe einen mächtigen Zuwachs. Die Ritter wurden von nun an die Rhodiserherren genannt und machten sich in dem griechischen Archipelagus und Jonischen Meeren durch die heftigen Gefechte gegen die Ungläubigen, durch die Rettung der gefangenen Christen und durch die Beschützung des morgenländischen Handels eben so gefürchtet als verdient.

Rhodus blieb 213 Jahre in dem Besitze des Ordens. Es ward vom Kaiser Ottoman I. in dem Jahre 1310, darauf von seinem Sohne Orchan in dem Jahre 1322 und weiter von Mahomed II., in dem Jahre 1480 sehr hart belagert, jedesmal aber mit sehr großem Verlust der türkischen Flotte und Armeen vertheidigt.

Die letzte Belagerung unternahm Kaiser Solyman II. in dem Jahre 1522 den 24. Juni mit einer ungeheuern Flotte von 400 Segeln. Nach einem Widerstande, der fast die menschlichen Kräfte überstieg, über 30,000 Türken kostete und den Kaiser selbst mit Erstaunen erfüllte, mußte endlich der entschlossene und heldenmüthige Großmeister Villiers de l' Isle Adam, der nicht allein gegen die Feinde, sondern auch gegen einheimische Verräther zu kämpfen hatte, nach fehlgeschlagener Hoffnung eines erwarteten Entsatzes, den 20. December die zu einem Steinhaufen zusammengeschossene Stadt und Festung übergeben, nachdem er für sich, seine Ritter und jene von seinen Unterthanen die ihn begleiten wollten, einen freien Abzug ausbedungen hatte.

Nun war dem Reste dieser tapfern Helden die ganze Welt offen. Villiers de l'Isle Adam, nachdem er noch die Genugthuung hatte, von seinem Ueberwinder Solyman einen persönlichen Besuch und Merkmale seiner Achtung zu erhalten, ging anfänglich mit 50 Segeln und einer Anzahl von mehr denn 4000 seiner Unterthanen nach der Insel Candia oder Creta, von da nach Messina in Sicilien und endlich nach Viterbo, wo er sich mit den Rittern drei Jahre aufhielt und sodann nach Nizza zog. Er empfing aller Orten, vorzüglich vom Kaiser Carl V., von dem Könige von Frankreich und vom Papste ausgezeichnete Beweise von Hochschätzung seiner wahrhaft großen und erhabenen Eigenschaften.

Kaiser Carl V., dessen Politik jede Begebenheit zu benutzen wußte, die einen Einfluß auf das Wohl seiner Staaten haben konnte, blieb der wichtige Vortheil nicht unbemerkt, der seinen Erbkönigreichen Sicilien und Neapel zuwachsen könnte, wenn dieser stets bewaffnete Orden zu einer beständigen Vormauer gegen die africanischen Raubstaaten gemacht würde. Er ließ daher dem Großmeister die Insel Malta und Gozo, sammt der Festung Tripolis in Afrika antragen. Nach verschiedenen, durch wechselweise Unterhandlung gehobenen Anständen, wurden endlich diese Inseln vermöge kaiserlichen Lehenbriefes aus Castell-Franco vom 23. März 1530 dem Orden als ein freiadeliches Lehen übergeben und dessen Hauptsitz in Malta genommen.

Der Orden, der an allen Seekriegen des Kaisers Carl gegen die Türken und africanischen Staaten Antheil nahm, befestigte nun mit einem ungeheuern Aufwande seine neuen Besitzungen, erbaute in Malta die Stadt Valetta, und errichtete seinem Statut gemäß, das schöne und große Hospital, das nach der inneren Anlage und Einrichtung wenige seinesgleichen in Europa haben wird, in welches Hilfsbedürftige, Kranke von allen Nationen, die durch Zufall oder Seereisen auf die Insel kommen, aufgenommen und unentgeltlich verpflegt werden.

Außerdem beschützt der Orden nach Kräften durch seine Kriegsschiffe und Galeeren den mittelländischen und levantischen Handel aller christlichen Nationen gegen die Seeräuber von Algier, Tunis und Tripolis, befreit die gefangenen Christen-Sclaven und befördert sie wieder in ihr Vaterland.

Seitdem Malta unter der Herrschaft des Ordens ist, hat es einige harte Angriffe und Belagerungen erlitten, von denen zwei vorzüglich merkwürdig sind.

Sultan Solyman, aufgebracht über die Unternehmung der Ritter, welche die Stadt Mehadia im Königreiche Tunis belagert und zerstört hatten, ließ in

dem Jahre 1551 Malta durch den berüchtigten Seeräuber Dragut, der mit 150 Segeln anrückte, 8 Tage lang bombardiren, wovon er aber wieder abstand, die Insel Gozo überrumpelte, viele Gefangene mit sich fortschleppte und endlich der Festung Tripolis sich bemächtigte.

Im Jahre 1565 schickte Solyman den Großvezier Mustapha mit 40,000 Mann und den erwähnten Dragut mit 131 Schiffen, zu denen auch der Bey von Algier mit seiner Flotte stieß, nach Malta, in Absicht, diesen Sitz der Ritter nun ganz zu vernichten. Die Belagerung und Vertheidigung geschah auf beiden Seiten mit dem äußersten Muthe, jene aber mußte unerachtet der vielen Stürme die die Türken mit großem Verluste wagten, nach vier Monaten wieder aufgehoben werden.

Die Geschichte des Ordens vom 17. bis in das 18. Jahrhundert, erzählt die verschiedenen Begebenheiten und Schicksale, die derselbe theils in seiner innern Verfassung, theils in seinen Bündnissen mit Spanien, Frankreich und den Venetianern, gegen die Türken und die africanischen Staaten mit abwechselndem Glück erlebt hat. Das neueste ist, daß dem Orden die Güter der Antoniter in Frankreich, im Jahre 1775 einverleibt und in dem Jahre 1782 von des Herrn Churfürsten zu Pfalz-Bayern churfürstliche Durchlaucht, ein neues Priorat gestiftet worden ist, welches unter dem Namen der englisch-bayerischen Zunge, die ehemalige englische Zunge mit den ihr anklebenden Dignitäten repräsentirt. Es besteht dermal aus zwei Großprioral-Kammern München und Ebenburg, aus der Großballiage Neuburg, dann 24 Ritter- und 4 geistlichen Commenden.

Endlich hat der hochritterliche Orden in Deutschland sich auch der Protectur zweier erhabener Reichsfürsten zu erfreuen, nämlich Sr. churfürstlichen Durchlaucht zu Trier, Höchstwelche dieselbe im Jahre 1790 mit dem Großkreuze übernommen haben, und Sr. Hochfürstlichen Gnaden zu Constanz, denen sie nach Ableben Ihres Herrn Bruders, des Herrn Cardinal Protector von Roth Eminenz übertragen worden.

Noch immer eröffnet dieser Orden dem erhabensten Adel der angesehensten europäischen Nationen eine sehr glänzende Laufbahn, in welcher derselbe Uebung für militärische Talente, sowohl im Land- und Seedienste, als auch Unterhalt und würdige Belohnungen für christliche Tugend und persönliche Verdienste findet.

(Fortsetzung folgt).

Johann, König von Sachsen.

Johann, König von Sachsen. Ein Characterbild von Dr. Johann Paul von Falkenstein. Mit drei Portraits und acht Beilagen. Dresden 1878. Wilhelm Baensch. —

Eine der edelsten Gestalten unter den deutschen Fürsten unserer Tage war unstreitig der verewigte König Johann von Sachsen. Wenn man unsern in Gott ruhenden Herrn Friedrich Wilhelm IV. den Künstler unter den Monarchen nennen durfte, so konnte König Johann, der ihm so innig befreundet, so nah verwandt war, wohl auf den Namen des Gelehrten Anspruch machen. Seine Freundschaft für Friedrich Wilhelm IV. war kein Spiel des Zufalls, sie lag tief begründet in der Verwandtschaft ihrer beiden Naturen, die geistige Interessen über Alles stellten. Es ließe sich manche Parallele ziehen zwischen den beiden fürstlichen Schwägern, und doch waren sie auf der andern Seite so sehr verschieden.

König Johann hat den größesten Ereignissen des Jahrhunderts so nahe gestanden, so oft selbst thätig hineingegriffen in den Gang der Geschichte, er ist auf einem bestimmten Gebiete der Literatur zur Autorität geworden, und war dabei ein in ganz Europa so hoch geachteter Character, daß eine Biographie des verewigten Monarchen wohl nur einem allgemeinen Wunsche entgegengekommen wäre. Bis zu dem Erscheinen einer solchen wird das vorliegende Buch dazu dienen, Mit- und Nachwelt ein Bild zu geben von einem Fürsten, der es reichlich erfahren, wie so rauh der Könige Pfade, wie thränenreich und dornenvoll, der aber in festem Gottvertrauen seine Wege wandelnd, doch ein Segen wurde für Viele.

Es war wohl Niemand berufener das Lebensbild König Johanns zu zeichnen, als Herr von Falkenstein der fünfzig Jahre hindurch vier Königen gedient hat und insonderheit König Johann nahe stand. Er brauchte nicht aus Büchern und nach Hörensagen Anderer zu berichten, aus eigener persönlicher Anschauung konnte er mit der liebenden Hand eines an manchem schweren Tage erprobten treuen Dieners nicht nur den Fürsten, sondern auch den Menschen, nicht nur für sein Sachsenvolk, sondern für ganz Deutschland schildern. Unter solchen Umständen mußte ihm die Aufgabe gelingen, die ihm wohl eine wehmüthige Ehrenpflicht war und für die Sachsen ihm viel Dank schuldet. Möge es ihm denselben dadurch beweisen, daß es das Andenken König Johanns treu bewahrt!

Wenn wir das prächtig ausgestattete Buch aufschlagen, so blickt uns das Gesicht eines neunjährigen Knaben entgegen, es ist Prinz Johann von Sachsen, geboren am 12. Dezember 1801, das sechste Kind des Prinzen Maximilian, eines jüngeren Bruders des damals regierenden Kurfürsten von Sachsen, Friedrich Augusts des Gerechten. Der nachgeborene Sohn eines nachgeborenen Prinzen! An der Wiege wurde es ihm nicht gesungen, daß er dereinst eine Königskrone tragen sollte. Die Kindheit des Prinzen schon fiel in eine bewegte Zeit, Napoleons Kometenlaufbahn ist ja gerade für Sachsen so besonders entscheidend geworden und es ist wahrhaft rührend, wie mitten in dieser stürmischen Zeit Prinz Max sich und seinen Kindern ein glückliches Familienleben zu erhalten weiß, obgleich demselben die Mutter schon genommen war. Prinz Johann schildert dies Familienleben selbst in der anziehendsten Weise, wie es denn überhaupt zu den unschätzbaren Vorzügen des Buches gehört, daß es so reich an persönlichen Mittheilungen, Briefen und Aufzeichnun-

gen des Königs ist. Das war freilich nur möglich durch die besondere Gnade Seiner Majestät des Königs Albert von Sachsen, der dem Verfasser Einsicht in die Papiere seines verewigten Vaters gestattete, aber Herrn von Falkenstein gebührt das Verdienst, mit kundiger Hand ausgewählt zu haben, was dem Leser das Bild des Königs noch heller und klarer machen mußte.

Die tiefe Frömmigkeit, die den König durch sein ganzes Leben begleitet hat, geht schon durch seine Kinderjahre. Von seiner ersten Communion, die in sein elftes Lebensjahr fällt, schreibt er: „Diese heilige Handlung machte einen großen und dauernden Eindruck auf mich." Auch seine Vorliebe für Poesie und Literatur zeigt sich früh, die dem Buche beigegebene Auswahl von Gedichten des Königs enthält eine Ode aus seinem siebenzehnten Jahre, die er zum 50jährigen Regierungsjubiläum seines Oheims Friedrich August dichtete und die fast durchweg die glatteste Form zeigt. Aus demselben Jahre stammen ein paar tief empfundene Strophen auf einen Brand im Pillnitzer Schlosse. Bezeichnend für den Character des jungen Fürsten ist es, daß er auf einer Reise Ferney, Voltaires Landsitz, zwar besuchte, weil seine Reisebegleiter es wünschten, aber herzlich froh war, seine Räume wieder zu verlassen, weil die Erinnerung an Voltaires ganzes Leben und Denken, besonders an seinen Unglauben und seinen Spott über religiöse Dinge ihn anwiderten. Auf der Reise nach Italien verlor der Prinz seinen älteren Bruder Clemens durch den Tod, aber an eine Thronfolge konnte er noch immer nicht denken, denn wenn auch seine beiden Oheime nur Töchter hatten, sein Bruder Friedrich August lebte noch, und man konnte damals noch nicht wissen, daß derselbe in zwei Ehen kinderlos bleiben würde. Demnach trat die Frage der Wahl eines Berufs an den Prinzen heran. Er schreibt in Bezug darauf: „Der Soldatenstand kann fortan meine einzige Beschäftigung nicht sein. Rechtsstudium, Studium der Staatswissenschaften, Geschichte u. s. w. jedoch mit System, muß fortan einen Theil meiner Zeit ausfüllen, doch glaube ich, würde eine militairische Beschäftigung für die Bildung des Characters sehr dienlich sein." Die militairischen Beschäftigungen gewährten ihm aber in der Folge immer weniger Freuden, obgleich er bis in sein Alter ein vorzüglicher Reiter war, desto mehr vertiefte er sich in die Rechtswissenschaften, und es ist bekannt, daß König Johann einer der tüchtigsten Juristen war. Er hat als solcher seinem Vaterlande lange Jahre gedient. In diese Zeit fällt auch seine Vermählung mit der Prinzessin Amalie von Bayern, mit der er eine fünfzigjährige glückliche Ehe führte.

Wir kommen nun zu dem zweiten Abschnitt des Buches, der die Zeit von der Vermählung des Prinzen an bis zu seinem Regierungsantritt umfaßt. Das Bild, welches diesem Abschnitt beigegeben ist, zeigt ihn im reifsten Mannesalter in Uniform und auf diesem Bilde tritt uns auch die eigenthümliche Aehnlichkeit entgegen, die König Johann mit seinem Lieblingsdichter Dante hatte, dessen Name in der deutschen Literatur von dem seinen unzertrennlich ist. Würde Sachsen in ganz unsächsischer Undankbarkeit König Johann vergessen Philalethes, der Dante-Uebersetzer, würde bei den deutschen Gelehrten fortleben. Der Prinz aber übersetzte nicht nur Dante und Horaz, er erzog auch nicht nur seine Kinder, sondern er arbeitete auch im Staatsdienste, dabei mehr und mehr die liberalistisch-idealen Anschauungen seine Jugend abstreifend. In seinen politischen Schriften aus den 40er Jahren unterzeichnete er sich meist: Ein Conservativer. Das Falkensteinsche Buch enthält auch nach dieser Seite hin unendlich reiches Material, so, um nur eins herauszuheben, einen Deputationsbericht des Prinzen, worin er sich sehr entschieden für Beibehaltung der Todesstrafe erklärt. Auch die Wirksamkeit des Prinzen in der Kammer wird geschildert, so daß wir hier nicht nur einen Beitrag zur Geschichte König Johanns, sondern auch zu der der sächsischen Gesetzgebung vor uns haben. Dem gegenüber steht nun das nicht minder reiche und interessante Material, welches sich auf die Dante-Studien König Johanns bezieht. Zugleich möchten wir hier noch einmal auf die schon oben erwähnte Freundschaft mit Friedrich Wilhelm IV. zurückkommen, die wie er selbst sagt, zu den schönsten Blüthen seines Lebens gehören sollte. „Der Kronprinz von Preußen", urtheilt König Johann über ihn, „war unstreitig einer der besten edelsten und liebenswürdigsten Menschen, die ich gekannt habe, wenn ich auch bekenne, daß ihn manche Eigenschaften zu einem großen Regenten fehlten. Sein Herz war liebevoll, womit sich ein momentan rasch entbrennender Zorn recht gut verträgt; er hatte einen lebendigen Sinn für alles Edle und Schöne, einen entschiedenen Widerwillen gegen alles Schlechte, Gemeine und Banale. Selten hat es wohl einen geistreicheren Mann gegeben; seine Unterhaltung übersprudelte förmlich von Gedankenreichthum und wurde durch seine blühende Phantasie und durch seine heitere Laune höchst anziehend, die das Komische schnell auffaßte aber fern von allem Bitteren und Sarkastischen war, was man ihm wohl hie und da angedichtet hat. Daß es ihm dabei oft an Ausdauer und nüchternem Urtheil fehlte, ist die natürliche Kehrseite eines solchen Geistes. — Er war tief religiös und hielt fest an seiner Confession. Dabei hatte er dennoch auch Achtung für andere Glaubensformen, wenn dieselben nur die echt christlichen Grundlagen festhielten; wogegen ihm der flache Dilletantismus im Glauben ein Greuel war, — daher seine nicht auf Gleichgiltigkeit, sondern auf Achtung für Anderer Glauben beruhende Toleranz." — Was König Johann hier über die religiösen Anschauungen Friedrich Wilhelms IV. sagt, das läßt sich beinahe wörtlich auch auf ihn anwenden, Toleranz bei tiefster Frömmigkeit. Die Beilagen bringen ein Gedicht zu der silbernen Hochzeitsfeier des Preußischen Königspaares in den dunklen Tagen von 48 aus der Feder König Johanns, das ein ergreifender Ausdruck seiner Freundschaft ist. — Wir können diesen interessanten Abschnitt nicht verlassen, ohne noch auf das hinzuweisen, was der Prinz 1853 über die deutsche Frage äußert, es wörtlich anzuführen, reicht der

Raum nicht hin, auch wollen wir das Buch ja nicht abschreiben, sondern im Gegentheil zum Lesen desselben veranlassen.

Der letzte Abschnitt schildert die Regierung König Johanns, dessen ausgeprägteste Charactereigenschaft, eine seltene Wahrhaftigkeit auch auf dem Throne zum Ausdruck gekommen ist. Wieder blickt uns am Eingang sein Bild an, jetzt ist es das stille friedliche Greisenantlitz, das Jeder kannte, der einmal in seinem Leben Dresden oder Pillnitz besucht hat. Die Regierungsgeschichte König Johanns ist mit der Preußens eng verknüpft, wir haben sie Alle im Gedächtniß, über die trüben Tage von 1866 hinweg, da seine Sachsentreue ihn zwang, sich für Oesterreich zu opfern, wie es schon einmal unter Friedrich dem Großen geschehen bis zum großen Jahre 1870, wo Preußen und Sachsen Hand in Hand in Frankreich schlugen, wo der sächsische Thronerbe preußische Truppen zum Siege führte, wo die beiden Kronprinzen Freundschaft schlossen, wie einst Friedrich Wilhelm IV. und Johann. Die letzten Blätter des Buches geben uns noch den Inhalt einer Novelle, die der König in seinem letzten Lebensjahr geschrieben und die sich auf die Duellfrage bezieht, die der König schon bei der Bearbeitung des Kriminalgesetzbuches in den Bereich seiner Studien gezogen hatte. Mit kriminalrechtlichen Fragen, über die er in seinem Leben so viel gedacht und geschrieben, hat er sich bis zuletzt beschäftigt, ohne daß die Freundlichkeit seines Herzens aufgehört hätte. Noch acht Tage vor seinem Tode wünschte er der deutschen Kaiserin eine Freude zu machen, indem er ein als Broche gefaßtes Miniatur-Bildchen des Kurfürsten Clemens von Trier, eines sächsischen Prinzen, sandte, der das Schloß zu Coblenz, ihren Lieblingsaufenthalt, gebaut hat. —

Nur in kurzen Zügen haben wir den Inhalt des Falkensteinschen Buches angedeutet, da wir ja keine Biographie des Königs, geben, sondern nur auf seinen Biographen hinweisen wollten, obgleich der Verfasser diesen Titel bescheiden zurückweist. Fragt uns aber ein Leser, warum wir gerade das Leben König Johanns den Johannitern empfehlen, so antworten wir ihm, weil König Johann auch ohne das Achtspitzenkreuz zu tragen, die Aufgaben des Ordens, christliche Barmherzigkeit und Krankenpflege, gern unterstützte, wo sie an ihn herantraten. Die sächsische Genossenschaft des Ordens kannte die offene Hand König Johanns in Krieg und Frieden. Manche Thräne hat er im Stillen getrocknet; möge sein Andenken in Segen, sein Wirken ein Vorbild für Sachsen bleiben allezeit!

Die deutsche Herberge in London,

welche im Jahre 1872 von einer Anzahl philantropischer Männer mit einem Stammkapital von 2000 £ gegründet wurde, wird, wie der „A. A. Z." schreibt, augenblicklich von arbeitsuchenden, deutschen Handwerkern und Commis stark in Anspruch genommen. Die Anstalt wurde gegründet, um ankommenden unbemittelten Deutschen aus dem Arbeiter- und Kaufmannsstand ein anständiges und billiges Obdach zu bieten, wo sie zuverlässige Auskunft über englische Verhältnisse erhalten und dadurch von jenem Elend verschont bleiben sollen, in welches bisher deutsche Landsleute so häufig gerathen, wenn sie ohne Freunde, ohne Kenntniß der Sprache, ohne Ahnung von den ihnen drohenden Gefahren in London ankommen. In den ersten zwölf Monaten ihres Bestehens (September 1872 bis Ende August 1873) wurde die deutsche Herberge von 416 Fremden besucht, im zweiten Jahre von 700, im dritten Jahre von 900, welche sich durchschnittlich 8—10 Tage daselbst aufhielten. Statt der ursprünglichen 28 Betten wurden 40 hergestellt und die Einrichtung getroffen, daß in den gemeinsamen Schlafsälen (von 6 Betten) nur 6 Pence (50 Pf.) per Nacht zu bezahlen sind, während ein einzelnes Zimmer 2 Sh. 6 Pence per Nacht kostet. Dadurch war es auch unbemittelten Reisenden aus den gebildeten Ständen ermöglicht, sich der Herberge zu bedienen. Nachdem, um den Zweck der Anstalt so vollständig als möglich zu erfüllen, auch die Verpflegung fast zu den Kostenpreisen hergestellt ist, (etwa 1 Mk. für ein gutes, reichliches Mittagessen) war die Herberge bisher, trotz einer monatlichen Einahme von 100—150 £, nicht in der Lage, aus ihren eigenen Einkünften sich zu erhalten indem sie doch regelmäßig eines jährlichen Zuschusses von 90—100 £ bedarf, welcher durch freiwillige Beiträge gedeckt werden muß. Auch ist noch ein Restbetrag von 250 £ für die ersten Einrichtungskosten zu decken, welcher gleichfalls im Laufe dieses Jahres aufgebracht werden muß, wenn die Anstalt in ihrer gedeihlichen Entwicklung nicht gehindert werden soll. Die deutsche Herberge bedarf daher dringend der Unterstützung.

Einfachheit.

Unter diesem Namen haben einige Frauen in Leipzig einen Verein gegründet. Es handelt sich darum, dem überhandnehmenden Luxus und der Ueberladung mit Putz in der weiblichen Kleidung dadurch zu steuern, daß sich die Mitglieder verpflichten, keine Schleppen und keine falschen Haarwulste zu tragen, sowie keine Doppelkleider (Tuniquas, Polonaisen, Schooß und wie dergleichen Ueberwürfe heißen), sondern nur Kleider mit glattem Rücken und von einerlei Stoff; höchstens ist am Ende des Rocks ein kleiner Besatz erlaubt. Man hat zu diesem Zweck Kleider und Hutmodelle von gleicher Einfachheit, doch ohne quäkerische Uebertreibung dieses Grundsatzes, im Anschluß an die herrschende Mode ausgestellt, und bestimmte Schneiderinnen verpflichtet, für die Vereinsmitglieder diese Schnitte zu gebrauchen. Eine Rückkehr zur Einfachheit thut in unserer Zeit der allgemeinen Geschäftsstille und Theurung sehr noth, da an dem Ruin so vieler Familien übertriebener Luxus, wenn nicht die Hauptschuld, so doch einen Theil der Schuld trägt, wie auch in der That die jetzige Frauenkleidung vielfach das Maß des Schönen und Schicklichen überschreitet.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63 — 65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.


Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 23. October 1878. **Nr. 43.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. October 1878 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa: der am 1. October 1878 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Septbr. 1878.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. September 1878	60			
	Zugang pro September	32			
		92			
	Abgang	38			
	Bleibt Bestand	54	54	1808	60
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. September 1878	90			
	Zugang pro September	32			
		122			
	Abgang	41			
	Bleibt Bestand	81	81	2717	72
3.	**Preuß. Holland:**				
	Bestand am 1. September 1878	16			
	Zugang pro September	9			
		25			
	Abgang	7			
	Bleibt Bestand	18	18	548	58
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. September 1878	24			
	Zugang pro September	28			
		52			
	Abgang	28			
	Bleibt Bestand	24	24	932	54
5.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. September 1878	13			
	Zugang pro September	4			
		17			
	Abgang	13			
	Bleibt Bestand	4	4	191	50
6.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. September 1878	19			
	Zugang pro September	7			
		26			
	Abgang	15			
	Bleibt Bestand	11	11	442	36
7.	**Wandsburg:**				
	Bestand am 1. September 1878	12			
	Zugang pro September	2			
		14			
	Abgang	7			
	Bleibt Bestand	7	7	275	27
	zu übertragen		199	6913	357
	Uebertrag		199	6913	357
8.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. September 1878	15			
	Zugang pro September	12			
		27			
	Abgang	8			
	Bleibt Bestand	19	19	498	32
9.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. September 1878	17			
	Zugang pro September	11			
		28			
	Abgang	10			
	Bleibt Bestand	18	18	541	60
10.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. September 1878	19			
	Zugang pro September	14			
		33			
	Abgang	12			
	Bleibt Bestand	21	21	660	35
11.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. September 1878	24			
	Zugang pro September	13			
		37			
	Abgang	16			
	Bleibt Bestand	21	21	642	65
12.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. September 1878	43			
	Zugang pro September	23			
		66			
	Abgang	24			
	Bleibt Bestand	42	42	1316	80
13.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. September 1878	39			
	Zugang pro September	15			
		54			
	Abgang	12			
	Bleibt Bestand	42	42	1201	60
14.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. September 1878	16			
	Zugang pro September	15			
		31			
	Abgang	9			
	Bleibt Bestand	22	22	526	42
	zu übertragen		384	12,297	731

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa: der am 1. Octbr. 1878 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Septbr. 1878.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		384	12,297	731
15.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. September 1878	18			
	Zugang pra September	13			
		31			
	Abgang	15			
	Bleibt Bestand	16	16	564	60
16.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. September 1878	10			
	Zugang rra September	11			
		21			
	Abgang	6			
	Bleibt Bestand	15	15	399	41
17.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. September 1878	17			
	Zugang pra September	13			
		30			
	Abgang	20			
	Bleibt Bestand	10	10	371	42
18.	**Saaran:**				
	Bestand am 1. September 1878	15			
	Zugang pra September	7			
		22			
	Abgang	13			
	Bleibt Bestand	9	9	238	36
19.	**Tieschtiegel:**				
	Bestand am 1. September 1878	8			
	Zugang pra September	10			
		18			
	Abgang	11			
	Bleibt Bestand	7	7	168	12
20.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. September 1878	1			
	Zugang pra September	5			
		6			
	Abgang	4			
	Bleibt Bestand	2	2	91	10
21.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. September 1878	5			
	Zugang pra September	3			
		8			
	Abgang	5			
	Bleibt Bestand	3	3	174	26
22	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1 September 1878	6			
	Zugang pra September	4			
		10			
	Abgang	5			
	Bleibt Bestand	5	5	184	10
23.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. September 1878	2			
	Zugang pra September	1			
		3			
	Abgang	2			
	Bleibt Bestand	1	1	49	12
24.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. September 1878	18			
	Zugang pra September	—			
		18			
	Abgang	—			
	Bleibt Bestand	18	18	540	18
25.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. September 1878	12			
	Zugang pra September	4			
		16			
	Abgang	5			
	Bleibt Bestand	11	11	375	30
	zu übertragen		481	15,450	1028
	Uebertrag		481	15,450	1028
26.	**Altena:**				
	Bestand am 1. September 1878	11			
	Zugang pra September	5			
		16			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	13	13	346	38
27.	**Oeynhausen:**				
	Bestand am 1. September 1878	14			
	Zugang pra September	4			
		18			
	Abgang	16			
	Bleibt Bestand	2	2	341	28
28.	**Plochingen** (in Württemberg):				
	Bestand am 1. September 1878	2			
	Zugang pra September	3			
		5			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	2	2	53	38
29.	**Ludwigslust** (in Mecklenburg):				
	Bestand am 1. September 1878	27			
	Zugang pra September	15			
		42			
	Abgang	14			
	Bleibt Bestand	28	28	844	36
30.	**Dresden:**				
	Bestand am 1. September 1878	12			
	Zugang pra September	6			
		18			
	Abgang	11			
	Bleibt Bestand	7	7	292	18
31.	**Niederweisel** (in Hessen):				
	Bestand am 1. September 1878	19			
	Zugang pra September	4			
		23			
	Abgang	4			
	Bleibt Bestand	19	19	622	20
	Zusammen		562	17,948	1204

Der gesammte Abgang an Kranken pro September 1878 beträgt 377, davon sind:

gestorben . . . 24
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 26
geheilt 327
wie vor 377.

32. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 55 Betten.
Bestand am **1. August 1878** . . . . 43 Kranke.
Zugang pra **August** . . . . 39 "
82 Kranke.

Davon sind:

gestorben 1
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 10
geheilt 38
49 "

Bleibt Bestand am **1. September 1878:** 33 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 5 Muhamedaner, 2 Drusen und 32 orientalische Christen.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro August 1878 beträgt 1330.

Poliklinisch wurden 792 Personen behandelt.

Hartmann Erasmus von Witzleben, Wirklicher Geheimer Rath, Oberpräsident a. D., Dechant des Hochstifts zu Merseburg, Erbadministrator der Klosterschule zu Roßleben und Mitglied des Herrenhauses, Rechtsritter seit 1854, † zu Merseburg 12. October 1878.

„Kurze Nachrichten von dem Ursprung und Verfassung des hohen Johanniter- oder Malteser-Ritter-Ordens und desselben deutscher Zunge."

Die innere Verfassung des Ordens ist republikanisch und auf aristokratische Grundsätze gebaut. Seine ursprüngliche Eintheilung besteht in sogenannten Zungen oder Nationen, nämlich die

von Provence,
„ Auvergne,
„ Frankreich,
„ Italien,
„ Aragonien,
„ Castilien,
„ Deutschland und
von England, die zur Zeit der Reformation erloschen und dermalen durch die englisch-bayerische Zunge ersetzt ist.

Jede Zunge hat ihre besonderen Priorate und jedes Priorat seine Balleyen und Commenden.

Man rechnet überhaupt dermalen noch 21 Priorate und bei 685 Commenden. Mehr dann noch so viele sind theils durch die Religions-Aenderungen, theils durch Gewalt dem Orden entzogen und vorenthalten worden.

Die Glieder des Ordens sind meistentheils Ritter, dann Servienti d'arme: Waffendiener und Frà Capellani: Ordensgeistliche.

Die ersten werden aus dem hohen Adel genommen und gelangen stufenweise zu den höchsten Ordens-Würden.

Beide letztere Grade aber sind mit Personen von geringerem Adel, oder wenigstens von gutem Herkommen aus dem Mittelstande besetzt, welche sodann zum Besitze besonderer für sie bestimmter Commenden gelangen können. Bei der deutschen Nation findet man seit mehr denn hundert Jahren keine Servienten mehr.

Der Großmeister wird mit besonderen Ceremonien gewählt und ist das Haupt des ganzen Ordens. Er genießt, die gesetzgebende Macht ausgenommen, viele Vorrechte, die mit der höchsten Gewalt im Staate verbunden sind. In dem Range der europäischen Mächte hat er zwischen den Königen und Republiken seinen Standpunkt und hält gewöhnlich an dem römischen, spanischen, französischen und neapolitanischen Hofe seine Gesandten.

Er hat seine eigene Garde, seine Pagerie, seine Falkerei, seine verschiedenen Hofämter, und wird von dem reinsten Adel aus ganz Europa in großer Anzahl bedient. Er führt den Titel Durchlaucht oder Eminenz. In öffentlichen Urkunden und Canzleifertigungen nennt er sich: Frater N. Dei gratia sacrae Domus hospitalis Sti. Johannis hierosolymitani, militaris Ordinis sancti sepulchri dominici, et Ordinis Sti. Antonii Viennensis magister humilis pauperumque Jesu Christi Custos.

Die Münze in Malta wird mit dem Gepräge des Ordens und des großmeisterlichen Familien-Wappens geschlagen, auch sind alle Urkunden und Bullen die in seinem Namen ausgefertiget werden, mit seinem Brustbilde im schwarzen Wachs besiegelt. Er kann alle 5 Jahre in jedem Priorate eine erledigte Commende vergeben. Wenige große Herrn von gleichem Range, haben so viele Gnaden und Pensionen auszutheilen wie er.

Der jetzige Großmeister ist aus dem Hause Rohan und aus der französischen Zunge. Er ward am 12. November 1775 erwählt und war zuvor Großkreuz und General der Galeren. Seit der Stiftung des Ordens ist er unter den Großmeistern der Siebenzigste.

Die gesetzgebende Gewalt beruhet allein auf dem General-Capitel. Dasselbe ist eine Versammlung von Repräsentanten sämmtlicher Nationen (Zungen) aus denen der Orden besteht.

Jedes Priorat schickt zu dem General-Capitel seine Abgeordneten mit Instructionen und schriftlichen Aufträgen. Nach geschehener Legitimation und Prüfung der Vollmachten, erwählen die Zungen durch Mehrheit der Stimmen einen Ausschuß von sechzehn Personen, die in die Hände des Großmeisters den Eid ablegen, so, wie anderseits der Großmeister und die übrigen Theilnehmer des General-Capitels sich durch einen Eid verbinden, die Entscheidungen und Verordnungen dieses Ausschusses als Gesetze anzunehmen und zu vollziehen.

Der Ausschuß der Sechzehner behandelt alle Ordens-, Civil-, Militair- und Finanzgeschäfte, die an das General-Capitel gebracht werden; er abrogirt und erklärt alte Gesetze und verordnet neue.

Bleiben nach Verlauf der Zeit die zur Abhaltung des General-Capitels bestimmt ist, noch einige Geschäfte zur Erledigung übrig, so werden dieselben einer besonderen Commission, die man das Consiglio delle Ritenzioni nennt, mit gleicher Gewalt übertragen.

Das letzte General-Capitel ist in dem Jahre 1776 gehalten und das neue vermehrte Gesetzbuch des Ordens in dem Jahre 1782 in italienischer Sprache zu Malta gedruckt und sämmtlichen Prioraten publicirt worden. Es enthält unter 22 Titeln, die wieder in Statuten und sogenannte Ordinationen abgetheilt sind, nebst der Ordens-Regel sehr weise Gesetze, die einem auf republikanischen Freiheitssinne und militärischen Geiste gebauten Staate ganz angemessen sind.

Die innere Verwaltung der Ordensgeschäfte wird durch die Zungen, durch das Consiglio ordinario, durch das Consiglio compito und den Comun Tesoro oder Ordens-Kammer betrieben.

Die Zungen sind Versammlungen der in Malta anwesenden Ordensglieder einer jeden Nation insbesondere, unter dem Vorsitze ihres eigenen Piliere oder Zungen-

haupts als Präsident, oder auch dessen Statthalters. Sie werden jeder Zeit mit Vorwissen und Erlaubniß des Großmeisters gehalten und berathschlagen sich über die National-Angelegenheiten ihrer Priorate, Commenden und Ordensglieder. Jede Zunge hat eine besondere für ihre Nation erbaute Albergia oder sogenannte Herberge, wovon hierunten bei der deutschen Zunge das Weitere vorkommt.

Der beständige Ordens-Rath: Consiglio ordinario, besteht hauptsächlich aus dem Großmeister und den acht Conventual-Balljen oder Pilieri, welche die Hauptstellen in dem Orden bekleiden. Diese sind:

der Groß-Commandeur, der aus der Zunge von Provence erwählt wird;

der Marschall, welcher das Haupt der Zunge von Auvergne ist;

der Hospitalier, der das Haupt der Zunge von Frankreich oder Paris;

der Admiral, das Haupt der Zunge von Italien;

der Gran-Conservatore, als das Haupt der Zunge von Arragonien, Catalonien und Navarra;

der Turcopoliere oder General der Reiterei, das Haupt der englischen Zunge, dessen Stelle dermal aus der englisch-baierischen Zunge besetzt wird;

der Groß-Balli, der das Haupt der deutschen Zunge ist,

der Groß-Canzler, welcher aus der Zunge von Castilien, Leon und Portugal erwählt wird.

Der Bischof von Malta, der Priore della Chiesa und alle in Malta anwesenden Baglivi Capitolari, welche Prioren und Balljen, mithin wirkliche Großkreuze sind, haben in dem Rathe Sitz und Stimme. Nur die ersten, nämlich die acht Pilieri müssen in dem Rathe erscheinen, als ohne deren, oder ihrer Statthalter Gegenwart der Rath nicht gehalten werden kann.

Dieses Consiglio ordinario entscheidet und spricht unter Anleitung der Ordensgesetze in allen Geschäften, die von den Zungen, Prioraten, oder einzelnen Ordensgliedern an dasselbe gebracht werden.

Von dem Consiglio ordinario wird in Streitigkeiten an das Consiglio compito: den vollständigen Oberrath, appellirt. In diesem haben die nämlichen Personen Sitz und Stimme, aus welchem das Consiglio ordinario besteht, doch mit dem Unterschiede, daß von jeder Zunge noch zween Ritter beigezogen werden. In diesem Oberrathe kommen alle Staats- und die wichtigsten Ordens-Angelegenheiten vor.

Außerdem giebt es noch eine althergebrachte Gerichtsstelle, die das Sguardio genannt wird, dermal aber, außer in Criminalfällen, wenig in Uebung ist.

Die Finanz-Geschäfte des Ordens werden von der Ordenskammer: Comun Tesoro, verwaltet. Der Groß-Commandeur ist beständiger Präsident derselben. Ihm sind zwei Großkreuze zu Procuratoren zugegeben, die der Großmeister und der Rath alle zwei Jahre bestimmen, auch hat der Großmeister wegen seines eigenen Interesses bei Verwendung der Ordens-Einkünfte, einen besonderen Procurator oder Repräsentaten in der Ordens-Kammer mit Sitz und Stimme.

Jede Zunge ernennt einen Ritter als Auditore dei Conti, deren Pflicht ist, in der Ordens-Kammer so oft zu erscheinen, als über die Ordens-Einkünfte und deren Verwendung Rechnung gelegt wird.

Das Amt des Segretario del Comun Tesoro oder Secretarius der Ordens-Kammer, welches ebenfalls stets von einem Ritter versehen wird, ist von einem großen Umfange. Alle Finanz-Geschäfte gehen durch seine Hände; er stellt und unterschreibt die Rechnungen, von welchen jetzt jedem Priorate eine Jahres-Bilance mitgetheilt wird.

Die Einkünfte der Ordens-Kammer sind theils ständige, theils zufällige.

Die ständigen Einkünfte bestehen theils aus den Ordinari-Responsionen oder gewöhnlichen Ordens-Abgaben, theils aus den neuen Impositionen oder erhöhten Auflagen, die auf alle Priorate und Commenden sämmtlicher Zungen von einem General-Capitel zu dem andern, oder auch nur auf bestimmte Jahre, verlegt und jährlich abgetragen werden.

Die zufälligen Einkünfte fallen von den Passagio-Geldern, welche die neu aufgenommenen Ordensglieder zu erlegen haben; von dem Ertrage der erledigten Commenden während des Sterbe- und Majorat-Jahres; von dem Spoglio oder Verlassenschaft der Ordensglieder; von dem Verkaufe des dem Tresor reservirten hochstämmigen Holzes aus allen Priorats- und Commende-Waldungen; von den Prisen oder der Beute, die auf den eroberten Schiffen der afrikanischen Raubstaaten gemacht wird und von dergleichen beträchtlichen Zuflüssen mehr.

Jedes Priorat hat innerhalb seiner Grenzen einen Ritter zum General-Receptor, der von dem Großmeister und Rathe alle drei Jahre ernannt wird, und welcher die ständigen und zufälligen Einkünfte von seinem Bezirke besorgt, bezieht und der Ordens-Kammer nach Malta übermacht.

Von diesen Einkünften werden die großen und beträchtlichen Ausgaben bestritten, die der Orden in Malta für Kriegsschiffe, Fregatten und Galeeren, für Erhaltung der Festungswerke, See- und Landtruppen, der Canzlei und auswärtigen Gesandtschaften, für den Unterhalt des großen Hospitals und der Türken-Sclaven 2c: zu machen hat.

Die deutsche Zunge insbesondere.

Es ist schon erwähnt worden, daß die Zungen ihre Priorate, Ballayen, auch sonstige Würden in sich begreifen. Die Bestandtheile der deutschen Zunge sind:

Die Großballey.

Das deutsche Großpriorat oder Johannitermeisterthum.

Das böhmische Großpriorat.

Das Priorat von Ungarn.

Das Priorat von Dacien.

Welches ehedem viele Besitzungen in Dänemark, Schweden und anderen nordischen Länder hatte.

Die Balley Brandenburg.

Die Balley St. Joseph in Doschitz.

Die Großballey ist die erste Würde der deutschen Zunge. Der Ritter welcher sie bekleidet heißt der Großballever oder Großballj. Er hat Sitz und Stimme in dem beständigen Ordens-Rathe. Diese Stelle ist mit großen Unkosten verknüpft, denn als Haupt der Zunge ist der Großballj verbunden, die deutsche Albergia oder sogenannte Herberge zu halten, wozu derselbe von den zur Zunge gehörigen Commenden sowohl, als auch von dem Tresor einen bestimmten — wiewohl nicht ganz ausreichenden Beitrag erhält.

Die Albergia oder Herberge ist ein der deutschen Zunge zugehöriges Gebäude, worin die in Malta anwesenden deutschen und böhmischen Prioratsglieder, die noch mit keinen Commenden versehen sind, auf Kosten des Großballj Tisch und Unterhalt finden.

In derselben werden auch die Zungen-Versammlungen gehalten. Bei diesen kommen die eigenen Geschäfte der Zunge, ihrer Priorate und einzelner Cavaliere zum Vortrag, welche nach mündlicher Verhandlung, durch Mehrheit der Balloten oder Stimmkugeln abgestimmt und zum Protokoll genommen werden. Hierbei ist der Großballj Präsident, oder in seiner Abwesenheit, dessen Statthalter.

Dem Range nach geht der Großballj den Großprioren von Deutschland und Böhmen in Malta vor.

Der Johannitermeister oder Großprior von Deutschland ist Reichsfürst und hat auf dem Reichstage unter den geistlichen Fürsten Sitz und Stimme. An diesem sowohl, als an dem oberrheinischen Kreise, zu welchem er mit allen Commenden des Johannitermeisterthums als Kreisstand gehört, hält er seine Gesandten.

Die fürstliche Würde ist in dem Jahre 1548 mit dem Johannitermeisterthum verbunden worden, welche der um Kaiser Karl V. als Admiral und Gouverneur von Tripolis sehr wohl verdiente Großprior von Deutschland Georg Schilling von Canstatt, ein Württemberger, erhalten hat.

Der Großprior von Deutschland oder Johannitermeister wird eigentlich nicht gewählt, sondern der älteste Ritter des deutschen Großpriorats, wenn er die Pflichten die er dem Orden schuldig ist, alle erfüllt hat, erlangt diese Würde durch Vorrückung und Anciennetät.

Seine Residenz hat er zu Heitersheim im Breisgau, wo sich auch die Johannitermeisterliche Regierung und das Großpriorats-Archiv befindet.*) Erstere besorgt die ihr obliegenden fürstlichen Regierungs- und Ordensgeschäfte, auch gehen an dieselbe die Recurse und Appellationen zweiter Instanz von den Ordens-Unterthanen der unmittelbaren Reichs-Commenden.

Der Fürst Johannitermeister ist von dem Kaiser in Ansehung der sämmtlichen Commenden und Ordenshäuser in Deutschland mit allen Regalien belehnt. Die letzte kaiserliche Belehnung geschah am 14. März 1780.

Zur Bestreitung der fürstlichen Würde besitzt derselbe einige ansehnliche Herrschaften und beträchtliche Cameralgüter in Deutschland.

In dem Monat Mai oder Juni wird alle Jahre das Provinzialcapitel von dem Großprior ausgeschrieben und zusammenberufen. Bei demselben erscheinen alle innerhalb der Grenzen des Priorats befindlichen Großkreuze, Commandeurs, Ritter und Ordensgeistlichen, wenn dieselben nicht durch giltige Ursachen entschuldigt sind.

Auf dem Provinzial-Capitel werden unter dem Präsidio des Großpriors alle Ordens- und Großpriorats-Geschäfte zum Vortrag gebracht, berathschlagt, noch Mehrheit der Stimmen entschieden und in einem schriftlichen Recesse aufgezeichnet, der am Ende von allen Anwesenden unterschrieben und besiegelt wird. Dabei werden auch die Ordens-Pensionen abgeführt, die Responsionen oder Ordenslasten an das General-Receptorat entrichtet, und Rechnungen abgehört und Personalklagen die Auswärtige gegen Ordensglieder, oder diese unter sich selbst haben, geschlichtet.

Zuweilen werden in wichtigen und dringenden Fällen außerordentliche Versammlungen gehalten, die man Assembleen nennt. Bei diesen ist die Erscheinung der Großpriorats-Glieder gewöhnlich nicht so zahlreich und nur allein jene Gegenstände werden darin abgehandelt, wegen welcher die Assemblee ausgeschrieben worden ist.

Das Großpriorat Böhmen hat im Wesentlichen die nämliche bisher erwähnte Verfassung wie das deutsche. Die Residenz des Großpriors von Böhmen, das Archiv und die Kanzlei befinden sich in Prag.

Die Priorate von Ungarn und Dacien sind Würden ohne Land. Die ehevor dazu gehörigen Güter und Commenden sind dem Orden durch Kriege und ungünstige Zeitläufe entzogen worden.

Die Balley Brandenburg, sonst auch das Herrnmeister- oder Sonnenmeisterthum (!) genannt, steht mit dem deutschen Johannitermeisterthum noch in gewissen Verbindungen, und nach dem im Jahre 1382 zu Heimbach geschlossenen Vertrage ist der neuerwählte Herrnmeister von Brandenburg verbunden, bei dem Großprior von Deutschland seine Bestätigung nachzusuchen.

Die letzte Bestätigung geschah am 24. October 1785, da des dermaligen Herrnmeister Prinz Ferdinand von Preußen, königliche Hoheit, für Dero zum Coadjutor erwählten ältesten Herrn Prinzen Friedrich Christian Heinrich Ludwig, durch einen eigends dazu abgeordneten Balley-Ritter, die fürstlich Johannitermeisterliche Großpriorat-Bestätigung begehren ließen und erhielten.

Das Herrnmeisterthum entrichtet auch jährlich die

*) Nachdem durch den Frieden von Preßburg, am 26. Dezember 1805, der Breisgau mit all' seinen Stiftern an Baden gefallen und das Großpriorat und Fürstenthum Heitersheim von demselben am 27. und 28. Januar 1806 in Besitz genommen war, ward das Archiv desselben nach Carlsruhe gebracht und dem dortigen General-Landes-Archiv einverleibt, wo es sich noch jetzt befindet. D. R.

nach dem Heimbacher-Vertrage schuldigen Responsionen oder Auflagen nach Malta.*)

Die Balley St. Joseph in Doschiz gehört zum Böhmischen Großpriorat. Auch wird die Groß-Balley-Würde und jene eines Priors von Ungarn, mit den Rittern des Böhmischen Großpriorats gemeinschaftlich alternirt.

Zum deutschen Großpriorate gehörte auch ehedem die Balley Utrecht nebst vielen beträchtlichen Commenden in den vereinigten Niederlanden, welche ihm aber während des achtzigjährigen niederländischen Krieges entrissen und bisher, ungeachtet der in dem Frieden zu Gent und in der Union zu Utrecht geschehenen Zusagen, auch deshalb erfolgten nachdrücklichen Verwendungen des königlich französischen und spanischen Hofes, widerrechtlich vorenthalten worden. Seine jetzt regierende kaiserliche Majestät, sowie Allerhöchst-dero Vorfahr, haben in dero Wahl-Capitulation dem Orden die Wiedererlangung dieser Cammenden zugesichert, auch hat das deutsche Johanniter-Meisterthum durch seine bei dem Utrechter-Friedens-Cangreß im Jahre 1713 eingelegte Verwahrung sich alle Rechtszuständigkeiten vorbehalten.

Wie viele Commenden zu deu deutschen und böhmichen Großprioraten gehören, ist aus den hier beigefügten Verzeichnissen zu ersehen. Zu mancher Commende gehören zwei, drei und mehr Ortschaften.

Ein Ritter der seine Caraaanen gemacht und die Ordenspflichten erfüllt hat, tritt nach dem Range seines Alters in der Genuß einer erledigten Commende, oder erhält sie auch aus graßmeisterlicher Gnade.

In dem ersten Falle heißt sie Commenda di Giustizia oder di Cabimento, im zweiten Commenda di Grazia Magistrale.

Wenn eine ans dem Besitze des Ordens gekommene Commende oder Ordensgut aan einem Ordeusgliede wieder herbeigebracht wird, fa gebührt ihm nach den Ordensgesetzen der lebenslängliche Genuß davon, und heißt sodann Commenda di Recnperazione.

Es giebt auch Familien-Commenden; man nennt sie Cammende di Gius Padrnnato. Bei dem deutschen Großpriorate werden keine dergleichen, wohl aber bei dem Bämischen angetraffen.

Wenn ein Commandeur seine Commende fünf Jahre lang besessen hat, ist er aerbunden, die Melioramenten zu machen, das ist, sich auszuweisen, daß er die Commende verbessert, aber wenigstens dach in gutem und unmangelbarem Stande erhalten, auch die Urbarien, Lagerbücher und Beraine, die in der Ordenssprache Cabräen genannt werden, zur gehörigen Zeit erneuert habe. Hat er dieses erfüllt und erklären die Commissarien die zur Untersuchung dieser Melioramenten von dem Provinzial-Capitel ernannt werden, dieselben für richtig und werden sie sodann von dem Provinzial-Capital und der Zunge in Malta für gut und hinlänglich befunden, so erhält der Commandeur hiedurch die Fähigkeit, in Erledigungsfällen auf eine bessere Commende Anspruch zu machen und diese heißt sodann Commenda di Meglioramento.

Unterläßt ein Commandeur die Schuldigkeit zu melioriren, erfüllt er die Auflagen nicht, die ihm die Untersuchungs-Commissarien gemacht, bleibt er dem Tresar in Malta mit Rückständen verhaftet rc., so rückt ihm bei Erledigung besserer Cammendeu oder Würden, sein Fiernaldo, das ist, der Ritter der in der Anciennetät nach ihm folgt, aor; und auf diese Weise kann ein Ritter, wenn er seinen Pflichten nachkommt, bis zur höchsten Zungen-Würde emporkommen.

(Schluß folgt.)

*) Nähere Angaben über das Verhältniß der Balley Brandenburg zum Großpriorate von Drutschland und insbesondere eine Erklärung darüber, weshalb man schon im Jahre 1461 beim Großpriorate und zwar in der Person des späteren Großpriors Grofen Rudolph von Werdenberg zuerst einen Balli von Brandenburg wählte und dies später vom Jahre 1558 ab regelmäßig, bis zur Säcularisation des Großpriorols im Jahre 1805, fortsetzte, ohne daß derselbe in den Besitz der Balley trol, da die Ritter derselben nach jedesmaliger Erledigung, selbstständig einen Balli oder Herrnmeister neben jenen wählten, finden wir in von Osterhausen: „Bericht dessen, was zu einer vollkommenen Erkenntniß des Ritterlichen Ordens St. Johannis von Jerusolem zu Malta nöthig", Augsburg 1650 Seite 630 u. f. und werden diese Mittheilungen später in unserem Blatte abdrucken.

Nach den uns vorliegenden Heitersheimschen Ordens-Kalendern für das Jahr 1792 und 1799, stehen in ersterem Freiherr Ferdinand von Hompesch zu Bühlheim, in letzterem Freiherr Johann Jacob von Pfürdt zu Karsbach als Ballis von Brandenburg verzeichnet. D. R.

Jubelfeier der Mülhäuser Stadtpflege.

Die Mülhäuser Stadtpflege, ein Zweig des Straßburger Diakonissenwerkes, beging vor kurzem ihre 25ste Jahresfeier.

Eine edle Armenfreundin, Frau Nicalas Köchlin, hatte i. J. 1852 eine Diakanissin als Gemeindediakonissin, dort Stadtpflegerin genannt, für die Kranken- und Armenpflege in einer bestimmten Straße der Stadt Mülhausen i/Els. erbeten. Schau nach 8 Jahren war die Stadt für die Arbeit der Stadtpflege in 7 Quartiere getheilt, deren jedes sein eigenes oder gemiethetes Lokal, aus Consultationszimmer, Vorrathskammer, Küche und Keller bestehend, sein besanderes Patronats-Comité, seinen Arzt und seine „Stadtpflegerin" besaß. In diesen Quartieren werden jährlich mehr als 2000 Kranke gepflegt, 3—400 Familien unterstützt. In einigen Quartieren besteht auch eine Arbeitsabtheilung, wo armen Frauen durch Näharbeit ein Nebenaerdienst zufließt. Für kranke Kinder wird noch besonders gesorgt.

Seit 1860 bewohnen die Diakonissen ein eigenes Gebäude, das „Diakonissenhans", für das s. Z. 100,000 Francs von den evangelischen Familien der Stadt Mülhausen frei dargereicht wurden. Es befindet sich in demselben unter der Leitung aon 4 Diakonissen auch eine Reihe aon Zimmern für Kranke aus mittleren und höheren Ständen. Soeben steht aus Anlaß einer sehr bedeutenden außerordentlichen Gabe eine weitere Ausdehnung durch Begründung eines Versorgungshauses für ältere alleinstehende Persanen in Aussicht. — Manche edle Namen sind mit der Geschichte der Stadtpflege in Mülhausen für immer aufs innigste verbunden. Nicht weniger als 30 seiner Diakonissen überläßt das Straßburger Diakonissenhaus der genannten Stadt.

Aufsätze und Notizen, die sich füe dies Blatt eignen, insbesondeee solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blottes wolle mon an den Redocteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdomer Straße Nr. 134c zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens- Balley Brandenburg.



Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 30. October 1878. Nr. 44.

1. Carl Ernst Ferdinand Graf von Bismarck-Bohlen, Rittmeister und Legations-Rath a. D., auf Uenglingen bei Stendal, Ehrenritter seit 1861, † zu Venedig den 15. October 1878.
2. Gustav Albert Emil von Viereck, Kammerherr, auf Weitendorf und Dudinghausen bei Güstrow in Mecklenburg, Ehrenritter seit 1843, † zu Dudinghausen den 19. October 1878.

Verspätet.

Nachruf.

Die Sächsische Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens hat durch das am 12. d. M. erfolgte Ableben Sr. Excellenz des Wirklichen Geheimen Raths, Ober-Präsidenten a. D. und Dechanten des Domstifts Merseburg

Herrn Hartmann Erasmus von Witzleben

einen herben Verlust erlitten.

Der nun in Gott Ruhende hat wesentlich zur Begründung und Förderung der Genossenschaft beigetragen, in welcher er das Richteramt bis zu seinem Hinscheiden mit hingebendster Treue und Selbstlosigkeit verwaltete.

Durch seine eben so ritterliche, wie aufopferungsfähige Gesinnung ein leuchtendes Vorbild — wird ihm die Genossenschaft bis in die spätesten Zeiten ein ehrendes Andenken bewahren.

Der Convent
der Sächsischen Provinzial-Genossenschaft
des Johanniter-Ordens:
Hugo Prinz Schönburg-Waldenburg,
Commendator.
Graf von Wartensleben-Carow. von Werder.
Frhr. v. d. Reck. Frhr. von Platho. von Davier.
E. von Krosigk.

„Kurze Nachrichten von dem Ursprung und Verfassung des hohen Johanniter- oder Malteser-Ritter-Ordens und desselben deutscher Zunge."

(Schluß.)

Aufnahme in die deutsche Zunge.

Nach dem auf dem Reichstage zu Regensburg abgefaßten Reichsschlusse vom 5. Juli 1706, kann Niemand in des Johanniter-Ordens deutsches Großpriorat aufgenommen werden, der nicht aus deutschem Geblüte abstammt und inner der Grenzen des deutschen Johannitermeisterthums geboren ist.

In den Ordens-Gesetzen sind die erforderlichen Eigenschaften desjenigen genau bestimmt, der aufgenommen zu werden verlangt, unter welchen vorzüglich zu bemerken ist, daß sich die deutsche Zunge zu keiner Zeit natürliche Söhne von regierenden Fürsten oder Souverainen aufdringen läßt.

Die Aufnahme bei dem deutschen sowohl, als böhmischen Großpriorate, geschieht entweder in dem Grade als Ritter, oder als Ordensgeistlicher.

Zum ersten werden keine, als Cavaliere vom reinsten Adel angenommen, die ihre adelige Geburt und Abstammung nach den Ordens-Gesetzen und dem Herkommen gehörig beweisen können.

Ein Cavalier kann entweder als
volljährig di Maggior Età, als
minderjährig di Minor Età, oder
als großmeisterlicher Page
aufgenommen werden.

Aus diesen drei Gattungen von Aufnahme wird die Anciennetät oder Rang in dem Orden bestimmt, von welchem nachgehends die Vorrückung in die Commenden und Würden abhängt.

Für großjährig wird derjenige gehalten, der fünfzehn Jahre alt ist.

Wer als großjährig aufgenommen werden will, muß sich persönlich vor dem Provinzial-Capitel oder Assemblée stellen, seine Adelsproben übergeben und mit Quittung beweisen, daß er die sogenannten Passagio-

Gelder mit 75 spanischen Doppien*) an das Ordens-Receptorat entrichtet habe.

Uebergiebt er nun seine Proben, ehe er 16 Jahre und 8 Monate alt ist und werden dieselben von dem Provinzial-Capitel und der Zunge für richtig angenommen, so fängt sein Rang oder Anciennetät von dem Tage an, da er das eben erwähnte Alter erreicht hat. Uebergiebt er sie aber erst nach Erreichung dieses Alters, so wird die Anciennetät von dem Tage berechnet, da er die Proben bei der Zunge präsentirt hat. In beiden Fällen muß sich der Ritter, bei Verlust der Anciennetät, vor Erreichung des zwanzigsten Jahres in Malta zum Noviciate und den Caravanen stellen.

Wer erst nach dem zwanzigsten Jahre seine Proben übergiebt, erhält die Anciennetät mit dem Tage seiner Ankunft in Malta.

Minderjährig wird in dem Orden derjenige genannt, der noch nicht fünfzehn Jahre alt ist.

Ein Minderjähriger muß zuerst bei dem Großmeister in Malta seine Dispensations-Bulle über seine Aufnahme auswirken, worin ihm zwei Jahre, à dato Bullae, als eine Frist bestimmt werden, innerhalb welcher er die diesem Grade anklebende Passaggio-Gebühr mit 360 spanischen Doppien zu bezahlen habe.

Der Minderjährige muß seine Proben noch vor dem fünfzehnten Jahre überreichen und sich zwischen dem siebenzehnten und fünf und zwanzigsten Jahre in Malta einfinden. Im sechs und zwanzigsten Jahre legt er die Profession ab, wofern ihm nicht von dem Großmeister hierzu die Zeit verlängert wird.

Seine Anciennetät läuft von dem Tage der ausgefertigten großmeisterlichen Bulle; er verliert diese, wenn er die erwähnten Bedingnisse nicht pünktlich erfüllt.

Die Aufnahme als großmeisterlicher Page muß bei dem Großmeister unmittelbar angesucht werden, und diese wird von demselben per Rescriptum, als eine Gnadensache ertheilt.

Ein großmeisterlicher Page muß seine Proben vor dem eilften Jahre seines Alters bei dem Provinzial-Capital oder Assemblee übergeben, ohne daß er nöthig habe sich persönlich zu stellen. Er zahlt an Passaggio-Geld nicht mehr, als ein großjähriger Cavalier, nämlich 75 spanische Doppien.

Nach vollbrachtem zwölften Jahre muß er sich persönlich in Malta stellen, seine aufgeschwornen Proben bei der Zunge übergeben und sodann in die großmeisterliche Pagerie eintreten, wo er bis zur Erreichung seines sechszehnten Jahres zu verbleiben hat. Von dem Tage, da seine Proben bei der Zunge angenommen worden, geht seine Anciennetät an.

Vor Aufschwörung der Proben darf kein aufgenommener Cavalier das goldene und vor wirklich abgelegter Ordens-Profession, das weißleinene Kreuz tragen.

*) Eine spanische Doppie beträgt, nach dem veränderlichen Wechselcours zu Augsburg, ungefähr 9 Gulden 10 Kreuzer Reichsgeld.

Aeußerst selten und nur aus den wichtigsten Rücksichten geschieht es, wenn weltliche Fürsten, oder auch sonst Personen vom höchsten Range und Adel das goldene Ordenskreuz von dem Großmeister verliehen wird, welches la Croce di Devozione heißt.

Bisweilen erhalten auch Personen, die nicht vom Adel sind, aus besonderer Gnade und Verdiensten das halbe, oder sogenannte Donatenkreuz, welches aber nur aus sechs Ecken, oder den drei unteren Theilen des Malteser-Kreuzes besteht.

Zu Ordens-Geistlichen, Fra Capellani, werden Personen aus dem Mittelstande, die von gutem Herkommen, Sitten und Fähigkeiten sind, angenommen.

Bis zur Abhaltung des nächsten Generalcapitels, verbieten die Ordensgesetze, Personen, die schon wirkliche Priester, Diakoni oder Subdiakoni sind, aufzunehmen, wohl aber können Clerici minorum Ordinum angenommen werden, deren Zahl durch die Statuten bestimmt ist.

Die Adels- und Ahnen-Proben,

welche von einem Cavalier bei dem Provinzial-Capitel oder Assemblee übergeben werden müssen, bestehen in folgenden:

1. In dem Stammbaume des Probantens, mit den gemalten Familien-Wappen und denselben beigesetzten Tauf- und Zunamen, von acht Ahnen väterlicher und acht Ahnen mütterlicher Seits, mithin von sechszehn Ahnen in der obersten Reihe.
2. In den Attestaten von einer unmittelbaren freien Ritterschaft und von einem Erz- oder Domstift, oder auch anderen hinlänglichen und zuverlässigen Beweisthümern über die Richtigkeit der in dem Stammbaume entworfenen Familien-Wappen sowohl, als auch über den Adel, Ritterbürtig- und Stiftmäßigkeit sämmtlicher angeführten Ahnen.
3. In dem legalisirten Original-Taufschein des Probanten.
4. In dem ganzen Filiations- oder Abstammungs-Beweise von den im Stammbaume enthaltenen sämmtlichen Ahnen, welcher durch legalisirte Original-Tauf- und Copulations-Scheine, Ehepakten, Testamente, Belehnungen und dergleichen geführt wird. Und
5. In der Quittung über die an das Ordens-Receptorat bezahlte Passagio-Gelder.

Die als minderjährig, oder als großmeisterliche Pagen aufgenommenen Probanten, haben noch weiteres die großmeisterliche Aufnahmsbulle im Original nebst einer vidimirten Abschrift, ihren Proben beizulegen.

Alle oberwähnte Stücke müssen durchaus zweifach übergeben werden, indem ein Exemplar davon in dem Großpriorats-Archive zurückbehalten, das andere aber an die Zunge nach Malta eingeschickt werden muß.

Nach Uebergebung der Proben, werden von dem Provinzial-Capitel oder Assemblee zween Ritter durch

das Loos als Commissarien zu derselben Untersuchung ernannt, die sodann bei dem nächstfolgenden Capitel oder Assemblee hierüber Bericht und Gutachten schriftlich abstatten. Werden die Proben für gut befunden, so geschieht deren Aufschwörung von vier fremden stiftmäßigen Cavalieren, die von dem Probanten hiezu erbeten werden; die Aufschwörungs-Urkunde wird ausgefertigt, unterzeichnet und ein Duplicat der Proben mit dem Capitelssiegel verschlossen, dem Probanten zur weiteren Beförderung an die Zunge nach Malta zugestellt.

Zu bemerken ist noch, daß nach besonderen Judicaten und hergebrachter Observanz bei dem deutschen Großpriorate, drei Ritter katholischer Religion aus den löblichen Cantonen der Eidgenossenschaft aufgenommen werden; sie machen ihre Proben gleich den Reichs-Cavalieren, nur mit dem Unterschiede, daß sie anstatt der ritterschaftlichen und domstiftischen Atteftate, durch authentische Zeugnisse ihrer Cantone ihre Abstammung von den vornehmsten und angesehensten Familien aus der Schweiz beweisen.

Die Ordensgeistlichen: Fra Capellani probiren weder Adel noch Wappenmäßigkeit, sie beweisen nur:

1. Die eheliche Abstammung von ihren väterlichen und mütterlichen Großeltern.
2. Erproben sie durch glaubwürdige Zeugnisse, daß ihre Eltern und Großeltern von ansehnlichen Familien aus dem Mittelstande seien, auch, daß dieselben mit schlechten, niedrigen Handwerkern und Gewerbichaften sich nicht abgegeben haben, und
3. Bringen sie gültige Zeugnisse über ihre Sitten und Studien bei.

Die Untersuchung dieser Proben geschieht durch einen Ritter und einen Ordensgeistlichen. Nach abgestattetem Commissions-Bericht und Gutachten, werden solche, wenn sie richtig befunden worden, von dem Provinzial-Capitel angenommen und decretirt.

Die Aufschwörungskosten belaufen sich bei dem deutschen Großpriorate, ohne die gewöhnliche Tafel:

Von einem in der Volljährigkeit aufgenommenen Ritter auf 480 Gulden.

Von einem Minderjährigen auf 880 Gulden.

Von einem großmeisterlichen Pagen auf 530 Gulden, nebst 25 Gulden Wappengelder.

Ein volljährig aufgenommener Ordensgeistlicher entrichtet in die Capitelskasse 100 Gulden.

Ein Minderjähriger 200 Gulden.

Auch werden nach der deutschen Zunge und Adels-Kasse in Malta bei Uebergebung der Proben zusammen entrichtet:

Von einem Volljährigen	32	Scudi	2 Tarini
„ „ Minderjährigen	121	„	2 „
„ „ Pagen	37	„	2 „

Ein Tarino beträgt $5^1/_2$ Kreuzer. Reichsgeld und 12 Tarini machen einen Scudo."—

Dieser Geschichte folgt in dem genannten Kalender ein „Verzeichniß aller Herrn Ritter und Ordens-Geistlichen, welche bei des ritterlichen Johanniter-Ordens deutscher Zunge aufgenommen sind", an der Spitze desselben Fra Joseph Benedict des heiligen römischen Reiches Fürst, Graf von Reinach zu Fuchsmänningen, Johannitermeister und Großprior von Deutschland, ferner die Namen von 7 Großkreuzen und 36 Rittern, von 12 Rittern, welche als minderjährig aufgenommen worden und die ihre Adelsproben noch nicht übergeben haben, sowie die Namen von 4 Rittern, welche die Vorzüge des Ranges noch nicht genießen, weil sie sich vor dem 20. Jahre ihres Alters in Malta noch nicht persönlich gestellt haben. In Summa demnach 60 Ritter.

Das Verzeichniß der Ordensgeistlichen weist elf Namen nach.

Das Verzeichniß der „Großpriorat-Häuser und Commenden des deutschen Großpriorats" nennt folgende Besitzungen desselben:

1. Das Großpriorat-Residenz-Haus Heitersheim mit den zugewandten, d. h. zum Nießbrauch des Großpriors von Deutschland gehörigen, Cammeral-Häusern: Neuenburg und Steinenstatt, Freiburg und Wendlingen, Kenzingen, Haimbach und Musbach.
2. Die Ritter-Commenden Arnheim und Nimwegen, Basel und Rheinfelden, Bassel und Dorlisheim, Bruchsal und Cronweisenburg, Frankfurt und Mosbach, Hasselt, Hemmendorf und Rexingen, Herrenstrunden, Hohenrein und Reiden, Kleinerdlingen, Logen und Herford, Leuggern, Klingenau und Brugg, Mainz und Niederweisel, Münster und Steinfurt, Rohrdorf und Daetzingen, Rothenburg und Reichartsroth, Rottweil, Schleusingen und Weißensee, Schwäbisch-Hall und Affeltroch, Sulz, Colmar, Mühlhausen und Friessenheim, Tobel, Trier, Adenau, Höningen und Breysich, Ueberlingen, Villingen, Wesel und Borken, Würzburg.
3. Die Commenden der Ordensgeistlichen in Aachen, Mecheln, Küringen und Niedercken, Freiburg in der Schweiz, Regensburg und Altmühl-Münster, Sobernheim, Hangenweisen, Roth und Cronenburg, Worms.

Die außerdem noch vorhandenen zwei Priester-Commenden Straßburg und Schlettstatt, sowie Cöln standen unmittelbar unter der Großpriorat-Jurisdiction und wurden nicht in der deutschen Zunge vergeben, sondern die jeweiligen Commendatoren aus den Capiteln dieser Häuser erwählt und vom Großprior bestätigt.

Den Schluß des Kalenders bildet das „Verzeichniß der Herren Ritter des böhmischen Großpriorats" und das der „Großpriorat-Herrschaften und Commenden" desselben.

Als Großprior von Böhmen ist aufgeführt Fra Joseph Maria Graf von Colloredo und Waldsee, ein Großkreuz: Johann Franz Graf von Colloredo zu Melz, Bally von St. Joseph in Doschiz und 41 Ritter, ferner 9 als

minderjährig aufgenommene Ritter, die noch ihre Adels-Proben nicht übergeben haben, zusammen 52, und 3 Ordensgeistliche.

Großpriorial-Herrschaften und Commenden sind folgende verzeichnet:

1. Das Großpriorial-Residenz-Haus in Prag*) mit den zugewandten Großpriorial-Herrschaften Strakonitz, Warwaschau und Oberlibich.
2. Die Ritter-Commenden: Breslau, Brun und Krallowitz, Fürstenfeld und Molling, Goldeberg und Löwenberg, Grobnich, Groß-Tünz, Kleinölds, Lossen, Maidelberg, Mailberg und Stroheim, Michael, Miecholupp, Obitz, St. Peter in Carniola, Reichenbach, Sinzendorf, Strigau, Troppau, Wien.
3. Die Priester-Commenden Ebenfürt, Haillenstein und Pulst.

Außerdem der Priesterconvent in Prag, der unmittelbar unter der Großpriorial-Jurisdiction steht. Der infulirte Prior desselben wird von den dortigen Ordens-Caplänen erwählt und sodann vom Großprior von Böhmen bestätigt."

*) Auf der Kleinseite von Prag, dicht an der Moldau gelegen, besteht heute noch. Derzeitiger Großprior von Böhmen ist der Graf Othenio von Lichnowsky-Werdenberg, Kaiserl. Oesterr. Kämmerer und Wirklicher Geheimer Rath, geb. den 7. Mai 1826. D. R.

Kinderheilanstalten in Bädern.

Während die Kinderheilanstalt in dem Badeort zu Kreuznach eben zu einem eigenen stattlichen Gebäude, das 80 Kindern Raum gewährt gelangt ist, zeigt sich die dringende Nothwendigkeit eines Neubaues auch in anderen neuentstandenen ähnlichen Anstalten.

Im Sommer 1877 ist auch in Harzburg eine Kinderheilanstalt für scrophulöse Kinder begründet. Die bisherige Miethwohnung gewährte nur für 8 Betten Raum und es ist sehr schwierig, überhaupt eine solche für die Zukunft zu erlangen. An Freunde der Sache ergeht deshalb die Bitte, zum Bau eines Anstaltsgebäudes behilflich zu sein. Dem Anfang der Arbeit hat es an Liebesgaben aus der Gemeinde Harzburg und aus der Ferne nicht gefehlt. Die heilkräftigen Soolbäder sind von dem Badebesitzer, ebenso die ärztliche Pflege von anderer Seite unentgeltlich gewährt.

Für die Leitung der Anstalt hat das evangelische Diakonissenhaus Marienstift in Braunschweig eine der Aufgabe gewachsene Schwester entsenden können. Dieselbe ist für die Wintermonate als Gemeindepflegerin in Harzburg thätig. — Die Zahl der im vorigen Sommer aufgenommenen Kinder konnte nur eine geringe sein, aber die Erfolge waren durchaus günstige. Ein Mädchen aus der Provinz Sachsen gab um Weihnachten v. J. in dankbarer Freude über die wiedererlangte Gesundheit die Nachricht: nachdem sie 4 Winter hindurch nicht habe sehen und die Schule besuchen können, dürfe sie jetzt wie andere Kinder zur Schule gehen, lesen und schreiben, ja, trotz der kalten Jahreszeit im Freien spielen. — Pastor Jeep in Harzburg, dem besonders die Begründung der Anstalt zu verdanken ist, ertheilt gern nähere Auskunft und nimmt derselbe Beiträge entgegen. —

Für die ebenfalls im vorigen Jahr vom Verein für innere Mission in der Grafschaft Mark zu Saffendorf bei Soëst begründete Kinderheilanstalt ist, um einen Hausbau zu ermöglichen, von der westphälischen Provinzialsynode eine Hauscollekte bewilligt.

Ueber die rasch emporblühende Kinderheilanstalt in dem lippeschen Soolbade Salzuflen ist soeben der zweite anschaulich geschriebene Bericht erschienen. Im ersten Jahre hat die Anstalt 65, im zweiten 155, in dem letztvergangenen 260 Kinder verpflegt. Leider mußten mehr als 100 Bitten um Aufnahme ablehnend beschieden werden. In vier Kurperioden konnten je 60—67 kranke Kinder auf vier Wochen die Wohlthat des heilkräftigen Soolbades genießen. — Im vergangenen Jahre gingen an Liebesgaben 15,675 M. ein; unter denselben befindet sich eine Stiftung des Ministers v. Oheimb von 3000 M. und eine solche seitens der Gemeinde Valdorf mit 450 M. Hauscollekten waren in den lippischen Landen und den benachbarten preußischen Bezirken bewilligt. Einer Gesammtschuld von 28,154 M. steht bereits ein Besitz gegenüber, dessen Werth sich auf 64,499 M. beziffert. Consistorialrath Thelemann in Detmold hat als Präses des Verwaltungsrathes der Anstalt den Bericht erstattet. Im Lokalvorstand zu Salzuflen ist Pastor Krücke der Vorsitzende.

In der Kinderheilanstalt zu Elmen bei Gr. Salze, unweit Magdeburg, haben im vorigen Sommer in dem neuerbauten eigenen Hause, das für 36 Kinder Raum bietet, 78 Kinder in 3169 Tagen Aufnahme gefunden. Diakonissen aus Halle ist die Pflege übertragen; die Vertretung der ganzen Arbeit hat in engster Verbindung mit dem vaterländischen Frauenverein für Magdeburg und Umgegend ein Comité übernommen. Auf eigenen Anlaß hat die deutsche Kaiserin der Anstalt den Namen „Kaiserin Augusta-Kinder-Heilanstalt" verliehen.

Das Pflegehaus in Norderney hat zuerst im Spätsommer 1876 armen Kindern unter Leitung von Diakonissen aus Hannover den Gebrauch des Seebades ermöglicht. Im vergangenen Jahre ist die Zahl bedeutend gestiegen. Das Pflegegeld beträgt monatlich nur 30 M., manche werden ganz unentgeltlich aufgenommen. — In einem Hintergebäude der Anstalt hat eine Kleinkinderschule Raum gefunden. Eine Anzahl kleiner freundlicher Zimmer hat ferner zur Verfügung gestellt werden können, um Diakonissen aus verschiedenen Mutterhäusern, denen Seebad und Seeluft nöthig ist, Aufnahme zu gewähren.

In dem berühmten Nordseebad Scheveningen in Holland haben ebenfalls seit dem Jahre 1876 kranke, besonders scrophulöse arme Kinder im Alter bis zu 15 Jahren in großer Zahl die gleiche Wohlthat genossen. Eine Baracke auf den Dünen am Meeresstrande gewährt ihnen Obdach.

Eine Vermehrung der Kinderheilanstalten steht von neuem bevor. Für Colberg in Pommern, wo Seebad und Soolbad sich vereinigt finden, sind die Vorbereitungen dem Abschluß nahe. In Schlesien und in Schleswig-Holstein sind die einleitenden Schritte geschehen; ebenso in Nauheim in Hessen und Bad Elster im Königreich Sachsen.

In diesem Zusammenhang erwähnen wir das Kinderhospital in Osnabrück. Zwar gehört dasselbe jetzt mehr in die Reihe verwandter, städtischer Anstalten; es verdankt aber demselben Kreise, der im Jahre 1868 die Kinderheilanstalt in dem Badeort Rothenfelde bei Osnabrück ins Leben rief, seine Begründung und steht mit derselben in dauernder enger Verbindung. Die Wahrnehmung, daß manche Kinder nach dem Gebrauch der Bäder in Rothenfelde dringend einer Nachkur bedürfen, die sie bei ihren Angehörigen oft nicht finden, gab die nächste Veranlassung, in Osnabrück, von wo eine große Zahl von Kindern jährlich nach Rothenfelde geschickt wird, ein Kinderhospital zu begründen. Der um die Werke der Barmherzigkeit hochverdiente ehemalige Bürgermeister und Minister Stüve widmete sich der Sache mit dem ihm eigenen Eifer. Schon im Jahre 1869 wurde vom Magistrat ein Haus angekauft, das 1871 für die Anstalt in Gebrauch genommen wurde. Diakonissen aus Ludwigslust in Mecklenburg, die auch die Rothenfelder Anstalt leiten, übernahmen die Pflege. Bis zum Jahre 1875 lag die Verwaltung in den Händen des Magistrats. Derselbe sah sich jedoch genöthigt, da die Ausgaben die Einnahmen weit überstiegen, sich der Verwaltung zu entziehen. Fast schien der Fortbestand in Frage gestellt. Das Bedürfniß hatte sich jedoch als ein so dringendes erwiesen, daß ein Kreis von Frauen und Männern Osnabrück's im Vertrauen auf die gemeinsame Opferwilligkeit die Weiterführung der Anstalt übernahm. Bald zeigten sich die Mängel des alten Gebäudes aber in so hohem Grade, daß man sich zum Neubau eines eigentlichen Kinderhospitals entschließen mußte. Vor kurzem ist derselbe zur Ausführung gekommen und die Einweihung des freigelegenen schönen Gebäudes stand bevor. Wohl sind von den Kosten noch 20,000 M. zu decken; aber da dasselbe nicht nur für Kinder aus Osnabrück bestimmt ist, hofft man besonders aus der weiteren Nachbarschaft auf helfende Theilnahme. Dieselbe kommt bereits der Anstalt in hohem Maße zu gute.

Unter der Redaktion von Senator Culemann und C. A. Schüttler in Hannover erscheint seit Anfang 1878 monatlich für die Sache der Kinderheilanstalten ein eigenes Organ, „die Kinderpflege".

(Fl. Bl. d. rauh. Hauses.)

Die rheinisch-westphälische Heil- und Pflegeanstalt für Fallsüchtige bei Bielefeld.

Herr Pastor v. Bodelschwingh veröffentlicht folgenden kurzen Bericht über die rheinisch-westphälische Heil- und Pflege-Anstalt für Fallsüchtige bei Bielefeld. Bethel durfte während des 11. Arbeitsjahres (1877) wieder 91 dieser Unglücklichen seine Thür öffnen. 28 verließen die Anstalt so wesentlich gebessert, daß sie wieder zu ihrem Beruf zurückkehren konnten; doch erhielten nur 5 derselben, bei denen die Besserung eine längere Dauer hatte, das Prädicat genesen, — 15 kehrten ungebessert heim, 14 starben. Die Gesammtzahl der Aufgenommenen beträgt 423, der um Aufnahme Bittenden 843. — Der gegenwärtige Bestand der Kranken 193. Unsere Schulden belaufen sich auf 80,000 Mark; also immer noch ein weites Feld der Hilfe für barmherzige Freunde der Elenden. Unsere nächste, drückendste Sorge ist die Herstellung des Asyls für blödsinnige epileptische Mädchen und Frauen. — Diese Elendsten haben schon viel zu lange bittend vor unserer Thür gestanden, als daß man ihren Hilferuf länger hätte überhören können. — „Siloah", so soll das Asyl heißen, ist bereits unter Dach und 12,000 Mark sind dafür beisammen, aber für den Rest der Baukosten und die innere Einrichtung: mindestens 30 Betten &c. bedürfen wir noch eine gleiche Summe. O bitte, wer kann, der reiche sein Schärflein dar, damit wir bald mit Freuden, ohne neue Schulden einziehen können. — Bei der großen Zahl der Kranken möchte vielleicht Mancher ausrufen: Haltet ein, häuft nicht mehr Elend zusammen! Gewiß fühlen wir die wachsende Schwere unserer Aufgabe. Auf der anderen Seite aber empfinden wir auch mit Dank gegen Gott, daß gerade die größere Zahl der Kranken auch große Erleichterungen mit sich bringt. Wie verschieden sind Alter, Krankheitsgrade, Berufsarten, Bildungsstufen, Gemüthsbeschaffenheiten der Kranken. Die Schwierigkeit unserer Aufgabe liegt gerade darin, Sorge zu tragen, daß die durch das schreckliche Leiden auch leidenden Gemüther Berücksichtigung finden! Das ist in einer kleinen Anstalt nicht möglich. — Anfangs hatten wir nur eine einzige Schulklasse. Wie übel war es aber, vollsinnige Kinder mit halb oder ganz blödsinnigen; wie übel, Knaben und Mädchen zusammen zu lassen, da viele Kinder erst mit 16 oder 17 Jahren zur Wohlthat des Schulunterrichts kamen. Nun haben wir 5 Klassen: Knaben, Mädchen, Vollsinnige, Schwachsinnige, Blödsinnige getrennt. Welche Wohlthat! Ebenso ist es mit den Beschäftigungen für die Erwachsenen. Anfangs hatten wir nur eine Schuhflechterei, nun ist auch eine Schneider-, Tischler-, Schuster- und Buchbinderwerkstatt errichtet. In der Schriftenniederlage und dem Comptor finden Kaufleute, Lehrer, Beamte, die gerne mit der Feder arbeiten, Beschäftigung. Auch ein Kunstgärtner ist berufen, der die Kranken in den feineren Gartenkünsten unterrichten soll. Wie wollte man dies Alles in einer kleinen Anstalt zu Wege bringen? —

Das Gleiche gilt von der Vertheilung der Kranken in verschiedenen Häusern. Außer der Hauptanstalt für vollsinnige Kranke, haben wir nun Ebenezer für die blöden männlichen Fallsüchtigen, und Bethlehem für genesende Feldarbeiter. Wir haben in Sarepta Privatzimmer für epileptische Kranke höherer Stände und eben-

daselbst eine Pflegestätte für alle bettlägerigen Epileptischen. In wenigen Monaten hoffen wir unser Siloah zu eröffnen; und schließlich besitzen wir in Carmel ein Landhaus, in welchem genesende epileptische Mädchen angeleitet werden, durch feinere Handarbeiten ihr Brod für die Zukunft selbst zu verdienen.

So ist denn für die mannigfaltigsten Bedürfnisse gesorgt, und das ist eine große Erleichterung. Denn wenn ein Jedes mit seiner Lage zufrieden ist, so ist leicht arbeiten. 18 Pflegebrüder und 17 Diakonissinnen besorgen nicht nur die leibliche Pflege der Kranken, sondern auch die Schulen, Werkstätten, Garten, Haushaltung, Küche und Waschküche, indem sie überall den Kranken in der Arbeit vorangehen.

Wir haben auch in diesem Jahre nicht vergessen, daß wir von Barmherzigkeit leben und darum auch reichlich Barmherzigkeit erweisen müssen. Um Geldes willen allein ist kein Kranker zurückgewiesen oder entlassen worden und soll dies mit Gottes Hilfe auch ferner nicht geschehen, wo nur Armuth, nicht böser Wille vorliegt; wir wollen nicht, daß wirklich arme Gemeinden oder dürftige Familien über uns seufzen. Besonders sollen sonst von Schule und Confirmandenunterricht ausgeschlossene epileptische Kinder freundlichste Berücksichtigung finden. — Je williger wir aber sind, wo es Noth thut, reichliche Barmherzigkeit zu üben, um so dringender müssen wir, auf die große Zahl wirklich Armer und die vielen Einlaß Begehrenden, sowie auf unsere Schuldenlast blickend, bitten, daß zahlungsfähige Gemeinden und Familien das Mögliche leisten. —

Deutsche Adelssagen.

90. Die Sagen der Grafen von Reventlow.

Seltsam hat die innere thätige Volkspoesie mit dem Namen des hochedlen holsteinischen Geschlechtes von Reventlow gespielt. Eine bei den Dithmarschen jetzt noch lebendige Ueberlieferung sagt, daß diese Herren zuerst in den Kämpfen Karls des Großen gegen die Bewohner der Niederungen an der Elbmündung auftauchen. „Damals sei ein starker Kriegsheld, „Röwerlöwe", raubender Löwe, geheißen, zu Windbergen gesessen gewesen, und da er allein des Kaisers Dienst freiwillig annahm, so setzte ihn Karl zu einem Vogt und Grafen im Dithmarschen Lande. Furchtbar aber brach einst der Groll des freiheitsliebenden Volkes gegen den Vasallen des Kaisers los; sie erstürmten seine Burg und räderten ihn. Zwar blieben die Nachkommen Röwerlöwes noch in ihrem Heimathlande; endlich mußten sie sich aber vor dem Grimme der Dithmarschen flüchten und suchten in Schleswig, Holstein und Dänemark neue Heimaten. Aus dem Namen Röwerlöwe aber entstand später Reventlow.

Die Sage ist ureigenes Product der Volksüberlieferung; für die Geschichte ergiebt sich aus ihr nichts, als daß die Reventlow früher schon in gebietender und auch wohl gehaßter Stellung gestanden haben.

Eine andere Sage der Reventlow, die indessen wohl einen geschichtlichen Kern hat, ist so düster, daß sie unwillkürlich an die Traditionen schottischer Häuser des Hochlandes erinnert. Auf Schloß Segeberg, erzählt sie, lebte ein Graf Alf, der einen Dienstmann Hartwich Reventlow bei sich zu hausen hatte. Der üppige Graf trug Gelüsten nach verbotener Frucht und entehrte des Edelmanns Frau oder Tochter. Außer sich vor gerechtem Zorne suchte Hartwich seinen Bruder auf und erzählte ihm, was geschehen war. „Der Tod dem Elenden"! rief dieser und stieß öffentlich die furchtbarsten Drohungen gegen Graf Alf aus. Dieselben wurden dem Machthaber hinterbracht; er ließ den getreuen Bruder fangen und tödten, dann sandte er dessen Kopf auf einer Schüssel an Hartwich Reventlow.

In eiserner Ruhe trank der Edelmann das träpfelnde Blut aus seines Bruders Kopfe auf, dann legte er den Mantel um, nahm das blutende Haupt und sprach: „Sagt dem Grafen, so gewiß ich meines Bruders Blut trank, so gewiß werde ich den Schimpf und die Schande meines Geschlechts rächen." Dann ritt er von der Burg herab, daß die Funken stoben.

Es war ein Tag in der Mittsommerzeit, das Getreide fing an zu reifen. Hartwich hatte durch Kundschafter erfahren, daß der Graf an jenem Tage jagen wollte, und daß er die Diener schon frühe aussenden werde, um das Wild aufzuspüren. Er lauerte im Dickicht und hatte bald das Glück, einen der gräflichen Jäger zu fangen. Den zwang er, sich auszuziehen und band ihn dann an einen Baum. Er selbst aber bekleidete sich mit des Jägers Gewand und ritt mit dessen Pferden und Hunden auf das Schloß zu Segeberg zu. Als Jäger, der dem Grafen eine Botschaft bringen konnte, wurde er eingelassen und begab sich sofort nach dem Schlafzimmer Alfs. Er fand ihn und seinen Sohn noch schlafend, weckte ihn aber mit den Worten: „Du siehst wohl, wer ich bin; befiehl dich Gott, denn du mußt sterben!" Dann durchbohrte er ihn und den jungen Grafen.

Unerkannt war er im Jagdkleide entkommen; geächtet und gebannt aber mit seinem ganzen Hause war Hartwich von Reventlow jetzt ein friedeloser Mann, so gerecht seine Rache auch gewesen war. Nach der Sitte der Zeit unternahm er zunächst eine Pilgerfahrt nach Rom, um seine Sünde zu büßen; nach der Heimat zurückgekehrt, stiftete er außerdem noch Kloster Itzehoe und starb endlich in Frieden. Die grausige Sage enthält nichts, was den nordischen Sitten jener Zeit widerspräche; die Blutrache ist die treibende Kraft des furchtbaren Trauerspiels, das leider eine dichterische Gestaltung noch nicht gefunden hat.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63 — 65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der


Johanniter-Ordens-



Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 6. November 1878. Nr. 45.

Wolf Sylvius Leopold von Frankenberg-Ludwigsdorf, Wirklicher Geheimer Rath, Kron-Syndikus und Mitglied des Herrenhauses, auf Nieder-Schüttlau, Kreis Guhrau, Ehrenritter seit 1836, † zu Schüttlau im 94. Lebensjahre am 30. Oktober 1878.

Der Balley von Brandenburg.

In Nr. 43 Seite 260 dieses Blattes haben wir der Eigenthümlichkeit gedacht und eine Erklärung darüber verheißen, weshalb man schon im Jahre 1461 beim Großpriorate des Johanniter-Ordens von Deutschland und zwar in der Person des späteren Großpriors von Deutschland Grafen Rudolph von Werdenberg einen Balley von Brandenburg erwählte und dies später, vom Jahre 1558 ab, regelmäßig, bis zur Säcularisation des Großpiorats im Jahre 1805 fortsetzte, ohne daß derselbe jemals in den Besitz der Balley trat, da die Ritter derselben, gestützt auf den Heimbacher Vergleich vom Tage St. Barnabae (11. Juni) 1382, nach jedesmaliger Erledigung des Herrenmeisterthums einen Balley oder Herrenmeister neben jenem wählten.

Wir finden diese Erklärung in Christian von Osterhausen's: „Eigentlicher und gründlicher Bericht dessen, was zu einer vollkommenen Erkenntniß und Wissenschaft des hochlöblichen Ritterlichen Ordens St. Johannis von Jerusalem zu Malta von nöthen.“ Augsburg 1650, Seite 630 u. f., die wir nachstehend hier abdrücken:

„Balliagio von Brandenburg. Nachdem sich auch in diesem Jahr (1589) von dem Balliagio von Brandenburg, welches man das Herrenmeisterthum zu nennen pfleget, Anlaß zu reden ereignet, als ist hiervon zu wissen, daß selbes ein vornehmes Stück, besteht neben der Residenz des Balleyen, den man Herrenmeister heißet, Sonnenburg genennt, und selbes Membris und Cameris in 13 oder 14 in der Mark Brandenburg, Mecklenburg, Pommern, Stift Minden, Lausitz rc. gelegenen Commenden; die vornehmsten sind: Mirow, Nemerow, Krakau, Litzen, Wildenbruch, Wietersheim, Schivelbein, Schenkendorf, Friedland, Werben, Supplingenburg rc. Trägt bei Friedenszeiten von fünfzig bis in sechszigtausend Thaler ist allzeit unter des Priors von Deutschland Jurisdiction gewesen und haben nach dem alten, dazumal in dem ganzen Orden üblichen Brauch, die Commendatores die Balleyen, welche gemeldeter Prior von Deutschland confirmirt, erwählt und selbige hingegen die Ritter aufgenommen und die Commenden ertheilt, die Impositiones und Responsiones empfangen und in Person auf die Provinzial-Capital in Deutschland geführt, die Spoglia für sich behalten und sich anderer dergleichen Prärogationen gebrauchet. Als nun der Orden in Rhodis kam und die andern Prioren und Balleyen sich zu den neuen Statuten accommodirten, so widersetzte der von Brandenburg sich selben alleine und weigerte sich, die von dem Großmeister Herebla aufgelegte neue Imposition zu zahlen, daher ein schwerer Proceß entstand, welcher aber Anno 1382 durch einen Accord zwischen den damaligen Prioren von Deutschland: Conrad von Braunsberg und dem Balley von Brandenburg: Bernhard von der Schulenburg, beigelegt und den 13. März selbes Jahres von dem Convent und folgendes von dem Papste*) confirmiret ward.

Der Inhalt dieses Vergleichs war, daß er Balley und die Commendators in obgemelter Possession verbleiben und der Orden sich mit den alten Lasten von 324 Goldgulden contentiren, daß weder durch Autorität des Convents, noch des Papstes man nichts von der Balliagio verkaufen, sondern solches den Balleyen und den Commendatoren alleine fürbehalten, und der Prior den von den Commendatoren erwählten Balley zu confirmiren

*) Die Angabe, daß die Confirmation des Heimbacher Vertrages durch den Papst schon 1383 erfolgt sei, ist nicht richtig; dieselbe geschah erst, wie aus der in Dithmar's „Beschreibung des Ritterlichen Johanniter-Orden“ rc. Frankfurt a. d. Oder 1726 Seite 188 mitgetheilten Urkunde zu ersehen, am 5. Juni 1471 durch den Bischof von Lebus, der dazu durch die Bulle des Pabstes Paul II. vom 3. September 1467 ermächtigt worden war. D. R.

schuldig sein sollte. Hingegen sollte der Balley 4 Ritter, welche der Prior von Deutschland ihm senden würde, unterhalten, alle Jahre mit einem Commendator auf dem Provinzial-Capital in Deutschland erscheinen und auf einmal und in einer Summe 2400 Goldgulden zahlen, das Balliagio alle Jahre durch den Prior visitiren und die Verbrecher durch selben züchtigen lassen.

Etliche Jahre nach diesem Accord, weil selber übel observiret ward, gab man 1453 in dem Convent die Dignität dem Großballey von Deutschland **Richard Butteler**, und ward in dem Jahre 1461 selber ganz umgestoßen, **Heinrich von Nödern** (Redern), von den Commendatoren erwählter Balley, als Usurpator erkläret und Graf **Rudolff von Werdenberg** an seine statt ernennet und die jährlichen Lasten bis an 1500 Goldgulden erhöhet. Anno 1466 den Commendatoren abermals ihren Balley, nach des **von Schlieben**, so sie auch erwählet, Tod, mit Conditon, selben von dem Prior von Deutschland confimiren und sich visitiren zu lassen, zu nennen vergönnet; wollte aber 1553 der damalige Balley **Runghe** (Thomas von Runge) von dem Prior ihm zugesendete 4 Rittern nicht annehmen und wurde also in den Convent citiret, und wegen seiner Contumacia 1558 **Joachim Spar** an seine Stelle erwählet, und sind also seit dessen fast alle Zeit zwei Balleyen, einer von dem Convente und der andere von den Commendatoren erwählet worden, haben aber dennoch diese letzteren sich alle Zeit von dem Prior von Deutschland confirmiren lassen.

Als nun die Markgrafen von Brandenburg solchen Zwiespalt sahen, fingen sie an, in der Güte diejenigen welche sie zu dem Balliagio zu befördern begehreten, den Commendatoren zu recommandiren, letztlich aber und als sie 1540 den katholischen Glauben verließen, maßten sie sich das Juris Praesentandi an, haben sich nicht alleine in selben, sondern auch fast in der gänzlichen Disposition der Commenden manuteniret und brauchen sie an jetzo aller Gewalt und Autorität; haben das Balliagio wenn sie gewollt, sonderlich oft ihren Blutsfreunden, nach ihrem Belieben, doch auf Nomination der Commendatoren und mit Vorbehalt der Confirmation des Priors von Deutschland, welchem selbe Autorität 1562 von dem Convente auf's neue zugelassen ward, gegeben, und hat der Orden wenig von dem Seinen empfangen. Dahero ward der Kaiser verursacht, die zwei in der Niederlausitz gelegenen Commenden Schenckendorf und Friedland, Anno 1584 dem böhmischen Priorat zu incorporiren und der Convent bewogen, 1589 **Johann Philipp Leschen** diese Dignität zu ertheilen und also bis dato ohne Interruption mit selber Collaton fortzufahren. Anjetzo führt den Titel durch Electionem Conventus **H. Maximilian Schlieberer von Lachen** und besitzet das Balliagio durch Collation des Churfürsten von Brandenburg, Herr Graf **Adam von Schwartzenberg**, welches Vater es ebenmäßig viele Jahre lang genossen".

Das Jubiläum des Kaiserswerther Diakonissenhauses in Smyrna.

Von dem Diakonissenhause in Smyrna haben sicherlich diejenigen Leser des Johanniter-Wochenblattes, welche sich für die deutsch-evangelischen Bestrebungen im Orient interessiren bereits gehört oder gelesen; wird doch in den Berichten fast sämmtlicher Orientreisender, welche unsere Stadt berührt haben, dieser Anstalt rühmliche Erwähnung gethan. Der Redaction wird daher eine Nachricht über die Feier des 25jährigen Jubiläums dieses Hauses, die sich zu einem Feste für die gesammte hiesige deutsche Colonie gestaltete, nicht unwillkommen sein, wenn dieselbe auch ein Wenig verspätet eintrifft.

Es sei uns verstattet, zuvor einen kurzen Abriß der Geschichte der in Rede stehenden Anstalt zu geben. Im Jahre 1853 wandten sich mehrere englische, holländische und schweizerische Familienväter von Smyrna, denen eine ernste evangelische Erziehung ihrer Kinder am Herzen lag, an den Vorstand des Kaiserswerther Diakonissenvereins mit der dringenden Bitte, einige Lehrerinnen zur Gründung einer evangelischen Töchter-Erziehungsanstalt hierher zu senden. Der Vorstand glaubte diese Bitte nicht versagen zu dürfen, und im August desselben Jahres kamen zwei Schwestern in Smyrna an, um mit einer zwar lächerlich geringen Geldsumme aber um so größerem Gottvertrauen ihr Werk zu beginnen. Die bereits erwähnten Männer hatten zu dem Zwecke ein Haus gemiethet und im September 1853 begann die Schule mit 14 Schülerinnen, unter denen sich 6 Deutsche, 6 Holländerinnen, 1 Schweizerin und 1 Engländerin befanden. Zur Schulsprache wurde dem hiesigen Bedürfniß entsprechend die französische Sprache gemacht; doch wurde sogleich auch die deutsche, die englische und die griechische Sprache in den Lehrplan mit aufgenommen. Die Schwierigkeiten, welche die beiden Schwestern zu überwinden hatten, waren natürlich nicht geringe, da ihnen Sprache, Klima und überhaupt alle Verhältnisse des Landes fremd waren; indessen das Bedürfniß nach einer Anstalt wie die begründete war ein so großes und das Unternehmen war in so geeignete Hände gelegt worden, daß es rasch emporwuchs und schon am Ende des ersten Schuljahres nicht weniger als 50 Schülerinnen versammelt waren. Es stellte sich die Nothwendigkeit heraus, ein geräumigeres Haus zu erwerben. Da aber die Mittel hiezu gänzlich fehlten, wandte man sich mit einem Hilfegesuch an den hochseligen König Friedrich Wilhelm IV., und dieser fromme und edelherzige Fürst lieh nicht nur der Anstalt 10,000 Thlr. unverzinslich, sondern machte ihr sogar noch die gleiche Summe zum Geschenk. Die noch fehlenden 2000 Thlr. lieh der edle Fürst Schönburg-Waldenburg. Am 20. September 1854 wurde das neue Schuljahr in dem angekauften Hause in der rue des roses, welches den Kern der jetzigen Anstaltsgebäude bildet, begonnen und nach 5 Jahren zählte die Schule schon 150 Zöglinge, welche von 11 Schwestern unter-

richtet wurden. Wohl regten sich die Feinde des Unternehmens, besonders die Vertreter derjenigen Kirche, welche noch immer in schnödem Mißbrauche des Wortes zuweilen eine „Schwesterkirche" der evangelischen genannt wird. Katholische Eltern, welche ihre Kinder in die Anstalt schickten, wurden vom hiesigen römischen Erzbischof mit Bann und Excommunication bedroht; allein auch der böseste Wille mußte schließlich doch eingestehen, daß man der Anstalt den Vorwurf der Proselytenmacherei nicht machen könne. Zwar nahmen die Schülerinnen sämmtlich an dem Religionsunterrichte Theil, indessen beschränkte sich dieser auf biblische Geschichte und Erklärung biblischer Abschnitte, ohne sich auf die confessionellen Unterscheidungslehren einzulassen. Im Uebrigen wurde völlige Religionsfreiheit von vornherein zum Prinzip gemacht und allsonntäglich wanderten, wie heute noch, die deutschen, englischen, katholischen, griechischen und armenischen Zöglinge von Schwestern geführt in ihre Kirchen zum Gottesdienst. So ließen sich auch katholische Eltern trotz aller Drohungen nicht abschrecken, ihre Kinder der evangelischen Anstalt anzuvertrauen, und noch vor Kurzem äußerte eine angesehene Dame von der Insel Mytilini, eine fromme Katholikin, gegenüber dem Schreiber dieser Zeilen, daß sie, wenn sie statt einer zehn Tochter gehabt hätte, diese sämmtlich zu den „Soeurs diaconesses" geschickt haben würde.

Im Anfang des Jahres 1860 mußte wegen der schnellen Fortschritte, welche das Institut machte, an eine neue Vergrößerung desselben gedacht werden. Es wurde ein benachbartes Haus gekauft, welches indessen einer gründlichen Reparatur bedurfte. Um die Mittel hiezu aufzubringen, begab sich die Vorsteherin nach Deutschland, wo es ihr auch bald gelang, von Freunden der evangelischen Sache die nöthigen Summen zu sammeln. Auf ihrer Rückreise wartete ihrer jedoch in Syra die niederschlagende Nachricht, daß das neuerworbene Haus von einem großen Brande, der in dem Stadtviertel über 800 Häuser in Asche gelegt hatte, vernichtet und bei dieser Gelegenheit die ganze Anstalt, wie es heute noch bei Bränden hier fast an der Tagesordnung ist, von dem Pöbel geplündert worden sei. So mußten denn die gesammelten Gelder anstatt zur Reparatur des neuen zur Wiedereinrichtung des alten Hauses verwendet und mit neu aufgenommenen Kapitalien das abgebrannte Gebäude so schnell als möglich wieder aufgebaut werden. Ermuthigend war dabei die herzliche Theilnahme, die dem Unternehmen von allen Seiten mit Rath und That bezeugt wurde. Wie sehr auch die Zöglinge an ihrer Schule hingen, möge der folgende rührende Zug beweisen. Einmal war großer Mangel in der Haushaltungskasse, und es schien unmöglich, die für den Tag nöthigen Einkäufe zu machen. Da stellten die Zöglinge, nachdem sie beim Morgengebet von der Noth Kenntniß erhalten, in aller Stille unter sich eine Sammlung an und überraschten noch vor dem Mittagsessen die Vorsteherin mit einer Gabe von 200 Piastern. Und noch eine andere kleine Geschichte, welche an die vielen Erfahrungen unerwarteter Hilfe, die Aug. Herrmann Francke aus der Gründungsgeschichte des Halle'schen Waisenhauses erzählt, erinnert, können wir uns nicht versagen hier mitzutheilen. Es fanden sich wieder einmal nur 6 Medschid d. i. 21½ Mark in der Casse, und die Vorsteherin berathschlagte mit der Wirthschaftsschwester, wie mit so wenigem Gelde die Bedürfnisse des Tages bestritten werden möchten. Da wird die erstere in das Sprechzimmer gerufen, wo ihr ein anständig gekleideter Mann fast zu Füßen fällt mit der Bitte, sie möge ihm Geld geben, damit er für seine kranke Frau und Kinder Brot kaufen könne. Von seinen Thränen gerührt, theilt die Schwester mit ihm ihr ganzes Vermögen und begiebt sich noch der Küche, um zu melden, daß die Baarschaft auf die Hälfte herabgesunken sei. In demselben Augenblicke wird sie abermals in das Sprechzimmer gerufen; doch ehe sie die Küche verläßt, bemächtigt sich die Haushaltungsschwester der noch vorhandenen 3 Medschid, damit sie nicht denselben Weg nehmen wie die anderen. In dem Empfangszimmer tritt der Vorsteherin ein Fremder entgegen und theilt ihr mit, daß evangelische Christen in Süd-Rußland von der Anstalt in Smyrna erfahren und zur Förderung derselben unter sich eine kleine Geldsumme gesammelt haben. Hierauf legt er eine Rolle mit 50 Rubeln auf den Tisch und empfiehlt sich der vor Rührung fast sprachlosen Schwester.

Am Ende des Schuljahres 1860/61, welches mit so vielem Leid begonnen, stand der Neubau fertig da, und die ganze Schaar der Zöglinge konnte sich mit ihren Eltern und den Freunden der Anstalt zu einem fröhlichen Dankfeste vereinigen. Im Jahre 1866 wurde abermals ein benachbartes Haus erworben und zu einem Waisenhaus eingerichtet, und zwei Jahre später kam abermals ein Haus mit Hof und Gärtchen hinzu, welches als Armenschule für griechische Kinder diente. Diese beiden letzteren Anstalten wurden von den Erträgen der Töchterschule unterhalten, wobei indessen noch so viel erübrigt wurde, daß die vom hochseligen Könige geliehenen 10,000 Thlr. bereits 1869 zurückgezahlt werden konnten.

Werfen wir nun einen Blick auf das Institut in seiner gegenwärtigen Gestalt, die nach der Rosenstraße gelegene Hauptfront wird von drei Gebäuden gebildet; rechts das Waisenhaus, links das 1860 erworbene Haus und in der Mitte das 1854 gekaufte Hauptgebäude, über dessen Eingang wir die Worte: „Kaiserswerther Diakonissenanstalt" lesen. Auf unser Klopfen wird uns von dem Kawassen die schwere eichene Thür geöffnet und wir treten zunächst in eine gewölbte mit Marmorsäulen gestützte und mit Marmormosaik ausgelegte Vorhalle. Rechts befindet sich das Empfangszimmer, dessen Wände geschmückt sind mit den Bildern der Hohenzollern vom großen Kurfürsten an. Das Bild des Kaisers und das des Kronprinzen sind der Anstalt von beiden hohen Gönnern geschenkt worden. Eine breite Marmortreppe führt in den Oberstock, wo sich die Schlafsäle und die Schwesternzimmer befinden. Links fällt unser Blick in das Büreau der Vorsteherin, die hier von ihrem Arbeits-

tische aus durch die stets offene Thür den Corridor übersehen kann. Ueberall, wohin wir auch blicken, herrscht bis in jeden Winkel die größte Ordnung und Sauberkeit! Vor uns liegt ein mit schwarz und weißem Mosaik aus runden Meerkieseln ausgelegter und mit einem Glasdache überdeckter Gang, von dem aus man rechts in die Küche und links in mehrere Klassen schaut. Ein zweiter solcher Gang liegt, parallel mit diesem laufend, weiter nach links hin. Durch beide gelangt man in den üppig grünenden, mit wahrem Kunstgeschmack angelegten Garten der Anstalt, an welchen der geräumige mit Platanen bepflanzte Spielplatz grenzt. Von hier aus können wir am Besten den ganzen Plan der Anstalt überschauen. Sie bildet ein großes Quadrat, dessen eine nach der Rosenstraße zu gelegene Seite wir bereits kennen. Hier befinden sich die Klassen, deren Fenster theils nach dem Garten, theils nach den beiden überdeckten Gängen blicken. Im Oberstock sind, wie bereits erwähnt, die schönen luftigen Schlafsäle und außerdem noch ein größerer Raum, der Recreationssaal in welchem sich die Pensionäre in den Winterabenden zu gemeinsamer Lectüre oder zum Spiel versammeln. Die östliche Seite des Quadrats wird von einem großen Versammlungssaale gebildet, der bei Schulfesten und zu den Schulprüfungen benutzt wird. In diesem Saale hat auch die deutsche Gemeinde mehrere Jahre hindurch ihre Gottesdienste abgehalten. Die westliche Seite bildet ein großes Gebäude, in welchem sich unten der Speisesaal und mehrere Wirthschaftsräume und darüber Schlafsäle sowie das Privatzimmer der Vorsteherin befinden. Von diesem Gebäude gelangt man durch zwei Corridore in das daranstoßende Waisenhaus. Die südliche Seite endlich bildet eine lange zweistöckige Colonnade, deren unterer Theil den Kindern in der Regenzeit als Spielplatz dient, während der obere Theil als Trockenboden benutzt wird. Hinter derselben befindet sich die Armenschule, welche indessen nicht mehr ihrem ursprünglichen Zwecke dient. Die Eltern der armen Kinder waren nämlich auf keine Weise zu bewegen, die letzteren regelmäßig zur Schule schicken, und da die Lehrschwester gar oft statt 100 nur 20 Kinder in der Schule hatte, gab man nach dreijährigen erfolglosen Bemühungen das Unternehmen wieder auf. Das Haus fand indessen seine gute Verwendung, als der als sehr tüchtig im ganzen Orient bekannte Augenarzt van Millingen hier weilte und eines Raumes bedurfte, um die zahllosen unbemittelten Augenkranken zu behandeln. Zuerst hatten die katholischen „Soeurs de charité“ ihm ein Zimmer in ihrem Institut zu diesem Zwecke eingeräumt; sehr bald machte er aber die betrübende Erfahrung, daß hier nur die katholischen Armen hereingelassen wurden. Das war dem menschenfreundlichen Manne doch zu stark und er bat unsere Diakonissen um Anweisung eines geeigneten Lokals. Diese öffneten ihm die Armenschule, und im Laufe von etwa 6 Monaten fanden dort mehrere Tausend Augenleidende unentgeltliche Behandlung, während ihnen die Anstalt die Medicamente gleichfalls unentgeltlich lieferte. Jetzt ist in dem Hause seit einigen Wochen eine Kleinkinderschule eingerichtet worden.

So hat nun die Anstalt das erste Vierteljahrhundert ihres Bestehens hinter sich. Die erste Begründerin, Schwester Wilhelmine Grosse, in ganz Smyrna als „Soeur Mina“ bekannt und hochgeachtet, steht dem Hause noch immer in geistiger Frische und körperlicher Rüstigkeit vor. Sie hat im vorigen Jahre ihr Schwesterjubiläum gefeiert und wurde dabei von Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin mit einem goldenen Kreuze huldvoll ausgezeichnet. Leider ist die Schwester, welche im Jahre 1853 zugleich mit ihr ankam, im vergangenen Frühjahr als Vorsteherin des Diakonissenhauses in Beirut, wo sie die allgemeine Achtung genoß, verstorben. Es sind in dem Institut in 25 Jahren zwischen 1600 und 1700 Kinder unterrichtet worden, unter denen sich Deutsche, Engländerinnen, Schweizerinnen, Holländerinnen, Schwedinnen, Französinnen, Russinnen, Griechinnen, Armenierinnen, Wallachinnen, Jüdinnen, und selbst eine Türkin befanden. Fast die ganze gebildete Damenwelt von Smyrna verdankt ihre Bildung dem Diakonissenhause und man kann mit vollem Recht sagen, daß diese Anstalt zur Ehre des deutschen Namens in Klein-Asien mehr beigetragen hat, als irgend eine deutsche Institution, die hier bekannt geworden ist. Ist es unter den europäischen Nationen mit der englischen zugleich vorzugsweise die deutsche gewesen, welche sich der großen Verpflichtung erinnert, die der Occident gegen den Orient hat, der Verpflichtung, dem Lande Homers und Herodots dem Geburtslande des Apostels Paulus das Licht der Wissenschaft und den Segen der Civilisation, vor Allem aber die Gnadengabe des lauteren, durch menschliche Satzungen und Erfindungen des Aberglaubens nicht entstellten Evangeliums wiederzubringen, so darf man behaupten, daß unsere Anstalt zur Abtragung dieser Schuld ihr nicht geringes Theil beigetragen hat. So ist es denn auch nicht zu verwundern, daß, obwohl inzwischen mehrere griechische, armenische und katholische Mädchenschulen, die letzteren von dem römischen Erzbischof auf jede Weise unterstützt, entstanden sind, dennoch die Frequenz der deutschen Schule von Jahr zu Jahr zugenommen hat, und schon bringen viele ehemalige Schülerinnen trotz aller Drohungen der römischen Priester ihre Kinder wiederum zu „Soeur Mina“. Gegenwärtig zählt die Anstalt 204 Zöglinge, nämlich 65 protestantische, 88 griechische, 24 armenische, 19 katholische und 8 jüdische, doch werden täglich noch neue Schülerinnen angemeldet. Noch immer ist die französische Sprache die Schulsprache, das deutsche obligatorisch. Daneben werden die Zöglinge in ihren Muttersprachen von englischen, griechischen und armenischen Lehrern unterrichtet. Das Lehrpersonal besteht aus 14 Schwestern, 4 Lehrerinnen, 3 Unterlehrerinnen und 6 Lehrern. Im Waisenhause sind 25 (protestantische, griechische und armenische) Zöglinge.

Doch nun zu dem Jubiläum. Das Fest war auf den 18. September etwa 8 Tage nach dem Anfang des neuen Schuljahres angesetzt. Sämmtliche ehemalige und

gegenwärtige Zöglinge der Anstalt sowie die gesammte deutsche Colonie waren 9 ½ Uhr Vormittags zu einem Dankgottesdienste eingeladen. Dieser fand statt im großen Versammlungssaale des Diakonissenhauses, welcher zur festgesetzten Stunde mit weit über 400 Personen, die allen in Smyrna vertretenen Nationalitäten mit einziger Ausnahme der türkischen angehörten, gefüllt war. Es war in der That ein festliches Bild, welches sich dem Eintretenden darbot. Diese zahlreiche Theilnahme von Seiten der alten Schülerinnen war um so erfreulicher, als man bei dem hiesigen Publikum im Allgemeinen nicht viel Pietät weder für Personen, noch für Institutionen findet. Sogar von Constantinopel und Syra waren einige ältere Zöglinge herbeigeeilt. Für uns Deutsche, die wir den hiesigen französischen Consul bei den Schulfesten der geringsten katholischen Schule stets in höchster Gala erscheinen sehen, und wissen, daß überhaupt alle ultramontanen Bestrebungen von Seiten der französischen Regierungsbeamten jede mögliche moralische und sonstige Unterstützung erhalten, war es in hohem Grade schmerzlich, daß der hiesige deutsche Consul auch bei diesem nicht nur für das Diakonissenhaus sondern auch für die ganze deutsche Colonie so ehrenvollen Feste wiederum nicht erschienen war.

Der Dankgottesdienst begann mit einem von den Zöglingen gesungenen deutschen Liede, dann folgte eine kurze Liturgie, dann das Lied: „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren!“ dessen zwei erste Verse fast der ganzen Versammlung bekannt waren und so gemeinsam gesungen werden konnten. Hierauf hielt der deutsche Pfarrer eine Ansprache über Ps. 126, 3 und verlas danach einen in französischer Sprache abgefaßten Abriß der Geschichte des Hauses, welchem ein abermaliger deutscher Chorgesang folgte. Nach dem Schluß der Feier versammelte die Vorsteherin die alten Zöglinge um sich und richtete noch einige Worte in französischer Sprache an sie.

Für den Nachmittag waren die Festgäste zu einer Partie nach Serdikiö, einem 2 Stunden von Smyrna entfernten Dorfe, eingeladen. Um 2 Uhr stand auf dem Bahnhofe der nach Ephesus führenden Bahn ein Extrazug bereit, welcher weit über 300 Personen aufnahm. In Serdikiö angekommen, ging es in langem Zuge, die Zöglinge in Klassen abgetheilt, und von ihren Lehrerinnen geführt, nach einem hinter dem Dorfe gelegenen freien Platze, wo ganz in deutscher Weise die bei einem Kinderfeste in Deutschland üblichen Spiele gespielt wurden. Tractirt wurde die heitere Gesellschaft mit Wein und vortrefflichem deutschen Kaffeekuchen. Natürlich ermangelte das griechische Dorfpublikum nicht, sich in zahlreichen Schaaren auf dem Festplatze einzufinden. Das Wetter war dem Feste außerordentlich günstig. Während es sonst um diese Jahreszeit hier zu Lande noch sehr heiß zu sein pflegt, wehte an jenem Tage ein frischer, kühlender Wind von den Bergen herab. Um 6 Uhr brachte der Bahnzug die Festgenossenschaft nach Smyrna zurück, wo sich die älteren Damen der Vorsteherin empfahlen, während die Zöglinge wiederum in Reih und Glied durch die Stadt nach der Schule marschirten.

Am Abend vereinigte der höchst geschmackvoll mit grünen Zweigen dekorirte Speisesaal der Anstalt die Schwestern und Zöglinge mit fast sämmtlichen Mitgliedern der deutschen Colonie zu einem Festmahle, bei welchem es an ernsten und heiteren Tischreden nicht fehlte. Alle Theilnehmer stimmten in dem herzlichen Wunsche überein, daß es der würdigen Vorsteherin beschieden sein möge, noch lange in ihrem Amte zu wirken, und daß die Anstalt auch in dem nun begonnenen zweiten Vierteljahrhundert ihres Bestehens in ihrer jetzigen Blüthe sich erhalten und fortfahren möge, den Segen deutscher evangelischer Bildung in diesem in sittlicher und religiöser Hinsicht tief gesunkenen Lande zu verbreiten.

Smyrna, den 1. October 1878.

Dr. W. Zschimmer, Pfarrer.

Ein rechter Gründer.

In einem altmodischen Landhause unweit Baltimore lebte noch vor Kurzem ein hochbetagter Quäker, Namens John Hopkins. Er war unvermählt und machte für seine Person auch nicht den allerbescheidensten Aufwand. Man hielt ihn für einen Knicker und hartherzigen Geldmenschen, weil er bei seinen Schuldnern und insbesondere bei den Miethern der vielen Häuser, die er in der Stadt nach und nach erbaut und erkauft hatte, mit unerbittlicher Strenge auf pünktliche Erfüllung der gegen ihn eingegangenen Verpflichtungen zu bestehen pflegte. Zwar hatte er in der Zeit des großen Bürgerkrieges seinen Patriotismus dadurch bethätigt, daß er sehr beträchtliche Summen seines beweglichen Vermögens in amerikanischen Staatspapieren anlegte, welche damals einen äußerst unsicheren Besitz abgaben. Allein Niemand wollte ihm das zu sonderlichem Ruhme anrechnen; die öffentliche Meinung hatte einmal mit ihrem Urtheile über den Mann abgeschlossen — derselbe war und blieb ihr ein selbstsüchtiger Geizhals.

Da änderte sich mit Einem Schlage dieses Urtheil — der vermeintliche herzlose Geldmacher zeigte sich plötzlich als ein Wohlthäter, den man dem edlen Peabody, dem Girard und anderen Amerikanern an die Seite stellen darf. Vor sieben Jahren war es, da John Hopkins die geachtetsten Bürger Baltimore's zu sich berief und ihnen zwei volle Millionen Dollars (acht Millionen Mark) übergab, um damit, unter ihrer Aufsicht und Verwaltung, auf einem von ihm ebenfalls überlassenen Grundstücke eine Universität in's Leben zu rufen und auszustatten, die nun auch jetzt bereits ihre Wirksamkeit begonnen hat.

Kurz nach der Universitätsstiftung opferte John Hopkins eine dritte Million und ein im gesundesten Viertel Baltimore's belegenes umfängliches Areal, um darauf der Stadt ein großes allgemeines Krankenhaus zu schenken mit der nämlichen Bedingung, die er für die Hochschule gestellt hatte: „Daß Niemand wegen

seiner Hautfarbe vom Genusse der Anstalt ausgeschlossen werden dürfe" — eine Vorurtheilslosigkeit, die man nur gehörig zu würdigen vermag, wenn man erwägt, zu welchem Pariathum der arme Neger, zumal in den Südstaaten der Union, zu denen Maryland neigt, sich noch heutigen Tages verdammt sieht.

Später hat unser edler Quäker wiederum sich mehrere Millionen Dollars entäußert, um den von ihm gestifteten Anstalten eine weitere Ausdehnung und höhere Vollkommenheit zu verleihen. Hören wir, wie er selbst sich in einem an seine Hospitalverwaltung gerichteten Schreiben über die ihm vorschwebenden Ziele und Absichten ausspricht:

„Ich habe Ihnen dreizehn Acker Land zur Verfügung gestellt, die im besten Theile der Stadt Baltimore liegen. Es muß nun alsbald für Ebnung des Areals und Herrichtung der neuen Hospitalgebäude gesorgt werden. Ich wünsche dafür einen Plan entworfen zu haben, nach welchem sich an die sofort auszuführenden Gebäude später andere symmetrisch anreihen lassen, um Raum für 400 Kranke zu gewinnen und ein Hospital herzustellen, das sich mit den vorzüglichsten Institutionen dieser Art in Amerika und Europa messen kann — — Außerdem werden Sie auf einem andern Grundstücke, das ich Ihnen obtrete, die Errichtung geeigneter Baulichkeiten für Aufnahme, Verpflegung und Erziehung farbiger Waisenkinder in's Auge zu fassen haben. Mein Wunsch geht dahin, daß für 3—400 solcher armen Kinder Räumlichkeiten beschafft werden; übrigens ermächtige ich Sie, in dieses Asyl auch farbige Kinder aufzunehmen, die noch beide Eltern haben, aber der Hilfe bedürfen. — Um Sie in den Stand zu setzen, meine Wünsche im vollsten Maße zur Ausführung zu bringen, will ich Ihnen jetzt und in jedem der noch folgenden Jahre meines Lebens, bis sämmtliche Hospitalgebäude vollendet und zur Aufnahme von Patienten hergerichtet sein werden, eine fernere Summe von 100,000 Dollars zur Diposition stellen.

Außer den Ihnen schon überwiesenen Ländereien in der Stadt Baltimore, auf denen die Hospitalanstalten zu stehen kommen sollen, habe ich behufs Förderung derselben und zum Zwecke der Bestreitung der zur Unterhaltung des Waisenhauses erforderlichen Jahressumme noch zwei Millionen Dollars ausgesetzt. Hiervon werden Sie sicher ein Einkommen von 120,000 Dollars erzielen, welches durch umsichtige Verwaltung vielleicht sich noch erhöhen läßt."

Heute — das citirte Schreiben Hopkins' datirt vom März des Jahres 1873 — steht das Hospital vollendet da, eine Musteranstalt nach seinen äußeren Einrichtungen wie in seiner inneren Organisation.

In Verbindung mit dem Krankenhause, in dem unbemittelte Patienten der Stadt und Umgebung, ohne Rücksicht auf Geschlecht, Alter und Farbenschattirung oder auf religiöse Confession, sowie auch Arme aller Rassen aus Stadt und Staat, die von Unglücksschlägen betroffen worden sind, unentgeltliche Unterkunft und Verpflegung finden und hervorragende Aerzte und Wundärzte angestellt sind, ist ferner eine Bildungsanstalt für Krankenwärterinnen in's Leben gerufen worden, um durch sie nicht bloß für das Hospital selbst, sondern auch für die Bürgerschaft der Stadt tüchtige und erfahrene Krankenpflegerinnen zu erziehen.

Ueber die Bekämpfung der Trunksucht

verhandelte vor Kurzem die badische Kammer. Der erste evangelische Geistliche des Landes, Prälat Dr. Doll, beklagte die ungemessenen Schank-Concessionen und den dadurch herbeigeführten Rückgang der Volkssittlichkeit. $^3/_4$ aller Vergehen und Verbrechen geschehen in Folge des Trunkes; unter 19,531 preußischen Gefangenen sind 8817 Gewohnheitstrinker; schon 1865 waren in England unter einer Million Verhafteter 800,000 Betrunkene. Unter den Irrsinnigen, ungerechnet zeitweises Delirium, sind von 100 Männern 28, von 100 Frauen 14 durch den Trunk um den Verstand gekommen. In den Jahren 1874/75 betrug in Baden die Biersteuer eine Million, die Branntweinsteuer 300,000 Mark über den Anschlag, im ganzen deutschen Reich 1877 die Branntweinsteuer 1,600,000 Mark über den Anschlag, obwohl die übrigen Einnahmen 12 Millionen weniger betrugen. Der Ausschank in den Kramladen verführt auch die Frauenspersonen zum Trunk. Während in Frankreich Trunkenheit an öffentlichen Orten bestraft wird, geschieht dies in Deutschland nur, wo der Trunkenbold der Gemeinde zur Last fällt, und bei Verurtheilungen gilt Trunkenheit als Milderungsgrund. Kürzlich traten in München lärmende Burschen in ein Bierhaus, mit dem Rufe: „So, jetzt kaufen wir uns mildernde Umstände." Ein Staats-Anwalt constatirte die Richtigkeit dieser Nachricht in einer Schwurgerichts-Sitzung. Eine Petition im Jahre 1874, um ein Gesetz gegen die Trunkenheit, kam im Reichstage nicht zur Berathung. Der badische Ministerpräsident Stößer erklärte: „Alle auf Hebung der Sittlichkeit gerichtete Thätigkeit des Staates werde nichts nützen, wenn sie nicht durch die Gesellschaft getragen würde; es sei nöthig, daß eine Gegenströmung gegen die materielle Richtung unserer Zeit entstehe, die die idealen Güter wieder höher stelle;" da lehnte Stößer nicht die Hilfe der Gesetzgebung ab.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63 — 65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der




Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 a.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 13. November 1878. Nr. 46.

Louis Freiherr von Türcke, Generalmajor z. D., Ehrenritter seit 1850, † zu Meiningen 1. November 1878.

Das Hotel de Dieu und die damit verbundenen Wohlthätigkeitsanstalten zu Paris.

Das Hotel de Dieu in der Seine-Metropole gehört unstreitig zu den ältesten Stiftungen dieser Art im Abendlande, indem die Gründung desselben nach einer, allerdings nichts weniger als verbürgten Tradition bereits um Mitte des achten Jahrhunderts durch den heiligen Landry, dem achten Bischof von Paris, erfolgt sein soll. Seine erste Erweiterung erhielt es unter dem König Philipp-August, aber wenn man nach der Schenkung dieses Fürsten urtheilen darf, so wurden die Kranken gerade nicht sehr verwöhnt. „Zu unserm Seelenheil, sagt er, bewilligen wir zum Gebrauch der im Maison-Dieu zu Paris befindlichen Armen, sämmtliches Stroh aus unserm Gemach und unserm Hause, allemal wenn wir diese Stadt verlassen, um anderwärts zu übernachten." Mildthätiger bewies sich Ludwig IX. der Heilige, dessen Schenkungen es ermöglichten, jährlich mehr als sechs Tausend Kranke aufzunehmen und die Pflege und Seelsorge des Hauses durch dreißig Brüder, fünf und zwanzig Schwestern und vier Priester versehen zu lassen; auch ist dieser König erst als der eigentliche Gründer des Hotel de Dieu zu betrachten. Fast alle Könige folgten dem Beispiel des heiligen Ludwig und dotirten dieses Hospital, welches im Lauf der Jahrhunderte zahlreiche Vergrößerungen und Neubauten erlitt; aber erst in unsern Tagen ist es wirklich zweckmäßig eingerichtet und die Verwaltung mit Sachkenntniß und im Interesse der Humanität geordnet worden.

Obgleich man im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts unter der Regierung Ludwig XVI. bringend die Nothwendigkeit socialer Reformen und Verbesserungen empfand und in Folge dessen zahlreiche nützliche und wohlthätige Institutionen, unter denen wir nur das Taubstummeninstitut, gegründet vom Abbé de l'Epée und das Blindeninstitut gestiftet von Hauy nahmhaft machen — ins Leben rief, so kamen diese Humanitätsbestrebungen doch zunächst dem Hotel de Dieu nicht zu Gute. Die Regierung war zu sehr in finanzielle Verlegenheiten verwickelt, um es weit über einzelne lobenswerthe Anläufe hinauszubringen und die Privatwohlthätigkeit, welche allein hätte helfen können, war der Zeit, einzelne Ausnahmen abgerechnet, noch nicht zu neuem Leben erwacht. Die Spekulation hatte sich damals auf die Häuser geworfen und eine Art von Bauwuth, wie wir sie ähnlich in unsern Tagen gesehen, hatte die Gemüther ergriffen. War der Staatssäckel gleich leer, das Privatvermögen war desto reichlicher vorhanden. Man ließ Regimenter von Limousin kommen und durchbrach mit ihrer Hilfe zwei und sechzig Straßen; die alten Festungsgräben wurden zugeworfen, die Brücken von den sie beengenden Häusern befreit und die Kirchhöfe außerhalb der Stadt verlegt; Fast auf ein Drittheil von Paris erstreckte sich dieser Neubau, welcher der Stadt ungefähr ihre jetzige Ausdehnung gab. Die Mehrzahl der Unternehmer machten dabei große Vermögen. Aber man baute leider nur Häuser und Hotels für die reichen und vornehmen Klassen. Keiner dachte daran in den entsetzlichen Quartieren der Cité, de Grève und des Place Maubert aufzuräumen, wo eine ebenso elende als ungebildete und rohe Bevölkerung zusammengeschichtet war, die sich untereinander die Dachkammern und Kellerwohnungen streitig machte; man baute glänzende Boudoirs und Badezimmer, aber die Armen und Elenden im Hotel de Dieu blieben nach wie vor in ihrer erbarmungswürdigen Lage. Drei Jahre vor der Revolution enthielt es nur 1200 Betten und dabei hatte man täglich 2500 bis 6000 Kranke zu beherbergen, die daher oft bis zu Sechsen sich in ein Bett theilen mußten. Die Sterblichkeit variirte zwischen 1 zu 4 und 1 zu 2 und von 1,000,000 Kranken, die man binnen fünfzig Jahren aufgenommen, waren mehr als 240,000 gestorben; endlich war die Nachlässigkeit der Administration

Schuld daran, daß durch zwei schreckliche Feuersbrünste Hunderte von Menschen ums Leben kamen.

Die Armuth und das Elend wurden damals als Uebel betrachtet, deren man sich am besten zu entledigen meinte, indem man sie in sich selber ersticken ließ. Während der Hungersnoth von 1769 und in den folgenden drei Jahren wurden die Armen mit einer Barbarei und Abscheulichkeit behandelt, die einen unauslöschlichen Flecken auf ein Zeitalter werfen, das sich so gern als human und aufgeklärt rühmen hörte.

Man hätte glauben sollen, daß den Armen der Vertilgungskrieg erklärt sei, so sehr wurden all und jegliche Vorschriften der Menschlichkeit hinten angesetzt. Sie starben fast alle elendlich in den Depots, die den Gefängnissen ziemlich gleich kamen und wo die Dürftigkeit gleich einem Verbrechen bestraft ward. Die Wegführung der Armen wurde auf geheimen Befehl in der Nacht ausgeführt. Greise, Kinder, Frauen büßten plötzlich ihre Freiheit ein und wurden in ungesunde Gefängnisse geworfen, ohne daß ihnen irgend eine Arbeit als Trost verblieben wäre. Dort starben sie langsam dahin, nachdem sie umsonst den Schutz des Gesetzes und die Barmherzigkeit der Beamten angefleht hatten. Den Vorwand zu all diesen Maßregeln lieferte die Maxime, daß das Elend dem Verbrechen benachbart sei und daß die Versuchung bei jener Menge willkommenen Boden findet, die nichts mehr zu verlieren hat; die damals sich aufthuende Kornspeculation fürchtete die Verzweifelung der bedürftigen Menge, denn man sah wohl voraus, daß dadurch die Brotpreise entsprechend in die Höhe gehen würden. Daher beschloß man zuvor die Armuth zu beseitigen und man beseitigte sie allerdings vorübergehend durch diese Gewaltmaßregeln ohne indessen dauernd diesem Krepsschaden abzuhelfen, vielmehr schuf man dadurch eine Erbitterung in den niederen Volksklassen, die später den aufregenden Lehren der Encyclopädisten und Oekonomisten Thor und Thür öffnete. Nicht in dem alljährlich anwachsenden Deficit, nicht in den Streitigkeiten der Regierung mit den Parlamenten, ist die Ursache der ersten Revolution zu suchen, sondern diese waren nur die äußere Veranlassung in den corrumpirten socialen Verhältnissen, in dem Geist der Massen, der immer drohender die morschen Säulen des Thrones umrauschte.

Der trostlose Zustand des Hotel de Dieu, in welchem der größte Theil der Pariser-Bevölkerung bisher sein Grab gefunden, wurde endlich 1785 durch Bailly in einem Bericht der Akademie der Wissenschaften dargelegt, ob welchem sich ein allgemeiner Schrei des Entsetzens erhob. Alle Welt beeilte sich diesen Schandfleck der Hauptstadt durch freiwillige Beiträge zu beseitigen und binnen Jahresfrist wurden acht Millionen zu diesem Zweck gezeichnet. Man zweifelte damals daran, diese Cloake genügend reinigen und lüften zu können und beschloß daher, dieses Krankenhaus außerhalb der Cité zu verlegen und es durch vier Hospitäler zu ersetzen, die an den vier äußersten Enden der Stadt errichtet werden sollten; aber gerade als dieser Plan 1787 in's Werk gesetzt werden sollte, bemächtigte sich der damalige Premierminister Loménie de Brienne,*) des Subscriptions-Fonds, um ihn für die gewöhnlichen Staatsausgaben zu verwenden. Endlich machte die Revolution von 1789 diesem Uebelstande ein Ende; die Aufhebung der Klöster gestattete, das Hotel de Dieu auszuräumen und die Kranken in ihren von den Ordensleuten verlassenen Räumen unterzubringen. Unterdessen wurden die Eingänge des alten Gebäudes erweitert, neue Baulichkeiten auf dem jenseitigen Ufer der Seine hinzugefügt und die Krankensäle vergrößert und gesünder eingerichtet. Die seitdem allmählig vorgenommenen Verbesserungen sind derartig, daß das Hospital obgleich bedeutend größer und umfangreicher denn früher, nur achthundert Betten enthält und die Sterblichkeit auf 1 zu 9 gesunken ist. Seine jährlichen Ausgaben betragen ungefähr 700,000 Frs. Ein Theil dieser Summe wird durch die Theatersteuer aufgebracht, welche Auflage seit 1716 datirt und die beständig ein Gegenstand der Beschwerde von Seiten der Schauspieler und der Theaterbesucher gewesen ist.

Zu den berühmten Todten des Hotel de Dieu zählen der letzte der Etienne, jener berühmten Buchdruckerfamilie, der Maler Lautare und der Dichter Gilbert. Aber wie viele andere hoffnungsvolle Existenzen erlagen hier dem Dasein fluchend, verlassen und vergessen einem unerbittlichen Geschick! Wie manches ungekannte Trauerspiel vollzog sich nicht in diesen Sälen!

Der Eingang des Hospitals ist heute durch ein in edler Einfachheit gehaltenes Portal, durch das man zunächst in eine Säulenhalle gelangt, wo die Statuen St. Vincent's von Paula, — diesem treuen Freunde der Armen, dem Paris so viele Wohlthätigkeitsanstalten verdankt, — und des Staatsraths Anguet de Monthyon, welcher bei seinem 1819 erfolgten Tode den Hospitälern die Summe von 5,312,000 Frs. hinterließ, aufgestellt sind. Das Grab des Letzteren hat einen würdigen Platz innerhalb der Ringmauern des Hospitals gefunden.

Die Kapelle des Hotel de Dieu war 1380 durch die Schenkung Odard's von Maucreux, Bürger und Wechsler von Paris entstanden; sie wurde 1802 abgebrochen und durch die alte Kirche Saint Julien le Pauvre ersetzt.

Neben dem Hotel de Dieu und zwar in den Baulichkeiten, die 1748 für die Findelkinder errichtet wurden, befindet sich die General-Verwaltung der Hospitäler, assistance publique genannt.

Nach dem Gesetz vom 10. Januar 1849 faßt diese Verwaltung sowohl den Dienst der öffentlichen Armenpflege als auch den der Hospitäler und Herbergen in sich; sie ist unter der Oberaufsicht des Seine-Präfecten einem Director anvertraut, dem ein Aufsichtsrath von

*) Etienne Charles de Loménie de Brienne, geb. 1727 zu Paris. Trotz seiner philosophischen, antireligiösen Ansichten seit 1760 Bischof von Condom und drei Jahre später Erzbischof von Toulouse. Als Gegner der Finanzverwaltung Calone's ward er 1787 von Ludwig XVI. an die Spitze der Finanzverwaltung gestellt, mußte jedoch bei seiner Unfähigkeit schon im folgenden Jahre Necker weichen. Man gab ihm den Cardinalshut, einige Abteien und das Erzbisthum Sens. Er starb 1794 im Gefängniß.

zwanzig Mitgliedern zur Seite steht; unter dieser Leitung stehen nicht weniger denn sechzehn Hospitäler, elf Herbergen und sieben andere Wohlthätigkeitsanstalten.

Die Hospitäler sind Anstalten, die zur Aufnahme von mittellosen Kranken bestimmt sind; sie zerfallen in allgemeine und besondere Hospitäler: der allgemeinen Hospitäler giebt es neun, die zusammen 3715 Betten enthalten; diese sind: Das Hotel do Dieu, Saint Marguerite, la Riboissière, la Pitié, la Charité Saint Antonie, Neckor, Cochin, Beaujon. Diese neun Hospitäler sind ohne Unterschied für die Behandlung von Wunden und äußerlichen Krankheiten bestimmt. Ihnen muß man noch das Maison de Santé, in der Straße Saint Denis hinzufügen, wo man gegen ein tägliches Honorar Aufnahme findet. Der besondern Hospitäler sind sechs an der Zahl, die 2809 Betten enthalten; diese sind: Saint Louis, du Midi, de Lourcine, des Enfants malades, d'accouchement, des cliniques. Sie sind ausschließlich der Behandlung besonderer Krankheiten gewidmet.

Die Herbergen endlich sind Zufluchtsorte für solche, die durch Alter und Armuth, Geisteskrankheit oder unheilbare Uebel außer Stande sind, selber für die Bedürfnisse ihrer Existenz zu sorgen; natürlich zählen die Waisen und Findlinge auch hierher. Man theilt sie in eigentliche Herbergen, wo die Aufnahme unentgeltlich ist und maison de retraite, Zufluchtshäuser, wo man eine kleine Pension bezahlt. Der Herbergen giebt es acht: la Vieillesse-Hommes oder Bicêtre, la Vieillesse-Femmes, oder la Saipêtrière, les Incurables-Hommes, les Incurable-Femmes, les Enfants-Trouvés, les Orphelins, Saint-Michael oder Boulard in Saint-Mandé, de la Reconnaissance oder Brèzin, in Garches, Devillas in der Rue-Regard. Die drei letzteren davon sind Privatstiftungen. Die Maisons de Retraite sind: les Ménages, la Rochfoucanld, Sainte-Perrine.

Man zählt außerdem in Paris 12 Wohlthätigkeits-Büreaus und 34 Häuser, die mit der Vertheilung von häuslichen Unterstützungen beauftragt sind, ferner 4 Gesellschaften zur Unterstützung von Wöchnerinnen, 25 Gesellschaften zur Beförderung der Kindererziehung, 11 Gesellschaften für Hausbesuche bei den Armen, Kranken und Alten, 7 Corrections- und Rettungshäuser, 11 religiöse Ordensgesellschaften, die sich ausschließlich dem Dienst der Armen widmen, 33 unentgeltliche Schulen für Knaben, 28 für Mädchen und 12 für Erwachsene oder Lehrlinge.

Diese Daten, welche wir der Geschichte von Paris von Théophile Lavallée der 2ten Auflage entnehmen, mögen einen Begriff von den umfangreichen und systematischen Wohlthätigkeitsbestrebungen der französischen Hauptstadt geben, die seitdem eine noch weitere Ausdehnung im Verhältniß zu dem Anwachsen der Bevölkerung gefunden haben, im Wesentlichen und Ganzen aber noch in der oben beschriebenen Weise geleitet und verwaltet werden.

Dr. Lelenberg.

Zur Geschichte der Familie von der Marwitz. Regesten, Stammtafeln und andere Materialien gesammelt und geordnet von H. von Redern. Berlin 1879 Carl Heymann. Preis 5 Mk.

Der Herr Verfasser nennt die vorliegende Schrift den Rohbau zu der späteren Geschichte eines Geschlechtes, dessen Söhne mit Brandenburg-Preußen Jahrhunderte hindurch gekämpft und gesiegt haben nicht nur auf dem Schlachtfelde. Niemand wird die Arbeit des Herrn von Redern einst mehr zu schätzen wissen, als der künftige Schreiber dieser Geschichte, denn seine Aufgabe ist ihm wesentlich erleichtert durch den Inhalt dieser Blätter. Genealogische Studien sind meistens kein Kinderspiel; der beste Beweis dafür ist die tiefe Abneigung, den der Dilettantismus, namentlich der liberale Dilettantismus unserer Tage gegen diesen Zweig der Geschichte hegt, aber das Wissen, das Forschen mit dem Verstande reicht hier nicht aus. Es gehört ein Herz für den deutschen Adel, ein richtiges Erkennen seiner Bedeutung für die Geschichte überhaupt und Liebe zu der Familie dazu, deren Wachsthum und Entwickelung man gerade nachgeht. Aus einem solchen Verständniß, aus solcher Liebe heraus ist auch das Buch entstanden, das uns jetzt beschäftigt. Zwölf Jahre hat der Verfasser hie und da zerstreute Brocken gesammelt, und es ist ihm gelungen lebendige Bilder aus ihnen zu gestalten, die sich zu einem Ganzen zusammensetzen, das nicht nur für die Familie Marwitz, sondern auch für Alle die von Interesse ist, die da wissen, wie wichtig Familiengeschichten — nicht nur adlige sondern auch bürgerliche — für die Culturgeschichte sind. Um den deutschen Adel und seine Stellung aber würde es um ein gut Theil anders stehen, wenn erst jede Familie ihren Geschlechtsverband und ihre möglichst treue Geschichte besäße.

Kommen wir aber specieller auf die mühsame und verdienstvolle Arbeit über „die von der Marwitz“, die in elegantester Ausstattung, wie sie eines solchen Buches würdig, vor das große Publicum tritt.

„Ist eine edle Sippe im lieben Märkerland,
Wird bei den besten Namen der ihre stets genannt“;

singt George Hesekiel, der treue Freund deutschen Adels, in einer sonst freilich kaum aufrecht zu erhaltenden Wappensage, zu der ihn wohl mehr der Poet als der Genealoge begeistert hat; nun von dieser edlen Sippe erstem Auftauchen in Mark Brandenburg handelt die „Einleitung“. Herr von Redern hält trotz des slavisch anklingenden Namens die deutsche Herkunft der Familie fest. Sie soll ihn von einem havelländischen Dorfe entnommen und dann in die Neumark übertragen haben, und Redern führt die analogen Beispiele der Pervenitz, Fehlefanz und Velten an. Es ist hier nicht der Ort, weitläufig auf solche Fragen einzugehen, ebenso wenig wie darauf, ob der Zusatz „von der“ die Descendenz der Familie von einer letzten Marwitz bedeute, wie die Sage behauptet, oder ob der Stammsitz des Hauses „die Marwitz“ geheißen, wie Herr von Redern annimmt und sich die Familie nun von der Marwitz geschrieben

habe, etwa wie es ursprünglich „der Berlin" heißt. Hier käme es darauf an, die Bedeutung des Namens Marwitz herauszufinden. Die Einleitung nennt auch die zwölf Glieder der Familie, die als Generale unter den Adlerfahnen des fränkischen Grafengeschlechtes fochten, das jetzt die deutsche Kaiserkrone trägt. Mehr als zwölf Generale haben nur die Borckes und die Kleiste aufzuweisen. Nicht weniger als 24 haben hohe Ehrenstellen im Rathe ihrer Fürsten erreicht; nach Holland und Italien hat der alte Stamm Pfropfreiser versendet, aber die norddeutsche Luft hat ihnen gefehlt, sie sind dort verdorrt, während in der Heimat die Zweige grünen und blühen. Die katholische Linie, welche der Verbindung eines Marwitz mit einer Polin entsprang, zählt unter ihre Abkömmlinge den Kulmer Bischof, der Anno 13 als freiwilliger Jäger wider die Franzosen focht. Uebrigens ließ die protestantische Frau eines dieser katholischen Marwitze ihre Kinder wieder evangelisch erziehen, die dann eine besondere Linie gründeten.

Der zweite Abschnitt trägt die Ueberschrift: „Heraldisches" und wir haben hier wieder den Fleiß hervorzuheben, mit der die verschiedensten Blasonirungen gesammelt und besprochen worden sind. Auch die vierzehn Marwitzischen Wappentafeln in der Kirche zu Sonnenburg, wo ebensoviele Marwitze den Ritterschlag empfingen, führt der Verfasser hier an. Von diesen vierzehn Rittern waren drei zu Werben und Wietersheim Commendatoren.

Es folgt nun der wichtigste Abschnitt des Buches, in dem, so wie in den später noch zu nennenden Stammtafeln, die meiste Arbeit steckt, nämlich die eigentlichen Regesten. Wenn Gauhe als ersten Marwitz den Ritter Claus um 1409 anführt, so bringt uns Redern nach Riedel schon um 1259 einen Theodericus de Marwitz als Zeugen bei den Verhandlungen zwischen dem Bischof Otto von Brandenburg und dem Markgrafen Johann wegen des Hospitals bei Oderberg. Die Regesten reichen vom Jahre 1259 bis zum Jahre 1714; beinahe ein halbes Jahrtausend sieht uns aus diesen Notizen an, und wer sie mit dem richtigen Auge betrachtet, dem werden die todten Regesten keine trockene Lectüre sein. Zuerst unter den hochgewaltigen Askaniern sind die Marwitze Zeugen bei Schenkungen an Klöster, bei Grenzbestimmungen für den Templerorden, untern den Bayern bei Belehnungen oder sie geben sich in den Schutz des Markgrafen; verkaufen ihnen Pferde oder borgen ihnen Geld, dessen sie immer benöthigt waren. Es werden Processe entschieden, die für den Geist der Zeit characteristisch sind; so klagt der Johanniter-Ordensmeister — man sieht die Templer sind schon wieder verschwunden — Busso von Alvensleben 1419 gegen den Hochmeister, „daß Hans von der Marwitz und Conrad Strus Oberfahrung gethan hätten an den Grenzen des Markgrafen von Brandenburg und an den Gründen, die zu Santoch gehören". Ein Stückchen Culturgeschichte des 15. Jahrhunderts liegt zweifelsohne in folgendem Auszug: „Hans von Dobeneck bekundet, daß Otte von der Marwitz zu Nien-Santoch seinen Töchtern Scholastica und Hypolita jeder 10 Schock 100 Rheingulden und 12 löthige Mark Silbers, ferner vier leydensche Röcke, zwei davon mit Grauwerk, die anderen mit Buntwerk gefüttert, ein leydenschen „Hoycken" mit Grauwerk gefüttert, und dazu Kistengeräthe, seiner Tochter aber, die an Hans Brederlo zu Dersson verheirathet ist, 200 Rheingulden vermacht hat u. s. w. u. s. w. Ein sehr günstiger Herr muß Joachim I. den Marwitzen gewesen sein, ja, es läßt sich vieles aus diesen Regesten herauslesen.

An die Regesten schließt sich ein Güterverzeichniß, daß ebenso gewissenhaft und genau aufgestellt ist, wie alles Uebrige. Es folgt nun ein Verzeichniß von Büchern, in denen Nachrichten über einzelne Mitglieder der Familie zu finden sind. Hieran schließt sich ein Verzeichniß sämmtlicher in den Stammtafeln genannten männlichen Mitglieder, denen die Frauen und Schwiegersöhne folgen, so daß wir ein deutliches Bild haben, mit welchen Geschlechtern die Familie versippt ist. Da zwei Marwitze Töchter des Feldmarschalls Derfflinger heiratheten, so zählen Alle von der Bärfelder Linie den Alten von Ferbellin, zu ihren Ahnen. Unter einander haben die verschiedenen Linien des Hauses sich öfter durch Heirath verbunden, am seltensten mit der Marwitzer Linie; sonst sind sie hauptsächlich gern Verbindungen mit den Familien Sydow und Redern eingegangen.

Es bleiben uns nun noch die zahlreichen bis ins Detail hinein ausgeführten Stammtafeln übrig. Nach denselben zerfällt die Familie in drei Hauptlinien: Marwitz, Sellin-Grünrade, Bärfelde-Leine, die mit ihren einzelnen Häusern aufs Klarste zur Anschauung kommen.

Damit nehmen wir Abschied von einem Büchlein, das Anspruch hat auf das Interesse der weitesten Kreise; dem Herrn Verfasser hoffen wir auf diesem Gebiete noch oft zu begegnen, der Marwitz-Stamm aber

„er soll nicht untergehn,
Der alte Baum der Marwitz soll fest in Churmark stehn"

und wo er sonst Wurzel geschlagen im lieben deutschen Reich, — das walte Gott!

Deutsche Adelssagen.

91. Der Becher der Herren von Buchwald.

Zu den deutschen Geschlechtern, deren Fortbestehen durch ein Kleinod aus Zwergenhand verbürgt wird, gehört auch das uralte holsteinische Geschlecht von Buchwald. Die Ahnfrau desselben stieg gleich der Frau von Alvensleben oder von Hahn in die glänzende Tiefe hinab, in welcher sie einer kreißenden Zwergin helfen sollte. Eine Pförtnerin, in welcher die Edeldame zu ihrem Erstaunen eine frühere Zofe erkannte, flüsterte ihr zu ihrem Heile die Warnung zu: „Hüte dich, ein Wort zu sprechen oder Speise anzurühren!" Trotz aller Lockungen widerstand die heldenmüthige Frau und wurde, mit einem alterthümlichen Becher beschenkt, entlassen. Andre erzählen noch, daß das Trinkgefäß bis oben hinan mit Sägespähnen gefüllt gewesen sei, die indeß von

der Edelfrau ausgeschüttet worden wären. Der Becher selbst soll von Gold und sehr geräumig sein; wundersame, unerklärte Charactere bedecken ihn.

Ueberall wo, wie bei den Rantzaus, den Musgrave in Cumberland, den Grafen von Oldenburg, u. A. m. ein Becher als Glückspfand und Kleinod erscheint, haben wir an Odhins Horn Full, oder an Bragis Horn Bragafull zu denken. Es sind Hörner, die sowohl zum Trinken dienten und als solche sich zu Bechern umwandelten, aber auch Heldenrüststücke, deren Klang den Anbruch der Schlacht und den Sieg bedeutet. Ein sehr häufiger Zug nordischer und deutscher Sage ist es nun, daß die Götter ihren Lieblingen die eignen Attribute anvertrauen, um ihnen zu schenken, was sie selbst besitzen, übernatürliche Kraft, ungestörtes Heil. Daß wir hier den Becher durch Zwergenhand verliehen sehen, kann uns nicht wundern; wir haben die schwarzen Elfen schon öfter als Diener der lichten Himmelsgötter erkannt. So sind also auch die Buchwalde ein gottgeschütztes Geschlecht.

In den Zeiten ritterlicher Allgewalt aber haben die Herren vom Buchwalde nicht immer die gerade Straße gehalten, und das ist ihnen einmal zu großem Unheil ausgeschlagen. Ein Lübecker Bürger, „der von Markirchen“, hatte ihnen viel Geld geliehen, als er aber auf Zahlung drang, lauerten die Buchwalde ihm auf und quälten ihn fast zu Tode. Freunde des Bürgers baten den Schwergemißhandelten frei, um ihn in seiner Heimat zu pflegen; ehe er aber noch Lübecks Thore schaute, starb der Morkirchen. Da brachten seine Freunde den Buchwalden seinen Leichnam zurück; diese aber ließen ihm den Kopf abhauen und denselben auf einer Stange neben ihrem Burgthor aufstecken. Ueber solchen Hohn und Frevel ergrimmte die ganze Freundschaft Morkirchens, und die Stadt Lübeck beschloß nun offnen Kampf gegen die Missethäter. Im Sturme wurden die Güter der Buchwalds verwüstet und ihre Burgen erstiegen; zehn ihres Geschlechts wurden gefangen und nach der Reichsstadt geführt, um dort gerichtet zu werden. Unter diesen zehn hat derjenige, welcher zuerst zum Tode geführt wurde, den Namen „Hecht“ gehabt. Während ihn nun der Scharfrichter zum Blocke führte, fragte der Ritter den Nachrichter, wie er hieße. „Kaulbarsch! gnädiger Herr!“ antwortete der. Da schlug der unverzagte Buchwald ein helles Lachen auf und rief aus: „Wie tölpisch geht es doch zu und ist wider die Natur, daß solch ein kleiner Fisch wie ein Kaulbarsch einen Hecht verzehren soll!“ Das ist noch lange ein Sprüchwort zu Lübeck geblieben.

So die Sage vom Ritter „Hecht“. Wir aber meinen, daß der alte Krantz, dem wir die Mittheilung derselben verdanken, in seinem Bericht mehr Geschichte als Sage giebt; von der furchtbaren Verwilderung der nordischen Küstenländer im Mittelalter haben wir nur eine schwache Ahnung.

92. Warum die Herren von Plessen in Holstein einen Kuchen im Wappen haben, mag wohl für einen jeglichen Heraldiker eine unbeantwortbare Frage sein, nicht aber für die Sage. Das Volk erzählt sich, daß einmal der Sohn eines Herrn von Plessen von fahrendem Volke geraubt worden sei, als er sorglos auf dem Anger vor dem Schlosse spielte. Die Schelme verkauften das schöne Kind weiter, und endlich kam er als Bäckerjunge in das Haus eines kunstverständigen Pfefferküchlers zu Braunschweig am Harze. Als der Knabe herangewachsen war, mußte er mit seinem Herrn hausiren gehen und die Waare ausbieten; später that er es allein und kam weit in der Welt herum. So gelangte er auch wieder nach Holstein in die Gegend seiner Geburt und bot der Schloßfrau auf seines Vaters Hause zarte Leb- und Pfefferküchlein an. Die Edeldame, die so lange Leide getragen hatte, erkannte den verlorenen Sohn sofort an der Familienähnlichkeit wieder, nahm ihn mit Freuden auf; und seitdem führen zum Andenken an diese glückliche Errettung die Herren von Plesse einen Kuchen in ihrem Wappen. Der Volkssage steht die Erdichtung auf der Stirn geschrieben; — es mag wohl ein noch unentdeckter Zusammenhang zwischen besagtem Kuchen und dem Worte „Plessen“ selbst bestehen.

93. Der Widder der Herren von Barnekow, welcher von einem mit Pfauenfedern geschmückten Helme überragt wird, hat in der Volkssage ebenfalls eine falsche Deutung erhalten. Derselbe soll von dem Könige von Dänemark an einen Barnekow verliehen worden sein, welcher 1612 in der Schlacht bei Warbarg eine außerordentliche Tapferkeit gegen die Schweden bewiesen hat. Indessen sind die Barnekow den urältesten Geschlechtern Pommerns zuzuzählen, und eine andere Sage hat wohl mehr Recht, wenn sie behauptet, der Widder im Wappen bedeute einen Sturmbock, sintemalen die Herren dieses Geschlechts sich mit unüberwindlicher Tapferkeit auf die noch im Heidenthume verharrenden Völker der alten Pommern gestürzt und sie überwunden haben.

94. Das Wappen derer von Köckritz zeigt drei Lilien auf gespaltenem Schilde und ist ein rechtes Beispiel, welch' sinnlose heraldische Fabeln im 16. und 17. Jahrhundert erfunden worden und heute noch gedruckt in heraldischen Prachtwerken zu finden sind. Die Lilien, les flambeaux d'or, sind bekanntlich das Zeichen des königlichen Frankreich; sie kommen aber in dem französischen, deutschen, englischen, spanischen und italienischem Adel als Geschlechtszeichen tausende von Malen vor, sei es, daß sie ihre Form von eisernen Schildbeschlägen erhielten, sei es, daß sie der symbolischen Bedeutung der Blume halber in's Wappen aufgenommen wurden. Seit dem 17. Jahrhundert aber konnte kein Edelmann mehr Lilien führen, ohne sofort in eine nähere oder entferntere Beziehung zum allerchristlichsten Könige gebracht zu werden. Ein erstes Beispiel sind die Herren von Köckritz. Die guten Meißner und Lausitzer Ritter sollen nach Sinapius „Keck“ unter den französischen Königen in die Feinde „gerissen“ sein und daher Namen und Wappen erhalten haben!!

Aehnliches begegnet uns bei den drei Geschlechtern Korff, Kamptz, Baner.

Bei den Herren von Korff ist die Lilie um so natürlicher, als sie von zwei Seejungfern in der Helmzier gehalten ist; sie wird dadurch als Wasserlilie angedeutet; dennoch erzählt eine neue Wappensage, daß die Blume den Korffs um deswillen verliehen sei, weil ein Ritter dieses Namens im heiligen Lande den König Ludwig IX. so lange vor der Uebermacht der Sarazenen geschützt habe, bis Hilfe herbeikam.

Von dem ehrlichen alt-niederdeutschen Geschlechte von Kamptz aber wird gar Folgendes berichtet: Johann, Herzog von Mecklenburg, zugenannt der Theologe, zog nach Paris, um dort die hohe Schule zu besuchen. Ein enges Freundschaftsbündniß verband ihn gar bald mit einem Herzog von Marseille, einem Prinzen von Cypern und einem Grafen von Henneberg, die dort auch die Wissenschaften pflegten; ja, um dem Jugendbunde dauernde Festigkeit zu geben, verlobte Johann seine beiden Schwestern mit den französischen Herren, während er selbst das Ringelein mit der Schwester des Hennebergers wechselte. Wirklich ging eine der mecklenburgischen Fürstinnen nach dem schönen Süden Frankreichs; aber schon nach einem Jahre ward der Herzog von Marseille ermordet und seine Gemahlin gefangen gesetzt. Da befreite sie ein treuer Ritter de Champs aus dem Kerker und führte sie glücklich nach Mecklenburg zurück. Der Treue ward ihr Lohn, denn Herzog Johann gab dem Ritter seine Schwester zur Gemahlin und setzte ihm zum Andenken an Frankreich die Lilie in das Wappen. Aus de Champs ward aber allmählig im Volksmunde „Kamptz."

Das schöne und einfache Wappen der großen Baner aber wird von der Sage auf folgende Thatsache (?) zurückgeführt. Ehe das Geschlecht nach dem Norden Europas gekommen ist, saß es in den Niederlanden an der französischen Grenze. Der Stammvater desselben, Namens Bonar, kämpfte unter einem französischen Könige so tapfer gegen die Engländer und Schotten, daß der Landesherr den schwarz und weiß gespaltenen Schild des Ritters mit der königlichen Lilie von Frankreich bedeckte, zur Helmzier ihm aber einen Ritter mit zwei Fahnen gab, welche Bonar in einer Schlacht erobert hatte.

Daß es sich hier nur um spätere, künstlich gebildete Wappensagen handelt, wird der Genealog und Heraldiker von Fach wohl kaum bestreiten.

Ein Siegelstempel der Commende Steinfurt?

Wenn auch die Sphragistik nicht in den Rahmen unseres Wochenblattes gehört, so dürfte doch für die Geschichte des Johanniter-Ordens ein Siegelstempel interessant sein, über welchen der Besitzer, Herr Graf Nahuijs in Wiesbaden, in der „Revue de la numismatique belge, t. VI. 5e serie" eine von eingehendem Studium und gründlichem Verständniß zeugende Abhandlung veröffentlicht hat.

Aus derselben erlaube ich mir nun einen kurzen auf den Orden bezüglichen Auszug zu geben.

Genannter Siegelstempel, vor einigen Jahren in Friesland gefunden, ist schon dadurch merkwürdig, daß er in „Knochen" geschnitten ist. Er hat eine ovale Form und zeigt eine Figur, in welcher der Besitzer einen bärtigen Kopf zu erkennen glaubt, der mit einer, von einem Kreuze überragten Mitra bedeckt ist. Die Umschrift: S. EZARDI. ✠ C. D'S T. veranlaßt durch die Form ihrer Buchstaben den Ursprung des Stempels am Ende des 12. oder im Anfang des 13. Jahrhunderts zu suchen. Nachdem Graf Nahuijs auf einige andere nicht unmögliche Deutungen dieser Inschrift verwiesen, glaubt er dieselbe wie folgt entziffern zu sollen:

„Sigillum Ezardi Commendator Domus Stenvordiae"

oder

„Sigillum Ezardi Commendator de Stenvorde."

Steinfurt sei der Hauptsitz des Johanniter-Ordens in den friesischen Landen gewesen, die Zeit der Gründung dieser Commende sei zwar unbekannt, dieselbe werde aber schon 1222 urkundlich erwähnt. Der erste Commendator von Steinfurt, dessen Name — (aus einer Urkunde von 1270) — bekannt sei, sei Bernhard, sein Nachfolger Lubbert gewesen. Dieser komme in drei Urkunden von 1276 vor als: „commendator domus in Stenuorde"; — commendator in Stenuorde" und „commendator domus de Stenuordia."

Ein Commendator von Steinfurt, Namens Ezard sei zwar nicht bekannt, aber könne dieser Stempel uns nicht lehren, daß einer der ersten, wenn nicht der erste Commentator von Steinfurt Ezard gewesen sei?

Der Kopf im Siegelfelde könne der St. Johannes des Täufers oder, da er mit einer Mitra bekleidet erscheine, auch der St. Willibrords, des Apostels der Friesen sein, dessen Fest die Ritter in Steinfurt jährlich durch eine große Procession feierten. v. G.

Der 82jährige Förster Gastel erklärt in der „Leipziger Zeitung": „Ich will mein vielbewährtes Mittel gegen den Biß toller Hunde nicht mit in das Grab nehmen, sondern es veröffentlichen; es ist der letzte Dienst, den ich der Welt thun kann. Man nehme warmen Weinessig und laues Wasser, wasche damit die Wunde rein aus und trockne sie. Dann gieße man einige Tropfen Chlorwasserstoffsäure auf die Wunde, weil Mineralsäuren das Gift des Speichels zerstören."

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134a.

der





Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 20. November 1878. **Nr. 47.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. November 1878 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa: der am 1. Novbr. 1878 vorhandenen Kranken und Siechen	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Octobr. 1878.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. October 1878	49			
	Zugang pro October .	18			
		67			
	Abgang . . .	24			
	Bleibt Bestand	43	43	1321	60
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. October 1878	81			
	Zugang pro October .	22			
		103			
	Abgang . . .	28			
	Bleibt Bestand	75	75	2363	72
3.	**Preuß. Holland:**				
	Bestand am 1. October 1878	18			
	Zugang pro October .	10			
		28			
	Abgang . . .	7			
	Bleibt Bestand	21	21	632	58
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. October 1878	24			
	Zugang pro October .	15			
		39			
	Abgang . . .	11			
	Bleibt Bestand	28	28	801	54
5.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. October 1878	4			
	Zugang pro October .	8			
		12			
	Abgang . . .	4			
	Bleibt Bestand	8	8	165	50
6.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. October 1878	11			
	Zugang pro October .	9			
		20			
	Abgang . . .	8			
	Bleibt Bestand	12	12	314	36
7.	**Landsburg:**				
	Bestand am 1. October 1878	7			
	Zugang pro October .	5			
		12			
	Abgang . . .	3			
	Bleibt Bestand	9	9	260	27
	zu übertragen		196	5876	357

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Novbr. 1878 vorhandenen Kranken und Siechen	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Octobr. 1878.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		196	5876	357
8.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. October 1878	19			
	Zugang pro October .	17			
		36			
	Abgang . . .	8			
	Bleibt Bestand	28	28	714	32
9.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. October 1878	18			
	Zugang pro October .	11			
		29			
	Abgang . . .	8			
	Bleibt Bestand	21	21	625	60
10.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. October 1878	21			
	Zugang pro October .	16			
		37			
	Abgang . . .	14			
	Bleibt Bestand	23	23	708	35
11.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. October 1878	21			
	Zugang pro October .	25			
		46			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	28	28	688	65
12.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. October 1878	42			
	Zugang pro October .	25			
		67			
	Abgang . . .	25			
	Bleibt Bestand	42	42	1272	80
13.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. October 1878	42			
	Zugang pro October .	11			
		53			
	Abgang . . .	13			
	Bleibt Bestand	40	40	1284	60
14.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. October 1878	22			
	Zugang pro October .	19			
		41			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	25	25	645	42
	zu übertragen		403	11,812	731

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Novbr. 1878 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Octbr. 1878.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		408	11,812	731
15.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. October 1878	16			
	Zugang pro October	10			
		26			
	Abgang	9			
	Bleibt Bestand	17	17	578	60
16.	**Neusalz u. d. O.:**				
	Bestand am 1. October 1878	15			
	Zugang pro October	8			
		23			
	Abgang	7			
	Bleibt Bestand	16	16	378	41
17.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. October 1878	10			
	Zugang pro October	20			
		30			
	Abgang	16			
	Bleibt Bestand	14	14	442	42
18.	**Saarun:**				
	Bestand am 1 October 1878	9			
	Zugang pro October	15			
		24			
	Abgang	8			
	Bleibt Bestand	16	16	449	36
19.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. October 1878	7			
	Zugang pro October	2			
		9			
	Abgang	4			
	Bleibt Bestand	5	5	153	12
20.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. October 1878	2			
	Zugang pro October	4			
		6			
	Abgang	4			
	Bleibt Bestand	2	2	69	10
21.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. October 1878	3			
	Zugang pro October	2			
		5			
	Abgang	2			
	Bleibt Bestand	3	3	111	26
22.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. October 1878	5			
	Zugang pro October	4			
		9			
	Abgang	7			
	Bleibt Bestand	2	2	115	10
23.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. October 1878	1			
	Zugang pro October	6			
		7			
	Abgang	4			
	Bleibt Bestand	3	3	63	12
24.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. October 1878	18			
	Zugang pro October	—			
		18			
	Abgang	—			
	Bleibt Bestand	18	18	558	18
25.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. October 1878	11			
	Zugang pro October	13			
		24			
	Abgang	10			
	Bleibt Bestand	14	14	446	30
	zu übertragen		518	15,174	1028

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Novbr. 1878 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Octbr. 1878.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		518	15,174	1028
26.	**Altena:**				
	Bestand am 1. October 1878	13			
	Zugang pro October	5			
		18			
	Abgang	8			
	Bleibt Bestand	10	10	344	38
27.	**Oeynhausen:**				
	Bestand am 1. October 1878	2			
	Zugang pro October	2			
		4			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	1	1	80	30
28	**Plochingen** (in Württemberg):				
	Bestand am 1. October 1878	2			
	Zugang pro October	4			
		6			
	Abgang	6			
	Bleibt Bestand	—	—	50	38
29	**Ludwigslust** (in Mecklenburg):				
	Bestand am 1. October 1878	28			
	Zugang pro October	15			
		43			
	Abgang	20			
	Bleibt Bestand	23	23	793	36
30.	**Dresden:**				
	Bestand am 1. October 1878	7			
	Zugang pro October	9			
		16			
	Abgang	10			
	Bleibt Bestand	6	6	223	16
31.	**Niederweisel** (in Hessen):				
	Bestand am 1. October 1878	19			
	Zugang pro October	4			
		23			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	20	20.	644	20
	Zusammen		578	17,308	1206

Der gesammte Abgang an Kranken pro October 1878 beträgt 305, davon sind:

gestorben . . . 26
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 19
geheilt 260
wie vor 305.

32. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 55 Betten.
Bestand am **1. September 1878** . . . . . . 33 Kranke.
Zugang pro **September** . . . . 39 „
72 Kranke.

Davon sind:
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 5
geheilt 30
35 „

Bleibt Bestand am **1. October 1878:** 37 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 2 Europäer, 3 Muhamedaner und 34 orientalische Christen.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro September 1878 beträgt 1060.

Poliklinisch wurden 728 Personen behandelt.

Adelbert Graf von der Recke-Volmerstein, Rittergutsbesitzer, auf Craschnitz bei Wirschkowitz, Ehrenritter seit 1832, † zu Craschnitz 10. November 1878, im 88. Lebensjahre.

Auf dem am 8. v. M. stattgehabten Rittertage der Westfälischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens ist der Ehrenritter: General der Kavallerie und kommandirende General des VII. Armee-Corps Graf zu Stolberg-Wernigerode zum militairischen Mitgliede des Convents der genannten Genossenschaft gewählt worden.

Durch das Ableben Seiner Excellenz des Königlichen Wirklichen Geheimen Raths und Appellations-Gerichts-Chef-Präsidenten Herrn von Fraukenberg-Ludwigsdorf, hat die Schlesische Genossenschaft des Johanniter-Ordens einen sehr schmerzlichen Verlust erlitten.

Der Verewigte gehörte dem Convente dieser Genossenschaft seit deren Errichtung an, und hat sich in diesem langen Zeitraum mit jener Treue, welche sein ganzes thatenreiches Leben auszeichnete, den Interessen des Ordens gewidmet.

Sein Andenken wird von der Schlesischen Genossenschaft dankbar in Ehren gehalten werden.

Th. Frhr. von Zedlitz und Neukirch,
Commendator der Schlesischen Genossenschaft.

Zur Geschichte der Berliner Stadtmission.

Die Großstädte sind durch Zuzug aus den Dörfern und kleinen Städten im letzten Jahrzehnt in einem früher nie geahnten Maße gewachsen und doch hat mit dem Zuwachs an Einwohnern fast nirgends die Vermehrung der geistlichen Kräfte gleichen Schritt gehalten. Das gilt ganz besonders von Berlin. Wenn der heidnische Schriftsteller Seneca von dem alten Rom schreibt: „Laß einmal diese alle, — die in Rom wohnen — ihre Namen angeben und frage, wo jeder zu Hause sei und du wirst sehen, es ist der größte Theil aus seiner Heimat gezogen und in die allerdings große und herrliche Stadt gekommen, die aber doch nicht die ihrige ist" — so können wir das von unserm heutigen Berlin auch sagen. 116 evangelische Geistliche stehen in Berlin unter 835,771 evangelischen Christen. Ihnen mitarbeitend zur Seite zu treten ist die Aufgabe der Berliner Stadtmission. Durch D. Wichern im Jahre 1858, und wiederum durch D. Brückner im Jahre 1874 ist sie begründet worden.

Nachdem in England bereits im Jahre 1826 die Stadtmission von dem unermüdlich thätigen David Nasmith begründet war, rief der Herold der innern Mission, der Gründer des „Rauhen Hauses", D. Wichern den Gedanken an eine Deutsche Stadtmission im Jahre 1848 wach. Im Jahre 1849 begann er in Hamburg die erste Stadtmission in Deutschland.

Am 25. April 1858 wurde durch D. Wichern das evangelische Johannisstift begründet und damit beginnt die Stadtmission für Berlin. Zunächst wurden mehrere Brüder des Johannisstiftes täglich nach Berlin gesandt, um den Familien der Gefangenen zu dienen, entlassene Gefangene unterzubringen und Arme aufzusuchen, welche an reiche Leute Bettelbriefe geschrieben hatten. Später bildete sich eine eigene Stadtmissionsfiliale in Berlin, auch stellten die Sophien- und Zionsgemeinde gemeinsam einen Bruder als besonderen Stadtmissionar an. Leider mußte die Filiale wieder eingehen. Während die Hamburger Stadtmission kräftig aufblühte, wurde die Stadtmission des Johannisstiftes in Berlin auf ihre anfängliche Beschränkung wieder zurückgedrängt. Aber das Elend wuchs, die kirchliche Noth wurde immer größer.

Da begründete im April 1874 der Generalsuperintendent von Berlin D. Brückner unter Mitwirkung des Prediger Jentzsch „die parochiale Stadtmission von Berlin". Er stellte dieser parochialen Berliner Stadtmission die Aufgabe, im „unmittelbaren und dienenden Anschluß an die Geistlichen und die Gemeinde-Kirchenräthe mittelst geeigneter Kräfte diejenigen, deren inneres Verhältniß zur evangelischen Kirche entweder gelöst ist oder gelöst zu werden droht, wieder in eine lebendige Verbindung mit dieser Kirche zu versetzen". Seine Absicht war also, in freierer Weise ein neues Glied in den Organismus der Kirche einzuführen. Wurde es bei der Ungunst der kirchlichen Verhältnisse Berlins nicht möglich, diese Absicht voll zu verwirklichen, so gelang es doch, die Stadtmission in die Gemeinden hinein zu pflanzen. Den Arbeitern der Stadtmission wurde ein fest begrenztes parochioles Arbeitsfeld und zugleich eine Wohnung in dem betreffenden Bezirk angewiesen. Die Arbeiter wurden den verschiedenen Brüderanstalten Deutschlands entnommen. Die Arbeit selbst bestand besonders in Hausbesuchen, in Abhaltung von Sonntagschulen und Bibelstunden, in dem Aufsuchen ungetaufter Kinder und ungetrauter Paare, in der Vertheilung christlicher Schriften und außerdem wurde eine besondere Fürsorge den Kranken und Verlassenen, den Wittwen und Waisen gewidmet. Von der directen Armenpflege hielt sich die Berliner Stadtmission zunächst fern. Der Gedanke der parochialen Begrenzung und der zusammenhängende Hausbesuch hat sich in der Folge als sehr fruchtbar und segensreich erwiesen. Klein und unscheinbar hat die Berliner Stadtmission begonnen, von jeder Parteithätigkeit gleich anfangs sich fernhaltend.

Im Frühling 1875 wurde auch die Stadtmissionsfiliale des evangelischen Johannisstiftes von Neuem eröffnet. Im Melanchthonhause, Sebastianstr. 25, war ihr neuer Sitz. Drei Stadtmissionare zogen mit ein. Die Aufsicht und Leitung der Missionare wurde dem Prediger Ad. Hoffmann übertragen. Die drei Missionare konnten bald die Arbeit in Gefangenen- und Armenpflege nicht mehr bewältigen. Es mußte ein vierter angestellt werden. — In dieser Zeit trat Generalsuperintendent D. Brückner von der Oberleitung der durch ihn mit viel Mühe und Aufopferung begründeten Berliner Stadtmission zurück. Unter einem neuen Comité, dessen Vorsitz Hofprediger Stöcker übernahm, wurde die bisherige Stadtmission des Johannisstiftes mit der Berliner Stadtmission vereinigt; es war eins der letzten Werke des seligen Ministers v. Bethmann-Hollweg, daß er zu dieser Verbindung mitwirkte.

Mit 9 Missionaren stand jetzt die Berliner Stadtmission auf dem Plan. Der bisherige Leiter der Johannesstiftarbeit P. Hoffmann übernahm hinfort die Inspection über die Missionare im Süden und Osten der Stadt, während P. Jentzsch dieselbe für den Norden und Westen behielt. Von dieser Zeit an ist das Werk stetig gewachsen. Am Ende des Jahres 1877 standen bereits 13 Missionare in der Stadtmission. Jetzt sind 17 Stadtmissionare für den Dienst der Stadtmission in Berlin vom Comité angestellt, zu denen — wills Gott — demnächst der achtzehnte hinzutritt. In 13 Vorstadt-Gemeinden stehen 15 Stadtmissionare, darunter in 2 Gemeinden je zwei; zwei andere Missionare sind zu Dienstleistungen in Gefangenen- und Armensachen berufen.

Miß Octavia Hill.

„Aus der Londoner Armenpflege von Octavia Hill. Uebersetzt im Auftrage J. K. H. der Frau Großherzogin von Hessen. — Wiesbaden, Julius Niedener 1878." So lautet der Titel eines Buches auf das wir die Leser dieses Blattes aufmerksam machen möchten.

Der fürstlichen Frau auf dem hessischen Throne gebührt das Verdienst, die deutsche Leserwelt mit einer edlen Dame bekannt gemacht zu haben, welche in der Pflege der Armen ihren Lebensberuf findet. Mit allen Erscheinungen der Armuth bekannt und bemüht, an der Beseitigung jeder derselben nach ihren Kräften zu arbeiten, hat Miß Octavia Hill ihr Hauptaugenmerk darauf gerichtet, daß die Armen sich gesunder und verhältnißmäßig behaglicher Wohnungen erfreuen sollen. Zu diesem Zwecke kaufte sie 1864 zwei Miethhäuser in einer der ärmsten und schlimmsten Straßen Londons, 1866 erwarb sie sechs daran stoßende Häuser und 1869 wurde ihr die Verwaltung von elf weiteren Häusern übergeben. Die Einrichtungen, die sie im Interesse der Hauseinwohner traf, die Art, mit welcher sie mit ihnen verkehrte, und welche sie aus der Hauswirthin zur Freundin jedes Einzelnen machte, die Erfolge, die sie in so kurzer Zeit zur Verbesserung des Looses ihrer Hausinsassen erzielte, hat sie in einigen einfachen Aufsätzen niedergelegt, welche um so lauter für die Verfasserin sprechen, je mehr sie sich von jeder Ruhmredigkeit ferngehalten hat, und deren Lektüre Jedem, welcher der praktischen Armenpflege seine Aufmerksamkeit schenkt, dringend anzurathen ist.

Die Häuser, welche Miß Hill übernahm, standen in Gassen, welche fortwährend in den Polizeiberichten wegen ihrer Ruhestörungen genannt wurden. Sie wimmelten von Ungeziefer, der Bewurf war von den Decken herabgefallen, die Fenster zerschlagen — von 192 Scheiben waren nur 8 unzerbrochen —; die Tapeten von Schmutz geschwärzt hingen in Fetzen von den Wänden, die Treppen waren dunkel und ohne Geländer, da es von den Bewohnern abgebrochen und als Brennholz verbraucht worden war, durch die Dächer fiel Regen und Eimer standen auf den Treppen, um ihn aufzufangen. Die Abzugskanäle waren verstopft, die Wasserleitung in Unordnung, die Kehrichtbehälter unnahbar, und Kohlblätter, verdorbene Fische und alle Arten Schmutz lagen auf Gängen und Treppen. Der Staub drang in die Stube, in welcher die Familien wohnten, kochten und wuschen. In einigen Häusern war die Treppe mehrere Zoll dick mit so hartem Schmutz bedeckt, daß er nur mit einer Schaufel aufgebrochen werden konnte. Das Pflaster in den Hinterhöfen war aufgerissen und große Pfützen hatten sich darin gebildet, aus denen die Feuchtigkeit an den Außenmauern hinaufstieg. Den Häusern entsprechend waren die Insassen. Nicht eines Einzigen Lebenssphäre erreichte diejenige des kleinen Handwerkers, sie waren Hausirer, Höker, Tagelöhner und gehörten zu dem ärmsten Theile der Bevölkerung, welche überhaupt noch eine feste Wohnung hat. Streit und Unfriede unter den einzelnen Familien und auch in denselben waren an der Tagesordnung, und dabei waren die Bedauernswerthen gezwungen, Tag und Nacht neben und mit einander in einem einzigen kleinen, engen Raume zu leben. „Ich habe den Tod davon, sagte eine alte Frau zu Miß Hill, daß ich immer hören muß, daß S. seine Frau schlägt. Sie schreit so fürchterlich. Und B. kommt auch immer betrunken nach Haus."

Als Miß Hill sich zu dem Ankaufe der Häuser entschloß, ließ sie sich von dem Gedanken leiten, daß es nothwendig sei, die Gewohnheit des Fleißes und der Anstrengung unter den Armen emporzubringen; sie hatte es auf die Leitung nicht auf die Unterstützung abgesehen. Demgemäß war sie auf finanzielle Sicherung des Unternehmers bedacht, was auch, trotzdem sie an den alten Miethpreisen festhielt, gelang: das Anlagekapital verzinst sich nicht nur, sondern wirft auch noch einen kleinen Ueberschuß ab, aus welchem die nothwendigen Reparaturen bestritten werden; sodann gestaltete sie ihr Verhältniß zu den Bewohnern zunächst zu einem rein geschäftlichen. Den Fluch des Borgs wohl kennend, hielt sie mit Strenge auf der wöchentlichen Miethzahlung, damit Rückstände sich nicht aufsammelten, deren Tilgung dann stets unmöglich wird. Die Miethe war Miß Hill selbst gezwungen, Abends einzusammeln, da die Bewohner fast den ganzen Tag aus dem Hause waren und ihr Miethgeld den Mitbewohnern nicht anzuvertrauen wagten. „Ich erinnere mich, schreibt sie, sehr wohl der feuchten, nebligen Montagabende, wenn ich in die räucherige Gasse einbog und in das gähnende Dunkel der Hausgänge eintrat. Die Hausthüren standen Tag und Nacht offen, und wie ich so meinen Weg die Stufen hinabtastete, kamen mir die bösen Dünste, welche die schwere Nebelluft nicht aufsteigen ließ, immer stärker entgegen, und der Bewurf der Wände fiel mit hohlem Ton zu Boden, indem ich weiter tappte. Manchmal hatte ich die Küchenthür selbst zu öffnen, nachdem ich verschiedene Mal umsonst geklopft und fand dann wohl ein schwer betrunkenes Weib am Boden liegen auf einer dunkeln Masse, die als Bett diente; manchmal wurde mein Klopfen von den Flüchen eines halb betrunkenen Mannes beantwortet, der mir das Miethgeld zur geöffneten Thüre herausreichte, indeß er den Fuß dawider setzte, um zu verhindern,

daß ich sie weiter aufmache und herein käme. Immer wurde sie wieder geschlossen, ohne daß man mir ein Licht anbot, um mir durch die pechschwarze Finsterniß wieder hinauf zu helfen."

Von dem Grundsatze durchdrungen, daß jede Einmischung in die Lebens-Gewohnheit der Miether, jedes Eindringen in die Zimmer ohne Aufforderung vom Uebel sein würde, beschränkte sich Miß Hill auf die Wiederherstellung und Reinigung derjenigen Haustheile, welche die Hauswirthin angehen, der Treppen und Gänge. Diese wurden geweißt, wöchentlich zweimal gescheuert und zum Muster der Reinlichkeit gemacht, da deren Beispiel mit der Zeit eine stille Macht über die Zimmer gewinnt: die dunkle Grenzlinie zwischen dem sauberen Gang und dem schmutzigen Zimmer erregt zuerst die Aufmerksamkeit der Bewohner und stört zuletzt deren Gemüthsruhe. „Ein kleines Mädchen war so stolz auf ihr erstes Scheuern, daß sie zwei Stunden stand und den Gang bewachte, damit die Knaben, welche sie für die natürlichen Feinde der Ordnung und Reinlichkeit hielt, ihn nicht beschmutzten, ehe ich ihn nicht gesehen hatte. Eine Frau machte ihre Nachbarin aufmerksam, wie reinlich die Stiege aussähe: sie war nicht geputzt worden, seit sie in das Haus kam — und sie hatte sechs Jahre da gelebt!" Reparaturen in den Zimmern wurden nur dann vorgenommen, wenn sie frei wurden, und Miß Hill war dann für reinlichere Miether besorgt. Zu den Arbeiten wurden Hausbewohner benutzt, wenn sie gerade ohne andern Verdienst waren. „So wurden allmählich die Häuser neu hergerichtet, die Kaminröste wieder gelegt, die Löcher in den Fußböden zugemacht, die schmutzige gesprungene Tünche durch eine saubere glatte Oberfläche ersetzt und die Haufen von Schutt entfernt: wir gingen einem Zustande von Ordnung entgegen." Dann wurden die Bewohner der unterirdischen Küchen in obere Zimmer versetzt, und jene schließlich in Badezimmer und Waschküchen verwandelt. Mit der äußeren Instandsetzung der Häuser ging allgemach die Reinlichkeit auch auf die Zimmer über und Miß Hill war bemüht, den Sinn der Bewohner dafür zu kräftigen. „Der sicherste Weg, die Reinhaltung eines Ortes zu bewirken, ist, ihn oft selbst zu besuchen: Anfangs gehe ich zu regelmäßigen Zeiten in die Häuser, dann reinigen sie Alles zu meinem Empfang und sie haben das Vergnügen, für mich Vorbereitungen zu treffen und meine Befriedigung zu sehen; später komme ich zu unerwarteten Zeiten, um sie zu der Kraft zu erheben, immer die nöthige Reinlichkeit walten zu lassen."

Selbstredend sah Miß Hill mit den Anstrengungen für Herstellung besserer Wohnungen ihre Aufgabe keineswegs als erfüllt an. Sie war an die Arbeit gegangen, geleitet von dem Gedanken, daß sie lernen müsse, ihre Miethsleute als ihre Freunde zu betrachten, ihnen Hilfe zu bringen, wie sie andern Freunden, ohne sie zu verletzen, dargeboten wird. Nachdem es ihr gelungen war, das Vertrauen der Hausbewohner zu erwerben, war es ihr ein Leichtes, ihre Rathgeberin in schlimmen Lebenslagen zu werden, ihre Vertraute bei freudigen Ereignissen. Aus dieser Stellung ergaben sich neue Pflichten: der erwerbslosen Frau soll Arbeit nachgewiesen werden, die Mädchen sind zu Handarbeiten anzulernen, die Kinder müssen in die Schule, und sei es auch nur in die Lumpenschule (ragged school) geschickt werden, für Familien, welche durch Unglück aus besseren Verhältnissen der Armuth verfallen waren, soll die Möglichkeit gegeben werden, sich wieder aufzurichten. Dann werden die Knaben zu anständigen Spielen in dem Hofe, die Mädchen und Frauen zur gemeinschaftlichen Nähstunden und zu Unterhaltungen vereinigt; Samstag Abend ist der Entgegennahme von Wünschen und Beschwerden der Miethsleute und der Sammlung von Einlagen für die benachbarte Sparkasse gewidmet.

Solche Thätigkeit kann nicht ohne die wohlthätigsten Folgen bleiben: natürlich sind nicht alle Bewohner Muster von Tüchtigkeit, Nüchternheit und Friedfertigkeit geworden — noch immer wird Miß Hill von dieser und jener Frau und auch wohl von dem Mann selbst gebeten, über die Zimmermiethe am Samstag Abend statt am Montag zu quittiren, damit sie nicht inzwischen in Brantwein umgesetzt werde, noch immer wird mancher Streit nur auf persönlichen Wunsch von Miß Hill beigelegt. Aber trotzdem ist der Geist der Bewohner ein besserer geworden, arbeiten sie, sich selbst unbewußt, an ihrer Selbsterziehung; während früher eine Familie mit sieben Kindern in einem einzigen Zimmer wohnte, schlief, kochte und wusch, miethete sie jetzt aus eignem Antriebe ein zweites Zimmer dazu. Ehedem wurde der Werth von Licht und Luft so wenig geschätzt, daß die zerbrochenen Fensterscheiben mit dicken Lagen von Papier und Lappen verklebt wurden, heute ist man bereit, einen höheren Preis zu zahlen, um nach der Sonnenseite gelegene Zimmer zu beziehen. Wie laut sprechen solche veränderte Anschauungen bei Leuten, welche mit jedem Pfennig rechnen müssen!

Mit dem Gefühle der tiefsten Ehrfurcht vor Miß Hill haben wir ihre Aufsätze aus der Hand gelegt. Ihr Beispiel kann nicht verloren sein. In die warm empfundenen Worte der Anerkennung, welche die fürstliche Herausgeberin des Buches ihrem Wirken widmet, wird Jedermann einstimmen; die größte Anerkennung kann ihr aber nur dadurch gebracht werden, daß wir gleich ihr zu unserer Aufgabe machen, den Armen Hilfe zu gewähren nicht durch leichtsinniges, planloses Almosenspenden, sondern durch Weckung ihrer sittlichen Gefühle, durch Erziehung des Sinnes der Selbsthilfe, durch Erstarkung ihrer Selbstachtung, durch werkthätige Liebe.

(„Deutscher Frauen-Anwalt.")

Deutsche Adelssagen.

95. Die Herren von Dewitz zu Daber führen drei Becher in ihrem Wappen, jenes altmythologische Bild, das wir so oft schon angetroffen haben und welches drei, den Schutz der Götter verheißende Kleinode bedeutet. Es soll damit etwa keineswegs ge-

sagt sein, daß die Dewitze dieses Symbol schon in heidnischer Zeit geführt haben; aber selbst im 12. und 13. Jahrhunderte, zu welcher Zeit die Wappen aufkamen, waren Erinnerungen an die alte Zeit noch so lebendig erhalten, daß sie ihren Einfluß auf die Wahl der Wappen üben konnten.

Die derbe pommersche Volkssage deutet indessen das Symbol anders. Schloß Daber hat im Mittelalter, wie sich nicht streiten läßt, oft die wüstesten Gelage gesehen. So soll, vom Trunke übermannt, ein Dewitz einmal einen Herrn von Arnim aus dem Fenster in den Schloßgraben geworfen haben. Zur Strafe aber für den Frevel des Ritters habe das Geschlecht jenes Wappen führen müssen.

Unheimliche Sagen von großer Anzahl schließen sich an das alte Schloß zu Daber. Eine ganz merkwürdige Rolle aber spielt bei allen Geister-Erscheinungen zu Daber die Dreizahl: Drei gottlose Brüder, die jetzt verzaubert sind, haben einst auf dem Schloße gewohnt, drei weiße Fräulein tanzen auf dem verlassenen Burghofe, drei schwarze Männer mit feurigen Hüten sind in den alten Schloßthurm gebannt, drei gespenstige schwarze Pferde wohnen im See, der zu der Burg gehört. Das Alles zeigt uns, daß wir auf der Stätte von Schloß Daber reiche mythologische Ausbeute finden; die meisten Züge in den Sagen, z. B. besonders die im See weilenden Pferde, weisen indessen mehr auf die slavische als die deutsche Mythologie zurück.

96. Die Stammmutter der Adelebsen.

Das niedersächsische Haus der Adelebsen feiert gleich vielen deutschen Geschlechtern keinen Stammvater, sondern eine Stammmutter. Bei der frommen Mechthild, der Gemahlin des ersten Sachsenkönigs Heinrich befand sich ein Edelfräulein, Namens Adelheid, verlobt mit einem Ritter Dietmar, welche die besondere Zuneigung und Achtung des Königs gewonnen hatte. Als sie nun Hochzeit machen wollten, versprach der gütige Heinrich, dem jungen Paare soviel Land zu schenken, als Adelheid an einem Tage umreiten könnte. Während der König zu Burg Grona bei Göttingen verweilte, erwarb sich Adelheid durch schnellen Ritt eine ansehnliche Gemarkung. Wir haben in der Sage also weiter nichts als die Darstellung der altgermanischen Form der Besitzergreifung von einem Stücke Landes. Die Ueberlieferung fügt noch hinzu, daß die glücklich Vermählten zuerst das alte Schloß Adelheideshusen gebaut haben, aus welchem Worte im Laufe der Zeit Adelebsen geworden ist. Die Verheerungen des schwarzen Todes im Jahre 1349 aber zwangen die Herrschaft, die alte Burg zu verlassen und sich entfernter von den Stammsitzen ein Schloß zu erbauen.

97. St. Meinrad und die Grafen von Einsiedel.

Das berühmte sächsische Haus der Einsiedel hat folgende Geschlechtssage:

Im neunten Jahrhunderte lebte im Sulgau in Schwaben ein Graf Berthold. Seine Ehe war kinderlos und deshalb that er mit seiner Gemahlin das Gelübde, sie wollten, wenn Gott ihnen einen Sohn schenken würde, denselben ganz und gar dem Dienste des Herrn weihen. Wirklich gebar die Gräfin nicht lange darauf ein Knäblein, das man Meinrad nannte. Als nun der Knabe zu seinen Jahren gekommen war, da wählte er sich zum Aufenthalt nicht etwa ein Kloster, weil ihm die Zucht in demselben nicht streng genug war, sondern er ging in eine felsenhohe, schauerliche Einöde nahe dem Züricher See. Dort lebte er lange mit seinen beiden Raben, ein Berather und Freund für Alle, nicht allein für die Armen des Gebirges, sondern auch die Reichen und Mächtigen der Welt. Seine Legende erzählt, wie er im hohen Alter von Räubern erschlagen worden sei, und wie die Treue seiner Raben die Missethäter auf dem Marktplatz zu Zürich verrathen habe. Die Geschlechtssage aber fügt noch hinzu: Da zu jener Zeit noch kein Papst Gregor VII. des Cölibat eingeführt hatte, habe Meinrad ein Weib genommen und Nachkommen von ihr erhalten, die man die „Einsiedel" genannt habe. Einen derselben, Namens Grubo, habe endlich die Kutte mit dem Harnische vertauscht und sei ein gar gefürchteter Kriegsmann geworden.

Nach anderer Sage stammen die Grafen indessen nicht von dem H. Meinrad selbst, sondern nur von einem Mönche des schweizerischen Stiftes Einsiedeln ab, welcher sich seit 913 über der Klause und dem Grabe des frommen Eremiten erhob. Das berühmte Kloster soll bald so überfüllt worden sein, daß der Abt die Brüder in aller Herren Länder aussandte.

Einer von ihnen, der aus Meißen stammte, kehrte auf diese Weise nach seinem Vaterlande zurück; da er aber des Mönchslebens überdrüssig geworden war, nahm er das Schwert zur Hand, gewann Ehren und Reichthum soviel er wollte, und ward der Herren von Einsiedel Stammvater.

Was nun zunächst den heiligen Meinrad anbetrifft, der wirklich aus dem schwäbischen Sule oder Sulichgau stammte, aber nicht von gräflichen Eltern erzeugt war, so ist er zwar zugleich einer der bestrittenen Heiligen des Hauses Hohenzollern, sicherlich aber nicht der Ahnherr der Einsiedeln. Die Ehe, welche der strenge Anachoret eingegangen sein soll, ist eine der naivsten Behauptungen der Sage. In der andern Ueberlieferung scheint sich ein Fünklein Wahrheit zu verstecken. Ein Mönch wird weltlich: das ist ein Ereigniß, das im Mittelalter häufig genug vorkam. Schien ein altadeliges Haus aussterben zu wollen, das noch einen Sohn im geistlichen Stande besaß, so wurde gegen ein Opfer häufig die Dispensation der Kirche verlangt und gewährt. Leicht ist es möglich, daß der Name und das auffallende Wappenzeichen des Geschlechts, der Einsiedler mit Hacke, Stab und Rosenkranz, auf solch' ein Ereigniß zurückweisen.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63 — 65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Wochenblatt der




Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 27. November 1878. Nr. 48.

Otto Theodor von Borcke, Rittergutsbesitzer und Mitglied des Herrenhauses, auf Giesenbrügge, Kreis Soldin, Ehrenritter seit 1847, † zu Giesenbrügge 12. November 1878.

Zur Vervollständigung der Ordensliste.

Die durch Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 24. Juli c. neu ernannten 26 Ehrenritter des Johanniter-Ordens sind wie folgt beigetreten:

I. Direct der Balley Brandenburg:

1. Julius Brunsig Edler von Brun, Oberst-Lieutenant und Bataillons-Commandeur im Grenadier-Regiment Prinz Carl von Preußen (2. Brandenburgischen) Nr. 12,
2. Leonhard von Jabeltitz, Rittergutsbesitzer, auf Eichow bei Cottbus,
3. Wolfram Freiherr von Rotenhan, Kreis-Assessor, zu Berlin,
4. Carl Johann Reinhold von der Wickerau Graf von Krockow, Erbschenk in Hinterpommern, zu Lüben in Schlesien,
5. Paul Burggraf und Graf zu Dohna, Major im 1. Badischen Feld-Artillerie-Regiment Nr. 14.

II. Den Genossenschaften der Balley Brandenburg.

a. Der Brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft:
   1. Carl von Winterfeld, Rittmeister a. D., auf Neuendorf bei Neustadt an der Dosse,
   2. Siegfried von Quast, Landrath, auf Radensleben bei Herzberg in der Mark.

b. Der Pommerschen Provinzial-Genossenschaft:
   1. Ernst Carl Freiherr von Düder zu Rödinghausen, Hauptmann im Reserve-Landwehr-Bataillon (Stettin) Nr. 34 und Forstmeister, zu Stettin,
   2. Eduard Ludwig Julius von Enckevort, Rittmeister und Escadron-Chef im Kürassier-Regiment Königin (Pommerschen) Nr. 2,
   3. Heinrich Friedrich Maximilian Curd Graf von Schwerin, Rittmeister a. D., Landschaftsrath und Kreisdeputirter, auf Putzar bei Sarnow, Kreis Anclam,
   4. Gustav Adolph von Gruben, Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer, auf Comsow bei Vietzig.

c. Der Posenschen Provinzial-Genossenschaft:
   Job Wilhelm von Witzleben, Hauptmann à la suite des 2. Garde-Feld-Artillerie-Regiments, commandirt als Adjutant zum Chef der Artillerie, General-Feldzeugmeister Prinzen Carl von Preußen, Königliche Hoheit.

d. Der Schlesischen Provinzial-Genossenschaft:
   1. Wilhelm Graf von Carmer, Majoratsbesitzer, auf Rützen bei Guhrau,
   2. Hans von Portatius, Premier-Lieutenant der Reserve des 1. Schlesischen Dragoner-Regiments Nr. 4 und Rittergutsbesitzer, auf Schwarzwaldau bei Landeshut,
   3. Erdmann von Prittwitz und Gaffron, Premier-Lieutenant der Reserve des 1. Garde-Ulanen-Regiments und Rittergutsbesitzer, auf Gläsen bei Deutsch-Rasselwitz in Schlesien,
   4. Friedrich Wilhelm Eduard Albin von Selchow, Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer, auf Schonowitz, Kreis Ratibor.

e. Der Sächsischen Provinzial-Genossenschaft:
   Heinrich Carl Freiherr von Gleichen genannt von Rußwurm, Rittmeister und Escadron-Chef im Thüringischen Ulanen-Regiment Nr. 6.

f. Der Hannoverschen Provinzial-Genossenschaft:
Hans Friedrich Joseph Freiherr von Uslar Gleichen, Regierungsrath, zu Potsdam.

g. Der Westphälischen Provinzial-Genossenschaft:
Carl Heinrich Ludwig von Horn, Landrath zu Burgsteinfurth, Regierungs-Bezirk Münster.

h. Der Rheinischen Provinzial-Genossenschaft:
Maximilian Graf zu Stolberg-Wernigerode, Rittmeister der Reserve des 2. Westfälischen Husaren-Regiments Nr. 11, auf Diersfordt bei Wesel.

i. Der Württembergischen Genossenschaft:
1. Friedrich Ernst August Freiherr von Dungern, Königlich Bayerischer Kämmerer, auf Oberau bei Staffelstein in Bayern,
2. Hermann Freiherr von Dungern-Dehrn, Kaiserlich Oesterreichischer Kämmerer, auf Baierhof bei Gädheim in Bayern.

k. Der Mecklenburgischen Genossenschaft:
1. Detlef Johann Ludwig Otto Carl Freiherr von Stenglin, Rittmeister und Escadron-Chef im 2. Großherzoglich Mecklenburgischen Dragoner-Regiment Nr. 18,
2. Ernst Freiherr von Stenglin, Kaiserlich Oesterreichischer Rittmeister im 10. Dragoner-Regiment.

l. Der Genossenschaft im Königreich Sachsen:
1. Arwed Gustav von Römer, Königlich Sächsischer Hauptmann von der Armee, auf Frauenreuth im Fürstenthum Reuß ä. L.,
2. Fedor von Müller, Hauptmann a. D., auf Nieder-Sohland am Rothstein im Königreich Sachsen.

Johann Ulrich Zellweger.

Daß die Sache der Arbeiterbevölkerung eine brennende Frage geworden ist, fängt man an einzusehen und verschreibt manche Recepte gegen die Socialdemokratie. Die mögen auch in ihrem Theile gut sein; aber das Beste ist doch die persönliche thätige Liebe. Es giebt gottlob gar manche Fabrikherren und Arbeitgeber, welche ihre Arbeiter lieb haben und alles, was sie können, für sie thun. Aber sie sind eine im Lande zerstreute Minorität, zum Theil einander selbst unbekannt und von den Andern unbeachtet, die in ihrem blinden, kalten Egoismus fortfahren, das Verderben über sich herbeizuziehen. Aber man muß sie mehr kennen, den Bessergesinnten zur Aufmunterung, Andern zur Erweckung, und auch die Arbeiter müssen es wissen: „Es giebt Reiche und Arbeitgeber, die ein Herz für uns haben." — Kürzlich war im „illustrirten Hausfreund," der in St. Gallen herauskommt (der Foliobogen mit Bild 10 Pf.) die Lebensbeschreibung eines solchen Mannes zu finden. Dieselbe sei im Auszuge hier mitgetheilt.

Johann Ulrich Zellweger wurde am 1. August 1804 zu Trogen im Appenzellerland geboren. Sein Vater war Landamman Jacob Zellweger. Schon in seinem elften Lebensjahre starb seine Mutter. Er wurde in ein Erziehungsinstitut nach Ludwigsburg gebracht, wo er vier Jahre lang einen sehr gründlichen Unterricht erhielt. Dann sandte ihn der Vater nach der französischen Seestadt Marseille, wo er, obwohl erst 15 Jahre alt, gleich auf eigenen Füßen stehen und den Kampf mit dem Leben aufnehmen mußte. Nach zwei Jahren reiste er nach England und hielt sich dort bis 1831 unter wechselvollen Geschicken auf. Ein Landsmann veranlaßte ihn dann, nach Westindien zu übersiedeln und sein Glück in der neuen Welt zu suchen; aber jenen Freund hatte ein plötzlicher Tod kurz vor Zellwegers Ankunft dahingerafft. Doch gelang es ihm, nach einiger Zeit in ein Handlungshaus von Havannah einzutreten, dessen Theilnehmer und Seele er bald wurde.

Die neue Welt sollte Zellwegern aber nicht nur im Aeußern neues Glück bringen, sondern auch seinem inneren Leben eine neue Wendung geben. Handelsbeziehungen führten ihn oft nach Nordamerika, wo er in Boston mit Männern zusammengeführt wurde, welche seinem lebendigen Geiste viel Anregung und Interesse boten und nicht nur seinem Durst nach Bildung und irdischer Wissenschaft Genüge leisten konnten, sondern ihn auch auf höhere Dinge lenkten. Er hatte sich bis auf jene Zeit nicht viel um Gott und göttliche Dinge bekümmert; die vorübergehenden Eindrücke, die er in England erhalten hatte, blieben ohne nachhaltigen Einfluß. Nach Havannah zurückgekehrt, widmete er einen großen Theil seiner Mußestunden dem Studium der heiligen Schrift; er überzeugte sich mehr und mehr, daß die Bedingung wahren inneren Friedens die Versöhnung mit Gott durch Christum ist. Er erfaßte diese Erkenntniß mit der ganzen Energie seines Wesens.

Im Jahre 1846 verließ Herr Zellweger die Havannah, um sein bedeutendes Vermögen und den Rest seines Lebens seiner geliebten Heimat zu widmen.

Schon in den Jahren 1846—48 wurde sein Haus in Trogen zu einer Zufluchtsstätte aller Nothleidenden und Armen; namentlich in dem Theurungsjahr 1847 schützte er Unzählige vor Hunger und Elend. Aus der ganzen Gegend pilgerte eine Menge von Bedrängten nach Trogen und Keiner mußte mit leeren Händen heimkehren, aber auch Keiner wurde entlassen, ohne daß ihn Zellweger in eindringlicher Weise auf den Einen wahren Helfer in aller Noth hinwies.

Das Revolutionsjahr 1848 brachte in diese schöne Wirksamkeit plötzlich eine ganz unerwartete Wendung. Zellweger hatte den größten Theil seines Vermögens in französischen Papieren angelegt; die Revolution gefährdete deren Sicherheit so sehr, daß er fand, er könne in seiner Wohlthätigkeit gegen Arme und Hilflose nicht mehr in der bisherigen Weise fortfahren, ohne sich neue

Einkommen zu schaffen, und so entschloß er sich, nach Paris überzusiedeln und dort ein Bankhaus zu errichten. Seine Thätigkeit für seine Heimat erlitt aber dadurch keine Unterbrechung. Schon im Jahre 1849 gründet er in Trogen ein Asyl für ganz kleine Kinder, welche wegen ihrer Jugend in den gewöhnlichen Rettungs- und Waisenhäusern keine Aufnahme finden konnten; es kam nicht selten vor, daß Säuglinge aus den Armen der sterbenden Mutter in das Asyl getragen wurden, um dort verpflegt zu werden.

Auch eröffnete er überall Kleinkinderschulen und gründete 1852 ein eigenes Seminar für Kleinkinderlehrerinnen, mit denen er eine große Anzahl von solchen Schulen in den Cantonen Appenzell, Thurgau und St. Gallen besetzte. Diesen Zweig seiner Wirksamkeit erachtete er bis zu seinem Ende als einen der wichtigsten und pflegte ihn mit großer Treue.

Das Geschäft in Paris war mit außerordentlichem Erfolge begleitet, aber wie Herrn Zellweger das Geld zu Hunderttausenden zufloß, so spendete er es wieder. Unzählige Thränen hat er getrocknet, Hunderte durch eine rechtzeitige, kräftige Unterstützung dem Ruin und der Noth entrissen und sehr viele auf bessere Wege zurückgebracht, welche sonst kaum Jemanden Gehör geschenkt hätten.

Bei seinem practischen Sinn war er sich wohl bewußt, daß den Leuten viel gründlicher geholfen ist, wenn man ihnen hilft, ihre Arbeits- und Erwerbsfähigkeit zu erhöhen, als wenn man sie mit Gaben unterstützt, welche schließlich wieder zerrinnen, wie das Wasser, welches man in den Strom schüttet. Deßhalb gründete er im Jahre 1857 eine Webschule, zum Zwecke, armen fähigen Knaben eine verbesserte Ausbildung zu geben; er wollte damit nicht bloß den Knaben selbst dienen, sondern er betrachtete sie als neue Reiser, an denen sich die anderen Glieder der Familie anlehnen konnten; gleichzeitig wollte er damit auch die mehr und mehr verfallende Industrie neu beleben. Es sind aus dieser vorzüglichen Anstalt schon eine große Zahl Zöglinge hervorgegangen, von denen weitaus die Mehrzahl mit großer Dankbarkeit ihres Wohlthäters gedenkt. Aus gleichem Grunde interessirte er sich für Hebung der Bienenzucht, der Milchwirthschaft, der Forstwirthschaft, errichtete selbst eine Mustersennerei und legte eine große Muster-Saatschule für Waldbäume an. Zur Zeit des amerikanischen Krieges brachte er große Opfer für die Einführung der Seidenindustrie, und zur Erhaltung der Hausweberei unterstützte er die Einführung verbesserter Zettlerei und Schlichterei für Handstühle. —

Seine Aufmerksamkeit lenkte sich auch auf die Krankenpflege; er eröffnete Mitte der Sechzigerjahre in Trogen ein Krankenasyl, mit welchem die Heranbildung von christlichen Krankenpflegerinnen verbunden werden sollte. Leider blieb diese Wirksamkeit bei ihren ersten Anfängen durch das baldige Hinscheiden von Zellweger.

Ueber diesen Bestrebungen zur Förderung des materiellen Wohlstands vergaß er jedoch keineswegs die Sorge für Hebung des geistigen Lebens des Volks, betrachtete sie vielmehr als eine Hauptaufgabe. Das führte ihn zur Gründung des Appenzeller Sonntagsblattes im Jahre 1862, mit welchem er dem Volke am Sonntag eine geistig gesunde, belehrende Lectüre bieten wollte. Das Blatt sollte den Erwachsenen eine Art Fortbildungsschule in Geschichte, Botanik, Zoologie u. s. w. sein, brachte jede Woche eine politische Rundschau mit Beurtheilung vom christlichen Standpunkte aus, eine religiöse Betrachtung zur häuslichen Erbauung und Erzählungen. Er besorgte das Blatt selbst mit Hilfe von tüchtigen Mitarbeitern und sandte es auch etwa 500 Bahnwärtern, welche den ganzen Sonntag auf ihren Posten sein müssen, gratis.

Im Jahre 1857 übergab er die directe Leitung seines Geschäfts in Paris, wo er seit 1848 durch seine große Wirksamkeit ebenfalls als Wohlthäter bekannt geworden war, seinem gleichgesinnten Neffen und siedelte nach Basel über, dem Heimatorte seiner mit ihm eng verbundenen Gattin. Auch hier wurde sein Haus in kurzer Zeit der Zufluchtsort aller Nothleidenden; oft harrten 20—30 Personen gleichzeitig, um vorgelassen zu werden.

Als Mitglied des Missionscomités von Basel, welchem er seit 1859 angehörte, wurde er der Gründer der Missions-Handelsgesellschaft, die für die Mission in indirecter Beziehung von großer Bedeutung geworden ist. Durch dieselbe werden die Missionsstationen vor dem Eindringen fremder, sittliches Verderben bringender Kaufleute bewahrt und z. B. die afrikanischen Völkerschaften an Stelle des Sclavenhandels zu einem ehrlichen Handel geleitet, während sie in Indien für die zum Christenthum übergetretenen Hindus zur Arbeitgeberin wurde; diese verlieren meist jeglichen Verdienst, weil ihre heidnischen Arbeitgeber alle und jede Verbindung mit ihnen abschneiden und mit den Abgefallenen nichts mehr zu thun haben wollen. Diese Handelsgesellschaft hatte anfänglich mit vielen Vorurtheilen zu kämpfen, aber sie hat sich bewährt und ist von mehreren Missionsgesellschaften nachgeahmt worden.

In der Ueberzeugung ferner, daß in einem Volke ohne Religion Zuchtlosigkeit und der Verfall des Sinnes für Recht, Wahrheit, Ehrlichkeit und Biederkeit unvermeidlich einreißen müsse, unterstützte er mit Vorliebe intelligente, gutgesinnte junge Leute für das Studium der Theologie und gründete mit einigen Freunden 1859 in Basel das „Rebhaus," um jungen Studenten ein billiges und von einem gesunden christlichen Geiste geleitetes Logis zu bieten. Auch beförderte er eifrig die Idee, christliche Lehrerseminare zu gründen.

In den letzten Jahren seines Lebens hielt er fast in allen Gemeinden seiner Heimat Versammlungen, worin er den zahlreichen Zuhörern seine durch allerlei Geschick erprobte Erfahrung von der Wahrheit des Wortes Gottes, der Kraft des Gebetes, der Liebe Gottes für jede Seele bezeugte. Nachdem er noch in seinem Privatleben viel Schweres durchgemacht hatte, ist er am 19. Januar 1871, im Alter von 66½ Jahren im Glauben eines sanften Todes gestorben. —

Der Pariser internationale Congreß für den Sanitätsdienst der Armeen im Felde,

hat folgende Wünsche ausgesprochen resp. Resolutionen gefaßt:

Zunächst hinsichtlich der örtlichen Hospital-Einrichtungen für intransportable Verwundete den Wunsch, die Militär-Chirurgie aller Länder möchte in den Besitz der Mittel gelangen, um, nach dem Beispiel der Deutschen Armee, welche in ihren Sanitäts-Detachements und Feld-Lazarethen dieselben bereits besitzt, solche Einrichtungen überall zur Durchführung bringen zu können.

Hinsichtlich des Verwundeten-Transportes auf Eisenbahnen sprach der Congreß sich gegen die speciell für den Zweck construirten Sanitätszüge, mit ihren Küchen, Aerztewagen u. s. w., wegen der Kostbarkeit derselben und der nothgedrungenen Unzulänglichkeit derselben aus, dagegen für die in Güterwagen leicht anzubringenden Einrichtungen und faßte demgemäß folgende Resolutionen:

1) Die Special-Sanitätszüge haben keinen ernstlichen Nutzen.

2) Es ist unumgänglich nothwendig, daß alle Eisenbahn-Gesellschaften ihre Güterwagen so einrichten, daß sie während eines Krieges in Lazarethwagen umgeändert werden können.

In Betreff der Frage des Programms, welche Rolle die Civil-(Hilfs-)Vereine bei der Pflege der Verwundeten zu spielen haben, wurden folgende Resolutionen gefaßt, welche sich eng an das die Thätigkeit des Französischen Hilfsvereins regelnde Decret vom 2. März d. J. anschließen:

„Da der Chefarzt einer Feldarmee dem Befehlshaber derselben und dem Lande gegenüber verantwortlich für alles Das ist, was die Interessen der Kranken und Verwundeten der Armee angeht, so ist es absolut nothwendig, daß das gesammte Sanitäts-Personal, auf dem Schlachtfelde sowohl als in den Hospitälern, mit Einschluß des Personals der Hilfsvereine, der Autorität des Chefarztes der Armee unterstellt sei."

„Die Hilfsvereine dürfen nur und können nur mit Nutzen in den Hospitälern Verwendung finden. Ihre Hauptrolle besteht darin, Materialien aller Art anzuschaffen und damit den Bedürfnissen der Militär-Chirurgie abzuhelfen. Das Personal der Hilfsvereine darf in keinem Falle der Zahl derjenigen Personen oder Aerzte, welche dem Recrutirungs-Gesetze des betreffenden Landes unterworfen sind, entnommen werden."

„Obgleich dem Recrutirungs-Gesetze nicht unterworfen, steht das von den Hilfsvereinen im Kriege verwendete Personal unter dem Militär-Strafgesetz und ist gehalten, bis zum Ende des Krieges zu dienen."

„Die Hilfsvereine dürfen mit der obersten Gewalt nur durch Vermittelung des Armee-Chefarztes oder der Armee-Corps-Chefärzte in Verbindung treten."

„Die Unterordnung der Militär-Chirurgie unter eine andere Autorität oder das Nebeneinanderbestehen von Dienstzweigen, die nicht vom Armee-Chefarzt abhängig sind, ist mit einer guten Organisation des Gesundheitsdienstes und demjenigen Schutze, welchen der Staat den kranken und gesunden Soldaten schuldig ist, unvereinbar. Die Leitung des Militär-Sanitätswesens muß sich daher, wie dies fast in allen modernen Armeen der Fall ist, allein in den Händen des Armee-Chefarztes, unter der Autorität der obersten Gewalt, befinden." — (La Croix rouge, 1878. Octobre p. 66.)

Die Diakonissenanstalt für Kinder- und Armenpflege zu Frankenstein in Schlesien

hat ihren zwölften Jahresbericht veröffentlicht, dem wir die folgenden Notizen entnehmen:

Bei der Gründung der Anstalt vor 12 Jahren war ihr nächster Zweck der: Schwestern zur Kinderpflege heranzubilden und in ihnen besonders der Landbevölkerung zugleich auch Dienerinnen der Armen und Kranken zu senden, denn für Krankenpflege allein bieten kleine Dorfgemeinden kein ausreichendes Arbeitsfeld, aber neben einer Kleinkinderschule läßt sich leicht Gemeindepflege üben, soweit es in den einfachen Verhältnissen nöthig ist. So wurden von Anfang an die Schwestern des Frankensteiner Hauses darauf hingewiesen, zunächst der Jugend zu dienen in Kleinkinder-, Handarbeits-, Sonntagsschulen und Jungfrauenvereinen, dann aber auch darauf, sich der Armen, Siechen und Kranken liebreich anzunehmen.

Unter Gottes Segen ist das Senfkorn zum Baum erwachsen und in allen Theilen der Provinz Schlesien arbeiten die Frankensteiner Diakonissen. —

Als häufiger wie früher für die verschiedensten Arbeitsgebiete Schwestern begehrt wurden an Waisenhäuser, Krankenhäuser, zur Gemeindepflege, zur Versorgung der Siechen oder der Kleinen, die nicht blos für bestimmte Stunden, sondern den ganzen Tag über den Schwestern übergeben werden sollten, da entschloß sich der Vorstand, seine Schwestern auch nach diesen Seiten hin auszubilden.

Es machte sich dabei je länger, je mehr das Bedürfniß fühlbar, neben dem Mutterhause eigene Bildungsstätten für Kindererziehung und Krankenpflege zu besitzen, und man übernahm deshalb die beiden bisher von Breslauer Diakonissen geleiteten Anstalten in Frankenstein: das Krankenhaus Bethanien und das Tabeenstift daselbst, zumal solche in unmittelbarer Nähe des Mutterhauses liegen.

In dem Krankenhause werden jetzt durchschnittlich 12—18 weibliche Kranke unentgeltlich verpflegt, und auch Privatkranke finden dort in freundlichen Zimmern gegen Pension Aufnahme.

Das Tabeenstift erzieht 50 verwaiste oder der Verwahrlosung ausgesetzte Mädchen von 4—15 Jahren.

Im Frühjahr 1876 eröffnete das Mutterhaus in Hirschberg eine Kleinkinderschule, im Juli 1877 wurde eine Gemeindeschwester nachgesandt; jetzt ist eine zweite

Kleinkinderschule dort eröffnet und eine zweite Schwester wird daselbst in die Gemeindepflege eintreten. Im August 1877 trat in Waldenburg eine Kleinkinderschule mit 2 Schwestern ins Leben und im Laufe des Herbstes werden ihnen 2 Schwestern zur Versehung der Gemeindepflege folgen.

Die Frankensteiner Diakonissenanstalt umschließt jetzt 79 Schwestern. 67 Schwestern, von denen 47 auswärts an Kleinkinderschulen, 11 an Krankenhäusern und in der Gemeindepflege, 3 an einem Waisenhause arbeiten, sowie 12 Probeschwestern, deren Ausbildung und Erziehung die Hauptaufgabe der Hausmutter ist. 41 Stationen, durch die ganze Provinz Schlesien zerstreut, 2 Stationen in der Mark sind den Schwestern anvertraut und bedürfen der Leitung und Inspection des Mutterhauses, so daß sich die Berufung eines ständigen Hilfsgeistlichen, der dem Vorsteher des ganzen Werkes: Superintendenten Gräve, zur Seite steht und diesen, der durch das Pfarramt und die Superintendentur beansprucht wird, entlastet. Man hat zur Beschaffung der dieserhalb erforderlichen Mittel den Anfang gemacht. Möchte die Liebe zu dem segensreichen Werke Viele zu thätiger Mitwirkung bereit machen! — Wenn es ausführbar würde, dem zu berufenden Geistlichen zugleich eine Amtswohnung zu beschaffen, so würde damit zugleich die Möglichkeit geboten sein, die Anfänge eines Feierabend-Hauses für die Frankensteiner Schwestern zu verbinden, dessen sie für Krankheitsfälle und für ihr Alter dringend bedürfen.

Der Oberlin-Zweig-Verein zu Berlin.

In der Generalversammlung des Oberlin-Zweig-Vereins hierselbst vom 24. October c. wurde vom Vorstande desselben der Jahresbericht erstattet, aus dem wir das Nachstehende mittheilen:

Es sind wesentliche und segensreiche Fortschritte, auf welche der Verein zurückblickt. Was zunächst das bisher nicht recht klare Verhältniß desselben zum Centralverein betrifft, so ist dasselbe jetzt in der Weise geordnet, daß die Collekten für den Hauptverein durch die Boten des hiesigen Zweigvereins gesammelt, und außerdem von diesem eine Jahresquote von 500 Rmk. an jene gezahlt wird. 590 Mitglieder zahlten feste Jahresbeiträge, 600 Wohlthäter unterstützten den Verein durch einmalige Gaben.

Eine bedeutende Förderung des Werks verspricht die unter dem Vorsitz der Frau Propst v. d. Goltz organisirte Frauenhilfe. In 5 Parochien: St. Petri, St. Matthäi, Zwölf-Apostel, St. Simeon und St. Elisabeth sind bereits Gruppen von 12 Sammlerinnen unter je einer Vorsitzenden gebildet, und haben verhältnißmäßig reiche Erträge erzielt. Es ist dringend zu wünschen, daß die anderen Parochien sich der Arbeit anschließen, zugleich um das Interesse zu lokalisiren und überall die Gründung von Oberlinschulen vorzubereiten.

Drei Schwestern sind resp. werden noch auf Rechnung des Vereins im Oberlinhause zu Nowawes ausgebildet, sieben andere sind demselben vom hiesigen Verein überwiesen.

Die erste Oberlinschule ist am 1. April d. J. in der St. Petri-Gemeinde, Spittelmarkt 7, eröffnet. Gegen 100 Kinder genießen dort der schönen Räume, des hübschen Gartens, der sinnigen Spiele und Gesänge, des Unterrichts und der Erziehung. Der Lehrschwester und ihrer Gehilfin ist am 1. October eine Gemeindeschwester an die Seite getreten, die am Haushalt theilnimmt und hauptsächlich den Dienst an den Armen und Kranken in den Häusern zu versehen hat.

So sichtbar der Segen Gottes auf der Arbeit des Vereins bisher geruht hat, so lebenskräftig die vorhandenen Keime sind, so erscheinen die erreichten Erfolge dem großen Elend gegenüber, das es zu bewältigen gilt, äußerst gering. Und obgleich in immer weiteren Kreisen sich die Erkenntniß Bahn bricht, daß bei der frühesten Erziehung der Kinder von unten auf angefangen werden muß, um dem sittlichen Verderben Einhalt zu thun, so entspricht doch dieser Erkenntniß immer noch nicht die Opferwilligkeit, die nöthig ist, damit der Oberlinverein in der Hauptstadt in nicht zu ferner Zeit sein Ziel erreiche, und in jeder Parochie wenigstens eine Kleinkinderschule ins Leben rufen könne. Mögen immer mehr Herzen für dies gesegnete Werk an den Kindern gewonnen werden, und mögen, namentlich Begüterte, zur Darreichung größerer Geschenke oder Vermächtnisse sich bewegen lassen.

Deutsche Adelssagen.

98. Der erste Schenk zu Schweinsberg.

Eine prächtige Gesandtschaft thüringischer Ritter war von Landgraf Ludwig von Thüringen ausgesandt worden, um seinem Sohne aus dem fernen Ungarn das holde Königskind Elisabeth zur Gemahlin auf die Wartburg heimzuholen. Als Elisabeth nun von ihren Eltern schied, da gaben ihr viele der glänzenden ungarischen Herren das Geleit, und so zog sie mit reichem Gefolge ihrer neuen Heimat zu. Herrliche Landschaften zogen an ihr vorüber, aber auch dürre Sandwüsten. In solch' einer letzteren begegnet ihnen ein bleiches, kränklich aussehendes Weib, einen Säugling an der vertrockneten Brust und einen kleinen Knaben an der Hand; jammernd flehte sie die Vorüberziehenden um eine geringe Labung an. Aber kaltherzig schauten die Ritter auf die Leidende, und von dem Troß erhielt sie Spott und Hohn als Labung. Nur ein Landsknecht, von seiner Tapferkeit der eiserne Walther geheißen, fühlte Mitleid mit der Armen, er gab ihr die ganze Wegzehrung, welche er besaß: hartes Brod und den Schluck Wein in der Feldflasche. Die heilige Elisabeth aber, welche in der Mitte des Zuges ritt, hatt Alles mit angesehen und rief dann den Landsknecht zu sich: „Komm her, du treuer Knecht," sprach sie, „was du den Armen thatest, das hast du für unsern Herrn gethan. Er wird dir im Himmel lohnen, auf Erden aber lohne ich!

Wie du die Kranke gelabt mit Brod und Wein, sollst du von nun an mein Schenke sein und mir in meines Gatten Burg den Pokal credenzen." Darauf ward der arme Reisige von ihr zum Ritter geschlagen. Auch an Gut und Eigenthum ließ es die holde Fürstin für den barmherzigen Mann nicht fehlen; er konnte sich die Schweinsburg erbauen, und noch heut' blüht des Schenken Geschlecht in hohen Ehren.

99. Die Fürsten und Grafen von Schönburg führen bekanntlich in ihrem schrägrechts von rothen Balken durchzogenen Schilde ein außerordentlich einfaches Wappen. Dasselbe soll der Sage nach bis in die Zeiten Karls des Großen und Wittekind zurückgehen.

Der Frankenkönig, heißt es, kam in einer Schlacht auf der rothen Erde in solche Bedrängniß, daß ihm sogar der Schild am linken Arme zerschmettert ward. Da erhob sich mitten aus einem Leichenhaufen ein Franke, der furchtbar verwundet war; sein todesmatter Arm reichte dem Könige einen Schild. Bald kam nun auch Hilfe von den Franken, so daß der König errettet ward.

Eifrig ließ Karl nun nach dem treuen Krieger suchen, endlich fand man ihn und erkannte einen Schönburg in ihm. Da berührte Karl das einfache Silberschild mit Ring-, Mittel-, und Zeigefinger seiner Rechten, welche er zuvor mit dem Blute des Schönburg benetzt hatte. So zierten nun zwei blutrothe Streifen das von Pfeilen, Speerwürfen und Schwerteshieben arg verletzte Schild; der König aber sprach: „Schönburg, das sei fortan dein Wappenzeichen; dein Blut sei das Kleinod deines Hauses!"

Aehnliche Sagen, in denen das Blut eines Tapferen für kommende Geschlechter die Wappenzier bestimmt, werden wir bei dem erzherzoglichen Hause Oesterreich und den schlesischen Grafen Schaffgotsch finden.

Gemeinnütziges.

Jedermann, der einen Schwerkranken zur Verpflegung hatte, wird sich nach langer Zeit noch erinnern, welch' unsägliche Mühe und Kosten die Erhaltung des Eises zu Umschlägen und zur Frischerhaltung der Getränke für den Patienten, insbesondere zur heißen Jahreszeit, erfordert. Es ist deßhalb unzweifelhaft von allgemeinem Interesse, ein ganz einfaches Mittel mitzutheilen, welches nach einer neueren Erfindung bereits in mehreren Krankenhäusern sich eingebürgert hat und mit Leichtigkeit in jeder Haushaltung angewandt werden kann. Der Apparat dazu besteht in einem gewöhnlichen Topfe oder in einem Glase von entsprechender Größe, über welches man ein Stück Flanell festbindet, das groß genug ist, um bis zur Hälfte des Gefäßes trichterförmig in dasselbe hineingedrückt werden zu können. Dahinein werden dann die zum Gebrauch verkleinerten Eisstückchen gelegt und das Gefäß selber mit einem Stück Flanell zugedeckt. Je billiger der Flanell ist und je weiter die Maschen desselben sind, um so besser erfüllt er seinen Zweck, das entstehende Wasser in den unteren Theil des Gefäßes abzuleiten und das Eis trocken zu halten. Bei Anwendung von theurem und dichtem Flanell müssen in denselben mehrere Löcher eingeschnitten werden, um das Wasser abfließen zu lassen. Der Erfolg ist daher ein sicherer und auch überraschender; bei vier gleichzeitig angestellten Experimenten mit ganz gleichmäßig hergerichteten Eisstückchen schmolz das lose im Glase liegende Eis in 2 Stunden 55 Minuten, im zweiten Gefäße, das nach der bezeichneten Methode mit einem ziemlich festen Flanelltrichter hergerichtet war, nahm die Schmelzung schon 5 Stunden 15 Minuten in Anspruch und zeigte in dem angesammelten Wasser noch viele kleine Eisstückchen. Das dritte Gefäß, genau wie das zweite hergerichtet, aber am Boden mit einer federkielgroßen Abflußöffnung versehen, hielt das Eis 8 Stunden 48 Minuten, und im vierten mit großmaschigem Flanell ausgestatteten Gefäße dauerte es 10 Stunden 10 Minuten, beoor das Eis ganz geschmolzen war. Auf diese Weise ist es möglich, selbst in den heißesten Sommernächten die Kranken stets mit Eis innerlich und äußerlich zu versehen. Die Experimente waren im Krankenzimmer angestellt; außerhalb desselben wird das Eis in gleicher Weise konservirt, wenn man es in einen eben so hergerichteten Eimer mit durchlöchertem Boden thut und dem entstehenden Wasser freien Abzug gestattet.

(„Deutscher Frauen Verband.")

Statistisches.

Dem ersten Jahresbericht des Berliner Krippenvereins, der sich über die Thätigkeit des Vereins vom 15. Mai 1877 bis 30. Juni 1878 erstreckt, entnehmen wir, daß der Verein 148 Mitglieder zählte, die an Beiträgen 1709 Mk. beisteuerten. Von Nichtmitgliedern und durch Veranstaltung von Theatervorstellungen gingen ferner 2839 Mk. 70 Pf. ein. In der Pflege des Vereins haben sich überhaupt 6284 Kinder befunden, und zwar im Juli 1877 357, im August 540, im September 586, im Oktober 623, im November 531, im December 492, im Januar 1878 602, im Februar 617, im März 519, im April 593, im Mai 610 und im Juni 384. Verpflegungsgelder sind von den Eltern der Kinder in Höhe von 753 Mk. 50 Pf. gezahlt worden. Den Gesammteinnahmen von 5592 Mk. standen Ausgaben im Betrage von 5569 Mk. gegenüber. Da nun der Verein außerdem noch unbewegliche Schulden in Höhe von 959 Mk. hatte, sah er sich genöthigt, seinen Mitgliedern bereits den Antrag auf Auflösung zu unterbreiten, als ihm unerwartet ein Legat von 15000 Mk. aus dem Markwald'schen Nachlaß zufiel, das den Vorstand in den Stand setzte, den Antrag zurückzuziehen.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63 — 65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.



Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.



Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 4. December 1878. Nr. 49.



Ein Veteran des Johanniter-Ordens ist in dem am 10. November d. J. zu Craschnitz in Schlesien im 88. Lebensjahre verstorbenen Grafen Adelberdt aan der Recke-Volmerstein aus dieser Zeitlichkeit geschieden. Länger als ein halbes Jahrhundert hat er im Sinne des Ordens gearbeitet, dessen Insignien über 46 Jahre seine Brust geschmückt haben, und lohnt es wohl einen eingehenden Blick in seinen Lebensgang zu thun.

Geboren am 28. Mai 1791 zu Overdyck in Westphalen als dritter Sohn seiner Eltern, des im Jahre 1772 zu Sonnenburg zum Rechtsritter des Johanniter-Ordens geschlagenen Grafen Philipp von der Recke-Volmerstein und dessen Gemahlin Louise geb. Reichsfreyin aan der Recke fiel seine Jugend in eine trübe Zeit, da seine Heimath 1806 unter Napoleon I. Fremdherrschaft gerieth. Durch Aufhebung der Lehne und sonstige Gewaltmaßregeln wurde das große Familien-Vermögen zertrümmert, aber dieser so harte Schlag hat offenbar dazu beigetragen veredelnde Früchte zu zeitigen.

Nach der Confirmation zur weiteren Ausbildung auf das Gymnasium zu Soest gebracht, bezog der Jüngling im 19. Jahr die Universität Heidelberg. Das warme theilnehmende Herz für die Leiden seiner Mitmenschen, welches ihn schon immer dazu gedrängt hatte um den Armen und Kranken leibliche Hülfe zu bringen, veranlaßte ihn von seinem Vater die Erlaubniß zu erbitten, sich auch dem Studium der Medicin zu widmen, welche Kenntnisse anzuwenden in seinem späteren Leben ihm so oft Gelegenheit wurde.

Im Jahre 1812 zur Conscription für die französische Armee nach Hause berufen, wurde er nach der ärztlichen Untersuchung, welche den in Folge eines Sturzes mit dem Pferde erlittenen Bruch des rechten Schlüsselbeines und zweier Rippen ergab, zum Militairdienst untauglich befunden, als es jedoch galt Deutschland von französischem Joche zu befreien, eilte er im Herbst 1813 in die Heimath zurück und wurde zum Westphälischen Gouvernements-Commissar für Verpflegung der Nordarmee am Rhein ernannt. In dieser Stellung fand er reiche Gelegenheit aller Noth abzuhelfen, sich am Verbinden der Blessirten zu betheiligen und viele Andere zu der Pflege in den Lazarethen und christlicher Liebesthätigkeit darin heranzuziehen. Nachdem die schwere Kriegszeit vorüber war, sah er die Noth so vieler Armen, die geistige und körperliche Verwahrlosung der Waisen, und diese Erfahrungen trieben ihn dazu im Jahre 1816 auf dem väterlichen Gute zu Overdyck die erste Rettungs-Anstalt in Deutschland für verwahrloste Kinder ins Leben zu rufen. In kurzer Zeit wurden die Räume für die immer wachsende Zahl zu klein, da kaufte der Graf 1822 das ehemalige Trappisten-Kloster Düsselthal am Rhein, welches mit seinen weitläufigen Gebäuden und Gärten für über 200 Kinder Raum bot. In diesen gesegneten noch blühenden Anstalten Overdyck und Düsselthal sind seitdem 3300 arme Kinder zu nützlichen Menschen erzogen worden. In seiner Gemahlin Mathilde geb. Gräfin Pfeil, mit welcher er sich am 16. October 1826 vermählte, war dem Grafen eine treue Gehilfin zur Seite gestellt; eine rechte Jüngerin Jesu Christi, reich begabt mit Glaubenskraft, Menschenliebe und edler Sitte, die sich an guten Werken christlicher Barmherzigkeit und an mütterlicher Pflege der Armen nie genug that.

In Düsselthal wurde im Jahre 1835 auch das erste Diakonissen-Stift errichtet; die Kriegszeit hatte dem Grafen bewiesen: „daß solche Liebesarbeit nur allein „aan gutem Erfolge begleitet wird, wenn außer dem „guten Willen auch Geschick zur Arbeit vorhanden ist. „Wie ganz anders und segensreich hätten die so liebreich „bemühten Damen der damals allenthalben gebildeten „Frauenvereine und die zahlreichen, zur Hilfe herbei„eilenden Mädchen wirken können, wenn sie geistige und „chirurgische Vorbildung gehabt hätten!" Das im Mai 1835 von dem Grafen Adelberdt geschriebene Büchlein „die Diakonissin," rief diese Liebesthätigkeit ins Leben und wurde von dem damaligen Kronprinzen weiland hochseligen König Friedrich Wilhelm IV. am 6. No-

vember 1835 in höchst eigenhändigem Antwortschreiben mit den Worten begrüßt: „Ihre Gedanken über die Wiederbelebung der Ordnung der Diakonissen in unserer Kirche habe ich mit wahrem Jauchzen aufgenommen. Mir selbst hat diese Wiederbelebung schon manches Jahr her als ein ersehntes Ideal vorgeschwebt, als Etwas von dem Vielen, das unserer Kirchengemeinschaft wahrhaft Noth thut und ihr fehlt. Ich bin vorzüglich mit der Ansicht einverstanden, daß das Amt förmlich als ein Kirchenamt anerkannt werde, dazu muß aber die Kirche selbst ihre Anerkennung als solche geben und die Ordnung der hilfreichen Frauen muß von der Kirche das Bürgerrecht erhalten. Dazu rathe ich nun Anstalt zu treffen."

Diesen höchsten Rath befolgend, wandte sich der Graf an das Ministerium, das am 18. Januar 1836 durch den Staatsminister von Altenstein eingehende Fragen über die Art der Ausführung seines Planes an ihn richtete. Die Beantwortung derselben giebt das klarste Licht, darum wird der darauf bezügliche Theil des Briefes hier zum bleibenden Andenken angefügt.

Die erste Frage über **Mittel und Bestehen** wird dadurch erledigt, daß die Bildungs-Anstalten für Diakonissinnen von einer Gesellschaft geleitet, und durch ihre Thätigkeit die öffentliche Wohlthätigkeit durch Sammlung jährlicher Beiträge in Anspruch genommen, und, menschlich geredet, erhalten und fortgeführt werden sollen. Die zweite Frage „**über die Art, wie die Diakonissinnen ausgebildet werden sollen,**" kann ich nur mit Hinweisung auf Seite 17 des Buches „die Diakonissin" beantworten,*) und daß sie nach Maßgabe ihrer Anlagen so lange vor ihrer Aussendung in dem Stifte verbleiben sollen, bis sie ihrer Bestimmung gemäß die nöthigen Kenntnisse, Fertigkeiten und Fähigkeiten besitzen, in ihrem erwählten Berufe würdig zu wirken. Der zu ertheilende Unterricht wird nach Umständen und den Lehrgegenständen gemäß, theils von Geistlichen, Medicinern, Elementarlehrern und dazu geeigneten Frauen gegeben werden, Alles aber, bis die Mittel gehörig gewachsen sind, im Kleinen angefangen, und soll überhaupt zunächst mit der Krankenpflege begonnen werden. — Was drittens **das Alter anbetrifft**, so muß eine wirkende Diakonissin jedenfalls großjährig sein, oder die Zustimmung der Eltern die nicht erreichte Großjährigkeit ersetzen. Uebrigens kann nur dann dieser Fall eintreten, wenn die Diakonissen in ihren früheren Verhältnissen einen rein sittlichen religiösen Wandel bethätigt haben. Auf die vierte Frage, „**wie weit sich der Umfang der Wirksamkeit der Diakonissen erstrecken soll?**" kann ich nur mit meinem eingereichten Plane selbst antworten, so weit wie möglich! doch nicht auf die katholischen Glaubensgenossen, es sei denn, daß sie ausdrücklich begehrt werden, oder die Begehrenden so wohnten, daß sie außer Bereich der katholischen Glaubensgenossen leben, und von dort her keine Hilfsleistungen empfangen könnten. Die fünfte Frage, „**auf welche Weise ihnen in das öffentliche Leben Eingang verschafft werden soll?**" wird zum Theil auch durch meinen Plan erörtert. Wo man ihrer begehrt und bedarf, da sollen sie wirken, sei es in Privathäusern oder in öffentlichen Anstalten. Die von den Gemeinden zu diesem Dienst der Liebe berufenen und verordneten werden nach Seite 32 des Planes von den Predigern autorisirt und von der Gemeinde gerufen. Was die sechste Frage, „**Die Sicherung ihrer Stellung,**" betrifft, so werden diejenigen, die von der Gesellschaft ausgesondt sind, von ihr besoldet, oder von denen (sofern sie es im Stande sind,) die sie zur Krankenpflege &c. gefordert haben, doch dürfen die Diakonissen **nie** Etwas von den Verpflegten annehmen, auf daß ihre Liebesthätigkeit um so reiner dastehe. Die siebente Frage „**über die Leitung und Aufsicht der Diakonissen während ihres öffentlichen Wirkens**" wird gleichfalls dadurch erledigt, daß die ganze Unternehmung durch eine Gesellschaft ausgeführt werden soll. Einzelnen Gliedern derselben wird diese spezielle Aufsicht und Leitung übergeben werden. Die ganze Gesellschaft, wie alle Unternehmungen im Staate, stehen ja unter Controlle der Regierung, und so auch diese, und so wird doch auch von Seiten der wohlwollenden Behörden gewiß gern geholfen werden, daß eine Idee verwirklicht wird, die an so vielen Orten schon in ihrem dringenden Bedürfniß erkannt ist. — So weit ich die in dem verehrlichten Anschreiben aufgeworfenen Fragen verstanden habe, glaube ich sie erledigt, sollte indeß noch etwas nachzuholen sein, so bitte ich ganz unterthänigst, mich davon in Kenntniß zu setzen, im ganzen aber, bis auf die einzelnen Einrichtungen, die sich erst im Verlauf des Unternehmens näher heraus stellen, muß ich mich auf meinen Aufruf beziehen. — Es gilt eine Angelegenheit, die das leibliche und geistige Wohl so vieler Menschen betrifft, und wer wollte da nicht fördern helfen, wo die Segnungen Tausender über uns kommen und von Geschlecht zu Geschlecht fortwirkend Früchte bringen können &c.!"

Bald nach Erscheinen der vorerwähnten Schrift traten die ersten Diakonissen in Düsselthal ein und der in Kaiserwerth stehende Pastor Dr. Fliedner, welcher die in Düsselthal als Lehrerin thätig gewesene Fräulein Münster geheirathet hatte, fand dort die erste Anregung, wie er denn am 13. October 1836 die Diakonissen-Anstalt zu Kaiserwerth errichtete, deren Aeste sich seitdem so weit ausgebreitet.

In den vierziger Jahren kam die Gesundheit des Grafen ins Schwanken. Die Aerzte riethen ihm dringend, sich von der großen Arbeitslast zurückzuziehen; so kaufte er denn im Jahre 1845 von einem Verwandten seiner Gemahlin die Herrschaft Craschnitz, und zog, nachdem er den vom Vater ererbten Besitz Werdringen in Westphalen seinem Bruder käuflich überlassen, nach Schlesien. Hier hatte ihm Gottes Hand ein reiches Arbeitsfeld bestimmt.

Als im Jahre 1860 die Stürme der Christenverfolgung über die Länder Klein-Asiens hereinbrachen und

*) Das genannte Buch giebt den genauen Lehr- und Erziehungsplan für Diakonissen.

Tausende von Wittwen und Waisen im äußersten Elend zurückließen, da war mit dem Gedanken, an Ort und Stelle den Nothleidenden beizuspringen, der Wunsch erwacht, die Kinder des fernen Morgenlandes herüberzunehmen und ihnen Pflege und Obdach zu bieten. In Craschnitz sollte auch eine Anzahl Syrier Aufnahme finden, und rasch begann der Besitzer den Bau eines Hauses, dem die Bestimmung eines Asyls für die Kinder Samarias und der angrenzenden Länder ward, und die fernere, für Kranke, Sieche und Geistesschwache, dem er den Namen: Deutsches Samariter-Ordens-Stift verlieh. Da erhoben sich Bedenken aller Art, auch politische gegen diese massenhafte Einführung fremder Elemente in unser Volksleben, und wurde so den Aermsten unter den Elenden das Haus bestimmt, dessen Grundstein im festen Vertrauen auf Gottes Beistand am 28. August 1860 gelegt ward. Der Segen von oben hat nicht gefehlt, große Gebäude sind aus dem kleinen Anfang emporgewachsen und noch in diesem Sommer konnte der greise Stifter den Schlußstein seines Werkes in dem Bau der Wohnung eines Anstaltsgeistlichen und eines großen Krankenhauses errichten sehen. 442 Schwachsinnige und 120 Kranke haben dort bisher Aufnahme und von 40 Diakonissen sorgsame Leibes- und Geistespflege gefunden.

Im Jahre 1867 am 5. Mai ging die edle Gemahlin des Grafen ihm voran in die Ewigkeit und sein patriotisches Herz mußte den jüngsten Sohn Siegfried, welcher vor St. Privat den Heldentod starb, hingeben, aber Gottes Trost milderte diesen Schmerz.

Im Februar 1876 hatte der 85jährige Greis den Unfall, im Zimmer den Hüftknochen zu brechen; nachdem er lange darniedergelegen, konnte er nur auf Krücken sich fortbewegen, aber der fröhliche Muth, der sein ganzes Leben ihn nicht verlassen, ließ ihn ohne Klage sein Geschick ertragen und bis zuletzt weiter arbeiten an dem Werke, welches die Frucht seiner letzten Jahre gewesen.

Alle Bestrebungen auf dem Gebiete christlicher Lebens- und Liebesthätigkeit, hatten sein volles Interesse, wie sein Herz in warmer Liebe an seinem Königlichen Herrn gehangen. Schon Friedrich Wilhelm III. zeichnete ihn 1824 durch Verleihung des Rothen Adler-Ordens III. Cl., 1832 des Johanniter-Ordens, 1835 des Rothen Adler-Ordens II. Cl. aus, wo ihm Seine Majestät König Wilhelm 1869 den Stern hierzu verlieh, und wie er sich zahlreicher persönlicher Beweise der Allerhöchsten Huld erfreuen durfte.

Sonntag den 10. November Nachmittags 1 Uhr rief Gott den treuen Knecht zu sich.

Am 13. d. Mts. brachte man den Entschlafenen zu Craschnitz zur letzten Ruhestätte, wir aber rufen ihm nach die Verheißung der Heiligen Schrift:

„Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, von nun an, ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach."

Elisabeth Stuart.

Von Dr. A. Leesenberg.

»Fille et femme de Roi sans biens et sans couronne
»Je sui de mon Époux le sort trop inhumain
»Sans en être attendri mon Père m'abandonne,
»Mais la Hollande m'ouvre et sa bourse et son sein.«

Die Geschichte der schönen Winterkönigin ist bis jetzt nicht geschrieben worden, die Biographie universelle widmet ihr nur wenige Zeilen und die allgemeine Weltgeschichte erwähnt ihrer nur da, wo es sich um den Gewinn der Böhmenkrone für ihren Gemahl handelt. Und doch ist ihre Biographie ebenso merkwürdig als wichtig: merkwürdig wegen unzähliger Thatsachen, die sie giebt und die uns einen Einblick in das Privatleben der damaligen Höfe gewähren; wichtig, wegen der historischen Details, die sie uns bietet und die oft zu den großen Weltbegebenheiten in enger Beziehung stehen.

Die Königin von Böhmen scheint in der That alle die Lobeserhebungen, die rückhaltslose Bewunderung und jenes romantische Interesse, welches ihre Zeitgenossen ihr entgegenbrachten, verdient zu haben, denn wenige Frauen waren in höherem Grade mit all dem begabt, was den weiblichen Charakter anziehend und liebenswürdig macht. Lebhaften Wesens, schön von Person und dabei von wohlwollender Sinnesart, wußte sie über den geringsten Verkehr mit ihr einen ganz eigenen Zauber und Reiz zu verbreiten. Aber mit all diesen Vorzügen, die man gleichsam als ein Erbtheil ihrer Großmutter der unglücklichen schottischen Maria betrachten kann, verband sie eine große Seelenstärke, die indeß nie ins männliche ausartete, glänzende Talente, die aber nie lästig wurden und eine Herzensgüte, die sie trotz aller bitteren Erfahrung bis an ihr Ende bewahrte. Aus dem Schooße der Macht und des Glanzes herausgestoßen, ein üppiges Hofleben mit dem der Verbannung vertauschend, einem obdachslosen Wanderer gleich, fast wie eine Bettlerin auf der Erde umherirrend, wußte sie, wenngleich von den Schlägen des Geschicks gebeugt, dennoch demüthig und ergeben in einen höheren Willen den Stürmen zu widerstehen. Im Glück bescheiden und anspruchslos, im Unglück allen Schwierigkeiten fest die Stirn bietend und die Armuth durch Würde adelnd, war sie ihrer Zeit schon ein Gegenstand der Begeisterung, und die Nachwelt hat ihr kaum weniger ihre Huldigung dargebracht, wo sie immer den Spuren ihres Lebensganges zu folgen vermochte.

Elisabeth Stuart, die einzige überlebende Tochter König Jacob I. von England und seiner Gemahlin Anna von Dänemark, wurde am 19. Aug. 1596 in dem Schlosse zu Falkland in Schottland geboren. Bis zu ihrem 7. Jahre blieb die kleine Prinzessin unter der Obhut des Lord Livingstone und der Gräfin Kildare. Dann wurde ihre Erziehung dem Lord John Harrington und dessen Gemahlin übergeben, die zu den liebenswürdigsten und achtungswerthesten Personen am Hofe Jacobs gehörten. Ueber ihre Kindheit sind wir nur wenig unterrichtet, doch dürfen wir annehmen, daß die

engsten Bande sie mit ihrem liebenswürdigen Bruder, dem Prinzen Henry, verknüpft haben, denn die geistige Richtung und die Charactere Beider stimmten vortrefflich mit einander überein. Als Elisabeth von ihm getrennt wurde und unter Lord Harringtons Obhut kam, schrieb sie ihrem Bruder folgenden zwar kurzen aber um so beredteren Brief:

Mein lieber und würdiger Bruder!

Ich grüße Ihn freundlichst und möchte gerne wissen, wie es Ihm geht; obgleich Er jetzt von mir getrennt ist, so wird doch Niemand jemals in Zuneigung Ihm näher stehen, als

Seine Ihn innigst liebende Schwester

Elisabeth.

Es existirt noch ein anderer reizender Brief der kleinen Prinzeß an ihren Bruder gerichtet, den mitzutheilen wir uns nicht versagen wollen:

Würdigster Prinz und theuerster Bruder!

Sein letztes, mir gar liebes und angenehmes Brieflein empfing ich durch die Güte des Mr. Hopkins, und ich halte ihn als ein Andenken Seiner brüderlichen Liebe in hohem Werth. Gewiß, ich werde mich, was auch kommen mag, immer bemühen, Ihm in solchen Liebesbeweisen nicht nachzustehen. Die Zeit, die ich mit Ihm zusammen verlebte, erscheint mir noch immer als die glücklichste meines Lebens und ich wünsche in der Welt nichts mehr, als wieder mit Ihm vereinigt zu werden. Die Natur hat uns durch die engsten Bande der Liebe mit einander verknüpft, möchte uns daher ein widriges Geschick nicht dazu verurtheilen, auf immer getrennt zu leben. Wenngleich nur ein schwacher Ersatz, so trägt es doch in nicht geringem Grade zu meiner Befriedigung bei, daß ich, obschon Seiner lieben Gegenwart beraubt, diese Zeilen an Ihn richten darf, welche Ihm die treue Botschaft bringen, daß ich bis an mein Graab verbleibe

Seine Ihn innigst liebende Schwester

Elisabeth.

An meinen vielgeliebten Bruder, den Prinzen.

Unter den an König Jacob gerichteten Originalbriefen von einzelnen Gliedern seiner Familie, welche die Bibliothek der Advokaten in Edinburg bewahrt, sind auch verschiedene französische, italienische und englische Briefe der Prinzessin an ihren Vater. König Jacob scheint großes Vergnügen daran gefunden zu haben, solche jugendlichen Schriftstücke seiner Kinder zu erhalten; und dem Umstand, daß der Prinzessin Elisabeth diese Liebhaberei des Vaters wohl bekannt war, verdanken wir es wahrscheinlich, daß sich auch verschiedene Briefe ihrer eigenen Kinder in dieser Sammlung befinden, die alle in liebenswürdigster Weise an den Großpapa gerichtet sind. Eines dieser kindlichen Epistel von ihrem Sohn, Friedrich Heinrich, ist ergötzlich genug zu lesen:

Mein Herr!

Ich küsse Euer Gnaden die Hand. Ich würde mit Freuden Eure Majestät besuchen. Ich kann bereits den Nominativus hic, haec, hoc und alle fünf Declinationen und einen Theil der Pronamen und einen Theil der Verben. Ich habe zwei lebende Pferde, ein schwarzes und ein braunes. Ich bitte Gott, daß er Eure Majestät segnen möge.

Eurer Majestät, ganz gehorsamster Enkel

Friedrich Heinrich.

Elisabeth hatte kaum das sechzehnte Jahr vollendet, als sich bereits Bewerber um ihre Hand zeigten. Unter diesen zeichnete sich vor allen der Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz aus, der selber am 16. Oct. 1612 in London anlangte, um durch sein persönliches Erscheinen seiner Bewerbung um die Prinzessin Nachdruck zu verleihen. Kurfürst Friedrich war damals ein junger Herr von ebenfalls nur sechzehn Jahren, schön und stattlich, und wie seine Briefe ausweisen, zu allen Zeiten seines Lebens leichten Sinnes, ein lebensfreudiger, galanter, wohllebiger, prächtiger Herr. Seine Erziehung war eine französische gewesen: er hatte zu Sedan bei seinem Verwandten, dem großen Hugenottenchef Herzog von Bouillon seine Jugend verbracht und sich dann bei seinem mütterlichen Oheim, dem Prinzen Moritz von Oranien, dem Sohn des großen Befreiers der Niederlande, aufgehalten. Die Königin, Anna von Dänemark war außerordentlich gegen diese Heirath — wahrscheinlich weil der Prinz protestantisch war, während sie katholische Sympathien hegte — sie bemühte sich daher auf alle Weise, ihn und seine Prätensionen lächerlich zu machen. Wie uns Coke erzählt, „lachte sie ihre Tochter aus, daß sie solche Vorliebe für den jungen Kurfürsten zeigte und pflegte sie wohl spottweise die Hausfrau des Pfalzgrafen zu nennen.“ „Ich wollte lieber die Frau des Pfalzgrafen sein,“ erwiderte die Prinzessin, „als die größte Papistenkönigin der Christenheit.“

Die Verlobung wurde am 27. Dez. 1612 im Bankethause zu Whitehall in Gegenwart des Königs und des versammelten Hofes vollzogen. Der Pfalzgraf wurde zuerst hereingeführt, begleitet von dem Prinzen Carl und verschiedenen Großen des Reiches; er war in einem schwarz sammtnen Wams gekleidet, der mit goldenen Spitzen reich verziert war. Dann folgte die Prinzessin in einem schwarzen mit Silberstickerei besetzten Sammetkleid, das Haupt mit weißen Federn geschmückt, von ihren Damen gefolgt. Kurz nachher trat der König ein, der unter dem Thronhimmel Platz nahm. Der Pfalzgraf und die Prinzessin schritten hierauf weiter vor und blieben auf dem reichen türkischen Teppich stehen, der zu diesem Zweck ausgebreitet war. Sir Th^s Lake las alsdann die Verlobungsformel in französischer Sprache aus dem Allgemeinen Gebetbuch vor, die also anhebt: Ich, Friedrich, begehre Dich, Elisabeth, zu meinem ehelichen Weibe &c., welche Worte der Pfalzgraf dann wörtlich wiederholte. Nachdem dieselbe Formalität auch bei der Prinzessin erfüllt war, sprach der Erzbischof von Canterbury den Segen: **Der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jacobs**

segne diese Verlobten und Deine Diener ꝛc. Als ein seltsamer Umstand erscheint es, daß vor der Verheirathung der Prinzessin ein öffentliches Aufgebot in der königlichen Capelle erging.

Im Gegensatz zu seiner späteren kleinlichen Sparsamkeit, zeichnete sich damals der Pfalzgraf durch eine große Liberalität aus. Mr. Chamberlein schrieb am 9. Januar 1613 an Sir Ralph Winwood:

„Der Prinz-Pfalzgraf — (denn so wurde er seit der Unterzeichnung des Ehecontractes bei Hofe genannt und seiner unter den Kindern des Königs im Kirchengebet gedacht) — hat sich zu Neujahr wahrhaft königlich in seinen Geschenken gezeigt; so erhielten Lord und Lady Harrington goldene und silberne Teller im Werthe von £ 2000. —, ihre Diener £ 400, alle Frauen im Dienste der Prinzessin Elisabeth jede £ 100 — und eine Medaille mit seinem Bildniß; Miß Dudley eine Perlenkette und Diamanten zum Betrage von £ 500 — der Prinz Carl ein Rappier und ein Paar Sporen mit Diamanten besetzt; der König eine Flasche aus einem einzigen Achat, die zwei Quart faßte und für sehr kostbar angesehen wurde; die Königin eine Tasse von Achat und einen sehr werthvollen Edelstein; endlich seine Braut eine reiche Kette von Diamanten, prachtvolle Diamant-Ohrgehänge und vor Allem zwei Perlen, die wegen ihrer Größe, Weiße und Schönheit für die kostbarsten der Christenheit angesehen wurden; im Ganzen schätzte man den Werth der ihr geschenkten Juwelen auf £ 35,000. Er hatte die Absicht, sich in ähnlicher Weise freigiebig gegen die Dienerschaft und die Beamten des königlichen Haushalts zu bezeigen, was sich aber der König ausdrücklich verbat. Die Königin soll dieser Heirath nicht sehr günstig gewesen sein und es ist sehr zweifelhaft, ob sie es jetzt nach der ihr widerfahrenen Entgegnung Schomberg's (des Haushofmeisters des Pfalzgrafen) „sein Herr sei ein größerer Herr als der König von Dänemark und würde bald als König von Böhmen im Reiche den Vortritt haben," mehr sein wird. Die Hochzeit ist auf den ersten Fastensonntag festgesetzt, zu welcher Zeit die Herren und Damen des Hofes ein Maskenfest auf eigene Kosten geben wollen; doch höre ich, daß bereits £ 1500 zu einem derartigen Feste, sowie £ 1000 zu einem Feuerwerk auf die Königlichen Cassen angewiesen sind."

Die Trauungsceremonie fand endlich am 14. Febr. 1613 statt, wobei eine große Pracht entwickelt wurde. Das Herz des guten Sir John Finett geht ordentlich auf, wenn er mit breiter Geschwätzigkeit die kostbaren Gewänder beschreibt und des Rundtrankes aus dem goldenen Trinkhorn gedenkt. „Der Glanz und die Pracht dieses Tages," fügt er hinzu, „waren unvergleichlich; die Kleider der Lords und ihrer Damen waren gleichsam mit Gold und Silber bedeckt. Kostbare Perlen- und Edelsteinstickereien erschienen hier als etwas Gewöhnliches. Der Juwelenschmuck des Königs und der Königin sowie der Prinzen wurde von Sr. Majestät selber auf £ 900,000 geschätzt." Die Erscheinung der Braut an diesem Tage ist uns von mehr als einem Schriftsteller dieser Zeit eingehend und mit Begeisterung geschildert. Sie war in Weiß, die Farbe der Unschuld, gekleidet; ihr blondes Haar, der Schmuck der Jungfräulichkeit, fiel in langen Locken über ihren Rücken. Auf dem Haupte trug sie eine Krone von reinem Golde, mit Perlen und Diamanten geschmückt; ihre Schleppe wurde von zwölf Jungfrauen getragen, die ebenfalls in Weiß gekleidet und so mit Juwelen beladen waren, daß, wie uns berichtet wird, ihr Vorübergehen an die himmlische Sternenstraße erinnerte. Auf dem Zuge nach der Capelle wurde die Braut von zwei Junggesellen: ihrem Bruder, dem Prinzen Carl zur Rechten und dem Grafen Northampton zur Linken geführt. Bei ihrer Rückkehr dagegen geleiteten sie zwei Ehrenführer, der Graf Nottingham und der Herzog von Lennox. Die Trauung wurde von dem Erzbischof von Canterbury vollzogen.

Der Pfalzgraf und seine Gemahlin verabschiedeten sich Mitte April bei dem Königspaar zu Rochester und langten, begleitet von einem zahlreichen Gefolge von Herren und Damen des Adels, am 27. desselben Monats in Flushing an, von wo aus sie mit großem Gepränge nach Heidelberg zogen. Der Kurfürst scheint nicht in der besten Laune von seinem Schwiegervater geschieden zu sein. Auf Antrieb seines Onkels, des Herzogs von Bouillon, hatte er sich für die Befreiung des Lord Gray aus dem Tower verwandt. Der König, der offenbar nicht sehr erbaut von dieser Einmischung in seine Angelegenheiten war, schlug ihm die Erfüllung seiner Bitte ab. Er erwiderte ihm, er möge sich darauf verlassen, daß, wenn er nach Deutschland zurückgekehrt sei, er der König gewiß nicht zu Gunsten eines seiner Unterthanen interveniren würde. In Folge dieses kleinen Rencontres beklagte sich der Pfalzgraf bei dem Erzbischof von Canterbury, daß der König, anstatt ihn als seinen Schwiegersohn zu behandeln, mit ihm umgehe, als sei er ein Knabe oder ein unreifer Jüngling, der keine Beachtung verdiene. (Winwoods Memorials Vol. III. p. 454.)

Freundlicher war der Abschied seiner Gemahlin von ihrem Geburtslande. Ein Brief, den sie am Vorabend ihrer Abreise von England an den Lord Mayor von London schrieb, ist ein weiterer Beweis von ihrem liebenswürdigen Character und zeigt, wie warm sie für einen alten Diener empfinden konnte:

Mylord!

Obwohl ich es nicht gewohnt bin, Euch mit Anliegen zu kommen, so erlaube ich mir dem ungeachtet eine Bitte auszusprechen, deren Erfüllung ich um so eher hoffe, als es die erste und auch wohl die letzte, zumal dieser Art sein wird.

Das, was ich Euch und Eurer Innung vorbringen will, ist Folgendes: Man hat mir zu verstehen gegeben, daß der Koch Eures Palastes ein

alter Mann sei, der nicht mehr so gut als ehedem seinen Dienst bei Euch verrichten könne und auf Grund dieses Unvermögens genöthigt sei, denselben einem Andern zu überlassen. In Anbetracht nun, daß ich den Ueberbringer dieses Schreibens, John Warde, als für tauglich zu dieser Verrichtung halte und Proben seiner Ehrlichkeit und seines bescheidenen Betragens habe, indem er mir in dem Hause diente, in welchem ich seit meiner Ankunft in England lebte, bin ich Willens, ihn Euch als Koch Eures Palastes zu empfehlen, den Ihr nehmen möget, sobald der alte Mann seinen Platz durch den Tod oder durch andere Umstände verlassen sollte. Ich setze voraus, daß mein Brief bei Euer Lordschaft diejenige Berücksichtigung findet, die alle weitere Empfehlung unnöthig macht. Wenn ich noch, bevor ich diese Stadt verlasse, erfahren möchte, daß John Warde Eurer Gunst in dieser Hinsicht versichert bleibt, so würde dadurch meine Hochachtung und Freundschaft für Euch nur wachsen. Elisabeth.

Die Art und Weise, wie der Pfalzgraf später seine Unterthanen in den Krieg stürzte und seine Erblande auf das Spiel setzte, nur um den leeren Königstitel zu erlangen*), die Umstände, unter denen sein Kurhut der jüngeren Linie seines Hauses, den Herzögen von Baiern übertragen wurde und er ein heimatloser Wanderer, ein Pensionär Hollands und Englands wurde, sind in der Geschichte zu ausführlich erzählt, um hier der Wiederholung zu bedürfen. Nur so viel sei hier bemerkt: Der Winterkönig war allerdings mit seiner Person nicht in der Schlacht auf dem Weißen Berge, die sein und Böhmens Geschick entscheiden sollte. Er war in Prag bei seiner Gemahlin geblieben; er war einmal kein Kriegsheld. Daß er aber ruhig während der Schlacht mit seinem Hofstaat und mit dem englischen Gesandten auf dem Hradschin Tafel gehalten habe, wie ihn seine Widersacher hart beschuldigt haben, läßt sich durch nichts beweisen und ist auch wenig wahrscheinlich. Man banketirt nicht, wenn eine Krone auf dem Spiele steht. Friedrich war in der Stadt geblieben, um von hier aus die Schieß- und Proviantbedürfnisse in das Lager zu befördern. Ganz unzweifelhaft aber ist seine Zaghaftigkeit, und sie vollendete die Verwirrung. Vergebens rieth ihm der junge Graf Thurn, in Prag zu bleiben, das fest genug sei und das im Winter gar nicht belagert werden könne und wo man außer den aus der Schlacht Entkommenen noch siebzehn ganz frische Fähnlein zur Verfügung habe. Möchte dieser Zaghaftigkeit von Seiten des Kurfürsten vielleicht die geheime Befürchtung zu Grunde liegen, daß die böhmische Aristokratie ihn dem Kaiser ausliefern möchte, um dadurch bessere Bedingungen für sich zu erhalten? Hatte er es doch während der kurzen Zeit seiner Regierung wenig verstanden, sich diesen stolzen Adel zu gewinnen, der sich namentlich dadurch beleidigt gefühlt, daß er seine Pfälzer Herren ihnen vorzog.

*) Die fable convenue, daß Elisabeth Stuart ihren jungen Gemahl mit den Worten: „Lieber unter einer Krone hungern, als unter einem Kurhut schwelgen," zur Annahme der bedenklichen Böhmenkrone vermocht habe, hat ihre Enkelin, die bekannte Herzogin von Orleans, in ihren Briefen widerlegt. Elisabeth wußte von der Wahl kein Wort und hat damals nur an Comödien, Ballette und Romanlesen gedacht.

(Schluß folgt.)

Brüderanstalten.

In der evang. Kirche Deutschlands giebt es gegenwärtig 14 Brüderhäuser, d. h. Anstalten der inneren Mission, in denen junge Männer einen dem seminaristischen Bildungsgange verwandten Unterrichtscursus (meist 3jährig) durchmachen, zugleich aber in der mit der Brüderanstalt verbundenen Erziehungsanstalt für Kinder praktisch vorgebildet werden, um dann später eine Stellung auf dem Gebiete der christlichen Anstalts- und Vereinsthätigkeit einzunehmen. In diesen 14 Anstalten werden gegenwärtig 250 junge Männer ausgebildet. Unter den 1400 Brüdern, die zur Zeit im Dienst der inneren Mission stehen, sind 129 als Hausväter von Rettungs- und Waisenhäusern thätig, 26 in Idiotenanstalten, 43 in Krankenhäusern als Hausväter oder Pfleger, 22 in Armen- und Arbeitshäusern, 38 in Herbergen zur Heimat als Hausväter, 59 als Strafanstaltsbeamte, 57 als Stadtmissionare, 300 als Lehrer in Anstalten und Gemeinden, 206 als Colonistenprediger (meist in den Vereinigten Staaten Nordamerikas). Begehrt werden solche Kräfte in viel höherem Maße, als sie seitens der Brüderanstalten gegeben werden können. Die Ausbreitung der segensreichen Thätigkeit auf den oben erwähnten Gebieten hängt in erster Linie davon ab, daß die Zahl solcher dienender, helfender, leitender Kräfte sich mehrt.

Statistisches.

Die allgemeine deutsche Pensionsstiftung für Lehrerinnen zählt jetzt nach dreijährigem Bestehen fast 900 Mitglieder, die 254,350 Mark versichert haben, meist für Pensionen, vom 50. Jahre an zahlbar in Höhe von 300 bis 1500 Mark. Durch die hohen Beiträge, die wegen Sicherheit der Kasse erhoben werden mußten, wurden zu Anfang viele Lehrerinnen zurückgeschreckt und so wurde ein Hilfsfond gegründet, um älteren Mitgliedern eine Erleichterung in der Leistung der Beiträge zu gewähren. Der im Jahre 1876 veranstaltete Bazar brachte diesem Fonds 134,192 Mark, von denen 109,000 Mark für den Pensionsfond verwendet werden konnten. Sobald der Hilfsfond, der jetzt schon wieder auf 97,000 Mark angewachsen ist, die Summe von 150,000 Mark beträgt, soll die Ermäßigung der Beiträge in Erwägung gezogen werden. Für Kranken-Unterstützung sind von den für diese Zwecke vorhandenen 4000 Mark, 3000 Mark verbraucht worden. Das Gesammtvermögen beläuft sich auf 399,600 Mark. Die ersten Pensionen werden nach zwei Jahren zahlbar.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63 — 65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 11. December 1878. **Nr. 50.**

Ernst Graf von Dörnberg, Kaiserlich Oesterreichischer Geheimer Rath, auch Königlich Bayerischer Kämmerer, Ehrenritter seit 1826, † zu Regensburg 26. November 1878.

Elisabeth Stuart.

(Schluß.)

Am Morgen nach der Schlacht brach der König von Prag auf. Es begleiteten ihn seine Gemahlin in gesegneter Hoffnung, seine nach dem Erstgeborenen geborenen drei Kinder, darunter das jüngste, Ruppert, den ihm Elisabeth in Prag geboren und der noch nicht ein Jahr alt war, und einige Herren des Hofstaats und der Generalität. Wie echt weiblich die Königin dachte und wie wenig sie sich von egoistischen Motiven leiten ließ, davon giebt der folgende Zug einen schönen Beweis: Als der Graf Thurn ihr in seiner ritterlichen Weise anbot, die Vertheidigung der Citadelle von Prag zu verlängern, bis sie einen sicheren Zufluchtsort erreicht habe, erwiderte sie: „Nie soll wegen meiner mehr Blut als nöthig vergossen werden; lieber wollte ich sterben, wo ich bin, als daß ein Fluch mich träfe." Nichts vermag einen Begriff zu geben von der Würde, mit der sie ihr Mißgeschick trug, und Wenige hat wohl ein schwereres Loos getroffen. Aus dem kaum gewonnenen Königreich ihres Gemahls wurde sie vertrieben, alles Glanzes, aller Bequemlichkeiten beraubt und mitten in der rauhen Jahreszeit einer freudlosen Verbannung preisgegeben. Zunächst ging die Reise nach Breslau, von da nach Berlin, wo die Flüchtlinge am 3. Januar 1621 eintrafen, dann weiter über Wolfenbüttel nach Hamburg und endlich nach dem Haag in Holland. Der Brandenburger Kurfürst, Georg Wilhelm, Vater des „Großen", erlaubte seiner Schwägerin kaum — zu Cüstrin ihre Wochen zu halten, er fürchtete — Adam Schwarzenberg, der Kaiserliche Gesandte, stand hinter ihm — den Zorn des Kaisers. — Die Flucht war ebenso beschwerlich als gefahrvoll. Da der Kurfürst zu Prag Alles in Stich gelassen und nicht einmal seine Kleinodien mit sich genommen, so litten sie oft im buchstäblichen Sinne des Wortes Mangel. Dabei waren sie gezwungen, sich überall vor den Häschern der Kaiserlichen zu verbergen und oft in Verkleidung und auf Nebenwegen weiter zu wandern. Besser erging es ihnen, als sie erst einmal in Holland angekommen waren, dessen Generalstaaten dem vertriebenen Kurfürsten eine Pension von 150,000 Brabanter Gulden aussetzten.

Wohl durfte sie hoffen, nach so viel Stürmen endlich Tage des Friedens gefunden zu haben, aber auch bis in die Verbannung verfolgten sie die Schläge eines unerbittlichen Geschicks. In einem Jahr verlor sie ihren Vater, der gleichzeitig ihr Wohlthäter gewesen, und ihren ältesten Sohn Friedrich; den Letzteren gar auf unglückliche Weise. Er fuhr mit seinem Vater über das Harlemer Meer und zwar in dem gewöhnlichen Passagierboot, welche Gelegenheit der Pfalzgraf aus Sparsamkeitsrücksichten gewählt hatte. Das Schiff, welches mit Kaufmannsgütern überladen war, warf um und ein Theil der Passagiere, sowie die gesammte Ladung wurden eine Beute der Wellen. Der Pfalzgraf selber rettete sich durch Schwimmen, aber der junge Prinz, der den Mast hinauf geklettert war, verwickelte sich in das Thauwerk, wo man ihn am andern Morgen halb ertrunken, halb zu Tode gefroren fand. Wäre nicht bei gemeinen Seelen arm und verachtet sein gleichbedeutend, so ist es schwer zu glauben, wie so viel Größe im Unglück, so viel Muth im Leiden, bei der katholischen Gegenparthei nur auf Hohn und Spott trafen. In Antwerpen ging dieser ächte Geist der Gemeinheit so weit, daß man die beklagenswertheste Frau ihrer Zeit als eine irische Bettlerin, mit ihrem Kinde auf dem Nacken, und den König, ihren Vater, die Wiege tragend, abconterfeite. Indessen gab es auch solche, die fähig waren, ihren Werth zu schätzen und die Mitgefühl für ihr Unglück hatten. In den Niederlanden wurde sie bald so beliebt, daß man sie „die Königin

der Herzen" nannte. Unter den protestantischen Partheigängern des dreißigjährigen Krieges widmete sich Christian von Braunschweig, der Bruder des regierenden Herzogs Friedrich Ulrich, gänzlich ihrem Dienste. Dieser braunschweigische Prinz, „der zu Deutschlands Verderben geborene Mensch — die höchste Pest, so jemals gewesen, die aus dem holländischen Morast emporstieg," wie der katholische Florus Wasserberg von ihm schreibt, war einer der tollsten Abenteurer, einer der größten Löwen des siebzehnten Jahrhunderts. Er war ein bildschöner und kraftvoller Mensch, einer der galantesten Wüstlinge, erzräuberisch, aber fürstlich freigebig mit seinem Raube. Sein Unternehmen ging von bescheidenen Anfängen aus: hatte er doch nicht mehr als dreihundert Ducaten im Säckel, zweihundert Pferde und einen Handschuh auf seinem Hute. Dieser Handschuh gehörte der Dame, für die er sein Schwert gezogen, der englischen Königstochter, der schönen unglücklichen Elisabeth Stuart, der nach Holland vertriebenen Winterkönigin. An ihrem Hoflager zu Rheenen hatte er ihr gelobt, ihr diesen Handschuh nur in Prag wieder zu überreichen. Schon vier Monate nach seinem Auszuge aus Holland hatte er ein nicht zu verachtendes Heer auf den Beinen. Die Devise auf seinen Fahnen war: „Alles für Gott und für sie." Er trat zunächst in Niederdeutschland und Westphalen auf und sein Plan war, durch das Hessische hindurch sich mit dem ebenso kühnen Partheigänger Mansfeld in der Pfalz zu verbinden. Er begann mit der Plünderung der niedersächsischen und westphälischen Stifter. Als er zu Paderborn die Statue des heiligen Liborius erblickte, die von reinem Golde und 80 Pfund schwer war, umarmte er diesen würdigen Heiligen und dankte ihm, daß er auf ihn gewartet habe. In Münster fand er die Statuen der zwölf Apostel von Silber; er warf ihnen vor, nicht so müßig dazustehen, rief ihnen zu, sie sollten hingehen in alle Welt und den Heiden predigen und ließ sie einmünzen. Den berühmten Thalern, die 1622 aus ihnen geschlagen wurden, gab er die Legende auf sein eigenes Brustbild: „Gottes Freund und der Pfaffen Feind". Auf dem Revers steht ein geharnischter rechter Arm mit einem Schwert und den Worten: „Tout avec Dieu." Obgleich die Umstände damals der Restauration des vertriebenen Winterkönigs günstig schienen, indem Bethlen Gabor, der Siebenbürger Fürst, 1622, kurz nach dem Nicolsburger Frieden, wieder mit dem Kaiser gebrochen und ihn also im Rücken bedrohte, so vermochten die protestantischen Partheigänger doch sich nicht gegen Tilly zu behaupten. Es half nichts, daß der Winterkönig, 1622 aus dem Haag als Kaufmann verkleidet zurückkehrend, wieder persönlich in seiner Pfalz erschien, es half auch Mansfelds Sieg über Tilly bei Wiesloch, ohnfern Heidelberg, nichts. Nachdem Christian von Braunschweig von Tilly bei Höchst am Main noch im selben Jahre eine empfindliche Niederlage erlitten hatte, zog er nach den Niederlanden zurück. Hier war es, wo er in der Schlacht bei Fleury den linken Arm einbüßte; er ließ ihn vor dem ganzen Heere unter Trompeten- und Paukenschlag abnehmen und darauf wieder eine Münze schlagen mit der Legende:

„Verlier ich gleich Arm und Bein,
Will ich doch Pfaffenfeind sein."

Ein kunstreicher Bauer aus dem Maasland setzte ihm einen künstlichen eisernen Arm an, den man in der Wolfenbüttler Kunstkammer später aufbewahrte und den er wie einen natürlichen bewegen konnte. Mit der Schlacht bei Fleury endete im Wesentlichen sein kühnes Unternehmen. Zwar folgte er 1625 Mansfeld nach England und fand gleich diesem in London eine enthusiastische Aufnahme, doch vermochte er nach seiner Rückkehr wenig mehr mit den dort geworbenen Truppen auszurichten, obschon er sich dem Dänenkönig, Christian IV., der seit 1624 den Krieg in die Hand genommen, angeschlossen hatte. Auch starb er bald nachher 1626 in der Burg seiner Väter zu Wolfenbüttel, erst siebenundzwanzigjährig.

Aber auch in ihrem Heimatlande war sie nicht vergessen. Man hegte dort die wärmsten Sympathien zu Gunsten dieser unglücklichen Frau und den glühenden Wunsch, daß König Jacob energische Maßregeln zur Rückgabe der Pfalz ergreifen möchte. Die trostlose Lage einer englischen Prinzessin wurde als ein nationales Unglück und als eine Herabwürdigung der Nation empfunden, und indem es die Sorge für die Interessen des Protestantismus mit dem Eifer für ihre Sache verband, würde das englische Volk einen Krieg mit dem Kaiser gleich einem Kreuzzuge willkommen geheißen haben. Der folgende Auszug aus einem Brief dieser Periode wird am besten eine Idee von dem Enthusiasmus geben, den ihr Charakter und ihr Unglück bei ihren Landsleuten erregt hatten.

„Der Commandeur von Middle Temple führte in der Weihnachtszeit eine Scene auf, die das Mißfallen Sr. Majestät im höchsten Grade erregte. Er setzte eine Liste der edelsten und angesehensten Edelleute auf und lud dieselben ein, mit ihm zu Nacht zu speisen; als sie nun beim Nachtisch waren, ergriff er einen Weinpocal mit der einen Hand, während er mit der andern sein Schwert zog und trank also die Gesundheit der armen Königin Elisabeth. Und als er getrunken hatte, küßte er das Schwert, legte seine Hand darauf und that den Schwur, in ihrem Dienst zu leben und zu sterben." (Mr. Joseph Meade to Sir Martin Stateville Ellis Orig. letters vol. III. p. 118.)

Zu Elisabeths feurigsten Verehrern zählte auch Sir Henry Wotton, der sie sogar mehrfach in Liedern gefeiert hat, die um so merkwürdiger sind, als der Ruhm dieses gelehrten Herrn sich so wenig auf sein poetisches Talent basirte. Der biedere Rector von Eton geräth allemal in Feuer, wenn er von ihr redet, er nennt sie an einer Stelle seiner Correspondenz „ebenso wahr als schön: Eine Fürstin, die das Dunkel ihres Geschickes durchleuchtet".

Der folgende Brief, welchen wir dem Werke John Henneage Jesse's: Memoirs of the Court of England during the reign of the Stuarts entnehmen, wird einen Begriff von dem Humor geben, den sich diese Fürstin trotz aller Schläge des Geschicks zu bewahren wußte.

Mein werther Sir!

Seid versichert, daß Euer letzter Brief mir gar lieb und angenehm war, indem ich daraus gehört, daß Ihr Gottlob wohlauf seid, nachdem sich Euer Husten gebessert hat. Was Euren Appetit anlangt, so gestehe ich, daß Eure ausländischen Braten nicht halb so schmackhaft, als gedämpftes Rindfleisch oder Schöpsenfleisch sind. Ich bitte Euch, gedenket des Tages, an dem Ihr hier eingepökelten Häring aßet, welches Gericht Euch also schlecht bekam, daß Euch eines Eurer 150 Fieber heimsuchte. Von der Gräfin vermag ich Euch gar wichtige Mittheilung zu machen: sie hat sich zu den Quäkern bekehrt und predigt jeden Tag auf einer Tonne. Euer Neffe Georg mag Euch von ihrem Quäkerthum zuberichten; aber das Predigen von der Tonne herab hat sie erst nach seiner Abreise begonnen. Ich glaube gar, sie wird am Ende noch Adamitin werden. Da ich bis jetzt noch nichts von Eurem Tode vernommen, so hoffe ich auf Euer Versprechen, nicht zu sterben, ohne mir vorher Nachricht gegeben zu haben; aber Ihr müßt auch halt so lange leben bleiben, bis ich Euch die Erlaubniß geb', zu sterben, was indessen nicht eher geschehen kann, bis wir eine Jagd zusammen mitgemacht haben, doch wann das sich begeben wird, mag Gott wissen. Ich kann Euch sonst gar wenig Neues von hier berichten. Mein einziger Ausflug ist zwischen hier und Schievling, wo meine Nichte sich während des Winters aufgehalten hat. Ich bin jetzt in Trauer wegen meines Schwagers, des Herzogs von Simmern Tode.*) Lady Stanhope und ihr Mann sind vor 6 Wochen nach Frankreich gereist, um die Bäder von Bourbon zu gebrauchen; dies ist Alles, was ich Euch für jetzt zu sagen hab', nur noch, daß ich stets verbleibe

Eure Euch wohlgeneigte Freundin

Elisabeth.

Haag, den 4. März.

Ich bitt Euch, mich Eurer lieben Hausfrau zu empfehlen, sowie dem Lord Winchelsea.

An den Lord Finch.

Wie wir sehen, ist dieser Brief aus dem Haag datirt, denn in dieser Stadt hatte Elisabeth nach dem am 29. November 1632 zu Metz erfolgten Tode ihres Gatten, dauernd ihre Residenz aufgeschlagen. Später gesellte sich die königliche Familie von England hier zu ihr, nachdem auch diese die Revolution außer Landes gejagt hatte. Mit ihrem Aufenthalt im Haag begann für die vielgeprüfte Frau eine neue Phase ihres Daseins: ihr bis dahin stürmisch fluthender Lebensstrom lenkte von da ab in ruhige Bahnen ein. Während der ganzen letzten Hälfte ihres Lebens konnte sie sich, unbehelligt durch die Politik, ganz ihrer Familie widmen. Der Umgang mit einigen gelehrten Freunden, eine ausgebreitete Correspondenz füllten aufs glücklichste ihre Muße aus und halfen ihr über manche ernste Stunde fort. Elisabeth selber war eine Dichterin und man hat von ihr eine Sammlung Gedichte, die in Park's noble authors abgedruckt ist. Es spricht sich in diesen Poesien ein liebenswürdiges, edles und frommes Gemüth aus, und obgleich sie in Ansehung der Form kein sonderliches Verdienst haben, so ist doch das Ganze wenigstens ebenso viel werth, wie eine der poetischen Episteln ihres pedantischen Vaters. Die drei folgenden Verse zeichnen sich durch eine gewisse Innigkeit des Gefühls aus und mögen als ein Specimen ihrer Muse genommen werden:

O! my soul of heavenly birth
Do thou scorn this basest earth;
Place not here thy joy and mirth,
Where of bliss is greatest dearth.

From below thy mind remove,
And affect the things above;
Set thy heart and fix thy love
Where the truest joys shall prove.

To me grace, o father send
On thee wholly to depend,
That all may to thy glory tend;
So let me live, so let me end.

Ihr Rathgeber und Vertrauter während ihrer Wittwenschaft war William, erster Graf Craven, der sorgfältig ihre Interessen wahrnahm und ihr eine Verehrung zollte, die nahe an Enthusiasmus grenzte.

Als die Restauration die Stuarts auf den Thron ihrer Väter zurückgeführt, nahm sie eine Einladung ihres Neffen Carl II. an und kehrte am 17. Mai 1661 in ihr Geburtsland zurück. Sie nahm zuerst ihren Wohnsitz in Lord Craven's Haus, Drury Lane, ein interessanter Bau, der erst in unseren Tagen niedergerissen ist. Von dort begab sie sich am 8. Februar 1662 nach Leicester House, wo sie schon fünf Tage später, am 13. Februar, im sechsundsechzigsten Lebensjahre verschied.

Elisabeth hatte ihre Bilder, ihre Bücher und ihre Papiere an Lord Craven vermacht, der ihr stets so treu und ergeben gewesen war. Ob sie heimlich mit ihm vermählt gewesen, läßt sich, obwohl es allgemein angenommen wurde, nicht wirklich beweisen. Abgesehen von dem Umstand, daß er dreizehn Jahre jünger als sie war, — kann das Gefühl, welches alle seine Handlungen gegen sie beseelte, wohl auf ein innigeres Verhältniß als das einer gewöhnlichen Freundschaft gedeutet werden. Nach ihrem Abscheiden soll er vorzugsweise gern in Combe Abbey residirt haben, da es der Ort war, wo seine angebetete Herrin ihre Kindheit verlebt hatte.

*) Ludwig Philipp 1602—1655 Stifter der Linie Pfalz-Simmern.

Von Elisabeths zahlreichen Kindern kommen vorzüglich drei in Betracht. 1) Ihr ältester 1680 gestorbener Sohn Carl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz, für den eine achte Kur geschaffen wurde. Die männliche Nachkommenschaft desselben erlosch allerdings schon mit seinem Sohn Kurfürst Carl, † 1685, aber durch seine Tochter Elisabeth Charlotte, † 1722, zweite Gemahlin des einzigen Bruders, Ludwig XIV., Herzog Philipp I. von Orleans, wurde sie die Stammmutter des Hauses Orleans und des österreichischen Kaiserhauses, und zwar des letzteren, indem die Tochter Herzog Philipps und Elisabeth Charlottens von der Pfalz den letzten Herzog von Lothringen, Leopold, Vater Kaiser Franz I. heirathete. 2) Pfalzgraf Robert oder Ruprecht, bekannt als Partheigänger seines Oheims, des unglücklichen Königs Carl I. von England. Er starb ohne Nachkommen 1682. 3) Pfalzgraf Eduard, † 1663. Durch ihn wurde Elisabeth die Ahnfrau des regierenden Sächsischen Königshauses, indem seine Tochter Benedicta den Herzog Johann Friedrich von Hannover heirathete; aus dieser Verbindung entsproß Wilhelmine Amalie, die Gemahlin Kaiser Joseph I., deren Tochter Marie Josephe, † 1757, mit dem Kurfürsten von Sachsen und König von Polen, August III. vermählt ward. 4) Sophie, † 1714, vermählt mit Ernst August, dem I. Kurfürsten von Hannover; sie ist es, die Leibnitz stets nur „unsere große Frau Kurfürstin" nennt. Da sie unter Elisabeths Nachkommen allein dem Protestantismus treu geblieben war, während in allen Andern gleichsam das Geblüt der katholischen Maria Stuart zum Durchbruch kam, so wurde sie von den Engländern zur Thronerbin der Königin Anna, der letzten protestantischen Stuart, erkohren. Außer dem hannoverschen und englischen Königshause stammen durch sie, das Preußische, Dänische und Hessische Herrscherhaus von Elisabeth ab. Das Preußische durch die Heirathen der Könige Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. mit den englisch-hannoverschen Prinzessinnen, Sophie Charlotte und Sophie Dorothee*); das Dänische durch die Tochter König Georg II., Louise, † 1751, vermählt mit König Friedrich V. von Dänemark; das Hessische durch die Vermählung der Prinzeß Marie, Tochter Georg II. mit dem Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Cassel, † 1772. Diese genealogischen Ableitungen ließen sich nach ins Unendliche ausdehnen, unter Anderm auf die Häuser Württemberg, Rußland, Sachsen-Weimar, Wasa, Oranien, Braunschweig 2c. Wenn deshalb der Verfasser sich mit Vorstehendem begnügt, so darf er sich dafür auf den Apostel Paulus berufen, welcher I. Tim. 1, 4 die ernste Warnung ausspricht: „nicht Acht zu haben auf die Geschlechtsregister, die kein Ende nehmen und Fragen aufbringen, mehr denn Besserung," während er Tim. 3, 9 gebietet: „der thörichten Fragen der Geschlechtsregister entschlage Dich, denn sie sind unnütz und eitel!"

*) Erstere eine Tochter des ersten Kurfürsten von Hannover Ernst August und der Kurfürstin Sophie, die letztere eine Tochter König Georg I. und der Sophie Dorothee v. Celle, der sogenannten Prinzessin v. Ahlden.

Männer-Vereine.

Es handelt sich um evangelische Männervereine lokalen Charakters, welche den Zweck haben, evangelische Gesinnung und Verständniß der kirchlichen und socialen Aufgaben unserer Zeit zu befördern und die Glieder verschiedener Stände zu brüderlicher Vereinigung zusammenzuschließen. Das Bedürfniß nach solchen und ähnlichen Verbrüderungen ist alt. Seit dem Kreuzzugszeitalter bildeten sich die städtischen Innungen aus; danach entstanden in Stadt und Land kirchliche Bruderschaften, Kalande und dergl., in denen Geistliche und Laien, Leute aus allerlei Ständen, zu Korporationen zusammentraten und sittliche Zwecke beförderten. Endlich suchten die ehrenwerthen Handwerksmeister der Städte in ihren Singeschulen an den Sonntag-Nachmittagen edle Erholung und Sonntagsfreude, stärkten den kirchlichen Sinn und kräftigten die Ehrenhaftigkeit des deutschen Bürgerthums.

Andere Zeiten — andere Sitten und Aufgaben.

Es gibt bereits an nicht wenigen Orten unseres Vaterlandes evangelische Männervereine, welche die Aufgabe verfolgen, evangelisches und kirchliches Leben in unserem Volke zu befördern und die Absonderung und Scheidung der Stände und Berufsklassen zu überbrücken. Vereine der genannten Art bestehen in Hamburg, Bremen, Berlin, Potsdam, Finsterwalde, Magdeburg, Sudenburg, Merseburg, Erfurt, Eisleben, Niederndodeleben, Menz, Klinke u. a. m. Der Zweck ist bei mannigfacher Ausgestaltung doch überall derselbe; man könnte in dem Worte Petri (1. Brief, Capitel 2, Vers 17) „Thut Ehre Jedermann; habt die Brüder lieb; fürchtet Gott; ehret den König"! den Grundcharakter aller dieser Vereine ausgeprägt finden.

Der Centralausschuß für innere Mission der deutsch-evangelischen Kirche hielt es für angezeigt, bei Gelegenheit des diesjährigen in Magdeburg gehaltenen Congresses eine Specialconferenz über die „Einrichtung freier Gemeindeversammlungen" halten zu lassen. Der Pastor Hildebrandt aus Merseburg erstattete ein sehr eingehendes Referat, dessen Hauptgedanken mehr oder weniger allgemeine Zustimmung fanden. Es sind folgende:

1. Die Sache der „Männervereine" ist in unsern Tagen von zunehmender Wichtigkeit, und ist der Zentralausschuß zu ersuchen, dieselbe durch seine Reiseprediger, Agenten u. dergl. in jeder Weise zu fördern.
2. Naturgemäß regt der Pfarrer in seiner Gemeinde dieselbe beim Gemeindekirchenrath und bei der kirchl. Gemeindevertretung an. Sollte er hier kein

Verständniß für die Sache finden, wohl aber in andern Kreisen, so trete er der Sache näher.

3. Man hüte sich, daß die gute Sache nicht von vornherein zu engherzig begonnen wird. Der Zutritt zum Verein stehe allen gut-bürgerlichen Kreisen offen, die Sinn und Liebe für die evangel. Kirche haben. Der Vorsitzende aber sorge dafür, daß die Vorträge und Verhandlungen im evangelischen Geiste gehalten werden, und ziehe darin eine Grenze gegenüber äußerlichen Bildungsvereinen und bloßen Vergnügungsgesellschaften.
4. In den Städten ist nicht mit Stadtvereinen, sondern mit Parochialvereinen vorzugehen; ob es gerathen ist, die einzelnen Parochialvereine von Zeit zu Zeit zu Stadtvereinen zusammentreten zu lassen, muß die Erfahrung lehren. Kleine, benachbarte Dorfgemeinden könnten unter sich an einem Orte einen gemeinsamen Männerverein bilden.
5. Der natürliche Ort für solche Zusammenkünfte wird das Gasthaus sein, wenn nicht etwa (z. B. auf Dörfern) das Schullokal sich empfiehlt.
6. Die Zeit der Zusammenkünfte hängt von den Berufsverhältnissen der Mitglieder ab. Im allgemeinen wird der Abend den übrigen Tagesstunden, der Sonntag den Wochentagen, der Winter dem Sommer vorzuziehen sein.
7. Die Besprechungen beginnen meistens mit einem erbaulichen Eingang, doch ist dies nicht nothwendig. Vor langen Vorträgen ist zu warnen; besser werden kurze Referate erstattet und durch kurze Sätze (Thesen) zur Besprechung aufgefordert. Es ist dahin zu streben, daß die Pastoren nicht die einzigen Sprecher sind. Ein Fragekasten sollte in keinem Vereine fehlen.
8. Die Berathungsgegenstände sind nicht allein aus dem „kirchlichen" Gebiete im engeren Sinne zu wählen, sondern auch aus dem weiteren der innern Mission, der vaterländischen Geschichte und dergl.
9. Wenn auch mit freien Versammlungen ohne Statuten, Mitgliedschaft und Wahlrecht begonnen wird, so pflegt doch bei weiterer Entwicklung ein festgeschlossener Verein zu entstehen und die Sache nur so Bestand zu haben.
10. Die Feier von Jahresfesten ist der Sache förderlich und sollten benachbarte Vereine gleichen Sinnes dazu sich gegenseitig einladen.
11. Wo selbstständige Jünglingsvereine nicht gedeihen wollen, empfiehlt sich der Eintritt der älteren Burschen in die Männervereine.
12. Die polizeilichen Bestimmungen über das Vereins- und Versammlungsrecht sind nicht aus dem Auge zu lassen.

Der in Aachen bestehende Verein zur Beförderung der Arbeitsamkeit

hat die Resultate seiner Wirksamkeit im Jahre 1877 veröffentlicht. Seine Aktiva betrugen am Schlusse dieses Jahres 50 841 399 Mk., seine Passiva 47 746 445 Mk., so daß sein Vermögen 3 094 954 Mk. beträgt, wovon 2 515 534 Mk. zum Kapitalfonds und 579 420 Mk. zum Reservefonds gehören. Die Einnahmen des Jahres 1877 beliefen sich an Zinsen &c. auf 2 434 761 Mk., die Ausgaben auf 2 385 039 Mk., so daß sich also ein Ueberschuß von 49 722 Mk. ergiebt, welcher mit Zuziehung der früheren Reserve von 529 698 Mk. die vorerwähnte jetzige Reserve von 579 420 Mk. bildet. Die Wirksamkeit des Vereins durch seine verschiedenen Institute lassen die nachfolgenden Angaben näher erkennen:

Der Betrag der bei den Prämienkassen im Jahre 1877 eingelegten Ersparnisse war 3 535 006 Mk. gegen 3 893 015 Mk. im Vorjahre, während die verlangten Rückzahlungen 4 360 146 Mk. gegen 4 555 139 Mk. in 1876 betragen haben. Die Zahl der Sparer bei den Prämienkassen war am Schlusse des Jahres 1877 49 459 mit einem Guthaben von 18 849 667 Mk. Es hatten 3315 Sparer ein Guthaben bis zu 6 Mk., 2777 ein solches über 6 Mk. bis 15 Mk., 2547 ein solches über 15 Mk. bis 30 Mk., 3268 ein solches über 30 Mk. bis 60 Mk., 7632 ein solches über 60 Mk. bis 150 Mk., 7578 ein solches über 150 Mk. bis 300 Mk., 5074 ein solches über 300 Mk. bis 450 Mk. und 17 268 ein solches über 450 Mk. Nach Stand und Gewerbe vertheilen sich die Sparer folgendermaßen: Arbeiter in Wollenfabriken 3829, Nadelfabriken 729, Maschinenfabriken 463, Eisenfabriken 1363, sonstigen Fabriken 2014, Bergwerksarbeiter 2197, Eisenbahnarbeiter 653, Näherinnen 4288, Handwerker ohne Gesellen 4301, nicht selbständige Handwerksarbeiter 5424, Tagelöhner 6587, sonstige Arbeiter 2519, Dienstboten einschließlich der Ackersknechte 14 663. — Bei den Sparkassen des Vereins sind im Jahre 1877: 12 782 455 Mk. neue Einlagen (1876: 13 012 793 Mk.) gemacht worden, während der Betrag der vorgekommenen Rückzahlungen sich auf 13 449 982 Mark (1876: 14 108 111 Mk.) belief. Die Zahl der Einleger bei den Sparkassen betrug am Schlusse des Jahres 1877: 23 684 mit einem Gesammtguthaben von 28 512 083 Mk. Von den Einlegern hatten 5519 ein Guthaben bis zu 60 Mk., 2650 ein solches über 60 Mk. bis 150 Mk. 2408 ein solches über 150 Mk. bis 300 Mk., 3024 ein solches über 300 Mk. bis 600 Mk. und 10 083 ein solches von mehr als 600 Mark — Bei der Arbeiter-Pensions-Kasse sind von ihrer Errichtung (Juli 1852) an bis zum Schlusse des Monats Juni d. J. 107 Einzahler aufgenommen worden, von denen Ende Juni d. J. 89 noch lebten. Der Betrag der Einzahlungen in dieser Zeit belief sich auf 68 716 Mk., der erworbenen Pensionen auf 14 817 Mk., der gezahlten Pensionen auf 65 653 Mk.

In den vom Vereine unterhaltenen Verwahranstalten betrug die Zahl der Kinder Ende 1877: 1877 gegen 1874 im Vorjahre; die Beiträge des Vereins zu den Kosten dieser Anstalten beliefen sich in 1877 auf 30 734 Mk. — Mit Rücksicht auf die günstige financielle Lage des Vereins ist übrigens beschlossen worden: 1) dem Vorstande des Krankenhaus-Vereins für Aachen und Burtscheid alljährlich die Zinsen eines Kapitals von 120 000 Mk. mit der Bestimmung zu überweisen, daß davon ein Drittel dazu dienen soll, die Kosten der unentgeltlichen Behandlung der dem Arbeiterstande angehörigen Kranken aus dem Regierungsbezirke Aachen, ohne Unterschied des Alters, Geschlechtes und der Konfession, in der Polyklinik der Anstalt zu decken, mit den übrigen zwei Dritteln aber eine Anzahl Freibetten für die arbeitende Bevölkerung des gedachten Bezirks in dem Luisen-Hospitale zu gründen und 2) zur Errichtung einer Augenklinik in der Stadt Aachen, welche vorzugsweise die Bestimmung haben soll, Augenleidenden aus dem Arbeiterstande des Regierungsbezirks Aachen Kur und Heilung, und soweit dies erforderlich ist, auch Aufnahme und Verpflegung zu gewähren, die Summe von 90 000 Mk. zu bewilligen.

(„Reichs- und Staats-Anzeiger.")

Die Bildungsanstalt für Kleinkinderlehrerinnen in Halberstadt

hat bereits 79 Schwestern ausgesandt, von denen noch 62 in Arbeit stehen und zwar 49 an Kleinkinderschulen und 13 in Privathäusern. Die meisten sind in der Provinz Sachsen stationirt, nämlich 29; in Pommern und Brandenburg zusammen befinden sich 11, in Rheinland und Westphalen 8. In der Provinz Sachsen sind im vorigen Jahre 4 neue Kleinkinderschulen entstanden. Der Bericht der Anstalt über das vorige Jahr sagt: Den Freunden der Kleinkinderschule möchten wir Muth einsprechen und die Zusicherung geben, daß die Schwierigkeiten der Gründung und Erhaltung einer Kleinkinderschule nicht so groß sind als daß sie nicht überwunden werden könnten. Der Vorstand (Vorsitzender Superintendent Nebe in Halberstadt) erklärt sich gern bereit, auf Anfragen Auskunft zu ertheilen, wie unter den localen Verhältnissen am zweckmäßigsten die einzurichtende Schule zu gestalten sein möchte, wie das Local und die Lehrmittel beschaffen sein müßten. Allgemeine Normen lassen sich nicht wohl aufstellen.

Deutsche Adelssagen.

100. Der gespenstige Ritter Kolb von Wartenberg.

Im pfälzischen Westrich, nahe der Alsenzstraße, liegt die Stammburg eines Geschlechtes, das ferne vom Vaterlande, im Norden Deutschlands, zu großen Ehren aufsteigen und ebenso schnell dahinsinken sollte; es ist die Ruine Wartenberg, von der sich die ritterliche Familie Kolbe einst schrieb. Die Geschichte des ersten Königs in Preußen weiß davon zu erzählen, was der Name Kolbe einst in dem jungen Staate gegolten hat. Um die Mauern der alten Stammburg des Geschlechtes, die wohl im Bauernkriege zerstört worden sein mögen, rankt sich eine düstere Sage. Auf einem Turniere zu Worms, erzählt das an echten Sagen leider so arm gewordene Volk der Pfalz, höhnte einst ein Schwabe die rheinische Ritterschaft. Der Ritter Wartenberg aber nahm die Aufforderung an und rannte am nächsten Tage den Uebermüthigen in den Sand; dieser jedoch forderte ihn auf eine andere Zeit zu einem Kampfe mit scharfen Lanzen. Als der Tag des Turniers erschienen war, warteten die Ausforderer auf den Ritter Kolbe; aber Stunde auf Stunde verrann, ohne daß man seiner ansichtig wurde. Schon sank die Sonne, und spottend fragte der Schwabe: „Wo bleibt nun Euer tapferer Ritter?" Da stürmte plötzlich ein Reiter auf schwarzem Rosse und in schwarzer Rüstung vor die Schranken; die drei rothen Kugeln auf weißem Felde zeigten es, daß der Unbekannte zu dem Geschlechte der Kolbe gehörte. Schnell begann der Kampf; beim ersten Lanzenstoße schon aber sank der Schwabe vom Rosse, und wie ein Wirbelwind brauste der schwarze Ritter aus den Schranken hinaus. Als man dem Gefallenen zu Hilfe kam, sprach er sterbend: „Laßt ab; Wartenberg gab mir den verdienten Lohn; gestern um diese Zeit haben ihn meine Knechte im Walde erschlagen."

Ihrem mythologischen Charakter nach gehört die Geschichte zu jener großen Anzahl von Erzählungen des deutschen Sagenschatzes, in denen eine Person das Versprechen, welches sie gegeben hat, auch nach dem Tode ausführt. Gebunden durch sein Wort, erscheint der abgeschiedene Geliebte der Braut, kommt der Gehängte, oder wie in der Don-Juansage, das Steinbild zum Mahle. Von den Turniererzählungen der Deutschen, die nicht sonderlich ausgebildet sind, möchte dies die einzige Sage sein, in welcher ein Todter ficht und die überhaupt mythischen Gehalt besitzt.

101. Der Trunk des Ritters Boos von Waldeck

ist vielfach von deutschen Dichtern besungen und noch verschiedenartiger begründet worden. Bald ist es heller, kecker Weinübermuth, in welchem der Ritter an der Tafel des Rheingrafen das Wagstück unternimmt; bald sind es Sorgen für Weib und Kind, die ihn dazu treiben; bald ist der Rheingraf der Herausforderer. Uns scheint die kecke Auffassung der Sage die zeitgemäßeste und richtigste zu sein: Der Rheingraf wettet Hüffelsheim gegen den Trunk aus dem gewaltigen Reiterstiefel; der Sponheimer Graf, der Flörsheimer und Stromberger schrecken zurück, Boos aber trinkt das Gefäß munter aus und fragt nach dem zweiten Stiefel, um auch noch Gut Roxheim sich zu verdienen. Das ist volksmäßig; sehr albern und sentimental aber klingt es, wenn neuere Dichter den Ritter Boos mit den Worten: „Ich that's ja nur für meine Kinder!" todt zusammensinken lassen.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63 — 65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

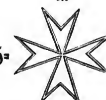
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 18. December 1878. Nr. 51.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. December 1878 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa: der am 1. Decbr. 1878 verbliebenen Kranken und Siechen	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Novbr. 1878	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten
1	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. November 1878	43			
	Zugang pro November	18			
		61			
	Abgang	19			
	Bleibt Bestand	42	42	1235	60
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. November 1878	75			
	Zugang pro November	17			
		92			
	Abgang	19			
	Bleibt Bestand	73	73	2227	72
3.	**Preuß. Holland:**				
	Bestand am 1. November 1878	21			
	Zugang pro November	10			
		31			
	Abgang	9			
	Bleibt Bestand	22	22	587	58
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. November 1878	28			
	Zugang pro November	17			
		45			
	Abgang	19			
	Bleibt Bestand	26	26	844	54
5.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. November 1878	8			
	Zugang pro November	10			
		18			
	Abgang	8			
	Bleibt Bestand	10	10	274	50
6.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. November 1878	12			
	Zugang pro November	14			
		26			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	23	23	501	36
7.	**Vandsburg:**				
	Bestand am 1. November 1878	9			
	Zugang pro November	4			
		13			
	Abgang	4			
	Bleibt Bestand	9	9	308	27
	zu übertragen		205	5976	357
	Uebertrag		205	5976	357
8.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. November 1878	28			
	Zugang pro November	10			
		38			
	Abgang	10			
	Bleibt Bestand	28	28	845	32
9.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. November 1878	21			
	Zugang pro November	17			
		38			
	Abgang	10			
	Bleibt Bestand	28	28	682	60
10.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. November 1878	23			
	Zugang pro November	13			
		36			
	Abgang	15			
	Bleibt Bestand	21	21	689	35
11.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. November 1878	28			
	Zugang pro November	36			
		64			
	Abgang	34			
	Bleibt Bestand	30	30	1003	65
12.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. November 1878	42			
	Zugang pro November	28			
		70			
	Abgang	24			
	Bleibt Bestand	46	46	1200	80
13.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. November 1878	40			
	Zugang pro November	11			
		51			
	Abgang	9			
	Bleibt Bestand	42	42	1229	60
14.	**Reichenbach**				
	Bestand am 1. November 1878	25			
	Zugang pro November	15			
		40			
	Abgang	14			
	Bleibt Bestand	26	26	715	42
	zu übertragen		426	12,339	731

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa der am 1. Decbr. 1878 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Novbr. 1878.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		426	12,339	731
15.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. November 1878	17			
	Zugang pro November	11			
		28			
	Abgang	13			
	Bleibt Bestand	15	15	469	60
16.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. November 1878	16			
	Zugang pro November	7			
		23			
	Abgang	8			
	Bleibt Bestand	15	15	440	41
17	**Pleß:**				
	Bestand am 1. November 1878	14			
	Zugang pro November	20			
		34			
	Abgang	19			
	Bleibt Bestand	15	15	423	42
18.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. November 1878	16			
	Zugang pro November	12			
		28			
	Abgang	11			
	Bleibt Bestand	17	17	556	36
19.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. November 1878	5			
	Zugang pro November	2			
		7			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	4	4	128	12
20.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. November 1878	2			
	Zugang pro November	2			
		4			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	1	1	66	10
21.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. November 1878	3			
	Zugang pro November	5			
		8			
	Abgang	2			
	Bleibt Bestand	6	6	112	26
22.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. November 1878	2			
	Zugang pro November	5			
		7			
	Abgang	2			
	Bleibt Bestand	5	5	81	10
23.	**Pukosch:**				
	Bestand am 1. November 1878	3			
	Zugang pro November	3			
		6			
	Abgang	2			
	Bleibt Bestand	4	4	105	12
24.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. November 1878	18			
	Zugang pro November	—			
		18			
	Abgang	1			
	Bleibt Bestand	17	17	538	18
25.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. November 1878	14			
	Zugang pro November	12			
		26			
	Abgang	8			
	Bleibt Bestand	18	18	453	30
	zu übertragen		543	15,710	1028
	Uebertrag		543	15,710	1028
26.	**Altena:**				
	Bestand am 1. November 1878	10			
	Zugang pro November	11			
		21			
	Abgang	5			
	Bleibt Bestand	16	16	414	38
27.	**Oeynhausen:**				
	Bestand am 1. November 1878	1			
	Zugang pro November	3			
		4			
	Abgang	1			
	Bleibt Bestand	3	3	46	30
28	**Plochingen** (in Württemberg):				
	Bestand am 1. November 1878	—			
	Zugang pro November	5			
		5			
	Abgang	2			
	Bleibt Bestand	3	3	60	38
29	**Ludwigslust** (in Mecklenburg):				
	Bestand am 1. November 1878	23			
	Zugang pro November	32			
		55			
	Abgang	23			
	Bleibt Bestand	32	32	948	36
30.	**Dresden:**				
	Bestand am 1. November 1878	6			
	Zugang pro November	11			
		17			
	Abgang	5			
	Bleibt Bestand	12	12	233	18
31.	**Niederweisel** (in Hessen):				
	Bestand am 1. November 1878	20			
	Zugang pro November	1			
		21			
	Abgang	—			
	Bleibt Bestand	21	21	613	20
	Zusammen		630	18,024	1206

Der gesammte Abgang an Kranken pro November 1878 beträgt 305, davon sind:

gestorben . . . 27
ungeheilt aber nur gebessert entlassen 26
geheilt 252
wie vor 305.

32. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 55 Betten.

Bestand am 1. **October** 1878 . . . . 37 Kranke.
Zugang pro **October** . . . . 56 „
93 Kranke.

Davon sind:

gestorben 3
ungeheilt aber nur gebessert entlassen 8
geheilt 33
44 „

Bleibt Bestand am 1. **November** 1878: 49 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 3 Europäer, 3 Muhamedaner, 1 Druse und 42 orientalische Christen.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro October 1878 beträgt 1469.

Poliklinisch wurden 1139 Personen behandelt.

Die Heraldik am Schlusse des Jahres 1878

von H. von Goeckingk.

Unter Nachweis, wie es in Folge der Zeiten kam, daß die ehrwürdige alte Heroldskunst so nach und nach aus der Reihe der Wissenschaften beinahe verdrängt und fast zur Spielerei herabgewürdigt wurde, hat Herr von Mayerfels als der Erste die energische Anregung zu einer gründlichen Purification derselben von den nichtigen Anhängseln späterer Jahrhunderte gegeben, auch nicht unterlassen, auf die zur Erreichung dieses Zweckes nothwendigen Mittel hinzuweisen.

Selten aber wird der Verfasser eines wissenschaftlichen Werkes einen so schönen Lohn erndten, wie Herr von Mayerfels, denn die in seinem, nach jeder Richtung hin klassischen, Werke[1]) ausgesprochenen Wünsche sind, von allen Heraldikern adaptirt, mehr oder weniger erfüllt worden; und die Wappenkunde steht jetzt den andern historischen Wissenschaften ebenbürtig zur Seite, während die Wappenkunst täglich neue Blüthen treibt.

Daß wir dieses 20 Jahre nach dem Erscheinen des heraldischen A-B-C-Buches constatiren können, verdanken wir aber, neben dem energischen Eingreifen seines Verfassers den gründlichen Original-Studien einer nicht gar kleinen Anzahl für die Heraldik sich warm interessirender Männer und dem unermüdlichen Streben der heraldischen Vereine.

Ich glaube dem geehrten Leser, so weit dies überhaupt in meinen Kräften steht, den jetzigen Zustand heraldischer Wissenschaft und Kunst am anschaulichsten vor Augen zu führen, wenn ich zunächst das Wirken der heraldischen Vereine und dann die in den letzten Jahren publicirten, hierhin gehörigen Werke kurz bespreche.

Abgesehen von dem, von einigen Schülern und anderen jüngeren Leuten vor einigen Jahren in Zwickau gegründeten Verein „Rother Löwe", der durch verständnißvolles Wirken zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, existirt in Deutschland und Oesterreich je ein heraldischer Verein. Der ältere „Herold, Verein für Heraldik, Sphragistik und Genealogie" zu Berlin, wurde am Schluß des Jahres 1869 gegründet und zählt gegenwärtig fast 400 Mitglieder. Die von ihm seit 1870 herausgegebene Monatsschrift „Deutscher Herold" hat sich von bescheidenen Anfängen durch die emsige Thätigkeit seiner Mitglieder zu einer reich illustrirten und wissenschaftlich werthvollen Zeitschrift[2]) entwickelt, obwohl außerdem noch die räumlich bedeutenderen Artikel seit dem Jahre 1873 in vierteljährlich erscheinenden Heften[3]) publicirt werden. Für den hohen Werth beider Zeitschriften bürgen uns die Namen ihrer Mitarbeiter, von denen einige wie v. Ledebur, Graf von Hoverden, Graf von Oeynhausen, der jetzige Präsident des „Herold", Freiherr von Reitzenstein, F. Warnecke, von Mülverstedt, von Ahlefeld, Seyler, Graf Stillfried-Alcantara, Hildebrand, von Weissenbach, hier genannt werden mögen. Auf den Inhalt selbst näher einzugehen, erlaubt mir leider der Raum nicht, und will ich mir nur noch gestatten, auf die reichlich 2000 Bände starke Bibliothek des Vereins, deren Benutzung unter gewissen Bedingungen auch Nichtmitgliedern gestattet ist,[4]) sowie auf die sich täglich vermehrende genealogische und Siegel-Sammlung aufmerksam zu machen.

Daß der „Herold" auch das heraldische Kunstgewerbe nicht vernachlässigt, beweist nicht nur die Unterstützung, welche er Wappenmalern, Graveuren, Bildhauern so wie Jedem, der sich vertrauensvoll an ihn wendet, angedeihen läßt, sondern auch die Stiftung eines höchst werthvollen, nach Plänen des Directors Dr. Essenwein gemalten Fensters im Germanischen National-Museum in Nürnberg.

Nur wenige Monate jünger ist der am 10. Mai 1870 in Wien gegründete heraldisch-genealogische Verein „Adler". Wenn er auch noch nicht so viele Mitglieder zählt, wie der „Herold", so ist er doch durch die namhafte Unterstützung seitens des österreichischen Allerhöchsten Kaiserhauses und Adels im Stande, eine gleichrührige und fruchtbringende Thätigkeit zu entfalten wie dieser. Statt der von 1871 bis 1873 monatlich erschienenen Zeitschrift gibt der „Adler" seit 1874 ein Jahrbuch[5]) heraus, in welchem unter des Grafen von Pettenegg trefflicher Leitung, von Heraldikern, deren Namen — F. K. Fürst zu Hohenlohe-Waldenburg, von Querfurth, Frh. von Suttner, A. Gräfer, von Franzenshuld, und viele andere — einen guten Klang haben, heraldische Wissenschaft und Kunst treulich hegen und pflegen. Selbstverständlich besitzt auch dieser Verein heraldische und genealogische Sammlungen. Ein ganz besonderes Verdienst hat derselbe sich aber durch die in den Monaten April, Mai und Juni d. J. veranstaltete heraldische Ausstellung erworben. Ihr hatten sich die Räume des K. K. österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien geöffnet. Aus ganz Europa, vorzugsweise aber aus Deutschland und Oesterreich hatten Freunde der Heraldik dort 4000 Gegenstände zusammengebracht, welche die Blüthe, den Verfall und die Regeneration, der bezüglichen historischen Hilfswissenschaften deutlich darstellten.

Selbstverständlich ist hier nicht der Ort, die hoch interessante und von vielen Tausenden — Kennern und Laien — besuchte Ausstellung detaillirt zu beschreiben, doch kann ich mir nicht versagen, auf einzelne, besonders

[1]) Dr. Carl Ritter von Mayerfels. Heraldisches A-B-C-Buch. München 1857.

[2]) Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Heraldik, Sphragistik und Genealogie. Organ des Vereins „Herold" in Berlin. Mark 9.

[3]) Vierteljahrsschrift für Heraldik, Sphragistik und Genealogie. Herausgegeben vom Verein „Herold" zu Berlin. Redigirt von Ludw. A. Clericus. Mark 8.

[4]) Bibliothekar Herr L. Clericus, Berlin SW., Zimmerstraße Nr. 41. I.

[5]) Jahrbuch des heraldisch-genealogischen Vereins Adler in Wien.

werthvolle Sachen aufmerksam zu machen,[6]) welche theils der „guten alten", theils durch „Festhalten am Alten" der wieder „guten neuen" Zeit angehören.

Die Perle der Ausstellung ist unzweifelhaft ein Original-Topfhelm mit vollkommen erhaltenem Helmschmuck (zwei vergoldete mit Silberkamm besteckte Büffelhörner) aus dem 14. Jahrh.[6a]) Derselbe, einst von einem steierischen Ritter von Prankh getragen, dürfte mit Recht als ein „unicum" bezeichnet worden sein. Für das Studium der Heraldik fast gleich wichtig sind die schon früher in der Zeitschrift des „Adler" beschriebenen und zum Theil abgebildeten Todtenschilde und Helme, welche bei den Leichenfeierlichkeiten des Erzherzogs Albrecht VI. und Kaisers Friedrich IV. 1463 und 1493 gebraucht wurden. Von den vielen ausgestellten Handschriften mit Wappenmalereien des Mittelalters auch nur die hervorragendsten zu nennen, würde zu weit führen. Ebenso reichhaltig war die vorhandene Sammlung alter Stamm- und Wappenbücher, doch auch die neueren verdienen unsere Aufmerksamkeit und unter diesen vor allen Dingen die beiden Stammbücher des Herrn F. Warnecke in Berlin; das eine zur Erinnerung an den deutsch-französischen Krieg mit Inschriften und Wappen sämmtlicher deutschen Fürsten und Heerführer, das andere, die Autographen seiner heraldischen Freunde enthaltend. Die Wappen, größtentheils von Rahde ausgeführt[7]) glänzen nicht nur durch die Feinheit der Ausführung, sondern fast mehr noch durch ihre gute Stilisirung. Zwischen diesen Stammbuchblättern nimmt ein großes Blatt mit dem Warnecke'schen Wappen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, weil es gar lebhaft an A. Dürer's berühmte heraldische Compositionen erinnert. Es ist von einem zwar jungen, aber von des Altmeisters Geist durchdrungenem, talentvollen Künstler E. Doepler d. J., dem wir später noch begegnen werden, entworfen.[8])

Auf genealogischem Gebiet mögen vor allen Dingen die vielen in den letzten Jahren erschienenen Monographieen adelicher und patricischer Geschlechter lobend erwähnt werden, doch auch manches interessante Alte war namentlich durch die Güte des Fürsten Johann Adolph von Schwarzenberg, der einen bedeutenden Theil seines Archivs ausgestellt hatte, zu bewundern.

Daß es an Siegeln und Siegelabgüssen aus der ältesten wie aus der neuesten Zeit nicht fehlte, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Jeder Heraldiker wird aber die freudige Ueberzeugung gewonnen haben, daß die Stempelschneide-Kunst wieder als solche und nicht mehr schablonenmäßig als Handwerk geübt wird.[9])

Wohl theilweise mit Rücksicht auf die dem Kunstgewerbe dienenden Räume, war auch die heraldische Kunstindustrie in besonders hervorragender Weise durch alte und neue Gegenstände veranschaulicht. Wie beliebt und wie geeignet Wappen für Ausschmückung unserer Wohnräume sind, ist ja allgemein bekannt, und so war denn auch in Wien auf jedem Gebiete der Industrie ein heraldisches Ornament zu finden. Unter den Stickereien nenne ich namentlich die Heroldsgewänder aller Staaten des Habsburgischen Hauses aus dem 16. und 17. Jahrh., aber auch die sowohl aus Fabriken wie aus Privathäusern hervorgegangenen modernen Stickereien auf Sammet, Seide und Leder; auch verdient hier die bekannte Decke des Herrn Generallieutenant von Redern als einzig in ihrer Art besonders hervorgehoben zu werden.

Sehr reich war die Goldschmiede-Kunst vertreten, und fanden unter den neuen Sachen namentlich die ebenso stylvoll wie preiswürdig ausgeführten Busennadeln, entweder den Schild oder den Helm mit Helmschmuck darstellend, allgemeinen Anklang.[10])

Möbel mit Wappen geschmückt, sowie auch aus Holz und Metall gefertigte Wappen waren in großer Menge zu bewundern; namentlich wurden die trefflichen Arbeiten des Bildhauers Kuntzsch, wie z. B. das Wappen Sr. Erlaucht des Grafen zu Stolberg-Wernigerode, allseitig gelobt.[11])

In Bezug auf die Holzindustrie möchte ich nicht vergessen, auf die auf Tischplatten, Buchdeckeln u. s. w. gemalten Wappen aufmerksam zu machen, da die Malerei auf Holz zur Zeit so sehr in Schwung ist, und bei einiger Uebung im Wappenzeichnen kein anderer Gegenstand für Holmalerei lohnender und effectvoller sein dürfte.[12])

Die Mittheilungen über die heraldische Ausstellung will ich mit dem Bemerken schließen, daß der als Orientalist bekannte Professor an der Universität in Wien, Dr. Karabarek einige Tafeln mit Wappen und Wappenbildern ausgestellt hatte, welche die Frage über den Ursprung unserer Wappenfiguren dahin beantworten, daß wenigstens viele derselben wie z. B. Adler, Löwe, Lilie 2c. unzweifelhaft aus dem heiligen Lande stammen.

(Schluß folgt.)

[6]) Dr. Ernst Edler von Hartmann-Franzenshuld. Uebersicht der herald. geneal. sphragist. Ausstellung des Vereins „Adler" in Wien. 50 Kr.

[6a]) Der Prankher-Helm aus Stift Seckau. Graz 1878 (von F. Graf von Meran.)

[7]) H. Rahde, Königlicher Hof-Wappenmaler, Berlin S., Fürstenstraße 23.

[8]) Emil Doepler d. J., Berlin W., Regentenstraße 23. III.

[9]) H. Held, Königl. Hofgraveur in Magdeburg. — D. Hötzel, Edelsteingraveur in Berlin NW., Unter den Linden 51. — R. Otto, Edelsteingraveur in Berlin NW., Unter den Linden 40. E. Voigt, Hofgraveur in Berlin W., Leipzigerstraße 101. III.

[10]) Edmund Braun, Juwelier in Wien, Singerstraße 14.

[11]) G. Kuntzsch, akadem. Bildhauer in Wernigerode am Harz.

[12]) So erregte z. B. ein von Frl. Mathilde von Zschüschen für den kürzlich in Wiesbaden veranstalteten Wohlthätigkeitsbazar gemalter Tisch, darstellend das Wappen des Reiches, umgeben von denjenigen der deutschen Staaten und Städte, die allgemeine Bewunderung nicht nur der Gesellschaft, sondern auch Seiner Majestät, welcher denselben zu erwerben geruhte.

Die Diakonissenanstalt in Flensburg

veröffentlicht in ihrem „Correspondenzblatt“ den vierten Jahresbericht, die Zeit vom 1. October 1877 bis dahin 1878 umfassend, aus dem wir Folgendes entnehmen:

Die Schwesternschaft dieser Anstalt bestand am Schlusse des vorletzten Jahres aus 30 Schwestern. Neu eingetreten sind im Laufe des letzten Jahres 11 Probeschwestern. Dagegen sind ausgetreten 4 Schwestern, 3 auf Veranlassung des Vorstandes, 1 ohne dieselbe. Die Zahl der Schwestern beträgt demnach jetzt 37. Davon sind, mit den am 1. October c. eingesegneten, 12 eingesegnete Diakonissen, 14 Novizen und 11 Probeschwestern.

Die Arbeit im Mutterhause und dem demselben filiirten Siechenhause hat ihren unveränderten Fortgang gehabt. Im Mutterhause sind verpflegt 431 Kranke in 21 835 Pflegetagen, 38 Kranke mehr als im Vorjahre; jeder Kranke hat sonach im Durchschnitt 51 Tage die Pflege der Anstalt genossen. Die in der Anstalt dauernd unterhaltenen 15 Pfleglinge der Gotthard und Anna Hansenschen Stiftung sind bei den vorangegebenen Zahlen nicht mitgerechnet. Von 37 Typhuskranken, welche aufgenommen wurden, sind 3 gestorben. Von 115 größeren Operationen verliefen 7 mit tödtlichem Ausgang, jedoch nur in einem Falle war der Tod eine Folge der Operation.

Im Siechenhause, wo noch immer ein Dienst der Schwestern nicht hat eingerichtet werden können, sind in 21 267 Pflegetagen 394 Kranke und Sieche verpflegt worden.

Die Schwestern haben vom Mutterhause aus in 21 Fällen rings im Lande Privatpflege geleistet.

Außerhalb des Mutterhauses sind 6 Schwestern als Gemeindepflegerinnen stationirt, je eine in Husum, Bordesholm und Apenrade, in Flensburg seit Juli d. J. drei. Wegen verschiedener auswärts zu übernehmender Stationen sind Verhandlungen angeknüpft und theils schon zum Abschluß gediehen. Auch berechtigt ein aus einer Nachbarstadt eingegangener Antrag zu der Hoffnung, daß es im laufenden Jahre möglich sein werde, einen neuen Zweig der Diakonie der Arbeit der Diakonissenanstalt: die Kleinkinderlehrdiakonie, einzugliedern.

Unter dem 27. Mai d. J. sind der Anstalt durch Seine Majestät den Kaiser und König Corporationsrechte ertheilt worden.

Die ordentlichen und außerordentlichen Einnahmen des letzten Jahres haben betragen 117 311 Mk. 66 Pf., die ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben 115 692 Mk. 15 Pf. — Von den Schulden der Anstalt sind alle bisher noch schwebenden Baurechnungen und an capitalisirter Schuld so viel abgetragen, daß zur Zeit noch ca. 38 000 Mk. Schulden vorhanden sind, davon sind 10 000 Mk. von einem Freunde des Hauses zinsfrei geliehen. Die Sammelbücher haben gegen das Vorjahr fast das Doppelte eingetragen, während die Gaben, die sonst eingingen, beträchtlich geringer sind als früher. Dagegen verspricht der Ertrag der bewilligten Hauscollecte, die noch bei weitem nicht von allen Gemeinden eingegangen ist, trotz mancher sich ungünstig anlassenden Umstände, einen guten Ertrag.

Deutsche Adelssagen.

102. Die Würfel von Landstuhl.

Unter den Ruinen von Landstuhl, der berühmten Burg, auf welcher Franz von Sickingen am 17. Mai 1523 starb, schmiegt sich an den Berg das Städtlein Landstuhl, wo der ritterliche Held in der Kirche zu St. Andreas ruht, sowie das poetische, zerfallende Friedhofsgotteshaus an der alten Kaiserstraße der Pfalz, welche zur Burg hinaufführt. Zu ihrer Seite liegen die sogenannten Sickinger Würfel, mehrere uralte Steine, und das Volk erzählt von ihnen, Ritter Franz habe, ehe er seinen letzten Krieg gegen Trier, Hessen und Pfalz unternahm, dort oben auf dem Landstuhl mit diesen Würfeln „probirt“, welches der Ausgang des Feldzuges sein würde. Nachdem die Würfel ihm dreimal eine ungünstige Antwort gegeben hätten, habe er sie in Zorneswuth von der Burg auf die Straße herabgeworfen.

Keine Gestalt der Vorzeit ist dem Rheinpfälzer sympathischer als der große, „letzte Ritter“ seines heimischen Bodens. Dies beweist die Menge von Ueberresten alter Lieder, die sich von Franz erhalten haben, z. B. sein trutziger Spruch:

„Franz bin ich,
Franz heiß ich,
Franz bleib' ich!
Pfalzgraf vertreib' mich!
Landgraf von Hessen meid' mich!
Bischof von Trier, du mußt nur halten!
Bischof von Mentz, mußt auch herbei!
Nun lugend', welcher bißfahr Kaiser sei!“

Das beweisen ferner die von ihm umgehenden Sagen.

In der vorher erzählten ist der ritterliche Held zu einem Riesen der Vorzeit geworden, der mit Felsen spielt.

In anderen Gegenden des Sickinger Hochlandes erzählt man, daß der Geist des letzten Ritters gleich dem Rodensteiner im Spessart oder dem Lindenschmidt auf der Hart im Sturme mit dem Gefolge seiner Krieger ausreite, wenn deutsches Blut fließen soll. Hier erblicken wir Sickingen geradezu an Wodans Stelle; er ist wilder Jäger geworden. Jene Sickinger Würfel aber sind nichts denn altceltische oder römische Inschriftsblöcke, deren Relief und Schriftzeichen noch Niemand gedeutet hat.

Auch an die andere, noch berühmtere Burg des pfälzischen Ritters, an die Ebernburg, die hochgefeierte „Herberge der Gerechtigkeit“, knüpfen sich sickingische Sagen. Wer an der geweihten Stätte am stillen Sommerabende weilt, der sieht vor sich wohl den Rothenfels gleich einer feuerglühenden Steinmasse auf-

leuchten und dann mählig blasser und blasser werden, bis ihn bei Einbruch der Nacht geisterhafte, düstere Wolkenschleier umhüllen. Hier, in der Tiefe des Gesteins, im kristallenen Hause, wohnt der Geist des Berges, der den jungen Franz von Kindheit an behütete und ihm oft herunter half, wenn er im Eifer, ein Falkennest auszunehmen, sich verstiegen hatte. Als Sickingen gegen Trier zog, war des Geistes Macht und Schutz gebrochen; er konnte den tödtlich treffenden Balken aus dem Landstuhler Schlosse nicht von der Stirn des Ritters abhalten. „Seitdem trauert der Geist und zieht im trüben Nebelgewand umher; die Thautropfen im Thale beweisen es am nächsten Morgen, daß er um Deutschlands letzten Ritter geweint hat."

103. Die Mönchskappe der Kranz von Geispolsheim.

Zwei altadlige elsässische Geschlechter, die Kranz von Geispolsheim und die Herren von Dürkheim, führten im rothen Felde eine weiße Mönchskappe. In ähnlicher Weise, wie wir den Mönch bei dem Grafen von Einsiedel deuteten, erklärt die Sage hier den Ursprung des klösterlichen Abzeichens: „Es war das Adelsgeschlecht bis auf einen Sproß erloschen, der aber im Bann des Ordensgelübdes sich befand. Zur Erhaltung seines Geschlechtes durfte er die geweihten Mauern verlassen und wieder weltlich werden; zum Gedenken aber führte er die Kappe in seinem Wappen."

Der alte treuherzige Bernhard Hertzog, der uns die Mähr überliefert, sieht sie indessen als eine bloße Familiensage an und setzt dazu: „Doch befinde ich hievon kein bestendigen grund!"

Literatur.

Neu erschienene Werke.

1. **Die Waffensammlung Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Carl von Preußen**, mit Text herausgegeben von G. Hiltl, Director der Prinzlichen Waffensammlung. Durch unveränderlichen Lichtdruck ausgeführt von A. Frisch in Berlin. Nürnberg, Verlag von S. Soldan, Hof-Buch- und Kunsthandlung, so lautet der Titel eines Werkes, auf das wir die Leser dieses Blattes aufmerksam machen möchten.

Aus dem im Jahre 1876 von dem leider am 16ten v. Mts., viel zu früh verstorbenen Director Hiltl, einem der ersten Kenner auf dem Gebiete der Waffenkunde, verfaßten Kataloge der Waffensammlung Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Carl von Preußen,*) ist die Großartigkeit derselben zu ersehen, die im Laufe einer langen Reihe von Jahren entstanden und unter oft großen Schwierigkeiten und Opfern zu ihrem gegenwärtigen Bestande geführt wurde. Unter den Privatsammlungen Deutschlands nimmt sie unbestritten die erste Stelle ein. Bewundert von Allen, welche dieselbe kennen, bietet sie ein hochbedeutendes Studienmaterial, sowohl in culturgeschichtlicher Beziehung, wie in Rücksicht auf Kunst und Kunstgewerbe.

*) „Waffensammlung Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Carl von Preußen. Mittelalterliche Abtheilung. Beschrieben und zusammengestellt, sowie mit historischen Bemerkungen und Erläuterungen versehen von Georg Hiltl. Berlin, W. Möser, Hofbuchhandlung." Gr. Folio 196 S.

Durch das im Eingang genannte Werk sind nun die schönsten und instructivsten Stücke dieser herrlichen Sammlung mittelst Lichtdruck vervielfältigt worden, der solche in vollster Treue und Feinheit wiedergiebt.

Diese Waffen — sowohl Schutz- wie Trutzwaffen — haben nicht blos einen wissenschaftlichen Werth und verdienen nicht allein die Aufmerksamkeit der Forscher, sondern sie werden sicher auch befruchtend für viele Zweige des Kunstgewerbes wirken. Wir können das seinem Inhalt entsprechend, von der Verlagshandlung so würdig ausgestattete Werk als eine Zierde der Bibliotheken, insbesondere der des Adels, bezeichnen und dürfte sich dasselbe deshalb zu Festgeschenken vorzugsweise empfehlen.

2. **Der Verfall der Adelsgeschlechter**, statistisch nachgewiesen von Dr. H. Kleine. Ein Mahnruf an den deutschen, österreichisch-ungarischen und baltischen Adel im Interesse seiner Selbsterhaltung. Leipzig 1879. Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung. 8. 68 S.

Schlafstellen.

Der Minister des Innern hat in Berlin Untersuchungen über die Schlafstellen für arme Leute vornehmen lassen. Man hat dabei die traurigsten Entdeckungen gemacht. Die Untersuchungen sollen sich auf das ganze Land ausdehnen. Es ist das mit lebhafter Anerkennung zu begrüßen; denn in Bezug auf die Schlafstellen der arbeitenden Bevölkerung, auch der Lehrlinge, Gesellen, Dienstboten bestehen nicht blos in den eigentlichen Großstädten, sondern an manchen kleineren industriellen und selbst ländlichen Orten vielfach haarsträubende Zustände.

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben: Carl Heymann's Verlag, Mauer-Straße Nr. 63—65, W., machen zu wollen.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 19. Berlin, den 24. December 1878. **Nr. 52.**

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben: Carl Heymann's Verlag, Mauer-Straße Nr. 63—65, W., machen zu wollen.

Die Heraldik am Schlusse des Jahres 1878.

(Schluß.)

Ich komme nunmehr zum zweiten und schwierigeren Theil meiner Aufgabe, zu den heraldischen Publicationen der Neuzeit.

Sämmtliche Autoren werden wohl Sr. Durchlaucht dem Fürsten F. C. von Hohenlohe-Waldenburg das Verdienst lassen, unter ihnen der Erste zu sein. Ich erinnere nur an sein „Sphragistisches Album", an die „Sammlung mittelalterlicher Frauen-Siegel", an „das Wappen des Reichsschenken von Limpurg", den „Sächsischen Rautenkranz" u. s. w., vor allen aber an „Das heraldische und decorative Pelzwerk im Mittelalter", welch letzteres Werk — wie alle andern auf Original-Studien basirt — wahrhaft epochemachend genannt werden muß.

„Ueber Ursprung und erstes Vorkommen unserer heutigen Wappen" schrieb der auch den Lesern dieses Blattes bekannte Dr. A. Leesenberg eine treffliche Studie, während Pusikan „Die Bedeutung der Wappenfiguren" zu ergründen sucht. Ein für die Geschichte des Helms sehr werthvolles Werk hat Freiherr von Suttner so eben vollendet, welches diesen von seinem Ursprunge bis gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts in Wort und Bild darstellt.

Der außerordentlich eifrige Premier-Lieutenant Gritzner läßt seiner „Matrikel der Brandenburgisch-Preußischen Standeserhöhungen" eine solche sämmtlicher deutscher Landesfürsten während der letzten drei Jahrhunderte folgen, während er gleichzeitig mit Herrn von Mülverstedt, A. M. Hildebrandt und Andern das große unter dem Namen „Der neue Siebmacher" bekannte Wappenbuch bearbeitet.

Unter Protection und thätiger Mitwirkung des Grafen von Stillfried-Alcantara erscheinen zur Zeit zwei Werke: 1. das vom Hofwappenmaler Rahde gezeichnete Preußische Wappenbuch[13]), welches die seit dem Bestehen des Königl. Preuß. Heroldsamts verliehenen Wappen enthalten soll, und 2. die Reproduction des alten Grünenberg,[14]) welche unsere Aufmerksamkeit im höchsten Maße verdient. Conrad Grünenberg, ein edler Ritter und Bürger in Constanz lebte in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und malte in Farben ein Wappenbuch, von dem das Prachtexemplar auf Pergament im Besitz der Königlichen Bibliothek in München sich befindet, während das Concept auf Papier zu den Sammlungen des Königlichen Heroldsamts in Berlin gehört. Von diesem letzteren fertigt der anerkannt tüchtige Wappenmaler Ad. M. Hildebrandt in Wernigerode treue Facsimilia, welche in Farbendruck vervielfältigt und mit Erklärungen des Grafen Stillfried versehen, herausgegeben werden. Ich stehe nicht an, einerseits dieses Werk für das Studium der Heraldik als sehr werthvoll und andererseits den in Farben ausgeführten Facsimiledruck als eine in jeder Hinsicht treffliche Leistung zu bezeichnen.

Herr Hildebrandt, den ich schon als Mitherausgeber des „Neuen Siebmacher" nannte, hat übrigens in den letzten Jahren zur Wiedergeburt der heraldischen Kunst gar manches beigetragen. Namentlich haben sein Musterbuch, sein Alphabet und seine Stammbuchblätter

---

[13]) Preußisches Wappenbuch enthaltend die seit 1855 neuverliehenen bez. veränderten Wappen unter Direction Sr. Exc. des Herrn Grafen Stillfried von Alcantara und Rattonitz, Königl. Preuß. Wirkl. Geh. Rath ꝛc. bearbeitet von H. Rahde. Berlin 1877. In 15 Lieferungen à M. 4.50.

[14]) Des Conrad Grünenberg, Ritters und Burgers zu Constanz Wappenpuch vollbracht am nünden Tag des Abrellen, do man zalt tusend vierhundert drü und achtzig jar. In Farbendruck neu herausgegeben von Dr. R. Graf Stillfried-Alcantara und Ad. M. Hildebrandt. Verlag von C. A. Starcke, G. In 30 Lieferungen à M. 9,00.

allseitigen Beifall errungen. Sein Musterbuch,[15]) welches einige Wappen und alle nur denkbaren Wappenfiguren, so wie eine Anzahl mustergültiger Siegel in den verschiedensten Stylarten, auch einige Entwürfe zu Stammbäumen und Ahnentafeln enthält, hat durch seine weite Verbreitung in Künstlerkreisen redlich geholfen, die Heraldik von dem ihr im Laufe angehängten Zopf zu befreien.

Die größtentheils sehr gelungene Darstellung der Initialen mit eingemalten Wappen im „heraldischen Alphabet" [16]) soll eine Anleitung geben, wie man practisch dergleichen Buchstaben zu Diplomen, Adressen, Vignetten, Bücherzeichen, u. s. w. verwenden kann.

Die Stammbuchblätter[17]) sind zwar auch in heraldischer Beziehung, vorzüglich aber für die Geschichte des norddeutschen Adels eine sehr wichtige Fundgrube, und möge der Herausgeber nicht zaudern, aus seinen reichen Sammlungen recht bald einen zweiten Band zu ediren.

Nächst dem Grünenberger-Wappenbuch aber dürfte vom Standpunkte heraldischer Kunst aus keine Publication der Neuzeit ein so hohes Interesse erwecken, als die Kunstblätter des Rechnungs-Rath F. Warnecke. Dieser unermüdliche Freund der Heraldik scheut keine Opfer, wo es gilt, Wappenkunde und Kunst zu schützen und zu unterstützen. Unermüdlich thätig, versteht er es wie kein Anderer, für die edle Heroldskunst immer neue Jünger zu begeistern, Verborgenes an's Licht zu ziehen, seine Sammlungen dadurch zu den interessantesten zu machen und diese wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen zur Verfügung zu stellen.

Von diesem Geiste getragen, hat er es unternommen, die alten Blüthen heraldischer Kunst, welche zum Theil unbekannt und unbenutzt in den verschiedensten Museen nur allzu gut gehütet wurden, durch Lichtdruck vervielfältigt, allen Heraldikern zugänglich zu machen.

Die bisher erschienenen Lieferungen seiner „Kunstblätter" [18]) zeigen uns fast 300 Wappencompositionen in spätgothischem und Renaissancestyl. Dieselben sind von den hervorragendsten deutschen und ausländischen Meistern gezeichnet. Jedes Blatt ein Schatz, um den andere Nationen uns beneiden. [19])

Die Ausführung der einzelnen Blätter gereicht Herrn Frisch und die Ausstattung Herrn Starcke zur größten Ehre.

Dasselbe gilt von „Jost Amman's Stamm- und Wappenbuch". [20])

Der 1539 in Zürich geborene Jost Amman siedelte nach überstandener Lehrzeit nach Nürnberg über, wo er mit den begabtesten Kupferstechern und Formschneidern in Verbindung trat. Unser Künstler hat jeden erdenklichen Gegenstand zum Vorwurf genommen und zumal Menschen- und Thierbilder in Menge geliefert, doch gehört zu seinen besten Schöpfungen das: „Stam vnd Wapenbuch hochs vnd nidern Standts. Darinnen den Römischen Kays. Mt. deß heiligen Röm. Raychs Churfürsten, Fürsten, Graven, Freyen vnd Herrn auch deren vom Adel vnd anderer vom guten Geschlecht herkommenden Personen, Wapen mit jren Schilt vnd Helmen, auch hinzugesetzten Symbolis, vnd Reimen, in welchen zum theyl der Wapen eygenschaften vnd bedeutnussen gutherziger wolmeynung begriffen werden, eygentlich vndauffs fleissigst zugericht".

Dieses, seinem Inhalte nach durch den Titel hinreichend gekennzeichnete Wappenbuch, erschien bei Siegmund Feyerabend in Frankfurt a. M. in verschiedenen Auflagen, die alle so selten geworden sind, daß man z. B. für ein wohlerhaltenes Exemplar 300 Mark zahlen muß. Herr Warnecke hat nun unter Zugrundelegung eines in seinem Besitz befindlichen Exemplars von 1589, sowie unter Berücksichtigung verschiedener anderer ihm zugänglich gewesenen Auflagen das neue Wappenbuch edirt, und daher dies prächtige Sammelwerk wieder allgemein zugänglich gemacht.

Zu besonderem Schmuck gereichen dem Buch das Titel- und Schlußblatt, ersteres mit Amman's Wappen und Portrait, beide von dem schon erwähnten auch in heraldischer Hinsicht durchaus genialen E. Doepler d. J. entworfen. Das Schlußblatt[21]) zeigt Warnecke's Wappen und erzählt uns ganz in der Weise der im Wappenbuch enthaltenen Reime:

„Die Warnecke.

„Drei weisse Thürm im roten Feldt,
Auf weisser Mauwer hingestellt,
In meim Wapen ich thu führn,
Es wirt diß Büchlin nit vnziern,
Das Doepler schmückt mit Künstler Handt,
Vnd Starcke schickt in alle Landt,
Vanns Frisch getruckt durch Sonnen Licht.
Gib Gott, daß's nit vmbsunst geschlcht".

Den eben genannten Reproductionen klassischer Werke ganz entgegengesetzt, sind die heraldischen Skizzen,[22]) in welchen der schon oben unter unsern tüchtigsten Siegelstechern genannte Herr Otto uns durchaus neue Entwürfe vorführt. Diese aber zeigen, was ein genialer Graveur durch gründliches Studium erreichen kann,

[15]) Ad. M. Hildebrandt, Heraldisches Musterbuch, Berlin 1872.

[16]) Ad. M. Hildebrandt, Heraldisches Alphabet. Görlitz 1875. Mark 5.

[17]) Ad. M. Hildebrandt, Stammbuchblätter des norddeutschen Adels, Berlin 1874.

[18]) F. Warnecke, Heraldische Kunstblätter, nach in Kunstdruck ausgeführten Entwürfen von M. Schongauer, J. v. Mecken, A. Dürer, Virgil Solis, Jost Amman und anderen deutschen hervorragenden Meistern, herausg. von F. Warnecke. Facsimiledruck von A. Frisch in Berlin. Görlitz 1877. Bisher erschienen drei Lieferungen à Mk. 28.

[19]) Aus England sowohl wie aus Frankreich ist Herr F. W. aufgefordert worden, auch dort ähnliche Ausgaben zu veranstalten, während der Absatz in Deutschland recht mäßig ist.

[20]) Jost Amman's Stamm- und Wappenbuch, neu herausgegeben und geordnet von Friedrich Warnecke. Görlitz 1877.

[21]) Nach der Kritik einer ausländischen heraldischen Zeitschrift ist dieses allein den Preis des ganzen Werkes werth.

[22]) Heraldische Skizzen von R. Otto in Berlin. In 6 Lieferungen à Mk. 6. Bisher erschienen 2 Lieferungen.

und wie trefflich er es versteht, auch modernen Wappen heraldischen Geist einzuhauchen.

Herr Otto macht sich überdies auch dadurch um seine Kunst verdient, daß er den deutschen Graveur-Verein zu Berlin in's Leben gerufen hat.

Die von demselben herausgegebene Zeitschrift[23]) bringt auch in heraldischer Beziehung so viel Vortreffliches, daß ich es nicht unterlassen möchte, dieselbe hier rühmend zu erwähnen.

Indem ich mit meinen Mittheilungen über die heraldischen Publikationen der Neuzeit schließe, muß ich allerdings bemerken, daß ich nicht erschöpfend gewesen bin, da noch manches andere in den letzten Jahren erschienene Werk unsere Aufmerksamkeit verdient. Indessen wird der geneigte Leser aus den besprochenen Arbeiten die Ueberzeugung gewonnen haben, daß die Heraldik von Gelehrten und Künstlern eifrig gepflegt wird und ein Factor geworden ist, mit dem Wissenschaft und Kunst nicht mehr umhin können zu rechnen.

Doch möchte ich auch davor warnen, den Zustand der Heraldik in zu rosigem Lichte zu betrachten. Sie ist noch immer eine Patientin, die hauptsächlich an der Theilnahmlosigkeit derjenigen leidet, welche ihr die meiste Pflege widmen sollten. Es mögen allerdings 500 Edelleute der edlen Dame Heraldik ihren Schutz angedeihen lassen, aber was will das sagen im Verhältniß zu den vielen Tausend von Adels-Familien Deutschlands.[24])

Wenn auch die vielfach gehegte Ansicht, die Heraldik sei eine sich ausschließlich auf den Adel beziehende Wissenschaft, durchaus irrig ist,[25]) so soll doch andererseits der Adel der eigentliche Träger derselben sein, möge deshalb ein Jeder seine heraldischen Praerogative nach Kräften hegen und pflegen!

Vom evangelischen Diakonissenwerk.

(Von Pastor Jordan in Halle.)

Im Jahre 1848 erschien im katholischen Rheinischen Kirchenblatt ein Aufsatz über die Fliedner'schen Anstalten und Unternehmungen zu Kaiserswerth, in welchem Fliedners Lebensarbeit, die Wiederbelebung der altkirchlichen, biblischen Diakonissenthätigkeit, als ein geistliches Spielzeug bespöttelt und ihr als einer bloßen Treibhauspflanze ein baldiges Absterben geweissagt wurde; sie sei nur durch Geld und äußeren Schein zu Stande gekommen, werde aber, sobald sich der Staat ihrer nicht annehme, weil an der Wurzel faul, eingehen und wieder verschwinden. —

Seit dieser Prophezeiung sind dreizig Jahre in's Land gegangen, die sogenannte Treibhauspflanze hat in Deutschland nicht nur, sondern auch in Rußland, Schweden, Norwegen, Dänemark, England, wie in Frankreich, der Schweiz und im Orient feste Wurzel geschlagen und sich als einen in der Wurzel gesunden, in seinem Stamme kräftigen, in seiner Krone schattigen Baum erwiesen, unter dessen Zweigen unzählbare Schaaren von Leidenden einen Ort der Bergung, der Heilung, der Errettung und Genesung gefunden haben.

Kaiserswerth ist eine Stadt auf dem Berge geworden, ein hell leuchtender Stern der evangelischen Kraft und Wahrheit inmitten des überwiegend katholischen Rheinlandes. Aus dem bescheidenen Gartenhäuschen, in welchem Fliedner vor 45 Jahren die ersten gefallenen und aus Gefängnissen entlassenen Mädchen aufnahm und sie der Pflege seiner ersten Diakonissen übergab, ist ein riesiger Complex von Anstalten geworden, unter denen das Mutterhaus allein eine Front von 31 Fenstern in drei Etagen aufweist und in sich ein Hospital von 150 Betten birgt. Daneben besteht in Kaiserswerth selbst eine ebenfalls von Diakonissen geleitete Heilanstalt für evangelische weibliche Gemüthskranke, für die soeben ein großer, überaus practischer Neubau in Angriff genommen ist, ein Asyl und Magdalenenstift, ein Waisenhaus, ein Lehrerinnenseminar, eine Kleinkinderschule, eine Oeconomie, eine Diakonissenschule und ein Siechenhaus (Paul Gerhard-Stift). Außerdem besitzt das Kaiserswerther Diakonissenhaus noch zwei Erholungsorte für kranke Schwestern und genesende Kinder, zwei Krankenhäuser in Jerusalem und Alexandrien, Diakonissenlehrhäuser (Pensionate für Kinder wohlhabender Leute) in Hilden, Smyrna, Beirut, Jerusalem, eine Elementarschule in Berlin, Kleinkinderschulen in Berlin und Derendorf bei Düsseldorf, zwei Mägdebildungsanstalten an den letztgenannten beiden Orten und ein Asyl in Brandenburg.

Die 559 Kaiserswerther Diakonissen arbeiten auf 159 Arbeitsfeldern, und zwar in 56 Krankenhäusern, in 12 Siechen- und Armenhäusern, in 40 Gemeinden als Gemeinde-Diaconissen, in 19 Erziehungshäusern und Schulen, in 23 Kleinkinderschulen, 6 Mägdeanstalten, 2 Asylen. Jährlich sind etwa 40,000 Elende und Hilfsbedürftige aller Art in Europa, Asien und Afrika in der Pflege von Kaiserswerther Schwestern. — Welch eine Welt von Schmerz, Jammer und Elend steht hinter diesen Zahlen; aber auch welch ein Bereich der Barmherzigkeit Gottes und seiner Kinder. Und Kaiserswerth ist nicht allein geblieben, 50 Schwesternhäuser haben mit und neben ihm ihre Pforten aufgethan und sind als evangelische Diakonissenhäuser unter Gottes Segen fröhlich erblüht und in den Dienst der Liebe eingetreten. Mehr denn 3900 Diakonissen arbeiten auf 1089 Arbeitsfeldern hin und her in allen Landen Europa's und im Orient. In jedem Jahre dehnt sich das Arbeitsgebiet aus und immer lauter wird allgemein die Nachfrage nach evangelischen Diakonissen.

Gottlob, trotz aller Klage über den Mangel an Arbeiterinnen ist die Zahl der Diakonissen nach immer

[23]) Zeitschrift des deutschen Graveur-Vereins zu Berlin. Jährl. Mark 12.

[24]) Das Stammbuch des blühenden und abgestorbenen Adels in Deutschland, Regensburg 1860, enthält ca. 40 000 Familien, von denen allerdings beinahe die Hälfte erloschen sein mag.

[25]) Bürgerliche Wappen kommen schon sehr frühe (ni fallor zuerst im 13. Jahrhundert) vor.

entschieden im Wachsen, sie hat in den letzten drei Jahren um fast 700 zugenommen und konnten in Folge dessen 223 neue Arbeitsfelder in Angriff genommen werden, auf denen neben der Arbeit in Krankenhäusern namentlich für die Gemeindepflege Diakonissen begehrt worden. Auch dafür muß man Gott von Herzen danken, daß die Einnahmen der 51 Diakonissenanstalten in den letzten drei Jahren von 3,549 453 Mk. auf 4,099 340 Mark gestiegen sind; das nicht bedeutende Deficit der Anstalten ist ungefähr dasselbe geblieben. Wenn auch wohl alle Häuser, das eine mehr, das andere minder, oft werden tiefe Ebbe in der Kasse gehabt und sich viele Einschränkungen auferlegt haben, so werden sie doch alle bekennen, daß die finanziellen Sorgen niemals die Schwersten waren, diese vielmehr in dem Mißverhältniß zwischen der Nachfrage nach Schwestern und den verfügbaren Kräften lagen, so daß man sich oft genöthigt sah, nach nicht erprobte und bewährte Kräfte vor den Riß zu stellen und dadurch innere Schwierigkeiten zu überwinden hatte, die nur der Eingeweihte ganz ermessen kann. Innerhalb Preußen hat jetzt bereits jede Provinz ihr eigenes Diakonissenmutterhaus, etliche Provinzen, wie Schlesien, Pommern, Brandenburg haben derer sogar mehrere, Berlin allein vier, unter denen das von Goßner 1836 gestiftete Elisabeth-Krankenhaus das älteste ist, dann kommt Bethanien, gegründet im Jahre 1847 durch König Friedrich Wilhelm IV., das Lazarus-Krankenhaus, 1867 von Pastor Bögehold gegründet und endlich als jüngstes das von Pastor Disselhoff begründete Paul Gerhard-Stift 1876, welches sich die Gemeinde-, Armen- und Krankenpflege sonderlich in Berlin, für welche die obigen Anstalten, die mit großen, ihre Kräfte sehr in Anspruch nehmenden Krankenhäusern verbunden sind, wenige oder gar keine Kräfte abzugeben vermochten. Wie wir vernehmen, soll auch das Magdalenen-Stift zu Berlin ein eigenes Diakonissenmutterhaus werden, in welchem vorwiegend Pflegerinnen für Asyle ihre Ausbildung empfangen sollen. Unter den jüngeren Anstalten sind es besonders die beiden 1869 gegründeten Häuser zu Torney und Bielefeld, welche sich eines erfreulichen Wachsthums erfreuen. Die Zahl der Bielefelder Schwestern ist in den letzten drei Jahren um das Doppelte gewachsen, von 80 auf 153 und das Stettiner Neu-Torneyer Haus hat nach 10-jährigem Bestehen auch bereits eine Schaar von 100 Arbeiterinnen aufzuweisen. Nächst diesen beiden sind es die Häuser zu Stuttgart, Darmstadt, Hannover und Flensburg, welche am schnellsten gewachsen sind, während die älteren Häuser lange nicht in demselben Maße wachsen, z. B. haben Kaiserswerth und Bethanien-Berlin in den letzten drei Jahren nur um 12, Breslau nur um 9, Carlsruhe nur um 3 Schwestern zugenommen, während Paris und St. Loup sogar zurückgegangen sind. Mag es auch wahr sein, daß auch hier sich das Wort bestätigt, daß das Neue immer am meisten reizt und anzieht, so findet die Anziehungskraft jüngerer Häuser doch auch darin ihre Erklärung, daß, seitdem nunmehr jede Provinz ihr eigenes Mutterhaus hat, ein großer Theil der den Diakonissenberuf erwählenden Mädchen lieber in das Haus der heimischen Provinz geht und in der Heimath zu arbeiten wünscht als in der Fremde. Selbstverständlich wird es ja immer Jeder frei gelassen werden müssen, wohin sie ihre Schritte zu wenden gedenkt, und das eigentlich Normale wäre es doch, wenn jedes Provinzial-Diakonissenhaus sich vornehmlich in seiner Provinz rekrutirte. So gehen jetzt die westphälischen Jungfrauen in ihrer großen Mehrzahl nach Bielefeld, seltener nach Bethanien, Kaiserswerth und dem Elisabeth-Krankenhaus, die Hannoveranerinnen nach dem Henriettenstift in Hannover, und nur die Ostpreußinnen haben einen ganz besonders starken Zug nach Westen; sie sind in allen Häusern bis Kaiserswerth hin reichlich vertreten und nächst dem Ravensberger Lande und Württemberg dürfte kaum eine Provinz so viele Diakonissen hergegeben haben, wie Ostpreußen, daher denn auch das Königsberger Diakonissenhaus weniger als die meisten anderen über Mangel an Schwestern zu klagen hat. Die Leitung sämmtlicher Diakonissenhäuser liegt überall, mit einziger Ausnahme der Häuser in Petersburg und London, die von entschieden christlichen Frauen geleitet werden, in den Händen von Pastoren und Vorsteherinnen, Oberinnen, die einander koordinirt sind. — Alle drei Jahre vereinigen sich die Leiter und Vorsteherinnen der Diakonissenhäuser zu einer Generalkonferenz in Kaiserswerth. Die eine dieser Konferenzen fand im September dieses Jahres statt und waren auf derselben folgende 40 Häuser vertreten: Altona, Augsburg, Berlin (Bethanien, Elisabeth-, Lazarus-Krankenhaus, Paul Gerhard-Stift), Bielefeld, Breslau, Bremen, Braunschweig, Craschnitz, Christiania, Darmstadt, Dresden, Danzig, Frankenstein, Frankfurt a. M., Hannover, Halle, Hamburg, Haag, Kaiserswerth, Königsberg, London, Ludwigslust, Mitau, Neuendettelsau, Neu-Torney, Paris, Pest, Posen, Riehen, Riga, Reval, Straßburg, Stuttgart, Speyer, Utrecht.

Je größer die Gunst ist, welche im Allgemeinen in weiten Kreisen der Diakonissensache entgegengebracht, je lauter ihr Lob in allen Tonarten gesungen wird, je größer andererseits auch die Ausstellungen sind, welche an ihr nach von Freund und Feind gemacht werden und gemacht werden können, und je mehr die Leiter der Anstalten sich bewußt sind, daß sie bei dem bisher Erreichten nicht stehen bleiben dürfen, sondern zu dem inneren und äußeren Gedeihen des Werkes immer wieder ernstester Prüfung desselben bedürfen: um so werthvoller sind ihnen diese gemeinsamen Konferenzen, in denen sie ihre Erfahrungen austauschen, ihre Leiden intra parietes sich klagen, die gemeinsamen Schäden bloßlegen, die Heilmittel suchen können und sich bewußt werden, wo sie zunächst am meisten mit ihren Kräften einzusetzen haben. —

Und kein Ort dürfte für diese gemeinsamen Berathungen geeigneter sein, als Kaiserswerth; kein anderes

Haus auch wäre im Stande, an einer Schaar von über 100 Gästen solche Gastfreundschaft zu üben, wie sie nun schon zum sechsten Male einer mit jeder Konferenz sich steigernden Zahl von Theilnehmern geboten wird. Weit hinein ins Land riefen die Glocken der schönen Anstaltskirche, die sich beim Eröffnungs-Gottesdienste mit einer Schaar von Jungfrauen füllte, welche Tabea's Arbeit aufgenommen haben, und mit ihnen vereint beriethen dann in breitägigen Konferenzen die Leiter und Vorsteher der Anstalten zunächst über die Erziehung der Schwestern zur Wahrhaftigkeit, zur Zucht in der Gemeinschaft und durch die Gemeinschaft; endlich wurde die Frage erörtert: Welche Gefahren liegen in dem Umstand, daß die Leitung der Diakonissen nicht eine eigentlich beamtenmäßige sein kann? Wie ist diesen Gefahren entgegenzuwirken, wie namentlich das Bewußtsein der Schwestern von ihrem amtlichen Charakter zu kräftigen, so daß sie ihre Familien-Angelegenheiten denen des Berufes unterzuordnen bereit werden? Die Geistlichen beriethen in besonderer Konferenz über die ihnen als Seelsorger der Diakonissen obliegenden Pflichten, die Frauen erörterten unter sich die Frage, welche Pflegeakte bei männlichen Kranken von einer Diakonisse verlangt werden können. Noch eine Fülle von Fragen konnte in den Abendstunden erörtert werden, wie die über die Vereinigung der Armenpflege in den Gemeinden mit der Privatpflege bei Bemittelten, welche letztere so oft begehrt und bisher wegen Mangel an Kräften und weil die Armen grundsätzlich immer zuerst versorgt werden müssen, nur in so geringem Umfange geleistet werden konnte. Man war allgemein gewillt, soweit nur immer möglich auch den Wohlhabenden und Bemittelten, welche den Diakonissen in ihrer Arbeit mit Rath und That, mit Opfern und Gaben für die Armen Beistand leisten, als Dank auch die Pflege durch Schwestern in ihren Krankheiten und sonstigen Nöthen bereitwilligst angedeihen zu lassen, dagegen in solchen Fällen die Diakonissenhilfe nicht zu gewähren, wo Angehörige, z. B. gesunde und kräftige Töchter, wohl in der Lage und auch befähigt sind, ihre kranken Eltern und Geschwister zu pflegen, aber sich ihrer Kindespflicht entziehend, den Diakonissen ihre Arbeit aus Bequemlichkeit oder Trägheit aufbürden möchten.

Es ging durch alle diese Kaiserswerther Verhandlungen ein Ton ernster Selbstprüfung. Die Besprechung der Hauptthemata führte tief in das Gemeinschaftsleben der Diakonissenhäuser hinein, legte die Gefahren und Versuchungen, welche dieselben von außen und von innen bedrohen, bloß, und zeigte wieder und immer wieder, wie unsere Sache nur so lange siegreich den bloß auf humanistischer Grundlage stehenden verwandten Bestrebungen für Kranken-, Gemeinde- und Kinderpflege gegenüberstehen, die Konkurrenz nie zu fürchten haben und eine lebendige Anziehungskraft besitzen werde, als wir dieselbe fest und wahr auf das Evangelium gründen und in der Freude an dem Herrn unsere Stärke suchen. Die Leser dieser Blätter werden es billigen, wenn wir auf das Einzelne der Verhandlungen hier nicht eingegangen sind, sie werden aber aus dem Mitgetheilten den Eindruck hinwegnehmen, daß Gott der Herr in der Diakonissensache in demselben Maße wie in den Brüderhäusern und Diakonen-Anstalten gerade für unsere Zeit, die so sehr der Diakonie bedarf, ein Geschenk gegeben hat, das wir in Ehren zu halten haben, eine Gabe, die ausgekauft und ausgenutzt sein will, ein Pfund, mit dem man wuchern soll bis auf den Tag der Rechenschaft. Möchten doch auch diese Mittheilungen hie und da unter den Tausenden von evangelischen Jungfrauen, die verdrießlich und mürrisch am Wege stehn, weil sie entweder müßig und unbeschäftigt sind oder sich von den Dingen, die sie treiben, innerlich nicht befriedigt fühlen können, Etliche zum Nachdenken treiben, ob sie nicht auch im Dienst der Barmherzigkeit Frieden und Befriedigung finden könnten. Dutzende von Krankenhäusern würden sich in wenigen Wochen uns aufthun, wenn wir den städtischen und staatlichen Behörden tüchtige Diakonissen stellen könnten, ein Sieg nach dem andern könnte in mancher Gemeinde errungen werden, wenn auf unzählige Hilferufe nicht so oft geantwortet werden müßte: wir haben keine Menschen. — Wer wirklich seine Brüder lieb hat, wer wirklich an Jesum glaubt und ihm sich zu Dank verpflichtet fühlt, der kann in einer Zeit nicht die Hände in den Schooß legen, in der so viel böse Hände geschäftig sind, den Kranken, den Armen, den Elenden ihr Bestes aus den Herzen zu stehlen, den einzigen Trost im Leben und im Sterben. Von der Diakonissensache aber sagen wir getrost:

Die Sach' ist dein, Herr Jesu Christ,
Die Sach' an der wir stehn,
Und weil es deine Sache ist,
Wird sie nicht untergehn.

„Flieg. Blätter a. d. Rauhen Hause."

Deutsche Adelssagen.

104. Die Herren von Utenheim und von Matzenheim

sind zwei stammverwandte elsässische Geschlechter, welche neben sehr einfachem Schilde, — rechter Schrägbalken, — ein sehr auffallendes Helmzeichen führten, wie es ähnlich nur bei dem badischen Geschlechte der Landschaden von Steinach vorkommt: das Haupt eines alten Mannes, dessen reichlich herabfallendes Haar die Helmdecke bildet. Man wird dasselbe wahrscheinlich als das schützende Wodanshaupt zu erklären haben, eine Annahme, welche durch die Geschlechtsbezeichnung „Utenheim" wesentlich gestützt erscheint, falls „Uten" von „Wuotan" abzuleiten ist.

Mag dem indessen sein, wie ihm wolle, die Sage weiß es genau, wie die Utenheim auch zu dem Namen „Matzenheim" gekommen sind. Bernhard Hertzog erzählt:

„Es hat die alte Zornin von Bulach, Fraw Ur-

sula, geborene Klettin von Utenheim, die letzte dieses Stammens der Klettin von Utenheim, gesagt, daß sie glaubwürdig von ihren Vorfahren gehöret,"

„daß einer des Geschlechts von Utenheim stets zu Matzenheim im Würtzhauß gesessen und sein Gutt mehrentheils alda verzehret, daß auch sein Pferd also gewohnet, wann er zu dem Würtzhauß kommen, daß selbig nicht weitters zu bringen gewesen, und hat man Ihn, den von Utenheim, nur den Matzenheimer genandt. Dahero seine Nachkommen, die von Matzenheim gleichergestallt genennet, haben gleichwohl das altt Utenheimisch Wapen behaltten, aber den Nammen Utenheim fahren lassen, dahero auch sie kaum zu den Utenheimischen Lehen zugelassen worden."

Es bedarf keiner Frage, daß wir es hier einzig und allein mit einem alten, volksthümlichen Scherze zu thun haben, zu dessen Entstehung die Utenheimer vielleicht reichlichen Grund gegeben haben; geschichtlich erscheinen die verschiedenartig benannten Geschlechter des einen Wappenstammes schon am Ausgang des 13. Jahrhunderts.

105. Die Landschaden von Steinach.

Die Harfe auf glänzendem Schilde, den Helm überragt von dem gekrönten Haupte eines alten Mannes, die Schultern von seinem goldgelben Haar umweht, so ritten die Landschaden von Steinach einst von ihren Burgen am Neckarstrom zu den Turnieren des rheinischen Adels. Der sagenberühmteste Mann des Geschlechtes ist Ritter Blicker, der zu Kaiser Rudolfs von Habsburg Zeiten das Land ringsum durch seine Raubzüge von Neckarsteinach aus so schädigte und verwüstete, daß er den Namen „Landschad" erhielt. In die Acht erklärt, lachte er anfangs derselben; er fühlte sich hinter seinen Mauern sicher und stark; der kaiserliche Spruch fand aber dennoch einen Vollstrecker, und Herr Blicker wurde eines Morgens todt auf dem Burghofe gefunden; ein Dolch steckte in seiner Kehle.

Jetzt war Ulrich, Sohn Blickers, Erbe der steinachschen Güter. Gänzlich anderen Sinnes als sein Vater, beschloß er, durch Werke der Frömmigkeit die auf seinem Geschlechte lastenden Sünden zu tilgen. Er nahm das Kreuz und zog nach Palästina. Dort gelang es ihm, nachdem er sich als Spielmann verkleidet hatte, Zugang zu dem Zelte eines von den Christen besonders gefürchteten Sultans zu erlangen, vor welchem er seine Weisen vortragen durfte. Um Mitternacht aber hieb er dem von Wein und Schlaf trunkenen Manne das Haupt ab, und jagte dann, nachdem er eiligst noch von der reichen Beute zusammengerafft hatte, so viel er konnte, zum Lager der Christen zurück. Da verlieh ihm der Kaiser der Landschaden Wappen, wie man es heute noch auf dem Grabsteine Ritter Ulrichs zu Neckarsteinach in der Kapelle zu Neckarsteinach sehen kann.

Die Bestandtheile des Landschadenschen Wappens, ja selbst der Name „Bligger", den wir in diesem Geschlechte so häufig finden, das Alles weist auf die germanische Vorzeit und auf ihren höchsten Gott Wodan zurück. Das Haupt auf dem Helme haben wir schon vorhin auf Wodan gedeutet; die hier erscheinende Krone wird, wie häufig, aus Wodans Hut entstanden sein; die Harfe ist sein Attribut, denn er, nicht Bragi, ist der eigentliche Erfinder des Gesanges und der Dichtkunst. Der Name Blicker oder Blidgerus endlich ist der Beiname Wodans als Todesgottes; der „Herr Blicker" ist nach sehr alter Sage der unheimliche Spielmann, der zum Todtentanze die Geige streicht. Damit ist zugleich eine neue Bedeutung für die Harfe gewonnen; und wohl ziemte es sich für die, welche dem „Landeschaden" wollten, so düstere Symbole an sich zu führen.

Des Kaisers Kranz.

Vorgetragen beim Festmahl des Landwehr-Offizier-Corps in Berlin, am 8. December 1878

Des Alters Frieden, des Hauses Ruh,
Was Tausenden bescheert,
Wer hat es mehr verdient, als Du —
Und Dir ward's nicht gewährt.

Nach hoher That, nach heißer Schlacht
Des Abends stiller Lohn.
Warum ward er nicht dargebracht
Auch Dir auf hohem Thron?

Den schönsten Zielen strebte zu
Dies demuthsvolle Herz,
Und ihm getrübt des Abends Ruh' —
Dem Kaiser ward der Schmerz.

Er aber weiß in allem Glanz
Und hoher Thaten Ruhm,
Daß doch empfängt den höchsten Kranz
Des Leidens Heldenthum.

So trag' ihn denn, Gott gab ihn Dir,
Den Kranz der höchsten Art,
Da neben Deines Lorbeers Zier
Der Dorn Dir nicht erspart.

Und wenn nach dieser Zeiten Drang
Dein Lauf erfüllt einst ganz,
Dann tönt Dir ewig nach der Klang:
Heil Dir im Siegerkranz!

B. v. Lepel.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Dieser Nummer ist das Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß des Wochenblattes pro 1878 beigefügt.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63 — 65.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.



Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Zwanzigster Jahrgang.

1879.

Nr. 1 bis 53.

Berlin, 1879.

Carl Heymann's Verlag.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Mittheilungen ꝛc. den Johanniter-Orden betreffend.

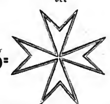
II. Aufsätze und Mittheilungen verschiedenen Inhalts.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.





Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 1. Januar 1879. **Nr. 1.**

Zum neuen Jahre!

Zum erstenmale seit dies Blatt besteht, erscheint es gerade am Neujahrstage.

Da senden denn den Lesern desselben wir unsere herzlichsten Wünsche für's neue Jahr und bitten sie, dem Blatte auch ferner ein gütiges Wohlwollen und freundliche **Unterstützung** zu Theil werden zu lassen.

Allen Denen, welche uns seit so langen Jahren dieserhalb gefördert haben, danken wir dafür, und verknüpfen mit diesem Danke den Wunsch: daß die Aufgaben des Johanniter-Ordens je länger, je mehr, gewürdigt und in immer weitere Kreise getragen werden mögen, damit, wenn abermals fünf und zwanzig Jahre dahin gegangen sein werden, wie wir jetzt zurückblicken auf das erste Vierteljahrhundert seit der Wiederaufrichtung des Ordens, derselbe unter Gottes fernerem Segen, der ihm bisher in so reicher Weise zu Theil geworden ist, für alle Zeiten festgewurzelt, groß und mächtig dastehe; groß — in seinen Leistungen christlicher Barmherzigkeit, mächtig — in dem nie endenden Kampfe gegen die Noth und die Leiden unserer Mitmenschen!

Die Redaction.

Der Johanniterorden in Schlesien.

IV.

Die Commende Corporis Christi in Breslau.

Ueber die erste Ansiedelung der Johanniter in der Hauptstadt Schlesiens findet sich keine sichere Angabe. Wir können die Zeit daher nur annähernd bestimmen.

Unterm 25. October 1273 bekennt nämlich Herzog Heinrich von Schlesien, Herr von Breslau, daß Heinrich, der Sohn des Breslauer Bürgers Herdegen, von zwei anderen Breslauer Bürgern $5^1/_2$ Hufen gekauft habe, gelegen gegen den Hof der Kreuziger (versus curiam Cruciferorum, unter welcher Bezeichnung in den schlesischen Urkunden vorzugsweise die Johanniter, im Gegensatz zu den Templern und Kreuzherren mit dem Stern verstanden werden). Das Kaufobject ist sicherlich kein anderes, als das dicht vor Breslau gelegene Vorwerk Herdain, das, wie dies vielfach in Schlesien vorkommt, seinen Namen von eben dieser Familie erhielt, die sich in seinem Besitz befand. Dieses Vorwerk ging, wie nachher zu erwähnen, sehr bald in die Hände des Johanniterordens über, dessen Hof (curia) sich daher schon auf demselben Territorium befand, auf dem später die Commendegebäude sich erhoben. Dieser außerhalb der Stadtmauer gelegene Johanniterhof ist mehr als ein ländliches Besitzthum, denn als eine fest eingerichtete Commende, für die eher der Ausdruck „domus“ oder „conventus“ gewählt worden wäre, aufzufassen.

Erst geraume Zeit später erhielt der Orden Gelegenheit sich zu entfalten und seinen größeren Zwecken nachzukommen.

Im Jahre 1318 gestattete nämlich Bischof Heinrich I. von Breslau, wo damals Hungersnoth und Seuchen wütheten, die Anlage eines Kirchhofes außerhalb der Stadt vor dem Schweidnitzer Thore, woselbst namentlich die zahlreich sterbende ärmere Klasse beigesetzt werden sollte. Der Platz war von dem Rathe gekauft und wurde diesem auch das Patronat über die dort zu errichtende Todtenkapelle übertragen. Es wurde aber ausdrücklich bestimmt, daß diese Kapelle, die auf den Namen des Erlösers und seiner Mutter geweiht war, nur zum Todtenofficium und niemals zur Ausspendung der Sakramente benutzt werden dürfe.

Gleichfalls vor dem Schweidnitzer Thore, vielleicht im Zusammenhang mit diesem neuen Kirchhof, erhob sich ein Hospital, das zuerst 1324 erwähnt wird und das den Namen führte „Zum heil. Leichnam“ (Corporis Christi). Auch dieses Hospital stand dem Rathe zu.

Die Pflege der Kranken darin war — muthmaßlich auf Betreiben des letzteren — den bereits hier angesiedelten Johannitern übergeben worden. Die Errichtung eines Ordenshauses für Priesterbrüder, Servienten und Donaten und in Verbindnng damit die einer Kirche, welche beide gleichfalls die Bezeichnung „Corporis Christi“ erhielten und durch fromme Schenkungen gefördert

wurden, war eine nothwendige Folge der Berufung der Ordensbrüder an das Hospital. Daß diese Kirche aus der oben berührten Todtenkapelle hervorgegangen sein soll, wie dies neuere Schriften behaupten, ist aus mehrfachen Gründen nicht anzunehmen.

Einer weiteren Ausdehnung der Besitzungen der Johanniter waren die dortigen Verhältnisse nicht günstig, wie überhaupt die deutschen Städte in ihrem wohlverstandenen Interesse die liegenden Gründe geistlicher Orden innerhalb des Stadtgebietes möglichst zu verringern suchten und manche sogar zum Verkauf zwangen.

Der Breslauer Johannitercomtur — sein Name ist nicht weiter bekannt, doch wird es sicher ein Geistlicher gewesen sein — wandte sich nun mit seinem Convent an den Landesherrn, den König Johann von Böhmen, der ihm auch unterm 10. August 1339 gestattete, in seinem Herzogthum und Distrikt Breslau „Besitzungen aller Art" zu erwerben. Auch Johanns Sohn, der spätere Kaiser Karl IV. bekräftigte diese Erlaubniß unterm 22. October 1343.

Es gab demnach zu Breslau im J. 1339 einen vollständig eingerichteten Convent, dessen erste Anfänge wir in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts zu setzen haben.

Sehr bald sahen sich die Brüder in der Lage, von der Erlaubniß ihres Landesherrn Gebrauch zu machen.

Das in der Nähe ihres Hauses gelegene, eben erwähnte Vorwerk Herdain, das sich auf fast acht und eine halbe Hufe vergrößert hatte, war ihnen zum Theil testamentarisch vermacht, zum Theil hatten sie es käuflich an sich gebracht. Zur Sicherung ihres Besitzes wandten sie sich nun an Karl IV., der bei seiner Anwesenheit in Breslau am 18. Nov. 1348 ihnen denselben verbriefte. In der Stiftungsurkunde desselben Fürsten vom 24. Nov. 1351 für die ganz in der Nähe gelegene Dorotheenkirche wird zum erstenmal einer Kirche „Corporis Christi" Erwähnung gethan. Sie bestand aber jedenfalls schon sehr lange, wie auch das Ordenshaus, das urkundlich erst 1339 erwähnt wird.

Aus dem Jahre 1352 wird uns der Syndicus und Procurator des Ordenshauses genannt, der Johannes Conoplach hieß und einen Zins von fünf Mark Prager Groschen jährlich von dem Breslauer Bürger Pezco Stenczel, dessen Sohn Nikolaus Ordensbruder geworden war, für den Convent verschrieben erhielt.

Das Verhältniß desselben zu dem damit in Verbindung stehenden dem Rothe gehörigen Hospital, das sehr beträchtliche Schenkungen erhalten hatte, war die Quelle unaufhörlicher Streitigkeiten, wie der Rath auch den Genuß eines Grundstückes von etwa vier Hufen, das mit dem Ordenshaus und dem Vorwerk Herdain in Verbindung stand, aber dem Hospital ursprünglich gehörte, erschwerte.

Es kam endlich zu einem Vergleich.

Unterm 22. Febr. 1354 verkaufte nämlich der Rath mit Zustimmung der Senioren und Schöffen „namens des Hospitals des allerheiligsten Leichnams Christi und der darin liegenden armen Kranken" dieses streitige Grundstück dem Orden für 150 Mark Prager Groschen. Ebenso verzichtete er namens des Hospitals auf 26 Acker Land, die gleichfalls diesem gehörten, von dem Convent aber „seit langer Zeit" in Besitz genommen waren. Es verspricht auch der Rath, die Brüder in der Bestellung dieser Grundstücke, sowie des Vorwerks Herdain nicht länger zu stören.

Vollständige klare Verhältnisse zwischen dem Convent, der urkundlich damals als „das Ordenshaus der Kirche Corporis Christi vor dem Schweidnitzer Thor" bezeichnet wurde, und dem Rothe traten auch jetzt nicht ein. Wir schließen dies daraus, daß letzterer eine Urkunde von Karl IV. datirt vom 11. October 1377 erwirkte, worin dieser ihm gestattete, für 500 Mark Güter und Zinse im Fürstenthum Breslau zum Nutzen der Kranken im Hospital Corporis Christi zu kaufen, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß diese Güter nicht an Geistliche kommen dürften. Dies bezog sich selbstverständlich auf die Johanniter.

Von jetzt ab trat der Verfall der Commende ein. Er wurde eingeleitet durch das kirchliche Schisma, dessen verderbliche Wirkungen auf den Orden und speciell auf das Priorat Böhmen, in dessen Limiten die Commende Breslau lag, wir schon früher zur Genüge erörtert haben. Nach dem Schisma kamen die für Schlesien nicht minder verderblichen Hussitenkriege. Endlich hatte auch die damals allgemein eingerissene Verwilderung der geistlichen Orden das Ihrige gethan. Genug die Zustände des Breslauer Convents waren derart, daß der zunächst betheiligte Rath sich bewogen fand energisch einzuschreiten.

Dies geschah dadurch, daß derselbe sich an den Großmeister Jean de Lastic (1437 — 1454) wandte. Dazu war noch ein besonderer Anlaß in dem Umstande gegeben, daß die Breslauer Commende eine „Camera magistralis" war, das heißt, ihre Vergebung stand direct dem Großmeister zu, nicht der Zunge, und ihre Responsionen flossen direct in den Ordenstresor, nicht in die Prioratskasse. Solcher „Camerae magistrales" besaß der Großmeister in jedem Priorat eine. (Im Priorat Deutschland war es die von Buchsee in der Schweiz).

Jean de Lastic beauftragte nun den „Corrector, Visitator und Reformator der Priorate Deutschland, Böhmen und Ungarn" Doctor beider Rechte und Appellationsrichter zu Rhodos, Michael de Castellatio*),

---

*) Ueber diese jedenfalls nicht unbedeutende Persönlichkeit stelle ich aus den Ordensannalen und aus der Geschichte von Cypern noch folgende Daten zusammen.

Auf dem Generalkapitel, das am 10. Nov. 1454 zu Rhodos begann, gehörte er zu den zwei Procuratoren des Großmeisters Jacques de Milly. Er war damals noch Appellationsrichter, ging aber später als Generalprocurator des Ordens nach Rom. Im Jahre 1459 wurde er von dort nach Rhodos zurückberufen und 1460 zum Bischof von Paphos (Cypern) gewählt. — Er erfreute sich der Gunst des Königs Jacob, der ihm im Jahre 1468 ein

einen Priesterbruder der Junge Italien, speciell mit der Reformation der Breslauer Commende gemäß der Bitte des dortigen Rathes. Castellatio begab sich zunächst nach Wien, wo er weitere Briefe desselben vorfand. Er befragte sich nun bei den dort erschienenen Breslauer Bürgern und bei verschiedenen Johannitern, die sich dort zu einem Provincialcapitel versammelt hatten. Dann erließ er unterm 17. December 1448 von dort ein längeres Schreiben an den Breslauer Convent, dessen Comtur damals Bruder Nicolaus Rehemen (auch Remen) war (wol von dem Orte Riemen genannt).

In diesem Schreiben wurde dem Convent unter der Form der Erlaubniß die Verpflichtung auferlegt — es scheint, daß auch hier die Initiative von dem Breslauer Rath ausging — eine Reformation nach der Observanz des Straßburger Convents einzuführen, die sich namentlich auf die Abhaltung des Gottesdienstes, auf das zu beobachtende Stillschweigen, auf die Zelleneinrichtung und die Ordenskleidung beziehen sollte.

Es bedarf zunächst hier einer kurzen Erklärung, was unter „Straßburger Observanz" zu verstehen ist.

Ein sehr reicher, hochgebildeter und frommer Straßburger Bürger, Rulman Meerswin (Meerschwein), hatte, angewidert von der grenzenlosen Verderbtheit des damaligen Clerus, sich jener mystischen Richtung angeschlossen, der damals in naturgemäßer Reaction gegen dessen Gebahren viele Edelgesinnte in Deutschland huldigten. Meerswin hatte die bei Straßburg im Rhein gelegene Insel, der grüne Werd (oder Werder, verzopft auch „Wörth" geschrieben), die in früheren Zeiten Sitz eines damals längst verlassenen geistlichen Hauses gewesen war, an sich gebracht, um dort mit Gleichgesinnten eine Congregation zur Pflege ihrer Ideen einzurichten. Der erste Versuch mit Weltgeistlichen schlug fehl (1366). Die Orden versprachen auch sehr wenig. Man entschied sich zuletzt für den Johanniterorden, als den am wenigsten verderbten.

Vom Großmeister Roymund Berenguer erhielt nun Rulman Meerswin 1370 die Erlaubniß zur Stiftung eines Johanniterconvents auf dem „Grünen Werd (insula viridis)"; dazu gab der rühmlichst bekannte Prior von Deutschland, Konrad von Braunsberg, ein festes Reglement für die innere Einrichtung. Das Haus, dem der fromme Comtur Heinrich von Wolfach bis zu seinem Tode 1386 vorstand, gedieh außerordentlich und wurde ihm auch 1399 die benachbarte Commende Schlettstadt incorporirt.

Auf dem grünen Werd wurde hauptsächlich jene mystische Richtung kultivirt, deren Vertreter sich den Namen der „Gottesfreunde"*) beilegten. Sie war ein im strengsten Kreise der Kirchlichkeit sich haltender, stummer Protest gegen die tief eingefressene Fäulniß der damaligen Hierarchie und ihre rohe, äußerliche Auffassung des Christenthums. Und wenn unsere Gottesfreunde von dieser nicht weiter angefochten wurden, so hatten sie dies dem Umstande zu danken, daß alle vorgeschriebenen Ceremonien und Officien von ihnen auf's peinlichste erfüllt wurden, selbstverständlich aus innerer Gewissenhaftigkeit, nicht zum Zwecke der Deckung.

Diese Richtung muß in dem Straßburger Priesterconvent lange vorgehalten oder doch wenigstens bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts eine sehr vortheilhafte Wirkung auf das Leben der dortigen Brüder geäußert haben, sonst würde das Haus zum Grünen Werd nicht als eine Musteranstalt aufgestellt worden sein.

Genug Castellatio befahl dem Breslauer Convent, sich nach dem Vorbild der Straßburger einzurichten und zu diesem Zweck vor allem einen tüchtigen, intelligenten und gelehrten Bruder (virum probum, intelligentem et doctum) aus dem letzteren kommen zu lassen, mit der Reformation aber vor Ankunft dieses Bruders unter keiner Bedingung zu beginnen.*) Um allen „Vexationen" von Seiten des Böhmischen Priors vorzubeugen, wurde die Breslauer Commende von der Jurisdiction desselben eximirt und allein Meister und Convent unterstellt, doch solle sie gehalten sein, einen Abgesandten zu den Böhmischen Provinzialcapiteln zu schicken, damit es nicht den Anschein habe, als ob in dem Orden Zwiespalt herrsche (ne videatur nostra religio sub uno signo diversitatem tenere).

Ferner solle sie das Recht haben sich einen eigenen Comtur zu wählen, nur müsse er von Meister und Convent bestätigt werden. Wenn er pflichtwidrig handle, dürfe sie ihn wieder absetzen.

Wollten andere (Priester-) Brüder dieselbe Observanz annehmen, so sollten sie ohne weitere Erlaubniß ihres Priors in Breslau eintreten können, während umgekehrt diejenigen Mitglieder des Breslauer Convents, die jetzt der Straßburger Observanz (observantia Argentinensis) widerstrebten, sich zum Prior von Böhmen behufs anderweitiger Unterbringung begeben sollten.

Bezüglich der Responsionen, der Mortuarien und der Vacante solle es in Breslau bleiben, wie bisher, da die Commende aber in ihren Einkünften durch verschiedene Fürsten (tyranni), Prälaten und ungetreue, schlechte Comture sehr geschädigt worden sei, so solle die Responsion auf 12 Goldgulden herabgesetzt werden, welche Herabsetzung übrigens nur bis auf bessere Zeiten, bis die Commende wieder in ihren Einkünften erstarke und bis sie das Ihrige wiedererlangt habe, gültig sein solle. Auch so lange es dem Großmeister und dem Convent gefalle.

Die sieben Mark (oder sieben einen halben Gulden) von jener Summe von 47 Mark, die der frühere Statt-

Gut Cemy bei Paphos schenkte. Sein Todesjahr ist nicht angegeben. In dem bekannten Werk von Gams (Series episcoporum) ist er ganz ausgelassen.

*) Ueber diese hat sich in den letzten vier Decennien eine starke Literatur angesammelt. Ihr Oberhaupt, genannt „der große Gottesfreund im Oberland" ist bis jetzt eine noch nicht eruirte Persönlichkeit. Das beste über ihn schrieb der Luzerner Domherr Lütolf im Jahrbuch für Schweiz. Geschichte 1876.

*) Auch habe er gleichzeitig dem Comtur des Straßburger Convents aufgegeben, einen solchen Mann auf das Ersuchen der Breslauer Johanniter unweigerlich abzusenden.

halter von Schlesien, Andreas von Lemberg (Löwenberg)*), der in den Jahren 1437 und 1441 als Comtur des Breslauer Hauses vorkommt, als angeblich väterliches Erbtheil durch Gütertausch an sich gerissen, sollten der Commende wieder als Eigenthum überwiesen werden. Castellatio erklärt, daß er gern selbst nach Breslau gegangen wäre, um die Reformation persönlich in's Werk zu setzen, wie der Großmeister dies ihm aufgetragen, allein der Weg dahin sei nicht sicher (unzweifelhaft meint er damit die Straße durch Böhmen).

Dieses Privileg, vom 17. December 1448 bestätigte nun der Großmeister Jean de Lastic zu Rhodos, nachdem kurz vorher Michael de Castellatio wieder im Convent daselbst eingetroffen war, durch eine an den Breslauer Comtur Nicolaus Rehemen gerichtete und vom 7. November 1450 datirte Bulle. Der Großmeister hebt ausdrücklich darin hervor, daß er dies thue „auch nach der Absicht und der Erkenntniß der Breslauer Edeln und Bürger, die ihn auf das eindringlichste (affectuosissime) darum ersucht hätten". Gewiß ein ehrenwerthes Geständniß!

Die Breslauer Conventualen ermahnt er aber, in dieser neuen Observanz so ehrbar und fromm zu leben, „daß sie durch die Heiligkeit und Anmuth ihres Wandels und ihrer Sitten allen Brüdern des Johanniterordens, wie auch dem Volke von Breslau zum Muster dienen könnten."

(Schluß folgt.)

*) Castellatio giebt ihm das damals vielfach angewandte Epitheton „der Sohn der Ungerechtigkeit (filius iniquitatis)."

Fünfzig Dollars oder fünfzig Cents.

Unter dieser Ueberschrift erzählt der „Messenger" von Philadelphia eine Geschichte, die allgemein bekannt und nachgeahmt zu werden verdient.

An den Grenzen von Connecticut befindet sich eine kleine Stadt, die obschon arm, doch mit Hilfe der einheimischen Missionsgesellschaft einen Prediger unterhält und regelmäßigen Gottesdienst hat.

Ungefähr zu der Zeit, als das Prediger-Gehalt bezahlt werden sollte, zog ein Mann in den Ort, der sein Brot als Kohlenführer und mit ähnlicher Arbeit verdiente. Man bemerkte, daß dieser Mann sehr regelmäßig in die Kirche kam und nie in der Gebetsversammlung fehlte; in Bezug auf Geldbeiträge jedoch betrachtete man ihn nicht als einen besonderen Gewinn. Es war hier die Gewohnheit, daß, wenn des Predigers Gehalt fällig war, einer von den Vorstehern herumging und von den Leuten sammelte, was er dazu bekommen konnte; das Fehlende bezog man dann von der dazu bestimmten Casse des kirchlichen Verbandes. Dieser Sitte gemäß ging Vorsteher A., ein Mann von bedeutenden Mitteln und nicht geringer Sparsamkeit, eines schönen Morgens mit der Unterschriftenliste in der Hand aus, um zu sehen, wie viel er zur Unterstützung des Predigers aus der Pfarrei zusammenbringen könne. Der erste den er traf, war der Kohlenführer, der eine Ladung Kohlen die Straße entlang führte. Der Vorsteher dachte bei sich selbst, es möchte vielleicht gut sein, ihn um einen Beitrag anzusprechen, da er ein ordentlicher Mann sei und jedes Bischen helfe. So redete er ihn an: „Guten Morgen, Herr B., wären Sie geneigt, etwas zum Gehalt des Pastors zu geben?" Zugleich überreichte er ihm das Papier.

Der Mann hielt still, stand ein paar Augenblicke in Gedanken vertieft, zog dann eine Bleifeder aus der Tasche und mit seiner rüstigen Hand eröffnete er die Liste mit der Summe von fünzig Dollars. (200 Mk.)

Der Vorsteher war so überrascht, daß er seinen Augen kaum trauen wollte und dachte, der Mann habe sich geirrt; da er ihn nicht zu übervortheilen wünschte, fragte er ihn: „Soll das fünfzig Cents (2 Mk.) heißen?"

Der Kohlenführer wandte sich um, stellte sich in seiner ganzen Größe hin und erwiderte mit großem Ernste: „Ich schätze das Evangelium nicht auf fünfzig Cents das Jahr."

Diese Antwort stellte die Sache in ein neues Licht. Der Vorsteher ging sogleich zum Pastor, erzählte ihm den Vorfall und sagte: „Wenn der Mann 50 Dollars geben kann, so kann ich 500 Dollars geben."

Derselbe Geist beseelte die Uebrigen in der Gemeinde, als sie die Sache hörten, und in wenigen Tagen war das Gehalt von den Leuten selbst zusammengebracht, ohne fremde Hilfe nöthig zu haben.

Deutsche Adelssagen.

106. Der fromme Niclas von Zorn.

Kein glänzenderes Geschlecht gab es unter den Edlen zu Straßburg, als die „Herren von Zorn", welche, wohl in dreißig Aeste getheilt, auf ihren Stühlen im Straßburger Rathe und auf ihren Burgen und Herrenhäusern im niedern Elsaß mit hohen Ehren saßen. Im 14. Jahrhundert lebte, ihrem Stamm entsprossen, zu Bulach, unweit Matzenheim, Herr Nicolaus Zorn, auch zu Osthausen gesessen, ein Mann, der sich in der Welt Lauf schickte, aber darüber den Himmel nicht vergaß. Bei Spiel und Tanz, bei Trinkgelag und Turnier fehlte er ebenso wenig, wie bei Orgelklang und Chorgesang. Selten ging er an einer Kirche vorüber, ohne einzutreten und wenigstens ein Paternoster oder ein Ave zu sprechen. Auch versäumte er es nie, so oft er eines Kirchhofes ansichtig ward, ein Gebet für die zu sprechen, die unter dem grünen Rasen ruhten.

Eines Abends kehrte er von der Trinkstube zum „Hohensteg" aus Straßburg heim. Die Geschlechtsgenossen hatten wacker gezecht, aber Herr Niclas hatte sich tapfer gehalten. Schon leuchtete ihm die ewige Lampe entgegen, welche vor dem Kirchhofe zu Osthausen brannte; da sprangen plötzlich aus einem Hinterhalte Räuber auf ihn zu; ehe sie aber noch an den Herrn kommen konnten, regte es sich auf dem ganzen Kirch-

hofe; die Todten standen auf und kamen dem Ritter zu Hilfe, so daß die Bösewichter eiligst entflohen.

Herr Zorn wußte nicht, was das Alles zu bedeuten hätte, da aber trat ein Gerippe auf ihn zu und sprach: „Fürchte dich nicht, wackrer Ritter! Die Todten, für welche du so eifrig gebetet hast, sind dir dankbar und werden es nimmer dulden, daß dir ein Haar gekrümmt werde."

Diese Sage von den dankbaren Todten erfreut sich einer außerordentlichen Verbreitung in Deutschland. Leider vermögen wir nicht zu sagen, ob sie vielleicht, wie es uns scheinen will, einen Theil der vita irgend eines Heiligen bildet. Wir geben hier nur an, wo sich Varianten zu derselben finden:

1. Zu Solothurn. Als die Stadt 954 von den Ungarn belagert wurde, erhoben sich die Todten zu ihrer Vertheidigung.
2. Zu Weilheim in Baiern, wo Landleute angeblich im Jahre 1703 durch Todte vor Kaiserlichen Reitern geschützt wurden.
3. Gleichlautend bei Wasserburg am Inn.
4. Zu Wehrstädt bei Halberstadt, wo Todte gegen Räuber für die Hütten ihrer Nachkommen streiten.
5. In den Schlachten des deutschen Ordens im 13. und 14. Jahrhundert kam es der Sage nach oftmals vor, daß die todten Ritter Christi den bedrängten Genossen in gefahrvoller Kampfesstunde zum Streite an die Seite traten.
6. In der St. Marienkirche zu Frankfurt a. O. befindet sich ein Gemälde, welches genau den Hergang schildert, in welchem die Todten den Ritter befreien.

Diese Anschauungen von dem Verbundensein Lebender und Todter sind urheidnisch. Der kampfesmüde Krieger, der im Grabe ruht, hat ja Roß und Waffen zur kriegerischen Auferstehung mit hinabgenommen; er darf aufstehen, wenn ein Freund seiner bedarf. Aber nur diejenigen dürfen sich der Hilfe der dankbaren Todten getrösten, die selber gute Werke gethan haben. Es ist diese Sage ein Nachklang der großartigen germanischen Anschauung von der unzertrennlichen Gemeinschaft der Lebenden und Todten. Wie gewaltiger, dichterischer Ausdruck diesem alten Glauben auch noch in neuester Zeit gegeben worden ist, zeigt uns Heinrich Heine's Ballade von den beiden Grenadieren.

107. Das Wappen der Marx von Eckwersheim.

Der edle Ritter Marx im Elsaß verlor der Sage nach — entweder in der Schlacht durch den Hieb eines Zweihänders, oder durch einen Ueberfall im Bade, den sein Todfeind, der bischöfliche Amtmann Anton Wilsperg zu Zabern, gegen ihn ausführte, — beide Hände mit den unteren Theilen der Arme. Weiter erzählt nun die Sage, als Marx ohne Hände in der Schlacht dastand und man ihn befragte, was man denn seiner Hausfrau von ihm berichten sollte, so habe er frischen Muthes geantwortet: „Saget meiner Liebsten, daß sie mir hinfort kein Waschbecken mehr wird vorzuhalten brauchen!" Die abgehauenen Arme aber nahm er zum Gedächtniß in seinen schwarz und silbernen Schild auf.

Die andere Sage, welche von der Feindschaft des Wilspergers erzählt, ist düsterer. Nachdem es Marx von Eckwersheim mehrfach versucht hatte, sich an dem bischöflichen Amtmann zu rächen und nimmer ihm ein Erfolg geworden war, hub er auf seinem Schmerzenslager die verstümmelten Stümpfe gen Himmel und lud den Junker von Wilsperg vor das Jüngste Gericht, so der Herr im Thale Josaphat bei Jerusalem halten werde; dort sollte er ihm Rede und Antwort stehen. Mit der Aufforderung zum Gerichte starb Marx; desselben Tages aber verschied auch jähen Todes zu Zabern der Junker Anton von Wilsperg. Nach Andern traf ihn der Schlag auf der Trinkstube zum Hohensteg.

Es wird sonst noch viel im Elsaß erzählt von den Marx von Eckwersheim und ihren Thaten; besonders berühmt ist Herr Hans Marx zu Bilstein, der auf dem blutigen Felde von Nanzig 1477 den „reichen Grafen" von Nassau gefangen nahm. Das Alles aber gehört der Geschichte an. Zu bemerken ist noch, daß solche Forderungen vor Gottes Gericht sich sehr häufig in Sage und wirklicher Geschichte finden. Am bekanntesten sind die Gottesurtheile, welche über die Mörder König Adolfs von Nassau ergingen und deren die nächste elsässische Sage Erwähnung thut.

108. Die Mörder König Adolfs von Nassau.

Daß während der Kämpfe um's Reich im 13. und 14. Jahrhundert die habsburgische Partei im Elsaß die vorherrschende war, erklärt sich leicht und einfach aus den alten Beziehungen dieses Hauses zum Elsaß. So fand auch der König Adolf aus dem Hause Nassau am Wasgau nur wenig Boden; es standen ihm Clerus und Rath zu Straßburg, sowie fast sämmtliche hochgefreiete Herren des Landes entgegen, die Leiningen, die Ochsenstein, die Lichtenberg. Als es um 1298 bei Göllheim in der Pfalz am Hasenbühel zum Kampfe kam, befand sich der elsässische Adel fast ungetheilt unter den Fahnen des Erzherzogs Albrecht von Oesterreich. Es ist bekannt, wie Adolf in der furchtbaren Schlacht, ritterlich kämpfend, seinem Gegner unterlag. Die sehr alte Sage aber erzählt, daß sich Niemand von Denen, welche damals mit Albrecht gegen Adolf gekämpft haben, seines Sieges habe erfreuen dürfen; ein unnatürlicher und schneller Tod sei ihnen Allen bald zu Theil geworden. Die alten Chronisten berichten, den Erzbischof von Mainz habe jählings auf seinem Sessel der Schlag gerührt; der Graf von Haigerloch wurde erschlagen; Herr Otto von Ochsenstein erstickte noch während der Schlacht vor Hitze und Anstrengung in seinem Harnisch; der Graf von Zweibrücken ertrank in der Blies; Bischof Konrad von Straßburg ward vor der Stadt Freiburg von einem Metzger erschlagen; der Graf von Leiningen verlor den Verstand, und wie elend Albrecht selbst an der Reuß

im Schooße eines armen Weibes verschied, nachdem ihn das Schwert seines Neffen getroffen hatte, ist allgemein bekannt. In der Zahl der Kämpen Albrechts befand sich in der Göllheimer Schlacht aber auch ein Straßburger Ritter, des Namens von Bock, und auch an ihm vollzog sich das merkwürdige Geschick, daß er als Gegner Adolfs eines unnatürlichen Todes starb.

Auf der Ritterstube zum Mühlstein waren die Anhänger des edlen Geschlechtes derer von Mühlheim versammelt, unter ihnen auch Herr Konrad von Bock, ein Ritter, dem der Ruf ausgezeichnetster Geschicklichkeit in allen Leibesübungen folgte und der mit großem Verdienste am Tage von Göllheim für Albrecht von Oesterreich gestritten hatte. Die Ritter ergötzten sich an Kraftstücken und Kampfesübungen; der Ritter Bock aber kam mit einem Marx von Eckwersheim überein, ihre Geschicklichkeit im Springen zu zeigen. Marx legte sich gerade auf die Erde hin, Herr Konrad sprang auf ihn herab, schnellte sich aber, ohne den Daliegenden anders als mit den Schuhspitzen zu berühren, wieder hoch und sprang über die Füße hinweg. Allgemeiner Beifall lohnte ihm. Jetzt sollte der Ritter Marx von Eckwersheim dasselbe thun; er aber konnte sich im Sprunge nicht halten, so daß er mit seiner ganzen Last auf Konrad von Bock herniederfiel, der auch sofort des Todes war.

„So ward auf der Stube zum Mühlstein Konrad Bock zu Tode gesprungen." Das Gericht über die Feinde Adolfs von Nassau blieb nicht aus. Doch haben noch lange nach Herrn Konrad die Ritter von Bock zu Straßburg in hohen Ehren geblüht.

Literatur.

Den seit langen Jahren erscheinenden so vortrefflichen gothaischen genealogischen Taschenbüchern, deren Jahrgang 1879 im Laufe des vorigen Monats zur Versendung gekommen, ist das

Genealogische Taschenbuch der Ritter- und Adelsgeschlechter für 1879, 4. Jahrgang, Brünn. Druck und Verlag von Buschak & Irrgang (Preis gebunden 8 Mark),

gefolgt, dieselben in würdiger Weise ergänzend und vervollständigend.

Dies in vielen Kreisen sicher willkommene Taschenbuch, ist nach den bisherigen Prinzipien fortgesetzt und wieder mit einer namhaften Anzahl neuer Familien-Artikel bereichert worden, von denen wir diejenigen über die norddeutschen Familien hier anführen: v. Alvensleben (27 Seiten umfassend), v. Berger, v. Brandis, v. Brucken, gen. Fock, v. Carlowitz (15 Seiten), v. Conring, v. Daum, v. Dewitz (16 Seiten), v. Dieditsch, v. Diepenbroick, v. Gadenstedt, v. Grone, v. Hahn, v. Hake, v. Haupt, v. Heimbruch, v. d. Hellen, v. Hohnhorst, v. Holstein (6 Seiten), v. Kerssenbrock (13 Seiten), v. Knobelsdorff (31 Seiten), v. Koenen, v. Koppelow, v. Kospoth, v. L'Estocq (7 Seiten), v. Lieres u. Wilkau (7 Seiten), v. Lindenau, v. Löseke, v. d. Lühe (10 Seiten), v. Lüttichau (7 Seiten), v. Mandelsloh, v. d. Marwitz (12 Seiten), v. Massow (11 Seiten), v. Motz (9 Seiten), v. Oppen (13 Seiten), Pförtner v. d. Hölle, v. Pressenthin, gen. v. Rautter, v. Qualen, v. Quast, v. Quistorp, v. Randow (9 Seiten), v. Reden (16 Seiten), v. Reichmeister, v. Retberg, v. Rochow (18 Seiten), v. Römer (10 Seiten), v. Rumohr (9 Seiten), v. Scheliha (12 Seiten), v. Schönfels (8 Seiten), v. Schrader, Schultz v. Schultzendorff, v. Schwartzkoppen, v. Teichmann u. Logischen (8 Seiten), v. Tieschowitz, v. Trampe, v. Trotha (15 Seiten), v. Trützschler (8 Seiten), v. Voigts-König und v. Voigts-Rhetz, v. Waldow [Waldaw] (9 Seiten), v. Warnstedt, v. d. Wense (9 Seiten), v. Zimmermann, v. Zollikofer und Altenklingen.

Wird, wie zu hoffen steht, das vorliegende Werk auch in seinen späteren Jahrgängen mit dem Fleiße und der Tüchtigkeit, welche die bisher erschienenen kennzeichnet, fortgesetzt, dann wird nach und nach das bisher fast brach gelegene Feld der Kunde adeliger Familien in bester Weise angebaut werden und sowohl der Redaction, wie der Verlagshandlung, der Dank und die Anerkennung Vieler, sowohl der betreffenden Familien selbst, wie der der Historiker und Forscher zu Theil werden.

Das im Jahrgange 1878 Seite 817 bis 823 veröffentlichte Verzeichniß von 15 adeligen Familien-Vereinen, ist im Jahrgange 1879 Seite 721—724 um folgende 4 vermehrt worden: v. Alvensleben, v. Massow, v. Puttkamer und v. Wintzingerode.

Beiträge für das „Genealogische Taschenbuch der Ritter- und Adelsgeschlechter" sind stets sehr erwünscht, doch kann, wie die Verlagshandlung in einer dem Jahrgange für 1879 vorgedruckten Einladung zu Beiträgen für den V. Jahrgang 1880 bemerkt, nur denjenigen Artikeln, welche bis spätestens den 1. Juni des betreffenden Jahres eingehen, bestimmt die Aufnahme schon für den nächsten — stets Anfang December erscheinenden — Jahrgang zugesagt werden, wogegen die während des Druckes — vom 1. Juni bis 15. November jeden Jahres — eingehenden Beiträge nur noch nach Maßgabe des vorgeschrittenen Druckes, in das übrige Alphabet eingereiht werden können. Die für den bereits fertigen Theil desselben, also zur Einreihung an betreffender Stelle zu spät einlangenden Artikel, werden für den folgenden Jahrgang zurückgelegt, einzelne Daten hingegen, wenn dies noch möglich, in den Nachtrag eingerückt.

Die Aufnahme von Artikeln geschieht in allen Fällen vollständig kostenfrei und ohne irgend welche gegenseitige Verbindlichkeit.

Zuschriften sind zu adressiren: „An die Redaction des Genealogischen Taschenbuches der Ritter- und Adelsgeschlechter in Wien, I. Grünangergasse 8," oder: „An die Verlagsbuchhandlung Buschak & Irrgang in Brünn."

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63 — 65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 8. Januar 1879. **Nr. 2.**

1. Friedrich Joachim von Thielau, Rittergutsbesitzer, auf Lampersdorf bei Frankenstein in Schlesien, Rechtsritter seit 1867, † zu Lampersdorf 28 December 1878.
2. Hermann Rochus Graf zu Lynar, Kammerherr, Standesherr und Vorsitzender des Communal-Landtages im Markgrafthum Niederlausitz, erbliches Mitglied des Herrenhauses, auf Lübbenau, Kreis Calau, Rechtsritter seit 1854, † zu Lübbenau 31 December 1878.
3. Adolf von Brand, Kammerherr und Mitglied des Herrenhauses, auf Lauchstädt bei Friedeberg in der Neumark, Ehrenritter seit 1839, † zu Lauchstädt 23. Dezember 1878.
4. Eric von Witzleben, Oberst a. D. und Majoratsbesitzer, auf Witzleben, Ehrenritter seit 1865, † zu Potsdam 25. Dezember 1878.

Auf dem am 18. December v. J. zu Berlin stattgehabten Rittertage der Brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens, sind an Stelle der Rechtsritter: Staatsminister a. D. von Selchow, auf Carolinenthal, und Landrath a. D. von Kröcher, auf Vinzelberg, welche ihr Amt als Mitglied des Convents der genannten Genossenschaften niedergelegt haben:

Die Rechtsritter Major a. D. und Vorsitzender des Communal-Landtages der Kurmark von Rochow, auf Plessow bei Werder und

Landesdirector der Provinz Brandenburg und Major a. D. von Levetzow, zu Berlin, dem gleichzeitig das Amt als Schatzmeister der Genossenschaft übertragen worden ist,

gewählt worden.

Statistisches, den Johanniter-Orden betreffend.

Wie alljährlich nach Beginn des neuen Jahres, theilen wir auch diesmal in Nachstehendem statistische Daten, die Mitglieder des Johanniter-Ordens betreffend, mit:

Die Zahl der sämmtlichen Mitglieder des Ordens betrug am 31. December 1878: 2071, mithin gegen 1852, bei der Wiederaufrichtung desselben, wo nur 1280 vorhanden waren: 791 und gegen 1877 mit 2049: 22 mehr.

Von 1853 bis ultimo 1877 sind 2108 Ehrenritter neu ernannt worden; dazu die 1878 durch die Allerhöchsten Cabinets-Ordres vom 20. März und 24. Juli neu ernannten 47 resp. 26 Ehrenritter, giebt zusammen 2181.

Aus der Zahl der Ehrenritter wurden von 1853 bis incl. 1878 durch Ritterschlag und Investitur zu der höheren Würde als Rechtsritter aufgenommen 735; dazu die 1878 neu aufgenommenen 57 Rechtsritter (1877 fand eine solche Aufnahme nicht statt), sind im Ganzen 792.

Aus der Zahl der Rechtsritter wurden ernannt:

1) zu Commendatoren bis incl. 1877: 34; dazu die am 24. resp. 25. Juni 1878 ernannten 2 Commendatoren, giebt 36;
2) 8 Ehren-Commendatoren;
3) zum Ordenshauptmann bis incl. 1877: 1; dazu der am 28. Januar 1878 in Folge des Todes des Ordens-Hauptmanns: Generalfeldmarschall Grafen von Wrangel neuernannte Ordens-Hauptmann, giebt 2;
4) 2 Ordens-Canzler;
5) 1 Ordens-Secretair;
6) 1 Ordens-Schatzmeister.

Die ultimo 1878 vorhandenen 2073 Mitglieder des Johanniter-Ordens klassificiren sich wie folgt:

1 Herrenmeister (Se. Königliche Hoheit der Prinz Carl von Preußen),

17 Commendatoren (Graf zu Dohna-Schlobitten, Graf von Krassow, Freiherr von Maffenbach, Freiherr von Rigal-Grunland, regier. Graf Otto zu Stolberg-Wernigerode (auch Ordens-Canzler),

Freiherr von Sell, Graf von Schlitz gen. von Görtz, Graf zu Salms-Baruth, Freiherr von Zedlitz und Neukirch, Graf von Taubenheim, von Holtzbrinck, Graf zur Lippe-Biesterfeld, Prinz Hugo von Schönburg-Waldenburg, von Thielau-Rüssing, Graf von Bismarck-Bohlen, (auch Ordens-Secretair), Graf von Arnim-Boizenburg und Graf von Brockdorff-Ahlefeldt.

6 Ehren-Commendatoren (Ihre Königliche Hoheiten der Prinz Friedrich Carl von Preußen, Prinz Friedrich der Niederlande, Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, Prinz Albrecht von Preußen, Freiherr von Manteuffel und Fürst von Bismarck),

1 Ordens-Hauptmann (von Tresckow),

(1) Ordens-Canzler (siehe oben),

(1) Ordens-Secretair (siehe oben),

1 Ordens-Schatzmeister (von Klützow),

538 Rechtsritter,

2 Ehrenmitglieder (Ihre Hoheiten die Herzöge von Sachsen-Altenburg und von Anhalt),

1505 Ehrenritter,

2071 Mitglieder.

Die Zahl der im Laufe des Jahres 1878 von Gott aus dieser Welt abberufenen Ordens-Mitglieder, soweit dies bisher bekannt geworden ist, beträgt 53 (davon 14 Rechtsritter und 39 Ehrenritter), 1877 waren 46 Todesfälle zu verzeichnen, mithin 1878: 7 mehr.

Von den vorhandenen 2071 Mitgliedern sind beigetreten und zahlen ihre jährlichen Beiträge:

1) direct an die Balley:

Der Durchlauchtigste Herrenmeister, 1 Ehren-Commendator, 76 Rechtsritter und 363 Ehrenritter; zusammen 441 Mitglieder.

Am Schlusse des Jahres 1877 waren vorhanden 470 Mitglieder; dieselben haben sich demnach vermindert um 29, theils durch Todesfälle, insbesondere aber dadurch, daß die Mehrzahl davon sich der im Laufe des Jahres 1878 neu in das Leben getretenen Schleswig-Holstein'schen Genossenschaft des Ordens angeschlossen hat;

2) der Preußischen Provinzial-Genossenschaft:

1 Commendator, 51 Rechtsritter und 81 Ehrenritter; zusammen 133 Mitglieder.

Am Schlusse des Jahres 1877 waren ebenfalls 133 Mitglieder vorhanden, so daß der Abgang, welcher stattgefunden hat, durch Zugang von gleicher Höhe ausgeglichen worden ist;

3) der Brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft:

2 Commendatoren, 3 Ehren-Commendatoren (ein Ehren-Commendator ist auch gleichzeitig noch der Pommerschen Genossenschaft beigetreten), 98 Rechtsritter (darunter ein Rechtsritter, der sich auch gleichzeitig noch der Genossenschaft im Königreich Sachsen angeschlossen hat) und 138 Ehrenritter; zusammen 241 Mitglieder.

Am Schlusse des Jahres 1877 waren vorhanden 240 Mitglieder; dieselben haben sich sonach vermehrt um 1;

4) der Pommerschen Provinzial-Genossenschaft:

2 Commendatoren, 1 Ehren-Commendator, 41 Rechtsritter und 115 Ehrenritter; zusammen 159 Mitglieder.

Am Schlusse des Jahres 1877 waren vorhanden 158 Mitglieder; dieselben haben sich sonach vermehrt um 1;

5) der Posenschen Provinzial-Genossenschaft:

2 Commendatoren, 23 Rechtsritter und 38 Ehrenritter; zusammen 63 Mitglieder.

Am Schlusse des Jahres 1877 waren vorhanden 60 Mitglieder; dieselben haben sich sonach vermehrt um 3;

6) der Schlesischen Provinzial-Genossenschaft:

1 Commendator, 1 Ehren-Commendator, 86 Rechtsritter und 191 Ehrenritter; zusammen 279 Mitglieder.

Am Schlusse des Jahres 1877 waren vorhanden 289 Mitglieder; dieselben haben sich sonach vermindert um 10;

7) der Sächsischen Provinzial-Genossenschaft:

2 Commendatoren, 52 Rechtsritter und 87 Ehrenritter; zusammen 141 Mitglieder.

Am Schlusse des Jahres 1877 waren vorhanden 138 Mitglieder; dieselben haben sich sonach vermehrt um 3;

8) der Schleswig-Holsteinschen Provinzial-Genossenschaft:

(neu constituirt),

1 Commendator, 6 Rechtsritter und 23 Ehrenritter, zusammen 30 Mitglieder;

9) der Hannoverschen Provinzial-Genossenschaft:

8 Rechtsritter und 37 Ehrenritter; zusammen 45 Mitglieder.

Am Schlusse des Jahres 1877 waren vorhanden 44 Mitglieder; dieselben haben sich sonach vermehrt um 1;

10) der Westfälischen Provinzial-Genossenschaft:

1 Commendator, 18 Rechtsritter und 42 Ehrenritter; zusammen 61 Mitglieder.

Am Schlusse des Jahres 1877 waren vorhanden 58 Mitglieder; dieselben haben sich demnach vermehrt um 3;

11) der Rheinischen Provinzial-Genossenschaft:

1 Commendator, 14 Rechtsritter und 40 Ehrenritter; zusammen 55 Mitglieder.

Am Schlusse des Jahres 1877 waren vorhanden 54 Mitglieder; dieselben haben sich demnach vermehrt um 1;

12) der Genossenschaft im Königreich Württemberg:

1 Commendator, 7 Rechtsritter und 46 Ehrenritter; zusammen 54 Mitglieder.

Am Schlusse des Jahres 1877 waren vorhanden 52 Mitglieder: dieselben haben sich sonach vermehrt um 2;

13) der Genossenschaft in den Großherzogthümern Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz:

1 Commendator, 1 Ehren-Commendator, 23 Rechtsritter und 56 Ehrenritter; zusammen 81 Mitglieder.

Am Schlusse des Jahres 1877 waren vorhanden 77 Mitglieder; dieselben haben sich demnach vermehrt um 4;

14) der Genossenschaft im Großherzogthum Hessen:

1 Commendator, 9 Rechtsritter und 30 Ehrenritter; zusammen 40 Mitglieder.

Am Schlusse des Jahres 1877 waren gleichfalls 40 Mitglieder vorhanden.

15) der Genossenschaft im Königreich Sachsen:

1 Commendator, 18 Rechtsritter und 39 Ehrenritter; zusammen 58 Mitglieder.

Am Schlusse des Jahres 1877 waren vorhanden 59 Mitglieder; dieselben haben sich sonach vermindert um 1.

Berücksichtigt man, daß 1 Ehren-Commendator und 1 Rechtsritter gleichzeitig zwei verschiedenen Genossenschaften beigetreten sind, so ergiebt sich aus vorstehenden, unter 1 bis 15 mitgetheilten Zahlen, unter Zurechnung der beiden Ehrenmitglieder, daß sich an den überhaupt vorhandenen 2071 Mitgliedern: 1881 an den Zwecken des Ordens betheiligt, während 190 Ehrenritter, sämmtlich vor der Wiederaufrichtung der Balley Brandenburg mit dem Johanniter-Orden beliehen, sich der Neugestaltung desselben nicht angeschlossen haben. Diese Zahl von 190 dürfte sich jedoch in Rücksicht darauf, daß die betreffenden Johanniter fast sämmtlich im Auslande wohnen und mit dem Orden in keiner Verbindung stehen, in Wirklichkeit, durch bereits erfolgten Tod, wesentlich verringern.

Der Johanniter-Orden in Schlesien.

IV.

Die Commende Corporis Christi in Breslau.

(Schluß.)

Diese Straßburger Observanz wurde nun wirklich eingeführt unter dem genannten Comtur Nehemen, den wir nach 1467 in dieser Stellung finden, und bestand noch im Anfange des folgenden Jahrhunderts, wie dies eine großmeisterliche Bulle vom Jahre 1505 bezeugt.

Auch die materiellen Verhältnisse der Commende scheinen sich wieder gebessert zu haben. So wurde das mehrfach erwähnte Vorwerk Herdain, das in schlechten Zeiten verpfändet worden war, 1465 wieder eingelöst.

Gegen Ausgang des Jahrhunderts erlitt sie wieder Störungen, die in ihrer exemten Stellung ihre Wurzel hatten.

Durch das Privileg von 1448 fühlte sich namentlich der Prior von Böhmen Jodocus von Rosenberg (später auch Bischof von Breslau und gestorben 1467) beschwert, zu dessen Priorat die Commende gehörte. Vor allem wollte er die Confirmation ihres Vorstandes sich nicht nehmen lassen. Die Sache kam auf dem am 10. November 1454 zu Rhodos begonnenen Generalcapitel zur Sprache und im Einverständniß mit diesem decretirte der Großmeister Jacques de Milly unterm 24. November 1454, daß der Böhmische Prior den von dem Breslauer Hause gewählten Comtur jederzeit bestätigen müsse. Nach einer Reihe von Jahren machten die Priore den Versuch, das Visitationsrecht des Hauses auszuüben, indem sie erklärten, das Privileg von 1448 sei erschlichen und könne keine rechtliche Geltung haben. Auch verlangten sie, daß die Responsionen, die damals 19½ Gulden Rheinisch betrugen, direct an sie gezahlt würden, was in der That auch mehrfach geschah.

Zur Anbringung seiner Beschwerden sandte das Breslauer Haus, dem seit Beginn des 16. Jahrhunderts Johannes Hornigk aus einer Breslauer Patricierfamilie als Comtur vorstand, den Br. Albert Hilliberth im Jahre 1505 nach Rhodos.

Nach Prüfung der Sachlage richtete der damalige Großmeister Emmerich D'Amboise unterm 2. October 1505 eine Bulle an den Prior von Böhmen Johann von Schwamberg, worin er diesem befahl, nichts gegen das von Michael de Castellatio*) ertheilte Privileg zu unternehmen, da dessen Bestätigung keineswegs von Meister und Rath erschlichen sei. Das Visitationsrecht habe nur der Convent zu Rhodos oder das Straßburger Haus, „dessen Regel das Breslauer angenommen habe" und sollten die dortigen Brüder nicht in Ausübung derselben gestört werden. Ausdrücklich müsse er dem Prior untersagen, die Commende, die eine camera magistralis sei, daher auch ihre Responsionen direct an den Tresor und zwar durch den Receptor zu Venedig einzuzahlen habe, wegen dieser zu molestiren. Auch dürfe er sich sonst kein Recht gegen den Wortlaut des Privilegs von 1448 und der großmeisterlichen Verfügung vom 24. November 1454 anmaßen, wie denn alle diesen entgegenstehenden Briefe und Decrete hierdurch für ungültig erklärt würden.

So waren die Gerechtsame des Hauses, das damals etwa 20 Conventualen stark war, aufs neue befestigt, es traten aber bald ungünstige Zeiten ein.

Wie fast alle deutschen Städte huldigte auch Breslau der neuen Lehre und selbst die dortigen Johanniter unter ihrem Comtur Valentin Scholz — der selbstverständlich ein Geistlicher war, denn auch die Priestercommenden hatten „Comture" — scheinen ihr nicht abgeneigt gewesen zu sein. Die Durchführung der

*) Das Original im Staatsarchiv zu Breslau nennt ihn hartnäckig, aber unrichtig: M. de Castellario und Castillario.

Reformation mußte aber zur Auflösung der Commende führen, nach deren Güter der Rath von Breslau ohnehin großes Verlangen trug.

Sie befand sich damals wieder in einer sehr mißlichen Finanzlage, die zu vielfachen Verpfändungen nöthigte. Daran mögen in erster Linie die verworrenen Zeitverhältnisse schuld sein, sowie die eingerissene schlechte Wirthschaft, aber auch die Bedürfnisse des Convents zu Rhodos, der zu unaufhörlichen, sehr kostspieligen Rüstungen gegen die drohende und dann mit Macht hereinbrechende Türkengefahr gezwungen war und acht Jahre lang (1522 — 1530) heimatlos umher irrte, beanspruchten große Hilfsmittel, deren Aufbringung im Grunde den einzelnen Commenden zur Last fiel.

Sehr bald ergab sich für den Rath eine passende Gelegenheit, in den Besitz der Commende zu gelangen. Karl des V. Bruder Ferdinand, seit 1527 König von Böhmen und damit Landesherr Schlesiens, schuldete ihm eine große Summe. Nachdem dieselbe bis zu 15,000 fl. aufgelaufen war, verpfändete Ferdinand im Jahre 1540, wozu er natürlich nicht das mindeste Recht hatte, für diese Summe dem Rathe die Commende unter Verzichtleistung auf die Einlösung vor den nächsten zehn Jahren. Es handelte sich dabei weniger um die Kirche und die Gebäude der Commende, die schon 1526 bei Anlage der neuen Mauer gegen eine Geldspendung seitens des Convents innerhalb der Stadt zu liegen kamen, so daß sie bei einer Belagerung jetzt hinreichenden Schutz hatten, als um die liegenden Gründe, die aus sieben Gütern Herdain, Schimmelwitz, Neudorf, Thauer, Münchwitz, Pleischwitz und Huben, theils bei Breslau, theils im Fürstenthum Breslau gelegen) bestanden und damals, wohl etwas zu hoch gegriffen, einen Werth von 43,000 fl. repräsentiren sollten.

Der Rath verpflichtete sich zwar, den noch vorhandenen Ordensbrüdern bestimmte Pensionen auszusetzen und den Gottesdienst in der bisherigen Weise zu belassen, es war aber unschwer vorauszusehen, daß auch hier der damalige Grundsatz: „Cujus est regio, illius et religio“ zur Anwendung kommen würde, was auch der Verpfänder sehr wohl wissen mußte. Uebrigens hörte bald der Gottesdienst ganz auf und die Kirche wurde zu profanen Zwecken benutzt.

Zur Zeit ihrer Auflösung besaß die Commende, bei der auch die Wissenschaften eine Pflege gefunden hatten, eine sehr reichhaltige Bibliothek, die späterhin das Loos der meisten Bibliotheken der aufgehobenen geistlichen Stifter theilte.*)

*) Der Breslauer Topograph, Magister Bartholomäus Stein (Sthenius) gehörte keineswegs, wenn er sich auch als „sacerdos Crucigerorum“ bezeichnet, dem Johanniterorden an, wie Knoblich, Geschichte der St. Corporis-Christi-Pfarrei S. 100, behauptet. Dies bezeugt namentlich der 1512 seinen Eltern zu Brieg gesetzte Grabstein, auf dem er sich nur Magister nennt. Als Johanniter hätte er die Bezeichnung „Frater“ gar nicht umgeben können. Auch seinen Orden hätte er dann nicht vergessen können. Er gehörte eben keinem Orden an und übte nur priesterliche Functionen in der Johanniterkirche aus.

Ein Versuch des Rathes, im Jahre 1619 sich aus einem Pfandinhaber in einen wirklichen Eigenthümer zu verwandeln, scheiterte an dem Widerspruch der Schlesischen Stände.

Die Einlösung der Commende betrieb zunächst der Landgraf Friedrich von Hessen-Darmstadt, der seine geistliche Carriere als Johanniter zu Malta begonnen hatte, dort auch das wichtige Amt eines „Generals der Galeeren“ bekleidete und nicht ohne Verletzung der Ordensstatuten bereits 1647 Großprior von Deutschland wurde (nach seiner Anciennetät hätte er noch nicht dazu gelangen können). Papst Alexander VII. machte ihn schon im ersten Jahre seiner Erwählung (1655) zum Cardinal, natürlich nur zum Diakon, wie dies ebenso der Großmeister D'Aubusson gewesen war. Im Jahre 1671 wurde der Cardinal-Großprior auch zum Fürstbischof von Breslau ernannt. Als solcher hätte er nun seine Würde im Orden niederlegen müssen, denn nach Empfang der Priesterweihe konnte und durfte er kein Ritter mehr sein, mußte vielmehr in die Klasse der Ordensgeistlichen übergehen, aber man nahm es jetzt nicht mehr so genau mit den Statuten, namentlich nicht bei einem so großen Herrn, der zugleich am päpstlichen Hofe so gut stand.

Für den Cardinal von Hessen, wie er gewöhnlich genannt wird, war es bei seinen Revenüen eine Kleinigkeit, die Auslösungssumme für die Commende, welche sich übrigens durch spätere Darlehen bis zum Betrage von 43,000 fl. gesteigert hatte, aufzubringen. Auch wußte er den Papst Innocenz XI. für die Sache zu interessiren, der durch eine Breve vom 23. Juli 1678 sich dafür aussprach, zumal die leerstehende Kirche Corporis Christi dann wieder dem katholischen Gottesdienst zurückgegeben wurde, der Cardinal starb aber vor Abschluß der Verhandlungen am 18. Februar 1682 zu Rom.

Der Auslösung nahm sich jetzt diejenige Persönlichkeit an, welche der Sache zunächst stand. Dies war der Großprior von Böhmen, Ferdinand Ludwig Graf von Kolowrath-Liebsteinsky, der am 11. Juli 1692 dem Magistrate von Breslau 30,000 Thaler erlegte und dafür die Commendegebäude sammt den oben genannten Gütern zurückerhielt. Eine wichtige Veränderung ging zugleich damit vor, indem sie, die früher nur eine Priester-Commende war, nun eine Ritter-Commende wurde und zwar so zu sagen ein Juspatronat für die im Orden vertretenen Glieder der Familie Kolowrath, während andere geistliche Orden in Breslau den Gottesdienst in der 1700 wieder eingeweihten Kirche übernahmen. Diese, die noch vorhanden ist, stammt in ihrer jetzigen Gestalt aus dem Jahre 1447, ist also spätgothischen Stils.

Nachdem die Commende unter den Kriegen des vorigen Jahrhunderts viel zu leiden hatte, namentlich bei den verschiedenen Belagerungen Breslaus, wurde sie im Jahre 1810 gleich den anderen schlesischen Commenden eingezogen.

Wir besitzen über sie eine im Jahre 1862 erschienene Schrift von A. Knoblich, damals „Weltpriester des Bisthums Breslau". Dem Verfasser, der vor etwa Jahresfrist in Breslau als geistlicher Rath starb, stand ein reiches Material zur Verfügung, bei dem gänzlichen Mangel an historischer Schulung, dem ein unangenehm sich aufdrängender Subjectivismus zur Seite steht, begeht derselbe aber die unglaublichsten Schnitzer. Wir können von einem schlesischen Kaplan nicht verlangen, daß er weiß, was Camera magistralis oder „Straßburger Observanz" ist, wenngleich er uns sehr breitspurig über die Verfassung des Ordens belehren will, er hätte aber sein Material soweit durchdringen können, um zu merken, daß es sich in dem ganzen Mittelalter bis 1540 immer nur um eine Priestercommende handelte und daß niemals wirklich waffentragende Johanniter in Breslau umhergingen, wie er fortwährend träumt. Selbst der Umstand, daß er den Comtur priesterliche Functionen vollziehen läßt, vermochte ihn nicht, auf seinen Grundirrthum aufmerksam zu machen, während ein solcher Verstoß gegen die Kirchenverfassung bei einem protestantischen Historiker auf das schärfste gerügt zu werden pflegt. Es wäre dringend zu wünschen, daß eine berufenere Feder aus dem Kreise der schlesischen Historiker unter Zuhilfenahme des im Breslauer Staatsarchiv und im dortigen Rathsarchiv befindlichen Materials, durch eine kritische Geschichte der Commende Corporis Christi und des damit verbundenen Hospitals, die noch vorhandene große Lücke in der Localgeschichte Breslau's baldmöglichst ausfüllte. —

Aurich. Dr. Herquet.

Deutsche Adelssagen.

109. Die Baarpfennig und Leimer zu Straßburg.

Um auch von einem patrizischen Geschlechte der Stadt Straßburg eine Sage mitzutheilen, gedenken wir der beiden Familien Baarpfennig und Leimer, welche sehr oft den Ammeisterstuhl zu Straßburg besetzten und ein nur in den Farben wechselndes Wappen, einen der Länge nach einmal, der Breite nach viermal getheilten Schild, — die Quartiere abwechselnd gold und schwarz, — führten. Als ihr gemeinsamer Stammvater wird der Ammeister Rulin der Krämer angegeben. Der eine seiner Söhne, der ein lustig Blut war, kam oft in die Verlegenheit, seinen sparsamen Bruder, der stets baare Silberpfennige in der Kiste hatte, mit den Worten: „Bruder, leih mir!" um ein Darlehn anzusprechen. Da beide Brüder beim Volke sehr bekannt und beliebt waren, so kamen allmählig für ihre Familien die Namen Leimer und Baarpfennig auf.

So die Sage, die jedenfalls wohl nur ein Volksschwank auf eine sonst in hohem Ansehen stehende Bürgerfamilie ist.

110. Die drei Häuser Croy, Salm und Wasgenstein,

französisch Bassompierre, führen ihren gemeinsamen Ursprung auf das Geschlecht der lotharingischen Grafen von Engelweiler zurück. Ein Graf dieses Namens, verehelicht mit einer des Geschlechtes von Kinspein, soll seine drei Töchter in die Häuser Croy, Salm und Bassompierre verheirathet haben. Allen dreien aber gab er Feengaben mit, welche seit uralter Zeit Talismane seines Geschlechtes gewesen waren; der Herr von Croy erhielt mit seiner Braut einen Becher und das Gebiet von Engelweiler, der Graf von Salm einen Ring und das Gebiet von Finstingen, Bassompierre einen Löffel und den Besitz von Rosières. Während der Unmündigkeit der drei Töchter hatten drei berühmte Abteien, Nivelle, Remenecourt und Epinal die Feengaben aufbewahrt, welche indessen nicht etwa durch äußeren Glanz, sondern durch ihre wunderbaren, das Glück heranziehenden und bewahrenden Kräfte so hohen Werth für die Besitzer hatten.

Die wunderbaren Dinge aber waren auf folgende Weise in den Besitz des Grafen von Engelweiler gekommen: Eine Fee hatte den gewaltigen Helden und Weidmann liebgewonnen und war ihm, ohne Wissen seiner Gemahlin, auf sein Schloß nachgezogen, wo sie ihm jedes Montags Nacht in dem Gemache über dem Thurmeingange sichtbar ward. Hier verbrachte dann der Graf die Nacht. Auf die Dauer aber konnte das Ausbleiben des Grafen weder der Schloßherrin noch dem Gesinde verborgen bleiben. Die Gräfin ließ einen zweiten Schlüssel zu dem Thurmgemache arbeiten und überraschte ihren Gemahl, wie er an der Seite eines wunderschönen Weibes schlief; sie nahm die Kopfbedeckung der Fremden, welche vor der Letzteren auf einem Stuhle lag, hinweg und warf sie an das Fußende des Bettes.

Am nächsten Morgen, da die Fee sich entdeckt sah, nahm sie auf immer Abschied von dem Grafen, gab ihm aber Becher, Löffel und Ring, damit das Glück mit dem Besitze dieser Talismane in seinem Geschlechte sich forterbe. Wie der Ritter sie an seine Töchter vertheilte, haben wir bereits gesehen; wir müssen nun von den späteren Schicksalen der Feengaben hören:

„Wer sie den Besitzern entwenden wird, fällt in Unheil und Verderben!" so hatte die Fee geweissagt. Das zeigte sich bei dem Ringe. Von einem Herrn von Pange ward er dem Grafen Salm, als dieser einst weidlich gezecht hatte, von der Hand gezogen; aber der reiche Pange hatte nun Elend über Elend; seine Unternehmungen scheiterten; seine Gattin verlor ihre Ehre, seine drei Töchter wurden von ihren Ehemännern verlassen; er selbst starb endlich aus Gram.

Was aus den andern Gaben geworden, erzählt die Sage nicht; sie weiß nur noch etwas von den Schicksalen des Bechers. Eine Marquise von Havrée, des Geschlechtes von Croy, wollte ihn einst ihren Gästen zeigen, ließ ihn aber aus der Umhüllung fallen, daß

er in viele Scherben brach. Dennoch fanden sich die sorgfältig gesammelten Stücke des Morgens wieder zu Becherform zusammengeschmolzen.

Was nun die Deutung dieser altgermanischen Geschlechtssage anbetrifft, so erklären sich Becher und Ring sehr leicht. Der Becher ist Bragafull, der Begeisterung und Sieg verleihende; der Ring ist Odhins Ring Draupnir, der Träufelnde, das nimmer sich verzehrende Kleinod. Wir finden Becher und Ring, wie wir schon gesehen haben, öfter als Geschlechtskleinode, — nicht aber den Löffel. Derselbe hat indeß hier die ihm natürliche symbolische Bedeutung; er ist ein Zeichen der Fülle; der glückliche Besitzer darf schöpfen und schöpfen mit ihm, — des Guten wird kein Ende.

Eigenthümlich ist in dieser Sage der Umstand, daß eine Fee die Wunschdinge verleiht. In mitteldeutschen Landen würde der Geber ein Gott oder ein Bürger der Unterwelt sein. Je mehr indessen die Sage nach Westen wandert, um so mehr treten die Feen, welche die deutsche Mythologie nicht kennt, an Stelle der Götter und Dämonen. Wohin übrigens die Feengaben gekommen sind, davon wird uns keine weitere Nachricht gegeben.

111. Die Sagen der Rappoltsteiner.

„Es führen,“ so sagt der Chronist Bernhard Hertzog, „die Herren von Rappoltstein drei rothe Schildlein in weißem Feld; auf dem Helm ein Männlein ohne Arme in weißer Kleidung, an der Brust drei rothe Schildlein; — hat auf einen gelben türkischen Spitzhut.“ Mit dem Ursprunge dieses Wappens verhält es sich also:

Herr Konrad von Rappoltstein zog mit Kaiser Konrad III. in das gelobte Land und lag mit dem Heere der Christen vor Damaskus. Da forderte ein riesiger Heide die christlichen Ritter zum Kampfe heraus. Nach kurzem Bedenken erbot sich Herr Konrad, den Zweikampf anzunehmen, und durch seine Gewandtheit und Kaltblütigkeit gelang es ihm, den Sarazenen von oben bis unten mit einem Schwertstreich zu spalten. Die Sage ist die Quelle von Uhlands „schwäbischer Kunde.“ Den Sarazenen aber auf ewige Zeiten zum Andenken ihrer Tapferkeit auf dem Helme zu führen, erlaubte den Rappoltsteinern die kaiserliche Gnade.“ — Wir haben eine einfache Wappensage, über deren Thatsächlichkeit sich nichts entscheiden läßt.

Eine düstere, rapppoltsteinische Sage geht von den beiden unteren Schlössern des Geschlechtes, welche sehr nahe beieinander liegen, St. Ulrich und Girsberg. Zwei Brüder, des Hauses Rappoltstein echte Zierden und einträchtigen Sinnes, bewohnten sie und erfreuten sich oft zusammen des Waidwerks. Früh bei Sonnenaufgang weckten sie sich, indem der Eine einen Pfeil an den Fensterladen des nach Schlummernden schoß. So auch eines Wintermorgens. Der Girsberger hatte geschossen; in demselben Augenblicke öffnete sein Bruder auf St. Ulrich das Fenster und sank, von dem schwirrenden Pfeil ins Herz getroffen, todt zu Boden.

Die Rappoltsteiner sind die Gründer der Wallfahrtskirche zu Dusenbach, in deren Nähe ein steiler Fels, der Hirschsprung, über die Landstraße herabhängt. Die Geschlechtssage erzählt von dieser Gründung, daß sie von einem Grafen Anselm von Rappoltstein geschehen sei, der ein gewaltiger Waidmann gewesen.

Einst jagte der Ritter oben im Walde; da kam er plötzlich mit dem Rosse dem Absturze des Felsens zu nah; er konnte das schäumende Thier nicht mehr halten und sprengte mit dem Rufe: „Maria hilf!“ in die Tiefe. Wohlbehalten aber kam er unten an und baute zum Danke die Kapelle von Dusenbach.

Sehr bekannt ist ferner im Elsaß die Sage von dem Silberglöckchen der Rappoltsteiner. Sie hatten dasselbe nach der Kirche von Rappaltsweiler geschenkt; es war von klarem, höchst durchdringendem Tone. So oft nun das Glöcklein angezogen wurde, fingen sämmtliche Hunde auf den drei rappaltsteinischen Schlössern, Rappaltstein, Girsberg und St. Ulrich zu bellen und zu heulen an. Noch in späteren Zeiten, als die Schlösser schon längst nicht mehr bewohnt werden konnten, hörte man aus den Trümmern, sobald das Silberglöckchen zu Rappaltsweiler geläutet wurde, das Bellen und Heulen der Hunde. Erst in der französischen Revolution kam das Glöcklein weg und wurde zu blanken Münzen ausgeprägt.

Der Volkssage nach ist es überhaupt um den ganzen Edelsitz der Rappoltsteiner her nicht recht geheuer. So fährt alljährlich in der Christnacht um die Mitternachtsstunde eine mit vier Rappen bespannte Kutsche den jähen Berg von Hoch-Rappoltstein herab. Sie bewegt sich durch Rappaltsweiler, ohne daß ein Kutscher die Pferde lenkt. Leer wie sie gekommen, fährt sie dann, von Gemar heimkommend, gegen zwei Uhr den Berg wieder hinan.

Der Verein zur Unterdrückung der Unsittlichkeit in London,

der bereits seit 75 Jahren besteht, hat sich zur Hauptaufgabe gemacht, Bücher und Flugschriften unzüchtigen und schlüpfrigen Inhalts, sowie obscöne Bilder und Photographien aufzustöbern und deren polizeiliche Beschlagnahme herbeizuführen. Daß die Beamten in dieser Hinsicht ihre Schuldigkeit thun, geht aus dem in dieser Versammlung verlesenen Berichte hervor, wonach seit der Gründung des Vereins auf dessen Anregung u. A. nicht weniger als 63,487 illustrirte Bücher und Flugschriften unsittlichen Inhalts, 375,049 obscöne Bilder und Photographien 5,943 Karten, Schnupftabacksdosen und andere Artikel mit obscönen Abbildungen mit Beschlag belegt und vernichtet wurden. Was thun wir? Gerade jetzt ist es Zeit, der Polizei im Kampfe gegen die Unsittlichkeit beizustehen.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63 — 65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 15. Januar 1879. **Nr. 3.**

Friedrich Wilhelm von Schmeling, Generallieutenant z. D., Ehrenritter seit 1859, † zu Berlin 5. Januar 1879.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister des Johanniter-Ordens, Prinz Carl von Preußen, Königliche Hoheit, wird am Donnerstag, den 23sten dieses Monats, ein Capitel dieses Ordens in Höchstseinem Palais hierselbst abhalten.

Am 14. d. M. hat in Stettin eine Sitzung des Convents der Pommerschen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens stattgefunden, während der Convent der Preußischen Provinzial-Genossenschaft dieses Ordens zu einer Sitzung am 20. d. M. in Königsberg zusammentreten wird.

Die Schwester Natalie Narischkin.

Von Dr. A. Leesenberg.

Ubi charitas, ibi Deus.

I.

Wenn man Zeuge eines Lebens gewesen ist, das sich zu Gott emporschwang und in ihm aufging, sei es nun durch die rücksichtslose Hingabe seines Selbst oder durch einen frühzeitigen Tod, so geht man in der Folge mit ehrfurchtsvollem Interesse den Spuren desselben nach, und es kommen dann eine Menge an sich unbedeutender Umstände zur Geltung und offenbaren die Vaterhand und das Auge Gottes, welcher in besonderer Voraussicht diejenigen Menschen führt und bewacht, die er zu sich heranziehen will, und dies zu einer Zeit, wo ihre Handlungen noch unvollkommen, ihre Blicke zerstreut; und ihrer zukünftigen Bestimmung gänzlich fremde Verhältnisse sie umgeben.

Einem solchen Interesse verdankt das neuste Buch der Mme Augustus Craven, geborene de la Ferronnays „La sœur Natalie Narischkin, fille de la charité de St. Vincent de Paul, Paris, Didier & Co.“, seine Entstehung, welches sich in manchen Beziehungen dem auch in Deutschland weit verbreiteten Buche derselben Verfasserin: „Récit d'une sœur“ anschließt.*) Es wendet sich an alle die, deren Denken nicht ganz durch die öffentlichen Ereignisse absorbirt wird und zu ihrer Zerstreuung sich nicht blos mit Phantasiegebilden begnügen, sondern gern in der Betrachtung von Thatsachen sich versenken, die, wenn auch noch so verschiedener Art, dennoch nicht minder das Interesse alles Wirklichen und Wahren haben, als die, welche die Welt bewegen.

Natalie Narischkin wurde am 6. Mai 1820 zu St. Petersburg geboren und war die Tochter des Gregor Narischkin und der Prinzeß Anna Meschtschersky. Beide Eltern waren aus Gesundheitsrücksichten gezwungen, ihr Vaterland zu meiden, und sich Jahre lang mit ihren Kindern, einem Sohn und vier Töchtern, von denen Natalie die dritte war, in Italien aufzuhalten. Ihre und ihrer Geschwister Kindheit verfloß daher ganz in der Fremde und keine Erinnerung verknüpfte sie mit Rußland, wo ihre Familie nichts destoweniger einen hohen Rang einnahm. Jedermann weiß, daß die Mutter Peter des Großen ihrem Geschlecht entsprossen war, und in einem Lande wo die Titel eben so geschätzt als freigebig gespendet werden, haben die Narischkin gleich manchen andern Bojarenfamilien stets verschmäht sich mit einem solchen zu schmücken; war ihnen doch der Ruhm ihres bloßen Namens vollständig genügend, um es nicht überflüssig zu finden, demselben etwas hinzu zu fügen.

Im Schoße der griechischen Kirche geboren, dann aber in frühester Kindheit in die Fremde versetzt und so den religiösen Einflüssen eines Cultus entzogen, der mehr als jeder andere, national genannt werden darf, ohne andrerseits der Heilsgaben theilhaftig werden zu können, die das Land darbot, welches ihre Eltern als Aufenthalt gewählt, würde Natalie in vollständiger

*) Von derselben Verfasserin sind außer den genannten beiden Werken noch folgende erschienen: Anne Sévérin, Fleurange (gekrönt von der Akademie) Le Mot de l'Enigme, Adelaide Capece Minutolo Le Comte, de Montalembert die sich sämmtlich durch echt christliches Denken und Fühlen auszeichnen.

Gleichgültigkeit oder wenigstens in jenem Leichtsinn aufgewachsen sein, wie er der Jugend selbst inmitten religiöser Elemente oft eigen zu sein pflegt. Statt dessen sehen wir sie seit ihrer frühesten Kindheit instinctmäßig sich Allem zuwenden, das geeignet ist, die Seele zu erheben. Es ist, als ob eine unsichtbare Stimme sie an sich zieht, ihre Aufmerksamkeit fesselt und der sie stets willig Gehör giebt. Man könnte sagen, daß Gott sich aller Umstände bedient habe, um sie zu sich zu ziehen. Wir suchen vergeblich in ihrem Leben eine Begegnung, eine Freundschaft, eine Befriedigung oder eine Enttäuschung, die nicht als letztes Resultat immer mehr die Wahrheit jener Berufung bezeugte, die sie nie mächtiger fühlte, als wenn sie sich derselben zu entziehen suchte. In Neapel, wo sie ihre Jugend verlebte, fand die erste Begegnung der Ihrigen mit der Familie de la Ferronnays statt, deren Bekanntschaft für sie gleichsam die Brücke des Heils wurde. Bald verknüpften Bande der innigsten Freundschaft sie mit Olga de la Ferronnays, derjenigen Tochter dieses Hauses, die mit ihr im gleichen Alter stand und deren, durch traurige Familienereignisse frühzeitig gereifter Geist bis zu einem gewissen Grade, selbst während einer fünfjährigen Trennung, ihre Entwickelung beeinflußte, die vielleicht sonst unter gänzlich entgegengesetzten Eindrücken einen anderen Verlauf genommen hätte.

Gegen Ende des Jahres 1840 verließ Mme Narischkin Neapel, um sich mit ihren Töchtern nach Paris zu begeben, während die Familie la Ferronnays sich zu der verbannten Königsfamilie der Bourbons nach Görz begab. Diese abermalige Trennung der beiden Freundinnen sollte eine letzte ewige werden, da der Gesundheitszustand ihrer Mutter es Natalie nicht gestattete, dieselbe zu verlassen oder sie zu einem Rendezvous mit der von ihr so verehrten Familie zu bereden. Als Olga de la Ferronnays einige Jahre nachher auf den Tod erkrankte, da war es ihr heißester Wunsch, die geliebte Jugendfreundin noch einmal zu sehen, zu sprechen und an's Herz zu drücken. Leider sollte diese sie nicht mehr unter den Lebenden finden, als sie unter dem Schutze einer Freundin ihrer Mutter herbeieilte; aber in der langen einsamen Nacht wo sie die Leichenwache mit der Mutter der Verstorbenen theilte, kam die Gnade des Höchsten bei ihr zum Durchbruch. Eine Stimme, mächtiger als die der Hingeschiedenen sprach in ihrem Innern die Worte, welche ihr selber zu sagen der Verstorbenen nicht mehr vergönnt gewesen war. Zwar hatte die Stimme des Herrn schon oftmals zu dem Herzen des jungen Mädchens inmitten des Weltgetriebes gesprochen, aber nie so mächtig und ergreifend als in jener Nacht, so daß die Erinnerung daran nie verlosch und daß sie bis an ihren letzten Tag mit Rührung von dieser Nacht des Gebets sprach, als eines Moments, wo eine besondere Gnade ihr zu Theil geworden und ihrem Leben hinfort ein festes Gepräge gegeben sei. Es sind dies Augenblicke im Leben, eben so ergreifend als unaussprechlich, wo Alles, was uns umgiebt ebenso verwandelt erscheint als unser eigenes Inneres. Es ist ein Blitz, der inmitten des Sturmes die Wolkenmassen zerreißt und einer Klarheit Raum giebt, die noch lange nachher die darauf folgende Dunkelheit durchleuchtet. Wenn die Seele sich in dieser Sphäre zu halten vermöchte, dann wäre man fast versucht, zu sagen, daß das menschliche Leiden besiegt sei, denn es giebt kein Leiden mehr, wo der Widerstand des Willens dagegen aufhört, und wie sollte da noch Widerstand vorhanden sein, wo die klare Erkenntniß des Zieles ist, dem wir zuwandern, und die unbedingte Annahme der Mittel, die uns dahin führen!

Aber die Welt treibt fort ihr Wesen und das Leben, mit seiner unvermeidlichen Thätigkeit und ebenso unvermeidlichen Zerstreuung nimmt seinen Lauf. Die Zeit verrichtet ihr natürliches Werk und wenige menschliche Herzen sind fest genug ihr zu widerstehen. Die göttliche Erleuchtung erlischt allgemach und überläßt es unserer eigenen Kraft, sich mit den Schmerzen zurecht zu finden, welche die Welt längst verwischt glaubt, während wir oft umsonst den Muth vermissen, der uns in jener ersten schrecklichen Stunde aufrecht erhielt. Glücklicher Weise konnte Natalie nicht allein zu jener Stunde, sondern auch in der nächsten Folgezeit in dem Kreise der Angehörigen ihrer verblichenen Freundin weilen und sich nicht allein mit deren Schmerz identificiren, sondern auch die religiösen Tröstungen theilen und verstehen, die ihnen zur Seite standen, und zwar mit einer Intensivität und Tiefe, deren Grad allein die Zeit gelehrt hat. Die nächste Folge dieses Ereignisses war, daß Natalie auch formell zu derjenigen Kirche übertrat, mit deren Vorstellungen und Lehren sie von frühester Jugend an vertraut gewesen war und womit sie gleichzeitig den heißesten Wunsch ihrer heimgegangenen Freundin erfüllte. Für sie war es der Hafen, in dem ihre Seele die lang ersehnte Ruhe und Befriedigung und in der Folge ein Glück finden sollte, wie es hienieden nur wenigen Auserwählten zu Theil wird. Ueberdies stehen beide Kirchen, die griechische und die römische in ihren Hauptlehren so nahe, daß der Schritt von der einen zur andern nicht schwer fällt, wo lokale und persönliche Verhältnisse von so überwältigender Natur, wie hier obwalten. Wäre es doch schon im Allgemeinen schwer zu verstehen, wie eine gebildete von innerlicher Frömmigkeit erfüllte Russin, die fern von ihrem Vaterlande aufgewachsen ist, bei der Rückkehr dahin sich im Schooße der orthodoxen griechischen Kirche zurecht finden könnte. Denn wie man auch sich immer zur katholischen Kirche stellen mag, so ist es doch nicht zu läugnen, daß sich in ihr stets ein reges geistiges Leben kundgegeben hat, während die Kirche des Orients, einst die Königin des Wissens und der Beredsamkeit, verstummt und erstarrt ist. Indessen sollte ihr Vorhaben bei ihrer Mutter, die doch sonst ihrer Neigung zum katholischen Cultus keinerlei Hindernisse in den Weg gelegt hatte, einen ebenso unerwarteten als nachdrücklichen Widerstand finden, wobei aber weniger religiöse als politische und patriotische Be-

denken obwalteten: Erst nachdem Mme. Narischkin 1844 in Venedig gestorben war, konnte Natalie den langgeplanten Wunsch ausführen. Es fand dies Ereigniß am 15. August desselbigen Jahres statt, kurz vor ihrer Rückkehr nach Rußland, wo ein älterer Bruder ihres Vaters Alexis Narischkin ihr und ihren Schwestern sein Haus in Moskau als Zufluchtstätte eröffnet hatte. Nachdem sie sich diesem Onkel entdeckt, erhielt sie nach einer schmerzlichen Probezeit, während welcher ihr jegliche Ausübung ihres Bekenntnisses streng untersagt blieb, die Erlaubniß ihrer ältesten Schwester Elisabeth nach Venedig zu folgen, als diese zu Wien im Herbst 1845 einen Baron Pentz heirathete. Gleichzeitig mit dieser letzteren gab die zweite Schwester Marie Hochzeit, die ihrem Gatten Herrn v. Valois nach Stuttgart folgte, während nur die jüngste, Catharina mit dem Bruder nach Rußland zurückkehrte. Es sollte das letzte Mal sein, daß alle vier Schwestern in dieser Welt vereinigt gewesen waren. Um dieselbe Zeit, als die letzten Vorbereitungen zur Doppelhochzeit gemacht wurden, erhielt Natalie den Antrag eines jungen Mannes aus guter Familie, der sie vor vier Jahren kennen gelernt und ihr jetzt seine Hand bot. Vielleicht schwankte sie noch einen Augenblick, welchen Theil sie erwählen sollte, denn es konnte hierin ja auch ein Zeichen Gottes für sie liegen. Ein Hinderniß trat dazwischen, was vielleicht zu besiegen gewesen wäre, allein sie machte hierzu keinerlei Versuche, und als einmal dieser kurze Traum entschwunden, da war es ihr, als sei sie wie von einem Alp befreit. Es war ihr so leicht, so frei um's Herz, daß sie fühlte, hinfort vermöchten keine irdische Bande sie mehr zu fesseln, nur Gott allein gehöre ihr ganzes Dichten und Trachten.

II.

Während Natalie's Aufenthalt bei ihrer Schwester in Venedig, wo die erste Inbrunst ihres neuen Lebens sie erfüllte, sind es vorzugsweise zwei Gestalten, die durch den Einfluß, welchen sie auf den ferneren Entwickelungsgang unserer Heldin ausübten, unsere Aufmerksamkeit verdienen. Die eine dieser Freundinnen, Marie de Bombelles, die gleich ihr gelitten und gerungen und gleich ihr Alles verlassen sollte, um Alles zu finden, war es, die durch fromme Unterhaltungen den contemplativen Sinn in Natalie nährte, während die Andere, Mm. Neville, ihr mit dem Beispiel werkthätiger Liebe voranging, sie in die Wohnungen der Armen, an das Lager der Kranken führte. In der That war Natalie von jener Thatkraft, jenem Muthe und jenem glühenden Eifer beseelt, der vor nichts zurückschreckt, wo es gilt, das Loos der Armen zu lindern und Werke der Nächstenliebe zu verrichten. Aber diesem Marthasinne ging bei ihr in fast noch höherem Grade der Mariasinn zur Seite, d. h. der Zug, sich in stiller Beschaulichkeit der Betrachtung der göttlichen Dinge hinzugeben.

Zwischen diesen beiden Freundinnen konnte Natalie nun in Muße beide Richtungen ihrer Natur ausbilden und gleichsam einen Lehrcursus für beide Wege durchmachen, die sie in der Folge zu gehen bestimmt war. Aeußerlich lebte sie dabei in gewohnter Weise fort, nahm Theil an dem Weltleben und den Freuden, wie sie ein glückliches Familienleben bietet; nichts verkündete noch den Ihrigen die innere Bewegung, welche den großen Wechsel ihres Lebens vorbereitete. An welchem Tage, zu welcher Stunde sie zum ersten Mal ihren innersten Wunsch verrieth und den noch zu nehmenden Entschluß ahnen ließ, läßt sich nicht genau bestimmen, aber wahrscheinlich fand diese Entdeckung gegen Ende des Frühjahrs 1856 statt, nachdem sie einige Monate in brünstigem Gebet und in eifriger Ausübung von Werken der Liebe verbracht hatte.

Im ersten Augenblick, wer könnte darob erstaunen? traf sie bei ihren Geschwistern auf lebhaften Widerstand; nichts ist begreiflicher und natürlicher, als der Kummer, der sich ihrer bemächtigte, und daß sie dann gewiß Alles aufboten, sie von dieser Idee zurückzubringen. Der Kummer, welcher den nächsten Angehörigen unter solchen Umständen zugefügt werden muß, ist eine der härtesten Bedingungen, welche das große Opfer Denen auferlegt, die zur Erfüllung desselben berufen sind.

Was Natalie während dieser Wandlung litt, die für immer die Gegenwart von der Zukunft schied und so zusagen ihr Leben in zwei Hälften theilte, davon geben ihre Briefe aus jener Zeit den beredtesten Ausdruck:

„Das Herz leidet unfäglich bei der Trennung von den Meinigen. Nicht, daß ich vor dem Opfer meiner selbst zurückschrecke, welches mir zu bringen übrig bleibt; dieser Gedanke beunruhigt mich keinen Augenblick. Aber es ist wahr, meine lieben Freunde, ich glaubte nicht, daß ich so an Euch hinge, wie es in der That der Fall ist; nein, ich glaubte nicht, daß es in solchem Grade der Fall sei, und danke Gott, daß er es mir vorher verborgen hielt. Vielleicht wäre ich vor diesem Leid zurückgeschreckt und nachher der Reue verfallen, während es jetzt vielleicht dazu dient, meinem Opfer einigen Werth zu verleihen. Darum danke ich Gott für Alles."

Wohl litt sie unter dem Kreuz der Trennung, wohl empfand auch sie den Widerstreit der verschiedenen Gefühle, die in solchen Lebenslagen abwechselnd die Menschenbrust bestürmen, aber sie suchte sich darüber zu erheben und zur Klarheit durchzubringen.

„Wenn unser Herz Leere empfindet, warum es dann nicht wirklich aller irdischen Zuneigung entleeren? Erinnerst Du Dich nicht, daß die heilige Gertrud, als sie unsern Herrn fragte, was er von ihr wolle, zur Antwort erhielt: „Was ich von Dir will, ist ein Herz ledig aller Creatur." Unser Herz ist voll, wenn es diese Leere empfindet und wenn es wirklich leer war, dann kann auch Nichts mehr es allzu sehr betrüben. Versuchen wir darum, Alles, was nicht Gott ist, nur in Gott zu lieben."

„Gott ist so gütig gegen mich gewesen, daß es

mir unmöglich ist, nicht ganz durchdrungen davon zu sein. Daher ist es mein lebhafter Wunsch, Ihm auf irgend eine Weise meine Dankbarkeit und Liebe zu bezeugen. Wohl weiß ich, daß er meines Dienstes nicht bedarf, aber ich fühle darum nicht minder das Bedürfniß, mich meiner großen Schuld gegen Ihn zu entledigen, indem ich Ihm das größte Opfer bringe, dessen ich fähig bin: mich selbst, d. h. mein Herz, meinen Geist, meine Freiheit, meinen Willen, meine Kräfte, meine Gesundheit, kurz Alles, was in mir fähig ist, Seinen Dienst zu verrichten und Seinen Ruhm zu verkündigen. Dieser Gedanke ist es, welcher dem Gelübde bei der Ergreifung des Klosterlebens seinen Werth verleiht . . . Was die Zuneigungen betrifft, von denen man sich loslöst, wenn man der Welt entsagt, so sind diese Bande darum nicht abgebrochen; erstens ist dies nicht möglich und sodann wird es auch nicht verlangt; denn wäre es wirklich möglich und verlangt, welches Verdienst käme alsdann noch dem Opfer zu? Aber Gott, der die Liebe ist, und der, wie man sagt, ein auf unsere Herzen eifersüchtiger Gott ist, verbietet uns indessen keineswegs zu lieben, nur sollen wir kein Geschöpf mehr denn ihn lieben. Auch ist das Leben der meisten Klosterheiligen voll von Beispielen der rührendsten Liebe und der treuesten Sorge für Die, welche sie in der Welt zurückließen. Alles wird durch das Gelübde geheiligt, das, fern davon, einen Eingriff in die Neigungen zu thun, dieselben vielmehr stärkt und vertieft."

„Wenn Alle die Glückseligkeit des Ordenslebens kennten," sagt Lorenzo Giustiniani, „so würden die Menschen sich in Menge darauf stürzen; aber da die Fortpflanzung des Menschengeschlechts dadurch aufgehalten würde, so hält die Göttliche Vorsehung diese Glückseligkeit der Menge verborgen, sie erscheint ihr als ein dunkles Räthsel, dessen Lösung nur einige Wenige verstehen." Ich versichere Dich, daß mir das Klosterleben als das Paradies auf Erden erscheint und daß ich Gott nicht genug danken kann, daß Er mich würdigte, es zu verstehen."

Bisher war der Entschluß Natalie's nur bis zu dem Punkte gediehen, daß sie ihr ferneres Leben Gott zum Opfer bringen wolle, ohne sich über das Wie klar zu sein. Gleich wie der Reisende oft zweifelhaft ob des zu wählenden Schiffes ist, das ihn an seinen Bestimmungsort bringen soll, so hatte auch sie bisher für keinen Orden eine besondere Vorliebe gezeigt, vielmehr überließ sie es ihrem Bruder, für sie zu wählen. Als er nun den Orden der Filles de la charité de Saint Vincent de Paul in Vorschlag brachte, da fühlte sie, daß er ihren theuersten Wünschen entgegen gekommen sei. Natalie war 28 Jahr alt, als diese Entscheidung ihr die ganze Fülle jenes Friedens gab, die allein aus der völligen Hingabe des Herzens an Den entsprießt, der die Wahrheit, die Gerechtigkeit und die Liebe ist. Am 21. Januar 1848 verließ sie für immer das Haus ihres Bruders. Zuvörderst begab sie sich nach dem Hospital de la Rochefoucauld zu Montrouge, wo sie eine Art von Versuchsstation in den Arbeiten ihres zukünftigen Berufs durchmachen sollte, bevor ihr Noviciat im Mutterhause nach zwei Monaten seinen Anfang nahm. Kaum war sie einige Wochen hier, als ihre Schwester, Mme. de Valois, einem zehrenden Fieber erlag, das seit Langem ihre Kräfte untergraben hatte. So erlitt Natalie gleich zu Beginn ihres neuen Standes die schwerste Prüfung, die ihr derselbe auferlegen konnte, d. h. die Entfernung von den Ihrigen zu einer Stunde, wo ihre Liebe ihnen am nothwendigsten gewesen wäre. Aber wenn sie hinfort auch nicht vom Leiden befreit war (denn nicht um es zu fliehen, nähert man sich Christum), so war sie doch für immer gegen jene Stürme gesichert, welche die Ungeduld, das Murren und der Widerstand gegen Gott in der Seele hervorrufen. Sie war damals allerdings erst am Anfang ihrer Laufbahn, aber von den ersten Schritten an trat ihr der Friede entgegen, und man kann wohl sagen, daß sie ihn auf der Schwelle des Hauses sitzend fand, dahin sie gekommen war, um Gott und die Armen aufzusuchen. Der Orden, in den Natalie eintrat, steht unter allen geistlichen Verbindungen der römischen Kirche unseren protestantischen Diakonissinnen am nächsten. Er theilt mit ihnen auch die Bestimmung, daß seine Mitglieder nicht für das Leben gebunden sind, sondern jedes Jahr an einem bestimmten Tage in die Welt zurücktreten oder ihr Gelübde erneuern können; denn Vincenz wollte nur freiwillige Arbeiter an seinem heiligen Werk. Sie sollten keine Nonnen im eigentlichen Sinne des Wortes sein, sondern ihr Kloster das Haus der Kranken, ihre Regel die Barmherzigkeit, ihr Gitter die Furcht Gottes und ihr Schleier die Bescheidenheit.

Natalie giebt in einem ihrer Briefe die folgende Tagesordnung:

„Um vier Uhr Morgens steht man auf, man kleidet sich rasch an und begiebt sich in die kleine innere Capelle, wo man bis 6¼ Uhr zubringt, sodann geht man ins Refectorium zum Frühstück und hört darauf die Messe. Später gehe ich hinauf zu den alten Frauen, wo ich bis elf Uhr Arbeit habe. Dann geht man zum Essen hinunter, das mit dem gracias und anderen Andachtsübungen bis 12½ Uhr dauert. Hierauf findet eine Vereinigung im großen Saal statt, wo wir bis zwei Uhr arbeiten. Mit dem Schlag Zwei beginnt das Vorlesen aus der Heiligen Schrift, womit das Beten des Rosenkranzes verknüpft ist. Inzwischen ist es drei Uhr geworden und ich gehe, mich in der Wäschekammer nützlich zu machen, bis ich zu meinen lieben Alten zurückkehre, denen ich ihr Abendbrot reiche und sie zu Bett bringe. Eine der Schwestern sagt ihnen mit lauter Stimme am Morgen und Abend das Gebet vor, was einen sehr erhebenden Eindruck macht. Um 6¼ Uhr speisen wir zu Abend; von 7—8 finden wir uns abermals im großen Saal, später in der

Capelle zusammen, und um 9 Uhr liegt Alles in tiefer Ruhe."

(Fortsetzung folgt.)

Vor dem Sturm. Roman aus dem Winter 1812 auf 13 von Theodor Fontane. 4 Bde. Berlin 1878. Wilhelm Hertz.

Es giebt einen Zeitraum in der Geschichte unseres engeren Vaterlandes Preußen, von dessen eigentlichem Wesen wir uns heut kaum noch einen rechten Begriff machen. Die Klage über schwere Zeiten ist ja auch heute noch in Aller Munde, aber wahrlich die schwere Noth der Zeit u. s. w., wie sie Chamisso in vierfacher Variation so treffend zeichnet, die kannten doch nur unsere Großeltern. Jener Franzosendruck hat doch ganz anders auf dem Leben unseres Volkes gelastet, als alle wirthschaftlichen Calamitäten von heut zu Tage und am Allerunerträglichsten mußte er werden, als die leise Hoffnung im Osten aufdämmerte, ihn abzuwerfen. Alle Stände standen bereit, Alles hatte so zu sagen, die Hand am Schwert, und der Befehl zum Losschlagen kam nicht. Das ist der schwerste Prüfstein für Preußische Unterthanentreue gewesen, dieses stumme Harren, diese Stille vor dem Sturm, die uns Fontane in dem vorliegenden Buche schildert. Er hat es einen Roman genannt, weil die darin auftretenden Personen und ihre Geschicke Kinder seiner Phantasie sind, aber doch nicht ganz, denn sie sind zugleich Charactertypen ihrer Zeit. Könnten wir uns wie in Andersens Märchen von den Galoschen des Glücks in das Jahr 1812 in die Straßen des alten Berlin oder in das Oderbruch versetzen, wir würden dem alten Vitzewitz begegnen, wir würden auf Bamme stoßen und Drosselstein finden. Auch die Erlebnisse der einzelnen Personen hängen so innig mit den historischen Ereignissen zusammen, daß wir ein Stück vaterländischer, ein Stück Culturgeschichte vor uns haben. Wenn Fontane es trotz alledem verschmäht hat, seinem Buche die viel mißbrauchte Bezeichnung „historischer Roman" zu geben, so ist diese Bescheidenheit im höchsten Grade ehrenvoll für ihn, vielleicht war es auch das Göthe'sche sich der That freuen. Er braucht kein Aushängeschild, sondern läßt sein Buch für sich reden. Dieses Buch selbst ist in weiteren Kreisen schon durch sein Erscheinen im Daheim bekannt geworden, dennoch wäre jedem Leser eine wiederholte Lectüre anzuempfehlen, wenn er dem Dichter gerecht werden und die volle Freude an dessen Werk haben will. Erst jetzt, ohne die aus räumlichen Rücksichten von der Redaction des Daheim vorgenommenen Kürzungen, die mehr oder minder einem Buche Eintrag thun müssen, haben wir die Erzählung so vor uns, wie der Dichter sie geschrieben und erst jetzt läßt sich ein richtiges Urtheil darüber fällen.

Fontane hat so viele märkische Edelsitze besucht und beschrieben, daß es kein Wunder ist, wenn auch sein Roman uns auf einen solchen führt, sein Held ein „Junker" ist und sein Personenzettel eine ganze Reihe von Edelleuten aufweist. Der erste Band ist überschrieben: Hohen-Vietz, aber er führt uns zuerst nach Berlin, in die Klosterstraße, von wo aus Lewin von Vitzewitz, der sich Studirens halber in Berlin aufhält, dem väterlichen Gute zufährt. Lewin ist ein Dichter und Denker, mehr noch eine deutsche als ausgesprochen märkische Figur, ganz märkisch aber ist Krist sein Kutscher, die Fahrt durch den Schnee, an der erleuchteten Kirche vorüber, ist ein kleines Cabinetsstück deutscher Kunst. Der alte Jeetze, eine prächtige Dienerfigur, wie sie alten Familien eigen ist, leuchtet uns ins zweite Capitel hinüber, in dem wir uns nun in Hohen-Vietz umsehen und seine Geschichte erfahren. „Weihnachtsmorgen" macht uns mit Renata, der Schwester des Helden, einer anmuthigen echt weiblichen Erscheinung bekannt, während im nächsten Capitel Bernd von Vitzewitz auftritt, vielleicht die bedeutendste Figur des ganzen Buches. Da haben wir den märkischen Junker, der in der Jugend seines Königs Schlachten schlug, dann seine Scholle baute und dann Wohlstand, Glück, ja sogar ein geliebtes Weib verliert durch die Franzosen. Ein Gedanke erfüllt seine ganze Seele, nur einem Gedanken lebt er, die Befreiung des Vaterlandes vom Joch des Bonaparte; in aller Stille übt und rüstet er die Jugend, verhandelt er mit dem Alter; fromm und treu, durch und durch ehrenfest, ist er doch entschlossen, auch auf eigene Hand loszugehen. Die trotzige märkische Art will nicht auf den König warten, schützt er sie nicht, schützt sie ihn auch wider Willen. Vitzewitz sieht zwar am Schluß sein Unrecht ein, aber er würde im Wiederholungsfalle nicht anders handeln. Das Capitel: „In der Kirche" zeichnet sich durch die saubere Kleinmalerei aus, die wir in dem ganzen Buche finden und die aus der Pietät hervorgeht, der auch das Leblose werth ist. Ueber Pfeiler und Grabsteine nicht nur, sondern auch über Tische und Stühle weiß Fontane den goldnen Schleier der Poesie zu werfen, so daß sie auch in unseren Augen nicht nur stummer Hausrath, sondern lebendiger Ausdruck des Characters ihrer Zeit werden. In der Kirche wird uns auch Pastor Seidentopf vorgestellt, eine liebenswürdige Erscheinung voll Herz und feinen Geschmacks. Ihm steht zunächst Tante Schorlemmer, die fromme Herrnhuterin, eine kleine Figur nur, aber lebenswahr in jedem Zuge. „Im Kruge" treten uns die köstlichen Bauerngestalten entgegen, die Jeder kennt, der einmal zwischen Sumpf und Sand geathmet. Das folgende Capitel ist „Hoppenmariken" überschrieben und zeigt uns das gespenstige Element, das keinem Roman fehlen darf, doch ist es hier entschieden aus dem Leben genommen, denn diese originelle, halb boshafte, halb von Wahnsinn angehauchte Gestalt konnte nicht erfunden werden. Schulze Kniehase, Marie, Othegrawen, Torgany, sie Alle gehören mit in das Bild märkischen Familienlebens, wie es uns der erste Band schildert. Die Schilderung des Zusammenhangs zwischen Herrenhaus und Pfarre, und Beider mit dem Dorfe, der alten Weihnachtsbräuche, die auch die Noth des Vaterlandes nicht ertödten kann, machen diesen ersten Band jedem Leser besonders lieb. Der zweite Band fordert, schon ein feineres Verständniß, er führt uns in ganz andere

Gesellschaft und es weht eine ganz andere Luft darin. „Schloß Guse“ ist es überschrieben, den Mittelpunkt desselben bildet Tante Amélie, um die sich die Reste des französirenden, geistvoll frivoler Gesellschaft vom Hofe des großen Königs und des Prinzen Heinrich gruppiren. Tante Amélie und ihre Freunde bilden in der That eine Portraitgollerie wie der Verfasser selbst sagt, ober Portroits von überroschender Aehnlichkeit. Da ist Drosselstein, der ostpreußische Edelmann, der sporsome Herr von Kroch, und oor allem General Bamme, der in seiner Originalität wieder zu den hervorragendsten Erscheinungen des Buches gehört. Pehlemann, Rutze und die oorzügliche Gestalt des Doctor Faulstich, oon der wir gewünscht hätten, daß sie noch mehr in den Vordergrund getreten wäre, gehören mit zu diesem Kreise. Dos Diner, dos chez soi, sind onmuthige Gegensätze zu „Alles was fliegen kann, fliege hoch“ und anderen Capiteln des ersten Bandes. Ein ganz prächtiges Capitel des zweiten Bondes ist das „in der Amts- und Gerichtsstube“, wo der Bernd und Othegraven den wockeren Schulzen überzeugen wollen, daß mon dem König treu sein konn, ouch wenn mon ihm nicht gehorcht. Mit dem vierzehnten Capitel, das „es geschieht etwos“ überschrieben ist, kommt die eigentliche Handlung mehr in Fluß und der „Hütejunge“, den wir in dem Buche nicht missen möchten, zu Ehren; die wehmüthige Liebesgeschichte des Conrectors, Lewins Liebe zu der polnischen Cousine, Renotos stille Neigung für den Vetter, kurz die Liebesgeschichten treten neben der Fronzosenhetze in den Vordergrund. Daß alle diese Herzensgeschichten unendlich zart und rein geschildert sind, ist einer der Hauptoorzüge des Buches.

Der dritte Band trägt den Titel „Alt-Berlin“ und führt uns zuerst in das „Johanniter-Palais“ on der Ecke des Wilhelmsplatzes, wo Vitzewitz, der Ritter des Achtspitzenkreuzes ist, seinem Herrenmeister oufwartet. Mit ihm ist sein Schwager Ladalinski, Reprösentont des polnisch-preußischen Elements, eine besonders fein ausgeführte Figur. Dos Gespräch der beiden Herren mit dem greisen Prinzen Ferdinand hat etwas tief bewegendes. Auf dem „Windmühlen-Berge“ lernen wir die olten Berliner kennen, wie sie heut zu Toge immer mehr verschwinden und mitten hinein in ihr Gespräch blasen die Franzosen Retroite; wir meinen die Hörnerklönge zu vernehmen und zittern erwartungsvoll oor dem, was da kommen muß. Eine echte Berlinerin alten Schlogs tritt uns auch in Frau Hulen entgegen; ihre Mohnpielen und ihr Heringssalat bilden wieder einen Gegensatz zu dem Ladalinski'schen Ball, so einen Gegensotz wie Fontane sie liebt und uns mehrfach oorführt. Hier geht die Weltgeschichte wieder ein Stück weiter, „York hat copitulirt,“ klingt es in die Ballmusik und auch noch durch das folgende Capitel, in dem wir Lewin bei Savigny und Fichte im Colleg finden. Dann wandern wir in die Dichtergesellschaft Kastalia und blicken hinein in das literarische Leben jener Zeit, on die Nachricht vom Brande in Vitzewitz schließt sich die Schilderung des Tages von Borodino, der das poetischste Capitel des ganzen Buches, „durch zwei Thore“ folgt; hier blickt uns aus jeder Zeile, wenn es auch Prosa ist, der Dichter des Archibald Douglos an; und wir gewinnen den sonst so patriotischen Lewin gerade um seiner Freundlichkeit willen gegen die unglücklichen fronzösischen Kürassiere doppelt lieb. Doppelt fühlen wir nun mit ihm, ols der Nebenbuhler ihm die Brout entführt und er todtkrank im Kruge liegen bleibt, doch möchten wir aufmerksame Leser bitten, dos kleine Capitel „bei Hansen-Grell“ nicht zu überschlogen, das reich an feinen Bemerkungen ist, die sich überhaupt vielfach in dem ganzen Buche zerstreut finden und den Genuß on der Lectüre desselben erhöhen.

„Wieder in Hohen-Vietz“ heißt der oierte Band, der on eigentlichem Inhalt der reichste ist; Lewins Krankheit, seine oufdämmernde Neigung zu Morie, dem geheimnißvollen Pflegling des Schulzen Kniehase, die sich am Schlusse nicht noch der Schablone als vornehme Dame entpuppt, sondern bleibt was sie ist, und trotzdem Frau von Vitzewitz wird, Tonte Amélies Tod und Begräbniß, vor ollen Dingen die nun mehr in den Vordergrund tretenden militairischen Operationen des alten Vitzewitz, Lewins Gefangenschaft und Befreiung, Tubals Tod, des Königs Ruf zur Fohne, der endlich olle Conflicte löst und auch die Vitzewitzer in den offenen Kampf ruft, aus dem sie heimkehren, um Hochzeit zu halten, wenigstens Lewin mit Marie. Das beste Capitel dieses Bandes ist unstreitig dos erschütternde: „Zwei Begräbnisse,“ wie sich denn die Erzählung gegen das Ende hin nicht abschwächt, sondern immer mehr zuspitzt. Es ließe sich noch Vieles darous erwöhnen und onführen, denn das Ganze steckt ooll unzähliger kleiner Feinheiten, wie z. B. die Anhänglichkeit der Hoppenmoriken an Lewin, aber es dorf jo dem Leser die Ueberroschung nicht genommen werden. Dabei aber geht doch noch ein großer Zug durch dos Buch, der ihm die Hauptwirkung oerschafft. Daß es reich an köstlichen Landschaftsbildern ist, versteht sich beim „Wanderer durch Mark Brandenburg“ von selbst, dessen klorer, poetischer Styl auch im Roman den Leser ongenehm berühren wird.

Das Fontanesche Buch ist ein ganz eigenartiges; es läßt sich durchaus nicht clossificiren oder vergleichen, und doch ist nichts gesucht Apartes darin, es steht uns nur hier wieder einmal ein Dichter gegenüber, der unbekümmert um den Tagesgeschmack ganz seine eigenen Wege geht und die Form wählt, die sein Genius ihm eingab. Beinah durchsichtig klar erscheint das Ganze, das Werk eines gereiften, geläuterten Geistes, der über den Parteistandpunkt in reinster Objectivitöt über Menschen und Verhältnisse urtheilt. Ideale Auffassung mit der Pietät für das Geringste zu verbinden, das ist dem Dichter gelungen; jedes Bild, das er uns zeichnet, ist stimmungsvoll, wir sehen die Schneeflocken fallen, wir hören den Trommelschlog bei der Revue und wir lassen uns alle militoirischen Exercitien gefollen, denn sie gehören dazu.

Viele Schriftsteller und Leser haben ein Vorurtheil gegen lobende Kritiker, aber es wäre ein Unrecht, da nicht ganz und ooll anzuerkennen, wo das Licht den Schotten fast gönzlich oerdrängt. Das Wappen des treuen Bernd von Vitzewitz hängt nicht in der Ordenskirche zu Sonnenburg, die Ritter der Balley Brandenburg aber werden ihn doch ols ebenbürtig onerkennen und seine Geschichte wird überall gern gelesen werden, wo Fontone sich schon mit seinen Wanderungen einen Platz nicht nur in der Bibliothek, sondern auch in den Herzen erobert hat.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63 — 65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der




Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 22. Januar 1879. **Nr. 4.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Januar 1879 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Januar 1879 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro December 1878.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. December 1878	42			
	Zugang pro December	20			
		62			
	Abgang	24			
	Bleibt Bestand	38	38	1 359	60
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. December 1878	73			
	Zugang pro December	15			
		88			
	Abgang	18			
	Bleibt Bestand	70	70	2 149	72
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. December 1878	22			
	Zugang pro December	5			
		27			
	Abgang	10			
	Bleibt Bestand	17	17	641	58
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. December 1878	26			
	Zugang pro December	16			
		42			
	Abgang	15			
	Bleibt Bestand	27	27	888	54
5.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. December 1878	10			
	Zugang pro December	7			
		17			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	14	14	375	50
6.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. December 1878	23			
	Zugang pro December	19			
		42			
	Abgang	15			
	Bleibt Bestand	27	27	384	36
7.	**Vandsburg:**				
	Bestand am 1. December 1878	9			
	Zugang pro December	6			
		15			
	Abgang	4			
	Bleibt Bestand	11	11	319	27
	zu übertragen		204	6 565	357
	Uebertrag		204	6 565	357
8.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. December 1878	28			
	Zugang pro December	5			
		33			
	Abgang	9			
	Bleibt Bestand	24	24	767	32
9.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. December 1878	28			
	Zugang pro December	14			
		42			
	Abgang	22			
	Bleibt Bestand	20	20	687	60
10.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. December 1878	21			
	Zugang pro December	11			
		32			
	Abgang	10			
	Bleibt Bestand	22	22	680	35
11.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. December 1878	30			
	Zugang pro December	30			
		60			
	Abgang	34			
	Bleibt Bestand	26	26	1 003	65
12.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. December 1878	46			
	Zugang pro December	21			
		67			
	Abgang	18			
	Bleibt Bestand	49	49	1 398	80
13.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. December 1878	42			
	Zugang pro December	9			
		51			
	Abgang	11			
	Bleibt Bestand	40	40	1 278	60
14.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. December 1878	26			
	Zugang pro December	10			
		36			
	Abgang	18			
	Bleibt Bestand	18	18	689	42
	zu übertragen		403	13 067	731

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Januar 1879 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro December 1878.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		403	13 067	731
15.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. December 1878	15			
	Zugang pro December	14			
		29			
	Abgang	12			
	Bleibt Bestand	17	17	477	60
16.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. December 1878	15			
	Zugang pro December	23			
		38			
	Abgang	15			
	Bleibt Bestand	23	23	573	41
17.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. December 1878	15			
	Zugang pro December	17			
		32			
	Abgang	19			
	Bleibt Bestand	13	13	452	42
18.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. December 1878	17			
	Zugang pro December	9			
		26			
	Abgang	11			
	Bleibt Bestand	15	15	494	36
19.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. December 1878	4			
	Zugang pro December	4			
		8			
	Abgang	4			
	Bleibt Bestand	4	4	170	12
20.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. December 1878	1			
	Zugang pro December	4			
		5			
	Abgang	—			
	Bleibt Bestand	5	5	91	10
21.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. December 1878	6			
	Zugang pro December	2			
		8			
	Abgang	4			
	Bleibt Bestand	4	4	118	26
22.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. December 1878	5			
	Zugang pro December	1			
		6			
	Abgang	2			
	Bleibt Bestand	4	4	165	10
23.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. December 1878	4			
	Zugang pro December	—			
		4			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	1	1	70	12
24.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. December 1878	17			
	Zugang pro December	1			
		18			
	Abgang	—			
	Bleibt Bestand	18	18	543	18
25.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. December 1878	18			
	Zugang pro December	11			
		29			
	Abgang	10			
	Bleibt Bestand	19	19	644	30
	zu übertragen		526	16 364	1 028

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Januar 1879 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro December 1878.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		526	16 864	1 028
26.	**Altena:**				
	Bestand am 1. December 1878	16			
	Zugang pro December	12			
		28			
	Abgang	13			
	Bleibt Bestand	15	15	516	38
27.	**Oeynhausen:**				
	Bestand am 1. December 1878	3			
	Zugang pro December	1			
		4			
	Abgang	1			
	Bleibt Bestand	3	3	77	30
28.	**Plochingen** (in Württemberg):				
	Bestand am 1. December 1878	2			
	Zugang pro December	4			
		6			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	3	3	43	38
29.	**Ludwigslust** (in Mecklenburg):				
	Bestand am 1. December 1878	32			
	Zugang pro December	30			
		62			
	Abgang	28			
	Bleibt Bestand	34	34	1 163	36
30.	**Dresden:**				
	Bestand am 1. December 1878	12			
	Zugang pro December	10			
		22			
	Abgang	13			
	Bleibt Bestand	9	9	232	16
31.	**Niederweisel** (in Hessen):				
	Bestand am 1. December 1878	21			
	Zugang pro December	1			
		22			
	Abgang	2			
	Bleibt Bestand	20	20	659	20
	Zusammen		610	19 554	1 206

Der gesammte Abgang an Kranken pro December 1878 beträgt 351. davon sind:

gestorben 27
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 17
geheilt 307
wie vor 351.

32. **Das Krankenhaus zu Beyrut in Syrien** mit 55 Betten.
Bestand am **1. November 1878** . . . . 49 Kranke.
Zugang pro **November** . . . . 56 „
105 Kranke.

Davon sind.

gestorben 5
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 5
geheilt 40
50 „

Bleibt Bestand am **1. December 1878:** 55 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 4 Europäer, 2 Muhamedaner, 6 Drusen, 43 orientalische Christen und 1 Jude.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro November 1878 beträgt 1574.

Poliklinisch wurden 1574 Personen behandelt.

Wilhelm Graf von Carmer, Majoratsbesitzer auf Rützen bei Guhrau, Ehrenritter seit 1878, † zu Rützen, 12. Januar 1879.

Die Schwester Natalie Narischkin.

(Fortsetzung.)

III.

Seit dem Tage, da Natalie die Schwelle des Hospitals von Montrouge betreten hatte, war die Hingabe ihres Selbst an Gott eine so vollständige, daß eigentlich kein Uebergang zwischen ihrem vergangenen und jetzigen Leben stattfand. Sie hatte so gänzlich mit der Vergangenheit gebrochen, daß nichts bei der demüthigen Dienerin der Armen an jene junge Dame erinnert, deren Existenz bisher in der großen Welt und in der glänzendsten und belebtesten Gesellschaft gewesen war.

Nur einmal sollte sie selbst und ihre Umgebung an die so nahe Vergangenheit erinnert werden. Es war an dem Tage, wo sie zum ersten Mal den Besen zu führen versuchte. Ihre Ungeschicklichkeit dabei war so groß, daß die Schwestern zu lächeln versucht gewesen wären, wenn nicht ihre Bescheidenheit und Bereitwilligkeit, sich belehren zu lassen, sie entwaffnet hätten. Eine ihrer Vorgesetzten, Zeuge ihres Kummers und ihres guten Willens, nahm sie mit sich in ihr Zimmer und ertheilte ihr einen besonderen Unterricht in der Führung des Besens, den sie so lange fortsetzte, bis sie endlich über diese Schwierigkeit hinwegkam.

Mittlerweile ging das Probejahr zu Ende und Natalie, welche sich am Ende ihres Noviciats den ehrenden Beinamen „die Blume des Seminars“ verdient hatte, leistete am 13. Januar 1849 zum ersten Male den alljährlich wiederkehrenden Eid. Da sie mit Leichtigkeit das Französische sprach und schrieb und damit die Kenntniß des Englischen, Deutschen und Italienischen verband, so wurde ihr das Secretariat im Mutterhause, sowie die Generalcorrespondenz desselben mit den über die ganze Welt zerstreuten Ordenshäusern anvertraut. Damit wollte man sie keineswegs schonen, denn ihre Obern wußten nur zu gut, daß sie vor keiner der schweren Pflichten einer barmherzigen Schwester zurückschreckte, aber die erwähnten Kenntnisse waren solche, wie man sie selten unter den Ordensschwestern antrifft und die auf sie gefallene Wahl daher nur eine den Umständen angemessene. Es war eine ebenso interessante als anziehende Beschäftigung, deren sie sich von nun an zu unterziehen hatte, befand sie sich doch in dem Centrum des Ordens, darin alle Fäden desselben, die über die ganze Erde gehen, zusammenlaufen. Die Barmherzigkeit, welche die Schwestern beruft und entsendet, erstreckt ihre Arme von einem Pol zum andern und vom äußersten Orient bis zum fernsten Occident. Es giebt kaum einen Ort, wo ihre weiße Haube nicht als ein Symbol der Hoffnung für die Armen und Elenden dieser Welt auftaucht. Auch ist ihre Aufopferung keine vereinzelte, wie wir sie in den Werken einzelner Auserwählter zur Ehre der Menschheit überall antreffen. Es ist vielmehr eine eng vereinigte Familie, die von demselben Zuge bewegt und geführt wird, ein zahlreiches, wohldisciplinirtes Heer von Frauen, die kein Clima fürchten, vor keiner Ermüdung zurückschrecken, vor keiner Gefahr erzittern und die sich freiwillig einem lang andauernden fernen Exil aussetzen, wo eine große Anzahl den Tod, ja, Einige von ihnen ein blutiges Ende finden. Wenn dann das mörderische Clima oder die noch unerbittlichere Hand der Menschen ihre Reihen gelichtet haben, so nimmt man zu dem Mutterhause seine Zuflucht, um neuen Ersatz zu schaffen. Es handelt sich alsdann nur darum, eine Auswahl unter den Schwestern zu treffen, denn Alle sind bereit und die Zurückbleibenden finden sich in der Regel beklagenswerther, als die Fortgehenden.

Eines Tages kam eine Schwester aus einer entfernten Pariser Klostergemeinde mit einem Auftrag ihrer Oberin an die Generaloberin; diese empfing sie mit Freuden, da sie gerade zur rechten Zeit anlange, um, anstatt dorthin zurückzukehren, woher sie gekommen, sie sogleich nach einem Feldlazareth in der Krimm abzugehen habe, wo die Cholera und die Anstrengung die Zahl der Schwestern so vermindert, daß ein Ersatz nothwendig geworden sei. Die Schwester bat statt aller Erwiderung nur darum, ihr Schurzfell holen zu dürfen, was ihr indessen mit der Bemerkung abgeschlagen wurde, daß hierzu keine Zeit sei, sondern daß man sie mit dem Nothwendigen ausrüsten würde. Darauf reiste die junge Schwester stillschweigend nach ihrem fernen und gefährlichen Bestimmungsort ab.

Wenn man mit Recht die militärischen Tugenden des Gehorsams und der Tapferkeit bei den Schwestern bewundert, sollte man da nicht noch mehr die freiwillige Aufopferung anstaunen, die Thaten verrichtet, zu denen nicht weniger als männlicher Muth gehört? und sollte man nicht ein wenig unter der Oberfläche die bewegende Kraft entdecken, welche mächtig genug ist, einfache Frauen zu dem zu vermögen, was man nicht einmal ausschließlich von dem Ehrgefühl der Soldaten erwartet, da man diesem Reizmittel bei ihnen im Versagungsfall die schlimmsten Strafen beifügt?

Wohl ist das Glück eine der mystischen Früchte des Opfers, aber es würde nicht richtig sein, zu glauben, daß es der Endzweck Derjenigen sei, die es in der vollkommensten Weise darbringen. Es würde selbst der Wahrheit näher kommen, das Gegentheil zu behaupten; denn sei ihnen gleich ein höheres Maß von Glückseligkeit erreichbar, so ist doch ihr Beruf im eigentlichen Sinne die freiwillige Annahme des Kreuzes. Sie schlagen willig den Weg ein, den Jesus Christus gegangen ist und auf dem ihm zu folgen er seine liebsten Freunde einladet. Wir haben es daher in dem Lebenslauf der Schwester Natalie nicht mit dem Phanta-

Spiegelbilde eines religiösen Lebens zu thun, das ebenso sehr von irdischer als himmlischer Befriedigung erfüllt ist. Dies wäre auch um so seltsamer, als es sich mit keiner großen Sache hier auf Erden also verhält. Alles, was unserer Werthschätzung würdig ist, unterliegt hienieden in der einen oder andern Weise dem Gesetz des Leidens und an den Kämpfen, welche dessen Ueberwindung kostet, erkennt man erst oft seine Größe. Wie sollte es da mit der Heiligung anders sein, die die auserwählteste und schwerste aller Tugenden ist? Das Menschenherz, welches auch sein Schicksal sein mag, macht hienieden eine Reihe von schweren Leiden durch, aber das Gefühl des Leidens gehört der Erde an und bleibt dort zurück, während die Freude dem Himmel gehört und uns dorthin folgt. „Bis dahin ist dies Gefühl (die Freude) gefährlich und man darf sich demselben kaum vorübergehend hingeben. Es ist weder groß noch fruchtbringend. „Wenn du daher nach Ruhm, geistiger Größe oder Heiligkeit trachtest, so lasse diese Seite deines Herzens ganz zurück; die Lorbeerkrone hat stets nur gefurchte Stirnen geschmückt und der Glorienschein der Frömmigkeit nur gekreuzigte Herzen umgürtet."

Es ist also nicht das Glück anstatt der Mühen, welche so viele edle und inbrünstige Herzen im Grunde des Heiligthums suchen; es ist vielmehr das Glück inmitten der Mühen. Und zwar ist es gleich anfangs die, welche der menschlichen Natur der Sieg über sich selbst kostet, ohne welchen keine wahrhafte Nachfolge Christi möglich ist; aber sie ist fern davon, die einzige zu sein: es giebt deren größere, die sie allein kennen, da sie nirgends anderswo als auf dem Wege des Heils ersprießen. Es sind dies geheimnißvolle Leiden, die ich die göttliche Traurigkeit der frommen Seelen nennen möchte. Gleich wie die Sonne bei ihrem Aufgang dem Auge, bis dahin im Zwielicht des Morgenraths verborgene, neue Gesichtskreise und Aussichten eröffnet, so zeigt das zunehmende göttliche Licht den Blicken der Seele Höhen und Tiefen der Vollendung, die oftmals blenden und niederdrücken. Auch Natalie wollte die ihr bisher unbekannten Regionen durchstreifen und sich zu eigen machen, da aber fühlte sie ihre Schwäche und die demüthige Verzagtheit preßte ihr jene Schmerzenstöne aus, die uns, den Zeugen ihres fleckenlosen Wandels, schwer begreiflich erscheinen. Aber in solchen Momenten beurtheilen sich jene Seelen nicht, sondern sie vergleichen sich: nicht mit Geschöpfen wie wir, tausendmal unvollkommener als sie, sondern mit dem unvergeßlichen Bilde Dessen, das sich immer mehr ihren Blicken enthüllt; dann zählen sie nicht fürder die Schritte, die sie bereits gethan, sich ihm zu nähern, sondern nur die, welche ihnen noch übrig bleiben, um es zu erreichen, und dieses Durcheinanderwogen von Klarheit, von Wünschen und Schwächen erzeugt ein besonderes Leiden, das schwerer und schmerzlicher als alle physischen Leiden zu tragen ist. Der letzte und höchste Grad dieser Prüfung besteht nicht allein darin, daß man sich des Glückes unwürdig fühlt, nach dem die Seele lechzt, sondern daß man sich gleichgültig wähnt gegen die Liebe, welche es verheißt und in Aussicht stellt.

Dies sind sicherlich Dinge, die nicht ein Jeder zu verstehen noch nachzufühlen vermag und die uns Menschen nur in dem Grabe enthüllt werden, als uns selber ein ähnliches Streben beseelt. Darum sind sie aber nicht minder wahr und im Grunde auch nicht unwahrscheinlich, wenn man bedenkt, daß auch die Liebe dieser Welt Denjenigen, welche nicht lieben, viele ungekannte Leiden verbirgt. Es ist mit der göttlichen Liebe, der reinsten, glühendsten und erhabensten von allen, nicht anders, und von ihr redet der fromme Kempis, wenn er sagt: „Man lebt nicht ohne Schmerz in der Liebe." *)

Es ist bezeichnend für Natalie, daß sie diese Kämpfe gerade in der Periode ihres religiösen Lebens durchmachte, in der ihre Beschäftigung am meisten ihren natürlichen Neigungen entsprach. Trotz ihres stets unveränderlichen Muthes begann ihre Gesundheit unter dieser Seelenqual zu leiden, so daß sie zeitweilig ihre Thätigkeit aufgeben mußte, um sich einige Zeit in Montrouge zu erholen. Vielleicht war die ausschließlich geistige Thätigkeit auch zu aufreibend für sie gewesen. Täglich trafen Briefe aus allen Weltgegenden ein, die innerhalb einer gewissen Zeit beantwortet sein wollten und ihr Interesse im höchsten Grade in Anspruch nahmen. Eine solche Arbeit ist nicht ohne Zerrüttung der Gesundheit zu erledigen, wenn nicht die Stunden der Erholung frei von aller Aufregung und gänzlich der Ruhe gewidmet sind, und Natalie hatte dieselben meistens in der Capelle im Gebet und in religiöser Betrachtung verbracht.

Während dieses Aufenthalts in Montrouge brach die Cholera aus und in wenigen Tagen erkrankten 300 Schwestern, von denen fünfzig der Epidemie erlagen. Es war wahrhaft ergreifend, zu sehen, wie ein einziger Gedanke die Schwestern belebte: nicht der, dem Tode zu entfliehen, sondern der, nicht umsonst zu sterben. Alle boten willig sonder Furcht und Bedauern ihr Leben dar, die Einen für ihre Verwandten, die Anderen für ihre Gefährtinnen. Ihre Opferfreudigkeit ging endlich so weit, daß die Oberen sie daran erinnern mußten, wie sie ihr Leben Jesum Christum zum Dienste der Armen geweiht und nicht um den Tod, sondern um die Erhaltung ihres Lebens für die Arbeit bitten sollten.

Auch Natalie wurde von der Epidemie ergriffen und glaubte ihre Stunde gekommen. „Habt meinetwegen keine Furcht," sagte sie, „ich glaube, der Herr hat mein Gebet erhört . . . Ich habe ihn gebeten, mich an Stelle Derer sterben zu lassen, die unserer Gemeinschaft nützlicher sind denn ich." — „Nie," sagte die sie pflegende Schwester, „sah man mehr Ruhe und Heiterkeit inmitten solcher Schmerzen? Keine Klage, kein irdischer Wunsch bewegte mehr diese Seele, die schon im Himmel daheim war. Gelassen erwartete sie die Ankunft ihres

*) Imit. L. M. c. V.

himmlischen Bräutigams und hatte sich gänzlich seinem Willen ergeben."

In der That erwartete man stündlich ihre Auflösung, aber Gott hatte ihr noch viele Arbeit vorbehalten; sie genas und war bald so erstarkt, daß sie nach dem Mutterhause zurückkehren und ihren Posten im Secretariat wieder aufnehmen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Bazar für ein deutsches Hospital in Buenos Aires.

Aus weiter Ferne, von einem der entlegensten Punkte der Erde, da Deutsche wohnen, bringt heute ein Ruf zu uns. Mit regem Interesse sind die Deutschen in Buenos Aires den großen Ereignissen, welche sich im Vaterlande vollzogen haben, gefolgt, mit offenem Herzen und offener Hand sind sie stets zur Stelle gewesen, wenn der Ruf an die im Auslande lebenden Deutschen erging, nicht zögernd und ungern, sondern, — mit gutem Gewissen können sie es sagen — Allen voran.

Heute nun wenden sie sich bittend an das Vaterland, an die Landsleute in und außerhalb Deutschland, und sie hoffen, sie wissen, daß man sie hören wird. Elf Jahre sind es jetzt, da trat zum ersten Male eine Anzahl deutscher Männer in Buenos Aires zusammen, um sich über das sich immer fühlbarer machende Bedürfniß, ein eigenes Krankenhaus zu besitzen, und über die Möglichkeit, ein solches herzustellen, zu berathen. Der schon zehn Jahre früher gegründete Deutsche Krankenverein zwar wirkte noch besten Kräften und in segensreichster Weise, doch konnten seine Unterstützungen nicht die Hilfe schaffen, welche den vielen, namentlich von auswärts krank und hilfsbedürftig ankommenden Deutschen nöthig war. Der Bau eines Deutschen Hospitals erwies sich als gebieterisch nothwendig.

Die Aufgabe des am 20. August 1867 gegründeten Deutschen Hospital-Vereins durfte vor der Hand nur darin bestehen, Fonds zu sammeln. Wenn auch im Anfange die Gaben reichlich flossen, so traten doch darin, wie nicht anders möglich bei einem, so große Summen erforderndem Unternehmen, Stockungen ein. Zuerst nahmen im Jahre 1870 bis 1871 die auf den französischen Schlachtfeldern auch für uns blutenden deutschen Brüder und deren Angehörige alles Interesse für sich in Anspruch. Die Sammlungen für das Hospital mußten vor größeren Zwecken zurückstehen, und wie groß diese Zwecke hier gewürdigt sind, mag daraus erhellen, daß die 5000 Deutsche der argentinischen Republik damals dem Central-Bureau in Berlin allmälig die Summe von über 75,000 preuß. Thalern remittirt haben. Kaum waren diese Jahre patriotischer Aufregung vorüber, so kam eine Zeit schwerer Prüfung für Buenos Aires: Das Gelbe Fieber schwang seine grause Geißel und auch von der deutschen Bevölkerung fiel ihr über ein Zehntel zum Opfer.

Mehr denn alles Frühere mahnte diese Epedemie an die Nothwendigkeit der Herstellung eines Deutschen Hospitals und kaum begann mit dem Schwinden der Krankheit neuer Lebensmuth zu erwachen, so regte sich auch wieder das Interesse an dem begonnenen Unternehmen. Trotz schwerer Zeiten, Geld- und Geschäftskrisen schritten die Sammlungen stet voran, Gesang- und Theater-Vereine einzelne Personen steuerten durch Concerte, Vorstellungen Legate bei; — am 28. Mai 1876 konnte der Verwaltungsrath dem Vereinsausschusse die Mittheilung machen, daß der Hospital-Verein ein Vermögen von ca. 180,000 Reichsmark besäße, und die Bewilligung zum Beginne des Baues beantragen.

Am 14. April 1878 wurde das Deutsche Hospital in Gegenwart der höchsten Spitzen der einheimischen Behörden und aller in Buenos Aires lebender Deutscher feierlich eröffnet. Fertig gestellt sind bisher nur das Administrationsgebäude und zwei von den sechs projektirten Pavillons für Kranke.

Ein wie dringendes Bedürfniß das Krankenhaus sei, erwies sich nur zu bald: Die für Beherbergung von Patienten hergerichteten Räume reichen bei Weitem nicht aus, der Bau fernerer Pavillons ist nothwendig. Aber die Baufonds des Vereins sind erschöpft. Vom Lande, von den oberen Provinzen, von den benachbarten Republiken, von Brasilien, von der Westküste, ja zum nicht kleinsten Theile von Europa kommen sie an, die Deutschen, Schweizer, Belgier, Holländer, Dänen, Schweden, arm und krank, der Hilfe, der Pflege, des Arztes bedürftig; die Deutschen in Buenos Aires wollen ja gern helfen, die Thore ihres Krankenhauses sind geöffnet, Arzt und Pflege sind bereit, aber — das Haus ist zu klein, die Krankenzimmer sind gefüllt.

Der Verwaltungsrath des Deutschen Hospital-Vereins hat beschlossen, einen großen „Bazar" zu veranstalten, um Mittel für den weiteren Ausbau des Krankenhauses zu beschaffen. Ihre Majestät die Kaiserin Augusta hat huldvollst die Initiative in der Beschickung dieses Bazars ergriffen und eine prachtvolle Vase mit dem Bildniß des Kaisers demselben zur Verfügung gestellt. Ganz Buenos Aires rüstet sich ihr zu folgen; — wird die alte Heimat, werden die in Europa, im Auslande lebenden Deutschen der Bitte ihr Ohr verschließen, beizusteuern zu so edlem Zwecke? — In den Hauptstädten Europa's haben sich Freunde der Deutschen in Buenos Aires bereit erklärt, für das Unternehmen zu wirken, die denselben freundlichst zugedachten Gaben in Empfang zu nehmen. Es wird daher gebeten, alle Geschenke an Herrn Konsul B. Sieghelm, Berlin, Königgrätzerstr. 100, einzuliefern, und ist besonders Damen hier Gelegenheit gegeben, durch Uebersendung von Arbeiten sich hilfreich zu erweisen.

Der Dank aller der Kranken, welche in dem Asyle, das ihnen die Nächstenliebe errichtet, eine freundliche Aufnahme finden, wird den Gebern folgen, und die Deutschen in Buenos Aires werden nie der Hilfe vergessen, welche ihnen geleistet wird zur Vollendung ihres Hospitals.

Der Centralausschuß für innere Mission

hat soeben an die verbundenen Vereine, Agenten und Freunde ein Umschreiben versandt, welches zur Mitwirkung an einer zweckentsprechenden Ausführung des für das Volkswohl so wichtigen Gesetzes über die Unterbringung verwahrloster Kinder aufruft. Das steht wohl unzweifelhaft fest: Ohne das persönliche Eintreten freiwillig helfender und dienender Kräfte ist dieses Gesetz, wie manches andere gute heilsame Gesetz nicht auszuführen.

Die Staatsbehörde rechnet sicher auf solche Mithilfe. Der Minister des Innern weist, wie das Umschreiben ausdrücklich erwähnt, in seinem Circular vom 13. März 1878 ausdrücklich auf den Gemeinsinn und die freie Liebesthätigkeit der Vereine für innere Mission und auch darauf hin, daß durch die Vereine, welche sich der verwahrlosten Kinder angenommen haben, schon Tausende solcher Kinder vom physischen und moralischen Verderben gerettet worden sind.

Der Centralausschuß erwähnt nun 5 Punkte, bei denen die Thätigkeit der Vereine wird einzusetzen haben: 1) rechtzeitige Anmeldung solcher verwahrloster Kinder bei der betreffenden Behörde. 2) Mithilfe zur Ermittelung von Familien, die zur Erziehung solcher Kinder geeignet und willig sind. 3) Mithilfe bei Beaufsichtigung der in Familien untergebrachten Kinder; in den richtigen Grenzen wird das bei den in Anstalten untergebrachten Kindern zu geschehen haben. 4) Ermittelung geeigneter Lehrherrn, Meister und Herrschaften, welche die aus der Zwangserziehung Entlassenen aufnehmen. 5) Beaufsichtigung und Fürsorge für die Entlassenen. — Da giebt es Arbeit für die Gemeindekirchenräthe.

Ein Bild aus vergangenen Tagen.

Während der Schreckenszeit der französischen Revolution wurden die Befehle des Konvents in Paris auch im Steinthal veröffentlicht, wo der bekannte Oberlin Pfarrer war. Die Gottesdienstliche Feier sollte aufhören, die Steinthaler sollten sich einen „Präsidenten", dieser einen „Bruder Redner" ernennen, und dann sollten an gewissen Tagen Versammlungen gehalten werden, in welchen dieser gegen die Tyrannen sprechen und mit der Gemeinde sich über die Mittel berathen sollte, dieselben abzuschaffen.

Oberlin ließ seine Gemeindegenossen unter der Linde des Dorfes zusammenkommen und las ihnen das eingegangene Schreiben vor. Zuerst müsse ein Präsident erwählt werden, und da er als der bisherige Pfarrer des Ortes für heute wohl noch einmal das Recht nehmen dürfe, seine Meinung zuerst zu sagen, so schlage er zur Präsidentschaft den Lehrer vor. Dieser sträubte sich zwar Anfangs dagegen, aber Oberlin bestimmte ihn bald sie anzunehmen, und so wurde denn die Wahl des Bruder Lehrers zum Bruder Präsidenten einstimmig bestätigt. Jetzt war die Reihe an dem Präsidenten, unter den Mitgliedern der Versammlung Jemanden zum Bruder Redner zu ernennen. Wer paßte aber dazu besser als der Pfarrer! Die Wahl wurde mit lautem Beifallrufen bestätigt.

„Jetzt ist die Frage", sagte Oberlin, „welches Haus und welchen Tag wir zu unsern Versammlungen wählen wollen? Das Haus des Bruders Präsidenten hat nur eine große Stube: die Schulstube. Da hat aber kaum die Hälfte von uns Platz, besonders da auch die Frauen gern zuhören wollen; auch im bisherigen Pfarrhaus ist der Raum gering, und so wüßte ich eben doch im ganzen Steinthal kein schicklicheres Haus, als unsere bisherige Kirche." Die Gemeinde gab hierzu allgemein ihren Beifall.

„Was nun den Tag der Versammlung betrifft", sagte Oberlin, „so ist wohl der Allen bequemste Tag der bisherige Sonntag, und zwar vorzüglich die Vormittagszeit von 9 Uhr an." Die Anwesenden gaben auch hierzu ihre freudige Zustimmung.

Als nun die Steinthaler am folgenden Sonntag in die Kirche kamen, stand der Bruder Redner in der Nähe des Altars. „Was dünkt Euch", sagte er zu den sich Versammelnden, „sollte es nicht besser sein, ich stellte mich auf die Kanzel; wir sind hier zu arm, uns einen besonderen Rednerstuhl machen zu lassen und da oben könnt ihr mich besser sehen und hören." Die Gemeinde billigte das.

Der neue Bruder Redner trat jetzt auf die Kanzel. Er zog abermals den Befehl der Regierung aus der Tasche und las ihn vor. „Wir sollen also gegen die Tyrannen reden und über ihre Abschaffung uns berathen. Tyrannen sind nun in der alten Zeit viele gewesen und sie haben manches Unrecht gethan. Hier in unserm stillen Thale haben wir keinen solchen Tyrannen, es wäre also vergeblich, gegen einen solchen zu sprechen. Ich wüßte euch aber doch Tyrannen zu nennen und zu beschreiben, die nicht blos im Steinthal und in unsern Häusern, sondern sogar in unsern Herzen wohnen, und gegen diese Tyrannen — Haß, Neid und Ungerechtigkeit — will ich also hier reden, sowie ich euch auch das beste Mittel nennen und beschreiben will, diese Tyrannen abzuschaffen, welches kein anderes, ewig kein anderes ist, als das dargebotene Heil in Jesus Christus."

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 29. Januar 1879. **Nr. 5.**

Carl Peter Emil Graf von Hohenthal, Kammerherr und Mitglied des Herrenhauses, auf Dölkau Kreis Merseburg, Rechtsritter seit 1876, † zu Leipzig 19. Januar 1879.

Auf dem am 29. November 1878 zu Ploen stattgehabten Rittertage der Schleswig-Holsteinschen Genossenschaft des Johanniter-Ordens, ist an Stelle des verstorbenen Rechtsritters Grafen zu Rantzau, auf Oppendorf,

der Ehrenritter: Corvetten-Capitain a. D. Freiherr von Vincke, auf Groß Nordsee bei Achterwehr,

zum Mitgliede des Convents der genannten Genossenschaft gewählt worden.

Die Schwester Natalie Narischkin.

(Fortsetzung.)

IV.

Zehn Jahre waren bereits seit Natalie's Eintritt in den Orden verflossen, während welcher langen Zeit sie ihre Thätigkeit im Secretariat nur noch einmal durch eine Reise nach Rom unterbrochen hatte, die sie in Begleitung des Pater Stephan in Ordenssachen unternehmen mußte, als ihre Oberen die Stunde gekommen glaubten, wo sie ihr das Amt einer Oberin in der Klostergemeinschaft der Rue St. Guillaume übertragen könnten. Ein solcher Beruf war ihren natürlichen Neigungen wenig entsprechend, auch glaubte sie anfangs, daß das von ihr Verlangte ihre Kräfte übersteigen würde, zumal die damit verbundene Verantwortlichkeit eine nicht geringe war. Sie überwand indessen bald ihre Abneigung dagegen und wurde mit der Zeit der vollendete Typus einer geistlichen Mutter, der wahrhafte Mittelpunkt der sie umgebenden Welt von Schwestern und Kindern, die ihr die Liebe, welche sie ihnen entgegentrug, in reichem Maße erwiderten. Wie sehr sollte sie die Worte des Pater Stephan rechtfertigen, der bei ihrer Einführung zu den Schwestern gesagt hatte: „Ich gebe Euch hier eine Perle; bewahrt sie wohl auf, denn falls Ihr sie verlöret, würde ich Euch kaum eine ähnliche wiedergeben können."

Schwester Natalie, die bisher so gut zu gehorchen gewußt, daß sie trotz ihrer Demuth, sich das Zeugniß geben konnte, kein einziges Mal während ihres Secretariats gegen den Gehorsam gefehlt zu haben, besaß darum nicht minder alle erforderlichen Eigenschaften, um Andern zu befehlen und sie zu leiten. Mit einer Genauigkeit in der Beobachtung der Ordensregeln, die bis zur gänzlichen Verachtung ihres Körpers ging, bewahrte sie jene liebliche Sanftmuth, die ihr stets eigen gewesen und die, obschon sie das Streben nach Vollkommenheit gleichsam rings um sich herum ansteckend machte, sie dennoch nie streng erscheinen ließ; aber diese charakteristische Sanftmuth, der sie sowohl ihre Macht über die Herzen der Kinder als über die der Schwestern verdankte, verhinderte sie nicht, wo es sein mußte, von äußerster Festigkeit zu sein und dann gab es nichts Imponirenderes als ihren Blick. Eine ihrer Gefährtinnen sagte in Bezug hierauf, daß sie lieber alle Strafen der Welt erduldet hätte, als diesen sonst so sanften Blick voll Strenge auf sich gerichtet zu sehen. Auch waren die Verweise selten nöthig. Ihr Antlitz war den Schwestern gleich einem Spiegel, darin sie blickten, um sich zu versichern, daß nichts in ihrer Haltung, ihren Worten und Handlungen die reine Oberfläche trübe, da die kleinste bei ihnen zu Tage tretende Unvollkommenheit eine Wolke auf ihrer Stirn erscheinen ließ.

Aber ungeachtet dieser heiligen Strenge glich andrerseits Nichts ihrer Güte und Zärtlichkeit. Was auch ihre Sorge sein mochte, war es ein religiöser Scrupel oder ein Familienkummer, ihr herzliches, verständnißvolles, ausdauerndes Interesse war stets das einer Mutter, die immer bereit ist, ihren Kindern mit den Schätzen ihres Herzens und Geistes zu Hilfe zu kommen. Und wie fröhlich vermochte sie mit ihnen zu scherzen!

Ein komischer Zwischenfall, den man ihr mittheilte, konnte sie oft zu hellem Lachen bringen. Aber diese Heiterkeit war nur die natürliche Wirkung der inneren Freudigkeit, davon ihre Seele überströmte, und fern von jener der Weltleute, die nur zu oft das Product des Leichtsinnes, des Spottes und der üblen Nachrede ist. Sicherlich hätte das, was diese zum Lachen reizt, den Augen der Schwester Natalie Thränen entlockt. Aber wo keine derartige Veranlassung vorlag, da überließ sie sich ohne Rückhalt ihrer natürlichen Heiterkeit, die, wenn sie der Reinheit des Herzens entspringt, allen Schmerz überdauert und nach allen Stürmen wieder durchbricht.

Nachdem die Schwester Natalie die Zurückgezogenheit des Secretariats verlassen und mehr in den Vordergrund gerückt war, konnte es nicht ausbleiben, daß sie nicht wie bisher ausschließlich von ihren Landsleuten und alten Freunden, sondern auch von zahlreichen Unbekannten aufgesucht ward, die ihren Rath und Trost in Anspruch nahmen. Die große Anzahl der Besucher würde sie sogar belästigt haben, wenn sie es nicht auf gute Art verstanden hätte, sich alle überflüssigen Beziehungen fern zu halten. „Ich mag diese junge Oberin sehr gern," sagte einst eine Weltdame, „ihr Anblick thut mir so wohl, aber ich hüte mich, sie ohne Noth aufzusuchen, weil ich fühle, daß sie zu den beschaulichen Personen gehört, die ihre Zeit nicht gern mit Gesprächen verlieren." O wohl war sie eine beschauliche Person! Trotz ihrer vielen praktischen Pflichten hatte sie ihren Maria-Antheil treu bewahrt. Sie, deren Hand so geschickt und leicht die Wunden der Armen zu verbinden und die Kranken zu betten wußte, besaß nicht weniger die Gabe, kranke Herzen zu erleichtern. Keine Art von Unglück entging ihrem Mitleid, selbst solches nicht, dem die Welt es zu versagen pflegt. Wir meinen damit nicht die Unfälle, zu denen sie mit perfider Gefälligkeit die Hand bietet, um sie hernach mit unerbittlicher Grausamkeit zu verdammen, sondern jene Verlegenheiten, die aus Characterschwäche hervorgehen und die wohl mit den Worten abgefertigt werden: „Sie sind sich und Andern zur Last" oder „Sie haben es selbst nicht besser gewollt!" Phrasen, hinter denen sich nur der Egoismus zu verschanzen pflegt, um der Nothwendigkeit des Mitleids für die Betreffenden enthoben zu sein. Derartige Gefühle konnten nie in der Brust Derjenigen aufkommen, die stets das Vorbild der unerschöpflichen Liebe des Heilands vor Augen hatte. Ihr konnte man Alles anvertrauen, sie wußte für alle Nöthen dieses Lebens den besten, heilsamsten Rath. Man fühlte sich unwillkürlich im Gespräch mit ihr gehoben und besser werden. Ihre Seele, von der Liebe Gottes durchdrungen, verbreitete jenen göttlichen Geruch um sich, von dem der Apostel Paulus redet, und ein Abglanz der Gegenwart Christi schien sie überall zu begleiten.

Wenn man bedenkt, wie Christus das alleinige Ziel all ihres Trachtens und Wünschens war, das Meer aller Schönheit, aller Güte, aller Liebe und aller Erkenntniß, darin sie untertauchen wollte, um endlich die vollständige Stillung jenes verzehrenden Durstes nach gänzlicher Vereinigung mit ihm zu finden, so wird man begreifen, in welchem Grade sie die Wahrheit der Worte des Apostels an sich erfahren mußte:

„Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein."

„Die Schwester Natalie," berichtet der Abbé Girardin, „gehörte zu den Ordensleuten, deren Leben mit Jesus Christus verborgen in Gott ruht. In ihr kam der vollkommene Typus der christlichen Jungfrauen zur Erscheinung, die dem Lamm überall folgen, dahin es geht. Den Kopf leicht geneigt, die Augen bescheiden niedergeschlagen, bedurfte die Schwester nicht erst der Sammlung, ihr war es der gewöhnliche Zustand. Der Friede Gottes wohnte auf ihrem Antlitz gleich wie in ihrem Herzen. Ihr Leben war eine beständige Erbauung und bei ihrem Anblick verstand man erst die Worte des Franz von Assisi, der eines Tages zu dem ihn begleitenden Genossen sagte: „Auf, laß uns predigen gehen," worauf er mit ihm die Runde durch die ganze Stadt machte, ohne das Stillschweigen zu brechen. Dessenungeachtet hatten sie durch ihr Beispiel und ihre Haltung gepredigt. Wie oft hat nicht die Schwester Natalie in dieser Weise gepredigt."

Im Laufe des Jahres 1865 machte Natalie noch einmal eine Reise ins Ausland, indem sie den Pater Stephan, behufs der Gründung eines Schwesterhauses, nach Gratz begleitete, womit von Seiten ihrer Obern die Absicht verbunden war, ihrer wankenden Gesundheit durch Luftveränderung aufzuhelfen. Während dieses Aufenthalts in Gratz hatte sie die Freude, ihre beiden älteren Schwestern wiederzusehen, die von Triest herüber kamen und einige Tage mit ihr verlebten; auch begrüßte sie auf der Rückreise Marie v. Bombelles in Wien bei den Carmelitern; welches Wiedersehen für beide Theile äußerst ergreifend war. Diese Begegnungen, verbunden mit dem Genuß, den ihr der tägliche Verkehr mit dem Ordensgeneral gewährte, war ein Gewinn, an dem sie noch lange nach der Rückkehr ins Kloster zehrte. Im Uebrigen hatte die Reise in Betreff ihrer Gesundheit nicht den erwarteten Erfolg, und körperliches Siechthum war seitdem ihr unzertrennlicher Begleiter.

Mittlerweile war die Cholera in St. Petersburg ausgebrochen. — Die Nachrichten von ihren Verheerungen fachte die nie erloschene Vaterlandsliebe in Natalie von Neuem an. Sie hatte fortan keinen anderen Gedanken, als die Gefahren ihrer Landsleute zu theilen und sich der Krankenpflege in den hierzu neu errichteten Hospitälern zu widmen. Sie schrieb zu diesem Zweck einen Brief an die damals in Nizza weilende Kaiserin von Rußland. Der einfache, rührende Brief der armen Schwester blieb aber drei Monate unbeantwortet, nach welcher Zeit ihr der Graf Schuwaloff in höflicher Kälte meldete, daß die Epidemie aufgehört habe und ihre Bemühungen daher nicht mehr erforderlich wären. Dies Verfahren gegen sie erklärt sich aus der

tiefen Abneigung, die der russische Hof stets gegen die römischen Convertiten, zumal wenn sie den hervorragenden Familien entstammen, bewahrt. Hatte doch Natalie aus derselben Rücksicht einst zeitweilig das Haus ihrer Schwester in Venedig mit einem vorübergehenden Aufenthalt in Vicenza vertauschen müssen, weil man den Kaiser Nicolaus in der ersteren Stadt erwartete. Aber in allen Begebenheiten der Außenwelt sah Natalie nur den Willen Gottes und ihr Bedauern konnte auch in diesem Fall nicht von Murren begleitet sein; ruhig nahm sie die durch ihre Reise unterbrochene Thätigkeit im Kloster wieder auf und ging getrosten Muthes den letzten schweren Jahren ihres Lebens entgegen.

Es war ihr noch beschieden, die schrecklichen Tage der Commune in Paris durchzumachen, deren Ende sie, wenn sie noch länger angehalten, schwerlich erlebt hätte. Während dieser Schreckenszeit waren es weniger die Leiden und Gefahren, sondern vor allem die schwere Verantwortlichkeit, die auf ihr ruhte, welche ihre letzten Kräfte erschöpften. An die Beängstigung der täglich zu ergreifenden wichtigen Maßnahmen knüpfte sich die Sorge wegen der ihrer Obhut Anvertrauten und eine quälende Unruhe um Die, welche anderswo bedroht, gehetzt und verfolgt, in diesem bescheidenen Hause Schutz zu suchen kamen, welches durch seine Beliebtheit beim Volke ihnen als ein sicheres unverletzbares Asyl erschien. Schwester Natalie handelte unter diesen Umständen dem allein richtigen und weisen Grundsatz gemäß, sie vertraute auf Gott und handelte im Uebrigen, als wenn Alles von ihr abhinge. Ohne sich auch nur einen Augenblick verwirren zu lassen, ohne je den Frieden der Seele zu verlieren, zeigte sie während dieser Zeit die unerschütterliche Energie und Thatkraft ihres Charakters. Die Oberin des Hospitals der Rue Gaillaume wies Niemanden zurück und theilte die schmalen Vorräthe ihres Hauses mit ihren Schwestern und Gästen. Es gab Tage gänzlicher Entblößung von allen Lebensmitteln, Tage, an denen sie zu den seltsamsten Auskünften ihre Zuflucht nehmen mußte, um nur Brod anzuschaffen. Immer mehr wuchs die Angst; endlich rückte der letzte schreckliche Kampf heran und in seinem Gefolge all jenes Gemetzel und Blutvergießen, bei dessen Schilderung selbst der Pinsel eines Höllenbreughel erlahmen würde!

Die Truppen waren bereits in Paris eingerückt, aber noch widerstanden die Herren der Stadt mit Hilfe der Barikaden und Petroleusen. Die Einäscherung der öffentlichen Gebäude und Monumente, die Niedermetzelung der Geißeln waren Handlungen, die man eher einer losgelassenen Höllenbrut, als Menschen zugetraut hätte. Nach Diesem konnte man für Nichts mehr Achtung oder Mitleid erwarten!

In diesem Moment befand sich das von drei Barikaden umringte kleine Haus der Rue St. Gaillaume in der That in der Gewalt der Insurgenten, und doch barg es in seinen Räumen einen der beliebtesten Lazaristen-Missionare, der sich dahin geflüchtet, nachdem sein eigenes Kloster ein Raub der Flammen geworden. Da er nunmehr fürchten mußte, daß seine Gegenwart den Schwestern Gefahr bringen könne, so wollte er um jeden Preis das Haus verlassen und versuchen, die Thore von Paris zu gewinnen. Aber die Schwester Natalie setzte dem entschiedenen Widerstand entgegen und willigte nur unter der Bedingung darein, daß sie ihm selber das Geleit gebe.

Ungeachtet seiner blinden Wuth respectirte das empörte Volk noch die weißen Hauben, die es Tag und Nacht über die Verwundeten gebeugt, oder seinen Kindern Schutz bringen sah. Wirklich erhielt die Schwester Natalie die Erlaubniß, eine der Barikaden behufs Erreichung der Eisenbahn überschreiten zu dürfen. Es gelang ihr nun, ihren ehrwürdigen Gast unbemerkt in den Fond des Wagens zu placiren, während sie und eine der Schwestern sich zu ihm setzten. Da sie während der Fahrt eifrig Sorge trugen, sich an den Kutschenschlägen zu zeigen, so gelangten sie auch glücklich durch das Feuer der Mitrailleuse hindurch an das Ziel ihrer Wanderung und konnten, nachdem sie den Flüchtling in Sicherheit wußten, nach einer Abwesenheit von mehreren Stunden voller Angst und Gefahren ihre Rückkehr zu den bang ihrer harrenden Genossinnen effectuiren.

Zu Hause angelangt, erfuhr Natalie, daß die Feuersbrunst sich immer mehr ihren Mauern nähere; trotzdem hielt ihr Vertrauen auf Gott sie ab, auch nur einen Augenblick an Flucht zu denken. Wirklich rechtfertigte der Ausgang ihre Zuversicht. Bald erfuhr sie, daß man des Feuers Herr geworden, als es schon die Mauer des Nachbarhauses berührte.

Diese Gefahr beseitigt, concentrirte sich die ganze Sorge der Schwestern auf die Erfüllung der ihnen zunächst liegenden Pflichten. Der Barikadenkampf hatte mittlerweile begonnen und es galt nun, den Verwundeten Hilfe zu bringen; diese Verwundeten waren Communisten und mit ihnen befanden sie sich innerhalb der Barikaden eingeschlossen. Aber die Sorgfalt, die sie ihnen widmeten, hätte nicht größer sein können, wenn es ihre Freunde gewesen wären und man kann wohl sagen, daß sie es wurden, denn während dieses seltsamen Verkehrs der Schwestern mit den Insurgenten hatte keines der beiden Theile sich über einander zu beklagen. Ach, wie oft wird das arme Volk von seinen hartherzigen und ehrgeizigen Führern gegen die Herzen aufgestachelt, die in wahrhafter Liebe ihm ergeben sind und für und mit ihm leiden!

(Schluß folgt.)

Peter Lorenz Härem.

Der Nr. 1 der „Bausteine," illustrirtes Monatsblatt für innere Mission, Januar 1879, entnehmen wir aus einem Aufsatze: „Frische Gräber" das Folgende:

Peter Lorenz Härem begann in derselben Zeit seine öffentliche Thätigkeit im Dienste der freiwilligen Arbeiten für das Reich Gottes, in der gleichzeitig in unserem

Lande*) und in anderen deutschen Ländern der Herausgeber und einige seiner Freunde in den Dienst der inneren Mission gerufen wurden; Härem aber hat mehr gearbeitet als wir Alle. Gott hat seine Arbeit mit Erfolgen gekrönt, wie sie sonst kaum irgendwo sichtbar geworden sind. Er hat aber auch seinem HErrn in einer Treue und mit einer selbstlosen, ungetheilten Hingabe gedient, zu der wir Andere nur mit Beschämung aufblicken konnten. Härem war 1840 in Stavanger geboren. Von einer frommen Mutter für das Reich Gottes erzogen, hatte er schon frühe eine wahre Sehnsucht, für den HErrn und sein Reich zu wirken; die erste Gelegenheit ward ihm hierzu, als er 1865 seine Studien vollendet hatte, auf dem Gebiete der Judenmission erschlossen; die große Popularität, deren sich dieselbe in den kirchlichen Kreisen Norwegens erfreut, ist wesentlich auch eine Frucht der unermüdlichen Arbeit Härem's. Während er nun als junger Candidat in Christiania das Werk der Judenmission förderte, um dessen willen er auch mehrere Reisen zu uns nach Deutschland unternahm, ward er zugleich durch seine aufrichtige Liebe zum Volke zur Arbeit der inneren Mission geführt, die bald das Hauptfeld seiner Wirksamkeit wurde. Härem, damals selbst noch ein Jüngling, ein echter Norwege, breitschultrig, mit blondem Haar, mit hellen blauen Augen, sammelte am Sonntage Nachmittag junge Handwerker um sich, und so entstand der blühende, gegen 200 Mitglieder umfassende Jünglingsverein zu Christiana, der erste in Norwegen, nach dessen Vorbilde dann auch in den anderen größeren Städten Norwegens ähnliche Vereine gebildet wurden, die dann zum Norwegischen Jünglingsbunde zusammentraten, eine Vereinigung, aus der dann noch manche andere Liebesarbeit hervorgewachsen ist, besonders auch die der freiwilligen Fortbildungsschule in Stadt und Land. Wie Härem schon bisher ein Blatt für Judenmission herausgab, so gab er von nun an auch eine Zeitschrift für innere Mission heraus, seine Maanedstidende, durch deren Redaction er dann in besonders nahe Beziehung auch zu dem Herausgeber der „Bausteine" trat, aus denen Härem eine ganze Reihe größerer Artikel ins Norwegische übersetzt hat. Alle diese Einzelarbeiten fanden bald ihr Heim und ihren Centralpunkt in der evangelischen Lutherstiftung (Lutherstiftelsen) für innere Mission und Colportage, die von Gott zu dem großen Werk berufen war, das Wort Gottes durch das Norweger Land hindurchtragen zu helfen und es an Stätten zu bringen, wohin die Verkündigung des Evangeliums durch das geordnete Amt noch nie zu bringen vermochte, allüberallhin, auf die hohen mächtigen Berge und in die grünen Thäler, nach den tiefen Fjorden und den zerklüfteten Ufern des Meeres. Um zu wissen, was das heißen will, muß man bedenken, daß Norwegen Kirchspiele umfaßt von 20—30 norwegischen Quadratmeilen im Umfange — und die norwegische Quadratmeile, gleich sieben englischen, ist größer als die deutsche! —; der Umfang von 10 Quadratmeilen bildet den Durchschnitt. Es giebt Kirchspiele, deren Grenzen 70 englische Meilen weit von einander entfernt sind und die, vielleicht mit 2 oder 3 Kirchen, von einem Pfarrer bedient werden müssen, Kirchspiele, deren Bewohner, wenn sie zu einer Kirche wollen, 40 englische Meilen zu Wasser zurücklegen müssen, deren Pfarrer seine an den Küsten zerstreut wohnenden Gemeindeglieder nur mittelst anstrengender und gefahrvoller Fahrt zur See aufsuchen kann, und dabei trifft er in günstiger Jahreszeit die Männer nicht daheim; sonderlich im Norden sind sie nur zu erreichen, wenn man ihnen auf ihre Fischereiplätze folgt; haben doch in einem Kirchspiele zwei auf einander folgende Geistliche nie am Grabe eines Mannes gestanden, weil alle die Jahre hindurch sämmtliche Männer der Gemeinde ihr Grab auf der Seefahrt in den Wellen gefunden. Wer mag ermessen, was unter solchen Verhältnissen die Colportage bedeutet. Diesen Leuten allen die Bibel ins Haus, und christliche Schriften ins Haus, und schlichte Bezeugung des Evangeliums durch eine gesteigerte Laienhilfe, durch Männer aus dem Volke — das war der Gedanke, den Härem mit Begeisterung erfaßte und in Glaubensmuth verwirklichte, dank reicher Gaben, die ihm zuflossen, und ausgedehnter Unterstützung, die ihm auch von England und Schottland her zu Theil wurde. Die Zahl der Colporteure, die Härem aussandte und die nun zugleich berufen waren, Evangelistendienste zu thun, namentlich auch schlichte Hausgottesdienste und erbauliche Versammlungen zu halten, stieg bis auf 56 im Jahr, die Zahl der durch sie in einem Jahr verbreiteten Schriften auf 200,000, der für diese Arbeit nöthige Aufwand auf 33,000 Mark im Jahre, die Zahl der durch diese Männer aus dem Volke unter unsäglichen Mühen und Beschwerden durchreisten Kirchspielen auf 158 in einem Jahr. Der gesunde und nüchterne lutherische Sinn der Norweger kommt dabei der Bewahrung dieser Laienthätigkeit vor sectiererischen Auswüchsen wesentlich zu Gute; diese Laienthätigkeit ist auch in Norwegen nichts Ungewohntes. Dem Herausgeber ist ein lieber norwegischer Fabricdirektor bekannt — Gott grüße ihn —, der in einem dazu erbauten Saale wöchentliche Andachten für seine zahlreichen Arbeiter hält, und der erste Geistliche der Stadt kommt ab und zu, nicht um ihm die Ausübung seines priesterlichen Berufes abzunehmen, sondern um mit zuzuhören, wie der Fabrikdirector schlicht und warm seinen Arbeitern, als ein Hausvater seinen Hausgenossen, die Schrift auslegt. — Um jenes Werk der Colportage zu fördern, bereiste Härem selbst das Land kreuz und quer und erwarb er in Christiania ein kleines Haus, das den Colporteuren für die Zeit des Ausruhens zur Heimstätte dient, an der sie neue Kräfte für Leib und Seele sammeln und auch einige Unterweisung für ihren Beruf erhalten. Reichte das Haus nicht, so nahmen Härem und seine treffliche Gattin, die trotz der Jugend den reisemüden erfahrenen Männern eine Mutter war, die andern in ihr Haus.

*) D. i. im Königreich Sachsen. D. R.

So theilte Härem seine Zeit zwischen den Alten und den Jungen. Für den Umgang mit der Jugend hatte er in seiner frischen Weise ganz besondere Gaben. Dieselben kamen nicht blos jungen Handwerkern, sondern auch jungen Studenten zu Gute; von vermögenden Freunden mit reichen Geldmitteln unterstützt, baute er ein Studienhaus, dessen Hausvater er wurde und in welchem dreißig Studenten eine christliche Heimat fanden und außer ihnen noch viele andere, die auch fern vom Elternhause in der versuchungsreichen Hauptstadt lebten, eine Familie, an die sie sich anschließen und in der sie sich leiblich und geistig erquicken durften. Neue Aufgaben entstanden dem unermüdlichen Härem auf dem Gebiete der Presse. Er redigirte selbst eine wöchentlich zweimal erscheinende geachtete politische Zeitschrift, „Fädrelandet", und als eins der größten Tageblätter Norwegens in Gefahr stand, in die Hände des Unglaubens zu kommen, da war er auf dem Posten, half eine Actiengesellschaft zum Ankauf des Blattes bilden und ward selbst die für die Redaction geeigneten Kräfte. Kein Wunder, daß sein Name in ganz Norwegen bekannt war. Er übte in seinen noch jungen Jahren einen Einfluß aus, der auf die Länge der Zeit seiner eigenen Seele hätte gefährlich werden müssen. Aber seine Demuth und Einfalt bewahrten ihn.

Kein Wunder aber auch, daß Härem schnell seine Kraft verzehrte. Schon seit Jahren kränkelte er, fand aber zu wirklicher Erholung keine Ruhe. Er mußte an ein Scheiden aus der ihm lieb gewordenen Arbeit denken, und so ward er denn gegen Ende des vergangenen Winters zum Pfarrer einer kleinen Landpfarrei, und zwar, damit sein Rath und seine Hilfe dem Lutherstifte nicht verloren gehe, in der Nähe von Christiania, ernannt. Im Frühjahr sollte er einziehen. Wie freute er sich auf die stille Wirksamkeit, die seiner harrte! Aber des HErrn Gedanken waren andere. Härem erkrankte und nach zehn Tagen schweren Leides verschied er, ehe der Frühling kam. Er starb im Glauben an seinen HErrn, dem er gedient. Er rief: „Ich gehe zu Jesu, grüßet die ganze Gemeinde Gottes!" Als er am 29. März 1878 begraben wurde, da war die Dreifaltigkeitskirche, in welcher die Leichenfeier stattfand, überfüllt, und Tausende folgten seinem Sarge, eine seltene Trauerversammlung, in der der Bischof und der Minister und der ärmste Tagelöhner schritten — der Schmerz ging durch Norwegen.

Gesegnet sei Härem's Andenken auch unter uns.

Die Leser ermessen wohl, in welcher besonderen Bewegung der Herausgeber den Kranz der Erinnerung auf sein frisches Grab legt. Friede sei mit ihm!

Erziehungsvereine in Potsdam und Berlin.

In Potsdam besteht bereits über 20 Jahre ein Verein, der sich zur Aufgabe gestellt hat, verlassenen oder verwaisten Kindern den Segen eines christlichen Vaterhauses wieder zu verschaffen. Zu diesem Zwecke bemüht er sich, die ihm anvertrauten Kleinen in solchen Familien unterzubringen, die ihm für treue Verpflegung und gewissenhafte Erziehung derselben, nach menschlichem Ermessen, hinreichende Garantie bieten. Für Kostgeld, Kleidung und Schule kommt der Verein auf. Von den etwa 70 Kindern, die er im Laufe der Jahre unter seiner fürsorgenden Obhut durfte heranwachsen sehen, haben ihm die meisten große Freude bereitet und seine Arbeit ist bisher von reichem Segen begleitet gewesen.

Aehnliches bezeugt auch der evangelische Erziehungsverein zu Berlin beim Rückblick auf ein Jahrzehnt seines Bestehens, der schon eine Schaar von 200 Kindern dem sicheren Untergang hat entreißen können. Wenn auch die Noth der Zeit gegenwärtig mehr als je seit dem Bestehen des Vereins alle diejenigen drückt, die berufen und befähigt sind, Unglückliche vor dem Untergang zu bewahren, so ist der Verein doch auch im letzten Jahre in den Stand gesetzt worden, wieder eine Zahl unglücklicher Kinder den leib- und seelenverderblichsten Zuständen und Verhältnissen, wie sie eben nur in der Großstadt herrschen können, zu entreißen. Er reicht den Kindern Berlins, die in Lügenhaftigkeit, Trug und Schwindelei, in umhertreiberischen Müßiggang und damit in Bettelei und Diebstahl gerathen, die Hand und bringt sie aus der sittlichen und leiblichen Verkommenheit ihrer Lage und Verhältnisse in auswärtige zuverlässige Familien oder in bewährte Rettungsanstalten, wo sie bis zur Confirmation durch Pflege, Lehre, Aufsicht und Zucht befähigt werden, als Knaben in die Lehre, als Mädchen in Dienste einzutreten, um künftig der menschlichen Gesellschaft nicht zur Last zu fallen und zur Gefährdung zu gereichen, sondern um ihren Lebensunterhalt redlich und treulich sich selber zu erwerben. Ende September d. J. befanden sich 46 Kinder in der Pflege des Vereins.

Möge es diesen Vereinen gelingen ihre Bestrebungen zur Rettung Verwahrloster der gesteigerten Bedürftigkeit entsprechend zu erweitern und ihre Fürsorge für ihre Zöglinge auch über die Confirmation hinaus zu erstrecken und in den gefährlichsten Jahren dieselben unter ihrem Einflusse zu behalten.

Die Zunahme der Verbrechen in Frankreich.

„Ueberall, wo die Wissenschaft eindringt, vermindert sich das Uebel, es vermindert sich allenthalben in dem Verhältniß als das Wissen zunimmt", so ruft in einer politischen Zeitung ein bekannter französischer Freigeist aus. Eine christliche Zeitschrift weist zur Wiederlegung seines Jubelrufes auf einen Artikel des „Journal officiel" vom 10. Nov. 1878 hin, der die Criminal-Statistik enthält, welche der Justizminister in seinem Bericht über die Justizverwaltung über das Jahr 1876 dem Präsidenten der französischen Republik vorgetragen hat.

Darnach sind die Vergehen und Verbrechen gegen die öffentliche Ordnung und gegen Personen in stetem Wachsen begriffen. Die Zahl steigt von 1669 (im Jahre 1872) auf 1849 (im Jahre 1876). Hauptsächlich wird die Zunahme von Raub, Unsittlichkeit und Mord constatirt.

Wenn auch die Zahl der Kindermorde seit 1872 nicht größer geworden ist, so ist sie doch im Vergleich zu früheren Jahren eine ganz bedeutende. Die Durchschnittszahl in den Jahren von 1826—1830 betrug 102, dagegen in den Jahren von 1872 bis 1876 212, also mehr als das Doppelte. Die Rohheit nimmt im Volke in erschreckender Weise zu; so haben sich die strafbaren Fälle, welche nicht vor die Schwurgerichte, aber vor Polizeigerichte kamen, um Tausende vermehrt. Ein erschreckendes Zeichen der Zeit ist die enorme Zunahme der Selbstmorde. Das öffentliche Ministerium hat gegen 5804 Untersuchungen hierüber anstellen müssen. Diese Zahl ist in keinem Jahre vorher erreicht worden. Ununterbrochen hat sich die Zahl der Selbstmörder vergrößert: in den Jahren von 1836—1845 gab es in Frankreich 2762 Selbstmörder, von 1846 bis 1855 3543; von 1856 bis 1865 4331; endlich von 1866 bis 1875 5133.

„Wohlan", so fährt das oben bezeichnete Blatt fort, „man vergleiche nun die Theorie des Freidenkers mit der Aussage der Thatsachen. Jener sagt: je nach der Verbreitung des Wissens vermindert sich das Uebel. Die Thatsachen aber erklären: je nachdem eine ungläubige „Wissens-Civilisation" in Frankreich sich ausdehnt, vermehrt sich das Böse. (Neue Evangel. Kirchenztg.)

Verlassene Kinder.

Unter den 899 verlassenen Kindern, welche während des vergangenen Jahres in Berlin auf städtische Kosten verpflegt wurden, war fast die Hälfte, nämlich 323, dadurch der Stadt zur Last gefallen, daß sich die Eltern heimlich entfernt hatten. Bei 296 Kindern waren die Eltern erkrankt, bei 140 verhaftet, 293 Kinder waren verwaist. Bei 29 Kindern war Obdachlosigkeit und Unfähigkeit der Eltern zur Erziehung die Ursache, daß die Stadt für sie eintreten mußte. 29 werden als verwahrlost bezeichnet; dieselben hatten sich strafbarer Handlungen schuldig gemacht. In den meisten Fällen aber waren diese Kinder durch die Schuld der eigenen Eltern oder durch jeglichen Mangel an Erziehung auf die Bahn des Vergehens gedrängt worden. So wurde ein elf Jahre alter Knabe, dessen Mutter vor sechs Jahren gestorben war, von seinem dem Trunk ergebenen Vater arg gemißhandelt. Der Knabe entlief und stahl ein Portemonnaie mit 2 Mk. 50 Pf. Auf den Polizei-Gewahrsam gebracht, erklärte das bedauernswerthe Kind wörtlich: „Gewußt habe ich, das ich durch diese Handlung etwas Unrechtes und Strafbares begehe: aber ich konnte es nicht unterlassen, da ich mir die Mittel verschaffen mußte, meinen Hunger zu stillen."

Dank.

Im Laufe des Jahres 1878 sind dem Krankenhause der Pommerschen Genossenschaft des Johanniter-Ordens zu Züllchow bei Stettin von den Herren Rittern dieser Genossenschaft und von den Damen derselben folgende Geschenke zugegangen:

Vom Herrn von Blanckenburg-Strippow ein Band „Daheim" und 3 Erbauungsbücher; vom Freiherrn v. Puttkamer-Schurow zu Potsdam alte Leinwand und Charpie, sowie 4 Bände „über Land und Meer"; von Frau v. Zitzewitz geb. v. Sprenger auf Rippoglense 20 Pfund alte Leinwand und Charpie; von Frau v. Hake geb. v. Münchhausen zu Stettin 3 Paar wollene Männerstrümpfe; vom Kommendator Grafen v. Bismarck-Bohlen auf Carlsburg 6 neue Bettlaken, alte Leinwand und Charpie, sowie diverse Drucksachen; von Frau v. Dewitz gen. v. Krebs auf Weitenhagen alte Leinwand zu Charpie und Compressen; vom Grafen v. Behr-Bandelin 5 neue Bettlaken; vom Appellationsgerichts-Rath v. Dewitz in Stettin 3 Jahrgänge „Daheim"; vom Herrn v. Mellenthin auf Linichen 2 Töpfe Pflaumenmus, 2 Flaschen Blaubeeren, 2 Flaschen Kirschen, 1 Glas mit Glaskirschen, 1 Glas Pflaumen, 5 Pfund Backobst, 4 Pfund Aepfel, 3 Pfund Pflaumen und 4 alte Hemden; von Frau v. Wedell geb. v. Kalckreuth auf Braunsfort 8 Flaschen Obstsaft, sowie eine Tonne mit Aepfeln und Backobst, durch Herrn v. Heydebreck auf Neubuckow 1 Sack enthaltend 46 Bettlaken, als Geschenke vom Oberpräsidenten v. Kleist-Retzow auf Kikow (15 Stück), vom Herrn v. Versen auf Burzlaff (3 Stück), vom Herrn v. Alten auf Tietzow (3 Stück), vom Herrn v. Heydebreck auf Neubuckow (6 Stück), von Frau Landräthin v. Hagen zu Belgard (3 Stück), vom Herrn v. Hagen und vom Herrn v. Manteuffel-Rebel (zusammen 16 Stück); vom Herrn v. Wedell auf Braunsfort 15 Mark als „Weihnachtsgabe für die Kranken"; von Frau Baronin v. Maltzahn auf Gültz 3 große neue Tischtücher. Von Frau Appellations-Gerichts-Räthin v. Dewitz geb. Gräfin v. Moltke wurden im Laufe des Jahres 1878 unentgeltlich angefertigt: 20 große Bettbezüge, 10 dergleichen kleine, 15 Männerhemden, 24 Frauenhemden, 26 Paar Männerstrümpfe, 45 Wischtücher und 38 Nachtmützen. Endlich sind von Johanniterrittern der Kreisvereine Stargard, Cöslin, Schlawe und Ueckermünde an baarem Gelde für die Bedürfnisse des Hauses 475 Mark eingesandt und an den Schatzmeister der Genossenschaft abgeführt worden.

Das unterzeichnete Curatorium dankt allen voraufgeführten Wohlthätern für diese dem Krankenhause hochwillkommenen Zuwendungen hierdurch recht herzlich.

Stettin, den 16. Januar 1879.

Curatorium des Johanniter-Krankenhauses
zu Züllchow bei Stettin.
Der Werkmeister
Freiherr v. Maltzahn.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.


Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 5. Februar 1879. **Nr. 6.**

Der Durchlauchtigste Herrenmeister des Johanniter-Ordens, Prinz Carl von Preußen, Königliche Hoheit, hat

den Rechtsritter: General-Feldmarschall und Chef des 1. Westfälischen Infanterie-Regiments Nr. 13 Carl Eberhard Herwarth von Bittenfeld, zu Bonn,

in Folge Präsentation des Convents der Rheinischen Genossenschaft, sowie nach erfolgter Zustimmung des Ordens-Capitels, am 23. Januar cr. zum Commendator des Johanniter-Ordens in der Rheinprovinz ernannt, an Stelle des Commendators Freiherrn von Rigal-Grunland, der die Führung der Geschäfte der genannten Genossenschaft niedergelegt hat.

Die Schwester Natalie Narischkin.

(Schluß.)

V.

Der Kampf war zu Ende. Nach einer kurzen Betäubung begann Frankreich wieder aufzuathmen, und die Pulsschläge des gewaltigen Staatskörpers ließen sich von Neuem empfinden. Aber die vorhergehenden schrecklichen Tage hatten einen Zug schmerzlicher Melancholie in Natalie's Seele zurückgelassen; nachdem sie sich während der Gefahr so unerschrocken und muthig gezeigt, trat jetzt die Reaction ein. Das blutige Straßenpflaster von Paris brannte ihr, wie sie sagte, unter den Füßen und der Geruch des Petroleums schien ihr überall zu folgen; ihre überreizten Nerven verlangten dringend nach Ruhe und Luftveränderung.

Ihre Oberen sandten sie daher auf einen Monat nach Dax, wo sich das Grab des Ordensstifters Vincent de Paula befindet. Als sie von dort zurückkehrte, war sie in der That moralisch wieder hergestellt und in vollem Besitz ihres früheren Gleichmuths. Was aber ihre physischen Kräfte anbetrifft, so konnten weder Ruhe noch sonstige Mittel ihnen aufhelfen, und ihre unerschütterliche Geistesstärke konnte höchstens den Kampf verlängern, dessen Ende weder mehr fern noch ungewiß war. Von dieser Zeit an zu datiren, war sie fast beständig bettlägerig. Die Fluctuationen der Krankheit führten indessen von Zeit zu Zeit eine Besserung von einigen Tagen mit sich; alsdann nahm sie sofort wieder an dem gemeinsamen Leben Antheil, und die Krankheit mußte erst in den letzten Stadien angelangt sein und sie gänzlich unterjocht haben, ehe man sie bewegen konnte, sich ganz von den Arbeiten der Schwesterschaft zurückzuziehen. Was die anderen Pflichten ihres Amtes betrifft, so verzichtete sie nie darauf, sondern fuhr fort, bis an ihr Ende sich mit Allem, was die geistige und materielle Leitung ihres Hauses anbetraf, zu beschäftigen und erst am Vorabend ihres Todes hörte sie auf, die Verwaltung des Hauses selbst zu überwachen.

Welche Energie diese Beharrlichkeit ihrerseits erforderte, läßt sich errathen. Die Geduld und die vollkommenste Unterwerfung unter den Willen Gottes vermögen wohl die Leiden zu beherrschen, aber sie befreien nicht davon. Mit einer gänzlichen Erschöpfung verband sich bei Natalie ein herzzerreißender Husten, wiederholtes Blutaufgeben, Athmungsbeschwerden und endlich gänzliche Schlaf- und Apetitlosigkeit.

Als sie ihre Leiden nicht länger verbergen konnte, nahm sie zwar dankbar alle ihr erwiesene Pflege und Sorgfalt entgegen, nur wollte sie die während der Nacht bei ihr wachende Schwester durchaus nicht belästigen und so lange ihre Kräfte nur irgend zureichten, um sich selber zu helfen, verbot sie es derselben, aufzustehen. Wenn die Athmungsbeschwerden sie nicht länger im Bett aushalten ließen und ihre Gefährtin eingeschlummert war, so zwang sie sich so leise zu sein, daß der Schlaf derselben nicht gestört wurde. Sie wurde täglich sanfter, ruhiger und heiterer, obschon sie sich keinerlei Illusionen über den Verlauf ihrer Krankheit hingab, vielmehr war ihr das von Zeit zu Zeit eintretende Blutaufgeben ein deutliches Signal, daß endlich die lang ersehnte Stunde ihres Abscheidens nicht mehr fern sei. Nur wenn sie auf ihre trauernde Umgebung blickte, wurde ihr das Herz schwer. „Grämt Euch doch nicht allzusehr um mich," sagte sie zu den

Schwestern, „ich kann doch nicht immer bei Euch bleiben, einmal muß ich doch zu den ewigen Wohnungen eingehen, aber gewiß, einmal sehen wir uns dort wieder, und dann wird hinfürder keine Trennung uns mehr betrüben."

Wenn die Schwestern sie Abends verließen und um eine gute Nacht für sie bitten wollten, dann pflegte sie wohl zu sagen: „Sie wird sein, wie der Herr es will, ich will Alles, was Er will, sei es Schlafen oder Wachen, Leben oder Sterben, ich will und kann nichts mehr erbitten."

Mehr noch als ihre Krankheit bereitete ihr die Vorschrift der Aerzte Sorge, sich einer besseren Nahrung, als die ihrer Schwestern zu bedienen. Lange Zeit litt sie durchaus nicht, daß man in Betreff ihrer im Geringsten von der Regel abwich, und so lange sie sich noch ins Refectorium schleppen konnte, vermochte man auch in der That nicht, ihr andere Nahrung aufzudrängen; oft gab sie ihrer Nachbarin, was man für sie mit Schwierigkeiten herbeigeschafft. Die Furcht, durch ihre Krankheit die Ausgaben des Klosters zu vermehren, hätte wirklich die Ruhe ihrer letzten Tage stören können, wenn sich nicht eine Freundin ins Mittel geworfen hätte, die, sobald sie von dem Sachverhalt in Kenntniß gesetzt war, ihr täglich durch einen benachbarten Restaurateur die von den Aerzten vorgeschriebene Nahrung zugehen ließ. Natalie nahm diese Gaben demüthig unter der Form von Almosen entgegen, und wirklich hoben sich die erschöpften Kräfte unter dem Einfluß der kräftigen Nahrung wieder vorübergehend etwas, so daß ihre letzte Lebenszeit dadurch eine große Linderung erfuhr.

Im Frühling 1874, dem letzten ihres Lebens, hatte sie den Schmerz den Tod des Ordensoberen, Pater Stephan, zu erfahren. Zu einer anderen Zeit wäre dies der schwerste Verlust gewesen, der sie treffen konnte, jetzt vermochte sie ruhig die näheren Einzelheiten seines Endes zu vernehmen, war sie doch gewiß, ihn bald wiederzusehen. Sie fühlte sich schon so vereint mit den ihr vorangegangenen Lieben, daß sie sich nur noch um die zurückbleibenden Freunde, vor Allem um ihre Schwester Catharina betrübte, die erst eben von einer gefährlichen Krankheit genesen war.

Aber die Zeit ging ihren Lauf und das Ende, welches kein Mittel mehr aufzuhalten vermochte, näherte sich immer mehr.

„Ich glaube, es geht mit mir zu Ende," sagte sie an einem der letzten Juliabende. „Meine Schwestern, steht mir im Sterben bei, denn man stirbt nur einmal." Dann drückte sie mit Inbrunst das Crucifix an ihre Lippen und fuhr fort: „O, ich beschwöre Euch, sagt nicht von mir, wenn ich von Euch gegangen bin, daß ich gut oder fromm gewesen sei, bittet vielmehr ohne Unterlaß für mich und bittet Andere, daß sie ihre Gebete mit den Eurigen vereinen."

Am Morgen des 2. August verschlimmerte sich in der That ihr Zustand zusehends und man glaubte ihr daher die Sterbesacramente reichen zu müssen. Im Laufe desselben Tages hatte sie noch die Freude, ihren Landsmann, den Pater Gagarin, bei sich zu sehen, der fast mit ihr gleichzeitig das Ordensleben ergriffen hatte. Beider Seelen waren von der glühendsten Liebe zu ihrem gemeinschaftlichen Vaterlande beseelt und es war daher billig, daß Rußland an dem Sterbelager Derjenigen einen Vertreter hatte, die unter all den Beispielen des Erlösers gewiß jenes nicht vergessen: „Die Seinen zu lieben und sie zu lieben bis an's Ende."

Nachdem man in der Nacht vom 4ten auf den 5ten stündlich ihre Auflösung erwartete, erfolgte dieselbe am folgenden Morgen gegen 9 Uhr.

Bisher hatte der Pfarrer von St. Thomas d'Aquino, ihr Beichtvater, ihr beigestanden; da er sie dringender Obliegenheiten wegen die letzten beiden Tage verlassen mußte, so trat der Pater Chinchon von den Lazaristen an seine Stelle, mit dem sie schon früher in Verbindung gestanden hatte und er, der ihr einst geholfen, die Stufen der Vollkommenheit zu erklimmen, sollte sie jetzt einem seligen Ende entgegenführen. Als er bei ihr eintrat und sie fragte, ob sie mit ihm allein zu sein wünsche, erwiderte sie lächelnd: „Ich habe Euch nichts mehr zu sagen, mein Vater, doch welch ein Trost, Euch um mich zu wissen." Nach einer Weile, da er aus der Capelle zurückkehrte, wo er für sie gebetet, fügte sie mit der ihr bis zuletzt eigenen Demuth hinzu: „Aber ich nehme Eure Zeit zu sehr in Anspruch, ich bin wirklich der Mühe nicht werth." Hierauf ließ sie sich noch einmal den ihr am Abend vorher gesandten päpstlichen Segen vorlesen, faltete die Hände und sprach fürder kein Wort mehr; nur der bis zuletzt auf den Schwestern weilende Blick schien zu sagen: „Im Himmel sehen wir uns wieder, betet für mich." Alle Schwestern waren um ihr Bett versammelt und begannen die Sterbegebete herzusagen . . . Doch bevor sie noch zu Ende damit waren, hatte ihre Seele bereits den Flug aufwärts genommen. Ihre armen Gefährtinnen hielten nur noch die morsche Hülle ihrer Mutter in den Armen, aber auf der Stirne und den Lippen der Entschlafenen ruhte der Abglanz ewigen Friedens, zu dem sie auf ewig eingegangen war.

Zwei Tage lang wurde die mit dem schwarzen Ordenskleid und der weißen Haube angethanene Leiche im großen Saal des Hauses ausgestellt. Da sah man so recht, welche große Beliebtheit sie nicht allein bei den Schwestern und der Geistlichkeit des Sprengels, sondern auch bei der gesammten Einwohnerschaft des Stadtviertels genossen hatte. Der Saal wurde weder Tag noch Nacht leer von Besuchern und die Leiche war von Blumen und Kränzen ganz bedeckt. Man sprach in Paris allerorten von ihr; denn obwohl nur Wenige in der weiten Stadt sie von Angesicht kannten, so war der Ruf von der Schönheit ihrer Seele, der Ruhm ihrer Tugenden doch überall hingedrungen. Ihre sterblichen Reste wurden am Morgen des 7. August auf dem Kirchhofe Montparnasse in der den barmherzigen Schwestern reservirten Ecke beigesetzt. Das Gefolge war unermeßlich. Voran

gingen der Maire des Bezirks, der Pater Chinchon und eine große Anzahl anderer Lazaristen; ihnen folgten die Schwestern und die Armen.

Da der den Schwestern gehörige Kirchhofsacker zu beschränkt ist, um daß die Gräber für immer unangetastet bleiben, so erhielten die Verwandten und Freunde der Schwester Natalie später die Erlaubniß, sie in ein besonderes Grab beizusetzen, das sie in unmittelbarster Nähe von dem Begräbnißplatz der Schwestern erworben hatten. Dort bezeichnet ein kleines Mausoleum von weißem Marmor, überragt von einem griechischen Kreuze, die Ruhestätte der frommen Schwester. Noch immer finden sich zahlreiche Andächtige dort ein, auch ist das Grab stets mit den schönsten Blumen geschmückt, und gleich wie an dem Tage, da der Armenwagen den bescheidenen Sarg unter Betheiligung aller Klassen der Pariser Bevölkerung nach dem Kirchhofe brachte, kann man noch jetzt die Worte des überraschten Kirchhofsdieners wiederholen: „O, wie gut muß diese Schwester gewesen sein, um so geliebt zu werden!“

VI.

„Ich bin glücklich!“ wie oft hatte Natalie nicht dieses Wort vom Anbeginn ihres neuen Lebens bis an ihr seliges Ende wiederholt, das allein genügen sollte, um aller Ohren Aufmerksamkeit zu fesseln! Dieses Wort, das man so selten in der Welt vernimmt, obgleich der glühende Wunsch darnach alle Herzen bewegt, und dessen leisestes Echo gleich einer Hoffnung oder Verheißung aufgenommen wird, ohne die das Leben nicht der Mühe lohne. Gewiß, die Schlechten reden davon und profaniren es oft in ihren strafbaren Genüssen, und mit besserem Recht sprechen auch die Guten davon in ihren erlaubten und billigen Freuden. Aber dieser Wonnelaut, selbst wenn sein Ton der reinste ist, verhallt in dieser Welt mit einer Geschwindigkeit, daß man kaum die Zeit hat, ihn zu erfassen; und an dem Tage, da er verstummt, ist die Erde für die Einen nur noch eine Art von Vorhölle und für die Andern ein trauriger Warteort, den nur die göttliche Verheißung allein zu erleuchten vermag. Das ist der schlimmste Preis, den man für den vorübergehenden Besitz der Güter dieser Welt bezahlen muß, und die seltensten und auserlesensten unter ihnen sind gerade die, welche bei ihrem Entweichen die Herzen, die sie erfüllten, am verwundetsten und elendsten von allen zurücklassen.

Dies Alles liegt so offenbar, daß es beinahe abgedroschen klingt, und doch, wie sollte man es nicht wiederholen, wenn dasselbe Wort in einer ganz neuen Weise ausgesprochen wird und der nichts hier auf Erden gleicht, weil man vom ersten Moment an bei ihr herausfühlt, was allen anderen fehlt: Die Beständigkeit und die Dauer! Was sage ich? Dieses Glück, dessen Ausdruck doppelt in dem Munde Derer befremdet, die allen Gegenständen menschlichen Ehrgeizes entsagt haben, ist nicht allein dauernd und nie erlöschend, sondern nimmt beständig zu, wächst und wird von Tag zu Tag inniger, bis es sich in die Unsterblichkeit verliert, deren Vorgeschmack für sie bereits allen zeitlichen Unbestand und Wechsel überwunden hat.

Ich kann es nicht genug wiederholen: es ist mir zu unbegreiflich, wie man zu einer Zeit, wo man sich den Kopf zerbricht, um eine Menge von Systemen auszudenken, deren schließliches Ziel es ist, einer möglichst großen Anzahl von Individuen des Glückes theilhaftig zu machen, sich die Augen verbindet, die Ohren zustopft und die Vernunft gefangen giebt, um nicht diese heiteren Gesichter zu sehen, diese fröhlichen Stimmen zu vernehmen, dieser Sprache zu lauschen und endlich nicht zu begreifen, daß diese bereits gefunden haben, und während Ihr Euch noch im Suchen und Prüfen des Problems vertieft, schon entschieden haben.

Aber, wird man sagen: verlangen wir denn, daß Alle diesen Grad der Erkenntniß theilen und daß sich die Welt leert, damit die Klöster und Diakonissenhäuser sich füllen? Dieser Wunsch kann gewiß nicht der unsere sein. Aber was uns als eine allgemeine, auf alle irdischen Existenzen anzuwendende Richtschnur erscheint, ist, daß man jene bevorzugten Seelen als Leuchtthürme betrachtet, die auf den Höhen aufgerichtet sind, damit wir aus der Ferne den Weg verfolgen, den sie uns zeigen, denn dieser Weg ist der des Glückes. Wir werden gewiß niemals so rasch als sie gehen und auch niemals zu den Höhen gelangen; nie werden wir jenes Freudentrankes voll sein, der sich auf der Höhe findet und den Gott den Seinen dieser Welt zu spenden weiß, aber vielleicht setzen wir ihn an unsere Lippen und verstehen somit besser den Sinn der göttlichen Verheißungen. Alsdann wird das Leben nicht mehr für uns mit dunklen Geheimnissen umgeben sein. Wenn wir das irdische Glück besitzen, so wird diese andere Freude dazu dienen, es nach seinem rechten Werthe zu schätzen, und uns im Voraus von Allem loslösen, das man doch eines Tages verlieren muß. Wenn wir aber der Menge Jener angehören, denen dieses Glück einst gegeben und dann wieder genommen ist, oder jener anderen noch viel zahlreicheren Menge Derer, die es nie besessen, so können wir uns um eine noch auserlesenere Freude bewerben; denn Diejenigen, welche demüthig das ihnen auferlegte Kreuz annehmen, vermögen an dem bevorzugten Loose Derer Theil zu nehmen, welche es muthig aus freier Wahl ergriffen.

„Die Freuden dieser Welt beginnen herrlich und endigen schlecht. Keines der Dinge, die nicht in sich die Fähigkeit der Umbildung haben, welche allein die göttliche Gnade verleiht, vermögen auf die Dauer das Menschenherz zu befriedigen. Gott im Gegentheil beginnt damit, uns Schweres und Hartes aufzuerlegen. Er setzt unserer Freiheit Schranken und hindert unsere natürlichen Neigungen . . . Aber nach und nach hebt Er uns immer etwas mehr zu Sich empor und verleiht uns andere Vorstellungen und Neigungen; Er befähigt uns endlich, Freuden zu empfinden, die, wenn man sie mit jenen dieser Welt zusammenstellt, dem besseren und

wunderbaren Weine gleichen, den der Erlöser den jungen Eheleuten auf der Hochzeit zu Cana spendete und den er bis zu Ende des Hochzeitsmahles aufsparte. Es ist wahr, das Kreuz war drückend, die Demuth so schwer, es bedurfte schmerzlicher Anstrengungen, um sich selbst zu besiegen, aber wenn die Seele erst einmal dazu gelangt ist, die Süßigkeit, die in all diesen Dingen verborgen ist, zu erkennen, so hat sie hinfürder weder Verlangen, noch Fähigkeit, eine andere zu kosten.

Wenn das Joch des Herrn selbst schon hienieden so sanft für Die wird, die es muthig auf sich nehmen, wie wird dann nicht erst in jener andern Welt das in dem Wunder der Hochzeit von Cana verborgene Gleichniß seine herrliche Erfüllung finden, wo wir endlich der letzten Güter theilhaftig werden, welche die barmherzige Güte unseres Gottes uns vorbehalten hat!" —

Die verewigte Großherzogin Alice von Hessen.*)

Die schweren Prüfungen, durch welche das Großherzoglich Hessische Fürstenhaus heimgesucht ward, hatten überall in Deutschland das schmerzlichste Mitgefühl erweckt, das sich in höchstem Maße steigerte auf die Nachricht von der Erkrankung und von dem fast jähen Tode der hohen fürstlichen Frau, die mit so hingebender, opferfreudiger Liebe den hohen Gemahl und die theueren Kinder pflegte. Ein gemeinsames auf reinster Theilnahme begründetes Gefühl tiefer Trauer beherrschte alle Herzen gegenüber dem wahrhaft ergreifenden Schicksal, das dem Herrscherhause die Gattin, die Mutter, dem Lande eine treue Fürstin, der Menschheit eine ihrer edelsten Blumen raubte. Ein Lebensbild der verewigten Fürstin auch an dieser Stelle zu geben, ist um so mehr geboten, als dieselbe den Bestrebungen der Vaterländischen Frauenvereine, wie allen Blüthen an dem Baum echter Humanität die lebendigste Sympathie, eine nie ermüdende Thatkraft entgegenbrachte.

Die Großherzogin Alice war ein entschiedener Charakter, eine bedeutende, hochgesinnte, dem Idealen zugewandte Natur. Die Natur hatte sie mit Gaben ausgestattet, die sich auch auf minder sonniger Höhe der socialen Stellung geltend gemacht haben würden. Neben den im Hause ihres Vaters erblichen künstlerischen Talenten war ihr ein ungemein rascher, beweglicher Verstand verliehen, der nach allen Richtungen hin die großen und kleinen Interessen des Lebens zu erfassen strebte. Ihr Leben konnte dadurch reich an geistigem Inhalt und an edeln Genüssen werden; aber es ward zugleich bewegt und arbeitsam durch einen lebhaften Trieb, das erkannte Gute aus dem Gedanken in That umzusetzen, verbunden mit einem hohen Bewußtsein ihrer Stellung und der Pflichten, die diese auferlegt. Sie kam, — wir folgen in diesen Angaben dem Lebensbild, das die „Deutsche Reichspost" von der Verewigten entwirft — in ein kleines Land und eine kleine Stadt, wo man, im Ganzen und Großen, damals gewohnt war, in einem ziemlichen Schlendrian dahin zu leben und alle möglichen guten Dinge, die man nicht besaß, nicht zu vermissen. Sie brachte dahin den energischen Sinn ihres Volkes für zweckmäßige Ausgestaltung des Lebens, den wir neben anderen auch in so vielen sinnreichen Veranstaltungen zur Bekämpfung socialer Nothstände, zur Linderung moralischen und physischen Elends bewundern. Es ist aller Beachtung werth, in welchem Maße es ihr gelang, andere mit diesem Sinne zu erfüllen und zu gemeinsamer Thätigkeit zu organisiren. Das erste Werk, in das sie sich hineinwarf, war die allerdings schon vor ihrer Ankunft betriebene Gründung einer Idiotenanstalt bei Darmstadt. Sie verstand es, die Geldkräfte des Publikums dafür in einem Umfange flüssig zu machen, der bis dahin für Werke der Barmherzigkeit hier nicht erhört worden war. Die Anstalt erfreut sich nun schon lange eines gesicherten Bestandes und wirkt mit Segen. Demnächst ergriff die junge Prinzessin ein Interesse, das zu den brennendsten unserer Zeit gehört: jenes Ganze von Problemen, das wir unter dem Namen der Frauenfrage begreifen. Sie ergriff es in der doppelten Richtung, die Kräfte der Frauenwelt überhaupt für das sociale Gute reichlicher zu entbinden, und der nicht im Familienleben aufgehenden Frauenwelt Berufe und Gelegenheiten lohnender Arbeit zu schaffen.

Es wurde mittels eines Frauenvereins eine Industrieschule für Mädchen ins Leben gerufen, mit dem vornehmlichen Augenmerk, künftige Lehrerinnen in weiblicher Handarbeit für die Jugend der arbeitenden Klassen auszubilden; und den hiermit verbundenen Anregungen ist es wesentlich zu danken, daß in den Plan der hessischen Volksschule der Unterricht in weiblichen Handarbeiten als obligatorischer Gegenstand aufgenommen wurde. Wer das häusliche Leben jener Klassen kennt, weiß es, wie viele Uebel desselben von der Unerfahrenheit der Frauen in den Werken der Nadel ausgehen und wie viel wahrhafte Verbesserung durch jene neue Einrichtungen bedingt wird. Ein Uebel anderer Art besteht in den geringen Preisen, für welche die feine weibliche Arbeit dem Kaufmanne, der sie auf den Markt bringt, tributpflichtig ist. Zur Steuer dieses Uebels wurde eine Verkaufsstelle errichtet, die mancher geschickten Frauenhand einen lohnenden Absatz gewährt und auf eine angemessene Preiserhöhung der Frauenarbeit im Allgemeinen hinwirkt. Bei diesen Bestrebungen hatte die Fürstin das Glück, die Unterstützung einer ungewöhnlichen Kraft ihres eigenen Geschlechts zu finden. Es war die im vorigen Jahre verstorbene Luise Büchner, als verdienstvolle Schriftstellerin auf dem Gebiete der Frauenfrage in weiten Kreisen bekannt. Sie hatte die einschlägigen Aufgaben mit kräftigem Denken und in nüchtern praktischem Sinne durchgearbeitet; sie konnte Rath und That zum Werke geben, und die Fürstin bahnte ihr Wege, um ihre Gabe nutzbar zu machen. Beide Frauen ver-

*) Aus Nr. 1 de 1879 „Deutscher Frauen-Verband", Zeitung der Vaterländischen Frauen- und Hilfs-Vereine.

standen sich vollkommen, und aus ihrem Zusammenwirken erwuchs ein Verhältniß wahrer Freundschaft, das beide beglückte.

Ein anderes Feld des Berufs und Erwerbs wurde der Frauenwelt in der Krankenpflege geöffnet. Ein zweiter von der Fürstin ins Leben gerufener und über die Städte des Landes verzweigter Frauenverein machte sich die Ausbildung berufsmäßiger Krankenpflegerinnen zum Zweck; es wurde dafür eine Bildungsanstalt gegründet, die mit einem in Darmstadt schon früher aus Privatmitteln unterhaltenen und nun erweiterten Spitale vereinigt ist. Auch für die Leitung dieser Anstalt, von der das Gedeihen des ganzen Werkes natürlich abhing, bot sich der Fürstin eine weibliche Kraft von seltener Begabung dar, die sie alsbald in ihrem ganzen Werth erkannte; und diese Dame hatte das traurige Glück, ihr nun die letzten Liebesdienste auf dem Sterbebette erweisen zu dürfen.

Der Frauenverein sollte sich nicht auf jene mehr mittelbare Wirksamkeit beschränken. Es wurde für ihn eine andere dankbare Aufgabe in der Fürsorge für die aus öffentlichen Mitteln in Privatpflege untergebrachten Waisenkinder gefunden. Jene Mittel stehen in etwas dürftigem Verhältniß zu ihrem Zweck; sie konnten aus freiwilligen Beiträgen erhöht werden, wenn man sicher war, daß diese eine andere Wirkung als nur die der Ersparniß an öffentlichen Geldern haben würden. Nach mehr: mit solchen Mitteln in der Hand konnte man hoffen, durch den persönlichen Verkehr verständiger Frauen mit den die Kinder verpflegenden Familien eine heilsame Aufsicht und Aufmunterung zu üben. Auch dieses Werk ist nun seit Jahren im Gange und hat gewiß Segen gebracht für die, welche es treiben sowohl, wie für die Waisen selbst.

Dies mögen die Punkte sein, worin das Wirken der hingeschiedenen Fürstin am sichtbarsten hervortrat. Manches Andere hatte ihr rastloser Geist bedacht, gewünscht und gewollt, auch wohl vergeblich versucht. Mit lebhaftem Interesse hatte sie die Gründung des neuen Darmstädter Armenvereins nach dem Elberfelder System verfolgt. Mit deutlichem Bezuge darauf erschien vor einem Jahre auf ihre Veranlassung und von ihr bevorwortet, ein Büchlein unter dem Titel: „Aus der Londoner Armenpflege" (bei Niedner in Wiesbaden). Es ist nach einem englischen Original bearbeitet, worin Octavia Hill, die neueste englische Heldin der Nächstenliebe, von ihrer gesegneten Arbeit im Wuste der Miethskasernen, welche die verkommenste Klasse beherbergen, Kunde giebt. Die Großherzogin hatte diese merkwürdige Frau kennen gelernt; sie hatte sich mit eigenen Augen überzeugt, daß auch in den Winkeln unserer Städte Zustände bestehen, die bei geringerem Maßstabe jenen englischen nicht viel nachgeben, und sie hatte gemeint, jenes erhebende Beispiel auch den hessischen und deutschen Frauen vor Augen stellen zu müssen. Bei all ihrem Thun war sie weit entfernt, sich auf ein bequemes, vornehmes Anregen, Inspiciren und Dirigiren von oben herab zu beschränken. Sie hatte das Bedürfniß, selbst Hand anzulegen; sie suchte die Wohnungen der Armuth und die Betten der Kranken auf; sie war in den Lazarethen der Kriegszeit von 1870 und 1871 zu Hause, sie legte Verbände an, reichte Arzenei und spendete liebevollen Zuspruch. Wäre dies nur geschehen, um ihre fürstliche Stellung zu repräsentiren und durch ein hohes Beispiel andere zu ermuntern, so war es schon der größten Achtung werth; aber es wohnte ein wirklicher, persönlicher Drang der Liebe in ihr.

Sie hatte warm ergebene Freunde, und sie selbst bewies solchen Personen, an die sie sich einmal angeschlossen hatte, eine warme, ausdauernde, rührende Freundschaft. Sie besaß die unschätzbare Gabe eines sehr entschiedenen Willens. Sie konnte herb sein, aber niemals unwahr. Ihre Formen waren unmittelbar gewinnend, von anmuthsvoller Hoheit, doch über die hergebrachten Schranken der Hoheit sich graciös hinaussetzend.

Die Deutschen Vaterländischen Frauenvereine werden der hohen Frau ein weihevolles Andenken bewahren.

Deutsche Adelssagen.

112. Wappen und Schicksal der Herren von der Asseburg.

Das alte braunschweigische Geschlecht der Herren von der Asseburg führte noch dem Berichte des Adelshistorikers Gauhe einst den Namen von der Hagen, d. h. es war ein erbloses, nicht im Besitz eines festen Hauses befindliches Dienstmannengeschlecht. Erst Gebhard von der Hagen soll zu unbestimmter Zeit den Namen „Asseburg" von dem wohlgelegenen Bergschlosse gleichen Namens, dessen Trümmer sich bei dem Gehölz „Asse" im Braunschweigischen befinden, angenommen haben. Herzog Albrecht von Braunschweig zerstörte den Stammsitz der Asseburger laut der Volkssage, nach einer dreijährigen Belagerung. Schwer genug hatten die Herren des alten Bergschlosses den Welfenfürsten gereizt; um ihm ihre Verachtung zu bezeugen, hatten sie auf ihren Wappenschilden es dargestellt, wie der Wolf, das alte Zeichen ihres Geschlechtes, dem braunschweigischen Löwen nach Herzenslust das Fell und die Mähne zauste.

Nach der Zerstörung ihres Stammsitzes führten die Herren von der Asseburg demüthig wieder den alten Wolf allein. Im Jahre 1386 erwarben die Brüder Bernhard und Busso von dem Domstifte Halberstadt die alte Bergveste Falkenstein, den herrlichen, sagenberühmten Sitz der ausgestorbenen, in Krieg und Frieden gleich ausgezeichneten Grafen von Falkenstein. Hier lebte am Schlusse des 15. Jahrhunderts Herr Asche von der Asseburg als Burgherr mit seiner Gemahlin Anna aus dem lang erloschenen Geschlechte derer von Arnstein. Die alten Sagen am Falkenstein waren damals noch lebendiger im Volksmunde als heutzutage, und der Ritter von der Asseburg glaubte treuherzigen Gemüthes an dieselben. So erzählte er eines Tages seiner Gattin, es seien einst,

als noch die Grafen von Falkenstein die Herren der Burg gewesen, kleine Männchen und Frauen vor das Bett einer in Kindesnöthen liegenden Gräfin von Falkenstein getreten, um ihr zu helfen, sie aber habe den Beistand der Unterirdischen abgelehnt und dieselben nur gebeten, als Hüter des Wohles ihrer Nachkommen in der Tiefe des Falkensteins ihren Wohnsitz zu behalten. Aber die Gräfin Anna wollte nicht an die geisterhaften Bewohner ihres Schloßfelsens glauben, ehe denn ihr einer derselben zu Gesicht gekommen wäre. Bald ward ihr dieser Wunsch erfüllt.

Nächtiges Unwetter umbrauste einst das Bergschloß; der Sturm fuhr heulend den Schlot herab und der Regen schlug prasselnd gegen die Fensterladen. Die Schloßfrau, welche schlaflos an der Seite ihres Gemahls lag, hörte auf einmal aus der Ecke des Zimmers ein seltsames Geräusch; es schien ihr, als ob die Bohlen der Dielung durchbrochen würden. Plötzlich erschien ein Lichtlein, hell wie ein Stern, und bald ergoß sich ein wunderbarer Schein über das ganze Gemach. Staunend sah die Burgfrau eine Anzahl von Zwergen hervorkommen. Auch an sie ward die dringende Bitte gerichtet, einer kreißenden Frau des kleinen Volkes zu helfen. Ohne Bedenken verrichtete die Burgfrau gleich ihren von uns bereits angeführten Standesgenossinnen bei der Zwergin den Dienst einer Wehemutter; dann wurde sie, mit drei Bechern beschenkt, aus der Tiefe des Felsens in ihr Schlafgemach zurückgeführt.

An die sorgfältige Bewahrung der Becher war durch die Prophezeiung der Zwerge das Glück des Hauses Asseburg geknüpft worden. Die Sorge um die Talismane ihres Geschlechtes ängstigte die gute Burgfrau aber dermaßen, daß man sie schon nach Jahresfrist in die kühle Erde bettete. So hatten sich die Becher der Zwerge bereits als ein verhängnißvolles Geschenk gezeigt. Dennoch hielt man diese Kleinode in hohen Ehren.

Jahrhunderte vergingen, da waren sie an eine Wittwe von der Asseburg gekommen, welche auf der thüringischen Pfalz Wallhausen lebte. Aehnlich wie auf dem Schlosse von Edenhall erfüllte sich hier das Verhängniß, das mit der geheimnißvollen Gabe der Zwerge von Anfang an verknüpft erscheint. Die Söhne der Wittwe feierten einst ein rauschendes Fest auf der Burg; über der Tafel wurde die Geschichte der drei Becher erzählt; sie fand Gläubige und Ungläubige: die Krystalle wurden herbeigeholt, so sehr sich auch die Burgfrau dagegen sträubte; unheimlich genug zersprang einer derselben beim Anklingen, und der blutrothe Wein floß zu Boden. Nicht lange ließ das Unglück auf sich warten. Nach wenigen Tagen ritten die Junker von der Asseburg zum Turniere von der Kaiserpfalz herab; — kaum eine Stunde von der väterlichen Burg aber wurden ihre Rosse durch das Auffliegen eines Storches scheu gemacht; ohne Zügel und Zaum rasten die Thiere dem nahen Helmeflusse zu und bereiteten den drei Brüdern ein nasses Grab.

Das bei ähnlichen Zwergsagen bereits Angeführte trifft auch hier zu. Das Geschenk der Zwerge beweist Jahrhunderte lang seine Kraft, das Geschlecht zu beschützen, bis durch die Unbesonnenheit eines späten Nachkommen das Verhängniß heraufbeschworen wird. Noch ist zu erwähnen, daß die beiden Becher der Zwerge, welche die Festnacht zu Wallhausen überdauerten, sich auf Schloß Falkenstein im Harze und zu Hindenburg in Westfalen befinden.

Sociale Blitzableiter.

Unser deutscher Dichter, Prälat von Gerok, sprach bei der Eröffnungsfeier einer Herberge für Arbeiterinnen in Stuttgart ein geflügeltes Wort über sociale Blitzableiter.

„Eine drohende Wetterwolke", sagt er u. A., „steigt immer höher herauf am Horizont unserer Zeit, sie heißt die sociale Frage. Ob das Gewitter zum gewaltsamen Ausbruch kommen soll oder sich gnädig vertheilen oder verziehen, ob der Knoten friedlich gelöst oder mit dem Schwerte zerhauen werden soll, das steht nächst Gott in der Menschen eigner Hand, in der Hand menschlicher Weisheit und Liebe, Thatkraft und Opferwilligkeit, und jede Handreichung der Liebe, den arbeitenden Klassen freiwillig geleistet, sie ist eine Abschlagszahlung an der aufgewachsenen Schuld, eine Gewissenserleichterung für die Freunde der Ordnung, ein friedlicher Sieg über die drohenden Umsturzgelüste. Jedes Haus, wie wir hier eins gebaut, es trägt gleichsam einen Blitzableiter auf dem Dach, der etwas aufsaugt von dem electrischen Stoff unserer schwülen Zeitatmosphäre."

Ein Senfkorn.

An dem Tage, an welchem unser ruhmvoller Kaiser wieder in seine Residenz eingezogen ist, hat sich in Muskau ein Verein gebildet, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, an seinem Theil zur sittlichen Hebung und Förderung des Gemeinwohles durch Werke christlicher Liebesthätigkeit mitzuwirken. Der Verein will zunächst die Erziehung der Kinder im Alter von 3 bis 6 Jahren durch Gründung einer Kleinkinderschule nach Möglichkeit vor schädlichen Einflüssen bewahren, ferner den Jünglingen einen Ort zur geselligen Zusammenkunft bieten, um dieselben durch Unterhaltung und Belehrung zu fördern und vor Verirrungen möglichst zu behüten. Als weiteres Ziel hat der Verein die Gründung eines Rettungshauses in's Auge gefaßt und möchte, sobald es die Mittel erlauben, auch eine geordnete Armen- und Krankenpflege herbeiführen.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 12. Februar 1879. Nr. 7.

1. Friedrich Heinrich Ludwig Graf zu Solms-Baruth, Standesherr, erbliches Mitglied des Herrenhauses, auf Baruth, Commendator seit 1869, † zu Baruth 1. Februar 1879.
2. Gustav Wilhelm von Jagow, Wirklicher Geheimer Rath und Ober-Präsident der Provinz Brandenburg, Rechtsritter seit 1855, † zu Potsdam 1. Februar 1879.

Die Grimaldi.

Vor dem Kurhause in Baden-Baden begegnete man vor einigen Jahren täglich einem wunderschönen kleinen Knaben, begleitet von einer englischen Gouvernante und einem betreßten Diener. Auf die neugierige Frage erfuhr man, es sei der Erbprinz von Monaco, der hier mit seiner Mutter, einer geborenen Prinzessin von Hamilton, lebe, die sich in den ersten Jahren nach ihrer Verheirathung von ihrem Gatten getrennt und nun in fortwährender Angst lebe, ihr Gemahl werde ihr das Kind, das gesetzlich ihr nur bis zum siebenten Jahr gehöre, entführen. Reichen nun auch die geographischen Kenntnisse der Meisten soweit, daß sie den Namen des Fürstenthums und dessen Lage im Gedächtniß haben, so ist doch die Geschichte der Dynastie dem Gesichtskreise Vieler entrückt und dürfte eine kurze Studie darüber den Lesern dieses Blattes willkommen sein.

So klein das Fürstenthum Monaco auch ist, so ist es doch von feenhaftem Reize und hat ein unübertreffliches Klima. Auf der Landkarte bildet es nur einen Punkt; in der Wirklichkeit aber ist dieser Punkt so schön, daß man ihn, wenn einmal gesehen, nie aus der Erinnerung verliert. Jäh steigen die grauen Felsen über dem blauen Meer empor, überwuchert von Wäldern von Olivenbäumen und Orangen. Zu Anfang der französischen Revolution bestand dies kleine Reich aus drei Kirchspielen, Monaco, Mentone und Roccobruna mit einer Bevölkerung von 8000 Seelen, die sich auf einem schmalen acht Meilen langen Felsenabhange am Fuße der Seealpen vertheilte. Mühsam in Terrassen aufgebaut, mit Oliven, Feigen, Orangen, Citronen bepflanzt, bringt es nicht Wein, nicht Korn hervor, ernährt nicht Kühe, nicht Schafe, hat wenig Wasser. Die Bewohner leben von dem Fremdenverkehr und der Ausfuhr ihrer Luxusartikel, gegen die sie die Nothwendigkeiten des Lebens eintauschen. Wären die Felsen nicht, um den Gesichtskreis zu beschränken, man würde das ganze Reich mit dem Augenglase übersehen können, dennoch mag es seinen Reiz haben, hier als souveräner Fürst zu herrschen, ist doch das geringste Anrecht auf einen Thron mit einem solchen Zauber verknüpft, daß alle Geschlechter, welche jemals eine Souveränetät ausgeübt, die Erinnerung daran geflissentlich in Wappen und Titel aufrecht zu erhalten suchen.

Die Fürsten von Monaco sind aus dem Geschlecht der Grimaldi hervorgegangen, welches seit undenklichen Zeiten in den Bergfestungen Monaco und Moneye seine uneinnehmbaren Sitze hatte. Ursprünglich stammt es aus Genua, und Venasqo, der um 1647 eine Genealogie desselben in Folio herausgab, giebt ihm einen gewissen Grimoard zum Stammvater, der Haushofmeister des Königs Charibert II. war. Diese Abstammung ist indessen nur auf die Aehnlichkeit des Namens Grimoard mit Grimaldi oder Grimand zurückzuführen und wir begnügen uns daher die Stammreihe mit Grimoldus, Herr oder Fürst von Monaco zu beginnen, welcher nach Venasqo 1219 der Belagerung von Damiette beiwohnte. Sein Sohn Francesco schloß sich der Parthei des Papstes und Carl's von Anjou, Königs von Neapel, gegen die Hohenstaufen an und starb 1275. Dessen Enkel Reinhard II. trat in französische Dienste und zeichnete sich in der Schlacht bei Mons en Puelle 1304 gegen die Flamländer aus. Er stieg in der Folge bis zum Admiral von Frankreich und starb 1314. Aus seiner Ehe mit Marguerita Ruffo aus dem Hause der Grafen Spinola hatte er unter anderen Kindern zwei Söhne, davon folgte ihm der älteste Carl, während der jüngere Antonius die Linie der Herren von Antibes und Corbon gründete.

Carl, genannt der Große, leistete dem König Philipp von Valois wichtige Dienste und bekleidete ebenfalls die Charge eines Admirals von Frankreich. Er erwarb ums Jahr 1346 von Emanuel Vento die Herrschaften Mentone, Castillone und Roccabruna, die er mit Monaco vereinigte. Sein Siegel an einer Quittung, die er am 8. September 1339 über empfangenen Sold ausstellte, zeigt einen Reiter, der einen gerauteten Schild hält, das Pferd desselben ist mit einer gleichfalls gerauteten Decke behangen. Er starb 1363 und hinterließ aus seiner Verbindung mit Lucia Spinola außer seinem Nachfolger Reinhard, fünf Söhne, von denen der 4te Carl als der Stammvater der Fürsten von Santa Catharina in Sicilien gilt.

Reinhold III. trat gleich seinem Vater in französische Dienste und lebte als Rath und Kammerherr am Hofe König Carls V. Er diente diesem Fürsten in seinen Kriegen unter Geoffroy de Charny und bei der Belagerung von Loudon unter dem Seigneur de Beaujeu 1350 und 1351. In den Jahren 1354—55 befehligte er im Verein mit Balbus Doria 3000 Armbrustschützen und 3000 Ruderknechte und rüstete in der Folge zehn Galeeren zur Sicherung der Küsten der Provence gegen die Angriffe der Korsaren aus. Er starb erst unter der Regierung Carls VI. 1407. Mit seinem Enkel Catalan starb 1457 diese erste Dynastie der Fürsten von Monaco aus und seine Erbtochter Claudia brachte das Fürstenthum ihrem Vetter Lambert Grimaldi als Morgengabe zu, welcher der oben erwähnten Seitenlinien der Herren v. Antibes entstammte. Er sowohl wie seine Söhne Jean und Lucian blieben zwar im Allgemeinen dem französischen Bündniß treu, doch scheinen sie gleich den beiden letzten Herren der alten Dynastie mehr als selbstständige Fürsten aufgetreten zu sein, die ihren Beistand möglichst theuer verkauften. War ihr Land gleich winzig klein, so war es durch seine Lage doch von großer Wichtigkeit. Nur zur See konnte man damals ihre beiden Bergfestungen Monaco und Moneye erreichen und nur durch Ueberrumpelung oder Hunger sie einnehmen. So lange die Garnison wachsam, die Kornkammer gefüllt war, der Wasservorrath ausreichte, mochten die Fürsten der ganzen Welt Trotz bieten. Dazu kam, daß der Hafen von Monaco sich vorzüglich für die christlichen Galeeren eignete und den Operationen zur See einen wichtigen Stützpunkt lieferte. Was Wunder also, wenn der Beistand der Fürsten von verschiedenster Seite gesucht wurde? Je nachdem es vortheilhaft für sie war, empfingen sie in ihren Mauern italienische, spanische oder französische Garnisonen. Unter dem letztgenannten Fürsten Lucian hielt Monaco eine lang dauernde Belagerung der Genuesen und Pisaner aus, auch gelang es ihm, die bereits verlorenen Plätze Mentone und Roccabruna wieder zu erobern. Er fiel durch die Hand seines Neffen Bartholomäus Doria 1525, gleichwie sein ältester Bruder Johann 1505 durch ihn den Tod erhalten. Es trat nun für seinen minderjährigen aus der Ehe mit Anne de Pontevez erzielten Sohn Honorius eine Regentschaft ein, die von seinem überlebenden Bruder Augustin, Bischof von Grasse und Almosenier Ludwigs XII. von Frankreich geführt ward. Dieser Prälat verließ das französische Bündniß und ging in das Lager Kaiser Carls V. über, der ihm das Bisthum Majorca und später auch das Erzbisthum Oristan auf Sardinien verlieh. Eine Folge davon war, daß Franz I. von Frankreich 1524 seine sämmtlichen Güter und Pfründen in Frankreich einzog, die ihm erst 1526 im Frieden von Madrid auf's Neue zugesichert und 1529 wieder erstattet wurden. Er war bereits zum Cardinal designirt, als ihn noch vor der Promotion am 12. April 1532 der Tod ereilte. Sein Neffe Honorius, den er kurz zuvor 1531 unter den Schutz Carls V. gestellt, blieb mit einer kurzen Unterbrechung im Jahre 1533, wo er vorübergehend zu Franz I. hielt, dem österreichisch-spanischen Bündniß treu, wohnte der Seeschlacht bei Lepanto bei und starb 1581. Für die seiner Sache bewiesene Treue hatte ihm Carl V. das Marquisat Campania und die Grafschaft Canäa in Neapel verliehen. Von seinen zwölf Kindern, die aus seiner Ehe mit Isabella Grimaldi entsprossen, folgte ihm der dritte Sohn Hercules I. in der Regierung Monacos, er fiel 1624 durch Mörderhand. Ein jüngerer Sohn Horatio kommt als Mundschenk Philipps III. von Spanien vor und † 1620 zu Neapel.

Honorius II., Sohn des Hercules und der Marie Landi, Fürst von Monaco brach mit Philipp IV. von Spanien und vertrieb mit Hilfe der Einwohner 1641 die spanische Besatzung. Darauf suchte er den König Ludwig XIII. in Peronne auf und schloß mit ihm ein Bündniß, das durch Vertrag vom 8. Juli geregelt ward. Demzufolge rückte eine französische Besatzung in Monaco ein. In Voraussetzung, daß die spanische Regierung seine Besitzungen in Neapel und Mailand einziehen würde, — gab ihm Ludwig XIII. eine entsprechende Güterentschädigung in Frankreich, von der ein Theil 1643 zur duché—Pairie von Valentinois errichtet ward welche vor der französischen Revolution 270,000 Frcs. rentirte. Auch erhielt er 1642 die Königlichen Orden anstatt des an Spanien zurückgesandten goldenen Vließes. In Gemäßheit des Vertrags von Peronne wurden die Fürsten von Monaco als Verbündete Frankreichs in den „Pyrenäischen" „Nimweger" und „Riswicker" Friedensschlüssen mit einbegriffen. Endlich wurde ihnen der Rang der princes étrangers zuerkannt, welche Auszeichnung sie nur mit den Häusern Lothringen, Savoyen, Rohan, Latour d'Auvergne und la Trémouille theilten. Das war der Höhepunkt der Macht und des Ansehens der Grimaldi. Langsam ging es von da an abwärts mit ihnen; aus unabhängigen Fürsten wurden allmählig französische Magnaten. Die Verbesserungen in der Artillerie, im Schiffbau beeinträchtigten den Werth der kleinen Festung, die dadurch einnehmbar wurde. Fürsten suchten kein Bündniß mehr mit dem Hause Grimaldi, die Glieder desselben verheiratheten sich mit dem französischen Adel. Ihr Ansehen sank mit ihrer Bedeutung.

Aus Italienern und Spaniern waren sie Franzosen geworden und hielten sich in Frankreich auf. Der kleine Felsen hatte wenig Reiz mehr für die durch den Aufenthalt in Paris verwöhnten Fürsten.

(Schluß folgt.)

Der Schlesische Verein zur Heilung armer Augenkranker in Breslau —

Vorsitzender: Gerichtsrath a. D. von Rosenberg-Lipinsky, Tauentzien-Str. Nr. 25. Dirigirender Arzt: Dr. Burchard, Tauentzien-Str. Nr. 26b. Schatzmeister: Fabrikbesitzer Schube, Salz-Str. Nr. 15. Inspector: Feldwebel a. D. Bleisch. Klinik: Sadowa-Str. Nr. 74 — hat soeben seinen 27. Jahresbericht pro 1878 ausgegeben. Mit dem Danke für die dem Verein im abgelaufenen Jahre zu Theil gewordene Unterstützung verbindet der Vorstand die an alle Kgl. Landrathsämter, Magisträte und Gemeinden der Provinz gerichtete Bitte, ihm treu zu bleiben und ihre Gegenleistungen mit den Leistungen der Anstalt mehr und mehr in ein gerechtes Verhältniß zu bringen. Dabei bittet er niemals zu vergessen, daß der mit Corporations-Rechten versehene Verein kein speculatives, auf den Vortheil des Unternehmers berechnetes und persönlichen Wechselfällen unterworfenes, sondern ein Institut ist, welches in der uneigennützigsten Weise geleitet, eines dauernden Bestandes versichert und ganz allein und ausschließlich bestrebt ist, den armen Augenkranken Schlesiens eine unentgeltliche, den nicht Bedürftigen eine billige Hilfe zu schaffen, damit aber der Provinz rein sachlich und ohne alles persönliche Interesse zu dienen.

Als Mitglieder des Vereins sind pro 1878 verzeichnet: 55 Landrathsämter, 108 Magisträte, 1 Amtsbezirk und 229 Private mit einem Gesammtbeitrage von 10,189 *M.* 25 *ℌ.* Die Subvention der Provinz hat pro 1878 betragen 5000 *M.* Die Gesammtausgabe pro 1878 beträgt: 24,414 *M.* 60 *ℌ.* Bestand bleibt: 31,355 *M.* 98 *ℌ.*

Seit Begründung des Vereins — dem 11. November 1851 — bis ult. December 1878 sind 65,871 Augenkranke von ihm behandelt worden. Von diesen haben 5100 Kranke in der Anstalt selbst Aufnahme gefunden und der graue Staar ist mit vollständigem Erfolge 1195 mal operirt worden.

Im Jahre 1878 wurden im Kranken-Journal notirt 2077 Augenkranke. Von diesen waren 1267 aus der Stadt Breslau, 156 aus dem Landkreise Breslau, 654 von auswärts, 434 Kinder unter zehn Jahren, 847 männliche und 796 weibliche Kranke.

Auf Station wurden aufgenommen und verpflegt 387 Augenkranke mit 11,839 Verpflegungstagen. Von diesen erhielten 252 Kranke 9126 Verpflegungstage vollständig unentgeltlich, 135 Kranke 2713 Tage gegen eine durchschnittliche Zahlung von etwa 1 *M.* 10 *ℌ* pro Tag.

Ein Vergleich mit den früheren Jahren ergiebt das erfreuliche Resultat, daß seit 1874 die Anzahl der Verpflegungstage, also die öconomische Leistung der Anstalt, fast auf das dreifache gestiegen ist und daß die Leistung des Vorjahres von der diesjährigen um etwa 50 Procent übertroffen wird.

An ambulanten Kranken wurden u. A. ausgeführt 8 Schieloperationen, 6 Operationen des Flügelfelles und 12 sonstige größere Operationen. Außerdem wurden an den stationairen Kranken folgende Operationen ausgeführt: Die Operation des grauen Staares erfolgte 69 mal. Darunter befindet sich der graue normale Altersstaar 50 mal. Von diesen wurden 48 mit gutem Resultat geheilt entlassen. Einmal erfolgte nur einige Besserung des Sehvermögens, bei einem kachectischen Individuum ergab sich kein Erfolg. Die künstliche Pupillenbildung war 35 mal erforderlich, 15 mal behufs Herabsetzung des intraoculären Druckes. Schieloperation erfolgte 6 mal, Herausnehmen des Augapfels 9 mal, Abtragung des Staphylom's der Hornhaut 5 mal. Die Operation des Flügelfelles wurde 2 mal, sonstige größere Operationen wurden 12 mal ausgeführt.

Selbstverständlich liegen in diesen Zahlen nicht die kleineren chirurgischen Verrichtungen, wie Eröffnung von Abscessen, Entfernung von Fremdkörpern aus der Hornhaut, Abtragung von Vorfällen der Regenbogenhaut, Operation der Thränenfistel, Katheterismus der Thränen-Nasenwege, Eröffnung des Thränenstockes, Exstirpation von Chalazien u. s. w.

Ein Vergleich mit den Zahlen des Vorjahres giebt den Beweis, daß auch das operative Material in gleichem Maaße mit den gesteigerten öconomischen Leistungen gewachsen ist.

Die Gesammtleistung des Vereins aber in der Zeit seines 27jährigen Bestehens dürfte Zeugniß ablegen von seiner allgemein provinziellen Bedeutung und zur Genüge darthun, in welch' ausgedehntem Maaße er die Armenverbände und Gemeinden der Provinz entlastet.

Das leibliche und geistige Elend der Epileptischen und die Mittel zu dessen Linderung.

Von Pastor von Bodelschwingh in Bielefeld.

Wer hat nicht schon einmal irgendwo auf dem Wege einen unglücklichen Menschen liegen gesehen, dessen Leid, wie es den Anschein hatte, auf ganz unerhörte Weise unter furchtbaren Zuckungen gemartert wurde, während Schaum vor seinen Mund trat und die verzerrten Züge qualvollste Seelenangst zu verrathen schienen — und hat sich von diesem Anblick weggewendet mit dem Ausruf: „Ich kann's nicht mit ansehen!" Wie Wenige sind aber, die sich durch solchen Anblick auch zu der Frage haben treiben lassen: wie kann solchen Elenden geholfen werden? Auch Hagar wandte sich wohl von dem Anblick ihres verschmachtenden Kindes fort mit den Worten: „Ich kann nicht sehen des Knaben Sterben." Aber sie hob zugleich ihre Stimme flehend und weinend zu

Gott empor: da erhörte Gott ihre Stimme und zeigte ihr den Wasserbrunnen, aus welchem sie nun ihren Sohn tränkte. —

So sollte es überall vom bloßen Mitleid über den Jammer der armen Epileptischen zu einem Seufzen zu Gott um rechte Hilfe und dann zu fröhlichem Thun kommen. An zahllosen, als unfehlbar angepriesenen Heilmitteln gegen die Epilepsie fehlt es ja nicht. Aber schon diese große Zahl von Mitteln, zu welchen in jedem Jahr ein paar neue hinzukommen, während gleichzeitig die Zahl der Fallsüchtigen, die ihr Leiden bis an's Ende tragen müssen, beständig wächst, zeigt am besten, wie es mit der Wahrheit dieser Anpreisungen bestellt ist. Es ist freilich nicht zu leugnen, daß es eine ganze Anzahl der widersprechendsten Mittel giebt, auf deren Gebrauch wenigstens scheinbar Hilfe erfolgt ist; und wir wissen auch wohl, daß viele edle Menschenfreunde in allerbester, selbstlosester Absicht und in gutem Glauben ihre Geheimmittel verbreiten (wobei nur dies unerklörlich, warum wirkliche Freunde der Elenden ihre Mitel verborgen halten, oder gar mit in's Grab nehmen): aber ebenso gewiß ist es, daß Gott bisher kein äußeres Heilmittel gezeigt hat, das auch nur in einer kleinen Zahl von Fällen sichere und dauernde Hilfe geschafft hätte. Viele tausend Fälle lassen sich anführen, in denen diese Kranken alle berühmtesten Mittel noch einander durchprobirt haben, und darüber das Uebel immer ärger geworden ist. Wie wäre es sonst möglich, daß in einer einzigen Anstalt, von der nachher berichtet werden soll, über 1000 Bitten um Aufnahme epileptischer Kranken vorliegen könnten, und zwar aus den entferntesten Gegenden Deutschlands? Selbst das neuerdings von allen Aerzten vorzugsweise benutzte Bromkali, dessen Wirkung zur Linderung des Leidens allerdings überraschend beiträgt, hat doch bisher nur in seltenen Fällen völlige Genesung herbeigeführt. — Es muß also ein anderer Weg eingeschlagen werden, diesen Unglücklichen zu helfen, als der bisher breitgetretene, immer neue Heilmittel auszuprobiren, die zum Theil fast entsetzlicher sind, als die Krankheit selbst.

Liegen doch auch die Leiden dieser Aermsten vorzugsweise auf einem ganz andern Gebiete als dem bloß leiblichen. Die für unser Auge so qualvoll anzuschauenden Zuckungen werden ja von ihnen selbst während des Krampfanfalls nicht empfunden; um so bitterer aber empfinden sie die schmerzlichen Folgen, welche dieses Leiden für ihren ganzen äußeren wie inneren Lebensgang mit sich bringt.

Zunächst für den äußeren Lebensgang: der Lehrer ist genöthigt, ein fallsüchtiges Kind aus der Schule zu entlassen; der Handwerksmeister, der Fabrikherr, die Dienstherrschaften erklären bei wiederholten Anfällen den epileptischen Lehrjungen, Arbeitern, Knechten und Mägden: „Ich kann euch nicht behalten." Ist einmal eine Störung in der Kirche vorgefallen, so schließen sich diesen Aermsten auch die Kirchthüren zu. Ja, selbst in den Familien erklären in vielen Fällen die Aerzte den Epileptischen für die übrigen Mitglieder als gefährlich. — Fallsüchtige Hausgenossen dürfen an keinen gemeinsamen Freuden, an keinen Familienfesten, zu denen Gäste kommen, theilnehmen, sondern werden zurückgeschoben und oft gar eingesperrt. Das wird vollends arg, wenn nun ein Stiefvater oder eine Stiefmutter im Hause ist und für die Gesundheit der andern Kinder gefürchtet wird. — Arme Leute sind in den meisten Fällen genöthigt, ihre elenden Kranken, die Niemand mehr haben will, allein zu Hause zurück zu lassen, wo dann in ihren Anfällen Niemand ist, der sich ihrer erbarmt, und sie wohl stundenlang verlassen in ihrem Blute liegen können, ehe es Jemand merkt. Andre fallen in's Feuer und tragen schreckliche Brandwunden davon. Nicht selten finden die heimkehrenden Angehörigen eine Leiche. —

Diese äußeren Nöthe und die damit zusammenhängenden leiblichen Entbehrungen und Leiden sind aber bei Weitem die geringeren. Die Epilepsie hat in ihren ersten Stadien keineswegs Stumpfsinn, Gleichgültigkeit zum Gefolge, sondern im Gegentheil große Empfindlichkeit, äußerst zartes Gefühl für jede Freundlichkeit oder jede Vernachlässigung, oft auch Melancholie, Mißtrauen, Heftigkeit, und darum wird die äußere Lage, in welche die Kranken versetzt werden, von ihnen in vollem Umfange empfunden. Der Mangel einer passenden Beschäftigung, der gezwungene Müssiggang, erlaubt ihnen über ihre Lage nachzudenken. Man kann sich die Gemüthsstimmung eines epileptischen Kindes, das von Schule und Confirmandenunterricht ausgeschlossen und zum geistigen Verhungern verurtheilt ist, — eines angehenden Handwerkers, der sein Handwerk aufgeben, — eines jungen Lehrers oder Beamten, der sein Amt niederlegen muß, nicht qualvoll genug vorstellen. — Dies Alles ergiebt, daß die geistigen Leiden dieser armen Kranken ihre leiblichen weit übersteigen. Verschlimmert sich die Krankheit, wird der Zustand zu Hause unerträglich, da ja nicht selten tobsüchtige Wuth den Anfällen voraufgeht oder nachfolgt, so wird ja nun nothgedrungen zu Irren- oder Blöden-Anstalten gegriffen, in welchen denn auch höchst selten in entsprechender Weise für diese Unglücklichen gesorgt wird und sie als die hoffnungslosesten Kranken hintenan gesetzt werden. In der That kommt nun auch die Hilfe zu spät. Sind die Kranken erst so weit, daß sie für diese Anstalten passen, dann ist die beste Zeit wohlthätigen Einflusses auf Leib und Seele bereits versäumt. Es sollte ihnen geholfen werden, ehe sie blöde oder irrsinnig werden. Ist denn wirklich Hilfe möglich? und welche? —

Der treffliche Pfarrer Bost zu Laforce im südlichen Frankreich hat innerhalb der evangelischen Kirche zuerst die Sache der Epileptischen warm in die Hand genommen. Er hat zunächst darauf hingewiesen, und in seinen eigenen Anstalten es durchgeführt, daß Epileptische eine besondere Heimat haben müßten in allen Fällen, wo ein Elternhaus ihnen dieselbe nicht bieten, oder die rechte, ihnen so nöthige Pflege in demselben ihnen nicht zu Theil werden kann. — Unter Hinweisung auf Marc. 9,19: „Bringet ihn her zu mir" verlangte er, daß

nicht zunächst der Staat, sondern die Kirche die Verpflichtung übernehme, diesen armen Kranken eine Heimat zu bieten, in welcher sie zu dem einzigen gründlichen und vollkommenen Helfer in dieser großen Rath gewiesen würden. Er zeigte ferner, daß die bisherige Praxis auch der kirchlichen Liebesthätigkeit, die Epileptischen in den von ihr gegründeten Anstalten für blöde Kinder unterzubringen und mit den Blöden zu vermischen, nicht richtig sei. Einmal ist in diesen Anstalten kein Raum für Erwachsene, und in den bei weitem meisten Fällen bricht diese schreckliche Krankheit ja erst am Schluß der Jugendzeit aus; sodann ist auch für die epileptischen Kinder, so lange sie nicht blöde sind, ein ganz anderer Unterricht und eine ganz andere Behandlungsweise nothig, als für nur blödsinnige Kinder. Letztere vertragen ohne Schaden einen gleichmäßigen, auch mehrstündigen Unterricht und können ziemlich kräftig angefaßt werden; Erstere dagegen, äußerst zart besaitet, sehr leicht überarbeitet, bedürfen der größten Schonung und beständigen Rücksichtnahme auf das Kommen und Gehen ihrer Anfälle; sie müssen meist beim Lernen mehr zurückgehalten als angespornt werden. Deswegen rieth Pastor Bast, als er die treffliche rheinisch-westfälische Blödenanstalt „Hephata" zu M.-Gladbach besuchte, daß die Epileptischen von den Blöden geschieden und in einer besonderen Anstalt untergebracht werden möchten. Es lag auf der Hand, daß in einer solchen ausschließlich für Fallsüchtige bestimmten Anstalt auch die ärztliche Pflege, die wir keineswegs für gleichgültig, sondern für recht wichtig halten, eine viel sorgfältigere sein konnte, als wenn nur hie und da ein epileptisches Kind zwischen den Blöden sich aufhält. —

Nach den gegebenen Rathschlägen wurde im Jahre 1868 in engster Verbindung mit dem westfälischen Diakonissenhause zu Bielefeld und ganz allein mit Hilfe der freien christlichen Liebesthätigkeit, ohne jede staatliche Unterstützung, in Preußen der erste Versuch gemacht, den Epileptischen eine ausschließlich für sie berechnete Pflege zu widmen. Eine kleine bäuerliche Besitzung in einem freundlichen Thale, welches in Garten, Feld und Wald freie Bewegung und nützliche Beschäftigung bot, ward erworben, und zunächst mit 3 kleinen Familien männlicher epileptischer Kranker, vor Allen Schulkinder, der Anfang gemacht. „Familien" sagten wir, denn es ward vonvornherein der Grundsatz festgehalten, den Kranken nach Möglichkeit das zu gewähren, was sie meist mit Schmerz entbehren mußten: ein gemüthliches Familienleben. In solcher Familie ordnete man immer diejenigen Personen zusammen, welche sich nach Alter, Bildung und Gemüthsbeschaffenheit gut zu einander schickten und einander ergänzten. Jede Familie, 8—12 Personen stark, hat ihren besonderen Pfleger resp. Pflegerin, und ihr besonderes Wohn- und Schlafzimmer. Der Erfolg des ersten Versuchs war ein sehr günstiger. Unter regelmäßiger, täglicher Pflege eines tüchtigen Arztes war es möglich, was bei den meisten Kranken auf dem Lande unmöglich ist, geordnete medicinische Kuren anzustellen, deren Wirkung in sofern sehr auffällig war, als die Anfälle sich durchschnittlich um das Sechsfache verminderten, wenn auch nur höchstens bei dem zehnten Theil dauernd ganz ausblieben. Nur in einer Minderzahl von Fällen konnte die Krankheit ungestört ihr Zerstörungswerk fortsetzen.

Noch auffallender war die Wirkung auf den Gemüthszustand der Kranken, welche nicht nur nicht durch die Gemeinschaft mit andern Leidensgefährten erschreckt und beunruhigt, sondern in hohem Maße befriedigt wurden. Es that ihnen gar zu wohl, zu bemerken, daß sich hier Niemand vor ihnen fürchtete und sie in keinem Stück, wie sonst, zurückgeschoben wurden. — Mit Freuden gingen sie einander bei den Anfällen zur Hand, sich gegenseitig dabei vor Schaden schützend. Die ihnen gebotene nützliche Arbeit befriedigte und beruhigte die sonst so mißgestimmten Gemüther. — Der Schulunterricht, ganz nach der Fassungskraft und dem körperlichen Befinden der Einzelnen eingerichtet, wurde mit Segen und Freude benutzt. Die Gottesdienste möchten wohl kaum irgendwo von einer christlichen Gemeinde fleißiger und dankbarer besucht werden, als von dieser Gemeinde armer Epileptischer. Bei den confirmirten Kindern kam es zu wiederholten Malen vor, daß sie baten, auch fernerhin nach am Unterricht theilnehmen zu dürfen.

Daß es im Anfang auch manches Lehrgeld zu zahlen gab, namentlich in Bezug auf die richtige Gruppirung der Kranken und Gewinnung des rechten Pflegepersonals, braucht nicht gesagt zu werden. — Allein einen sicheren Beweis, nicht nur von dem Bedürfniß und von der vorhandenen Noth, sondern auch von den Erfolgen dieses ersten Versuchs ergab die außerordentliche Zahl von Bitten um Aufnahme in die Anstalt, die in diesen ersten 10 Jahren auf mehr als 1000 gestiegen sind. Unter dem Drucke dieser Bitten ist denn auch die kleine Versuchsstation allmählig zu einer großen Anstalt erwachsen; — Familienhaus hat sich an Familienhaus gereiht, so daß jetzt in 23 Familien (dazu sind auch eine Anzahl Zimmer für einzelne Pensionäre vorhanden) 245 Kranke Raum haben; 5 Schulklassen sind eingerichtet; eine ziemlich geräumige, freundliche Kirche lockt mit ihren Glocken zweimal am Sonntag und einmal in der Woche die dankbaren Kirchgänger zusammen. Die Anstalt hat je mehr und mehr den Charakter einer kleinen Ackerbau- und Handwerker-Colonie gewonnen, in welcher die meisten Berufszweige, die zu einem kleinen Gemeinwesen gehören, vertreten sind. Es erwies sich immer nothwendiger, alle Kranken möglichst ihrem bisherigen Berufe entsprechend zu beschäftigen. So entstand nach und nach neben der Teppichflechterei eine Buchbinder-, Tischler-, Schuster-, Schneider- und Schmiede-Werkstatt; außerdem eine Handelsgärtnerei, und zur Beschäftigung der Kaufleute, Lehrer ꝛc. eine Schriften-Niederlage, welche sich in umfassender Weise die Verbreitung guter Volksschriften und Volksbibliotheken in ganz Deutschland zur Aufgabe gestellt hat.

Bei der Langwierigkeit dieses entsetzlichen Leidens,

bei der Seltenheit völliger Genesung, übt eine solche Anstalt erst dadurch ein rechtes Werk der Barmherzigkeit, daß sie den Kranken Gelegenheit gewährt, was ihnen außerhalb derselben nicht vergönnt ist, sich selbst ihr Brod theilweise zu verdienen und sich so eine bleibende Wohnstätte zu sichern, in welcher sie friedlich mit ihrem Lebensende das Ende ihrer Leiden abwarten können. — Von den 245 epileptischen Kranken unseres Hauses ist mehr als die Hälfte verwaist. Wo finden sich nun wohl Familien, die solche Kranke aufnehmen können und dürfen, um elterliche Liebe, die auf Erden für sie ausgestorben ist, ihnen zu ersetzen? Wo sollen die Aermsten bleiben, wenn die christliche Kirche ihnen nicht Heimstätten schafft? Aber auch in diesen würde es ihnen sicher drückend sein, lebenslang entweder auf bloße Barmherzigkeit oder auf die Unterstützung von Verwandten oder heimatlicher vielleicht armer Gemeinden angewiesen zu sein. Darum muß eine Heilanstalt für Epileptische zugleich eine Heimat für dieselben sein, in der ihnen außer dem Brod der Seele auch selbsterarbeitetes irdisches Brod geboten wird. Nur so kann Leib und Seele wirklich genesen. —

Möchte es gelingen nach den Erfahrungen der Bielefelder Anstalt, welche doch höchstens für die 4 westlichen Provinzen Preußens ausreichend sein dürfte, auch für die östlichen zunächst wenigstens eine Anstalt ähnlicher Art in's Lebens zu rufen! Vor der Hand hat Bielefeld auch den Kranken der östlichen Provinzen nach Möglichkeit seine Thüre auf gethan. Es haben bereits 130 derselben, die nicht Rheinland-Westfalen angehören, daselbst Aufnahme gefunden, obwohl die evangelischen Gemeinden dieser Provinzen fast allein die Mittel zu den bedeutenden Grunderwerbungen und Neubauten dargebracht haben. Es kann deßhalb nicht unbillig erscheinen, daß der Minister des Innern der Bielefelder Anstalt eine einmalige Sammlung auch in den übrigen Provinzen bewilligt hat. Es lasten noch über 150,000 Mark Schulden auf derselben. Die Verpflegung von 245 Kranken erfordert große Zuschüsse. Das Pflegepersonal muß ein sehr bedeutendes — es stehen allein 20 Diakonissen im Dienst der Epileptischen — und die Beköstigung eine sehr kräftige sein. Auch wird nach den Grundsätzen der Anstalt armen Kranken stets der Vorzug gewährt, auch Keiner nur wegen Zahlungsunfähigkeit zurückgewiesen. Alle diese Umstände lassen wohl eine freundliche Theilnahme für die bevorstehende Sammlung auch bei den Lesern dieses Blattes erwarten. — (Flieg. Blätter d. R. H.)

Aus einem Rettungshause.

Das Görlitzer Rettungshaus hat vor Kurzem seinen 40. Jahresbericht den Freunden der Anstalt zugehen lassen. Nach demselben sind Ostern 5 Knaben aus dem Hause entlassen, die Lücken aber sofort wieder ausgefüllt worden, so daß 32 Knaben im Hause erzogen werden. Unterricht und Arbeit haben in gewohnter Weise abgewechselt und auch an manchen Freuden hat es durch die Liebe einzelner Wohlthäter den Bewohnern des Hauses nicht gefehlt. Besonders hervorzuheben ist diesmal eine Fahrt in das prächtige Neißthal, welche durch das Entgegenkommen der Berlin-Görlitzer Eisenbahn und die Gaben einiger Freunde des Hauses möglich wurde und vom schönsten Wetter begünstigt allen Hausgenossen in dankbarer und froher Erinnerung bleiben wird.

Mit besonderer Sorgfalt wird Seitens des Hausvaters der Zusammenhang mit den aus dem Hause Entlassenen und meist bei tüchtigen Handwerkern in die Lehre gegebenen Zöglingen aufrecht erhalten. Sie bekommen vom Hause nicht blos die nöthige Kleidung, Wäsche und Handwerkszeug, sondern finden auch in Krankheitsfällen dort Rath und Hilfe, werden auch ab und zu vom Hausvater bei ihren Lehrmeistern besucht. 15 solcher Lehrlinge stehen gegenwärtig in der Obhut des Hauses, deren Führung im Ganzen zufriedenstellend war. 4 Andere sind im Laufe des Jahres Gesellen geworden. 2 von ihnen gingen als brauchbare Menschen in die Fremde, die andern Beiden, die sich sehr gut geführt hatten, blieben bei ihren bisherigen Meistern als Gesellen. — Das sind um so erfreulichere Erfolge, je trauriger in der Regel die Verhältnisse sind, aus denen die Knaben kommen; und was würde wohl aus der Mehrzahl derselben werden, hätte ihnen nicht barmherzige Liebe im Rettungshause eine Stätte bereitet?

Deutsche Adelssagen.

113. Die Rose von Eberstein.

Die auf dem Bergschloß Eberstein bei Baden-Baden, gesessenen Grafen gleichen Namens führten eine Rose im Wappen. Der Sage nach ist die Blume einem Ritter dieses Geschlechtes verliehen worden, der im Jahre 938 als Gesandter des Kaisers Otto nach Rom ging. Er erhielt als Auszeichnung die an dem „Rosen-Sonntage" Lätare von dem Papste selbst geweihte Blume. Als Kleinod führten darum auch diese Grafen Eberstein auf dem einen ihrer Helme das Bild eines Bischofs; der andere zeigt zwei Hörner, welche mit Lindenblattstäben besteckt sind, — eine Helmzier, die nichts weiter ist als der in der Urzeit unseres Volkes von dem Kämpen auf die Sturmhaube gesteckte Lindenzweig. Dem Geschlechte dieser badischen Grafen von Eberstein gilt auch Uhlands Ballade von dem Ritter dieses Namens, welcher des Kaisers Töchterlein auf seine Burg geraubt hatte.

Daß Eber und Rose Symbole des Todes sind, sahen wir schon bei dem hessischen Geschlechte der Ebersberge. Auch bei den Grafen von Eberstein finden wir demnach ein Wappen, welches der germanischen Mythologie seine Entstehung verdankt. Sicher sind diese Geschlechtsabzeichen die ältesten und ehrwürdigsten der gesammten Heraldik.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 19. Februar 1879. Nr. 8.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Januar 1879 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Februar 1879 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Januar 1879.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Januar 1879	38			
	Zugang pro Januar	19			
		57			
	Abgang	13			
	Bleibt Bestand	44	44	1 309	60
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Januar 1879	70			
	Zugang pro Januar	16			
		86			
	Abgang	13			
	Bleibt Bestand	73	73	2 264	72
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Januar 1879	17			
	Zugang pro Januar	8			
		25			
	Abgang	9			
	Bleibt Bestand	16	16	485	58
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Januar 1879	27			
	Zugang pro Januar	26			
		53			
	Abgang	16			
	Bleibt Bestand	37	37	1 133	54
5.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. Januar 1879	14			
	Zugang pro Januar	9			
		23			
	Abgang	9			
	Bleibt Bestand	14	14	441	50
6.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. Januar 1879	27			
	Zugang pro Januar	18			
		45			
	Abgang	18			
	Bleibt Bestand	27	27	829	36
7.	**Bandsburg:**				
	Bestand am 1. Januar 1879	11			
	Zugang pro Januar	12			
		23			
	Abgang	15			
	Bleibt Bestand	8	8	318	27
	zu übertragen		219	6 779	357
	Uebertrag		219	6 779	357
8.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Januar 1879	24			
	Zugang pro Januar	10			
		34			
	Abgang	11			
	Bleibt Bestand	23	23	652	32
9.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Januar 1879	20			
	Zugang pro Januar	23			
		43			
	Abgang	21			
	Bleibt Bestand	22	22	740	60
10.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Januar 1879	22			
	Zugang pro Januar	9			
		31			
	Abgang	12			
	Bleibt Bestand	19	19	652	35
11.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. Januar 1879	26			
	Zugang pro Januar	39			
		65			
	Abgang	37			
	Bleibt Bestand	28	28	1 041	65
12.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Januar 1879	49			
	Zugang pro Januar	26			
		75			
	Abgang	21			
	Bleibt Bestand	54	54	1 574	80
13.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Januar 1879	40			
	Zugang pro Januar	16			
		56			
	Abgang	9			
	Bleibt Bestand	47	47	1 317	60
14.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Januar 1879	18			
	Zugang pro Januar	17			
		35			
	Abgang	15			
	Bleibt Bestand	20	20	684	42
	zu übertragen		432	13 439	731

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Februar 1879 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Januar 1879.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		432	13 439	731
15.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Januar 1879	17			
	Zugang pro Januar	22			
		39			
	Abgang	13			
	Bleibt Bestand	26	26	658	60
16.	**Neusalz a. d. O:**				
	Bestand am 1. Januar 1879	23			
	Zugang pro Januar	10			
		33			
	Abgang	17			
	Bleibt Bestand	16	16	614	41
17.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. Januar 1879	13			
	Zugang pro Januar	35			
		48			
	Abgang	17			
	Bleibt Bestand	31	31	696	42
18.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. Januar 1879	15			
	Zugang pro Januar	16			
		31			
	Abgang	13			
	Bleibt Bestand	18	18	536	36
19.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Januar 1879	4			
	Zugang pro Januar	4			
		8			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	5	5	168	12
20.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Januar 1879	5			
	Zugang pro Januar	4			
		9			
	Abgang	5			
	Bleibt Bestand	4	4	158	1[illegible]
21.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Januar 1879	4			
	Zugang pro Januar	2			
		6			
	Abgang	1			
	Bleibt Bestand	5	5	108	26
22.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. Januar 1879	4			
	Zugang pro Jannar	2			
		6			
	Abgang	2			
	Bleibt Bestand	4	4	103	10
23.	**Pukosch:**				
	Bestand am 1. Januar 1879	1			
	Zugang pro Januar	3			
		4			
	Abgang	—			
	Bleibt Bestand	4	4	107	12
24.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Januar 1879	18			
	Zugang pro Januar	—			
		18			
	Abgang	—			
	Bleibt Bestand	18	18	558	18
25.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. Januar 1879	19			
	Zugang pro Januar	20			
		39			
	Abgang	18			
	Bleibt Bestand	21	21	634	30
	zu übertragen		584	17 779	1 028
	Uebertrag		584	17 779	1 028
26.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Januar 1879	15			
	Zugang pro Januar	11			
		26			
	Abgang	8			
	Bleibt Bestand	18	18	469	38
27.	**Oeynhausen:**				
	Bestand am 1. Januar 1879	3			
	Zugang pro Januar	1			
		4			
	Abgang	1			
	Bleibt Bestand	3	3	105	30
28.	**Pluchingen** (in Württemberg):				
	Bestand am 1. Januar 1879	1			
	Zugang pro Januar	1			
		2			
	Abgang	2			
	Bleibt Bestand	—	—	14	38
29.	**Ludwigslust** (in Mecklenburg):				
	Bestand am 1. Januar 1879	34			
	Zugang pro Januar	38			
		72			
	Abgang	35			
	Bleibt Bestand	37	37	1 862	36
30.	**Dresden:**				
	Bestand am 1. Januar 1879	9			
	Zugang pru Januar	7			
		16			
	Abgang	7			
	Bleibt Bestand	9	9	240	16
31.	**Niederweisel** (in Hessen):				
	Bestand am 1. Januar 1879	20			
	Zugang pro Januar	2			
		22			
	Abgang				
	Bleibt Bestand	22	22	638	20
	Zusammen		673	20 607	1 206

Der gesammte Abgang an Kranken pro Januar 1879 beträgt 361, davon sind:

gestorben 16
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 18
geheilt 327
wie vor 361.

32. **Das Krankenhaus zu Beyrut in Syrien** mit 55 Betten.
Bestand am **1. December** 1878 . . . 55 Kranke.
Zugang pro **December** . . 35 „
90 Kranke.

Davon sind:

gestorben 2
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 4
geheilt 33
39 „

Bleibt Bestand am **1. Januar 1879:** 51 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 4 Europäer, 1 Muhamedaner und 30 orientalische Christen.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro December 1878 beträgt 1579.

Die Zahl der poliklinischen Consultationen beträgt 920.

Statistisches, die Krankenanstalten des Johanniter-Ordens betreffend.

Während sich am Schlusse des Jahres 1877 die Zahl der Kranken- und Siechenhäuser des Johanniter-Ordens auf 30 belief, sind im Laufe des Jahres 1878 denselben zwei neue Krankenhäuser hinzugetreten, nämlich zu Vandsburg in Westpreußen mit 27 Betten und zu Oeynhausen in Westfalen mit 30 Betten; letzteres ist in erster Linie ein Asyl zur Aufnahme unbemittelter Kurgäste, welche die Bäder daselbst benutzen. Die Zahl dieser Häuser hat sich sonach im verflossenen Jahre auf 32 erhöht.

Die in denselben vorhandenen Krankenbetten beziffern sich auf 1261; 1877 waren nur 1202 vorhanden, mithin ultimo 1878 mehr 59.

Laut der aufgestellten summarischen Uebersicht der in diesen 32 Kranken- und Siechenhäusern im Jahre 1878 befindlich gewesenen Kranken und Siechen, die so eben fertig gestellt worden ist und in einer der nächsten Nummern unseres Blattes abgedruckt werden wird, wurden im Jahre 1878:3725 Männer, 1414 Frauen, 516 Kinder, zusammen 5655 (1877:5047) Personen, im Ganzen 243,886 (1877: 219,704) Tage verpflegt und ärztlich behandelt. Geheilt wurden davon 4188, ungeheilt oder nur gebessert entlassen 403, gestorben sind 403 und am 31. December 1878 in der Behandlung verblieben 661 Personen.

Durch die Aerzte des Johanniter Krankenhauses zu Beirut in Syrien sind, außer dem in diesem Hause selbst behandelten 585 Kranken, welche in den vorangegebenen Zahlen mit einbegriffen und unter denen sich 66 Muhamedaner, 23 Drusen, 26 Europäer, 412 orientalische Christen und 5 Juden befanden, — im Laufe des Jahres 1878 noch 11,821 poliklinische Consultationen in dem zum Krankenhause gehörigen Ambulatorium, ohne Unterschied des Bekenntnisses und der Religion unentgeltlich ertheilt, auch den Patienten zumeist freie Medicamente verabreicht worden.

Die Grimaldi.

(Schluß.)

Des Honorius II. einziger Sohn aus seiner Verbindung mit Hyppolita Trivulcio, Hercules II. war der letzte der dem heimathlichen Felsen treu blieb, doch starb er bereits 1651 kaum 27 Jahr alt, getroffen von einer Flintenkugel in den Laufgräben von Monaco. Er hatte 1641 die letzte Erbin der Spinola Marie Aurelie geheirathet, von der er unter mehreren Kindern nur einen Sohn Louis hinterließ, der 1662 seinem Großvater folgte. Dieser bewährte den traditionellen Ruhm seiner Ahnen in der von den Holländern den Engländern gelieferten Seeschlacht bei Texel, und ging 1699 als außerordentlicher französischer Botschafter nach Rom, wo er den beiden Prinen Sobieski den heiligen Geistorden überbrachte, welchen Orden er selbst bereits 1688 erhalten hatte. Bei seinem 1701 erfolgten Ableben hinterließ er aus seiner Ehe mit Catharina Charlotte von Gramont außer mehreren Töchtern zwei Söhne, von denen ihm Antoine folgte, während Honorius anfangs Malthefer später die Weihen nahm und als Erzbischof von Besançon starb. Mit Antoine Grimaldi erlosch 1731 das Geschlecht in männlicher Linie, da er mit seiner Gattin Marie von Lothringen-Armagnac nur Töchter erzielt hatte. Davon brachte die älteste Louisa Hypolita, n. 1695, das Fürstenthum und die französischen Besitzungen 1715 an das Haus Goyon de Matignon, indem ihr Gemahl Jacques François Eleonor G. de M. Graf von Thorigny dem Namen und Wappen von Grimaldi substituirt wurde und auch im December desselben Jahres von Ludwig XV. in der Pairie von Valentinois bestätigt ward. Die jetzige Dynastie ist also französischen Ursprungs, wenn gleich Name und Wappen mit dem des alten italiänischen Geschlechts vertauscht wurden. Das Haus Gouion, Goueon, Goyon gehört indessen sowohl dem Alter als seinen Allianceen nach zu den berühmtesten Geschlechtern der Bretagne und kommt bereits 1075 urkundlich vor, wenngleich die Filiation erst mit Etienne Goyon 1219 beginnt, der die Erbin der Matignon heirathete und Namen und Wappen derselben mit dem seinen verknüpfte. Das Wappen der Sires de Matignon zeigte seitdem im 1. u. 4. Felde: in Silber einen Gold gekrönten rothen Löwen, wegen Goyon, im 2. u. 3. Felde: in Gold zwei rothe knotige Bandstreifen mit einer Einfassung von 9 Amseln in gleicher Farbe wegen Matignon. In den Urkunden werden die Glieder dieses Geschlechts stets von den Herzögen von Bretagne mit dem Prädicat „cher et amé cousin" bezeichnet, was in jenen fernen Zeiten keine bloße Titulatur war, wie sie seit Franz I. den Großofficieren der Krone in Frankreich gegeben ward, sondern sich auf wirkliche Verwandschaft gründete. Bertrand I. heirathete nach den genealogischen Tafeln zu Lobineau: histoire de Bretagne, die Erbin der Seigneurs de la Roche de rien, die eine Seitenlinie der Grafen von Penthièvre war, welche letztern wiederum ein Seitenast der Herzöge von Bretagne waren. Daher erklärt es sich, wenn der Sohn aus dieser Verbindung, Etienne III., in einer Schenkungsurkunde von 1341, wo ihm der Herzog Carl Stadt und Herrschaft Hameon verleiht, cher et amé cousin et feal Bacheler Mousieur Estienble Goyon, sire de Matignon bezeichnet wird.

Sein Enkel Bertrand II. trug die Fahne Bertrand du Gueselin's in der Schlacht von Cocherel am 24. Mai 1364 und gehörte zu den vornehmsten Capitänen, die denselben nach Spanien begleiteten. Dessen Enkel Lancelot diente als Partheigänger Carl VII. in der Languedoc in der Eigenschaft eines écuyer banneret 1419.

Wie uns la Roque-traité de la noblesse berichtet, konnte das Amt eines Chevalier banneret nur von den ersten und mächtigsten Herrn des Königreichs bekleidet werden, und bevor die Fahne entfaltet ward, mußten stets die Wappenherolde feststellen, daß der betreffende Baron 24 Ritter befehligte, die seine Vasallen sein mußten und die ihrerseits Jeder wieder

einen Sergent d'Armes, einen Knappen (écuyer) unter sich haben mußten, die gemeinen Kriegsknechte, als die Lanzenreiter, Bogenschützen, Armbrustschützen u. s. w. ungerechnet, von denen immer 25 bei der Fahne zur Bedeckung bleiben mußten. Die letztere hatte eine quadratförmige Gestalt wie die des Königs:

L'ordre de banneret est plus que Chevalier
Comme après Chevalier arrive Bachelier,
Puis aprets Bachelier, Ecuyer, de maniesre
Qu'aprets le Duc ou Roy, vient Seigneur à la bannière.
(le Moyne de Caën.)

Zur selbigen Zeit kommt sein Neffe Jean Goyon, Sire de Matignon als chevalier bachelier vor. Er erhielt 1449 vom Herzoge Franz von Bretagne die Erlaubniß, die Edelleute in der Umgegend des festen Schlosses de la Roche zur Vertheidigung desselben aufbieten zu dürfen. Auch ihn nennt der Herzog in dieser Akte gleich wie in einer andern von 1443 son „très-cher et féal cousin." Der zweite Sohn des letzteren Alain bekleidete das Kronamt eines Großstallmeisters von Frankreich, † 1490. Ein Nachkomme des Jean Goyon im vierten Grade war der Marschall von Frankreich Jacques Goyon, der unter Carl IX. eine hervorragende Stelle einnahm. Durch die Heirath seines Sohnes Charles mit Eleonore d'Orleans, Tochter des Herzogs Leonor von Longueville und der Marie von Bourbon, Gräfin von St. Paul traten die Matignon auch in verwandtschaftliche Beziehung zum Königlichen Hause, da die letztere Cousine König Heinrich IV. im zweiten Grade war. Seitdem quadrirten die Sires de Matignon den Schild von Goyon mit dem Wappen von Orleans Longueville und Bourbon St. Pol. Der Urenkel dieses Charles war es, der die Erbin der Grimaldi von Monaco heirathete und seinen Namen und Schild mit dem von Grimaldi vertauschte, was einen Sturm unter dem Adel der Bretagne erregte, da in diesem Lande der alte celtische Name Goyon gleich einer Glocke ertönt. Dem Fürsten François, als dem ersten aus der neuen Dynastie, folgte sein Sohn Honorius III., geb. 1720, und diesem wieder sein Sohn Honorius IV. Unter diesem brach die französische Revolution herein, die ihm nicht allein seine Besitzungen in Frankreich, sondern auch seine Souveränetät kostete. Das kleine Ländchen, welches an sich arm, seine natürliche Production nicht steigern konnte und in Abwesenheit seiner Fürsten durch die Härte der Intendanten sehr gelitten hatte, begrüßte freudig die ihm dargebotene Befreiung und ließ sich ohne Widerstand der großen französischen Republik einverleiben. Als daher nach dem Falle Napoleons, Ludwig XVIII. bei seiner Rückkehr, die Grimaldi wieder als Fürsten von Monaco einsetzte, erregte es bei ihren alten Unterthanen eher Bedauern als Freude, konnte doch von einer Zusammengehörigkeit zwischen Volk und Dynastie bei beständiger Abwesenheit der letzteren keine Rede sein. Honorius IV. verließ sofort Paris, um von seinem Reiche Besitz zu nehmen. Am 1. März 1815 um Mitternacht wurde der Wagen des Fürsten zwischen Antibes und Cannes von bewaffneten Leuten unter dem Befehl des Generals Cambronne angehalten. Der Fürst stieg aus und sah sich Napoleon gegenüber, der ihm genau bekannt war. Der von Elba zurückkehrende Kaiser bivouakirte die Nacht bei hellem Feuer in einem Olivenwäldchen. Nach kurzer Unterhaltung trennten sie sich unter gegenseitigen Glückwünschen, der Eine, um von Monaco Besitz zu nehmen, der Andere, um nach den Tuilerien, nach Waterloo, nach St. Helena zu gehen. Die Schutzherrschaft über Monaco ging am 30. November 1815 von Frankreich auf Sardinien über. Der wieder restaurirte Fürst Honorius IV. starb 1819, ihm folgte sein ältester Sohn Honorius V. n. 1778 † 1841 und diesem sein Bruder Florestan n. 1785. Unter dessen Regierung besetzte Sardinien am 18. September 1848 die beiden Städte Mentone und Roccabruna, vorbehaltlich einer Entschädigung oder Restitution durch schiedsrichterliches Erkenntniß einer andern Macht. Der Fürst Florestan starb 1856 und hinterließ aus seiner Ehe mit Caroline Gilbert de Lametz, n. 1793 einen Sohn, der ihm unter dem Namen Carl III. n. 1818, folgte. Dieser hatte sich 1846 mit der Gräfin Antoinette Merode vermählt, die ihm am 10. Februar 1848 einen Sohn Albert gebar, welcher seit 1864 der Gemahl der am Eingang dieses Aufsatzes erwähnten Prinzessin Marie von Hamilton ist. Durch ihre Mutter, die Prinzeß Marie von Baden, ist diese Fürstin die Enkelin des Großherzogs Carl Ludwig Friedrich und der Großherzogin Stephanie Beauharnais von Baden. Sie gebar am 12. Juli 1870 den Prinzen Carl.

Der Großvater dieses Kleinen ist als guter Haushalter bedacht gewesen, sein Einkommen zu vergrößern, indem er nach Aufhebung der Spielbanken in den deutschen Bädern Ende 1872 Herrn François Blanc die Erlaubniß ertheilte, in Monaco eine Spielbank zu errichten, deren Pachtgelder die Revenüen seines Reichs bei Weitem übersteigen.

Eine statistische Todtenschau.

Bei der Staats Obsorge für Leben und Gesundheit der ihm Angehörigen, betheiligt sich neben der Natur- und Heilkunde auch die „Statistik"; denn sie liefert mit ihrer wissenschaftlichen Buchhaltungsmethode eine Klarlegung des gesammten staatlichen Besitzstandes; und mit dem Nachweis der lebendigen Staatskräfte (Zu- und Abnahme der Staatsbevölkerung) beschäftigt sich der älteste, wichtigste Theil der Statistik.

Wie die „Bevölkerungsbewegung" im Preußischen Staat sich vollzog innerhalb des Zeitraums 1816—1874, lehrt uns eine kürzlich erschienene Druckschrift des Kgl. Preuß. statistischen Büreau's.*) Wenn wir in den

*) Heft XLVIII A. Im Auftrage des Directors des Kgl. statistischen Büreau's, Geh. Ober-Regierungsrath Dr. Engel, bearbeitet von A. Freiherr v. Fircks, Hauptmann a. D., Mitglied des statist. Büreau's. Berlin 1879. Verlag des Kgl. statist. Büreau's. 203 S. gr. 4°; nebst 60 großen Tabellen als Beilage. (Preis 8 Mark.)

folgenden Zeilen einen kurzen Bericht abstatten über den Inhalt dieses, durch echt deutschen Gelehrtenfleiß und berufseifrige Gründlichkeit sich auszeichnenden Buchs, so sei vorweg bemerkt daß 1816 und 1874 nicht beliebig gewählte, sondern durch sachliche Ursach bedingte Grenzen sind.

Die einzelnen Capitel des genannten (als typographisch correcte Leistung anstaunenswerthen) Buchs erläutern 1. das Anwachsen des Preußischen Staatsgebiets und seiner Bevölkerung vom Jahre 1740 bis zum Jahre 1875 . . . . 2. in einer Hauptübersicht die Ergebnisse der allgemeinen Volkszählungen sowie der Buchführungen über die Geburten, Sterbefälle und Wanderungen 1816—1874 (incl.) 3. kritisch und vergleichend die durch allgemeine Volkszählungen 1871 und 1875 ermittelten Altersangaben der jüngsten Geburts-Jahrgänge. Das 4. Capitel (40 Seiten) erörtert: Zahl, Geschlecht, Vitalität, Familienstand der Neugeborenen. Das 88 Seiten starke fünfte Capitel handelt von den Sterbefällen, das *sechste* von den Eheschließungen. Ein Schlußcapitel liefert Hauptübersichten.

Obwohl für ein näheres Eingehen auf den reichhaltigen und als Studienobject empfehlenswerthen Buchstoff die Anregung mannigfach, beschränken wir uns darauf: einige Ziffern und Ziffercommentare hervorzuheben betreffs der Mortalitätsangelegenheiten.*)

Während der letzten 60 Jahre starben im Preuß. Staat „durchschnittlich“ jährlich von je 1000 Personen 28,95 pCt. Innerhalb der 4 Jahre 1871—1874 starben „im Mittel“ 2,76 Kinder männlichen Geschlechts und 2,23 weiblichen Geschlechts an Lebensschwäche; von den Erwachsenen starben 2,33 männliche, 2,92 weibliche Personen an Altersschwäche; 0,23 männliche, 0,06 weibl. Personen infolge Selbstmord. An Pocken starben, 1,35 gleichmäßig bei beiden Geschlechtern. Der Cholera und anderen Seuchen unterliegen regelmäßig mehr weibliche wie männliche Individuen. An Kindbettfieber starben während der letztvergangenen 60 Jahre mehr weibliche Personen als infolge „Cholera und Pocken zusammen.“ (!) In der Provinz Westphalen betrug während der Jahre 1868—1874 die Zahl der Entbindungen 487 930, die Zahl der im Kindbett Gestorbenen 4623, d. i. 9,48; in Hessen-Nassau 10,47; in Schlesien 7,24.

Laut calculatorischer Schlußfolgerung (Seite 128) erliegt dem „bei größerer Vorsicht des geburtshülflichen Personals größerntheils vermeidbaren“ Wochenbettfieber der *dreißigste* Theil aller Frauen.

Dennoch beträgt das „mittlere“ Lebensalter für weibliche Personen 37,61 Jahre, während es bei dem männlichen sich beziffert mit nur 34,47. Die „durchschnittliche“ Lebensdauer der weiblichen Personen ist 36,01; die der männlichen 34,26.

In den Monaten Januar bis April kommen verhältnißmäßig die meisten Sterbefälle vor, im Juni die wenigsten. Die Kindersterblichkeit ist am stärksten in der heißesten Jahreszeit.

Zwecks Verminderung der Geburts- und ebenmäßig der Sterbeziffer, d. i. Steigerung der durchschnittlichen Wohlhabenheit, rechtfertigt sich der Wunsch: die Bevölkerung möge „später, als bisher geschehen, heirathen.“

„Die Höhe der unter Säuglingen herrschenden Sterblichkeit ist ein Maßstab für die durchschnittliche Wohlhabenheit der Bevölkerung.“ In Berlin kommen „im Mittel“ während der Jahre 1875 und 1876 auf 1000 durchschnittlich vorhandene Säuglinge 416 Sterbefälle, in Frankfurt a/M. nur 196. In Spandau starben im J. 1876 auf je 1000 der durchschnittlich lebenden Säuglinge *jedes* Geschlechts: 439 Knaben, 346 Mädchen.

Von den Kindern unter 5 Jahren starben während der Zählungsperiode 1872 bis 1875 von je aus 1000 Lebenden durchschnittlich jährlich Gestorbenen (excl. der Todtgeborenen) im Regierungsbezirk Breslau 126 männlichen Geschlechts, 108 weiblichen; in der Stadt Berlin 172 bezw. 150; im Regierungsbezirk Wiesbaden 74 resp. 63. In Charlottenburg starben im J. 1875: Knaben 262, Mädchen 215, unter 5 Jahren; in der Stadt Liegnitz im gleichen Jahre 315 bezw. 280; in der westphälischen Stadt Hagen (mit ebenfalls mehr als 20,000 Einwohnern) 129 Knaben, 101 Mädchen.

Wenden wir uns, bei dieser statistischen Umschau, von dem geringsten Lebensalter zum höchsten, so finden wir, daß im Preuß. Staate anno 1875 89 Frauen und 44 Männer mehr als 100 Jahre alt waren. Die Mehrzahl solcher Senioren pflegt den Provinzen Preußen, Posen, Schlesien anzugehören. Innerhalb der Jahre 1867—1876 starben im Preuß. Staat 67 Männer und 28 Greisinnen hundertundneunjährig. In Berlin bezifferten sich im J. 1875 die im Alter über 60 Jahre gestorbenen männlichen Personen (Civil u. Militair) mit 1315, die weiblichen mit 1676, während die Gesammtsumme aller dort im gleichen Jahre Gestorbenen (excl. Todtgeborenen) 16798 männliche, 14391 weibliche Personen beträgt. In der Stadt Breslau ergaben sich im gl. J. die correspondirenden Zahlen 454; 584; 3955; 3360; und in Bonn 78; 60; 385; 316.

An Altersschwäche starben während der Jahre 1868 bis einschließlich 1874 in Berlin 3001 weibliche, 1876 männliche Personen; im Regierungsbezirke Breslau 15042 resp. 11289. Als Selbstmörder endeten während des genannten Zeitraumes in Berlin 853 männliche, 278 weibliche Personen; in der Provinz Schlesien 3318 resp. 794.

„Unter der männlichen Staatsbevölkerung kommen Selbstmorde durchschnittlich 4 bis 5 Mal so häufig vor,

*) Als specieller Beitrag zur Preuß. Medicinal- und Mortalitätsstatistik, giebt das seitens des Kgl. statist. Büreau's buchhändlerisch publicirte Heft XLIII. Auskunft über 1. Heilpersonal. 2. Apotheken. 3. Heilanstalten. 4. Irrenanstalten. 5. Sterblichkeit 1875, nach Todesursachen und Altersklassen. 6. die in den Milit.-Lazarethen 1871—1876 verpflegten Kranken. 7. Todesursachen der 1870 und 1871 verstorbenen Militärpersonen, nach Truppentheilen und Chargen.

als unter der weiblichen." „In beiden Geschlechtern hat die Häufigkeit der Selbstmorde während der letzten 60 Jahre zugenommen. Auch haben in neuerer Zeit die früherhin fast unbekannt gewesenen Selbstmorde von Personen, welche in sehr jugendlichem Alter stehen, sich gemehrt." — „In der Regel wählt der Selbstmörder ein Mittel zur Tödtung, dessen Wirkung er genau kennt." Zwei Tabellen auf Seite 120 und 121 weisen nach: die Zahl der Opfer von 13 verschiedenen Selbstmordarten. Am häufigsten wird Erhängen gewählt; demnächst folgt Ertränken." Innerhalb der Jahre 1816 bis 1874 verdoppelte sich die Zahl der Selbstmörder bei beiden Geschlechtern. —

Wie detaillirt das Thema „Todesursachen" tabellarisch erörtert worden, ersehen wir beispielsweise aus den Angaben über „tödtliche Verunglückungen während der Jahre 1874 und 1875", wobei 66 verschiedene Arten nachgewiesen werden. Durch Blitz wurden getödtet 480 Personen. Am meisten kömmt vor: Ertrinken im offenen Wasser. „Männer werden durchschnittlich 3 bis 4 Mal so häufig von tödtlichen Verunglückungen betroffen, als Frauen."

Wie viel Landeseinwohner durch die Cholera hinweggerafft sind während der zwischen 1830 und 1874 ausgebrochenen Epidemien, ist summarisch dargethan, sowie auch in procentualer Berechnung auf je 1000 Einwohner. — —

Wir haben im Obigen manches Unerfreuliche berührt; jedoch gerade das Capitel „Mortalitätsstatistik" gestattet uns einen tiefen Blick in das Bereich einer jungen Wissenschaft, deren schöne Aufgabe darin besteht: das Bleibende im Wechselnden und Veränderlichen zu erforschen, um mittelst culturgeschichtlicher Momentbilder beiräthig zu sein zur Förderung der staatlichen und privaten Wohlfahrt. Wenn demgemäß die „Statistik" Einfluß zu üben vermag auf Mehrung der körperlichen und geistigen Gesundheit, so gebührt ihr in weitesten Kreisen Beachtung und Sympathie. (E. Gr. L.)

Zur Arbeiter-Versorgung.

Am Sonntag den 15. December v. J. Vormittags 11 Uhr waren die Arbeiter der Struve u. Soltmann'schen Mineralwasserfabrik in Breslau auf Verlangen ihres Chefs in dem Comtoir erschienen. Hier machte ihnen derselbe die Mittheilung, daß die Geschäftsinhaberin, verw. Frau Frieda Soltmann, geb. Pagenstecher, unterm 20. Februar v. J. eine „Arbeiter-Pensions-, Wittwen- und Waisencasse" durch Hingabe eines Geschenks in Höhe von 10 000 Mk. gestiftet habe. Dem Statut, welches jedem der (23) Arbeiter übergeben wurde, ist folgende Widmung vorgedruckt: „Am 20. October 1873 beging ich das 50jährige Bestehen meines Berliner Geschäfts. Zur Erinnerung an diesen Tag, zur Erinnerung an meinen verstorbenen Schwiegervater Conrad Heinrich Soltmann, geboren den 20. October 1782, gestorben den 26. Januar 1859, Begründer der drei mir gehörenden Anstalten zu Berlin, Königsberg i. Pr. und Breslau, sowie zum Andenken an meinen verstorbenen Ehegatten Gustav Emil Soltmann, geboren den 20. Februar 1820, gestorben den 22. März 1872, habe ich beschlossen, den Grund zu einer Einrichtung zu legen, welche bestimmt ist, denjenigen meiner Arbeiter, welche sich durch eine Reihe von Jahren als treu und anhänglich bewährt haben, und in der Folge in dieser Weise bewähren werden, die Sorge für ihr Alter und für das Geschick ihrer Familien im Falle ihres Todes so viel wie möglich zu erleichtern. Ich begründe demgemäß hiermit nach Maßgabe der anliegenden Statuten eine Pensions-, Wittwen- und Waisencasse für die Arbeiter meiner Anstalt in Breslau (bezw. Berlin oder Königsberg i. Pr.) und schenke zu diesem Zwecke derselben ein Stammcapital von 10 000 Mk. (bezw für Berlin 15 000, für Königsberg i. Pr. gleichfalls 10 000 Mk.) Die Zinsen à 5 pCt. fließen laut beiliegendem Statut der Casse vom 20. October 1878 ab zu." — Im Anschluß an Vorstehendes sei noch bemerkt, daß sämmtliche in den Dr. Struve und Soltmann'schen Fabriken beschäftigten Arbeiter schon lange durch die Direction in der Leipziger Unfall-Versicherungs-Gesellschaft eingekauft sind, und daß der älteste Arbeiter seit mehr als 20 Jahren in der Breslauer Fabrik thätig ist. Auf diese Versicherungsnahme wird bei Fällen, welche unter das Haftpflichtgesetz fallen, Rücksicht genommen; im Uebrigen hat jeder Arbeiter auf Grund der Bestimmungen der durch Frau Soltmann gestifteten Pensionscasse nach ununterbrochener 30 jähriger Dienstzeit in der Anstalt, vorausgesetzt, daß er dann bereits 60 Jahre alt ist, ohne Invalidität den Anspruch auf Pensionirung, und würde dann den höchsten Satz von monatlich 40 Mk., an Pension erhalten. Durch Unglücksfälle herbeigeführte Invalidität begründet die sofortige Pensionsberechtigung. Soweit der verwendbare Cassenbestand unbeschadet der fortlaufenden Pension es gestattet, können einmalige oder fortlaufende Unterstützungen an Hinterbliebene verstorbener Arbeiter gezahlt werden. Die Arbeiter haben keine Beiträge an die Casse zu entrichten. Die Verwaltung der Casse wird durch einen Bevollmächtigten der Firma und zwei Arbeiter ausgeführt. Geht die Anstalt ein, aber geht sie in fremden Besitz über so wird das Capital zum Einkauf der pensionsberechtigten Arbeiter in eine öffentliche Versicherungs-Anstalt verwendet werden.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der




Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 26. Februar 1879. **Nr. 9.**

1. Eduard Hermann Scipio Graf von Häseler, Vice-Ober-Schloßhauptmann und Kammerherr, Rechtsritter seit 1855, † zu Berlin 17. Februar 1879.
2. Hans Ewald Arthur von Necker, Oberst und Kommandeur des 1. Großherzoglich Hessischen Infanterie- (Leibgarde-) Regiments Nr. 115, Ehrenritter seit 1870, † zu Darmstadt 12. Februar 1879.
3. Friedrich Carl Ernst Moritz Theodor Graf zu Solms-Tecklenburg-Sonnenwalde-Rösa, Herzoglich Anhaltischer Oberjägermeister und Kammerherr, auf Rösa, Ehrenritter seit 1836, † zu Rösa 15. Februar 1879.
4. Heinrich August Albrecht Graf von Reichenbach-Goschütz, Justizrath a. D., auf Polnisch-Würbitz, bei Constadt in Schlesien, Ehrenritter seit 1816, † zu Polnisch-Würbitz 16. Februar 1879.
5. Hans Timotheus Julius Gottlob David Graf von Schweinitz und Crain, Landrath a. D., auf Hausdorf bei Hohenfriedberg, Ehrenritter seit 1866, † zu Hausdorf 16. Februar 1879.

An der Wiege und an der Gruft der alten Welfen.

1. Auf der Ravensburg.

Auf einer steilen Anhöhe über der Stadt Ravensburg, dem St. Veitsberge, stehen die Reste eines der ältesten Sitze des uralten Fürstengeschlechtes, dessen Namen zu den glänzendsten der Geschichte gehört, der Welfen. Was die Alten hier oben auf dem Berge gebaut und errichtet haben, ist bis auf wenige Reste verschwunden; das feste Thor allein, das auf den inneren Raum führt, mag wohl älterer Zeit entstammen; alles Uebrige ist bis auf die Grundmauern, welche hier und dort zu Tage treten, jüngeren Ursprungs. Wie rücksichtslos hier die Zerstörungswuth der Neuzeit gewaltet hat, zeigt das Schicksal eines ehrwürdigen Heiligthums, welches ehedem auf diesem Berge stand; — eine uralte Kapelle zu St. Veit war's, und von nah und fern wallten Unglückliche zu ihr, die mit dem Veitstanze behaftet waren. Das Kirchlein war sicherlich an der Stätte eines allemannischen Heiligthums aus heidnischer Zeit erbaut worden, denn St. Veit mit dem Hahne hat die Verehrung des Sonnengottes verdrängt. Von heiligen Schauern erschien noch in den letzten Zeiten des dahinsterbenden deutschen Heidenthums diese geweihte Stätte des Schwabenlandes umgeben; drum hieß man die Burg, die hier entstand, nach Wodans heiligen Vögeln die „Rabenburg". Allein so ehrwürdig die Monumente dieses Ortes auch waren, so wenig fanden sie Achtung bei einer pietätlosen Nachkommenschaft; noch 1833 riß man die St. Veits-Kapelle ab, um ihre schönen Steine zu Neubauten zu verwenden; die Grundmauern der Ravensburg wurden durchwühlt, als wenn hier Römer oder Allemannen ihre Schätze geborgen hätten. So ward auch dieser, von dem leuchtenden Scheine religiöser und geschichtlicher Erinnerungen umwobene Bergesgipfel eine Stätte der Verwüstung, gleich der Limburg, von welcher das Geschlecht der salischen Kaiser mit dem gewaltigen Willen ausging, gleich dem Staufen, da Deutschlands glänzendste Herrscher Hof gehalten haben.

Hier, auf dem heiligen Berge des deutschen Göttervaters, stand, soweit wir wissen, die Wiege des Hauses der Welfen, welches mit Recht sich das älteste noch bestehende Fürstengeschlecht deutscher Abkunft nennen kann. Anführer einer süddeutschen Völkerschaft führten schon zu Attilas Zeit die Namen Ediko und Welfo, welche später als „Attich" und „Welf" dem großen deutschen Fürstenhause eigenthümlich zugehören. Noch weiter will eine phantastische und merkwürdig gefärbte Sage den Ursprung des edlen Hauses zurück verfolgen; sie sieht den Ahnherrn der Welfen in Niemand anders als in Catilina, dessen Name ja „Welf", d. i. junger

N:	Namen der Kranken- und Siechenhäuser.	Zahl der Kranken- und Siechen.				Davon sind: gestorben				geheilt				ungeheilt oder nur gebessert entlassen				ult. 1878 i. d. Behandl. verblieben				Gesammtzahl der Kranken-Verpflegungstage und zwar pro													Die tägliche Durchschnittszahl der verpflegten Kranken und Siechen beträgt.	Die Zahl der Tage, die durchschnittlich jeder Kranke in der Anstalt gewesen ist, stellt sich auf.	Zahl der vorhandenen Kranken- und Siechenbetten.
		Männer	Frauen	Kinder	Summa	Männer	Frauen	Kinder	Summa	Männer	Frauen	Kinder	Summa	Männer	Frauen	Kinder	Summa	Männer	Frauen	Kinder	Summa	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	October	November	December	Summa			
1.	Sonnenburg	218	83	72	368	14	4	2	20	173	53	54	280	13	13	4	30	13	13	12	38	1384	1361	1357	1415	1756	1701	1619	1819	1808	1321	1235	1359	18135	50	49	60
2.	Polzin	273	122	39	434	9	2	1	12	219	99	25	343	6	3	–	9	39	18	13	70	2224	2148	2360	2225	2519	2752	2800	2778	2717	2363	2227	2149	29262	80	67	72
3.	Pr. Hollund	67	33	21	121	7	7	2	16	45	19	16	80	4	4	–	8	11	3	3	27	561	501	462	495	478	487	571	644	548	632	587	641	6607	18	55	58
4.	Gerdauen	142	84	27	253	16	3	4	23	103	46	15	164	13	21	5	39	10	14	3	27	1005	878	923	930	889	808	950	966	932	801	844	888	10814	80	43	54
5.	Burtenstein	90	32	5	127	7	–	1	8	69	22	4	95	2	8	–	10	12	2	–	14	526	457	457	277	323	333	420	458	191	165	274	375	4256	12	34	50
6.	Neidenburg	144	61	15	220	6	6	–	12	119	42	12	173	1	4	3	8	18	9	–	27	625	735	1038	789	714	784	820	592	442	314	501	834	8188	22	37	36
7.	Bondsburg	47	37	8	92	1	2	–	3	32	24	2	58	8	8	4	20	6	3	2	11	92	272	425	477	410	374	425	366	275	280	308	319	4023	11	43	27
8.	Jüterbog	77	29	29	135	7	1	1	9	53	24	20	97	5	–	–	5	12	4	8	24	579	733	866	634	811	715	561	444	498	714	845	767	8167	22	60	32
9.	Neuruppin	140	85	14	239	15	4	2	21	101	65	5	171	11	11	5	27	13	5	2	20	715	815	1107	980	859	645	837	869	541	625	682	687	9362	26	39	60
10.	Stendal	128	44	20	192	13	2	1	16	85	29	13	127	17	8	2	27	13	5	4	22	719	664	521	560	747	772	618	704	660	708	689	680	8012	22	42	35
11.	Pritzwalk	316	26	2	344	12	1	–	13	273	25	2	300	5	–	–	5	26	–	–	26	805	867	1185	1091	785	451	491	609	642	688	1003	1003	9620	26	28	65
12.	Züllchow	274	96	31	401	39	14	1	54	191	64	28	283	10	5	–	15	34	13	2	49	1511	1206	1205	1519	1372	1257	1605	1568	1316	1272	1200	1398	16429	45	41	80
13.	Erdmoonsd rf	92	80	13	185	8	8	–	16	67	43	8	118	5	5	1	11	12	24	4	40	1287	1241	1293	1175	1330	1826	1197	1233	1201	1284	1229	1278	15074	41	81	60
14	Reichenbach	96	71	6	173	9	5	–	14	78	50	4	132	2	7	–	9	7	9	2	18	446	405	473	659	549	565	623	453	526	645	715	689	6748	18	39	42
15.	Falkenberg	99	38	9	146	13	6	1	20	71	24	7	102	2	4	1	7	13	4	–	17	629	635	681	514	444	507	596	528	564	578	469	477	6622	18	45	60
16.	Neusalz a. d. O.	112	37	7	156	12	3	1	16	83	23	3	109	1	7	–	8	16	4	3	23	617	402	661	477	586	528	328	811	399	378	440	578	5710	16	36	41
17.	Pleß	155	76	13	244	11	8	1	20	131	57	12	200	7	4	–	11	6	7	–	13	734	518	652	557	635	674	670	459	371	442	423	452	6617	18	27	42
18.	Snorau	74	45	38	157	6	6	3	15	57	35	26	118	5	2	2	9	6	2	7	15	491	453	568	444	457	340	527	448	238	449	556	494	5465	15	35	36
19.	Tirschtiegel	31	27	1	59	4	–	–	4	24	23	1	48	1	2	–	3	2	2	–	4	80	84	111	122	135	73	79	107	168	153	128	170	1410	4	24	12
20.	Pinoe	27	5	3	35	1	–	1	2	21	5	2	28	–	–	–	–	5	–	–	5	106	82	81	50	103	112	58	78	91	69	66	91	987	3	28	10
21.	Fraustadt	43	22	2	67	2	1	–	3	38	18	2	58	1	1	–	2	2	2	–	4	116	138	223	269	385	192	85	76	174	111	112	118	1999	5	30	26
22.	Murwann-Goslin	38	12	–	50	5	–	–	5	27	8	–	35	3	3	–	6	3	1	–	4	148	168	171	111	115	100	99	151	184	115	81	165	1608	4	32	10
23.	Pukusch	20	3	1	24	1	–	–	1	14	3	1	18	4	–	–	4	1	–	–	1	67	90	151	88	75	89	30	40	49	63	105	70	917	3	38	12
24.	Mansfeld (Siechenhaus)	14	5	–	19	–	–	–	–	–	–	–	–	1	–	–	1	13	5	–	18	544	504	558	540	540	540	558	558	540	558	538	543	6521	18	343	18
25.	Genthin	135	23	4	162	7	3	–	10	110	12	2	124	6	2	1	9	12	6	1	19	579	502	605	527	438	366	514	428	375	446	453	644	5877	16	36	30
26.	Altenn	95	19	7	121	10	5	–	15	74	11	6	91	–	–	–	–	11	3	1	15	445	422	509	365	396	371	408	484	346	344	414	516	5020	14	41	38
27.	Oeynhausen	20	23	8	51	2	–	–	2	16	18	8	42	1	3	–	4	1	2	–	3	–	–	–	–	–	–	–	745	341	80	46	77	1289	4	25	30
28.	Plochingen	42	12	–	54	1	–	–	1	39	11	–	50	–	–	–	–	2	1	–	3	86	52	73	101	112	76	69	68	53	50	60	43	843	2	16	38
29.	Ludwigslost	233	–	12	245	11	–	–	11	183	–	3	186	12	–	2	14	27	–	7	34	949	1124	1249	856	781	854	784	628	844	793	948	1163	10973	30	45	36
30.	Dresden	140	–	–	140	–	–	–	–	131	–	–	131	–	–	–	–	9	–	–	9	410	305	225	335	308	231	184	307	292	223	233	232	3235	9	23	16
31.	Niederweisel	26	20	10	56	6	2	1	9	11	7	5	23	1	3	–	4	8	8	4	20	589	589	614	589	552	549	605	660	622	644	613	659	7235	20	129	20
32.	Beirut	322	164	99	585	23	6	3	32	212	115	77	404	66	24	8	98	21	19	11	51	1465	1279	1571	1561	1315	1243	1385	1330	1060	1469	1574	1579	16831	46	29	55
	Summa	3725	1414	516	5655	278	99	26	403	2850	975	363	4188	213	152	38	403	384	188	89	661	20534	19610	22375	20732	20919	19825	20466	20909	19008	18777	19598	21133	243886	667	43	1261

Anmerkung: Durch die Aerzte des Krankenhauses in Beirut sind, außer den in diesem Hause selbst behandelten 585 Kranken, im Laufe des Jahres 1878 noch 11,821 Consultationen unentgeltlich ertheilt, auch die Patienten zum großen Theile mit freier Medicin versehen worden.

Hund, bedeutet. Wann das Fürstenhaus diesen Berg Wodans bezogen und auf ihm ein wohnlich Haus sich erbaut hat, weiß die Geschichte freilich nicht mehr zu berichten; sicher hauste hier aber schon jener Isenbard, welchen man gewöhnlich als den ersten, historisch gesicherten Welfen nennen hört, denn nach dem nahen, am Schussen gelegenen Flecken Altdorf nannte er sich Graf Isenbard von Altdorf.

Grau in grau ist die Geschichte der ältesten Bewohner dieser Burg gemalt, von denen wir Kunde haben. Sie walteten ihres Grafenamtes hier im Linz- oder Argengau und hielten in des schwäbischen Herzogs und in des Kaisers Namen ihr Gericht, schützten auch wohl mit gewaffnetem Arm die wichtige Handelsstraße, welche durch's Schussenthal aus dem Allgau nach Churräthien ging. So Warin und Ruadhard, Welfa, Isenbard, die Heinriche und die Etichonen, welche Namen uns das Geschlechtsregister in bunter Folge aufweist. Wo aber die Geschichte nur dürftige und trockene Notizen zu geben vermag, da erschließt uns die Sage wieder den wunderbaren Reichthum ihrer Gestaltungen. Wählen wir uns denn einen der moosbewachsenen Steine auf dem Schloßhofe der Ravensburg und genießen der köstlichen Fernsicht, den Geschichten lauschend, welche uns von den alten Welfen erzählt werden. Dort glänzt in der Ferne der Bodensee, das herrliche schwäbische Meer; — aus blauem, duftigen Nebel steigt es wie Münsterthürme auf, — es mögen die Kirchthurmspitzen der alten Römerstädte Constanz und Bregenz sein; — von drüben her schimmern die Alpen des Thurgau und aus weiterer Ferne grüßen leuchtend die Schneekuppen höherer Gebirgszüge. Fürwahr, einen herrlicheren Fürstensitz konnte sich ein deutsches Herrengeschlecht nicht wählen als hier den alten Götterberg über dem klaren Spiegel des herrlichen Sees.

Wie der Name des Welfengeschlechtes entstanden ist, haben alte Chronisten uns, wie sie sagen, „ex relatu senum" — nach Erzählung der Vorfahren, — aufbewahrt. Frau Irmentrud, Graf Isenbards Gemahlin, hatte ein armes Weib, welches mit dreien Kindlein auf einmal gesegnet wurde, des Ehebruchs geziehen, weil es unmöglich sei, drei Kinder von **einem** Manne zu haben. Da strafte sie Gott, indem er im nächsten Jahre die Gräfin zwölf Kindlein gebären ließ, alle wohlgestaltet, aber klein und einer Spanne Länge nur. Erschrocken und ihrer Reden sich erinnernd, bestimmte die Gräfin, daß eine Dienerin elf der Kindlein in dem Bache Scherz, nahe der Burg, ertränken sollte. Wie in allen ähnlichen Sagen wird die Magd von dem Herrn überrascht; die Kindlein werden heimlich auferzogen und wachsen zu herrlichen Jünglingen heran, bei einem Festmahl wird die Mutter, welche aus Furcht ein so großes Verbrechen hatte begehen wollen, ihrer That überführt; sie wird entweder gerichtet oder der Gemahl verzeiht ihr. So that es Graf Isenbard mit der Irmentrud. Weil aber die Dienerin dem Grafen gesagt hatte, sie trage „Welfen" in der Schürze, um sie im Scherzbache zu ertränken, so wurden die zwölf Söhne der Gräfin fortan **Welfen** genannt.

Von diesen Söhnen Graf Isenbards werden viele edle, schwäbische Geschlechter abgeleitet; wir nennen nur die konradinischen Herzöge der Franken, die Grafen von Zollern, welche deshalb den „Welfen" als Helmkleinod führten, die Grafen von Heiligenberg, die Toggenburger, die Eberstein und Oettingen, letztere gleichfalls das Brackenhaupt als Kleinod tragend, die Grafen von Wölpe, Calw und Katzenellenbogen. Diese Häuser bilden einen beträchtlichen Theil schwäbischen und fränkischen Uradels. Höchst wichtig ist aber nun für die Deutung dieser Stammessage der Umstand, daß man sie nicht allein von den Welfen erzählt, sondern daß sie über ganz Deutschland verbreitet ist. Sie kommt bei allen Familien deutschen Uradels vor, welche den Namen „Hund" führen, z. B. in Thüringen, Hessen, Franken, in Tyrol; sie findet sich bei den Zollern, den Grafen von Querfurt, von Henneberg, von Seibaldsdorf; ja nicht allein auf deutschem Boden wird sie erzählt, sondern auch in England, denn die sieben Königsgeschlechter der Heptarchie sollen von sieben Brüdern abstammen, welche Freia dem Wodan auf **einmal** gebar. Jetzt zeigt sich uns klar, wie die Sage auf mythischem Grunde fußt. Die Zahl der Brüder schwankt in den einzelnen Sagen: bald beträgt sie sieben, bald zwölf, ja nach einer Gedenktafel in der Kirche St. Hippolyt zu Delft dreihundertundfünfundsechszig. In diesen Zahlen finden wir den Schlüssel zur Sage: die Ahnherren und Ahnfrauen der ältesten Geschlechter sind Wodan und Freia, Himmel und Erde, — männliches und weibliches Urprincip, — wenn wir's philosophisch ausdrücken wollen. In immer erneutem Leben läßt die Erde bald sieben, bald zwölf, bald dreihundertundfünfundsechszig Söhne zum Leben hervorgehen, d. h. es erblüht aus dunklem Schooße die Woche, das Jahr, die Geschlechter der Menschen, deren Namen in den Tafeln der Geschichte aufgezeichnet sind. So bilden diese Sagen deutschen Uradels gewissermaßen im Gegenstück zu dem, was dem griechischen Volke von seinem Hesiod in den „Werken und Tagen" aufgezeichnet ward; sie tragen anthropogonischen Character. Tief bedeutsam sind darum auch die Wappenzeichen dieser alten deutschen Herrscherhäuser; z. B. jenes schwarz und weiße Brackenhaupt der Zollern, welches die Erdgöttin versinnbildlicht, deren Wesen zugleich licht und dunkel ist. Wie seltsam, daß bei uns Deutschen das Wissen von solchen unsern Alterthümern so wenig verbreitet ist, und doch verlangen wir von jedem mäßigen Primaner, daß er die Heroengeschlechter Griechenlands auch generationsweise sicher und genau kenne!

Die Sage von dem Ursprunge der Welfen wurde übrigens in alter Zeit auch noch anders erzählt. Ein schwäbischer Chronist Lirer berichtet, daß Herzog Balthasar von Schwaben mit seiner Gemahlin in kinderloser Ehe gelebt habe. Da bat der Herzog seinen Jäger, dessen Frau gesegnet war, er möchte ihm das Kindlein, das die Jägerin gebären sollte, überlassen. Das geschah,

und das Kindlein ward Bundus genannt. In der Nacht aber hatten des Jägers Nachbaren aus seinem Hause das Stöhnen der Gebährenden und das Schreien des Kindleins vernommen; denen sagte der Jäger auf ihre Frage nach den sonderbaren Tönen, eine Jagdhündin hätte gewelfet. So wuchs Bundus der Welf heran bis in sein zweiundzwanzigstes Jahr. Da begab es sich, daß Herzog Balthasar von Schwaben starb und daß der Jäger, des Bundus Vater, um eines Hofbeamten willen, den er geschlagen hatte, in den Thurm gelegt ward. Des Jägers Frau aber faßte sich ein Herz; sie ging zu dem Jünglinge Bundus und bewies ihm, wie er ihr und des gefangenen Jägers Sohn wäre. Da ging eine merkwürdige Veränderung mit dem edlen Fürsten vor; er erschrak, hielt sich, den Niedriggeborenen, für unwürdig der Herrschaft und beschloß, Gott dem Herrn zu dienen sein Leben lang. Er berief zu sich den jungen Herrn Hugo vom Heiligenberge, nahm ihn zum Sohne an, gab ihm eine Herzogin aus Geldern zur Gemahlin und übertrug ihm mit der schwäbischen Herzogsfahne das Recht, allezeit im deutschen Heere als Hüter der Ehre des Volkes voranzufechten. Er selbst aber nahm Geld und behielt sich einige liegende Gründe vor; dann legte er diesen Reichthum vor dem Altare zu Altdorf nieder, um sich eine Stelle unter den Benedictinern daselbst zu erkaufen. Neunundzwanzig Jahre trug er das braune Gewand des Heiligen von Nursia; dann beugte sich sein Nacken und er kam zu sterben; ehe sich aber die müden Augen schlossen, ließ er Hugo von Heiligenberg, den Adoptivsohn, jetzt der Schwaben Herzog, rufen und beichtete in dessen Gegenwart die wechselvolle Geschichte seines Daseins, das unter niederem Dache seine Keime, im glänzenden Herzogsschlosse seine Blüthe getrieben hatte, um endlich in enger Klosterzelle abzublühen.

Wir wissen nicht zu entscheiden, wie viel an geschichtlicher Wahrheit in der Geschichte des Herzogs Bundus enthalten ist; es scheint sich jedoch in der Sage eine entscheidende Wendung in den Schicksalen des Welfenhauses abzuspiegeln. Mit Welf III., welcher im Jahre 1055 auf dem Schlosse Bodman starb, war der männliche Stamm der Welfen zu Ende gegangen. In Italien aber hatte er durch eine Fürstin welfischen Geschlechts neue Sprossen getrieben, denn die Schwester Welfs III., Frau Kunigunde, hatte sich an Markgraf Azzo II. von Este verheirathet und hatte ihm einen Sohn Welf geboren, welcher im Jahre 1060 als Welf IV. von seiner Großmutter Irmengard zum Erben der schwäbischen Allodien des Welfenhauses berufen wurde und 1070 von Kaiser Heinrich IV., dem Salier, das Herzogthum Baiern erhielt. Seine Geschichte, — das Uebergehen der welfischen Güter auf das Haus Este, — scheint sich sagenhaft in dem Berichte von Herzog Bundus abzuspiegeln. Die Entstehung dieser Stammessage darf demnach wohl mit größerem Rechte in der nur dunklen Kenntniß der Anfänge welfischer Geschichte, als in dem Helden- und Göttermythus gesucht werden.

(Schluß folgt.)

Das Comité in Beirut zu Gunsten der nach Syrien exilirten Bulgaren,

dem im Februar v. J. für die Kranken unter denselben, auch aus der Kasse des Johanniter-Ordens 1000 Mark als Beihilfe überwiesen worden sind, hat nunmehr seine Thätigkeit abgeschlossen und durch eines seiner Mitglieder einen Schlußbericht hierher gelangen lassen, aus dem wir Folgendes mittheilen:

Im Mai v. J. erging von Constantinopel der Befehl, die exilirten Bulgaren wieder in Freiheit zu setzen und in ihr Vaterland heimkehren zu lassen. Da aber die hiesigen türkischen Behörden nicht auch zugleich die Anweisung bekommen hatten, die Reisekosten zu decken, so war es den Gefangenen unmöglich, von der Erlaubniß zur Rückkehr in die Heimat Gebrauch zu machen. Unser Comité entschloß sich daher, für den noch vorhandenen Kassenbestand die 40 Exilirten, welche in Akka noch von den ursprünglich etwa 70 Bulgaren, auf die zuerst unsere Aufmerksamkeit gelenkt wurde, vorhanden waren, sofort in ihre Heimat zu senden und so wenigstens das ursprünglich in Angriff genommene Werk zu Ende zu führen. Zugleich beschlossen wir unser Bestes zu thun, um auch für die noch und in Aleppo, Alexandrette, Damaskus und auf Cypern aufgetauchten bulgarischen Verbannten und Gefangenen, denen wir schon bedeutende Unterstützungen hatten zukommen lassen, die thatsächliche Befreiung zu bewirken. Ich hatte damals die Ehre, auch bei Ew. ꝛc. einen weiteren Zuschuß seitens des Johanniter-Ordens zu unserer Kasse nachzusuchen, und erhielt auch bald auf telegraphischem Wege die Bewilligung eines neuen Beitrages von 500 Mark. Doch war es inzwischen unnöthig geworden, von dieser Bewilligung unsererseits Gebrauch zu machen. Es war nämlich seitens der Türkischen Regierung — wohl zum Theil in Folge von Vorstellungen, welche auf Ansuchen des hiesigen Deutschen Consulats, das wir darum gebeten hatten, durch den Deutschen Botschafter in Constantinopel gemacht worden, — an die Behörden der Befehl ergangen, die Reisekosten für die Rücksendung der deportirten Bulgaren zu zahlen. Kaum hatte unser Agent in Akka dies erfahren, als er bei dem dortigen Mutessarif die für die Heimreise jener 40 Exilirten verausgabten Summen reclamirte und auch wirklich zurückgezahlt erhielt. Dies waren etwas über 12,000 Piaster. Ein Viertel dieser Summe ward auf Unterstützung solcher Bulgaren, die ihrer Krankheit wegen nicht sofort heimgeschickt werden konnten, und auf Ausrüstung der Heimreisenden mit Lebensmitteln und dergl. für die Reise verwendet. Noch während des Sommers tauchten hier und da einzelne Bulgaren auf, die dann auch mit unserer Hilfe in ihre Heimat zurückkehren konnten. Dennoch behielten wir von den durch den Mutessarif von Akka an uns zurückgezahlten Summe noch etwas über 8000 Piaster in Händen.

Da nun aber auch in Beirut und Umgegend infolge des Krieges und anderer Ursachen viel drückende Noth

herrschte, so beschlossen wir, uns des noch vorhandenen Geldes dazu zu bedienen, zur Linderung dieser Noth beizutragen. Durch Missionäre, Aerzte und andere Personen, welche durch ihre Arbeit in nähere Berührung mit dem nothleidenden Theil der Bevölkerung kamen, besonders auch durch die vorstehende Schwester des hiesigen Johanniter-Krankenhauses, Diakonissin Sophie Graeff, wurden arme Leute und zumal Familien, ohne Unterschied der Religion, unter andern auch eine sehr verarmte deutsche Familie, durch Lieferung von Lebensmitteln nachhaltig unterstützt.

Am 24. Januar dieses Jahres hatten wir endlich unsere letzte Sitzung. Die Rechnungen waren durch ein Sub-Comité geprüft und für richtig befunden worden. Ein Rest von 728 Piastern 35 Para ward zur Unterstützung von zwei ganz besonders armen Familien, einer christlichen und einer muhamedanischen, mit je 5 Medschidiehs verwendet, theils der genannten leitenden Diakonissin des hiesigen Johanniter-Hospitals zur Unterstützung völlig mittelloser Personen bei ihrer Entlassung aus demselben übergeben, zu welchem Zweck auch schon von Privatpersonen mehrfach Beträge von verschiedener Höhe der Schwester Sophie Graeff eingehändigt wurden.

Das Comité löst sich in jener Sitzung zum Schluß auf.

Literatur.

Deutsche Träumer. Roman von Ludovica Hesekiel. Berlin 1879. Otto Janke.

Die Geschichte der Altvordern ist die beste Lehrmeisterin für die nachfolgenden Geschlechter, mag sie als Wissenschaft vorgetragen werden oder in das Gewand der Sage gekleidet sein, mag man sie im Liede singen oder als Erzählung und Roman niederschreiben. Eine ganz besondere Pflege und Beachtung verdient aber der historische Roman. Es ist nicht abzuleugnen, daß diejenige Kunstform, welche in der Gegenwart den breitesten Boden hat und einen bedeutenden Einfluß auf große Kreise von Lesern ausübt, der Roman ist. Weder geringschätzendes Achselzucken, noch Klagen über Verderbniß des Geschmackes ändern an dieser Thatsache etwas. Der Roman ist da und hat seine große, volle Berechtigung des Daseins. Aufgabe derjenigen, denen es am Herzen liegt, unserem Volke Religion und Sittlichkeit, Pietät und Stetigkeit zu erhalten, müßte es sein, diesem wichtigen Theile der Literatur die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden, unnachsichtlich zu brandmarken, was schlecht, schädlich und verwerflich ist, dagegen diejenigen Erzeugnisse, welche in der anziehenden Form der Erzählung lehren und erziehen, hervorzuheben, zu empfehlen und zu pflegen.

Trotz aller Auswüchse, die wir in unserer Literatur beklagen, haben wir eine ganze Reihe solcher hocherfreulicher Romane, und mit Freude dürfen wir es aussprechen, die Schriftstellerin, welche mit dem vorliegenden Romane wieder einen so bedeutenden Schritt vorwärts auf der Bahn echt künstlerischen Schaffens gethan hat, verdient unter den besten Namen genannt zu werden. — Unter den besten Namen! Giebt es einen Namen, der besser klingt als derjenige, den sie trägt? Die Feder, welche der Hand des sterbenden Vaters entsunken ist, hat die Tochter aufgenommen, und sie zeigt sich als Erbin seines Wissens, seiner Gesinnung und seines Talentes, ja wir dürfen, ohne die Pietät gegen den Entschlafenen zu verletzen, behaupten, daß sie in der Kunst des „Fabulirens“ von der Natur noch reicher bedacht worden ist als der Vater.

Schon die beiden ersten Romane der Verfasserin „Eine brandenburgische Hofjungfer“ und „Lenz Schadewacht“ spielen auf märkischem Boden, man athmet in ihnen den Duft der Haide, fühlt sich umfangen von dem süß melancholischen Zauber, der unsere geliebte Heimath umwebt. In dem vorletzten Roman „Unter dem Sparrenschild“ hatte Ludovica Hesekiel sich, ohne der Mark ganz untreu zu werden, nach dem benachbarten Thüringen gewendet; „Deutsche Träumer“ spielt wieder ganz in der Mark Brandenburg. Einem märkischen Geschlechte, das noch heute weitverzweigt blüht, und dem Johanniterorden eine stattliche Anzahl waderer Ritter gegeben hat, gehört der Held an. Hans Georg von Arnim sitzt auf der Boytzenburg, aber freilich nicht als Landedelmann, der ruhig die Scholle bebaut und schlecht und recht für das Wohl seiner Unterthanen sorgt. Die Zeiten sind dazu wenig angethan. Die Sorge für Haus und Hof muß der höheren Pflicht, der Vertheidigung des Vaterlandes, nachstehen.

In jenem furchtbaren Drama, das dreißig Jahre seinen Schauplatz auf deutschem Boden hatte, in dem entsetzlichen Kriege, der unter dem Deckmantel der Religion alle politischen und persönlichen Leidenschaften zum Austrag brachte, nimmt Arnim als Feldherr einen hohen Rang ein. Er hat ein gut märkisches und ehrliches deutsches Herz, er träumt von seines Vaterlandes Größe, Macht und Herrlichkeit, er ahnt, nein er kennt die Mission, zu der Brandenburg berufen ist, und er sucht und tastet, die Bahn zu finden, welche zu diesem Ziele führt. Er hat es nicht erreichen können, schwankend erscheint sein Bild in der Geschichte; im Roman hat es die Verfasserin verstanden, den Mann und Helden, den Grübler und Forscher uns menschlich nahe zu bringen. Wir verstehen ihn. Wir fühlen und leiden mit ihm, wie es Osberga, sein treuer Kamerad thut, die, weil sie nicht für ihn leben darf, für ihn in den Tod geht; wir träumen ihn mit den Traum des „deutschen Träumers“, der für uns endlich zur Wahrheit geworden ist.

Um den Helden bewegen sich in wohlgeordneten Gruppen eine Fülle von Gestalten. Sie sind sämmtlich frisch und glücklich erfunden und mit Treue und Festigkeit durchgeführt. Ernste Männer, liebliche Frauen, Abenteurer und fahrende Weiber, Edelsitze, Fürstenschlösser, das Pfarrhaus und die Wohnung des reichen Kaufherrn, das Bauernhaus und die Schenke, das Lager der Landsknechte und die Rathssitzung zeichnet uns die Feder der geschichtskundigen Verfasserin mit ebenso viel

Anmuth wie Sicherheit. Das Buch giebt ein Bild der Zeit des dreißigjährigen Krieges, wie wir es ähnlich vielleicht nur nach im Simplicissimus besitzen, was uns aber dort als Rohheit anstarrt, das ist hier geläutert und verklärt durch Poesie, feinen Takt und edle Sittlichkeit. Von den historischen Gestalten, die im Romane auftreten, erscheint uns die des Schwedenkönigs Gustav Adolf besonders gelungen, nicht zu bemerken vergessen möchten wir ferner, daß dem Grafen Adam von Schwarzenberg, dem Herrenmeister des Johanniterordens, eine bedeutende Rolle im Roman zufällt und daß auch er mit kundiger Hand gezeichnet ist.

Fassen wir noch einmal den Eindruck des Romans zusammen, so ist er ein höchst wohlthuender. Wissen und Können decken sich. Die Liebe zur Heimath ruht über dem Ganzen wie ein warmer, vergoldender Sonnenschein, der Geist, der uns aus jedem Worte anweht, ist der Geist des Ernstes, der Treue, des Festhaltens am Ueberlieferten, durch den einzig und allein den finsteren Gewalten der Zerstörung und Zersetzung entgegengewirkt werden kann. Wir wünschen dem Buche die weiteste Verbreitung und der Verfasserin die Lust und die Frische, uns noch mit einer stattlichen Reihe dem vorliegenden Roman ebenbürtiger Werke zu beschenken.

Literatur.

„Taschenbuch für Krankenpflegerinnen. 1879. Herausgegeben unter dem Protectorate Ihrer Königl. Hoheit der Frau Großherzogin von Sachsen, von der Pflegerinnen-Anstalt in Weimar. Empfohlen durch den ständigen Ausschuß des Verbandes der deutschen Frauen-Hilfs- und Pflege-Vereine. Weimar. In Cammission bei Hermonn Böhlau. 1879." Preis gebunden 1 Mark.

Das in Rede stehende Toschenbuch hat sich, wie die Vorrede hervorhebt, die Aufgabe gestellt, auf Grund sorgfältiger Statistik ein Bild der im Dienste der Krankenpflege verwendeten Kräfte und ein genaues Verzeichniß der Institute zu geben, in denen entweder Diakonissen, barmherzige Schwestern oder Schwestern vom Rothen Kreuz wirken. Neben den statistischen Zwecken dient das Taschenbuch zugleich der Belehrung und enthält deshalb alljährlich eine Reihe von practisch bewährten Bestimmungen, welche sich auf häufig in der Thätigkeit der Pflegerin wiederkehrende Vorkommnisse beziehen: die erste Hilfeleistung bei plötzlichen Unglücksfällen; die erste Hilfe bei Verletzungen und Verwundungen; Vergiftungen und Gegengifte; Herstellung der gewöhnlichen Verbandmittel; die Vorbereitungen bei größeren Operationen x.

Neben diesen jährlich wiederkehrenden allgemeinen Regeln, werden im Taschenbuch die Pflichten der Krankenpflegerinnen in besonderen Krankheiten von ärztlicher Seite eingehend besprochen werden. In dem vorliegenden Jahrgang 1879 ist die Pflege bei Typhuskranken in erschöpfender Weise behandelt. Spätere Aufsätze werden die Pflege im Wochenbett und im Kindbettfieber, die Pflege der kleinen Kinder, die Pflege bei Scharlach, Masern, Diphtheritis, die Pflege von Wassersüchtigen, Gebärenden, die Pflege bei entzündlichen Krankheiten, von Geisteskranken, Brustkranken, Krebskranken u. s. w enthalten. Das Taschenbuch ist mit einem Worte bestimmt, für die häufiger vorkommenden Krankheiten den Pflegerinnen in leicht faßlicher Form die wichigsten Gesichtspunkte klar darzulegen und ihnen die Erfüllung ihrer schweren Pflicht zu erleichtern. Zugleich wird auf die Fortschritte der Heilkunde, soweit sie das Geschäft der Pflege berühren, Rücksicht genommen werden damit die Pflegerinnen auch in dieser Richtung in dem Taschenbuch einen zuverlässigen Rathgeber finden. Der diesmalige Jahrgang enthält zu diesem Zweck einen Aufsatz über den Lister'schen Verband.

Daneben wird das Taschenbuch auch der wichtigen Frage der Krankenkost eine eingehende Aufmerksamkeit schenken und Fragen von allgemeiner Bedeutung innerhalb des Gebiets der Krankenpflege in den Kreis seiner Erörterungen ziehen.

Aber nicht für Krankenpflegerinnen ausschließlich ist dieses Taschenbuch bestimmt: es soll auch in weiteren und weitesten Kreisen der Bevölkerung die Kenntniß der Grundzüge rationeller Krankenpflege verbreiten helfen und ein wirksamer Bundesgenosse der auf diesem Gebiete sich so lebendig und nachhaltig entwickelnden Bestrebungen werden. Wer wüßte nicht, wie unerfreulich es in Hinsicht auf verständige Krankenpflege in vielen und keineswegs armen Familien bestellt ist! Wie wenige Mütter vermögen, wenn einer ihrer Lieblinge, wenn der Gatte erkrankt, die ersten Maßnahmen der Krankenpflege in genügender Weise zu treffen. Nicht selten hätte durch eine rechtzeitige, rationelle Pflege manche schwere Erkrankung verhütet, manches theure Leben erhalten bleiben können. Das Taschenbuch für Krankenpflegerinnen soll auch in der Hand des Laien ein willkommner Rathgeber für Familie und Haus werden.

Vor allem aber soll das Taschenbuch, indem es in weiteren Kreisen eine bis dahin vielleicht vielfach kaum geahnte Kenntniß von dem selbstlosen Wirken auf dem schönsten Gebiete der christlichen Nächstenliebe, der Krankenpflege, verbreitet, dahin wirken, daß diese Bewegung, die der deutschen Frauenwelt zu höchster Ehre gereicht, sich immer reicher und gesegneter entfalte, daß der Kreis derjenigen immer größer werde, die, sei es als Pflegerinnen, sei es als Mitglieder der Frauenvereine des Rothen Kreuzes, bestrebt sind, redlich mitzuwirken an der Erfüllung der Aufgaben der Humanität.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 5. März 1879. Nr. 10.

1. Heinrich Carl August von Schweinitz, Generallieutenant z. D., Rechtsritter seit 1864, † zu Breslau 21. Februar 1879.
2. Albert Theodor Emil Graf von Roon, General-Feldmarschall, Chef des Ostpreußischen Füsilier-Regiments Nr. 33 und Mitglied des Herrenhauses, Rechtsritter seit 1858, † zu Berlin 23. Februar 1879.

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht:

den Landrath a. D. Hans Grafen von Kanitz, auf Podangen bei Göttchendorf in Ostpreußen,

" Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer Bernhard Freiherrn von Paleske, auf Klein-Boroschau bei Swaroczin in Westpreußen,

" Rittmeister a. D. Bernhard von Pressentin genannt von Rautter, auf Kanoten bei Gerdauen,

" Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer Conrad von Tiedemann, auf Russoschin bei Praust an der Ostbahn,

" Rittergutsbesitzer Friedrich von Hahnenfeld, auf Grunenfeld, Kreis Heiligenbeil,

" Regierungsrath Georg von Hirschfeld, zu Marienwerder,

" Hauptmann in der 1. Ingenieur-Inspection Carl von Schnehen,

" Major und Kommandeur des Schleswig-Holsteinschen Ulanen-Regiments Nr. 15 von Scholten,

" Rittergutsbesitzer Conrad von Burgsdorff, auf Hohenjesar bei Schönflies, Kreis Lebus,

" Rittmeister und Escadron-Chef im Brandenburgischen Husaren-Regiment (Zietensche Husaren) Nr. 3 von Buggenhagen,

" Hauptmann und Compagnie-Chef im 3. Garde-Regiment zu Fuß Oscar Freiherrn von Medem,

den Hauptmann aggregirt dem Garde-Fuß-Artillerie-Regiment, Militair-Attaché bei der Botschaft in Paris, Alexander von Gentzkow,

" Hauptmann und Compagnie-Chef im Kaiser Franz-Garde-Grenadier-Regiments Nr. 2 Freiherrn von der Horst,

" Oberst à la suite des Brandenburg. Kürassier-Regiments (Kaiser Nicolaus I. von Rußland) Nr. 6 und Inspecteur des Militair-Veterinair-Wesens Oscar von Diebitsch,

" Oberst und Commandeur des 4. Thüringischen Infanterie-Regiments Nr. 72 Max Freiherrn von Eberstein,

" Rittmeister a. D. Richard von Blankensee, auf Hebron-Damnitz, Kreis Stolp,

" Landrath Adolf Ludw. Grafen von Schlieffen, zu Pyritz,

" Rittergutsbesitzer Hugo Friedrich Fürchtegott von Bonin, auf Schönwerder bei Arnswalde,

" Rittmeister a. D. und Landschafts-Deputirten Curt von Petersdorff, auf Großenhagen, Kreis Naugard,

" Premier-Lieutenant in der Reserve des 1. Garde-Dragoner-Regiments und Majoratsbesitzer Leo von Ploetz, auf Stuchow bei Schwiersen,

" Landrath Swantus Peter Bogislav von Bonin, zu Neustettin,

" Rittergutsbesitzer Eduard von Wissmann, auf Falkenberg bei Doelitz,

" Hauptmann a. D. Adalbert von der Marwitz, auf Wundichow, Kreis Stolp,

" Landrath a. D. und Kreisdeputirten Hugo von Wilamowitz-Möllendorff, auf Markowitz, Kreis Inowraclaw,

" Kreisrichter a. D. Albrecht Grafen von Stosch, auf Polnisch Kessel bei Grünberg,

" Kammerjunker Paul von Wiedebach und Nostitz Jaenkendorf, auf Arnsdorf, Kreis Görlitz,

" Regierungsrath-Rath und Mitglied des Bezirks-Verwaltungs-Gerichts von Uthmann, zu Breslau,

den Rittmeister à la suite des Thüringischen Husaren-Regiments Nr. 12 Hosso von Wedell,
- Landrath Johannes Ernst Lothar Freiherrn von den Brincken, auf Schloß Gebesee bei Erfurt,
- Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer Richard von Bülow, auf Groß-Brunsrode bei Braunschweig,
- Rittmeister a. D. Adolf von Krosigk, auf Eichenbarleben, Kreis Wolmirstedt,
- Fürstlich Schwarzburg-Sondershausenschen Kammerherrn Otto von Krieger, zu Sondershausen,
- Königlich Dänischen Kammerherrn Alfred Grafen v. Reventlow-Criminil, auf Ruheleben bei Plön,
- Forstmeister von dem Borne, zu Hannover,
- Hauptmann und Compagnie-Chef im Badischen Fuß-Artillerie-Bataillon Nr. 14 Erdmann Freiherrn von Reitzenstein,
- Rittmeister und Escadron-Chef im 2. Hannoverschen Ulanen-Regiment Nr. 14 Paul von Romin,
- Hauptmann und Compagnie-Chef im 7. Westfäl. Infanterie-Regiment Nr. 56 Freiherrn von Quadt und Hüchtenbruck,
- Major und Flügel-Adjutanten Sr. Durchlaucht des regierenden Fürsten zu Schaumburg-Lippe, Lothar von Strauß und Torney,
- Rittergutsbesitzer Franz von Bockum genannt von Dolffs, auf Haus Saßendorf bei Soest,
- Landrath Hugo Freiherr von Richthofen, zu Ottweiler,
- Generalmajor a la suite der Armee, beauftragt mit der Führung der 27. Division (2. Königlich Württembergische) von Salviati,
- Hauptmann und Compagnie-Chef im Großherzoglich Mecklenburgischen Jäger-Bataillon Nr. 14 Freiherrn von Langermann und Erlencamp,
- Rittmeister und Escadron-Chef im Großherzoglich Hessischen Dragoner-Regiment Nr. 23 Victor von Hennigs,
- Rittmeister und Escadron-Chef im 2. Hessischen Husaren-Regiment Nr. 14 Carl Friedrich Freiherrn Stockhorner von Starein,
- Hauptmann und Compagnie-Chef im Hessischen Füsilier-Regiment Nr. 80 Friedrich von Kracht,
- Rittmeister und Escadron-Chef im 2. Hessischen Husaren-Regiment Nr. 14 von Hagenow,
- Erbgrafen Friedrich Magnus zu Solms-Wildenfels, in Wildenfels, Königreich Sachsen,
- Königlich Sächsischen Kammerherrn und Rittmeister der Reserve Max von Arnim, zu Dresden,
- Königlich Bayerischen Kämmerer Max Freiherrn von Lerchenfeld, auf Heinersreuth bei Stadtsteinach in Oberfranken,

nach Prüfung derselben durch das Kapitel und auf Vorschlag des Durchlauchtigsten Herrenmeisters, Prinzen Carl von Preußen, Königliche Hoheit, zu Ehrenrittern des Johanniter-Ordens zu ernennen.

Aus dem Protokolle über das am 23. Januar d. J. in Berlin stattgehabte 50. Capitel des Johanniter-Ordens

theilen wir Folgendes mit:

1. Für das Ordens-Krankenhaus zu Beirut in Syrien wurden zur Ausführung unabweisbarer Verbesserungen, resp. Vergrößerung desselben 18000 Mark bewilligt.
2. Der Schleswig-Holsteinischen Provinzial-Genossenschaft des Ordens, die sich im Laufe des Jahres 1878 constituirt hat, gewährte das Capitel in Rücksicht der nur kleinen Zahl ihrer Mitglieder, zum Bau eines Johanniter-Krankenhauses zu Plön die Summe von 75 000 Mark und zwar in jedem der Jahre 1879, 1880 und 1881: 25 000 Mark, sowie nach Fertigstellung des Baues, zunächst auf 5 Jahre, eine jährliche Beihilfe von 3000 Mark zur Unterhaltung dieser Anstalt, aus der Balley-Kasse.
3. Der Genossenschaft des Ordens im Großherzogthum Hessen wurden als jährliche Beihilfe auf die nächsten 5 Jahre je 3000 Mark für das Krankenhaus derselben in Niederweisel bei Butzbach, sowie
4. der Genossenschaft des Ordens im Königreich Sachsen, welche ihr bisheriges nur sehr kleines Krankenhaus in Dresden am 1. April d. J. aufgeben und von dem genannten Tage ab an Stelle desselben zu Riesa in einem dazu gekauften und umgebauten Hause ein größeres mit 25 Krankenbetten eröffnen will, 20 000 Mark, zur theilweisen Deckung der der Genossenschaft dadurch erwachsenden einmaligen Kosten, bewilligt.
5. Ferner gewährte das Capitel, in Folge Befürwortung des Convents der Preußischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens, dem Curatorium der Siechen- und Krankenhäuser zu Groß-Arnsdorf und Saalfeld in Ostpreußen, als Beihilfe zu den Bau- und Einrichtungskosten einer neuen Männerstation im Siechenhause zu Saalfeld, ausnahmsweise, da statutenmäßig die Mittel des Ordens nur zur Erbauung und Unterhaltung eigener Kranken- und Siechenanstalten verwendet werden sollen und dafür auch in umfassender Weise in Anspruch genommen werden, die Summe von 5000 M., in Rücksicht der vorliegenden besonderen Verhältnisse unter der Bedingung, daß dauernd wenigstens ein Mitglied des Johanniter-Ordens dem genannten Curatorium angehören muß.
6. Endlich ward der armen evangelischen Gemeinde Choßewitz in der Niederlausitz, welcher Ort früher zu dem Johanniter-Ordens-Amte Friedland gehörte, und die sich in Rücksicht auf diese frühere Zugehörigkeit zum Johanniter-Orden, an den Durchlauchtigsten Herrenmeister gewendet hatte, zur Beschaffung von Inventorienstücken für ihre Kirche, eine Unterstützung von 500 Mark zu Theil.

7. Das Capitel beschloß unter Anderem, die Ueberweisung aller aus den Thüringischen Staaten, sowie den Herzogthümern Braunschweig und Anhalt eingehenden Gesuche um Ernennung zum Ehrenritter des Johanniter-Ordens, zur Begutachtung an den Convent der Sächsischen Provinzial-Genossenschaft.

An der Wiege und an der Gruft der alten Welfen.

1. Auf der Ravensburg.

(Schluß.)

Lassen wir nun die Urväter des Fürstengeschlechtes, so verblichen auch ihre Gestalten sein mögen, aus ihren lang verschütteten Gräbern erstehen! Da tritt uns jener erlauchte Welfa entgegen, dessen Tochter Judith würdig befunden ward, mit dem Sohne des großen Karl den Thron der Franken zu theilen. Wohl mag Herr Welfa, wenn wir den Vater nach der Tochter beurtheilen, ein harter, stolzer Mann gewesen sein, denn Frau Judiths Herrschsucht war leider die Ursache des Zerfalls der Karolingerherrschaft; sie war es, welche den Söhnen Irmgards, der ersten Gemahlin Ludwigs gegenüber, auch für ihren Sohn Karl ein Erbe zu erhalten suchte und dadurch die Aufstände der Söhne erster Ehe veranlaßte. Der willenlose Kaiser erscheint als ein Werkzeug ihrer Leidenschaften; ihr eigenes Geschick aber ward ein Spielball der wechselnden Kriegsereignisse, bis sie endlich, bald der Klosterzelle überwiesen, bald von ihrer Haft befreit, in dem fernen Tortona in nonnenhafter Abgeschiedenheit starb. Es ist merkwürdig, wie in diesem Leben der Kaiserin sich die ferneren Schicksale abspiegeln, welche ihrem Hause bestimmt waren: in dem Leben fast aller alten Welfen begegnet uns dies ungemessene Streben nach Macht, dieser tiefe Fall, dies Ende in Stille und Abgeschiedenheit, welches, tief ergreifend, uns mit ihren Fehlern versöhnt.

Den Stolz auf die uralte Macht des Hauses und den düstern Trotz, welcher allen Welfen eigenthümlich gewesen, die Einsamkeit, welche den Lebensabend so vieler Welfen tief wehmüthig beschattet, zeigt uns auch das Schicksal Ethichos II., welcher im Oberammergau ein Kloster gegründet hatte. Als er vernahm, daß sein Sohn Heinrich, von dem wir gleich hören werden, sich vom deutschen Könige hatte belehnen lassen, machte er sich traurig aus Baiern auf, zog mit zwölfen seiner treuesten Diener auf das Gebirg, ließ alle Zugänge zu seinem Felsensitz versperren und blieb in der Wildniß bis an sein Ende. Im Scherenzwalde „verhärmte er sich mit seinen zwölf Degen". Es liegt eine großartige, tragische Poesie in diesem Ende des Welfenfürsten, dem nichts höher steht als die angeborene Freiheit; es ist uns, als ob er seinem Geschlechte jenen verhängnißvollen Wahlspruch hinterlassen habe, nach welchem so viele seiner Nachkommen gehandelt und um welchen sie geduldet haben: den Wahlspruch: „Ich bin Keinem unterthan, denn Gott!" Der greise Ethicho erscheint uns wie Wuotan selbst, der mit den zwölf Asen in der winterlichen Erde sich verbirgt, bis daß des Frühlings Gruß ihn wieder hervorruft, damit die verjüngte Welt sich seiner Herrschaft unterwerfe. Als Ethicho längst gestorben war, so heißt es, ließ einer seiner Nachkommen, um Gewißheit dieser Sage zu erlangen, die Gräber auf dem Gebirge suchen und die Todtengebeine sammeln. Da er nun die Wahrheit der alten Sage erkannt hatte, ließ er an dem Orte eine Kapelle bauen und die Gebeine daselbst zusammen bestatten.

Wie des alten Ethicho Sohn Heinrich aber des Kaisers Lehnsmann und Diener geworden ist, das erzählt uns die Sage auf folgende Weise. Ethicho, der so reich und stolz war, daß er einen goldenen Wagen auf dem Schilde führte, hatte seinem Sohne Heinrich verboten, von Kaiser Land und Leute in Lehen zu nehmen. Doch auf das Zureden seiner Muhme Jutte — der Kaiserin Judith, — that Heinrich sich in des Kaisers Schutz und Dienst. Es ward ihm dafür die Zusage gegeben, daß ihm so viel Landes geschenkt werden sollte, als er zur Mittagszeit „mit dem Pfluge" umackern könnte. Da ließ sich Heinrich einen kleinen goldenen Pflug schmieden, welchen er unter seinem Gewande verbarg; dann fing er zur Mittagszeit, da der Kaiser Schlaf hielt, an, das Land am Bodensee zu umreiten. An verschiedenen Orten hatte er Pferde bereit stehen, um sie zu wechseln, wenn sie ermüdeten. Auf einem Berge fand er ein böses Mutterpferd, das so tückisch war, daß er es nicht besteigen konnte; davon heißt der Berg noch heute der „Mährenberg", und die Herren der alten Ravensburg hatten die Sitte, keine Stute zu besteigen, was indessen wohl mit dem Wodanskultus, der ehemals hier herrschte, zusammenhängen mag. Durch die List aber, welche Heinrich angewandt hatte, gelang es ihm 4000 Morgen Landes zu umreiten, bis der Kaiser erwacht war; dies Gebiet erhielt er zum Lehen. In der Sage spiegelt sich nichts weiter als die uralte, bei den Deutschen übliche Form der Besitzergreifung eines Landstrichs durch Umreiten oder Umpflügen. Heinrich mit dem goldenen Pfluge sorgte aber auch für das Heil seiner Seele. Er rief die Mönche aus dem Oberammergau nach der geweihten Stätte von Altomünster, da der britische Glaubensbote Alto begraben liegt, und gründete ein Frauenstift auch zu Altdorf.

Von Heinrich dem Welfen stammt das burgundische Königsgeschlecht der Rudolfinger ab; der ältere Zweig seiner Nachkommen aber blieb in Schwaben seßhaft. Unter den Söhnen dieser älteren Linie des Hauses begegnet uns die liebenswerthe Gestalt eines hoffnungsfreudigen Jünglings, des Grafen Heinrich, welcher um 990 sein junges Leben bei einer Jagd im Tyroler Hochgebirge verlor. Sein Bruder Welf II. war der Neuerbauer der Ravensburg und der Schirmer und Befestiger der städtischen Niederlassung zu ihren Füßen. Mit ihm beginnt jene unheilvolle Art der Welfen, dem erwählten Haupte deutscher Nation stets entgegen zu sein. Welf II.

kämpfte bereits gegen den ersten Rheinfranken Konrad den Schwarzen aon Deutschland und ward ein Vertreter des fürstlichen Sonderinteresses gegen die centralisirende Macht der Kaisergewalt wie nach ihm fast alle seine Nachkommen, keineswegs jedoch ein Diener Roms, denn die geistlichen Herren in Schwaben wußten ein Lied daaon zu singen, wie der Welf ihre Güter geplündert hatte.

Welf III., der Ravensburger, des Varigen Sohn, hatte des Vaters unruhigen Sinn geerbt. Die Macht seines Hauses erhielt unter ihm einen Zuwachs durch Kärnthen und die Mark Verana, aber dies kaiserliche Geschenk vermochte ihn dennoch nicht zurückzuhalten, sein Schwert gegen Kaiser Heinrich III. zu erheben. Den Namen des Ravensburgers erhielt er, weil er den Sitz seines Geschlechts zu Altdorf gänzlich verließ und nur auf der Ravensburg Hof hielt. Auf dem Martinsberge bei Altdorf, da sonst die Welfen gewohnt hatten, erhoben sich bald die Gebäude der Benedictiner; auf der Raaensburg aber blühte ein farbenprächtiges Leben auf. Hier hielten die Welfen Hof mit ihren schönen Frauen und waffenfrohen Ministerialen, von denen wir die hochberühmten Geschlechter Justingen, Rechberg, Pappenheim, aon Tann, die Truchsesse aon Waldburg und die sangesliebenden Schenken von Winterstetten nennen. Um die Raaensburg herum legten die Welfen ihre Thiergärten mit edlem Wilde an und in der Einöde der Wälder schufen sie durch Anpflanzungen lieblicher Obstbäume und prangender Gartenblumen Lustställen, welchen sie die Namen Rosengarten, Rosenhag, Blumeneck u. s. w. beilegen konnten. Auf diesen Plätzen entfaltete sich im Mai der Glanz der Turniere, hier tönten der Sänger Harfen und edler Frauen Lieder, welche den Einzug des „Königs Mai", den Glanz der Haide und des Waldes, die Seligkeit der Liebe und der Trennung Weh verkündeten; in der Winterszeit loderte das Feuer dagegen hell in den Kaminen der Ravensberg auf und der rothe Schein fiel auf Männer, welche andächtig den Erzählungen aus alter Zeit lauschten, welche ein Mönch oder ein fahrender Mann aortrug und für welche im Welfenhause sich eine erbliche Vorliebe erhalten hatte. Nach Altdorf zogen die Fürsten nur noch dann, wenn in dem Kloster auf dem Martinsberge, welches sich über den Grundmauern ihres alten Schlosses erhob, der Gedächtnißtag eines Varfahren festlich zu begehen war oder wenn man sie selbst des Weges führte, — den schwarzen Sarg über ihnen, das verhüllte Streitroß ihnen nach.

Welf III., der Ravensburger, starb im Jahre 1055, noch in jugendlichem Alter, auf dem Schlosse Bodmann am Bodensee und wurde als der letzte aom deutschen Zweige des Welfenstammes tief beklagt. Jetzt traten die Söhne Azzos von Este und der Welfin Kunigund die reiche Erbschaft des edlen Hauses an. Scharf ausgeprägt und von dem reichsten geschichtlichen Glanze umstrahlt sind alle die Gestalten des jüngeren Welfenstammes. So der vierte Welf, Azzos Sahn, erst Freund, dann grimmiger Feind des unglücklichen Heinrich IV. von Deutschland. Ein unruhiger Herr, dem's nimmer genug ist an Waffengetöse und Kampf, nimmt er, seiner mannigfachen Unbilden gegen die Kirche eingedenk, im hohen Alter noch das Kreuz. Aber es war ihm, da er die Rückfahrt angetreten hatte, nur nach beschieden, die Insel der schaumgebarenen Aphrodite zu erblicken; zu Paphos auf Cypern starb der schwertesmüde Welf im Jahre 1101 und gab abscheidend den Befehl, seine Reste nach der geliebten oberschwäbischen Heimat zu bringen. Seine Söhne Welf V. und Heinrich der Schwarze bestatteten sie im Kloster Weingarten, welches ihre Ahnen gestiftet hatten. Diese Söhne des Kreuzfahrers Welf waren es, unter denen das alte Geschlecht einen leitenden Einfluß auf die Gestaltung der Geschicke des deutschen Reichs erhielt; Welf V. ward der Gemahl der „großen Markgräfin" Mathilde von Tuscien, Heinrich der Schwarze erheirathete mit der Herzogin Wulfhild einen Theil des Billungschen Erbes und verpflanzte sein Geschlecht auch nach Norddeutschland.

Was die Welfen seitdem gethan haben, ist ja in Jedermanns Munde. Nur dem weniger Bekannten wollen wir uns zuwenden; gewiß, es beleuchtet nicht minder hell und scharf die eigenthümliche, geschichtlich und psychologisch gleich anziehende Art des Geschlechtes. Heinrich der Schwarze war ein grimmer, verschlossener Kriegsmann; sein Weien und Thun, nachdem ihm die Kaiserkrane entgangen ist, gemahnt unwillkürlich an die Art Hagens, nachdem ihm der Nibelungenhort für alle Zeit verloren ist; so düster, so löwengrimm steht Heinrich da. Aber da er den Tod trotz seiner jungen Jahre herannahen fühlt, da geht's ihm wie dem alten Helden Wolfdietrich; er klopft an's Kloster Weingarten um Einlaß, um über den Gräbern der Vorfahren zu beten und sich auf sein Ende varzubereiten. Aber nicht zu Weingarten, sondern auf der Raaensburg ist Heinrich der Schwarze gestorben.

Auch sein Sohn Heinrich der Stolze hat mit Frau Gertrud, der Erbtachter König Lothars aon Supplingenburg gern auf der Ravensburg geweilt. Hier machte sein Herz in Hoffnung schwellen, wenn er, der Gebieter Bayerns und Sachsens, auf sein geliebtes Schussenthal mit seinen üppigen Weingeländen und herrlichen Waldungen hinsah, die Stätten seiner frohen Jugend. Dort drüben erhab sich jetzt in aoller Pracht Kloster Weingarten, von dort her grüßte der Markt Altdorf, aon dort die rüstig sich erhebende Stadt Raaensburg mit ihren schlanken Thürmen und starken Mauerthаren, aon dort die freundlichen Gebäude der Abtei Weißenau und das Lustschloß Rahlen. Ernst über dem Sturmtobel winkten die Burgen Ringenberg und Hassenstein, auf denen welfische Dienstmannen saßen, und der düstere Urbanstobel, wo auf schroffer Felsenwand das Schloß Grauenstein über finsteren Gebirgsschluchten sich erhob, durch deren Grund das Wasser sich zur einsamen Teufelsmühle hinzag. Und weiter hinaus schweifte Blick und Geist des Welfen, den langen Silberstreifen des Bodensees zu bis zu den fernen, bleichen Schneegebirgen,

die Deutschland von der italischen Erde scheiden. Welch' weites Feld zur Entfaltung der fürstlichen Macht des Welfenhauses! Und wie engbegrenzt war der Flecken Erde, auf welchem Heinrichs des Stolzen glänzendes Gestirn zur Rüste ging: jene düstere Pfalz zu Quedlinburg, auf welcher er, seiner Würden entsetzt und ein geächteter Mann, nach unglücklichem Kampfe mit Konrad III. von Staufen 1138 seine Augen schloß!

Noch bei einem Welfen haben wir zu verweilen, der gern hier auf der Ravensburg Hof gehalten hat. Es ist der „milde Welf VI.“, einer der anziehendsten Charaktere des Mittelalters und darum auch in neuester Zeit von dem Scheine romantischer Dichtkunst verklärt. In seiner Jugend ein werther Kriegsgesell, nahm er die Neigung für die Waffen nach bis an die Grenze seines Mannesalters mit sich; wacker schlug er sich mit den Kaiserlichen und den Pfalzgrafen von Tübingen umher, die er nach wechselndem Kriegsglücke tief demüthigte. Die Schlösser der Welfen haben oft vornehme Gefangene aufbewahrt, denen jede Lebenshoffnung geknickt war: so die Ravensburg unter Welf dem Kreuzfahrer den Bischof Siegfried von Augsburg, unter Heinrich dem Schwarzen den Grafen Konrad von Wolfratshausen. Auch dem gedemüthigten Pfalzgrafen Huga van Tübingen ward ein furchtbarer Kerker auf dem Welfenschlosse Neuburg bei Bregenz angewiesen. Erst nachdem der strenge Welf ein milder geworden war, erst nachdem der alternde Kriegsheld die Stätten des Heils in Palästina gesehen hatte und sein einziger Sohn in des Kaisers Gefolge auf italischem Boden gestorben war, wurde der Pfalzgraf Hugo freigelassen.

Der Tod seines Sahnes veränderte mit einem Schlage das Wesen des alten Kriegsmanns, der nicht mehr die Hoffnung hatte, van seiner Gemahlin Uta oon Calw mit einem Erben beschenkt zu werden. Der harte Krieger ward ein Fürst, der mit überaus freigebiger Hand die Habe seines Hauses ausstreute, welche keinen Werth mehr für ihn besaß. Ein „gar lustiger alter Herr“, feierte er glänzende Hoffeste auf der Ravensburg und gab große Jagden, aller politischen Pläne seines Hauses und der ihm verwandten sächsischen Frauen Gertrud und Richenza völlig entsagend. Gern beherbergte er „gehrende Leute“ jedes Standes, denen es an Geld fehlte, gern trank er mit ihnen und schenkte ihnen prächtige Waffen und Kleider, auch der Geschmack an weiblicher Schönheit scheint dem alten Herrn nicht ausgegangen zu sein. Eine offene Hand besaß Welf der Milde endlich auch für geistliche Stiftungen, und so konnte es denn nicht anders kommen, als daß der Mangel drohend manch' ein Mal auch zu den Fenstern des Schlosses Ravensburg hineinschaute. Freudig solch' eine Gelegenheit benutzend, half des milden Welf Schwestersohn, Kaiser Friedrich Rathbart, dem alten Oheim gern in seinen Nöthen aus. Als nun endlich Welf der Milde, lebenssatt und erblindet, auf seiner Lieblingspfalz zu Memmingen seine Tage beschlossen und im Kloster Steingaden die letzte Ruhestatt gefunden hatte, da zeigte es sich freilich, daß die Besitzungen seines Hauses in Süddeutschland, mit ihnen die Ravensburg, an die Staufen verschrieben waren. Das Haus der Welfen hat seit der Zeit in Süddeutschland niemals mehr Besitz gehabt.

Jetzt begegnen wir den Söhnen des staufischen Hauses auf der Ravensburg, dem finstern Heinrich VI. und dem lebensfrahen Friedrich II., der hier zu seinem Kreuzzuge sich rüstete. Auch er verlebte auf dieser Stätte und auf der Spielburg unter dem Staufen die sonnigen Tage seiner Jugend, der blondgelockte König Konrad, und ehe er sein junges Haupt zu Neapel auf den Richtblack legte, im Angesichte der ganzen Herrlichkeit seines Erbes, gedachte er in seinem Testamente der treuen Anhänger, des Vogtes von Brunsberg und des Nadlers in Ravensburg, welche ihm die Mittel zur letzten Fahrt beschafft hatten, und bat seine bayrischen Oheime, ihnen zu zahlen, was sie ihm geliehen hatten. Von nun an treffen wir nur welfische und staufische Ministerialen, die Wintersteiten, Castel und die Truchsesse von Waldburg auf der Ravensburg, welche König Rudolf als heimgefallen mit dem Reiche vereinigt hatte. Es wurde aus ihnen eine Landvogtei Altdorf gebildet, unter deren rasch wechselnden Inhabern wir auch jenen hochgemuthen Habsburger Leopold kennen lernen, der 1388 mit der Blüthe des allemannischen Adels bei Sempach fiel. Im 15. Jahrhundert blieb die Landvogtei wahl 70 Jahre im Besitz der Waldburge, denen einst der sterbende Konradin Ring und Handschuhe anvertraut hatte. Noch immer war die Reichsveste in wohnlichem Zustande, bis sie 1647 in Flammen aufging, angezündet van einem Papierer-Gesellen und einem kaiserlichen Soldaten, die man dafür an einem Nußbaum henkte. Nach manchem Wechsel kam die Ruine mit der herrlichen Aussicht 1810 an das Haus Württemberg. Nur einen Welfen hat sie seitdem auf ihrer Höhe gesehen; — es war der unglückliche König Georg V. von Hannover, welcher im Jahre 1853 die Wiege seines Geschlechtes und die Gräber seiner Ahnen besuchte.

Bald wird der letzte Welfe, der auf deutschem Baden herrscht, seine Augen schließen. Wehmüthig wird dann der Wanderer, der zur Ravensburg pilgert, des hochbegabten Geschlechtes gedenken, dessen böser Geist stets der ungemessene Stolz gewesen ist. Was sie aber auch verschuldet haben, sie haben's allzumal gesühnt bis auf jenen milden, lebensfrohen Welf den Milden. Durch ihre edlen Gestalten und ihre Leiden mit ihren Irrthümern versöhnt, wird dann der Freund des Vaterlandes bei den Ruinen der Ravensburg stehen, liebliche Sagen werden ihn umklingen von den Helden der alten Zeit, vor allem die van der Liebe des fünften Welf, des Bruders Heinrichs des Schwarzen, zu einer Bertha van Waldburg, welche, zu dem Geliebten fliehend, auf dem Bodensee ertrank. Gerne erzählt der Landmann von der schönen Jungfrau, welche durch den Verrath einer ihrer Frauen solch' bemitleidenswerthes Ende fand. Geläutert von seinen Fehlern, erscheint dann wohl auch der schwarze oder der stolze Welf Heinrich dem Wanderer, und mit

ihren großen Gegnern vereint schreiten dann die Staufer, unter ihnen auch der edle junge König Konrad über den grauen Gipfel des Berges.

Gemeindediaconissen in Königsberg i. Pr.

Bisher entbehrten die evangel. Gemeinden Königsberg's die Mitarbeit evangelischer Diaconissen in der Gemeindepflege. Die Verhandlungen der Pastoralconferenz zu Königsberg am 23. Oct. v. J., in der Pfarrer Götz, der Geistliche des Diaconissenmutterhauses in Königsberg über die Gemeindediaconie referirte, sind in dieser Beziehung nicht ohne Frucht geblieben. Das Mutterhaus hat in freiwilliger Weise sich bereit erklärt, für sämmtliche 8 evangelische Gemeinden je eine Gemeindediaconissin zu stellen, ja ihnen fortdauernd freie Station zu gewähren. Nur ein Gehalt von je 200 Mk. haben die Gemeinden aufzubringen. Am 2. Januar 1879 haben bereits in zwei großen Gemeinden Gemeindediaconissen die Arbeit begonnen.

Verein von Kinderfreunden.

Die erschrecklich große Kindersterblichkeit in Württemberg hatte seit Jahren in weiteren Kreisen theilnehmende Beachtung gefunden. Ein Verein von Kinderfreunden in Stuttgart macht seit einem Jahre den Versuch, durch zweckmäßige Pflege den Uebelstand zu bekämpfen. Zugleich hatte der Verein eine Musteranstalt für Säuglinge und Kinderpflege in Stuttgart begründet. Dieses Asyl ist neuerdings von der Stadt in die ländliche Nachbarschaft Stuttgart's nach Rommelshausen verlegt, weil die Verpflegung kleiner Kinder auf dem Lande leichter und billiger ist. Der Verein füllt in der Reihe von Wohlthätigkeitsbestrebungen, an denen Württemberg so reich ist, in erfreulicher Weise eine Lücke aus, die in der Pflege der Kinderwelt noch geblieben war.

Danksagung.

Im vergangenen Jahre hat das Johanniter-Krankenhaus zu Sonnenburg Geschenke an Leinen, Charpie ꝛc. von folgenden Herren und Damen erhalten:

Oberst v. Keltsch zu Wiesbaden, Baronin v. Meerheimb auf Wakrent, Herrn v. Waldaw auf Königswalde, Frau v. d. Marwitz auf Friedersdorf, Kantor Müller zu Tamsel, Frau v. Campen auf Kirchberg, Fräulein Hesekiel zu Potsdam, Frau v. Raumer geb. v. Studnitz, 3 mal Sendungen vom Grafen v. Gaertz in Schlitz, Frau Generalin v. Fabeck zu Frankfurt a./O., Frau v. Studnitz geb. v. Jordan auf Schönwald in Oberschlesien, Frau v. d. Osten auf Jannewitz in Pommern, Gräfin Finck v. Finckenstein geb. Gräfin v. d. Schulenburg zu Reitwein, Frau Gutsbesitzerin Mann zu Niedersesar, Frau Gräfin Wrschowetz auf Lagaw, Frau v. Rosenstiel zu Gargast, Frau v. dem Borne auf Berneuchen, Frau v. Enckefort auf Neuhaus, Grafen v. Schönburg auf Gusow, Frau v. Risselmann auf Gärbitsch, Frau v. Zitzewitz zu Stolp 2 mal, Herrn v. Krieger zu Bautzen, Frau Hauptmann Maerker zu Frankfurt a./O., von den Comtessen zu Lynar in Groß Beuchaw, Frau v. d. Hagen zu Rathenow.

Denselben, sowie einigen Unbekannten und denen, welche das Haus gütigst mit Naturalien versehen haben, sprechen wir hierdurch für die freundlichen Gaben den herzlichsten Dank aus.

Carolinenthal und Jansfelde, im Februar 1879.

Das Curatorium des Johanniter-Krankenhauses zu Sonnenburg:

van Selchow, Staatsminister a. D. — von Pfuel, Ritterschaftsrath

Herzliche Bitte!

Ein früherer Officier aus alter adeliger Familie, ohne jedes Vermögen, verheirathet und Vater zweier Kinder, liegt an einem unheilbaren körperlichen und geistigen Leiden schwer darnieder.

Alle Versuche, ihm neben seiner höchst geringen Pension, zur Erziehung der Kinder eine dauernde Beihilfe zu erwirken, oder ihn selbst in einer Siechenanstalt unterzubringen, waren vergeblich. Die eigenen Hilfsquellen, eben so wie die der Angehörigen der Familie sind durch das lange Leiden des Betreffenden erschöpft, die Gesundheit der Frau durch die andauernde schwere Pflege und die auf ihr lastenden Sorgen zerstört. —

Um nun wenigstens zu ermöglichen, daß die älteste Tochter einer Anstalt überwiesen wird, in welcher dieselbe die nöthigen Kenntnisse erwerben könnte, um sich künftig ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen und das so schwere Loos der Familie ein wenig zu erleichtern, gestatten sich die Unterzeichneten, an mildthätige Herzen die eben so dringende wie herzliche Bitte zu richten, Gaben dieserhalb dem mitunterzeichneten Geh. Hofrath Herrlich zu Berlin, W., Potsdamer-Straße 134c, zugehen zu lassen.

Berlin, den 1. März 1879.

Ernst Graf zur Lippe. — v. Prittwitz u. Gaffron, Oberstlieutenant und persönlicher Adjutant Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Carl von Preußen.

von Saldern, Königl. Polizei-Director zu Charlottenburg — Herrlich, Geheimer Hofrath.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 12. März 1879. **Nr. 11.**

1. Georg Friedrich Wilhelm Alfred Graf Eckbrecht von Dürckheim-Montmartin, Königlich Bayerischer Kämmerer, vormals Oberst-Hofmeister weiland Ihrer Majestät der Königin Therese von Bayern, Ehrenritter seit 1825, † in Schloß Hogenberg bei Linz in Oberösterreich 22. Januar 1879.
2. Otto Carl Freiherr von Manteuffel, Wirklicher Geheimer Rath, Ehrenritter seit 1855, † zu Berlin 28. Februar 1879.
3. Leopold von Winterfeld, Rittergutsbesitzer, auf Neuenfeld bei Rechlin in der Uckermark, Ehrenritter seit 1875, † zu Neuenfeld 28. Februar 1879.

Das Hospiz des Johanniter-Ordens zu Jerusalem.

Das Jahr 1878 bot leider der Thätigkeit des Hospizes noch geringeren Anlaß als das Vorjahr 1877. Der zu Beginn des ersteren noch nicht beendigte russisch-türkische Krieg, und später die nach dem Frieden von St. Stefano fast noch vergrößerte Unsicherheit der allgemeinen politischen Lage, gaben weder Pilgern noch Touristen den Muth, Palästina zu besuchen; und auch nach dem Abschluß des Berliner Vertrages schien sich das nöthige Vertrauen nicht gleich wieder einstellen zu wollen. So kam es, daß sich die Zahl der in der Anstalt zu verpflegenden Gäste von 67 im Vorjahre auf 32 im letzten Jahre herabgemindert hat, von welchen nur 12 der ersten, die übrigen 20 der zweiten Classe angehörten.

Von den Gästen erster Classe bestand die Mehrzahl aus deutschen und amerikanischen Geistlichen und Missionaren, diejenige der zweiten waren wie immer, deutsche Handwerker.

Außerdem wurden an stehenden Gästen, den darüber getroffenen Bestimmungen gemäß, 3 in Jerusalem beamtete Herrn verpflegt, sowie ausnahms- und zeitweise für den Selbstkostenpreis noch 2 Personen.

Die Ausgaben für das Hospiz beliefen sich auf 42 097 Piaster 10 Para, von denen 23 852 Piaster 25 Para durch die gezahlten Verpflegungsgelder und 120 Piaster Miethsertrag eines kleinen Magazins gedeckt, während 18 124 Piaster 25 Para aus den Mitteln des Johanniter-Ordens zugeschossen worden sind.

Ein deutscher Graf *)

Einer der wenigen noch überlebenden Veteranen aus der Zeit neuerwachter Glaubens- und Liebesthaten ist wieder heimgegangen: Graf Adelbert v. d. Recke. Hochbetagt (im 88. Lebensjahre) starb er am 10. Nov. 1878 auf seinem Gute Craschnitz in Schlesien. Osten und Westen unseres Vaterlandes theilen sich in den Ruhm, ihn den Ihrigen nennen zu können; doch war die Begründung der Rettungsanstalten Overdyck und Düsselthal die bedeutendste und eigentlich bahnbrechende That seines Lebens.

Schon vor ihm hatte die gräfliche Familie von der Recke ihren Wohnsitz, das Rittergut Overdyck bei Bochum, zum leuchtenden Lebensherde christlicher Menschenliebe gemacht. Anfangs dieses Jahrhunderts hatte Graf Philipp auf seinem Gute eine Normalschule errichtet, an welcher der berühmte Pädagog Wilberg wirkte. Die Franzosen bereiteten der Anstalt ein jähes Ende. Aber die Franzosenzeit und die Kriegsjahre waren es auch, welche das Wiederaufleben derselben in anderer Weise veranlaßten. Nach den Kriegsnöthen durchzogen Schaaren von Vagabonden, Waisen und verlassenen Kindern bettelnd das Land. In Overdyck mochte Graf Adelbert v. d. Recke die Herumziehenden nicht länger abweisen, sondern versuchte ihnen eine Herberge zu eröffnen. Die ehemalige Normalschule sollte dazu dienen. Am 19. Nov. 1819 zog der Graf in aller Stille mit den ersten drei verlassenen Kindern in die neue Anstalt ein,

*) Aus dem Januar- und Februar-Heft 1879 Der „Armen- und Kranken-Freund". Verlag der Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth am Rhein.

der damals kaum eine zweite in Deutschland zur Seite zu stellen war. Der Graf fühlte das Bedürfniß, mit den im Vaterlande zerstreuten christlichen Kreisen in engen Zusammenhang zu treten. Es waren ja die Jahre der Befreiungskriege die unvergleichlich herrliche Zeit wiedererwachender Ideale auf den Gebieten geistigen und geistlichen Lebens. Die großen Humanitätsgedanken des vorigen Jahrhunderts hatten an Gleichgültigkeit gegen das Vaterland und gegen das lebendige Christenthum gekrankt. Als unserem Volke dann in Knechtschaft und Kampf und Sieg die Vaterlandsliebe und der Glaube an den lebendigen Gott wiedererglüht waren, da sollten jene Humanitätsideale früherer Tage erst zu ihrer rechten Verwirklichung kommen: nicht das 18., sondern das 19. Jahrhundert ist das Jahrhundert der aufopfernden Fürsorge für Arme, Elende, Verlassene. Es wird uns schwer, uns in jene Tage der Anfänge wieder zurückzuversetzen, da wir heute eine so große Zahl wohlorganisirter und geleiteter Anstalten und Vereine besitzen. Als es noch nicht die 400 Rettungshäuser gab, sondern die Anstalt des Grafen v. d. Recke in Overdyck mit ihren 44 Kindern fast die einzige im evangelischen Deutschland war, glaubte der Stifter die Sache einem weiteren Freundeskreise mit auf die Schultern legen zu müssen. Mit seiner Anstalt zugleich stiftete er darum eine „Gesellschaft der Menschenfreunde in Deutschland". Und daß jene Zeit des Anfangs keine karge, liebesarme Zeit war, ersehen wir daraus, daß schon 1820 der Verein über eine Jahreseinnahme von 2646 Thlr. berichten konnte. 1822 hatte sich die Zahl der Kinder schon auf 130 vermehrt; täglich erschien die Noth der Verlassenen in größerem Umfange. Der Graf, der sein Leben an die Rettung unglücklicher Kinder gesetzt, durfte nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Er that eine That des Glaubens, indem er das frühere Trappistenkloster Düsselthal für die Anstalt um den Preis von 50 000 Thlr. kaufte, ohne daß mehr als 3000 Thlr. zur Abtragung dieser Summe im Anfang bereit gewesen wären. Am 19. Juni 1822 siedelte er mit 44 Kindern nach Düsselthal über, während Overdyck unter der Fürsorge der übrigen Glieder der gräflichen Familie als Knabenanstalt fortbestand.

Es muß einer ausgeführteren Biographie überlassen bleiben, ins Einzelne die aufopfernde Arbeit des trefflichen Mannes, dem seit 1827 in seiner Gemahlin, geb. Gräfin von Pfeil, eine an Glauben und Liebe ebenbürtige Mitarbeiterin zur Seite stand, darzustellen. Wie Wenige besaß der Graf nach den verschiedensten Seiten hin die Eigenschaften, die ihn zum erfolgreichen Ausbau der Anstalten nach innen und außen befähigten. Zunächst: er führte mit seiner Familie ein Leben der Einfachheit und Entsagung, das in ihm schwerlich den vornehmen Grafen hätte vermuthen lassen. Die treffliche Biographie seiner ihm 1867 im Tode vorangegangenen Gattin gibt aus dem Leben der Familie die deutlichsten Beweise dafür. So leuchtete er den Hausgenossen darin vor und konnte durch sein Beispiel wirksam zu Einfachheit und Genügsamkeit erziehen. Insbesondere gehörte den Kindern sein Herz; und nicht genug, daß er in der Anstalt mit ihnen verkehrte; durch die seit 1830 von ihm herausgegebene „christliche Kinderzeitung" trat er mit einem noch größeren Kinderkreise in Verbindung. — Aber er konnte nicht blos „niedrig sein, er konnte auch hoch sein." Er hat den Grafen nicht verleugnet, wo irgend es im Interesse der Anstalt war; und das war für die Anstalt von unberechenbarem Vortheil. Welche Vorurtheile standen dieser noch unerprobten Neuerung der Rettungsanstalten entgegen! Da konnte der Graf seine hohen Verbindungen benutzen, die Gegner zu Freunden zu machen. Bald finden wir ihn in Berlin, wie er dem Könige gegenüber für seine Sache eintritt; bald in Ems, wo er der Kaiserin von Rußland über die Anstalt Bericht erstattet, in Folge dessen sie wiederholt sehr dankenswerthe Hilfe leistet; den König von Holland interessirt er für das Werk, und eine Reihe der angesehensten Männer im In- und Auslande, namentlich in England. Es war, wie ähnlich bei Zinzendorf, nicht gleichgültig, daß ein Mann von solcher socialen Stellung für die vielgeschmähte Sache des Glaubens und der Theilnahme für die Unglücklichen eintrat. — Ueber seinen Verkehr mit Geringen und Vornehmen darf hier aber als Drittes sein kindliches Vertrauensverhältniß zu seinem himmlischen Vater nicht verschwiegen werden. Er war ein Mann so wirksamen Gebets, daß wir nur unseren Aug. Herm. Franke mit ihm zu vergleichen wissen. Wie dieser hat er unzählige Male, was er bedurfte, oft kleine, oft große Summen, meist in der letzten Stunde, auf sein Gebet erhalten.

Auch für die Diakonissensache — das darf in diesen Blättern am wenigsten übergangen werden — hat der Graf vorbereitend gewirkt. Friederike Münster, welche später die erste Vorsteherin der ersten Diakonissen-Anstalt wurde, hat in Düsselthal unter der Leitung des Grafen v. d. Recke als Erzieherin der verlassenen Kinder ihre ersten Erfahrungen in der Liebesthätigkeit gesammelt. Hier lernte sie der sel. Fliedner kennen und führte sie 1828 als Gattin heim.

Im Jahre 1835, noch ehe das Mutterhaus in Kaiserswerth gegründet wurde, trug der Graf sich mit dem Gedanken, in Düsselthal eine Diakonissenanstalt zu gründen, und schrieb sein Büchlein: „Die Diakonissin", welches in weiten Kreisen günstige Aufnahme fand. Der damalige Kronprinz, Friedrich Wilhelm IV., ist wohl zuerst durch diese Schrift mit dem Gedanken an die Wiedererweckung des apostolischen Diakonissenwerkes näher vertraut geworden. Er schrieb damals an den Grafen: „Ihre Gedanken über die Wiederbelebung der Ordnung der Diakonissen in unserer Kirche habe ich mit wahrem Jauchzen aufgenommen. Mir selbst hat diese Wiederbelebung schon manches Jahr her als ein ersehntes Ideal vorgeschwebt, als Etwas von dem Vielen, das unserer Kirchengemeinschaft wahrhaft noth thut und ihr fehlt. Ich bin vorzüglich mit der Ansicht einverstanden, daß das Amt förmlich als ein Kirchenamt anerkannt werde, dazu muß aber die Kirche selbst ihre Anerkennung als solche geben, und die Ordnung der hilfreichen Frauen muß von der

Kirche das Bürgerrecht erhalten. Dazu rathe ich nun Anstalt zu treffen." Wie dieser König hernach ein Gönner und Förderer des Diakonissenwesens geworden ist, wie er die Werke des seligen Fliedner unterstützte, wie er Bethanien in Berlin gründete und ausstattete, ist ja allgemein bekannt.

Wie hoch auch das Alter war, das der Graf erreicht hat, und wie arbeitsreich auch sein Leben war, er gehörte doch zu denjenigen, deren Wirksamkeit durch häufiges Kranksein unterbrochen ist. Da in Düsselthal seine Leiden sich steigerten, mußte er endlich dem Drängen namentlich der Aerzte nachgeben, die ihm, falls er in Düsselthal bliebe, nicht ein Jahr mehr zu leben prophezeiten: mit schwerem Herzen hat er 1847 die Anstalt verlassen. Er that es nicht, ohne auf's Gewissenhafteste dafür gesorgt zu haben, daß den rechten Händen das Werk anvertraut wurde. In Schlesien aber ließ es ihn nicht ruhen; auch dort rief er Anstalten zur Linderung der Noth ins Leben. Als im Jahre 1860 das von den Drusen im Libanon angerichtete Blutbad in vielen tausend deutschen Christenherzen den Wunsch erweckte, eins oder mehrere der syrischen Waisenkinder aufzunehmen, da stand Graf v. d. Recke wieder in erster Reihe; er wollte eine große Anzahl dieser Kinder in seinem neu gegründeten „deutschen Samariter-Ordensstifte" erziehen. Bald wurde es klar, daß der Gedanke, syrische Kinder in großer Zahl nach Deutschland zu verpflanzen, unausführbar sei. Da gedachte der Graf an die elendesten unter den deutschen Kindern und gründete eine Heil- und Pflegeanstalt für Blödsinnige. Bald mehrte sich die Zahl derselben; die Anstalt wuchs schnell und wurde zu einem selbstständigen Diakonissenmutterhaus ausgestaltet. Obgleich der Graf noch in seinem hohen Alter einen gefährlichen Beinbruch erlitt, so ist er doch bis an sein Ende der Leiter und die Seele der Craschnitzer Anstalten geblieben. Von denselben ist ebenso wie von Düsselthal (mit Overdyck und Zoppenbrück) bis zu dieser Stunde viel Segen ausgegangen. In Düsselthal haben bisher über 3000 verwahrloste Kinder Aufnahme gefunden; und das Werk, das einst der junge Graf als etwas Neues, Unerhörtes unternahm, hat seitdem eine allgemeine Ausbreitung gefunden. Des nun Vollendeten aber wird man stets gedenken als eines Vorkämpfers und Bahnbrechers auf dem Gebiete der inneren Mission überhaupt und besonders auf dem der Rettungsarbeit an der verwahrlosten Jugend unsres Volkes.

Das Diakonissenhaus Elisabethenstift zu Darmstadt.

Die Januar-Nummer der „Blätter für christliche Diakonie aus dem Elisabethenstift zu Darmstadt" veröffentlicht den 20. Jahresbericht dieser in reichem Segen wirkenden Anstalt, aus dem wir Folgendes hier mittheilen:

Als vor 20 Jahren am 19. November, dem Sterbetage der heiligen Elisabeth von Thüringen und Hessen, das Haus eröffnet wurde, hätte wohl kaum Jemand zu hoffen gewagt, daß die Zahl der 5 Schwestern, welche damals wie Gäste aus fremdem Lande hierher kamen, nun auf mehr als 100 gewachsen sein würde, zu denen fortwährend neue treten, meist Töchter unsers hessischen Volkes, und daß diese Zahl lange nicht genügt, um das Verlangen nach der Hilfe der Diakonissen zu befriedigen. Aber der Herr, in dessen Namen damals das Haus gegründet wurde, und welcher diesen Dienst in seiner Kirche wieder aufrichten wollte, hat Segen und Gedeihen gegeben, und seine Treue ist alle Morgen da. Sein Gang mit diesem Hause ist auch namentlich darin ein freundlicher gewesen, daß Er die Personen, welche bei seiner Gründung vor allen andern thätig waren, ihm so lange erhalten. Die hohe Protectorin, deren Namen das Haus trägt, steht in unveränderter Treue zu ihm und gewährt ihm heute dieselbe unermüdliche Fürsorge wie bei seiner Stiftung, obwohl ihr nun durch Erfahrung auch die Schwächen alles dessen hinlänglich bekannt sind, was menschlich an unserer Sache ist. Wir danken ihr diese mütterliche Liebe doppelt in einer Zeit, wo der hohen Frau durch die schweren Heimsuchungen in der eigenen Familie so viel andres auferlegt ist. In der unmittelbaren Leitung des Hauses steht noch die Frau, welche der Herr vor 20 Jahren an diese Stelle berufen, die würdige Oberin, welche in diesem Jahre die 25jährige Jubelfeier ihres Eintritts in das Diakonissenamt feiern durfte. Die allseitige Liebe und Verehrung für sie fand namentlich auch in der Stiftung Ausdruck, welche von zahlreichen Freunden unter dem Namen „Johannastiftung" zu Gunsten invalider Schwestern gemacht und ihr zu diesem Zwecke zur Verfügung gestellt wurde.

Die Genossenschaft der Schwestern hatte in dem verflossenen Jahre mehrere Verluste. 2 Schwestern wurden ihr durch den Tod entrissen. Entlassen wurden eine Diakonissin und eine Novize; 2 Novizen traten aus dem Verbande des Hauses wieder aus. Als Probeschwestern traten bis zum 19. November v. J. 12 Jungfrauen ein, von denen bis jetzt 11 geblieben sind, und denen im Laufe der folgenden 2 Monate weitere 5 folgten. Im Ganzen zählt unser Haus gegenwärtig 69 Diakonissen, 22 Novizen und 15 Probeschwestern oder Aspirantinnen, zusammen 106 Schwestern.

Im Mutterhause wurden im Laufe des Jahres, d. h. vom 1. November 1877 bis zum 1. November 1878, 122 Kranke mit 9085 Pflegetagen, also durchschnittlich täglich 24—25 Kranke, darunter viele Kinder, verpflegt, wobei 455 Nachtwachen vorkamen. Hiervon konnten 24 Kranke an 1711 Pflegetagen ganz umsonst, 1 Kranker mit 18 Tagen zu einem Viertel, 6 Kranke mit 421 Tagen zur Hälfte des Preises, 9 Kranke mit 644 Tagen zu geringeren Preisermäßigungen verpflegt werden.

Die ambulatorische Behandlung von Kranken aus der Stadt, namentlich vieler Augenkranken, fand in der Baracke des Elisabethenstifts täglich außer Sonntags statt.

Privatpflegen wurden vom Mutterhause aus in 63 Familien der hiesigen Stadt übernommen und kamen dabei 354 Nachtwachen und 399 ganze Tagpflegen vor.

Nach außen wurden Schwestern nach Langen, Michelstadt, Warms, Nauheim, Wiesbaden, Messel, Groß-Zimmern, Oberklingen, Herborn, Homburg, Pfeddersheim, Nierstein, Groß-Umstadt, Groß-Rohrheim (wiederholt) und Zwingenberg in Privatpflegen versandt.

Auch für die Aermsten unserer Stadt, welche in dem städtischen Armenhause (dem früheren Arbeitshause) an dem Pallaswiesenwege untergebracht sind, war es uns möglich in diesem Jahre dadurch etwas thun zu können, daß eine Schwester täglich das Haus besuchte, um den vielfach verwahrlosten und verkommenen Insassen eine bessere Ordnung zu bringen. Von Seiten der städtischen Behörde, welche die Arbeit der Schwester kräftig unterstützte, wurde die hierdurch in dem Hause herbeigeführte Umwandlung auf das wärmste anerkannt, und die Bestellung einer Schwester zur dauernden Pflege dieses Armenhauses beantragt.

Neue auswärtige Arbeitsstationen wurden in diesem Jahre nicht übernommen, aielmehr aon Meerholz, wo seit 10 Jahren eine Schwester — Anfangs mehr in der Gemeinde, später mehr in dem kleinen Hospital — arbeitete, diese zurückgerufen. Dagegen erforderten ältere Stationen auch in diesem Jahre eine Vermehrung der Schwesternzahl, weil die bisherigen Kräfte nicht mehr ausreichten. So erhielt die Statian in London die 9., die im hiesigen Hospitale die 11. und 12. Schwester; im hiesigen Landkrankenhause, im Rettungshause zu Arnsburg und in der Kleinkinderschule zu Homburg mußte den bisherigen 2 Schwestern je eine dritte zur Hilfe gegeben werden, so daß nun 6 Schwestern mehr als im aorigen Jahre auswärts aerwendet sind.

Im Wesentlichen blieb hiernach unsere Arbeit auf den auswärtigen Statianen die gleiche wie im vorigen Jahre, nur daß sie sich an manchen Orten aergrößerte.

Die **auswärtigen Stationen** des Elisabethenstifts sind nach der Reihe, wie sie übernommen wurden folgende:

1. **Das städtische Hospital in Darmstadt** hat ständig 12 Schwestern, aushilfsweise gegenwärtig sogar 13.
2. **Das gräflich Görtzsche Hospital** in **Schlitz**, mit 4 Schwestern.
3. **Das deutsche Hospital in London**, mit 9 Schwestern.
4. **Das Kurhospital in Nauheim** ward im Sommer aon 2 Schwestern versehen.
5. **Das Mathildenhospital in Büdingen**, mit 2 Schwestern.
6. In **Gedern** wird das Siechenhaus mit 3—4 Pfleglingen und Gemeindepflege nach Kräften durch 1 Schwester besorgt.
7. **Lich**; 2 Schwestern in dem fürstlich Solms'schen Haspitale.
8. **Warms**, städtisches Hospital, 5 Schwestern.
9. **Homburg**, städtisches Krankenhaus und Gemeindepflege, 3 Schwestern.
10. **Erbach**, im Odenwald, Krankenhaus und Kleinkinderschule, 2 Schwestern.
11. **Hamburg**, Kleinkinderschule, 3 Schwestern.
12. **Niederweisel**, Johanniter-Krankenhaus, 3 Schwestern.
13. **Worms**, Gemeindepflege, 4 Schwestern.
14. **Lauterbach**, Krankenhaus und Gemeindepflege, 2 Schwestern.
15. **Schönberg**, Kleinkinderschule mit 50 Kindern, 1 Schwester.
16. **Michelstadt**, Kleinkinderschule, 1 Schwester.
17. **Gießen**, academische Klinik, 6 Schwestern.
18. **Friedberg**, Krankenhaus, 2 Schwestern.
19. **Das Versorgungshaus zu Worms** wird noch aon 2 Schwestern versehen.
20. **Das Landkrankenhaus zu Darmstadt**, Frauen- und Kinderabtheilung, 3 Schwestern.
21. **Das Rettungshaus zu Kloster Arnsburg**, mit 3 Schwestern.
22. **Die Gemeindepflege zu Gießen** wird von 1 Schwester versehen.

Es wurden von den Schwestern in Krankenhäusern im ganzen 6250 Kranke verpflegt und in etwa 600 Familien bei Tag und Nacht Hilfe geleistet. Täglich waren gegen 500 Kranke, dazu etwa 150 alte, hilfsbedürftige Leute in Pflege; in den Kleinkinderschulen etwa 350 Kinder; in der vollständigen Erziehung durch die Schwestern standen 36 Kinder.

Eine arme evangelische Gemeinde.

Lasset uns aber Gutes thun und nicht müde werden. Galater 6, 9.

Ein Johanniter-Ritter schreibt der Redaction das Nachstehende:

„Im letzten Manöver durchzog ich einen Theil des Vogelsberges. Zwei Kameraden kamen in Waldensberg bei Wächtersbach (Eisenbahn Frankfurt am Main nach Fulda) zum dortigen Pfarrer Beyer in's Quartier und erzählten mir aon den überaus ärmlichen Verhältnissen der dortigen evangelischen Gemeinde. Unter dem 7. v. Mts. erhielt ich vom Pfarrer Beyer den anliegenden Brief und erlaube mir nun die Anfrage, ob derselbe nicht Stoff für einen Artikel in unserem Johanniter-Blatte enthält, und durch denselben angeregt, eine kleine Sammlung gelingen könnte, welche zur Befriedigung der so bescheidenen Wünsche des alten, würdigen Pfarrers genügen würde."

Wenn nun auch die Veranstaltung einer Sammlung für einen außerhalb der Aufgabe des Johanniter-Ordens, der Krankenpflege, liegenden Zweck nicht zulässig ist, zumal solche zu nie endenden Berufungen führen würde, so wollen wir den in Rede stehenden Brief im Auszuge hier nachfolgend doch gern abdrucken, uns dabei der Hoffnung hingebend, daß vielleicht der eine oder der andere mit irdischem Gute gesegnete Leser dieses Blattes aufmerksam gemacht und veranlaßt werden möchte, Handreichung zur Erfüllung des darin ausgesprochenen Wunsches zu thun.

„Ihren werthen Brief vam 3. d. M., nebst den einliegenden 20 Mark, habe ich erhalten. Obwohl Sie keinen Dank begehren, so kann ich es doch nicht unterlassen, Ihnen für die Uebersendung dieser Wohlthat herzlich zu danken. Von dieser Güte unseres hochgelobten Gottes und Heilandes war ich so überrascht, doß ich nicht gleich Worte finden konnte, meinen Empfindungen Ausdruck zu geben. — Die Sendung dieser Wohlthat wor unverkennbar die Antwort des Herrn auf meine bereits längere Zeit gehegten Sargen und gethonen stillen Seufzer zum Herrn, wegen so dringender Reporatur unseres Kirchleins in seinem Dach und Thurm und Beschoffung weiterer neuer Kirchenfenster. Wenn ich die kleinen, mehrfach gelötheten, geringen zinnernen Abendmohlskelche und den olten örmlichen Altartisch mit dem unzureichenden Altortuch ansehe, kann ich mich der Wehmuth nicht erwehren über solchen ärmlichen Zustond, der ous monnigfochen Gründen seit mehr denn 50 Johren über die Gemeinde gekommen ist. In ihrer Entstehung und Constituirung wor sie eine reine, 1697 aus den Piemontesischen Thölern um ihres evangelischen Gloubens willen vertriebene, 35 Familien starke Woldensische Gemeinde, die auf ihrer Flucht durch die Schweiz bis noch Deutschloud 2 Johre zubrachte. Endlich fanden sie hier durch Vermittelung des holländischen Gesandten Valkenier beim hiesigen Grafen Aufnohme, der ihnen den Plotz, wo jetzt dos Dorf steht, eine wilde, unwirthbare Wüste, zu ihrer Niederlassung onwies. Dart siedelten sie sich im Navember 1699 an und wohnten zunöchst in Borocken.

Diese Gemeinde kom ohne Prediger. Sie bildete einen aus verschiedenen versalgten Gemeinden zersprengten Houfen. Doch woren sie ernste, lautere, fromme Leute, die für ihre höchsten Güter Sarge trugen. Spätere schlechte Verwoltung (die Gemeinde hatte Selbstverwoltung, eigenes Consistarium und eigene Justiz), der üble Einfluß der umliegenden Gemeinden, die Thätigkeit zum größten Theil unglöubiger Geistlicher brachte die Gemeinde geistig und leiblich zurück.

Die Glieder derselben waren keine Ackerbauer, sondern Strumpfweber, Leinweber, Wollkämmer und Honf- und Flachshechler. Sie hotten zu Anfang guten Verdienst und orbeiteten viel nach den Niederlanden. Die Moschinenindustrie hot sie gänzlich ihres einstigen guten Erwerbes beroubt.

Die zunehmende Vermischung durch Verheirathung mit Deutschen machte sie endlich auch ihrer französischen Sprache verlustig. 1815—1816 war durch den Fürsten von Wächtersbach mit einem Male die französische Sprache in Kirche und Schule obgethan.

In den aben ongegebenen letzten 50 Johren hot die Gemeinde nie mehr dos lautere Evangelium gehört. Sie war geistig wie leiblich völlig herabgesunken.

Anfang October 1874 wurde ich hier als Pforrer eingeführt. Das unverfölschte Wart des Evangeliums beweist sich auch hier als eine Kraft Gattes. Viele roffen sich auf, Andere verhärten sich, und die Bessern sammt mir müssen ihren Spatt und Haß erfahren. Leider ist meine Gesundheit keine feste mehr, und in meinem Alter habe ich wenig auf nochmalige, völlige Genesung zu haffen, konn deshalb auch nicht mehr so thötig sein, wie ich gern möchte, dazu nimmt mich dos 2 Stunden entfernte Filiol Breitenborn sehr in Anspruch. Der Herr wird weiter helfen!

Doß er es thut, dofür habe ich ja auf's Neue den Beweis in der Zuwendung Ihrer Liebe und Theilnohme. Zugleich wird ober hiermit auch wieder die Mahnung an mich gerichtet: „Nun sorge nicht kleingläubig und sei nicht verzogt!" Und ich wor so unruhig und so bekümmert. Vielleicht finden sich ouch einige Frauen und Jungfrauen, die unserem Kirchlein zu einer Altardecke, die sie selbst fertigen, verhelfen aber ouch zu einem Poar guten zinnernen Abendmohlskelchen und Brodteller. —

Wir Missionare (von 1847—1860 wor ich als solcher auf Borneo) sind eigene Leute, wir nehmen so gern recht viel, wo möglich Alles, von oder durch die Hond christlicher Liebe und zwar dorum, weil Liebe allein Leben wirkt und giebt.

Als ich von Ihrem lieben Brief und der Einlage Abends in der Bibelstunde Mittheilung mochte, da hätten Sie die fröhlichen Gesichter sehen und manchen Ausdruck inneren Ergriffenseins hören sollen! Nur die Liebe Christi in ihrem Dronge und in ihrer Aeußerung wirkt und schafft dos wahrhaft Neue in einer armen Sünder-Seele. —"

Dos Centrol-Camité des unter dem Pratectorote Ihrer Mojestöt der Kaiserin van Rußland stehenden Vereins des Rathen Kreuzes zu St. Petersburg hat unter dem $\frac{\text{31. October}}{\text{12. November}}$ v. J. einen generellen Nachweis der von demselben während des letzten Krieges Rußlands gegen die Türkei vereinnahmten und verausgabten Summen veröffentlicht.

Aus dem uns varliegenden Exemplare dieser Uebersicht theilen wir die nochstehenden Daten hier mit:

Die dem Centrol-Comité in der Zeit vom December 1876 bis 31. Octaber 1878 direct zugeflassenen Einnahmen betragen . . . . 9,477,266 R. 14 C.

Davan wurden verausgobt:

1. Ueberweisungen an die Generol-Delegirten bei der octiven Armee in den Bezirken Jassy-Kischineff, Rumänien und Bulgarien . 4,507,324 R. 19 C.
2. Durch die Centroldepats in St. Petersburg, Maskau, Charkoff, Kiew und

Prest = Litowsk . . 963,236 R. 12 C.
3. Für den Ankauf von Lazareth- etc. Gegenständen durch das Central-Comité 251,333 „ 44 „
4. Für das ärztliche und Sanitäts-Personal . 278,472 „ 22 „
5. für das Sanitäts-Reserve-Personal 55,955 „ 16 „
6. Unterstützungen im Kaukasus . . 991,500 „ — „
7. Ueberwiesene Summen an die Comité's in Südrußland für ihre Aufwendungen in den Häfen des Schwarzen Meeres . . 339,986 „ 16 „
8. Verpflegung der Kranken . 898,929 „ 80 „
9. Einrichtung und Unterhaltung von Hospitälern 208,333 „ 74 „
10. Sanitätszüge . . 457,120 „ 74 „
11. Fremde Sanitätszüge . 153,315 „ 55 „
12. Unterstützung von Reconvalescenten . . 28,510 „ 96 „
13. Kurbeihilfen in Badeorten . 29,369 „ 57 „
14. Extraordinaire Ausgaben . . 199,695 „ 49 „

Summa der Ausgabe . . 9,363,083 „ 14.

so daß am 1/13. November v. J. ein Bestand von 114,183 R. — C. verblieben ist.

Literatur.

Bereits früher haben wir uns gestattet, die Leser dieses Blattes auf das im Verlage von Wolf Lothar Oemler, Verlagsbuchhandlung in Hamburg, erscheinende illustrirte Volks- und Familienblatt: „Quellwasser für's deutsche Haus", redigirt von F. Strehle, welches wöchentlich $1\frac{1}{2}$ Bogen (12 Seiten) in Quartformat zum Preise von vierteljährlich 1 ℳ. 50 ₰ erscheint und durch sämmtliche Buchhandlungen und Postanstalten zu beziehen ist, aufmerksam zu machen.

Es liegen uns die Nummern 1 bis 22 des 3. Jahrganges dieses Blattes vor, welche Zeugniß davon geben, daß sowohl Redaction wie Verlag unausgesetzt bestrebt sind, dasselbe in Form und Inhalt immer größerer Vollkommenheit entgegen zu führen.

Wir wünschen dem Blatte, das auf dem Boden positiv christlicher Weltanschauung entsprossen ist, die weiteste Verbreitung, damit es je länger, je mehr beitragen kann zur Pflege christlichen Lebens, und sein reines Wasser das trübe, unreine der leider so sehr verbreiteten und deshalb so verderblich wirkenden destructiven Presse mit fortspülen hilft. —

Herzliche Bitte!

Ein früherer Officier aus alter adeliger Familie, ohne jedes Vermögen, verheirathet und Vater zweier Kinder, liegt an einem unheilbaren körperlichen und geistigen Leiden schwer darnieder.

Alle Versuche, ihm neben seiner höchst geringen Pension, zur Erziehung der Kinder eine dauernde Beihilfe zu erwirken, aber ihn selbst in einer Siechenanstalt unterzubringen, waren vergeblich. Die eigenen Hilfsquellen, eben so wie die der Angehörigen der Familie sind durch das lange Leiden des Betreffenden erschöpft, die Gesundheit der Frau durch die andauernde schwere Pflege und die auf ihr lastenden Sorgen zerstört. —

Um nun wenigstens zu ermöglichen, daß die älteste Tochter einer Anstalt überwiesen wird, in welcher dieselbe die nöthigen Kenntnisse erwerben könnte, um sich künftig ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen und das so schwere Loos der Familie ein wenig zu erleichtern, gestatten sich die Unterzeichneten, an mildthätige Herzen die eben so dringende wie herzliche Bitte zu richten, Gaben dieserhalb dem mitunterzeichneten Geh. Hofrath Herrlich zu Berlin, W., Potsdamer-Straße 134c, zugehen zu lassen.

Berlin, den 1. März 1879.

Ernst Graf zur Lippe. v. Prittwitz u. Gaffron, Oberstlieutenant und persönlicher Adjutant Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Carl von Preußen.

von Saldern, Königl. Polizei-Director zu Charlottenburg. Herrlich, Geheimer Hofrath.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.



Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 19. März 1879. Nr. 12.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. März 1879 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. März 1879 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Februar 1879.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Februar 1879 .	44			
	Zugang pro Februar .	25			
		69			
	Abgang . .	15			
	Bleibl Bestand	54	54	1 362	60
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Februar 1879 .	73			
	Zugang pra Februar .	17			
		90			
	Abgang . .	16			
	Bleibt Bestand	74	74	2 003	90
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Februar 1879 .	16			
	Zugang pra Februar .	7			
		23			
	Abgang . .	9			
	Bleibt Bestand	14	14	481	58
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Februar 1879 .	37			
	Zugang pro Februar .	18			
		55			
	Abgang . .	12			
	Bleibt Bestand	43	43	1 073	54
5.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. Februar 1879 .	14			
	Zugang pra Februar .	9			
		23			
	Abgang . .	9			
	Bleibt Bestand	14	14	342	50
6.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. Februar 1879 .	27			
	Zugang pro Februar .	16			
		43			
	Abgang . .	20			
	Bleibt Bestand	23	23	641	36
7.	**Vandsburg:**				
	Bestand am 1. Februar 1879 .	8			
	Zugang pra Februar .	8			
		16			
	Abgang . .	2			
	Bleibt Bestand	14	14	340	27
	zu übertragen		236	6 222	375
	Uebertrag		236	6 222	375
8.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Februar 1879 .	23			
	Zugang pro Februar .	16			
		39			
	Abgang . .	13			
	Bleibt Bestand	26	26	751	32
9.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Februar 1879 .	22			
	Zugang pro Februar .	24			
		46			
	Abgang . .	25			
	Bleibl Bestand	21	21	660	60
10.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Februar 1879 .	19			
	Zugang pra Februar .	18			
		37			
	Abgang . .	9			
	Bleibl Bestand	28	28	633	35
11.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. Februar 1879 .	28			
	Zugang pra Februar .	42			
		70			
	Abgang . .	30			
	Bleibl Bestand	40	40	1 041	65
12.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Februar 1879 .	54			
	Zugang pro Februar .	16			
		70			
	Abgang . .	24			
	Bleibl Bestand	46	48	1 343	80
13.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Februar 1879 .	47			
	Zugang pra Februar .	13			
		60			
	Abgang . .	18			
	Bleibt Bestand	42	42	1 323	60
14.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Februar 1879 .	20			
	Zugang pro Februar .	10			
		30			
	Abgang . .	12			
	Bleibt Bestand	18	18	548	42
	zu übertragen		457	12 521	749

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa: der am 1. März 1879 vorhandenen Kranken und Siechen	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Februar 1879	Summa: Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten
	Uebertrag		457	12 521	749
15.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Februar 1879	26			
	Zugang pro Februar	16			
		42			
	Abgang	19			
	Bleibt Bestand	23	23	717	60
16.	**Neusalz a. d. O:**				
	Bestand am 1. Februar 1879	17			
	Zugang pro Februar	16			
		33			
	Abgang	11			
	Bleibt Bestand	22	22	514	41
17.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. Februar 1879	31			
	Zugang pro Februar	20			
		51			
	Abgang	23			
	Bleibt Bestand	28	28	838	42
18.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. Februar 1879	18			
	Zugang pro Februar	13			
		31			
	Abgang	12			
	Bleibt Bestand	19	19	485	36
19.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Februar 1879	5			
	Zugang pro Februar	3			
		8			
	Abgang	2			
	Bleibt Bestand	6	6	121	12
20.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Februar 1879	4			
	Zugang pro Februar	4			
		8			
	Abgang	2			
	Bleibt Bestand	6	6	97	10
21.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Februar 1879	5			
	Zugang pro Februar	1			
		6			
	Abgang	2			
	Bleibt Bestand	4	4	108	26
22.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. Februar 1879	4			
	Zugang pro Februar	2			
		6			
	Abgang	2			
	Bleibt Bestand	4	4	94	10
23.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. Februar 1879	4			
	Zugang pro Februar	1			
		5			
	Abgang	2			
	Bleibt Bestand	3	3	80	12
24.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Februar 1879	18			
	Zugang pro Februar	—			
		18			
	Abgang	—			
	Bleibt Bestand	18	18	504	18
25.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. Februar 1879	21			
	Zugang pro Februar	12			
		33			
	Abgang	10			
	Bleibt Bestand	23	23	649	30
	zu übertragen		613	16 728	1 046
	Uebertrag		613	16 728	1 046
26.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Februar 1879	18			
	Zugang pro Februar	5			
		23			
	Abgang	8			
	Bleibt Bestand	15	15	455	38
27.	**Oeynhausen:**				
	Bestand am 1. Februar 1879	3			
	Zugang pro Februar	—			
		3			
	Abgang	1			
	Bleibt Bestand	2	2	61	30
28.	**Plochingen** (in Württemberg):				
	Bestand am 1. Februar 1879	—			
	Zugang pro Februar	7			
		7			
	Abgang	4			
	Bleibt Bestand	3	3	40	38
29.	**Ludwigslust** (in Mecklenburg):				
	Bestand am 1. Februar 1879	37			
	Zugang pro Februar	33			
		70			
	Abgang	35			
	Bleibt Bestand	35	35	995	36
30.	**Dresden:**				
	Bestand am 1. Februar 1879	9			
	Zugang pro Februar	7			
		16			
	Abgang	6			
	Bleibt Bestand	10	10	254	16
31.	**Niederweisel** (in Hessen):				
	Bestand am 1. Februar 1879	22			
	Zugang pro Februar	2			
		24			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	21	21	597	20
	Zusammen		699	19 130	1 224

Der gesammte Abgang an Kranken pro Februar 1879 beträgt 356, davon sind:

gestorben 27
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 13
geheilt 316
wie vor 356.

32. **Das Krankenhaus zu Beyrut in Syrien** mit 55 Betten.
Bestand am **1. Januar 1879** . . . . 51 Kranke.
Zugang pro **Januar** . . . . 42 "
93 Kranke.

Davon sind:

gestorben 2
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 6
geheilt 40
48 "

Bleibt Bestand am **1. Februar 1879:** 45 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 4 Europäer, 2 Muhamedaner, 2 Drusen und 34 orientalische Christen.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro Januar 1879 beträgt 1496.

Poliklinisch wurden 816 Personen behandelt.

1. Carl Freiherr von Senden, Regierungs-Präsident a. D. und Mitglied des Herrenhauses, auf Natzlaff bei Cösternitz, Rechtsritter seit 1859, † zu Potsdam 8. März 1879.
2. Wilhelm von Jena, Major a. D., Mitglied des Herrenhauses, auf Cöthen bei Falkenberg in der Mark, Rechtsritter seit 1855, † zu Berlin 10. März 1879.
3. Bernhard Otto von Beneckendorff und von Hindenburg, Geheimer Regierungsrath und Landrath a. D., zu Neudeck bei Freistadt in Westpreußen, Rechtsritter seit 1867, † zu Neudeck 11. März 1879.
4. Leonhard Victor von La Vière, Kammerherr, Ehrenritter seit 1841, † zu Magdeburg 3. März 1879.
5. Alexander Fürst Bariatinsky, Kaiserlich Russischer General-Feldmarschall und General-Adjutant, Chef des 2. Hessischen Husaren-Regiments Nr. 14, Ehrenritter seit 1840, † zu Genf 9. März 1879.
6. Victor Franz Carl Graf von Alten, Wirklicher Geheimer Rath, auf Wilkenburg, bei Hannover, Ehrenritter seit 1842, † zu Haus Leipnitz 9. März 1879.

Mecklenburgische Genossenschaft.

Auf dem am 1. März d. J. stattgehabten Rittertage in Schwerin ist der Rechtsritter: Erblandmarschall von Rebing zum Mitgliede des Convents erwählt worden.

Die Pest in Marseille 1720.

Die Pest ist gegenwärtig zu einem stehenden Zeitungsartikel geworden, während man noch vor einem Decennium denjenigen verspottet haben würde, der die europäische Welt auf eine mögliche Gefahr von Seiten dieser Epidemie hätte aufmerksam machen wollen, die einst alle gesellschaftlichen Bande von China bis zum atlantischen Ocean zerstörte, und wie der schwarze Tod im vierzehnten Jahrhundert, fast 25 Millionen Menschen hinwegraffte. Eine solche Gefahr mag nun allerdings für die gegenwärtigen staatlichen Verhältnisse Europas nicht mehr in dem Maße vorhanden sein, liegt doch das Mittelalter die Zeit der Reformation, der dreißigjährige Krieg bereits weit hinter uns, aber wie selbst noch im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts diese Epidemie in beschränkten Grenzen eine furchtbare Verheerung anrichten konnte, davon giebt die 1720 in Marseille ausgebrochene Pest einen deutlichen Beweis. Es erschien damals ein jetzt sehr selten gewordenes Buch: Journal abrégé de ce qui s'est passé en la ville de Marseille depuis qu'elle est affligée de la peste, dem das „Journal des Debats" folgende Erinnerungen entnimmt: Es war am 27. Mai 1720, daß ein von Capitain Chateaud befehligtes, aus einem Hafen Palästinas und zuletzt von Cypern kommendes Schiff, die Pest in Marseille einschleppte. Schon auf der Fahrt waren 6 Mann gestorben und ein Matrose starb wenige Tage nach der Landung des Schiffes; desgleichen waren die Lastträger, welche die Baumwollenballen ans Land gebracht hatten, der Reihe nach gestorben. Trotz der sorgfältigsten Vorkehrungen bricht die Pest in der Stadt aus und verbreitet sich mit erschreckender Gewalt in allen Vierteln. Man begräbt die Todten in frischem Kalk, man reinigt die Wohnungen man zündet an allen Ecken große Feuer an, um die ansteckenden Dünste zu verjagen; Alles umsonst. Am 21. Juli scheint die Seuche nachzulassen; aber die Freude der Stadt sollte nur von kurzer Dauer sein. Am 26. Juli kommt das Uebel in einer Straße der Altstadt, der Rue de l'Escale, wieder zum Vorschein. 15 Einwohner hinweggerafft und die Behörde läßt alle Häuser räumen und die Straße an beiden Enden vermauern. Am 30. Juli beräth sich der Gouverneur mit den Schöffen der Stadt, wie man dem Elend der decimirten Bevölkerung zu Hilfe kommen könnte; man findet in der Gemeindecasse nur 1100 Livres. Um das Unglück voll zu machen, fehlt es auch an Getreide und das Fleisch erreicht unerschwingliche Preise. Die Seuche macht verheerende Fortschritte. Die Leichen werden karrenweise beerdigt und Galeerensträflinge holen sie ab; aber diese Elenden plündern die Pestkranken aus, werden selbst angesteckt und zum größten Theil hinweggerafft. Marseille bietet ein jammervolles Schauspiel. Am 25. August herrscht die Pest an allen Ecken und Enden und ein Drittel der Einwohner ist niedergemäht.

Le grand Cour (der Corso), die öffentlichen Plätze, die Quais des Hafens sind mit Leichen bedeckt. Unter jeder Ulme des Cours, unter jedem Ladendach, unter jedem Baum der Promenaden lungern ganze Familien auf Stroh. Man sieht herzzerreißende Auftritte: Mütter, denen die Kinder an der Brust wegstarben; leichenblasse Leute, die sich kaum auf den Beinen halten können, um eine Gabe betteln, dann plötzlich zusammenbrechen und in sonderbaren Stellungen, verscheiden. Am 6. September bedeckten 2000 Leichen den Boden und bewirken in der glühenden Sonne einen entsetzlichen Gestank. Da entwickeln der Gouverneur, die Intendanten und die Schöffen bewundernswerthe Hingebung. Ein Jeder von ihnen nimmt eine gewisse Anzahl von Soldaten und Bauern unter seinen Befehl und geleitet die mit Todten beladenen Karren bis nach einem großen in den Stein gegrabenen Leichenplatz über welchen sich die Esplanade de la Tourelle wölbt und wo sich jetzt die herrliche byzantinische Kathedrale erhebt, die auf den Hafen la Joliette herabblickt. Der Gouverneur, die Intendanten und Schöffen tragen dabei eine in Essig getränkte leinene Larve und harren auf dem Begräbnißplatz muthig aus, bis die letzte Leiche beerdigt ist. Am 1. November 1720 verläßt der Bischof von Marseille, Monseigneur Belsunce der während des ganzen Verlaufs der Epidemie eine wahrhaft rührende Aufopferung und Barmherzigkeit be-

wiesen hatte, die an die apostolischen Zeiten gemahnt, als deren würdigen Nachfolger er sich bewiesen — mit seiner Geistlichkeit in feierlicher Procession seinen Palast. Barfuß, den Strick am Halse, das Kreuz in den Armen, zieht er nach dem anderen Ende des Cours und celebrirt dort die Messe auf einen, mitten unter Todten und Sterbenden errichteten Altar. Von diesem Tage an nimmt die Pest stetig ab und gegen Mitte December haben die Hospitäler keinen Pestkranken mehr aufzunehmen. Die Pest hatte in Marseille 7 Monate lang gewährt.

Zweifellos geht aus der vorstehenden Schilderung das Eine hervor, das weder die geistlichen noch weltlichen Behörden während dieser schrecklichen Calamität je den Kopf verloren und vollständig erkannten, daß Epidemien zu den Dingen gehören, bezüglich welcher es nicht allein darauf ankommt, ob sie wirklich vorhanden sind, sondern darauf, ob an die Möglichkeit ihrer Abhilfe geglaubt wird. Hätte das Vertrauen an die Fähigkeit der Behörden zur Selbsthilfe, der Glaube an die Kraft der Gebete ihrer Seelenhirten die Bevölkerung verlassen, so wäre das eben so schlimm gewesen, als wenn die Krankheit wirklich nicht aufgehalten werden konnte. Glauben und Vertrauen läßt sich aber überhaupt nicht und am Wenigsten da gebieten, wo die Vertrauenspersonen selbst den sichern Tact des Handelns verloren haben. Hätten die Behörden selbst an die Möglichkeit einer Bewältigung der Epidemie zu glauben aufgehört, wo hätte da wohl den armen Bewohnern Marseille's der Glaube an die Auskömmlichkeit ihrer Anordnungen herkommen sollen? Es wird daher unter solchen schwierigen Verhältnissen stets die Hauptaufgabe der geistlichen und weltlichen Behörden sein, nachdem sie alle im Bereich menschlicher Macht vorhandenen Vorsichtsmaßregeln und Absperrungsmittel angewandt haben, der Bevölkerung Vertrauen und Muth, Glauben und Hoffen an eine höhere Macht und Hilfe einzuflößen, die es dem redlichen Streben und Wollen, dem beharrlichen Ringen und Trachten nach Bewältigung des Uebels nie fehlen läßt.

Der Deutsche Ritterorden

hat so eben durch den provisorischen Leiter der Spitlergeschäfte Grafen Karl v. Orsini-Rosenberg seinen, den freiwilligen Feldsanitäts-Dienst betreffenden Geschäftsbericht für das Jahr 1878 veröffentlicht, dem wir, mit Uebergehung der geringen Veränderungen im Personal-Stande der Marianer, die ungleich wichtigeren Nachrichten über die Thätigkeit der Ordens-Feldsanitäts-Anstalten während der Occupation Bosniens im Jahre 1878 entnehmen. Es war damit dem Orden zum ersten Male die Gelegenheit geboten, die freiwillige Hilfeleistung für Verwundete und Kranke der k. k. Armee auf dem Schlachtfelde und in dessen Nähe in ausgiebiger Weise zu erproben. — Für die Occupation in Bosnien wurden, in Folge Aufforderung des k. k. Reichskriegs-Ministeriums, 9 Ordens-Colonnen mobilisirt. Der Umstand, daß bereits in den früheren Jahren das gesammte Train- und Sanitäts-Material für alle 40 Ordens-Colonnen angeschafft war, ermöglichte es, daß diese mobilisirten 9 Ordens-Colonnen, vollkommen feldmäßig ausgerüstet, gleichzeitig mit den betreffenden Militär-Sanitäts-Anstalten, denen sie zugewiesen waren, in die Aufstellungs-Rayons abrücken konnten. Die Verwendung der Ordens-Colonnen ist bereits in der „Wiener Zeitung" und im „Pester Lloyd" ausführlich mitgetheilt worden, so daß im Folgenden nur noch Einiges in Kürze auszuführen bleibt. — Nach den eingelaufenen Berichten der Ordens-Colonnen-Commandanten wurden im Laufe der Occupation an Verwundeten und Kranken aufgenommen ugf. 4 100 Mann; aus den Ordens-Vorräthen theils in der Gefechtslinie, theils auf den Hilfs- und Verbandplätzen verpflegt 4 200 Mann; transportirt wurden mittelst Ordens-Blessirten-Transportwagen vom Schlachtfelde und den Verbandplätzen nach den rückwärts gelegenen Heilanstalten und bis nach Brood und Gradiska, im Anschlusse an die Schiffs-Ambulancen 3 800 Mann. Außerdem wurden nach Beendigung der Operationen die Militär-Heilanstalten in Bosnien mit Wäsche, Verband-Material, Cigarren und Labemitteln unterstützt. — Eingetretene Verhältnisse bedingten es, die mit dem k. k. Reichskriegs-Ministerium bestehende Vereinbarung (Organische Bestimmungen) theilweise und provisorisch dahin abzuändern, daß die Feld-Sanitäts-Colonnen des Ordens dem directen Befehle der Militär-Commandanten der k. k. Feldsanitäts-Abtheilungen, bei welchen sie eingetheilt waren, unterstellt wurden. Die von dem Deutschen Ritterorden zu stellenden Colonnen-Commandanten fielen somit weg, wogegen jedem Armee-Corps ein Delegirter des Ordens beigegeben wurde, welcher, mit bestimmten Agenden betraut, für die Bedürfnisse sämmtlicher dem Corps zugetheilten Ordens-Colonnen zu sorgen, und über deren Leistungen Berichte zu erstatten hatte. — In Folge der im Monat October, nach Beendigung der Feindseligkeiten, stattgehabten Demobilisirung eines Theiles der II. Armee wurden 4 Colonnen wieder in ihre Depots zurückgesendet, während 1 Colonne in Essegg bei der an der Save stehenden Reserve-Division eingetheilt verblieb. Es befinden sich sonach bis auf Weiteres 4 Ordens-Colonnen in Bosnien (Serajewo, Tuzla, Banjaluka), woselbst sie den k. k. Militär-Heilanstalten zur Versehung des Evacuations-Dienstes zugewiesen sind. Bei Auflösung der Armee-Corps-Hauptquartiere wurden auch die Delegirten des Ordens ihrer Stellen enthoben, mit Ausnahme eines derselben, welcher beim k. k. General-Commando in Serajewo zurückblieb, um sowohl die Inspicirung der noch activen Ordens-Colonnen vorzunehmen, als auch für die Bedürfnisse derselben zu sorgen. Ferner verblieb noch ein Ordens-Mitglied in Brod, um von da aus die erforderlichen Nachschübe für die in Bosnien dislocirten Colonnen zu veranlassen und durchzuführen.

Das Sanitäts- und Verband-Material des Ordens

hat sich, nach dem Ausspruche der Aerzte, sehr gut bewährt, namentlich waren es die beigegebenen feineren Verbandstoffe, welche auf den verschiedenen Operations- und Verbandplätzen ihre vorzügliche Verwendung fanden. Von besonders wohlthuender Wirkung erwiesen sich diejenigen Artikel, welche zur Stärkung und Labung der Verwundeten und Kranken in den Ordens-Fourgons mitgeführt wurden und in der Nähe des Schlachtfeldes und auf den Verbandplätzen zur Vertheilung gelangten. — Was das Ordens-Train-Material betrifft, so haben sich die Blessirten-Transportwagen in allen, manchmal selbst sehr schwierigen Lagen bewährt und sind trotz der sehr ungünstigen Communications-Verhältnisse intact geblieben. Auch die Suspension von 6 Verwundeten in jedem Wagen hat sich, selbst bei großem Andrange, als entsprechend gezeigt. — Bei den außerordentlichen Communications-Schwierigkeiten in Bosnien hat sich der Fourgon als zu schwer erwiesen, konnte jedoch, theilweise entlastet, dennoch überall nachgeführt werden. Die zur Hebung dieser Schwierigkeit erforderlichen Reconstructions-Arbeiten sind bereits begonnen worden und werden successive bei sämmtlichen 40 Ordens-Colonnen durchgeführt werden. Die weiteren geringfügigen Mängel, welche sich an den Ordensfuhrwerken gezeigt haben, werden in kürzester Zeit gehoben sein. — Das Ordenstrain-Sanitäts- und Verband-Material, welches in Bosnien in Verwendung kam, repräsentirt einen Werth von 72 000 fl. Die Auslagen, welche sich durch theilweise Aenderung an den Fuhrwerken, sowie den Ersatz der im Laufe der Occupation verwendeten oder unbrauchbar gewordenen Gegenstände ergeben haben, nebst den sonstigen, während der Occupation aufgelaufenen Kosten sind im Rechnungsabschlusse zum Theil ersichtlich gemacht.

Durch den Brand im k. k. Garnisonspital zu Triest, woselbst, mit Ausnahme der Fuhrwerke und Zuggeschirre, sämmtliches Sanitäts- und Verband-Material, die dort deponirte Montur und Feld-Ausrüstung einer Ordens-Colonne zu Grunde ging, erleidet der Orden einen Schaden von annähernd 1 800 fl.

In den drei permanenten Civilspitälern des Ordens zu Troppau und Freudenthal wurden im Laufe des Jahres 1878 433 Kranke aufgenommen und, nebst dem Bestande von 42 Kranken, verpflegt.

Der bisherige Ordens-Spitler Sigmund Freih. von Königsbrunn wurde auf seine Bitte von Sr. k. H. dem Hoch- und Deutschmeister mit den Ausdrücken der wärmsten Anerkennung für seine vielfachen hervorragenden Verdienste während seiner 8jähr. Thätigkeit für die freiwillige Sanitätspflege des Ordens und die musterhafte Leitung derselben von seiner Stelle enthoben und der Graf v. Orsini-Rosenberg bis auf Weiteres mit der provisorischen Führung der Spitlergeschäfte betraut.

Der Spitalsfonds des Deutschen Ritterordens hatte im J. 1878 eine Baar-Einnahme von 265 840 fl. und besaß Obligationen im Nennwerthe von 213 560 fl. Die Ausgaben betrugen 25 700 fl., nämlich für angeschaffte Labemittel, für Proviant und Verband-Material, als Nachschub für die mobilisirten Ordens-Sanitätscolonnen, für andere Mobilisirungs-Auslagen, für Abänderungen und Reparaturen an Train-Material gelegentlich der Occupation, für nachträgliche Anschaffungen zur Ausrüstung der Feldspitäler 15 930 fl., für die Beaufsichtigung und Conservirung des Sanitäts-Materiales nebst Assecuranzprämie 2 163 fl., die Krankenverpflegungskosten für das Männerspital (12 Betten) in Freudenthal, die Subvention an die Ordensconvent-Spitäler zu Troppau und Freudenthal rc. 6 605 fl. Bestand am Ende des Jahres 1878 240 139 fl. baar und 213 560 fl. in Obligationen.

(Kriegerheil.)

Deutsche Adelssagen.

114. Die Rückkehr Konrads von Falkenstein.

Auch bei Freiburg im Breisgau liegen über der sogenannten Höllenschlucht, nicht weit von einer Stelle, welche das Himmelreich heißt, die Trümmer einer Burg Falkenstein. Die Herren derselben führten einen Falken im Schilde und auf dem Helme; von einem unter ihnen erzählt das badische Landvolk eine hochpoetische Sage.

Ritter Konrad vom Falkensteine zog zum heiligen Grabe; ehe er aber schied, zerbrach er seinen Trauring und sprach zu seiner Gemahlin: „Laß sieben Jahre vergehen, ehe du einen neuen Ehebund schließest. Kehre ich in dieser Zeit nicht heim und füge meine Hälfte des Ringes zu der deinen, so magst du ohne Schuld einem anderen Ritter angehören.“

Im heiligen Lande gerieth der Ritter in Gefangenschaft, vermochte indessen, sich seiner Bande zu entledigen und zu fliehen, kurz, ehe die sieben Jahre zu Ende waren. Wie aber sollte er nun aus dem fremden Lande zur Heimat ziehen, von der ihn Berge und Meere schieden? Da trat der böse Feind zu ihm und bot ihm einen Pakt an: Er wollte den Ritter ungefährdet über's Land und über die blaue See nach Hause tragen und zwar ohne Entgelt, wenn der elende Mann es vermöchte, die Reise zu bestehen, ohne in Schlaf zu sinken. Der Ritter vom Falkenstein nahm freudig in seiner Noth des Teufels Erbieten an; als ein Löwe trug ihn der böse Geist über Länder und Meere dahin. Kaum vermochte der Ritter mehr bei seinen erschöpften Kräften dem Schlafe Widerstand zu leisten; schon schlossen sich seine Augenlider: da flog ein Falke herbei, setzte sich auf das Haupt des Ritters und hielt ihn durch das Schlagen seiner Schwingen und durch das Hacken seines Schnabels wach. Bald gelangte er in das badische Land. Da sah der Ritter einen Brautzug durch das heimische Thal wallen; mit Schrecken erkannte er in der verschleierten Edelfrau die geliebte Gemahlin; so fest hatte Schritt und Gestalt sich seinem Herzen eingeprägt. Beim festlichen Mahle erschien aber auch der arme Pilgrim auf dem Falkenstein; der Schenke reichte ihm einen Becher Wein, und in dem geleerten Gefäße schickte der Fremdling der Braut

die Hälfte ihres früheren Trauringes an die Tafel zurück. Da erblaßte die Frau, die lange genug Leide um den Geliebten getragen und sich nur ungern dem Andringen ihrer Verwandten gefügt hatte. Mit Freuden, erzählt die Sage, gleichlautend mit vielen anderen Ueberlieferungen, wurde der alte Herr aufgenommen, den man an dem Ringe erkannt hatte. Wieder vereint mit seiner Gattin, lebte er noch lange, lange Jahre auf dem Falkensteine; das Bild des rettenden Vogels aber nahm er in sein Wappen auf.

Die mythologische Grundlage der Erzählung liegt klar zu Tage. Die Götter sind die berufenen Schützer der Heiligkeit des Ehebundes; kann diese nicht anders aufrecht erhalten werden, so treten sie selber als rettende Gewalten auf. Ganz ähnliche Sagen finden wir bei den Geschlechtern der Walmoden und der Welfen, unter welchen letzeren Heinrich der Löwe der Heimkehrende ist. Ist nun der Falke jener Götterbote, welcher dem Heimkehrenden beisteht, so wird durch diesen Zug Wuotan selbst als Schützer der Ehe bezeichnet; Falken und Raben sind ihm geheiligt.

Vereinigung der Rettungshäuser in der Provinz Brandenburg.

Auf Einladung des Kurmärkischen Vereins für i. M. traten am 25. Nov. v. J. in Berlin die Vertreter der sämmtlichen Rettungshäuser der Provinz Brandenburg zu einer Berathung zusammen. Der nächste Zweck war, eine Verständigung über die Aufgaben, die durch das neue Gesetz über die Zwangserziehung verwahrloster Kinder auch für die Rettungshäuser erwachsen, anzubahnen. Eine von der Versammlung bestellte Commission hat inzwischen in einer am 23. Januar d. J. abgehaltenen Sitzung gemeinsame Schritte vorbereitet. Diese Commission hat jedoch über den nächsten Anlaß hinaus die Aufgabe, eine dauernde Verbindung der Rettungshäuser der Provinz unter einander anzubahnen und die gemeinsamen Interessen wahrzunehmen. Für den Verkehr mit dem Landesdirectorium über die Unterbringung von Kindern hat sich bereits das gemeinsame Vorgehen als förderlich bewiesen. Der Landesdirector der Provinz sowie der Minister des Innern haben durch die Betheiligung ihrer Vertreter an den im engeren wie weiteren Kreisen gepflogenen Verhandlungen die Berathungen unmittelbar gefördert und die Mitwirkung der freien Vereine und Anstalten an der Lösung der durch das neue Gesetz gestellten Aufgaben in entgegenkommendster Weise willkommen geheißen.

Das deutsche Hospital in London,

in dem neun Schwestern des Diakonissenhauses „Elisabethenstift" zu Darmstadt thätig sind, hat im verflossenen Jahre 1511 Patienten, etwa 100 mehr als im Jahre 1877, Aufnahme gewährt. Die Zahl derjenigen, die außerhalb des Hospitals Behandlung durch die Aerzte desselben genossen, betrug 17 680, worunter sich etwa 10 000 Engländer befanden.

Die Einkünfte der Anstalt beliefen sich auf 8892 £ (177 840 Mark), die Ausgaben auf 8727 £ (174 540 Mark).

Literatur.

Die so vortreffliche kleine Schrift: „**Kaiser-Büchlein. Kaiser Wilhelm als Christ.**" Verlag von Gebrüder Henniger in Heilbronn, von einem süddeutschen Johanniter-Ritter verfaßt, welche wir den Lesern dieses Blattes bereits im vorigen Jahre zur möglichsten Verbreitung empfohlen haben, hat eine so gute Aufnahme gefunden, daß damals in Zeit von vier Wochen vier Auflagen à 3000 Exemplare nöthig wurden. Gegenwärtig liegt uns die sechste Auflage dieses Büchleins vor, welches ungeachtet der verhältnißmäßig ansehnlichen Erweiterung seines Inhalts, zu dem bisherigen Preise von 20 Pf., in Parthieen bedeutend billiger, von der Verlagshandlung bezogen werden kann.

Herzliche Bitte!

Ein früherer Officier aus alter adeliger Familie, ohne jedes Vermögen, verheirathet und Vater zweier Kinder, liegt an einem unheilbaren körperlichen und geistigen Leiden schwer darnieder.

Alle Versuche, ihm neben seiner höchst geringen Pension, zur Erziehung der Kinder eine dauernde Beihilfe zu erwirken, oder ihn selbst in einer Siechenanstalt unterzubringen, waren vergeblich. Die eigenen Hilfsquellen, eben so wie die der Angehörigen der Familie sind durch das lange Leiden des Betreffenden erschöpft, die Gesundheit der Frau durch die andauernde schwere Pflege und die auf ihr lastenden Sorgen zerstört. —

Um nun wenigstens zu ermöglichen, daß die älteste Tochter einer Anstalt überwiesen wird, in welcher dieselbe die nöthigen Kenntnisse erwerben könnte, um sich künftig ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen und das so schwere Loos der Familie ein wenig zu erleichtern, gestatten sich die Unterzeichneten, an mildthätige Herzen die eben so bringende wie herzliche Bitte zu richten, Gaben dieserhalb dem mitunterzeichneten Geh. Hofrath Herrlich zu Berlin, W., Potsdamer-Straße 134c, zugehen zu lassen.

Berlin, den 1. März 1879.

Ernst Graf zur Lippe. v. Prittwitz u. Gaffron, Oberstlieutenant und persönlicher Adjutant Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Carl von Preußen.

von Saldern, Königl. Polizei-Director zu Charlottenburg. Herrlich, Geheimer Hofrath.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der




Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 26. März 1879. **Nr. 13.**

Franz Anton Jacob Adolf von Gerhardt, Polizei-Präsident, Landrath und Major a. D., Rechtsritter seit 1872, † zu Magdeburg 18. März 1879.

Deutsche Truppen im Dienste Frankreichs.

Von
Freiherrn von Poten.
Major im 7. Pomm. Inf.-Reg.-Nr. 54.

Seit den ältesten Zeiten ist das Mißtrauen gegen die Franken tief im deutschen Character begründet, seit den ältesten Zeiten ist die französische Nation vom deutschen Volke als Erbfeind betrachtet. —

Grade deßhalb aber ist es eine doppelt auffallende Erscheinung, daß von jeher deutsche Truppen im Dienste Frankreichs gestanden, daß Deutsche in den Reihen der französischen Armeen ihr Blut für die französische Sache, oft zum Nachtheile ihres eigenen Vaterlandes, verspritzt haben. — Die Ursache dieser Erscheinung findet sich in einem dem Deutschen eigenen Charakterzuge. — Tief im Gemüthe desselben wohnt die Neigung, sich ein Glück in fremden Ländern zu erjagen. Diese Wanderlust ist es, welche ihn dahin bringt, außerhalb seines Vaterlandes seinen Lebensunterhalt und im Dienste andrer Nationen das Glück zu suchen, welches er in seinem Vaterlande für sich verschlossen glaubt. — Die Liebe zu seinem Geburtsorte bleibt ihm dabei seit im Herzen, so daß er oft nach langen Jahren, nachdem er sich meistens vergeblich abgemüht hat, auswärts das erwünschte Loos zu erringen, mit Wonne und Lust in seine Heimat zurückeilt; — oder den besten Theil seines Lebens, die Kraft seiner Manneszeit hat er seinem Lande entzogen, um sie einem andern zu opfern. —

Wie vortheilhaft ist aber ein so abenteuerlicher Hang eines Volkes für einen ehrgeizigen und kriegerischen Nachbarstaat! — Wie leicht wird es letzterem, solche unstät nach Erwerb und Brod herumsuchenden Elemente den eigenen Zwecken dienstbar zu machen! —

Diese Umstände benutzte Frankreich von jeher. Seit Jahrhunderten zog es deutsche Kräfte heran in seine Heere, seit Jahrhunderten erkämpfte es seine großen Siege zum Theil mit deutscher Hilfe. Immer waren eine Menge Deutscher bei der Hand, in Frankreich Kriegsdienste zu nehmen, um ihre Hoffnungen auf Ehre und reichen Erwerb zu realisiren. —

Schon im zwölften Jahrhundert unter der Regierung von Philipp II. August finden wir die ersten Deutschen im französischen Solde unter der allerdings nicht eben schmeichelhaften Benennung von „mille-diables rustres,“ „lansquenets. — Und von dieser Zeit an bis auf die neueste Zeit in den Fremdenlegionen dauert dieses Verhältniß fort, dem die letzte glorreiche Geschichte Deutschlands hoffentlich für immer ein Ende gemacht hat. — Trotz der vielfachen Herrscherwechsel, welche in Frankreich neue Systeme an die Stelle alter Dynastien und neue Dynastien an die Stelle alter Systeme brachte, — dieses Eine hielt jede Dynastie und jedes System fest, fremden Muth und fremde Kraft zur Erreichung ihrer eigenen Zwecke zu benutzen. Bourbons und Convent, Orleans und Napoleoniden — alle hielten Fremdtruppen in ihrem Solde, Truppen, die zum größten Theile aus deutschem Blute gebildet waren. —

Trefflich kamen ihnen aber hier, vorzüglich in den letzten drei Jahrhunderten, die politischen und socialen Verhältnisse zu Statten. Das deutsche Volk im Allgemeinen zog es vor, sich nach Möglichkeit von der Außenwelt abzuschließen und ruhig für sich zu leben, während Frankreich von jeher eine unruhige Politik, eine Politik der Eroberung trieb. Wie sollten da nicht alle unruhigen Köpfe — und trotz des stillen, besonnenen Characters der Deutschen gab es deren stets genug — sich nach jenem Frankreich gewandt haben, wo ihnen Beute und Anerkennung ihrer Tapferkeit und Kriegsgewandtheit blühte. — Während in Deutschland stets der Anspruch erhoben wurde, sich der strengsten Disciplin zu unterwerfen, und während selten ein Mann zu hohen Ehrenstellen gelangen konnte, der nicht besondere Vorzüge in seiner Geburt oder Verwandtschaft mit

großen Kriegsführern hatten, fanden sie in den französischen Lagern die größte Ungebundenheit und die Hoffnung, allein durch ihren Muth zu den höchsten Ehrenstellen zu gelangen. Wenn diese Hoffnung auch zum Theil in der Unkenntniß der Verhältnisse begründet war und selten erfüllt wurde, so war sie doch eine gewaltige Triebfeder, sich in die französischen Reihen einstellen zu lassen. — Daß so viele Tausende aon Deutschen von dort zurückkehrten, nachdem sie Jahre lang vergebens nach einem hohen Ziele gestrebt, aber daß sie ruhm- und ehrlos in fremder Erde begraben wurden, das sahen die Verblendeten nicht. —

Im 12., 13. und theils noch im 14. Jahrhundert waren die deutschen Soldtruppen im Französischen Dienste nur wüste, vom Zufalle zusammengewürfelte Haufen, die sich von Deutschland nach Frankreich im eigentlichsten Sinne des Wortes hinüberstahlen. Der Ruf, welchen die deutschen Landsknechte und Reiter in Freundes und Feindes Land sich verschafften, war grade kein günstiger und ihr Benehmen mochte wohl den Ausspruch einer Chronik des 14. Jahrhunderts rechtfertigen, die die Wirkung eines Durchmarsches der Landsknechte schildert:

Et il n'y demeurait boeuf, vache, ne mouton.
Ne pair, ne char, ne vin, ne oiye, ne chapon.
Tant pillar, meurtrier, traiteur et félon
Etaient dans la route, dont je fais mention. —

Erst Karl VII. und sein Nachfolger Ludwig IX. brachten dieses unruhige Volk in Ordnung und die bisherige Zügellosigkeit wich nun der Disciplin. — Ludwig XII. erhöhte die Stärke der deutschen Fußknechthaufen oder schwarzen Banden, wie man sie nannte, bis auf 8000 Mann, welche in Compagnien von 500 bis 900 Knechten zerfielen und deren jede aon einem Hauptmann, einem Lieutenant und einem Fähnrich commandirt wurden. Die Mannschaft bestand aus Bedienung der Feldgeschütze, Piqueniren, Hellebardieren und joueurs d'épée, welche Letztere große zweihändige Schwerdter führten. — Ein Chronist jener Zeit schreibt über sie folgendermaßen: „An der Spitze marschirten starke Haufen deutscher Fußknechte nach dem Schalle der Trommel im taktmäßigen Tritte, mit einer großen Würde und in musterhafter Ordnung. Alle trugen kurze, buntfarbige, enganschließende Wämser, und die Tapfersten als Auszeichnung Büsche auf ihren Helmen. Ihre Bewaffnung waren kurze Schwerdter und zehn Fuß lange Piken. Etwa ein Viertel von ihnen führte große Aexte, welche oben mit einer einschneidigen Spitze aersehen waren und aon ihnen mit beiden Händen für Hieb und Stich gehandhabt wurden, — diese nannten sie Hellebarden. — Auf je 1000 Landsknechte kam eine Compagnie von Hakenschützen. — Wenn diese Truppen in geschlossener Ordnung in den Kampf gingen, so legten sie Harnisch, Sturmhaube und Schild ab, und nur die Hauptleute und jene, welche an der Spitze der Compagnie schritten, hatten eiserne Helme und Harnische." Soweit der Chronist.

Wie aber trotz der erhöhten Disciplin dennoch Brutalitäten der schädlichsten Art vorkamen, zeigte sich in der Schlacht bei Marignano 1515, wo König Franz I. die Landsknechte persönlich gegen die Schweizer führte. Nach erbittertem Kampfe mußten die Schweizer weichen, die Wuth der Landsknechte war aber zu solchem Grad gesteigert, daß sie unter Andern den Leichnam eines gefallenen Schweizerhauptmanns, Adolf aon Salis, in Stücke schnitten, dieselben brieten und aerzehrten. — Man kann überhaupt, darin stimmen alle gleichzeitigen Chroniken überein, dreist behaupten, daß es trotz aller Maßregeln der verschiedenen Führer nie vollkommen gelungen ist, die Landsknechte ganz zu discipliniren. — Sehr häufig ist unter Anderm der Fall vorgekommen, daß sie im Augenblicke, wo der Sturm auf eine Festung aor sich gehen sollte, die Theilnahme an demselben verweigerten, wenn ihnen nicht doppelter Sold aersprochen wurde. — Allerdings spricht in diesem Falle für ihre Entschuldigung der Umstand, daß ihr Verhältniß zu ihrem Kriegsherrn ein reiner Vertrag war, nach welchem ihnen für ihre Arbeit ein gewisser Lohn versprochen wurde, und der von beiden Seiten beschworen wurde. Dieser Vertrag nun ist sehr häufig aus Mangel an Geld aber aus sonstigen Gründen vom Kriegsherrn nicht eingehalten worden, weshalb die Landsknechte sich nach den Begriffen jener Zeit auch nicht für gebunden erachteten. — Daß sie trotz aller dieser Mängel dennoch ein sehr gutes Material für den Krieg waren, geht daraus hervor, daß die Anwerbungen einen immer ausgedehnteren Character annahmen, obwohl der deutsche Kaiser Karl V. unter Androhung der blutigsten Strenge jeden Zuzug Deutscher Landsknechte nach Frankreich verbot. — Bei einer 1558 von Heinrich II. von Frankreich abgehaltenen Heerschau waren sogar 20,000 Landsknechte anwesend. Es waren auch viele Berittene darunter, mit schwarzer Eisenrüstung, Sattelpistolen und ungeheuren Schwertern bewaffnet. Ihre Feldmusik waren kleine Kesselpauken. Man nannte sie diables noir, weil sie sich im Kampfe das Gesicht schwarz zu färben pflegten. — Im Treffen formirten sich diese Reiter in Schwadronen, welche oft 20 bis 30 Glieder hoch standen. Das erste Glied sprengte vor, feuerte seine Pistolen ab, schwenkte dann rechts und links ab und stellte sich hinter das letzte Glied, um wieder zu laden. Ebenso machten es die andern Glieder, wie es sie der Reihe nach traf. — Bisweilen griffen sie jedoch auch mit der blanken Waffe an, alsdann aber in geschlossenen Haufen und im vollen Laufe ihrer Pferde. —

Bis zu der Zeit, wo das französische Königsthum endlich nach den großen inneren und äußeren Kämpfen vollständig sicher und befestigt dastand, kämpften die Landsknechte stets in der oben beschriebenen Weise. — Von diesem Zeitpunkte an aber wurden förmliche Fremden-Regimenter gebildet, sobald irgend ein Krieg bevorstand. — Auch in diesen Kämpfen des 17. Jahrhunderts, welche theils in Italien, theils in den Niederlanden gekämpft wurden, zeichneten sich die Landsknechte

in sehr vortheilhafter Weise durch Tapferkeit aus. Aber jedes Mal nach Beendigung des Krieges wurden sie wieder entlassen.

Zum ersten Mal im Jahre 1654 wurde ein ständiges deutsches Regiment in Frankreich errichtet, das so oft genannte Regiment Alsace, lange Zeit commandirt von dem nachherigen Könige Max Joseph I. von Bayern als damaligen Herzog von Zweibrücken. Dieses Regiment blieb in französischen Diensten bis zum Ausbruch der ersten Revolution. — Nach diesem Muster wurde nun ein Regiment nach dem andern errichtet, so daß nach amtlichen Nachweisen um die Mitte des 18. Jahrhunderts 525 Officiere und 7600 Soldaten deutschen Blutes in französischen Diensten standen. Diese deutschen Truppen hatten im Gegensatz zu den Schweizern in französischen Diensten, die durch besondere Contracte mit den Cantonen ihre eigene Nationalität bewahrten, dieselbe Organisation und Disciplin, wie die eingeborenen französischen Truppen. Weil sie sehr viele altgediente Leute hatten, und weil ihre Officiere gewöhnlich bis zum Tode in den Regimentern verblieben, so herrschte in denselben ein vorzüglicher Corpsgeist. Aus diesem Grunde und weil die verschiedenen Regenten Frankreichs gerade in ihnen ein sicheres Bollwerk gegen Parlamente und Volk sahen, waren die deutschen Regimenter im höchsten Grade angesehen. Sie wurden doppelt besoldet und es wurde immer Bedacht darauf genommen, ihnen zum Chef den König selbst oder einen Prinzen von Geblüt als ehrende Auszeichnung zu geben. — Ihr Commando blieb stets deutsch, sodaß bei Inspicirungen den betreffenden der Sprache nicht kundigen Chefs ein Zettel der Uebersetzung des Commando's zum Verständniß der ausgeführten Manöver überreicht wurde. —

Bis zu Ludwig XIV. Zeit hatten die deutschen Truppen sich bekleidet, wie sie wollten; — jeder Einzelne war seiner Phantasie gefolgt, ohne irgendwie auf Gleichmäßigkeit zu sehen. Aber schon dieser Monarch fing an, die Kleidung der fremden Regimenter zu regeln. Es entstanden für sie nach und nach Uniformen, die aber erst durch Ludwig XV. auf den hohen Grad von Eleganz und Kleidsamkeit gebracht wurden, die in späteren Zeiten nie mehr erreicht ist und die deshalb noch heute als Anzug für Festaufzüge und dergleichen vorzugsweise gewählt wird. — So hatte z. B. das vorhin genannte Regiment Alsace blaue Röcke, weiße Westen, Beinkleider und Gamaschen und silberbordirte Hüte, eine allerdings kleidsamere Tracht, als die, welche uns die mehr das Practische und Solide in's Auge fassende Gegenwart gebracht hat. —

Aber all dieser Pomp versteckte nur sehr schwach die Fäulniß, die schon längst das königliche Frankreich bis in's Mark angefressen hatte. Die zahlreichen und schmachvollen Niederlagen, welche die französischen Heere in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu erleiden hatten, der gänzliche Mangel an großen Generalen, die zunehmende Unzufriedenheit und Unbotmäßigkeit im französischen Heere beschleunigten den Sturz der stolzen Monarchie, die seit tausend Jahren in unantastbarer Kraft dagestanden hatte. — Die Revolution mit ihren Schrecken stürzte über sie her und zerriß sie in blutige Stücke. Das königliche Heer wurde aufgelöst und der Befehl ertheilt, daß alle fremden Truppen Frankreich sofort zu verlassen hätten. — Das war das Ende der so schön organisirten Fremden-Regimenter, die so lange der Stolz der französischen Könige gewesen. — In den verhängnißvollen Julitagen 1789 kämpften noch einige der Regimenter mit höchster Anstrengung gegen die blutdürstige Volksherrschaft, — aber das war auch ihr letztes Lebenszeichen. Bald mußten sie der schwellenden Woge der Revolution weichen, um für immer den Boden Frankreichs zu meiden. — Ob das letzte deutsche Blut, für Frankreichs Sache vergossen, war, werden wir später sehen. — Jetzt würde es wohl am Platze sein, wenigstens Einige der hervorragendsten Persönlichkeiten unter den Führern der deutschen Regimenter in Frankreich bis zur Revolution zu nennen. — Ich könnte allerdings eine ganze Reihe solcher Männer aufzählen, will mich aber nur mit Nennung der Bedeutendsten begnügen. —

Der Erste ist Friedrich Graf, später Herzog von Schomberg aus einem rheinländischen Adelsgeschlechte. Er trat 1650 in französische Dienste und schwang sich bis zum Range eines Marschalls von Frankreich hinauf. Nach dem Widerruf des Edictes von Nantes im Jahre 1685 verließ er Frankreich für immer, trat in die Dienste des Churfürsten von Brandenburg, welcher ihn zum Statthalter des Herzogthums Preußen und zum Generalissimus seiner Armee ernannte. Der bekannte Englische Schriftsteller Macauley sagt von Schomberg, er sei gewöhnlich für den größten unter den lebenden Meistern der Kriegskunst gehalten. —

Fast ebenso berühmt war der Holsteiner Graf Josias von Rantzau, von dem erzählt wird, daß er an seinem Körper nicht weniger, als sechszig Wunden gehabt und nur ein Auge, ein Ohr, einen Arm und ein Bein mit in sein Grab genommen habe. —

Der größte General aber und der einzige Feldherr im eigentlichen Sinne des Wortes, den Deutschland der französischen Armee gegeben, ist unstreitig Graf Moritz von Sachsen, ein Sohn des Königs August von Polen und der schönen Gräfin Aurora von Königsmark. — Nachdem er erst rühmlichst in der Armee seines Vaters gedient hatte, trat er 1720 als General in französische Dienste, und von da an war sein Leben eine ununterbrochene Reihe glänzender Heldenthaten. Welcher großen Ehren derselbe theilhaftig geworden, wie er vom Könige mit Besitzungen und anderen kostbaren Geschenken überschüttet ist, wie ihn dieser stets „mon cousin" gleich den Prinzen von Geblüt anredete, das sind bekannte Thatsachen, die deßhalb nur dieser oberflächlichen Erwähnung bedürfen. — Er starb 1750 als Generalfeldmarschall und Kommandant der eroberten Niederlande. —

Wir haben vorhin gesehen, wie die fremden Truppen durch die Revolution aus Frankreich vertrieben waren. —

Wie kommt es nun, daß fast schon in demselben Jahre 1792, wo dieses geschehen war, von Neuem Massen von Deutschen in französische Dienste treten konnten? — Trotz des wüsten Revolutions-Schwindels sahen die Leiter der Bewegung in Frankreich bald genug ein, daß sie sich durch die Vertreibung der Fremdtruppen eine gewaltige Macht aus den Händen gegeben hatten, die sie auf die eine oder andere Weise wieder zu erringen suchen mußten. Man griff zu dem Mittel, welches allerdings nahe genug lag, die durch die französische Revolution aufs Höchste erregte Bevölkerung Deutschlands dadurch für die Sache Frankreichs zu gewinnen, daß man ihnen Vorspiegelungen von den Herrlichkeiten der republikanischen Freiheiten, deren sie theilhaftig werden sollten, machte. — Es wurde ein Aufruf an alle Völker erlassen, in welchem es unter Anderm hieß: „Die französische Nation adoptirt im Voraus alle Fremden, welche, die Sache der Feinde Frankreichs abschwörend, sich unter seine Fahnen stellen und ihre Kräfte der Vertheidigung seiner Freiheit weihen wollen.“ — Dann folgte noch eine lange Aufzählung von materiellen Vortheilen, welche Frankreich Allen, die zu seinem Beistande herbeieilen würden, bieten wollte, unter Andern eine lebenslängliche Pension von 100 Francs. — Solche glänzende Verheißungen konnten nicht verfehlen, auf die zahllosen Unzufriedenen und Abenteuerlustigen in allen Heeren Europa's Eindruck zu machen. Die Sucht nach Verdienst, sowie die Sympathie, welche anfänglich in Deutschland für die französische Revolution herrschte, trieb ganze Schaaren nach Frankreich, die zu solchen Massen anwuchsen, daß am 2. December 1793 durch Decret die fernere Aufnahme von Deserteuren im französischen Heere verboten wurde. — Jener berüchtigte preußische Baron Anacharsis Klotz, der sich als französischer Volks-Repräsentant durch seine fratzenhaften Nationalitäts-Projecte den Beinamen „Redner des Menschengeschlechts“ erworben hatte, bewirkte es, daß aus diesen aus Deutschland herbeigeströmten Massen eine Germanische Legion gebildet wurde. Diese sowohl, als verschiedene andere, wie die sogenannten Casseler Freijäger und das Bataillon Bayern, wurde sehr bald aufgelöst und die Mannschaften der französischen Armee einverleibt. — Gemischt unter diese finden wir fortwährend die Deutschen, tapfer und muthig fechtend, in allen Kämpfen der Republik. — Der Sache Frankreichs geweiht, blieben ihre Kräfte dem Vaterlande entzogen. —

Als Napoleon sich die Kaiserkrone aufsetzte, waren die Grenzen Frankreichs schon sehr bedeutend erweitert. Große Länderstrecken, Belgien und Holland, die deutsche Nordsee-Küste bis an die Elbe, Savoyen, Piemont und ein großer Theil Spaniens wurden zu französischen Departements gemacht, sodaß die Zahl derselben die Höhe von 134 erreichte. Diesen ganzen Complex nannte Frankreich das empire direct. Die verschiedenen unter dem Scepter von Mitgliedern der Familie Bonaparte neu errichteten Königreiche: Westphalen, Neapel &c. wurden unter dem Namen empire indirect zusammengefaßt. — Und alle diese Länder waren gezwungen, aus einem großen Theile ihrer kampffähigen Söhne Heere zu bilden, die dem Kaiser Napoleon zur Disposition stehen mußten. — Nur ein so gigantischer Geist, eine so allgewaltige Persönlichkeit, wie die Napoleons, war im Stande, die unendlichen Gefahren, welche durch die verschiedenen Nationalitäten und Sprachen jener Heere für die Disciplin und Brauchbarkeit derselben entstanden, zu bewältigen. — Mit diesen Truppen jedoch, die mehr oder weniger als Alliirte, wenn auch als gezwungene Alliirte Frankreichs bestehen, haben wir hier nichts zu schaffen, sondern nur mit den deutschen Soldaten, welche der französischen Armee im strengen Sinne des Wortes angehörten. —

Das erste deutsche Truppencorps, welches in diesem Jahrhundert, und zwar 1804, also kurz vor Errichtung des französischen Kaiserthrones, in Frankreichs Sold genommen wurde, war die hannoversche Legion, 1341 Mann stark, durch General Mortier in Hannover errichtet. Sie war zusammengesetzt aus Unterthanen fast aller deutschen Staaten. — Ein zweites Corps war das Regiment Westphalen, im Jahre 1806 errichtet. — Aus den Rheinbund-Staaten wurden die beiden sogenannten Regimenter von Hessen-Kassel errichtet. — Es würde mich zu weit führen, wenn ich all die verschiedenen Legionen und Regimenter, die aus Deutschland für die Krone des französischen Kaiserreichs herbeigezogen wurden, aufzählen wollte. Alle diese Corps wurden abwechselnd bald selbstständig, bald französischen Truppen einverleibt, in den großen Kämpfen in Deutschland, Spanien und Italien verwendet. Auf jeder Seite der Geschichte dieser Tage begegnen wir Berichten von der Tapferkeit und Ausdauer der Deutschen, die leider so oft gegen ihr eigenes, so hart bedrängtes Vaterland gerichtet war. — So kam der große Tag von Leipzig heran. Hier wurde endlich des bis dahin siegreichen Kaisers Macht daniedergeworfen, hier erfuhr er, daß sein Glücksstern im Untergehen begriffen war. — Durch diese Erfahrung und zugleich durch den bald darauf erfolgenden Abfall der meisten deutschen Bundesgenossen wurde aber des bis dahin so übermüthigen Kaisers Vertrauen bis ins tiefste Mark hinein erschüttert. Mochte die officielle Presse auch noch so sehr die Ursache von dem Mißgeschicke der französischen Waffen auf den Verrath York's, Bülow's und Schwarzenbergs, die Desertion der würtembergischen und sächsischen Regimenter bei Leipzig, auf den Abfall der Bayern und ihre Undankbarkeit bei Hanau schieben und den Zorn des Himmels auf die an Frankreich Meineidigen herabbeschwören, — dem durchdringenden Blicke Napoleons stellte sich die neue Gestaltung der Dinge in ihrer ganzen Nacktheit dar. Es wurde dem stolzen Mann unheimlich bei dem Gedanken, so viele Fremde und namentlich Deutsche in seinem Heere dienend zu wissen, und er zögerte nicht lange, sich von diesem Alpe zu befreien. — Es ist gewiß, sagte er am 25. November 1813 zu seinem Kriegsminister, daß wir nach der gegenwärtigen Lage der Dinge keinem Fremden

mehr Vertrauen schenken dürfen. Ich wünsche daher bald zu erfahren, daß alle Fremdtruppen entwaffnet sind. Das giebt uns so viele Musketen mehr und um so weniger Feinde. — Dieser Befehl wurde baldigst ausgeführt, die deutschen Truppen wurden entwaffnet und zum Theil in das Innere Frankreichs, zum Theil in die Colonial-Dépôts geschickt. — Obgleich diese Entwaffnung auf besonderen Befehl Napoleons mit der größten Schonung vor sich ging, so machten sie doch die größten Schwierigkeiten. Die zauberhafte Gewalt, mit welcher die Persönlichkeit des Kaisers stets auf Alle, die in seinen Diensten standen, gewirkt hatte, verwirrte diese deutschen Truppen so sehr, daß sie, anstatt mit Freude die Waffen gegen ihre eigenen Landsleute niederzulegen, nur mit großer Mühe zu diesem Schritte bewegt werden konnten. —

Als nun doch der erste Sturz des Kaiserreichs hereinbrach, verschwanden alle Fremdtruppen aus Frankreich. Ein Jeder kehrte in seine Heimat zurück, da die jetzt auf den Thron gelangten Bourbons keine deutschen Truppen in ihren Dienst nahmen, sondern sich nur mit Schweizergarden umgaben.

Kaum war aber Napoleon am 1. März 1815 wieder in Frankreich gelandet, so decretirte er, der nur zu gut den Werth der deutschen Truppen kennen gelernt hatte, die Errichtung von 8 Fremdenregimentern. — Das Drama seines Sturzes entwickelte sich aber bei Belle-Alliance so schnell, daß dieselben gar nicht zur Action gelangten. Diese Regimenter wurden nach der Restauration zu einer königlichen Fremdenlegion umgeschaffen, 1831 aber schon ganz den französischen Regimentern einverleibt. — Hiermit war die letzte Spur der Napoleonischen Fremden-Regimenter vernichtet und nur noch einmal wurde die Erinnerung an dieselben 1857 durch Napoleon III. dadurch erweckt, daß er die Helena-Medaille für jene Truppen stiftete. Welchen Empfang diese Decoration überall in Deutschland gefunden, ist zur Ehre des deutschen Characters bekannt. —

Nach den Julitagen wurde noch einmal eine Fremdenlegion in Frankreich errichtet zur Verwendung außerhalb des Continental-Gebiets, — und als ob ein geheimer Drang die Deutschen immer und immerfort zu abenteuerlichen Zügen in's Ausland triebe, finden wir schon 1835 die drei ersten Bataillone der aus sieben Bataillonen bestehenden Fremdenlegion ausschließlich von Deutschen gebildet. An der 1840 gemachten Eintheilung der Fremdenlegion in zwei Regimenter ist seitdem nichts mehr geändert. An allen großen Waffenthaten in Algerien nahm sie den ruhmvollsten Antheil, und mancher bedeutende General, wie der oft genannte Canrobert, ist aus ihren Reihen hervorgegangen. —

Aus dieser Geschichte der deutschen Truppen in Frankreich's Diensten sehen wir, welchen ausgedehnten Gebrauch die französischen Herrscher von der deutschen Tapferkeit und Kriegslust gemacht, wie sie von jeher den Characterzug des Deutschen, die Wanderlust, bis auf das Aeußerste ausgenutzt haben, um ihre Schlachten zu gewinnen, ihre Siege zu benutzen. — Wenn wir aber bedenken, wieviel deutsches Blut für Frankreich, oft gegen unser eigenes Vaterland verspritzt, wie mancher Feldherr, der in unsern Heeren Großes hätte leisten können, seine Kräfte dem fremden Staate geweiht, seine Fähigkeiten dem Vaterlande entfremdet hat, — so erhebt uns heute die Zuversicht, daß die Söhne Deutschlands fortan nur zum Schutze ihres unter der Hand des siegreichen Kaiser Wilhelm geeinten und zu nie geahnter Größe erstandenen Vaterlandes die Waffen führen werden. —

Das neue deutsche Hospital in San Francisco,

das von den dortigen Deutschen so schnell und opferwillig an Stelle des abgebrannten errichtet wurde, wird in der dortigen „Abendpost" so beschrieben: Bald nach der Feuersbrunst war die Summe von 45 000 Dollars freiwillig für das Unternehmen beigesteuert. Die Gesellschaft kaufte ein Grundstück für 75 000 Dollars und beauftragte bald darauf Hrn. Albert Schröpfer mit Ausarbeitung eines Planes für das neue Hospital. Der Plan wurde angenommen, der Bau im Frühjahr des letzten Jahres begonnen, am 29. Juli der Grundstein in Anwesenheit von Tausenden von Deutschen gelegt; und heute ist der stattliche Bau erfolgreich beendet. 60 000 Dollars waren für den Bau ausgesetzt; die Einrichtung wird ungefähr 40 000 Dollars kosten.

Im Ganzen darf man annehmen, daß das Hospital bis zu seiner gänzlichen Vollendung mit allen Einrichtungen gegen 200 000 Dollars kosten wird. Vor dem Gebäude wird jetzt ein hundert Fuß breiter Garten angelegt.

Das Hauptgebäude ist dreistöckig, der Seitenflügel zweistöckig. Das Hauptgebäude ist hauptsächlich für die Verwaltung bestimmt. Die erste Etage desselben ist fünfzehn Fuß, die andern beiden sind je vierzehn Fuß hoch. In ihm befinden sich die Apotheke und das Laboratorium, ein elegant möblirtes Schlafzimmer für den Apotheker, das Conversationszimmer, Wartesaal, Zimmer des Direktoriums, Consultationszimmer, Lesezimmer mit Bibliothek, Speisezimmer etc. Alles ist auf das eleganteste und geschmackvollste eingerichtet. Die Möbel bestehen durchweg aus „Black Walnut", die Zimmer sind größtentheils mit Brüsseler Teppich, die Corridore mit Oeltuch belegt. An jeder Zimmerthür ist der Zweck des Zimmers bezeichnet, so daß ein Fremder sich in dem Gebäude leicht zurecht finden kann.

Der rechte Flügel ist für männliche Kranke bestimmt und enthält einen Saal für zwölf, einen für acht, einen für sechs, und zehn einzelne Zimmer für Kranke. Die kleineren Zimmer sind jedoch so eingerichtet, daß in jedem derselben zwei Betten stehen können.

Jedes der Zimmer enthält einen Tisch, einen Waschstand und einige Stühle aus „Black Walnut", sowie ein Bett mit Springmatratze, weißen Bezügen und weißer Decke. In jedem Zimmer befindet sich ferner

ein Telegraph-Apparat, der den Kranken direkt mit der Office in Verbindung setzt.

Der linke Flügel, für weibliche Kranke bestimmt, ist ebenso groß und ähnlich eingerichtet.

Die unteren Räume beider Flügel sind für Aufnahme von Personen mit mehr ansteckenden Krankheiten eingerichtet, für welche außerdem noch ein Extra-Gebäude, das sog. Epidemie-Haus, in einiger Entfernung von dem Haupt-Hospital, eingerichtet ist.

Soweit die Einrichtung jetzt vollendet ist, können hundertundzwanzig Kranke aufgenommen werden, doch können später mit größter Bequemlichkeit dreihundert untergebracht werden.

(„Der Ansiedler im Westen.")

Deutscher Hilfsverein in Wien.

Der zur Unterstützung Angehöriger des Deutschen Reichs im Februar v. J. unter dem Vorsitz des damaligen deutschen Botschafters Grafen zu Stolberg ins Leben getretene „Deutsche Hilfsverein" hat seinen ersten Jahresbericht erstattet.

Seine Stifter haben 13,320 Fl. gespendet, mit den verschiedenen Jahresbeiträgen hat er 15,199 Fl. eingenommen.

Im Laufe des Jahres wurden 517 Personen mit 1202 Fl., also der Kopf mit der bescheidenen Summe von 2 1/2 Fl. betheilt, 423 Bittsteller wurden abgewiesen.

Die deutsche Reichsregierung hat dem Verein übrigens einen Jahresbeitrag von 1500 M., Bayern und Sachsen je 500 M., Württemberg 400 M., Baden und Braunschweig je 300 M. zugesichert, und der Verein gewährt außer der Geldunterstützung auch unentgeltlichen ärztlichen und Rechtsbeistand.

Das Ehrenpräsidium führt jetzt der deutsche Botschafter Prinz Heinrich VII. Reuß, Ehrenmitglieder sind die Gesandten von Bayern und Sachsen, Präsident ist der württembergische Gesandte.

Der Asylverein für Obdachlose in Berlin

hat mit dem neuen Jahre das erste Decennium seines Bestehens zurückgelegt.

Im Jahre 1869 das Asyl mit 12,788 weiblichen Insassen eröffnend, hat er bis jetzt 67,451 Frauen, 70,555 Mädchen, 19,534 Kinder, 1108 Säuglinge, und 548,919 Männer, zusammen 707,567 Personen beherbergt.

Im Jahre 1869 in der hüttenartigen alten Artilleriewerkstatt an der Marschallsbrücke mit nur einem Saale für 10 Betten begründet, die der Privatwohlthätigkeit zu danken waren, besitzt der Verein gegenwärtig drei Grundstücke, von denen zwei zu Asylen eingerichtet sind, während das dritte Miethszwecken dient.

Seit seiner Begründung sind dem Asylverein an Vermächtnissen 67,733 Mark zugeflossen; im letzten Jahre 15,000 Mk. von dem verstorbenen Bankier Emanuel Bendix und eines von 30,000 Mark vom verstorbenen Dr. Otto Marckwald steht noch aus.

Seit seiner Begründung hat der Verein aus freiwilligen Beiträgen überhaupt 481,940 Mk. eingenommen und 201,722 Mk. ausgegeben, so daß ein Vermögensbestand von 280,218 Mk. verbleibt.

Im vorigen Jahre stellte sich die Frequenz im Männer-Asyl auf 106,185 (gegen 1877 + 9315), im Frauen-Asyl 14,053 (— 43). Unter den Asylistinnen befanden sich 7005 Frauen (+ 541), 6391 Mädchen (+ 220), Kinder 445 (— 231) und 192 Säuglinge (— 70). Im Jahre 1878 nächtigten 120,238 Personen oder 329,41 pro Nacht, gebadet haben im Männer-Asyl 14,265, im Frauen-Asyl 1171, so daß 1878 9845 Personen mehr genächtigt und 3592 Personen mehr gebadet haben als 1877.

Der Kostenaufwand stellte sich im Männer-Asyl auf 15,681 Mk. (14,76 Pf. pro Nacht und Kopf), im Frauen-Asyl auf 6529 Mk. (46,45 Pf.), die Gesammt-Unkosten auf 27,481 Mk. (22,86 Pf.).

Das Heimathaus für Töchter höherer Stände zu Berlin, Besselstraße 2,

vor etwa 5 Jahren durch die Gunst des Publikums zu dem Zweck, mittellosen und verwaisten jungen Mädchen aus besseren Familien neben einem gemüthlichen Heim Ausbildung für einen selbsterhaltenden Beruf zu gewähren, ins Leben gerufen, hat sich je länger, desto mehr, in den weitesten Kreisen einer wohlwollenden Beachtung zu erfreuen gehabt und diesem Umstande vornehmlich zu danken, daß sich das Institut auch unter der Ungunst der Zeitverhältnisse allmählig vergrößert und gehoben hat.

Die Anfangs sehr geringe Zahl der Zöglinge ist mit Ende 1878 bereits auf 40 gestiegen. Dies schnelle Emporblühen giebt den besten Beweis für die Zweckmäßigkeit des Instituts und dessen gesunde innere Organisation.

Um den Zöglingen ein weiteres Feld für ihre Ausbildung zu bieten, wird an der mit dem Heimathause verbundenen Handels- und Gewerbeschule zum 1. April noch ein Vorbereitungs-Cursus zum Eintritt in das Lehrerinnen-Seminar, sowie ein Cursus zur Vorbereitung für das Handarbeitslehrerinnen-Examen eröffnet werden.

Möchten diese neuen Einrichtungen gleichfalls Segen bringen und das weitere Emporkommen des Instituts fördern.

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben: Carl Heymann's Verlag, Mauer-Straße Nr. 63—65, W., machen zu wollen.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 2. April 1879. **Nr. 14.**

Preußische Genossenschaft.

Diejenigen Herren Johanniter-Ritter der Preußischen Genossenschaft, welche ihren Beitrag für 1879 von 50 Mark an den Herrn Schatzmeister: Landhofmeister Grafen zu Eulenburg, in Berlin, noch nicht gezahlt haben, ersuche ich, da derselbe sein Amt als Schatzmeister wegen schwerer Erkrankung niedergelegt hat, den genannten Jahresbeitrag an den Rechtsritter Freiherrn von Tettau, auf Tolks bei Bartenstein in Ostpreußen, der provisorisch die Geschäfte als Schatzmeister übernommen hat, recht bald einsenden zu wollen.

Schlobitten, den 26. März 1879.

Der Commendator

Graf zu Dohna-Schlobitten.

Bad Polzin.

Von Ed. Lehmann.

Unter den Orten, welche der leidenden Menschheit zur Linderung ihrer Schmerzen und zur Heilung schwerer Gebrechen Gelegenheit geben, verdient Polzin in erster Reihe genannt und in weiteren Kreisen bekannt zu werden.

Zwei Dinge sind es, welche diese Gelegenheit bieten: das Johanniterkrankenhaus und das Bad Polzin.

Die segensreiche Wirksamkeit des ersteren ist in diesen Blättern schon öfter erwähnt und den geehrten Lesern bereits bekannt; dem zweiten sollen diese Zeilen gewidmet sein.

Zwei Stunden von dem Bahnhofe Rambin der Stettin-Danziger Eisenbahn entfernt, in der unmittelbaren Nähe der „pommerschen Schweiz" ist die Lage Polzins eine wahrhaft romantische. Fruchtbare Gärten und Felder, grüne Matten und waldige Höhenzüge wechseln in der Umgebung der Stadt in bunter Reihenfolge mit einander ab, bis sie auf der einen Seite in den mit riesigen Buchen und Eichen bewachsenen Bergzug übergehen, welcher parallel mit dem Ostseestrande die Wasserscheide zwischen der Persante und Warthe bildet und die „pommersche Schweiz" genannt wird, auf der andern Seite aber sich in unabsehbaren, bis zum Ostseestrande reichenden Fichtenwaldungen verlieren, deren aromatische Ausdünstungen einen so wohlthuenden Einfluß auf die Athemwerkzeuge ausüben.

An der Südseite der Stadt liegt ein anmuthiges, reizendes Thal, dessen Grund mit großen, sehr geschmackvollen Parkanlagen bedeckt ist, an welche sich auf der einen Seite die Gärten der verschiedenen Badehôtels, auf der andern Seite aber der Garten des Johanniterkrankenhauses anreicht.

An der Ost- und Nordseite dieses Thals zieht sich ein Ausläufer der Berge um dasselbe herum, auf welchem die Stadt sich amphitheatralisch erhebt und gegen Ost- und Nordwinde Schutz gewährt, während auf der Süd- und Südwestseite die milderen Winde ungehindert eindringen können. Von dieser Seite fließt auch ein Bach in dasselbe hinein, welcher wie alle kleineren Berggewässer im Sommer nur wie ein feines Silberband sich friedlich hindurchschlängelt, im Frühlinge aber, wenn der Schnee der Berge von der Sonne geschmolzen wird, wie ein wüthender, tobender Strom zwischen den steilen Ufern dahinrast und mit seinen schäumenden Wogen alles mit sich fortreißt und alle Banden durchbricht, welche nicht fest wie Felsen stehen.

So hat der Strom auch das westliche Ende des Höhenzuges durchbrochen, auf welchem die Stadt erbaut ist, und dadurch ein so hohes, steiles Ufer erzeugt, daß es die alten Ritter für sicher genug hielten, ihr Schloß darauf zu erbauen.

Die Aussicht von letzterem ist überraschend schön. Bei einem Blicke nach Südosten haben wir den schönen Park vor uns, in dessen schattigen Steigen die Badegesellschaft behaglich lustwandelt, links sehen wir die Stadt in einem großen Bogen das Thal umfangen, rechts aber das Johanniterkrankenhaus in seinen schönen Gartenanlagen und im Hintergrunde den mit einem herrlichen Laubwalde gekrönten Gebirgszug der „pommerschen Schweiz."

Die Heilquellen Polzins, welche im Jahre 1688

entdeckt worden sind, zogen bald eine Menge Kranker und Leidender an, deren Zahl bei der sehr günstigen Wirkung, welche ihr Gebrauch auf einzelne Leiden, namentlich chronischen Rheumatismus und Lähmungen ausübte, sich von Jahr zu Jahr vergrößerte.

Als dann der Herzog Ferdinand von Curland mit einem ansehnlichen Gefolge in den Jahren 1712 und 1713 die Bäder Polzins mit sehr günstigem Erfolge gebraucht hatte, wurde Polzin einer der besuchtesten Badeorte Norddeutschlands und der Sammelplatz besonders des pommerschen und polnischen Adels, welcher dem Badeleben einen hohen Glanz verlieh.

Aber wie vieles andere, so wurde auch das polziner Badeleben durch das schwere Jahr 1806 und seine politischen Ereignisse zerstört, wenn auch in den folgenden Jahren noch eine Anzahl Schwerkranker das Bad besuchte, um in stiller Zurückgezogenheit den Gebrauch ihrer Glieder wieder zu erlangen.

Erst nach Beendigung des Befreiungskrieges nahm das Badeleben einen neuen Aufschwung, welcher in den dreißiger Jahren seinen Höhepunkt erreichte, in den vierziger Jahren aber wieder erlahmte, obgleich die vortreffliche Wirkung der Quellen bei verschiedenen Krankheiten allgemein anerkannt und von den Leidenden selbst außerordentlich gerühmt wurde. Das Modewerden des Besuchs der Luxusbäder Süddeutschlands mit ihren Spielsälen und die Verkehrserleichterung durch die Eisenbahnen waren die Ursache dieses Rückganges. Nur die Unbemittelten und die Schwerkranken, welche durch ihre Leiden an weiten Reisen und an dem Genusse der Vergnügungen gehindert waren, kamen hierher.

In Folge dessen verloren die hiesigen Badbesitzer leider den Muth und die Lust, die Bade-Einrichtungen in gutem Stande zu halten und für den nöthigen Comfort zu sorgen, so daß der Tadel über die hiesigen Einrichtungen allmälig immer mehr ein gegründeter wurde.

So standen die Sachen, als im Jahre 1855 die Eröffnung des hiesigen Johanniter-Krankenhauses dem Verfalle Einhalt that, und die neue Zeit einer nie geahnten Blüte des Bades herbeiführte, nicht als ob der Johanniterorden die Absicht gehabt, oder etwas gethan habe, was direct zur Hebung des Bades beitragen sollte, sondern indirect und ohne es zu beabsichtigen, hat sich der Segen, welcher hier auf dem Ordenskrankenhause ruht, auch in weitere Kreise verbreitet und außerhalb des Krankenhauses Einrichtungen hervorgerufen, welche der leidenden Menschheit Linderung ihrer Schmerzen und Heilung ihrer Gebrechen verschafft haben.

Schon bei der Frage, an welchem Orte dieser Gegend das Krankenhaus erbaut werden sollte, war nämlich die Wahl auf Polzin gefallen, weil es eine sehr gesunde Luft und sehr kräftige Heilquellen habe. War doch seit Menschengedenken keine Epidemie von Typhus oder ähnlichen Krankheiten hier gewesen, und hatte die Analyse der Quellen ergeben, daß sie zu den stärksten Stahlquellen Deutschlands gehörten und daß in der unmittelbaren Nähe der Stadt ein großes Moorlager wegen seines hohen Gehalts an Eisen und Schwefel den stärksten Mineral-Mooren an die Seite gestellt werden mußte.

Diesem Ergebnisse entsprechend wurde in einem Flügel des Krankenhauses ein Badehaus mit allen Einrichtungen angelegt, welche zur Heilung der schwersten Leiden dienlich waren. Bei aller Einfachheit ist dasselbe von allen Sachverständigen für ein Musterbadehaus erklärt worden.

Die Erfolge, welche hier erzielt wurden, übertrafen alle Erwartungen, so hoch auch dieselben gespannt waren. Die schwersten Formen der hierher gehörenden Krankheiten, welche allen andern Mitteln getrotzt hatten, wurden hier geheilt, ja viele Kranke, welche die berühmtesten Bäder mehrere Jahre hindurch vergebens besucht hatten, fanden hier ihre Gesundheit wieder.

Da aber das Krankenhaus vorzugsweise für Arme bestimmt ist, so sehnten sich die reichen Kranken, welche die günstigen Heilungen vor Augen hatten, nach ähnlichen Anstalten.

Diesem Verlangen entsprechend, wurden im Jahre 1866 zwei Badehôtels erbaut, in welchen man wohnen und baden konnte; allein bei dem immer größer werdenden Andrange der Leidenden reichten ihre Räumlichkeiten lange nicht aus und erst, als dieselben nach einigen Jahren erweitert und noch drei neue große Badehôtels erbaut wurden, war dem Bedürfnisse für den Augenblick Genüge geschehen.

Da alle diese Badehôtels sich das Badehaus des Johanniterkrankenhauses zum Muster für ihre Bade-Einrichtungen nahmen, so ist es erklärlich, daß die Bade-Einrichtungen Polzins die der meisten Badeorte Deutschlands an Zweckmäßigkeit bei weitem übertreffen. Denn nicht allein alle Arten von Bädern, namentlich Stahl- und Moorbäder, russische Dampf- und Fichtnadel-Bäder können gegeben werden, sondern es sind auch Vorrichtungen getroffen, daß jede Art von Douchen und Brausen in jeder beliebigen Temperatur angewandt, der Gehalt der Bäder an Kohlensäure genau nach der ärztlichen Vorschrift abgemessen werden, und daß jeder Badende, ohne sich einer Erkältung auszusetzen, von dem Badezimmer in seine Wohnstube gelangen kann.

Wie bei dem Bau der Badehäuser, so war auch bei der Anlage der Promenaden die Rücksicht auf die Kranken das leitende Princip, welchem die andern sich unterordnen mußten. Abhaltung der rauhen Nord- und Nordostwinde, Zulassung der milderen, reinen südwestlichen Bergluft, Schutz des Promenirenden gegen grellen Sonnenschein, aber ungehinderte Einwirkung der Sonne auf die vor Augen liegenden grünen Rasenplätze: das war das Ziel, welches man bei der Anlage der Promenade und der spätern Erweiterung derselben zu erreichen suchte, um den Kranken Gelegenheit zu geben, sich möglichst viel im Freien aufzuhalten.

Denn wie in Görbersdorf bei Brustkranken, so hatte man hier sowohl bei Blutarmen und Nervenkranken, als auch bei Rheumatikern die Erfahrung gemacht, daß der regelmäßige Genuß der reinen, frischen aber vor

Nord- und Nordostwinden geschützten Bergluft zur Befestigung der Gesundheit wesentlich beiträgt.

Damit aber auch diejenigen, welchen die Schmerzen in den Füßen das Gehen auf dem Steinpflaster und den harten Kieswegen verbieten, im Stande sind, im Freien nicht blos zu fahren, sondern selbst zu gehen, so ist ein Theil der Steige mit Lohe (statt mit Kies) beschüttet. Auf diesen weich-elastischen Steigen können viele Kranke spazieren gehen, welche den ganzen Winter sich nicht aus dem Zimmer gewagt haben wegen der empfindlichen Schmerzen, die sie bei jedem Schritte in den Füßen fühlten. Ueberraschend günstig ist der Einfluß der selbstständigen Bewegung auf den Stoffwechsel und das Aussehen des Kranken einerseits, wie auf seine Stimmung anderseits, weshalb man denn auch nicht selten von den Kranken die Aeußerung hört, daß sie sich wie ganz verwandelt und neugeboren vorkommen.

Bei dieser Vortrefflichkeit der Kurmittel und der Einrichtungen zu ihrem Gebrauche ist es nicht zu verwundern, daß sich die Frequenz des Bades ganz außerordentlich, und zwar um das Zehnfache, gesteigert hat, und der Ruf des Bades nicht allein über die Provinz hinaus, sondern auch bis in andere Länder und Welttheile gedrungen ist, so daß nicht allein Pommern, sondern auch Ost- und Westpreußen, Posen, Schlesien, die Mark, besonders Berlin, Sachsen, Meckleuburg, ja sogar Rußland, England und Amerika ihr Contingent geliefert haben.

Fassen wir nun zum Schlusse die Hauptpunkte dieser Mittheilungen in wenige Worte zusammen, so gelangen wir zu folgenden Sätzen:

1) Polzin besitzt in seiner reinen, frischen Bergluft, den starken Stahlquellen, welche mit und ohne Kohlensäure gebraucht werden, in den viel Eisen und Schwefel enthaltenden Moorbädern Mittel, welche bei Blutarmuth, Schwäche, Lähmungen, Nervenkrankheiten und chronischem Rheumatismus von außerordentlich günstiger Wirkung sind;
2) die zum Gebrauche dieser Kurmittel getroffenen Einrichtungen sind musterhaft;
3) die Frequenz des Bades ist in schnellem Wachsen begriffen,

und können im Interesse der leidenden Menschheit die Hoffnung und den Wunsch hinzufügen, daß dies Bad in immer weiteren Kreisen bekannt und von einer noch größeren Zahl von Leidenden besucht werde.

Die Diakonissen-Anstalt in Altona

ist im letzten Jahr von dem Johanniterorden mit einer außerordentlichen Beihilfe von 20 000 M. zur Schuldentilgung unterstützt worden, und ein Delegirter des Ordens, Oberst van Iglinitzki, in den Vorstand derselben eingetreten.

In Betreff dieser Anstalt entnehmen wir dem Bericht für 1878 folgende Mittheilungen:

Im verflossenen Jahr 1878 sind von den Diakonissen unserer Anstalt im Ganzen über 1400 Kranke verpflegt worden und haben außerdem über 250 Kinder unter Aufsicht und Pflege derselben gestanden. Das ergiebt eine bedeutende Steigerung im Verhältniß zum Vorjahr, wo wir etwa 1000 Kranke und nur ganz wenige Kinder zu verzeichnen hatten.

Auch die Zahl unserer Stationen außerhalb des Mutterhauses haben sich von 9 auf 12 vermehrt. Bisher war es 1. die Gemeindepflege, welche vom Diakonissenhause direct ausgeht, 2. die Gemeindepflege in der Hauptparochie zu Altona, unter Leitung von Pastor Biernatzki, 3. die Gemeindepflege des weibl. Vereins zu Altona, 4. die Gemeindepflege des Vaterländischen Frauen-Vereins in Schleswig, 5. das Hospital der Christine-Friederike-Stiftung in Hadersleben, 6. das Kinderhospital in Altona, 7. die Gemeindepflege in Kiel, 8. die Gemeindepflege in Wandsbeck, 9. die Gemeindepflege in Hadersleben.

Zu denselben ist hinzugekommen 10. die Gemeindepflege in Neumünster, 11. das Krankenhaus in Segeberg, 12. die Gemeindepflege in Ottensen.

Innerhalb der einzelnen Arbeitsfelder ist die Arbeit den Varjahren gleich geblieben, an manchen Orten hat sie sich wesentlich erhöht. So stieg im Kinderhospital die Zahl der Kinder von 81 auf 96, namentlich aber die Zahl der Pflegetage van 11 342 auf 13 162. In dem mit dem Diakonissenhause verbundenen Krankenhause für Frauen stieg die Zahl der Kranken von 87 des Vorjahres mit 5143 Tagen auf 130 mit 7001 Pflegetagen. Namentlich aber zeigt das Krankenhaus in Hadersleben seit der Uebernahme durch unsere Schwestern vor 5 Jahren eine jährliche durchschnittliche Steigerung der Krankentage um ca. 100.

Unsere Jahresrechnung können wir ahne Deficit abschließen, unsere Capitalschuld hat sich durch ein reiches Geschenk des Johanniterordens van ca. 75 000 M. auf ca. 55 000 M. herabgemindert.

Die Zahl unserer Schwestern ist van 32 des Vorjahres auf 34 gestiegen (jetzt 35, mehrere Meldungen zum Frühjahr liegen vor.) Davon sind 15 eingesegnete Diakonissen, 19 Probeschwestern; 7 arbeiten in Altona außerhalb des Mutterhauses, 12 auf den Stationen in der Provinz, die übrigen (meist Probeschwestern) sind im Mutterhause.

Auch mehrere andere Erweiterungen sind zu erwähnen.

Zunächst das Männerkrankenhaus.

Die Nöthigung ein solches zu besitzen ergab sich aus dem doppelten Umstande, daß wir öfter um Aufnahme kranker Männer angesprochen wurden und doch solche Bitten nicht gewähren konnten, weil in den 12 Krankenzimmern (zu ca. 30 Betten im Ganzen), welche wir besitzen, nicht wohl außer den Frauen, die wir bisher allein verpflegten, auch noch Männer untergebracht werden konnten. Sodann war uns solches namentlich wichtig für die vollständige und allseitige Ausbildung

unserer Schwestern in der Pflege. Ein vorläufiger Anschlag nannte die Summe von 9000 M. als zum Bau nöthig, wenn man sich mit einer bloßen sogenannten massiven Winterbaracke begnügen wollte. Da wurde der Gedanke ausgesprochen: Sollte die Anstalt nicht 90 Freunde haben, welche, jeder 100 M. beitragend, ihr die Männerstation schenkten? Nicht alle 90 Freunde sind gekommen, aber doch sehr viele, und für die, welche nicht kamen, sonden sich andere mit doppelt und dreifach gefüllter Hand ein. So erfuhren wir namentlich die freudige Ueberraschung, daß Se. Majestät der Kaiser uns ohne unser Bitten und Zuthun die reiche Gabe von 1000 M. für diesen Zweck zu Theil werden ließ. Freunde im Kreise Hadersleben brachten 3048 M. 3 Pf. zusammen, die Herr Landrath v. Rosen einsandte und welche die Geber ausdrücklich als Erweis ihres Dankes angesehen wissen wollten für die Arbeit, welche unsere Schwestern in der Christine-Friederike-Stiftung nebst Kreiskrankenhaus in Hadersleben seit 1874 geleistet haben. Indem wir allen Gebern und Sammlern Dank sagen, sprechen wir besondere Freude darüber aus, daß unsere Anstalt auch in der Nordmark unserer Provinz solche thatkräftige Freunde hat. Je näher wir aber der Möglichkeit kamen, den zuerst gefaßten Plan auszuführen, desto mehr machte sich das Verlangen geltend, statt einer Baracke gleich ein zweites solid gebautes und zweckmäßig eingerichtetes Krankenhaus herstellen zu können. Auch dieser Wunsch wurde erfüllt, als ein ungenannter Freund der Anstalt zu diesem Zweck auf zehn Jahre ein unverzinsliches Darlehn von 10 000 M. darbot. Die Mittel, welche noch Eingang dieser Gaben zur Erfüllung der Bausumme noch nöthig waren, sind uns durch ein Geschenk der „Direktion des gemeinschaftlichen Fonds der Schleswig-Holsteinischen adeligen Klöster und Güter" im Betrage von 5000 M., das im Anfang des laufenden Jahres 1879 einging, dargeboten worden, so daß also mit Ausnahme des zinsfreien Darlehns von 10 000 M. die schuldenfreie Errichtung des Baues gesichert ist. Da das Männerkrankenhaus auf über 20 Betten I., II. und III. Classe eingerichtet wird, so wird die Gesammtzahl unserer Krankenbetten dann über 50 betragen und dürfte damit den Bedürfnissen der Anstalt, soweit wir sie jetzt übersehen und soweit der Zweck: Diakonissen in der Krankenpflege auszubilden, bei einem solchen Krankenhause, das in Verbindung mit dem Diakonissenmutterhause steht, zuerst und zumeist in Frage kommt, völlig Genüge gethan sein. Namentlich, wenn man hinzunimmt, daß auch das von unsern Schwestern besetzte und hier am Orte befindliche nur wenige Schritte von der Anstalt entfernte mit 40 Betten besetzte Kinderhospital nach Lage der Umstände auch für die praktische Ausbildung der Schwestern mit eine Hilfe ist.

Bereits im vorigen Bericht wurde die Gründung einer Sonntagsschule erwähnt. Diesmal kann gesagt werden, daß sie sich erfreulich weiter entwickelt resp. auf der gleich Anfangs erreichten Stufe erhalten hat, über welche, was die Kinderzahl von co. 80 anlangt, ein Hinausgehen leider bei unseren ganz besetzten Räumlichkeiten unmöglich ist. Die Schwestern, welche dazu in einer besonderen Stunde am Sonnabend vorbereitet werden, unterrichten die einzelnen Gruppen. Anfang und Schluß ist gemeinsam, Gesang, Gebet, Zusammensprechen eines Hauptstücks des Katechismus wechseln ab. Das Ganze dauert kaum länger als eine Stunde und wird in der denkbar einfachsten Weise betrieben. Zur Beförderung des Gesangs findet abwechselnd für die größeren Knaben und Mädchen allwöchentlich eine Singstunde statt. Besonders erfreulich ist es, den sich das ganze Jahr hindurch gleichbleibenden Eifer der Kinder im Besuch der Sonntagsschule zu constatiren, wie auch deren gutes gesittetes Betragen, sobald sie unsere Räume betreten — eine Erscheinung, welche von der sonst hierorts oft bemerkten Unbändigkeit der Kinder angenehm sich unterscheidet. — Möchte aus der hier gestreuten Saat auch ein Segen für die Ewigkeit erwachsen.

Eine weitere Thätigkeit haben wir gleichfalls in diesem Jahre, und zwar am 1. Mai begonnen; nämlich in unserer Warteschule (Kleinkinderschule). Auch hier ist der Zudrang so groß, daß wir Kinder abweisen müssen. Sehr angenehm war es, daß wir in der Steinstraße, der Diakonissenanstalt gerade gegenüber, eine passende Wohnung in einem Unterhause nebst Spielplatz für unsere 60 — 70 Warteschulkinder fanden und miethen konnten. Die Kinder verbringen hier unter Spiel und Gesang, Beschäftigung und Unterweisung den ganzen Tag, im Winter bis zum Dunkelwerden. Mittags gehen sie nach Hause, da wir die Kleinen nicht verköstigen. Das Schulgeld beträgt nur 10 Pf. die Woche. Die Warteschule bietet uns zugleich Gelegenheit diejenigen unserer Diakonissen, welche dazu sich eignen, für die Leitung von Warteschulen auszubilden. Auch diese Arbeit ist nicht eine von uns erdachte und erzwungene, sondern wir sind durch Bitten und Anfragen zu ihr gedrängt worden."

Der christliche Männer-Kranken-Verein zu Berlin hat seinen 45. Jahresbericht veröffentlicht, in welchem hervorgehoben wird, daß zwar die Thätigkeit des Vereins im verflossenen Jahre nicht von derjenigen der vorhergehenden abgewichen ist, die Gaben an arme Kranke jedoch leider noch mehr als zuvor haben eingeschränkt werden müssen.

Es betrug die Einnahme nur 12 580 M. 69 ₰, zu welcher 4 621 Mitglieder und 1 492 Wohlthäter beisteuerten. Dieser steht indeß trotz größter Einschränkung eine Ausgabe von 20 012 M. 9 ₰ gegenüber, so daß wiederum 7 431 M. 40 ₰ mehr ausgegeben als eingenommen sind, und in Folge dessen der Depositalfonds derart erschöpft ist, daß sogar der bisher eiserne Bestand hat angegriffen werden müssen.

Das Kuratorium bittet deshalb erneut, den Verein in dieser Zeit andauernder Erwerbslosigkeit nach Kräften

zu unterstützen, damit er auch fernerhin wenigstens in dem bisherigen Umfange Unterstützung und Pflege hilfebegehrenden, mittellosen Kranken zu gewähren vermag, was nicht mehr möglich ist, wenn ihm die erforderlichen Geldmittel nicht reichlicher zufließen, als in den letzten Jahren.

Der Verein hatte am Schlusse des Jahres 1877 einen Krankenbestand von 195 Personen, dazu sind im Laufe des letzten Jahres 455 Kranke neu hinzugekommen, im Ganzen also 650 Kranke vom Vereine besucht und unterstützt worden. Davon sind 282 als genesen abgemeldet worden, 74 in Krankenhäuser gekommen und 135 gestorben, mithin 159 in Pflege verblieben. Die höchste Krankenzahl (251) wies der Februar auf, die niedrigste fand sich am Jahresschlusse (Ende Juni pr.), nämlich 173. Durchschnittlich waren während des vergangenen Berichtsjahres dauernd 219 Kranke in Pflege, eine größere Durchschnittszahl, als der Verein je aufzuweisen gehabt. Ursache davon ist die große Noth unter den armen Kranken hiesiger Stadt.

Das Elisabeth-Kinder-Hospital zu Berlin,

dessen 36. Jahresbericht vor Kurzem veröffentlicht worden ist, hat nach demselben am Anfange des Jahres 1878 einen Bestand von 39 Kindern aus dem Vorjahre aufzuweisen gehabt, zu denen im Laufe des Berichtsjahres 64 neu aufgenommen wurden, so daß die Anstalt im Ganzen während des letzteren 103 Kinder in Pflege hatte. Eine Anzahl derselben weilte jedoch nicht lange im Hospitale, weshalb trotz der größeren Kinderzahl die Pflegetage die Höhe derer im Vorjahre nicht erreichten. 35 Kinder konnten den Eltern völlig geheilt zurückgegeben werden, 7 wurden wesentlich gebessert entlassen, 3 nahmen die Angehörigen vor beendeter Kur wieder fort, 21 starben.

Ihrem Grundsatze getreu, die Kinder ohne Unterschied der Confession aufzunehmen, verpflegte die Anstalt im verflossenen Jahre 5 katholische und 5 jüdische Kinder.

Sehr segensreich für das Haus waren wiederum die monatlich von den Hofgeistlichen abgehaltenen Bibelstunden, an welche sich mehrfach die Feier der heiligen Taufe schloß.

Die Einnahme des Jahres 1878 belief sich auf 36,020 M. 42 Pf., die Ausgabe auf 34,974 M. 58 Pf.; es verblieb mithin ult. December pr. ein Bestand von 1045 M. 84 Pf.

Unter den außerordentlichen Zuwendungen sind diejenigen Ihrer Majestät der Kaiserin und einer anderen Wohlthäterin der Anstalt von je 300 M. hervorzuheben.

Der Bericht gedenkt schließlich auch noch eines Mannes, welcher recht eigentlich als Begründer des Hospitals zu betrachten ist: des im vergangenen Jahre aus dem Leben geschiedenen General-Lieutenants a. D. v. Webern, Rechtsritter des Johanniter-Ordens. Er war es, der vor nunmehr 36 Jahren, angeregt durch Ihre Majestät die Hochselige Königin Elisabeth, mit gleichgesinnten Freunden das Elisabeth-Kinder-Hospital in's Leben rief und dessen gedeihliche Entwickelung stets auf treuem Herzen getragen hat.

Die „Luisen-Stiftung 1776—1876“ in Berlin,

aus Anlaß des hundertjährigen Geburtstages der Hochseligen Königin Luise am 10. März 1876 zu dem Zwecke in's Leben gerufen, begabten Kindern beiderlei Geschlechts, ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses, aus den Volks- und Elementarschulen der Städte und des platten Landes, nach Kräften bis zu ihrer Selbstständigkeit Beistand zu gewähren, hat am 10. d. Mts. ihre dritte General-Versammlung abgehalten. In derselben wurde Seitens des Curatoriums der Jahresbericht für die Zeit vom 10. März 1878 bis dahin 1879 vertheilt, dem wir entnehmen, daß die Stiftung in stetem Fortschritte begriffen ist.

Die große Theilnahme, welche derselben im verflossenen Jahre, namentlich hier in Berlin, entgegen gebracht wurde, gestattete es, am 31. December 1878 mit einem reinen Zuwachs von 7829 Mark, das ist 300 Mark mehr, als aus den beiden ersten Jahren zusammen, abzuschließen; so daß das Kapital-Vermögen bereits auf 15,334 Mark in sicheren zinstragenden Papieren und baarer Kasse angewachsen ist.

Dabei konnte das Curatorium, der ihm gestellten Aufgabe entsprechend, Unterstützungen gewähren:

am 10. März 1877 an 29 Kinder im Betrage von 1450 M.
„ 9. „ 1878 „ 35 „ „ „ „ 1741 „
3191 M.
zu welchen hinzutreten
am 10. März 1879 „ 43 „ weitere . . 2025 „
ergiebt . . . . 107 „ und 5216 M.

Nähere Auskunft über diese Stiftung ertheilen gern: Director Marienfeld, Linkstraße 2, Geheimer Hofrath Herrlich, Potsdamerstraße 134c, Kaufmann R. Lietzmann, in Firma J. A. Lutze, Heilige Geiststraße 16 zu Berlin.

Christliche Kunst.

Der Verein für religiöse Kunst in der evangelischen Kirche zu Berlin, welcher auf eine 26jährige gesegnete Wirksamkeit zurückblickt, will hiermit den evangel. Gemeinden, Geistlichen und Kirchenpatronen seine unentgeltlichen Hülfleistungen bei Allem, was zur Ausstattung des Kirchen-Innern an Gegenständen der bildenden Künste wie an Geräthschaften und Utensilien gehört, erneuert anbieten.

Im Besitze von 3 schönen Originalgemälden, vermag der Verein durch Copien von denselben würdige Altarbilder zu mäßigen Preisen ausführen zu lassen, während er ebensowohl in der Lage ist, durch seine Beziehungen zu namhaften Künstlern auch Originalgemälde jeden Gegenstandes der Heilsgeschichte zu annehmbaren Preisen vermitteln zu können.

Bei Anschaffungen von Kirchengeräthen 2c. gewährt die Hilfleistung des Vereins den dreifachen Vortheil stylvoller Formen, mustergültiger Herstellung und mäßiger Preise.

Mitglied des Vereins kann jeder werden, der einen Jahresbeitrag von 3 Mark bezahlt. Ein solcher von mindestens 6 Mark giebt das Recht zum Empfange der vom Verein alle 2 oder 3 Jahre herauszugebenden schönen Kunstblätter. Außerdem vertheilt der Verein an alle seine Mitglieder in Quartalheften die in Stuttgart erscheinende vortreffliche Zeitschrift: „Christliches Kunstblatt für Kirche, Schule und Haus," deren Jahrgang im Buchhandel 4 Mark kostet. Die auswärtigen Mitglieder haben ihrem Jahresbeitrage 50 Pfg. an Portovergütung beizufügen und erhalten dafür die Zusendung jener Hefte franco.

Patrone, Geistliche und Gemeindekirchenräthe, welche zur Beschaffung von Altargemälden oder kirchlichen Geräthschaften den Beirath resp. die Vermittelung des genannten Vereins in Anspruch zu nehmem wünschen, wollen sich deshalb an den Vorsitzenden desselben, Generalmajor z. D. v. Meyerinck, Berlin W., Matthäikirchstraße 25, wenden. Beitrittserklärungen zum Verein sind mit Einsendung des Jahresbeitrages an den Schatzmeister, Verlagsbuchhändler Ernst, Berlin W., Wilhelmstraße 90, zu richten.

Bildung eines Vereins zur Förderung des Wohles der Arbeiter.

Von einer Anzahl angesehener Männer aus parlamentarischen und industriellen Kreisen wird ein Aufruf erlassen zur Bildung eines Vereines zur Förderung des Wohles der Arbeiter. Die Aufgabe dieses Vereins, welcher den Namen „Concordia" führen soll, wird es sein, ganz allgemein und nach jeder in Betracht kommenden Richtung die sittliche und materielle Hebung des Arbeiterstandes nach Kräften zu befördern und allen hierauf gerichteten Bestrebungen als Mittel- und Stützpunkt zu dienen.

Der Verein wird diesen Zweck zu erreichen suchen einerseits durch die geistige Erziehung der Arbeiter mittelst Fortbildungsschulen, Bildungsvereinen, Beschaffung guter Lektüre, Einrichtung von Lesezimmern u. s. w., andererseits durch Hebung der materiellen Lage durch Anregung zur Beschaffung guter und gesunder Wohnungen, was durch Gründung von Häuserbaugenossenschaften in vielen Fällen zu bewirken sein wird, durch Verbesserung der Ernährung, wofür Konsumvereine, Menagen u. s. w. wirken sollen, durch Sicherung der Arbeiter und ihrer Familien gegen die aus zeitweiliger oder dauernder Erwerbsunfähigkeit in Folge von Krankheit, Invalidität oder Tod des Ernährers erwachsenden Gefahren, wozu die Gründung und Bildung von entsprechenden Versicherungsvereinigungen oder der Eintritt einer größeren Anzahl in bereits bestehende Gesellschaften zur Herbeiführung günstigerer Bedingungen ins Auge gefaßt werden soll u. s. w. In gleichem Sinne soll die Vermittlung billiger Mobiliarversicherungen bewirkt werden, wenn auch als wichtigere Aufgabe, die nur durch die allgemeinste Betheiligung zu bewältigen ist, die Gründung von Arbeiter-, Invaliden-, Wittwen- und Waisenkassen, um den arbeitsunfähig gewordenen Arbeiter ebenso wie seine Hinterbliebenen vor Hilflosigkeit und Elend zu bewahren, angesehen werden muß.

In allen diesen Fällen und Richtungen wird der neu zu gründende Verein anregend einwirken, seinen Mitgliedern bei Schaffung der nöthigen Veranstaltungen mit Rath an die Hand gehen und sich durch Gründung und Organisation von Spezialvereinen, sei es nach Gewerken oder Landestheilen, welche die Ziele des Vereins zur praktischen Verwirklichung zu bringen haben, der Erreichung seiner vorgesteckten Aufgabe nähern, auch unter den genannten Spezialvereinen die erforderliche Verbindung herstellen und ihnen als zusammenfassendes Centralorgan dienen. Auch wird der Verein, so weit nöthig, von sich aus durch eigene Schöpfungen vorgehen und insbesondere die Herausgabe einer die Ziele des Vereins vertretenden Zeitschrift bewirken, welche u. a. auch dazu benutzt werden soll, eine gewisse Vermittelung auf dem Arbeitsmarkte eintreten zu lassen.

An alle Arbeitgeber und Freunde des Arbeiterstandes ergeht die Bitte um Beitritt zu dem Verein, der auch korporative Mitglieder umfassen soll. Die Organisation ist durch ein bereits entworfenes Statut vorläufig geregelt. Zur Besorgung der Vorarbeiten hat sich der Vorstand des Mittelrheinischen Fabrikantenvereins in Mainz erboten, an den deshalb Beitrittserklärungen zu richten sind. Der Mitgliedsbeitrag beruht auf freier Selbsteinschätzung, beträgt jedoch vorerst mindestens 5 *M.* pro Jahr sowohl für persönliche als für korporative Mitglieder. Bei Zahlung von mindestens 25 *M.* wird das Vereinsorgan unentgeltlich zugestellt.

(Reichs- und Staats-Anzeiger.)

Statistisches.

Dem auf Anregung Ihrer Königl. Hoheit der Frau Großherzogin von Sachsen-Weimar herausgegebenen Taschenbuch für Krankenpflegerinnen entnehmen wir, daß sich in den Seitens des Vaterländischen Frauenvereins in Preußen unterhaltenen beziehungsweise unterstützten Krankeupflegerinnen-Instituten, Krankenhäusern, Rettungshäusern und Stationen 187 Pflegerinnen befinden, welche in 10 Krankenpflegerinnen-Instituten, 36 Krankenhäusern und 43 Stationen vertheilt sind. Der Albertverein hat über 160 Pflegerinnen ausgebildet, die theils in Hospitälern, theils in Zweigvereinen thätig sind. Die Zahl der Pflegerinnen in Württemberg, die zur Centralleitung des württembergischen Wohlthätigkeitsvereines in Beziehung stehen, beträgt zwischen 60 und 70; der badische Frauenverein verfügt über 120 Pflegerinnen, der hessische Aliceverein über 51, der Weimarische über 16.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 9. April 1879. **Nr. 15.**

Die Garten-Wirthschaft des Johanniter-Hospitals zu Beirut.

In unzähligen Reisebeschreibungen kann man den Preis der landschaftlichen Schönheit unserer Stadt und ihrer Umgebung lesen; und wer hier lebt, erquickt sich wieder und immer wieder an der Wirklichkeit dieser Oase am Rande der Steinwüsten Syriens. Nie kam mir die Ueppigkeit der hiesigen Vegetation und der Liebreiz, den sie der in sie hineingebetteten Stadt verleiht, lebendiger zum Bewußtsein, als im Frühjahr 1877, wo ich gerade am 1. Mai wieder hier eintraf, nachdem ich drei Wochen in Jerusalem verlebt hatte, welches nach einem fast regenlosen Winter damals selbst im April nur wenig Grün aufzuweisen hatte. Hier dagegen prangte jeder Baum und Strauch im reichsten Blätterschmuck; grüne Saaten zogen sich unter den Maulbeerpflanzungen und über freie Felder hin. Selbst Wege und Stege waren eingefaßt und umrankt von allerlei Grün und Blüthen, die dann freilich später dem sengenden Strahl der Sommersonne nicht Stand halten.

Doch freilich ist nicht das ganze Territorium Beiruts so üppig und lieblich. Die Kehrseite der nach Norden schauenden Stadt bildet die Sandwüste auf der südlichen Hälfte dieses Vorsprunges der syrischen Küste in das Mittelmeer hinein; und auch in der Stadt und zumal westlich von ihr nach der Spitze von Ras Beirut hin, ragen kahle graue Felsen etwa 100 Fuß über das Meer empor. Auf diesen Felsenabhängen steht das West-Ende von Beirut, bewohnt hauptsächlich von Europäern, und je weiter nach Westen desto zahlreicher auch von Amerikanern, den Söhnen des Westens. Etwa in der Mitte zwischen der eigentlichen alten Stadt und dem weit draußen gelegenen American College und Medical Faculty steht das Johanniter-Hospital, an der sogenannten Preußen-Straße, mit der Front des Grundstückes sich an der Südseite dieser Fahrstraße hinziehend. Diese Vorderseite des Grundstückes ist etwa 130 Meter lang. Die längste Seite geht von dem Westende der Front nach Südwesten in einer Bodeneinsenkung, einer Art von kleinem Wadi (d. i. Flußthal) bis auf die Höhe des Felsplateaus, an dessen nördlichem Abhang das Gebäude mit dem weißen Johanniter-Kreuz an der Stirne sich erhebt. Diese westliche Grenzmauer wird ca. 140 Meter lang sein. Sie bildet etwa einen rechten Winkel mit der Straßenseite. Die übrigen Seiten sind sehr vielfach gebrochen. Man könnte aber die Größe des Grundstückes darstellen, indem man jenem rechten Winkel gegenüber eine dritte Seite zöge. Das also gewonnene rechtwinklige Dreieck würde einen Flächeninhalt von etwa 9000 Quadrat-Metern haben, also nicht ganz ein Hektar, ungefähr drei Morgen preußisch.

Die nördliche Hälfte des Grundstückes besteht aus Terrassen, zum Theil behufs Fundamentirung des Hauses selbst sehr sorgfältig und fest aufgemauert, zum Theil aber auch nur zur Herstellung bestellbaren Bodens errichtet. Hinter der Südseite des Hauses liegt ebenes Terrain, die Höhe des Plateaus. In der östlichen Hälfte des Gartens befindet sich ein ziemlich breites Thal, nach Norden zu offen, etwa 20 Fuß im Durchschnitt tief. Jenseits dieses Thales liegt die Poliklinik und Apotheke, in der Nordost-Ecke des Grundstückes.

Welch einen Anblick dies Stück Land darbot, als der Johanniter-Orden es im Jahre 1864 zu kultiviren begann, kann man noch heute sich leicht vorstellen, wenn man — und jeder Besucher des Hospitals wird dazu ermuntert — einen Blick auf das Nachbargrundstück wirft. Kahle Felsen, eintönig grau! Nur im Herbst und Frühjahr sprossen zwischen den Ritzen und Spalten allerlei Lilien des Feldes hervor. Hier und da hat sich auch in einer breiteren Vertiefung etwas Erde aufgesammelt und bildet einen größeren grünen Fleck. Mitten drin und zugleich oben drauf auf diesem Grundstück prangt ein arabisches Kaffee-Haus in unkultivirter Ursprünglichkeit. An Festtagen schwingt sich daselbst die liebe Jugend auf einer Schaukel in die Lüfte empor.

Schon die Brüder des Rauhen Hauses, die früher den Pfleger-Dienst im Krankenhause versahen, hatten ein wenig Gartenland in der Nähe des Hauses herzustellen gesucht. Aber die eigentliche Entstehung verdankt der

gegenwärtige Garten der jetzigen vorstehenden Diakonissin des Hauses, Schwester Saphie Gräff. Da mußten die Felsen springen und ihre Trümmer sich als Terassenmauern wieder zusammen fügen; manch wackeres Langohr hatte auf seinem Rücken den rothbraunen Sand aus der benachbarten Wüste herbeizuschleppen und also „Land“ herstellen zu helfen. 10 Jahre lang ging diese Kultur-Arbeit unter Schwester Saphie's Aufsicht und Leitung wacker vorwärts, von der Nachbarschaft des Hauptgebäudes immer weiter nach den Grenzmauern hin vordringend. Unser Würtemberger Hausmeier Gaßmann leitete die arabischen Tagelöhner durch gutes Beispiel zu salider Arbeit an. Ende 1877 waar die Arbeit im Wesentlichen vallendet. Die Gesammtkasten für Sprengung der Steine, Aufführung der Terrassen und Herbeischaffung des Sandes und Düngers hatten 14 564 Piaster betragen, d. h. c. 2330 Mark.

Auf dem also geschaffenen Grund und Boden stehen nun gegen 600 Bäume; davon ein Drittel Fruchtbäume, nämlich: Orangen, Mandeln, Aprikasen, Johannisbrodbäume, Feigenbäume, einige Apfelbäume und Nußbäume; ferner Palmen, Pappeln, Cypressen, Eukalyptus, Pinien; an den Wegen und Varplätzen der Gebäude Sensalachtbäume, mit ihren durch Pfrapfung erzeugten dichten Laubkranen köstlichen Schatten spendend; in der Thaleinsenkung an der westlichen Mauer ein Hain von Maulbeerbäumen, mit ihren saftigen großen Blattern hier zu Lande den Klee vertretend.*) Wenn unsere Palmen ihre Kronen erst höher gen Himmel heben werden, und die Cypressen, zumal die beiden vorn var dem Hauptgebäude bis zum Dache und über dasselbe hinausragen; wenn unsere Pinien-Wäldchen seinen würzigen heilkräftigen**) Schatten spenden wird, und die Eukalyptus-Bäume ihr Luftoerbesserungs-Werk kräftig treiben — wie wird das Hospital dann vallends die Besucher entzücken, die jetzt schan sa gern in diesen Garten kammen, um dart Leib und Seele zu erquicken!

Mit den Bäumen um die Wette wachsen unsere Bananen-Stauden, denen die schroffen Winde nur zu sehr die schönen 8 Fuß langen und fast 2 Fuß breiten Blätter zerfetzen, deren Früchte aber gar weich und süß und wahlduftend gerathen. Und an allerlei Mauern und Spalieren ziehen sich Weinreben hin, je eine lange Rebenlaube führt durch das Bananen-Thal hinüber nach der Poliklinik. Freilich keltern wir keinen Wein aan diesem eignen Wachsthum;***) aber in reichlicher Fülle labt im Sammer das Gewächs des Weinstackes, frisch abgepflückt, die Patienten und das Hauspersanal, wie auch manchen befreundeten Gast.

In nächster Nähe des Hauses liegen die Blumenbeete. An der Wand des Gebäudes rankt sich Epheu und ein Schlinggewächs mit reizenden hellblauen Blüthen empor. Zu Einfassungen der Beete sind Veilchen mit Varliebe verwendet. Ist der Winter nicht zu streng, giebts schon im Januar die ersten Blüthen. Wo man nichts Besseres hinzusetzen hat, wuchern Geranien in allen Farben und Schattirungen; Alaes, Agaven und Kakteen stehen hier und da, und können das ganze Jahr hindurch im Freien bleiben und wachsen. Viele Hunderte van Blumen, van allerlei guten Freunden dem Hause geschenkt oder im Tauschhandel abgegeben, erfreuen das Auge des Beschauers und zumal ihrer treuen Pflegerin durch reiche Mannigfaltigkeit der Farmen und Farben. Des Gartens Stolz aber sind veredelte Rosen, in deren Geschichte hier zu Lande der englische Arzt van Epochemachender Bedeutung ward. Immer neue Stöcke werden durch Schwester Sophie's Messer und Faden dazu angehalten, schönere Blüthen zu bringen, als ihre ursprüngliche Natur vermacht hätte, und regen in nachdenklichen Gemüthern den Wunsch an, sich auch ein neues Auge einsetzen zu lassen und dann hinzugehen und bessere, edlere Blüthen zu tragen.

Nur der achte Theil des Gartens aber ist den Blumen eingeräumt. Das Uebrige muß der Prosa des Lebens dienen. Da wachsen Kartaffeln, die schon um Neujahr ihren ersten Ertrag liefern, ferner Erbsen und Kichererbsen, Blumenkohl, Savayer Kahl und wackerer Kumst, Artischocken und Kuka, Rüben, Rettig, Radischen und Salat, zur Kost und Zukost für die Menschen; Wicke und Gerste für das Geflügel und die Vierfüßler. Und wer nun denkt, ich sei zu Ende mit der Aufzählung all unserer Pradukte, der erlaube mir die Bemerkung, daß er sich irret. Denn nach habe ich nicht genannt die Erdbeeren, und ihrer erwächst uns eine große Fülle.

An all diesem Wachsthum erfreuen sich außer den fünf Diakanissen und ihren, wenn die Zahl voll ist, 55 Pfleglingen alle die Diener des Hauses, von Gaßmann herab bis auf Chalil, unseren munteren muhamedanischen „Knaben“, der immer höher heranwächst und immer nützlicher wird uns und auch seiner Mutter, der er von seinem Verdienst reichlichen Antheil spendet. Wenn er im abgetragenen schwarzen „Cylinder“ zwischen dem Kohl herumhackt, sa bringt er zugleich Charakter in das Landschaftsbild. Und es freuen sich mit den Insassen und Beisassen des Hauses die zahlreichen Freunde der Anstalt, und die besten Freunde am meisten. Es freuen sich ferner mit an dem Garten und seinen Pradukten unsere zwei Kühe sammt ihren Kälbern, unsere Schweine (gegenwärtig 6) und der brave „Preußische Esel“ ein „Rufer im Streit“ und zuweilen auch Durchgänger. Laut bezeugen auch ihre Freude die Enten und Gänse, Puten und Hühner und die hübschen schneeweißen Täubchen; freilich das Federvieh meistens auf ihre käfigartigen Ställe im Hintergrunde des Bananen-Thales beschränkt.

Alles dies hat nun aber auch eine ernste Seite. Das ist der Kostenpunkt. Ueber diesen möchte ich [illegible]

*) Die erste Blätter-Erndte im Frühjahr kommt den Seidenwürmern zu gut; dagegen der ebensoreichliche zweite Wuchs dient im Spätsommer dem lieben Vieh zur Fütterung. Den Mastschafen stopft man sie sogar mit der Hand ein.

**) Unter einem Feigenbaum zu schlafen, soll Fieber erzeugen; wer es los werden will, legt sich in der nächsten Nacht unter eine Pinie zum Schlaf hin.

***) Aus eingekauften Trauben — von Sachleb, jenseits des Libanon — wird der Weinbedarf des Hauses gewonnen.

einige statistische Mittheilungen zu machen erlauben. Natürlich kann man alle solche Herrlichkeiten nicht umsonst haben. Mit jenen 2330 Mark, welche für die Anlage der Terrassen und Beete ausgegeben wurden, war es natürlich auch nicht abgemacht. Fast jeder Dienstbote hat auch etwas im Garten mitzuarbeiten; setzen wir den Lohn des theuersten von ihnen auf Rechnung des Gartens, so ist dies eine jährliche Ausgabe von 450 Mark. Die Hälfte des großen Wasserbedarfs, den wir von der englischen Wasserleitung beziehen, kommt dem Garten zu; im Jahre 1877 etwa für 160 Mark, im letzten Jahr für 128 Mark. Für das liebe Vieh mußte natürlich noch allerlei Futter gekauft werden, und zwar 1877 für 624 M; 1878 für 654 M. So hatten wir also in den beiden letzten Jahren an Ausgaben für die Gartenwirthschaft resp. 1234 und 1232 M.

Das ist nun freilich eine Masse Geld. Aber zum Glück haben wir auch eine Gegenrechnung von Einnahmen aus dem Garten. Schwester Sophie Graeff hat sich die Mühe genommen, während der letzten beiden Jahre ganz genau aufzuzeichnen, was für Nutzen aus dem Garten gezogen ward. Der Werth ward nach den jeweiligen Marktpreisen berechnet.

	a. 1877.	a. 1878.
Für's Haus ward der Garten-Wirthschaft incl. der Stallwirthschaft entnommen:	Piaster.	Piaster.
Eier im Werthe von in Summa	293	135
Milch „ „	2639	3345
Butter und Käse		528
Gemüse „ „	2552	2009
Von den Bäumen: Obst, Maulbeer blätter, Brennholz, Besen		1265
Fleisch (2 Schweine, 1 Kalb, allerlei Federvieh)	1400	835
Durch Verkauf ward eingenommen:		
für Gemüse	928	216
für kleine Schweine und Kälber	578	661
Summa der Einnahme:	8390	8994

Wir hatten also 1877 eine Einnahme von 1342 M. und 1878 eine von 1439 M. Diese übersteigen die Ausgaben um resp. 108 M. und 207 M. Das wäre somit eine Verzinsung der für die Anlegung des Gartens verausgabten 2330 M. mit resp. $4^1/_2$ % und $8^1/_2$ %.

Bei fortgesetzter fleißiger Düngung dürfen wir hoffen, dem Boden allmählig noch bessere Erträge abzugewinnen. Wäre der Garten nicht so sehr den scharfen Winden ausgesetzt, könnte man durch das Heranziehen früher Gemüse reichere Einnahmen an baarem Geld erzielen. Natürlich können wir auch zeitenweise durch Landplagen Einbußen erleiden. So haben im vorigen Sommer die Heuschrecken uns mehrere Gemüsebeete verwüstet. Leider droht in diesem Jahre eine noch ärgere Heimsuchung durch diese Fresser, eine um so größere Kalamität für dieses Land, als es in diesem Winter bei weitem nicht genügend geregnet hat und daher von vornherein auf keine ordentliche Ernte zu rechnen sein wird.

Erwähnenswerth ist vielleicht noch unser Bienenstock und der im vorigen Sommer mit Seidenwürmer-Zucht gemachte Versuch. Der Bienenstock hat eine ganz andere Gestalt als in Deutschland. Es ist ein langer Cylinder, etwa wie ein in die Länge gerecktes und daher auf die Hälfte seiner eigentlichen Dicke reduzirtes Viertel-Faß. Wo das Spundloch sitzen würde, ist der Aus- und Eingang für die beschwingten Diogenesse.

Gute Freunde, getreue Nachbarn und dergl. schenkten dem Hospital im vorigen Jahre Seidenraupen-Eier. Man baute nun eine Rohrhütte auf, plazirte darin die Eier auf Unterlagen von Maulbeerblättern und fütterte das ausgekrochene Gewürm mit immer neuer Blätter-Zufuhr, nach allen Regeln der Kunst. Ihrerseits beachteten auch die Würmer von Zeit zu Zeit ihre obligaten „Fasten“, um dann mit verdoppeltem Eifer das Grün zu vertilgen. Wie viel Krankheiten sie durchgemacht haben, weiß ich nicht mehr. Manche wohl nur zuviel. Denn das Endresultat war nur ein geringer Haufe von Kokons, der einen Erlös von 42 Piaster einbrachte. Jedenfalls aber war der Versuch als solcher der Mühe werth und sehr interessant. Die Zucht der Seidenraupe ist für dieses Land von der allerhöchsten Bedeutung; um die Zeit der Ernte spricht alle Welt daher fast von nichts Anderem. Da will man natürlich auch „mitmachen“ und einige Einsicht in den Gegenstand gewinnen.

Ich kann nicht umhin, mit dem Wunsche zu schließen, daß die Mitglieder des Johanniter-Ordens häufiger und zalreicher die hiesige Ordens-Anstalt besuchen möchten. Es würde wohl keinen von ihnen gereuen, aber viele und auch uns herzlich erfreuen.

P. Baarts.

Die Kleinkinderschule in Ungarn.

Wer die im Jahre 1877 in Budapest neu erbaute Bildungsanstalt für Kleinkindererzieherinnen besucht, findet gleich am Eingange derselben im Treppenhause eine Statue, die des Besuchers Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Es ist dies das Standbild der Gräfin Therese Brunswick, der Begründerin und eifrigen Förderin der Kleinkinderschulsache in Ungarn.

Gräfin Therese Brunswick von Korompa wurde am 27. Juli 1775 in Preßburg geboren, mit reichen Gaben des Geistes und Herzens. — Die Erziehung, die sie ausschließlich im elterlichen Hause genoß, war so weit von aller Verbildung und Ueberspannung entfernt, daß die vierzehnjährige Therese ihr größtes Vergnügen darin suchte und fand, unter freiem Himmel mit Muscheln und Steinchen zu spielen oder Kränze zu winden und dem Gesange der Waldvöglein zu lauschen. Durch ihren kindlichen Sinn war sie befähigt, in ihrem späteren Leben für die Erziehung der Kinderwelt mit sinnigem Verständniß und inniger Begeisterung zu wirken. Eine besondere Anregung empfing sie dazu, als sie auf einer Schweizerreise Pestalozzi in Yverdun kennen lernte und mehrere Wochen mit ihm verkehrte. Bald erhielt sie,

die Erziehung der Kinder ihrer Schwester übernehmend, die erwünschte Gelegenheit sich mit der Erziehungsfrage immer eingehender und tiefer zu beschäftigen.

Vorzüglich aber reifte der schon längst gehegte Wunsch, ihre ganze Zeit und Kraft ausschließlich der Fürsorge für eine gedeihliche Erziehung der Kinder zu weihen, zum festen Entschluß, als sie des Engländers Wilderspins Buch über die Kleinkinderschulsache las und seine Anstalten in London persönlich kennen lernte. Und zwar erkannte sie dabei mit voller Klarheit, daß es vor allem darauf ankomme, die so vielfach vernachlässigte Erziehung im vorschulpflichtigen Kindesalter zu bessern und zu heben, um so überhaupt eine sichere Grundlage für alle spätere Erziehung zu gewinnen.

Von nun an beseelte sie bis zu ihrem Tode hauptsächlich der eine Gedanke, die Kleinkinderschulsache in Ungarn einzuführen und überall in ihrem Vaterlande zu verbreiten. Nachdem sie am 1. Juli 1828 in der Christinenstadt zu Ofen die erste Kleinkinderschule begründet und ihr den sinnigen Namen „Engelsgarten" gegeben hatte, sammelte sie herangewachsene Mädchen um sich, um sie in dieser Anstalt persönlich zur Kleinkindererziehung anzuleiten, und rief nicht nur in Ofen, Pest und anderen Orten Kleinkinderschulen, sondern auch im Jahre 1836 einen Verein ins Leben, dessen Aufgabe sein sollte, die Kleinkinderschulsache in ganz Ungarn zu verbreiten. Ein großes Ziel hatte sie demselben gesteckt! Er sollte unermüdlich darauf hinwirken, daß in jedem Comitat eine Kleinkinderlehrerinnen-Bildungsanstalt nebst einer Musterschule und an jedem Orte neben einer Volksschule auch eine Kleinkinderschule errichtet würde. Nachdem sie durch die Gnade Gottes die hohe Freude erlebt hatte, daß die Zahl der Kleinkinderschulen in ihrem Vaterlande die bereits im Jahre 1847 auf siebenzig gestiegen war, immer mehr wuchs, entschlief sie in ihrem 85. Lebensjahre im October 1861.

Auch in Ungarn fanden die Fröbelschen Kindergärten Eingang; doch zählt man nur 56 solcher Anstalten, während es nach dem im vorigen Jahre veröffentlichten officiellen Berichte des ungarischen Unterrichtsministers am Anfange des Jahres 1877 in Ungarn und Siebenbürgen überhaupt 215 Kleinkinderschulen (bez. Kinderbewahranstalten) und Kindergärten gab, nämlich:

3 Staatsanstalten,
48 Communalanstalten,
45 kirchliche Anstalten,
71 Vereinsanstalten,
48 Privatanstalten
und 1 Anstalt unbekannten Characters,

die von 18624 Kindern besucht wurden, so daß also durchschnittlich eine Anstalt 87 Kinder pflegt, während doch nach Einsicht und Erfahrung aller Sachkundigen 50 Kinder die höchste Zahl der Zöglinge einer Kleinkinderschule sein darf, wenn sie nicht ihren natürlichen Character *einer erweiterten und gut geleiteten Kinderstube* verlieren soll.

Neben dieser Ueberfüllung der Anstalten macht sich als zweiter Uebelstand der Mangel an geübten und vorgebildeten Kleinkinderlehrerinnen sehr bemerklich; es giebt in Budapest 2 und überhaupt 5 Seminarien in Ungarn. Ein noch schlimmerer Uebelstand ist die schlechte, der Gesundheit der Kinder schädliche Beschaffenheit und Einrichtung der Kleinkinderschulen, die besonders in Budapest theilweise in feuchten Zimmern, dunklen Seitengassen, ja selbst in kellerähnlichen Localitäten, wo Licht und Luft nur spärlich Zutritt haben, untergebracht sind und der allernothwendigsten Spiel- und Beschäftigungsmittel gänzlich entbehren. Das ungarische Unterrichtsministerium hat in richtiger Erkenntniß des innigen Zusammenhanges der Kleinkinderschule mit dem Familienleben, diese Anstalten nicht unter die Volks-Unterrichts-Anstalten aufgenommen, erklärt aber in klarer Würdigung der staatlichen Obliegenheiten, „es sei nichtsdestoweniger in Anbetracht der körperlichen und geistigen Wartung und Pflege der Kinder von großer Wichtigkeit, daß der *Staat auch bei der Jugend im Vorschulalter kein gleichgültiger Zuschauer bleibe.* Es mahne ihn dazu schon die erschreckliche *Kindersterblichkeit*, die namentlich in Ungarn ungewöhnliche Dimensionen angenommen habe. *Der Staat habe in dieser Beziehung zunächst die Pflicht die Gemeinden anzuhalten*, daß sie auch in dieser Richtung ihr Möglichstes thun. Auch dürfe der Staat die Thatsache *nicht ignoriren, wonach die im Vorschulalter gut geleitete körperliche und geistige Entwickelung dem eigentlichen Unterrichte erheblichen Vorschub leiste.* Aus diesen Gründen habe es das *Unterrichtsministerium für nothwendig und ersprießlich erachtet, die Angelegenheit der Kleinkinder-Erziehung auf jede mögliche Weise zu unterstützen und zu fördern, ohne dieselbe jedoch ihres socialen Characters entkleiden zu wollen.*"

Dem entsprechend sind denn die Kleinkinderlehrer und Lehrerinnen als pensionsberechtigt in das Pensionsgesetz für Volksschullehrer aufgenommen worden. Ferner bestimmt der Reichstag alljährlich *eine gewisse nicht unerhebliche Summe zur Unterstützung bedürftiger Kleinkinderschulen*, die in großer Anzahl an dieser Staatssubvention Theil haben.

Wir schließen diesen Bericht mit dem lebhaften Wunsche, daß auch in unserm deutschen Vaterlande die Unterrichtsministerien und Parlamente der Kleinkinderschulsache immer mehr eine thatkräftige Unterstützung angedeihen lassen möchten!

Gerade die ärmsten und durch die socialen Mißverhältnisse am meisten geschädigten Gemeinden bedürfen am allernothwendigsten dieser auf Gottes Wort, Gottesfurcht und Heilandsliebe gegründeten Hilfsanstalten des hinsichtlich der erziehlichen Thätigkeit so oft darniederliegenden Familienlebens! Und sollte sich nicht überhaupt auch im Kreise der Staats- und Volkslenker immer mehr die Ueberzeugung Bahn brechen, daß unsere Kleinkinderschulen sowohl dadurch, daß sie in die empfänglichen Kinder-

herzen Gottes- und Königsliebe pflanzen, als auch dadurch, daß sie durch die natürliche Vermittelung der Kinder in das Familienleben unzählige Samenkörner der Frömmigkeit hineintragen, wesentlich mitbauen an den Grundlagen eines gesicherten und geordneten Volks- und Staatslebens?

(Aus Nr 1 de 1879 „Die christliche Kleinkinderschule".)

Deutsche Adelssagen.

115. Die Sagen von Habsburg.

Der Name Habsburg wird als Habichtsburg gedeutet; die Sage aber erklärt ihn folgendermaßen: Bekanntlich erbaute Graf Napoto, der Bruder des straßburgischen Bischofs Werner, das Schloß im Aargau. Als dieser nun den Grafen nach dem Zwecke des starken Thurmes fragte, da antwortete ihm dieser: „Hier will ich mein Hab und Gut als in einer starken, sichern Hab' in Nöthen bewahren." Nicht minder bekannt ist die Sage von der lebendigen Mauer, welche Graf Radbot in der Nacht aus seinen Dienstmannen erbaute, als ihm der geistliche Herr tadelnd gesagt hatte, daß die neu erbaute Habsburg ja keine Mauern besäße.

Mythologischer Deutung aber bedürfen die beiden Schwanenhälse mit den Ringen im Schnabel, welche die Helmzier der Grafen bilden. Der Ring ist das Mittel, durch welches die göttlichen Jungfrauen Allvaters, die Walkyren, sich zu Schwänen verwandeln und durch dessen geheimnißvolle Kraft die schöne menschliche Gestalt ihnen zurückgegeben wird. In der deutschen Märchenwelt spielt bekanntlich dieser Ring eine besonders hervorragende Rolle. Wenn nun die alten Grafen des Aargaus die Schwanenhälse auf dem Helme führten, so bedeutete dieser Schmuck für jedermann, daß sie sich unter den Schutz der Schlachtenwählerinnen Wodans stellten. Daß zwei Schwanenhälse auf dem Helme der Habsburger erscheinen, möchte wohl aus der Form der alten Topfhelme zu erklären sein; gleich andern Helmzierden, den Hörnern, Zweigen, Federbüschen u. s. w., ragte zu jeder Seite des Helmes ein Schwanenhals hervor. Wie wir hier den Schwanenring im Schnabel finden, so treffen wir ihn anderwärts gleich einer Krone um den Hals gelegt, z. B. bei den märkischen Herrn zu Putlitz u. a. m. Die Bedeutung des Wappenzeichens ist hier dieselbe altheidnische. Anders sehen wir dagegen den Schwan aufgefaßt, wenn ihn Markgraf Friedrich II. von Brandenburg zum Ordenszeichen machte. Hier hat er eine christliche Bedeutung gewonnen und ist, indem der Volksglaube an die Erzählung von dem Sterbegesange des Vogels, dem Schwanenliede, anknüpfte, das Symbol eines freudigen Abscheidens von dieser Welt und der zum Himmel flüchtenden Sehnsucht nach höherem Leben geworden. Deshalb seine Verbindung mit Maria der Heilandsmutter, dem christlichen Abbilde der die Todten zur ewigen Heimat geleitenden altheidnischen Göttinnen.

116. Die Freiherren von Gundelfingen.

Da wir einmal vom Schwane sprechen, schließen wir sogleich die Wappensage eines Geschlechtes aus deutschem Uradel an, das gleichfalls einen Schwanenhals auf dem Helme führt wie die Habsburger, den Hals desselben aber durch einen sogenannten Pfauenfedernstand schmückte. Es sind dies die süddeutschen Freiherren von Gundelfingen zu Neufra. Die Bedeutung des Schwans ist auch hier die der Walkyre. Daß aber dies Geschlecht und wahrscheinlich also auch sein Wappenzeichen noch aus heidnischer Zeit herstammt, beweist eine Sage, welche uns von der Zimmerischen Chronik über den Ursprung der Gundelfingen aufbewahrt worden ist. Das merkwürdige Geschichtswerk sagt von ihnen: „Sie sein ihres Herkommens der rechten und gar alten Herzogen in Bayrn, und solt der erst im geschlecht, so sich ain Freiherrn von Gundelfingen geschrieben, seinen nechsten vettern und verwandten, einen Herzogen in Bayrn, in eim Zorn entleibt haben, derhalben er zu ainer straff den Fürstlichen titel verlassen und damit von allen seinen guetern und vätterlichen erb weichen muesen." Geschichtlich steht freilich über die fragliche Unthat nichts fest.

117. Der Ursprung der Grafen Finck von Finckenstein.

Die Grafen Finck von Finckenstein führen im Wappen zwei Monde und einen Stern. Die Sage erzählt von ihnen, an die Wanderungen des Geschlechts anknüpfend, daß zu Zürich einst zwei Brüder, die Fincke, gesessen gewesen, welche zwei Monde im blauen Schilde als Wappenzeichen geführt hätten. Die Liebe Beider richtete sich auf eine Tochter des patrizischen Geschlechtes der Sterner, welches einen Stern im Schilde führte. Als der jüngere Bruder aber die Leidenschaft des älteren entdeckte, beschloß er, diesem freiwillig zu weichen, und da zu jener Zeit grade das Kreuz gegen die heidnischen Preußen gepredigt wurde, machte er sich auf, nach dem fernen Norden zu ziehen. Der ältere Bruder hatte nun kein Hinderniß mehr in der Werbung um die Hand der Geliebten; als er sie aber heimgeführt hatte, da fühlte er bald, daß ihr Herz eigentlich dem Ausgewanderten angehörte. Er trug schweigend seinen Gram, bis er in jungen Jahren schon die kühle Schlummerstätte im großen Münster fand. Nach langen Jahren aber kehrte der jüngere Bruder mit hohem Kriegsruhm aus dem Heidenlande zurück und vermählte sich mit der Wittwe seines Bruders. Zu dem Zeichen seines Geschlechtes nahm er nun noch den Stern des Wappens seiner Gattin auf und zog wieder nach dem Preußenlande, wo er bald reichen Länderbesitz erwarb.

118. Der Name des großen Hauses von Fleming

bedarf kaum einer Deutung. Bekannt ist, daß im 12. Jahrhundert ein großer Zug niederländischer Colonisten sich nach dem Lande an Elbe und Oder hinwandte. Neuere Geschichtsforscher haben einen großen Theil pommerscher Adelsgeschlechter deshalb mit vollem

Recht auf niederrheinischen Ursprung zurückgeführt. Zu diesen gehören auch, wie schon der Name besagt, die Herren von Fleming mit ihrem räthselhaften Wappenzeichen, dem Fuchse, welcher ein Rad trägt. Anders aber erzählt der alte Sinapius im Geiste seiner Zeit den Ursprung des Geschlechtes. „Es stammt," so heißt es bei ihm, „von der römischen Adelsfamilie der Flaminii her, welche zur Zeit, als Rom die Insel Britannia unterjochte, dorthin kamen und sich in England, Schottland und Irland niederließen. Von dem schottischen Zweige stammen die pommerschen Fläminge ab; denn vor ungefähr 1100 Jahren hat sich beim Ausbruche von Unruhen in Schottland ein Fläming von da nach Pommern auf einem wohlausgerüsteten Schiffe begeben und sich dort das Schloß Bole gebaut und von da sind sie dann noch der Mark, Sachsen, Thüringen, Preußen, Schweden, Finnland, Liefland, Norwegen und Holstein gekommen."

Auffällig ist es, wie die Wappenzeichen der Fläming an ihre alte Heimat erinnern; — ein Wasserrad, — wer denkt da nicht an den Mühlenbau der Niederländer? Ein Fuchs, — wer erinnert sich da nicht, daß auch unser „Reinardus Vulpes" gleich den Flemingen vom Niederrhein und der Schelde zu uns gekommen?

Das evangelische Gouvernantenheim in St. Petersburg.

Der Gedanke, stellenlosen Gouvernanten eine Heimstätte zu bieten, wurde in St. Petersburg schon vor Jahren angeregt. Eine große Zahl von Erzieherinnen strömt alljährlich aus dem Auslande, besonders aus der Schweiz und Deutschland nach St. Petersburg. Ihre Verlassenheit, ihre Gefahr in der großen Stadt macht sie einer theilnehmenden Fürsorge dringend bedürftig. Oft hatte man wahrgenommen, wie junge Mädchen, die durch Krankheit ihre Stellung verloren hatten, bei der Entlassung aus dem Krankenhause statt der Genesung sich zu freuen, rathlos in die Zukunft schauten, ohne sich selbst helfen zu können. Der Gedanke eines Gouvernantenheims fand deshalb weithin die lebhafteste Theilnahme. Es fehlte auch nicht an Gaben aus der Nähe und Ferne. Am 20. Februar 1877 konnte die Einrichtung der Anstalt erfolgen.

Die Besorgniß, daß das Haus zeitweise leer stehen würde, hat sich als gänzlich unbegründet erwiesen. Im ersten Jahre hatte dasselbe im Ganzen 61 Bewohnerinnen, die oft auf längere Zeit im Hause blieben. — Auch durch die Vermittlung von Stellen leistet die Anstalt werthvolle Dienste. Die größte Zahl von Gästen stammte aus der Schweiz, demnächst aus Deutschland.

Die Adresse des evangelischen Gouvernantenheims, von dem andere Confessionen keineswegs ausgeschlossen sind, ist: Torgowaja No. 15 Quart. 57.

Von der Gründung der Anstalt an wünschte man, daß dieselbe auch dazu dienen möchte, solchen Gouvernanten, welche eine Stellung haben, aber das Bedürfniß nach Gemeinschaft, besonders mit gleichartigen Berufsgenossinnen empfänden, einen geeigneten Sonntagsaufenthalt zu bieten. Auch dieser Gedanke hat sich bereits verwirklicht. Die Zahl der ständigen Sonntagsgäste ist noch immer im Steigen begriffen.

Aehnliche erfreuliche Erfahrungen machen auch die in den letzten Jahren in der Schweiz, in Frankreich und England gegründeten ähnlichen Anstalten.

Der oberösterreichische evangelische Verein für innere Mission,

der als ein verheißungsvoller Anfang einer umfassenderen Missionsarbeit zu betrachten ist, zählt, wie die Neue Evangel. Kirchenzeitung mittheilt, jetzt 500 Mitglieder. Derselbe hatte sich zunächst der Waisen angenommen und unter Leitung des Schullehrers zu Weikersdorf, in dessen Hause eine Waisenpflege eingerichtet. Im October v. J. hat er sodann mit zwei Diakonissen, die im Stuttgarter Mutterhause ausgebildet worden sind, zum ersten Diakonissenhause in Oesterreich den Grund gelegt. Vorläufig ist für dieselben im Pfarrhause zu Gallneukirchen, dem ehemaligen Fürstlich Starhembergischen Pflegehause, ein „Krankenheim" eingerichtet, dem es an Kranken nie fehlt, während die Schwestern nebenbei zur Privatpflege vielbegehrt sind. Für ein eigentliches Diakonissenhaus ist in Wels ein Baugrund erworben, doch fehlen noch die Mittel zum Beginn des Baues. Außerdem sorgt der Verein für taubstumme Kinder, welche in württembergischen Anstalten untergebracht werden, giebt Anregung zur Bildung von Sonntagsschulen, wirkt noch Kräften auf Sonntagsheiligung hin und betreibt eine Schriften-Colportage, wozu eine eigene Vereinsbuchhandlung in Linz gegründet ist. Vierteljährlich giebt der Verein Bericht über seine Thätigkeit durch das vom Pfarrer Schwarz in Gallneukirchen redigirte „Evangelische Vereinsblatt aus Oberösterreich," auf das wir die Freunde der inneren Mission gern aufmerksam machen.

Gelegentlich eines Vortrags des Professor Billroth über die Pest (Anfang März d. J., zu Wien) theilte der Professor Lorenz mit, daß in der Oesterreichischen Metropole die Zahl der Typhusfälle um mehr als 80% sich gemindert habe, seit Eröffnung der Hochquellwasser-Leitung.

Literatur.

Von dem in No. 51 d. Bl. de 1878 bereits besprochenen Werke: „**Die Waffensammlung Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Carl von Preußen**" Nürnberg, Verlog von S. Soldan, Hof-Buch- und Kunsthandlung, welches die schönsten und hervorragendsten Stücke dieser Sammlung durch unveränderlichen Lichtdruck unter Beigabe eines erläuternden Textes, weiteren Kreisen zugänglich macht, ist gegenwärtig die Fortsetzung erschienen, die sich der bereits veröffentlichen 1. Lieferung in ebenbürtiger Weise anschließt.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.


Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 16. April 1879. **Nr. 16.**

1. Hermann Wilhelm Ludwig Freiherr von Hanstein, Kaiserlich Oesterreichischer Rittmeister a. D., auf Ober-Ellen bei Eisenach, Ehrenritter seit 1876, † zu Ober-Ellen 3. April 1879.
2. August von Wedell, Rittergutsbesitzer, auf Kisin bei Unislaw in Westpreußen, Ehrenritter seit 1868, † zu Kisin 7. April 1879.

An der Wiege und an der Gruft der alten Welfen.

2. Die ehemalige Reichsabtei Weingarten.

Nur eine kleine Stunde Weges von der alten Ravensburg erhebt sich die Gruft der alten Welfen, das Kloster Weingarten.

Die Anfänge der berühmten Abtei gehen auf die Geschichte der britischen Mission in Süddeutschland zurück. Um 750 predigte der schottische Königssohn Alto, ein Schüler des heiligen Bonifazius, den Bajuvaren das Christenthum, zwischen Augsburg und Freisingen stand seine Zelle, über welcher sich später das Kloster Altomünster erhob. Heinrich mit dem goldenen Pfluge und seine Gemahlin Jutta hatten bereits dies Heiligthum reichlich begabt. Derselbe Herzog Heinrich hatte um 860 zu Altdorf auf dem Gottesacker bei der nunmehr abgebrochenen Pfarrkirche ein Stift für Benediktinerinnen erbaut; als aber die Stürme der magyarischen Wanderungen Süddeutschland durchbrausten, ging auch dies Altdorfer Nonnenkloster in Flammen auf. Welf II. stellte die Stiftsgebäude wieder her und als man ihn vor den Altären seiner Ahnen zur Ruhe bestattet, ging seine Gemahlin Irmgard in's Kloster zu Altomünster und nahm von Altdorf die Aebtissin Chiltrud sammt ihren Nonnen mit sich nach dem Heiligthume des schottischen Glaubensboten; die Mönche von Altomünster aber zogen unter ihrem Abte Heinrich an die von den Nonnen verlassene Stätte zu Altdorf.

Durch diese Rennutation traten die Benediktiner in die engste Beziehung zu den damals noch zu Altdorf auf dem St. Martinsberge über dem ersten Kloster wohnenden Welfen. Sie zogen bald aus dem Thale auf die Burg selbst hinauf, denn als im Jahre 1053 ihr Kloster zu Altdorf völlig von den Flammen verzehrt worden war, räumte ihnen Welf III. das alte Schloß seiner Vorfahren ein. Die Burggebäude verschwanden allmählig und machten klösterlichen Baulichkeiten Platz, welche von den Weinreben, die den ehemaligen Burgberg bedeckten und nach der tiefsinnigen Symbolik der heiligen Schrift den Namen „Weingarten“ erhielten. Auf dieser dritten Stätte ihrer Ansiedelung haben die Schüler Altos bis heut sich ihren Wohnsitz erhalten.

Mit wahrhaft fürstlicher Freigebigkeit hatten die Welfen diese Mönche bedacht, welche in Altdorf die Hüter ihrer Gräber gewesen waren und dieses Amt auch in Weingarten versehen sollten. Als Patrone des Klosters werden St. Oswald und St. Martin genannt, beides christliche Heilige, welche aus dem Bilde Wodans hervorgegangen waren. Wesentlich zum Aufblühen der jungen Stiftung trugen die beiden Umstände bei, daß sie direct unter den römischen Stuhl gestellt ward und ihre weltlichen Schirmherren sich selbst erwählen durfte; auf diese Weise entging das Kloster den beschränkenden und opferfordernden Einflüssen der bischöflichen Gewalt und der Schutzvogtei.

Die Geschichte des Klosters Weingarten verläuft innerhalb des gewöhnlichen Rahmens. Von den Aebten haben nur wenige einen Namen über den beschränkten Umkreis des Klosters hinaus sich erwarben, z. B. jener Burcard, † 1160, der den Rothbart oft auf seinen Zügen begleitete, und jener Gerwich Marer von Constanz, † 1567, den wir in diplomatischen Geschäften Karls V. thätig sehen. Hohen Ruhm befaßen die alten, des Schreibens und des Malens kundigen Mönche; in alten frohen Tagen, da sie selbst gerne noch theilnahmen an der Lust des Maien im grünen Hage oder den ritterlichen Festen auf den nahen Adelsitzen, hat einer von ihnen, dessen Namen wir nicht wissen, ein unschätzbares Verdienst um deutsche Sprache und Poesie sich erworben, indem er die Lieder der ihm bekannten Minnesänger auf-

zeichnete und mit herrlichen Miniaturen versah. Die Weingartner Liederhandschrift bildet noch heut eins der werthvollsten Kleinode der Königlichen Privat-Bibliothek zu Stuttgart. Andere Conventualen haben der Malerei sich beflissen und als Schriftsteller hat sich Gabriel Bucelin, † 1681, der Verfasser der Germania topo-chrono — stemmatographica, ausgezeichnet, wenngleich aller Wust der Roecocozeit seinen vier Folianten anhaftet. Sicherlich haben die alten Mönche auch in kostbaren Stickereien und prächtigen Metallarbeiten ihre kunstfertige Hand bewiesen; leider aber sind ihre Schätze bei der Säkularisation zerstreut und verschleudert worden, und ein altes Verzeichniß des Vorhandenen läßt uns schmerzlich den Untergang so vieler Kunstwerke bedauern, welche die Schüler des h. Benedikt, so lange sie konnten, sorgsam und ihrem Gelübde treu, gehütet haben.

Kriegsunruhen und andere Drangsale haben das ehrwürdige Stift sattsam geängstigt. Oft mußten die Mönche das Gotteshaus mitsammt den Zellen in Flammen aufgehen sehen; ja selbst die Reliquien, Reste des heiligen Reiters Martin, wurden vom Feuer verzehrt. Die aufständischen Bauern und die schmalkaldischen Bundesgenossen bemühten sich redlich, die alte Herrlichkeit zu zerstören; was ihnen aber nicht gelungen war, vollbrachten die Heereszüge des dreißigjährigen Krieges und die Räubereien des kecken Freibeuters vom hohen Twiel, des Kommandanten Konrad Widerhold. In diesen drangvollen Tagen gab sich der Abt Dominikus selbst in die Hand der Feinde, um das Verderben von seinen Unterthanen abzuhalten; dennoch konnte er es nicht verhindern, daß noch 1647 gegen 60 Dörfer und Höfe des Klosters in Flammen aufgingen. Trotz alledem erholte sich das alte Stift bei seinem großen Reichthume schnell von den Beschädigungen der schrecklichen Zeit, und Abt Sebastian Hyller konnte 1715 an einen Neubau des Gotteshauses denken. Bis nach der Mitte des 18. Jahrhunderts bauten die Aebte an dem prächtigen Stifte. Alles stand in höchster Pracht neugeschaffen da, als die Stürme der Revolutionszeit begannen. Die Tage, da erst die anspruchsvollen Herren Emigrés und nach ihnen die Sans-culotten in und um Weingarten hausten, blieben kaum hinter den Schrecken des großen deutschen Krieges zurück. Aber obwohl die Patrioten Tarreau, Pailard und Rheinwald das Kloster hatten ausplündern lassen, so hatte es, als das reichste in Schwaben, schon 1802 wieder 100 000 Gulden jährliche Einkünfte und zählte auf den sechs Meilen seines Gebiets etwa 11 000 Unterthanen. Das folgende Jahr brach durch Reichsdeputationsbeschluß die Selbständigkeit der Abtei und wies sie dem Hause Nassau-Oranien zu. Jetzt erst ward das Kloster aufgehoben. Durch die rheinische Bundesakte von 1806 fiel es endlich fast mit all' seinem Besitze an Haus Württemberg, und jetzt dient die alte Abtei den Zwecken der Humanität als Waisenhaus und Anstalt für irrsinnige Kinder.

Der große Bau von 1715—1724 hat die Abtei Weingarten ihrer Alterthümer bis auf wenige Reste beraubt. In dem Conventsgebäude haben sich einzelne byzantinische Architecturstücke und mehrere gothische Hallen erhalten; das Uebrige ist modern. Ein unglücklicher Stern hat über den Denkmälern des argau- und linzgauischen Adels gewaltet, der wie z. B. die berühmten Grafen von Königsegg, hier seine Begräbnißstätte sich wählte; man weiß, wie wenig die Künstler der Zopfzeit im Selbstgefühle ihres Schaffens die Werke älterer Zeit achteten und schonten. Im Allgemeinen aber ist das Kloster über der Grabstätte der Welfen eine anerkennungswerthe Leistung jener unkünstlerischen Epoche. Großartig ist unstreitig die Anlage der steinernen Treppe, welche von Altdorf aus zu der Terrasse des Berges führt, von welcher eine köstliche Aussicht über das Schussenthal dem entzückten Auge sich darbietet. Nachdem wir durch die thurmbesetzte Mauer gelangt sind, stellt sich der imposante Kuppelbau der Kirche des heiligen Martin uns dar. Das feierliche Geläut der alten Glocken, — so dumpf diese auch tönen, doch weithin vernehmbar im Thale, — ist würdig des Ortes, welcher die Grabstätte eines so hochberühmten Geschlechtes ist.

Alle Kunstwerke der Kirche, ihre herrliche Kuppel, die wundervollen Orgeln, von denen die eine mit dem Glockenspiel die größte in Deutschland ist, ihre Malereien an den Wänden, dem Plafond und den Altären, welche mit wenigen Ausnahmen italienischen und deutschen Künstlern des 17. Jahrhunderts angehören, ja selbst die kostbaren Altäre des ungeheuren Kirchenraums verschwinden an Bedeutsamkeit der Reliquie gegenüber, welche das Kloster besitzt, und den Denkmälern der Welfen gegenüber, welche Schiff und Gruft enthalten. Wenden wir diesen Kleinoden zuerst unsere Aufmerksamkeit zu.

Das „heilige Blut" zu Weingarten wird in einem mit Diamanten besetzten Gefäße von arabischem Golde aufbewahrt. Der Sage nach hat jener Longinus, welcher dem Heilande auf Golgatha in die Seite stach, das Heiligthum nach Mantua gebracht, wo er, durch Christi Tod und Auferstehung bekehrt, das Evangelium verkündet haben soll. Die Reliquie, — wenn sie ächt wäre, unzweifelhaft das größte Heiligthum der christlichen Kirche, — ist zu verschiedenen Malen völlig verschwunden gewesen und mußte deshalb neu aufgefunden werden; so von Papst Leo III., dem Schützlinge Karls des Großen, und von Leo IX., dem elsässischen Grafen von Egisheim. Drei Theile der kostbaren Reliquie wurden schließlich dem Kaiser, dem Papste und der Stadt Mantua zu Theil. Von Kaiser Heinrich III. ging der deutsche Antheil zuerst auf den Grafen Balduin von Flandern und von diesem auf seine Tochter Jutta oder Judith, die Gemahlin Welfs IV., über. Diese opferte das Heiligthum dem Kloster Weingarten, in welchem auch sie ihre Grabstätte fand. Vom Jahre 1090 ab fand nun regelmäßig am 31. Mai die Verehrung des heiligen Blutes zu Weingarten statt. Vergegenwärtigen wir uns einmal nach alten Beschreibungen dies höchste Fest des Klosters.

Eine köstliche Maiennacht hat sich über das Schussenthal und den Flecken Altdorf gebreitet. Prangend

leuchten am tiefblauen Himmel die Sterne, aber heut am 30. Mai ist nicht die gewohnte Ruhe und Stille über diesen schönen Fleck Landes heraufgezogen. Unten im Thale, mitten zwischen den reichen Obstgärten, leuchten Wachtfeuer und über Altdorf steht ein heller Schein, — ferne Klänge, fast wie der Nachhall geistlicher Volkslieder, so ernst, so feierlich, — tönen zur Terrasse des Stiftes hinauf. Das Alles zeigt uns, daß die Wallfahrer zum heiligen Blute schon zum Theile gekommen sind, und daß sie die Nacht zum Feste unter freiem Himmel zu verbringen sich rüsten. Ist sie doch kurz genug. Sowie die Sonne des 31. Mai über das thauige Thal aufgegangen ist, beginnt ja die festliche Feier.

Immer stiller wirds auf den dampfenden Auen; nur von dort drüben her, wo die „Husaren von Althausen" ihre Feldwachten halten, tönt noch fröhliches Stimmengewirr zu uns herauf. Kaum aber ist der Morgenschein erglommen, so ziehen in Reiterschaaren die männlichen Pilger buntgeschmückt dem Hügel des Klosters zu.

Wir schaffen uns Eingang in's Kloster. Eben verkünden die herrlichen Glocken mit ihrem Geläut den Anfang des Festes. Der ganze Convent begiebt sich jetzt in das Gotteshaus zum Altare des h. Bluts. Dort steht ein Custos im Chorrock, Stola und rothsammetnem, goldgesticktem Velum, er singt vor der andächtigen Menge das „Salvator mundi" ab. Auf seiner Brust hängt ein großes, silbernes Behältniß; darinnen befindet sich die unschätzbare Reliquie. Jetzt ertönen Böllerschüsse, der Frühgottesdienst ist geendigt, und der Custos begiebt sich mit der Reliquie auf den Klosterhof, auf welchem ihn bereits eine Menge Reiter erwartet. Hier steigt auch er zu Roß, und dies ist das Zeichen, daß der „Blutritt" beginnt.

Ein gewaltiger Zug, — es mögen wohl mehrere Tausend Reiter sein, begiebt sich jetzt dem Flecken Altdorf und auf Ravensburg zu. Wir haben Muße, die einzelnen Abtheilungen, deren Tracht eine reichgeschmückte ist, gleich denen fürstlicher Truppen, sorgfältig zu betrachten. Die „Herren Studenten" mit Pauken, Trompeten und entblößten Schlägern, das ehrsame Zehentamt von Weingarten und die Beamten des Klosters eröffnen den Zug. Es folgt eine Reiterschaar von Weingarten und die löbliche Schützen-Compagnie von Altdorf, so die Ehrenwache des heiligen Blutes bildet. Dann reitet einzeln in phantastisch-römischer Tracht ein Lanzenritter daher, — das ist der erst blutgierige, dann fromme und preiswerthe Landsknecht Longinus; ihm folgt die Hauptperson, der Reverendus Pater Custos mit dem heiligen Blute. Vor und nach dem heil. Blute reiten sechs Geharnischte, zu beiden Seiten aber vier Reiter in prächtigem, buntem Wammse mit einer Standarte, dann erscheinen Geistliche zu Pferde, die Begleiter der Reliquie. Jetzt beginnt lautes Jubelrufen die Stille abzulösen, mit welcher das Volk das Heiligthum ehrfurchtsvoll hat vorübergehen lassen, denn in den folgenden Abtheilungen des Zuges erkennt ein Jeder seine Landsleute: Altdorf'sche leichte Reiter, Landvogtei'sche, Graf Wolfegg'sche, Ravensburgische Jäger, Graf Wurzach-, Graf Waldsee-, Heiligenberg-Biberach-, Althausensche Dragoner, Rehlinzische, Erdinzische, Graf Königsegg-Aulendorf'sche Grenadiere, Graf Königsegg-waldsche Dragoner mit Feldmusik, Reichlingische und Weingartensche Reiter folgen in buntem Aufzuge, — die militärischen Musterabtheilungen eines nur kleinen Fleckes von der großen, ganzen unter mehr denn 2000 Potentaten zertheilten deutschen Erde! Während des Zuges lassen die verschiedenen Musikbanden ihre Weisen erklingen; manchmal aber schweigen sie andachtsvoll zum Zeichen, daß von den Geistlichen die Evangelien gelesen und von dem Pater Custos die Felder mit dem heil. Blute gesegnet werden. So windet sich der Zug durch die grünenden Saaten dahin, bis nahe bei Altdorf ein Zelt erreicht wird, in welches der Custos mit dem heil. Blute tritt, bis die Truppen an ihm vorbeimarschirt sind und er nun dem, zur Kirche sich wieder zurückbewegenden Zuge sich anschließen darf. Zu Weingarten im Kloster ist unterdeß Messe gelesen, gebeichtet und communicirt werden. Die Mittagszeit naht jetzt heran und wiederum tönen die Glocken. Auf dies Zeichen begiebt sich Seine Hochwürden und Gnaden der Herr Reichsprälat in rothsammtenem, goldgestickten Priestergewande unter Vortritt der Geistlichen, des Convents, des Ceremonienmeisters und vier Leviten auf eine vor dem Klosterthore aufgeschlagene Bühne; Kreuz und Fahne werden ihm vorgetragen und ein prächtiger Baldachin schirmt sein geweihtes Haupt. Durch die Klosterthore, bei welchen „die Weingartener Infanterie" Spaliere gebildet hat, rücken nun die Reiterschaaren in der Ordnung, wie sie ausgeritten sind, wieder ein. Auf jener Bühne empfängt Seine Hochwürden und Gnaden das heil. Blut knieend wieder zurück, er spricht nun über das Volk einen Segen. Ist der verklungen, so ertönen wiederum die Glocken, die Böller donnern und die Musik fällt ein. Dann begiebt sich die Prozession zur Kirche: „Das Hochamt des heil. Blutes" wird gehalten, dann dröhnen und jubiliren die Orgeln und mit der Benediction wird die Feier beschlossen.

So war es in alter Zeit, da im deutschen Reichstage der Herr Prälat noch unter den Fürsten der schwäbischen Bank gesessen war, — in unseren Tagen ist das Alles freilich schmuckloser und stiller geworden.

Der Zudrang der Wallfahrer hat sich mehr und mehr verloren. Eins aber hat dem Kloster Weingarten auch die Neuzeit nicht nehmen können: das ist die Bedeutung, welche dasselbe als Grabesstätte der Welfen besitzt. Sind wir doch grade durch die neuesten Geschicke Deutschlands so tiefbedeutsam an die Welfen und ihre schmerzenvolle Vergangenheit erinnert worden. König Georg V. von Hannover war es, der seinen Vorfahren im Jahre 1853 eine würdige Ruhestätte bereiten ließ. Die Ueberreste der alten Herrscher waren 1715 gewissenhaft gesammelt worden, im Jahre 1853 wurden sie in die neue Gruft übertragen.

Eine ernste Feierlichkeit versammelte am 21 Mai jenes Jahres die Gläubigen in den weiten Räumen des Gotteshauses. Dumpf tönten die Glocken bei der Einweihung der neuen Gruft. Unter gedämpftem Orgelspiele wurden die Reste der Welfenfürsten ausgesegnet und feierlich in die neue Gruft übertragen. Kreuz und Trauerfahne gingen dem alten Sarkophage voran, welchen hannoversche Edelleute, Knigge's, Malortie's und Medem's, trugen; über den Gebeinen der Welfen lagen die Wappen von Braunschweig, Hannover und England. Dem Sarkophage folgte die Trauerversammlung zur neuen Gruft, in welcher die verwitterten Schädel, Gebeine und die Asche unter ehrfurchtsvollem Schweigen aus dem alten Sarkophage in den neuen übertragen wurden. Eine gewaltige Predigt von den alten Welfen, ihrer irdischen Macht, ihren Plänen, ihren Tugenden und Fehlern, ihrer Nichtigkeit im Grabe und von der Versöhnung, in deren Lichte die Nebel menschlichen Irrthums verschwinden, schloß nebst dem Todtenamte die unvergeßliche Feier.

Auch wir steigen jetzt zur Gruft der Welfen hinab. Gewundene Treppen führen von der Ebene der Kirche zur Krypta hinunter. Ein ehernes Thor von feinster, getriebener Arbeit schließt die Gruft gegen die Vorhalle ab, innerhalb der ersteren steht der mächtige Granitsarkophag auf Tragfüßen von weißem Marmor. Runde Fenster lassen ein nur gedämpftes Licht auf die Ehrfurcht gebietende Stätte herabfallen.

Hier ruhen Rudolf † 992, Heinrich † 990, Welf II. † 1030, Welf III. † 1055, Welf IV. † 1101, Welf V. † 1119, Heinrich der Schwarze † 1126 und Wulfhilde von Nordheim, diejenigen Mitglieder des Welfenhauses also, welche den verhängnißvollen Streit um die Reichsgewalt noch nicht durchzukämpfen hatten. Oben unter den Fresken der Kirche sind diese Männer in ritterlicher Tracht dargestellt; wir aber sind schon von der Ravensburg her mit der Mehrzahl von ihnen bekannt. Ja, diese Gruft mit ihren gebleichten Gebeinen, sie ist eine der bedeutsamsten Stätten unseres Vaterlandes; denn diese Männer waren es, die durch kluge Pläne, beharrlichen Eifer in ihren Unternehmungen und weitsehenden Blick die Größe des Welfenhauses schufen. Ihnen gehört zum großen Theile der Ruhm welfischer Mannestugend ohne jenen Flecken rücksichtslosen Ehrgeizes an, der bei ihren Nachkommen so scharf hervortritt. Dafür fehlt ihnen freilich jener romantische Schein, der Heinrich den Stolzen umstrahlt, wie er, von aller Welt verlassen, muthig sein Unglück trägt, oder der über dem Haupte des Löwen leuchtet, den das deutsche Volk so liebgewonnen hat wie eine Mutter ihren hochbegabten Sohn der auf falschen Wegen wandelt. Wenn er seinem Volke zwar nicht ein Muster ist, wie man das eigene Herz bezwinge, so darf doch sein Beispiel das eine wenigstens auch noch den spätesten Geschlechtern weisen: wie man das schwerste Unglück mit ungebeugtem Haupte tragen soll. Uns, den späten Nachkommen, denen es jetzt schwer fällt, sich in den großartig einfachen Geist jener fernen Zeit und in ihre wilden Leidenschaften zu versetzen, steht es weniger zu, zu richten, als zu klagen, daß soviel Heldenkraft für falsche Zwecke sich verzehrte. Denen aber, die hier in dem Sarkophage vor uns ruhen, dürfen wir freudigen Herzens ihre Tugenden in's Grab nachrühmen. Herr Walther von der Vogelweide hat den wilden Welf von Memmingen besungen und von seinem Nachruhm gesagt, daß er wohl begründet sei und lange Zeiten noch über sein Grab hinklingen werde, so wird sicherlich auch das Angedenken an die Welfen, wenn ihr Schild auf deutscher Erde zerbrochen sein wird, in vielen Herzen fortdauern, ein wehmuthsvolles, aber doch, wie wir hoffen, ein reichgesegnetes: ein Beweis deutscher Treue und eine Mahnung zu selbstverleugnendem Dienste für Kaiser und Reich! — D. E.

Die deutschen Millionäre.

Neulich haben die Erben eines unlängst verstorbenen Millionärs 20 000 Mk. und dann nochmals 5000 Mk. für die Armen Berlins hergegeben. Daran knüpft die „Magdeb. Ztg." Betrachtungen über die Frage, ob nicht unter allen Umständen den Millionenbesitzern ganz besondere moralische Pflichten obliegen?

Nur von moralischen Pflichten rede ich, sagt der Artikel von Dr. H., nicht von anderen; ich vermag nicht zuzugeben, daß auf Jemandes Besitz irgend ein Anderer irgend welches Anrecht habe. Es erscheint mir nöthig, in dieser Bestimmtheit mich zu äußern, weil die Luft rings um uns her mit communistischen Ideen erfüllt ist, die gerade so viel Staats- wie Religionsfeindliches in sich bergen.

Der übergroße Besitz Einzelner ist niemals das Product ihrer eigenen Anstrengung, sondern es helfen ihnen Viele, und ganz besonders hilft ihnen der Staat mit seiner Rechtsordnung, mit seinen Communicationen und mit seinen Connexionen nach außen hin. Der Amerikaner George Peabody, von dem seine Landsleute rühmen durften: sein Herz ist ganz Menschenliebe, hat (nach Mark gerechnet) den Vereinigten Staaten zu wohlthätigen Zwecken 12 Millionen gespendet, und bei alledem konnte am 2. April 1866 die Londoner „Times" von demselben Peabody melden: „Einem Amerikaner verdanken die Armen Londons das größte Geschenk, welches ihnen jemals gemacht wurde." Er hatte für die Armen der britischen Metropole 5 Millionen Mark hergegeben und die reiche Spende Peabody's an London erklärt sich aus dem einfachen Umstande, daß er sich sagte: Dir war nicht blos New-York, Dir war zur Erlangung großen Besitzes auch London behilflich, also giebst Du an beide Städte von dem Erworbenen ab.

Das Verhalten Peabody's ist kein vereinzeltes geblieben. Professor Agassiz wollte eine wissenschaftliche Expedition nach Südamerika unternehmen; hiervon hörte Nathaniel Thayer von Boston und der Millionär schrieb dem berühmten Naturforscher: „Organisiren Sie Ihre Expedition, machen Sie sich an Ihre Aufgabe und schicken

Sie mir Ihre Wechsel." Hiram Sibley hatte für wissenschaftlich-commercielle Versuche eine volle Million Dollars übrig, weil er sich von der Sache Ehre für sein Vaterland versprach. Ich nenne von den bekannteren Millionen-Wohlthätern der amerikanischen Union noch Girard, den Gründer der Waisenanstalt zu Philadelphia, Peter Cooper und Astor. Sage man nicht, daß drüben die Leute materialistisch geartet seien; Carl Friedrich Neumann, welcher in seine „Geschichte der Vereinigten Staaten" die Namen der großen Wohlthäter aufgenommen hat, bemerkt mit Recht: „Der Geschichtsschreiber würde seine Pflicht versäumen, wollte er nicht mit Vorliebe auf solche unser Geschlecht erhebende Thaten hinweisen."

Wohlthaten in großem Styl werden recht eigentlich historische Thaten, denn an die splendide Schenkung des Millionärs knüpft sich dessen Name, und seine Stiftungen überdauern Generationen. Großer Staatsmänner und Feldherren Thaten unterliegen dem Wechsel des Urtheils; überreicher Leute Liebeserweisung an Andere, wie ein Sonnenstrahl leuchtet sie über die Erde dahin! Profane Handlungen rein weltlichen Ehrgeizes gelten bei der Nachwelt bald für groß, bald auch für gemein; in dem letzten Willen des reichen Wohlthäters weht in unvergänglicher Gleichheit der lautere Odem der Menschenliebe, der Liebe Gottes.

Frankreich, England und Amerika haben verhältnißmäßig mehr Krösusfamilien als Deutschland. Aber es wird mit aller Bestimmtheit geltend zu machen sein: wir müssen im neuen deutschen Reich dem Idealismus neue Bahnen öffnen, und in der Macht des Millionenbesitzes liegt es, in dieser Richtung ermunternd auf weite Kreise einzuwirken. Den ängstlich bewachten todten Mammon fressen, trotz sorglichster Hütung, die Motten und der Rost. So hat ja die weise Vorsicht das Menschenleben gestaltet, daß nicht schon der Besitz an sich Glückseligkeit schafft, sondern die Freude am Besitz ist erst zu erwerben durch dessen richtige Verwerthung. Gold und Silber sind, wenn nicht mehr der Menschenseele Götzen und Herren, trefflich zu verwerthende Diener. Dem Reize des Gebens giebt ein göttlicher Ausspruch das Attribut seligen Empfindens.

Die Kunst des Gebens erlernt der Millionär zu allererst vom Armen. Dessen Leben ist unaufhörliches Mittheilen, und so sehr hat darin seine Kraft sich geübt, daß nicht mit Unrecht Leopold Schefer einmal sagte: Wenn der Arme nicht gäbe, wer sollte geben? Aber glücklicherweise ist doch das Geben nichts so gar Seltenes in der Welt. Es wären Bände zu füllen, wenn alle Schenkungen und Stiftungen von blos gut situirten Menschen aufgeführt werden sollten. Unser deutscher Mittelstand hat in Kundgebung dankbarer Gesinnung Hocherfreuliches geleistet, und wie viele Talente müßten wohl verkommen, wenn sie nicht Stipendien fänden? Wir haben der Waisenhäuser und anderer Anstalten für die arme Jugend wie für das arme Alter in Menge. Aber thaten sich unsere Millionenbesitzer bei Gründung von Humanitätsinstituten bisher hervor? Es fehlen uns die Peabodys-Millionäre mit einem weiten Herzen voll von Menschenliebe. Die Peabodys-Lebenskunst zerreißt alle Gewebe der socialistischen Weisheit. Reich und arm — dieser Gegensatz wird nie verschwinden, aber darum bleibt seine Ausgleichung ein ewig gültiges sittliches Gebot, und diese Ausgleichung zu vollziehen, hat nicht damit die Vorsehung dem Ueberreichen eine geradezu beneidenswerthe Aufgabe zugewiesen?

Mir erzählte einmal ein sehr reicher Mann: „Gestern plötzlich empfand ich große Freude an meinem Besitz. Da kam ins Abgeordnetenhaus Heinrich v. Sybel und klagte uns, er möchte gern für seine „Historische Zeitschrift" einen jungen Gelehrten nach Salamanca schicken, weil dort wissenschaftliche Schätze zu heben wären, aber die Zeitschrift hätte kein Geld. Sybel schien Lust zu haben, Viele für die Expedition zu interessiren. Da fragte ich ihn: was kostet das? Und noch ehe Sybel antworten konnte, sagte ich ihm: die Reise werde ich bezahlen. Der Sybel machte darob ein so seliges Gesicht, daß ich mir vornahm, recht oft und recht viel Geld rasch herzugeben, wenn der Zweck ein guter ist." Und der Mann hat Wort gehalten. Er starb bald darauf, aber sein Name lebt fort, denn sein Testament warf große Summen für Arme aus, und so lange die von ihm gegründete Stiftung besteht, bleibt der brave Mann unvergessen.

Es will mir so vorkommen, als werde auch das liebe deutsche Vaterland seine Peabodys haben, geniale Wohlthäter in großem Styl! Und sollte das Vaterland wieder einmal in Gefahr kommen, so werden, so dürfen nicht Dinge sich wiederholen, wie wir sie 1870 erleben mußten. Mit einer winzigen Anleiheforderung trat der Finanzminister vor den norddeutschen Reichstag, und was geschah? Die Anleihe wurde nicht voll gezeichnet. Es hatten sich an ihr vorwiegend die kleinen Sparer mit ihren zwei-, dreihundert Thalern betheiligt, die großen Häuser blieben aus! An der Frankfurter Börse wurden im Ganzen 5 Millionen Thaler gezeichnet, eine Summe, bei welcher das Riesencapital des Reichsten in Deutschland nicht betheiligt war. Die Kriegsanleihe, die Frankreich auflegte, wurde 43mal gezeichnet. Ich berühre mit diesem Punkte eins der traurigsten Momente der neuesten deutschen Geschichte; das Beiwort „traurig" reicht nicht aus, ich nenne die Theilnahmlosigkeit des Großcapitals an dem Geschick des Vaterlandes correcter „schmachvoll." Nach Wörth und Spichern war die haute finance plötzlich bereit, den ganzen Anleiherest nicht zum Emissionscours von 88, sondern nun zum Tagescours von $94\frac{3}{4}$ zu nehmen, und diese Bereitwilligkeit sollte für Patriotismus gelten!

Das Alles wird sich, so hoffen wir, nicht wiederholen; Deutschland erwartet, Jedermann werde seine Schuldigkeit thun, und das Staatsgefühl, die Vaterlandsliebe, die Dankbarkeit, werden sie nicht Großes zu leisten wissen zu allen Zeiten? Vieles ist gut zu machen, Vieles nachzuholen, Vieles zu schaffen — welch schöne Aufgabe für die deutschen Millionäre!

Arbeiterwohnungen.

Die Firma D. Peters & Co. in Neviges, Kreis Elberfeld, hat ihren Arbeitern zu Weihnachten 1878 ein sehr werthvolles Geschenk gemacht, indem sie denselben für den Erwerb eines eigenen Hauses außerordentliche Erleichterungen verschafft. Dem gedruckten Schreiben, welches aus diesem Anlaß den Arbeitern mitgetheilt wurde, entnehmen wir Folgendes:

„Als wir im Juni v. J. unseren Entschluß kund gaben, socialdemokratische Wühlereien unter unseren Arbeitern nicht mehr zu dulden und unnachsichtlich alle unlauteren Elemente aus unserem Arbeiterkreise auszuschließen, versprachen wir zugleich die Sorge für das Wohl unserer Arbeiter fortzusetzen. — Als einen Haupthebel zur Besserung der Lage der arbeitenden Klasse müssen wir die Beschaffung eines eigenen Heims betrachten. Die Benutzung eines Theiles der Einnahme guter Tage zur Erwerbung eines Hauses — möglichst mit Garten — bietet nicht nur die sicherste und beste Anlage für gemachte Ersparnisse, sie bewirkt auch, daß manche Groschen, die sonst unbedacht verausgabt würden, zusammengehalten werden. Welch unnütze Kosten verursacht der häufige Wohnungswechsel; wie wahr ist der alte Spruch: Dreimal ausziehen ist so schlimm als einmal abbrennen.

Wir haben uns entschlossen, trotzdem wir im Jahre 1872 und seitdem keine erfreulichen Erfahrungen auf diesem Gebiete zu verzeichnen hatten, nochmals mit Wohnungsprämien in veränderter Form den Versuch zu machen. — Nur wenige von den durch unsere Firma und durch den Nevigeser Bauverein erbauten Wohnungen haben Käufer gefunden; Grund hierzu mag wohl sein, daß die Häuser, theils weil sie in den Jahren hoher Baupreise erbaut, theils weil sie für unsere Arbeiter vielfach zu groß sind, sich zu theuer stellen. Die vorhandenen Häuser sollen nicht zu den Herstellungskosten, sondern zu den Preisen erworben werden können, zu denen man jetzt, bei billigen Materialien und niedrigen Löhnen, bauen würde. Die vorhandenen Wohnhäuser mit Garten nach den Modellen von Gladbach, Mühlhausen und Basel stellen sich demnach in den Preisen zwischen 3500 Mk. bis 4500 Mk. Wir beabsichtigen nun im nächsten Jahre für solche Arbeiter, denen diese Häuser zu groß sind, etwas kleinere Häuser zu erbauen, von denen wir Einzelwohnungen zu 2750 Mk. bis 3000 Mk. abgeben könnten. Die Erwerbung soll nun in der Weise geschehen können, daß beim Antritte 8 pCt. des Kaufpreises angezahlt und ferner jährlich 8 pCt. desselben abbezahlt werden. Da vom Reste des Kaufpreises 5 pCt. Zinsen gerechnet werden, so ist nach nicht ganz 10 Jahren die Hälfte, nach 17 Jahren das Ganze abgetragen.

Auf solche Weise haben die Arbeiter in Mühlhausen und an anderen Orten die Häuser aus ihren eigenen Mitteln erworben. Wenn nun auch unsere Arbeiter in ihren Lohnverhältnissen ebenso günstig gestellt sind, wie jene, so sind sie doch bisher gewohnt gewesen, weniger für Miethe auszugeben. Wir wollen deshalb, um unsererseits die Hauserwerbung zu befördern, einen Theil der Anzahlungen und Abzahlungen in Form von Wohnungsprämien nach folgenden Sätzen vergüten:

Wenn das Haupt der Familie als Arbeiter in unseren Diensten ist:

ein volles Jahr und darüber, so vergüten wir 20 pCt.,
fünf volle Jahre „ „ „ „ „ 25 pCt.,
zehn „ „ „ „ „ „ 30 pCt.,
für jedes Kind, welches ein volles Jahr und darüber
beschäftigt ist, setzen wir 5 pCt.
zu, bis zur Erreichung des höchsten Satzes von 40 pCt.

Durch die Vergütung von 40 pCt. übernehmen wir schon die ganze Abtragung des Capitals, während der Arbeiter mit seinen 60 pCt. nicht ganz 5 pCt. des Kaufpreises, also weniger als gewöhnliche Miethe zu zahlen hat.

Die (jetzigen) Prämien werden in Form von Darlehn gegeben und einschließlich Zinsen erst dann volles Eigenthum des Arbeiters, wenn nach einem Zeitraume von 10 Jahren er oder seine Familie noch Besitzer des Hauses ist und nach Abtragung der Hälfte des Kaufpreises der notarielle Kaufact vollzogen ist.

Reinlichkeit und gute Unterhaltung von Haus und Umgebung dürfen wir bei unseren Arbeitern wohl voraussetzen, indeß sollen auch hierfür jährlich Prämien vertheilt, und für besonders gut gehaltene Wohnungen Geschenke an Hausgeräthen, Möbeln, Schildereien und dergl., für hübsch gepflegte Gärten, Obstbäume, Sträucher und sonstige Pflanzen gegeben werden.

Wir bitten unsere Arbeiter, das heutige Anerbieten als eine von Herzen kommende Weihnachtsgabe zu betrachten, um dieselbe in gleichem Sinne, wie sie gegeben, entgegenzunehmen; unser Zusammenwirken wird dann ferner mehr und mehr ein allseitig ersprießliches sein.

Neviges, Weihnachten 1878. D. Peters & Co."

Dank.

In Folge unserer Bitte in Nr. 51 der Kreuzzeitung, sowie in Nr. 10, 11 und 12 des Johanniter Wochenblattes, zu Gunsten eines an einem körperlichen und geistigen Leiden unheilbar darnieder liegenden früheren Officiers, sind 1496 Mark eingegangen.

Indem wir den gütigen Gebern unsern herzlichen Dank dieserhalb aussprechen, freuen wir uns mittheilen zu können, wie es nicht nur gelungen ist, der betreffenden Familie manche materielle Erleichterung zu verschaffen, sondern daß obige Summe auch zur Zahlung der Pension an eine Anstalt für circa 2 Jahre hinreicht, in welche die Tochter eingetreten ist, um sich die nöthigen Kenntnisse anzueignen, damit sie sich später ihren Lebensunterhalt selbst zu erwerben vermag.

Berlin, den 12. April 1879.

Ernst Graf zur Lippe. v. Prittwitz u. Gaffron.
v. Salbern. Herrlich.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.


Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 23. April 1879. **Nr. 17.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. April 1879 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. April 1879 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro März 1879.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. März 1879 .	54			
	Zugang pro März .	18			
		72			
	Abgang . .	18			
	Bleibt Bestand	54	54	1 642	60
2.	**Palzin:**				
	Bestand am 1. März 1879 .	74			
	Zugang pro März .	19			
		93			
	Abgang . .	21			
	Bleibt Bestand	72	72	2 213	90
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. März 1879 .	14			
	Zugang pro März .	7			
		21			
	Abgang . .	6			
	Bleibt Bestand	15	15	369	58
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. März 1879 .	43			
	Zugang pro März .	17			
		60			
	Abgang . .	25			
	Bleibt Bestand	35	35	1 192	54
5.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. März 1879 .	14			
	Zugang pro März .	7			
		21			
	Abgang . .	11			
	Bleibt Bestand	10	10	344	50
6.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. März 1879 .	23			
	Zugang pro März .	11			
		34			
	Abgang . .	9			
	Bleibt Bestand	25	25	756	36
7.	**Bandsburg:**				
	Bestand am 1. März 1879 .	14			
	Zugang pro März .	7			
		21			
	Abgang . .	12			
	Bleibt Bestand	9	9	402	27
	zu übertragen		220	6 918	375
	Uebertrag		220	6 918	375
8.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. März 1879 .	26			
	Zugang pro März .	13			
		39			
	Abgang . .	12			
	Bleibt Bestand	27	27	767	32
9.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. März 1879 .	21			
	Zugang pro März .	22			
		43			
	Abgang . .	19			
	Bleibt Bestand	24	24	790	60
10.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. März 1879 .	28			
	Zugang pro März .	13			
		41			
	Abgang . .	21			
	Bleibt Bestand	20	20	769	35
11.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. März 1879 .	40			
	Zugang pro März .	29			
		69			
	Abgang . .	41			
	Bleibt Bestand	28	28	978	65
12.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. März 1879 .	46			
	Zugang pro März .	26			
		72			
	Abgang . .	31			
	Bleibt Bestand	41	41	1 500	80
13.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. März 1879 .	42			
	Zugang pro März .	13			
		55			
	Abgang . .	11			
	Bleibt Bestand	44	44	1 313	60
14.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. März 1879 .	18			
	Zugang pro März .	24			
		42			
	Abgang . .	14			
	Bleibt Bestand	28	28	705	[illegible]
	zu übertragen		432	13[illegible]	[illegible]

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa der am 1. April 1879 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro März 1879.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		432	13 740	749
15.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. März 1879	23			
	Zagang pro März	21			
		44			
	Abgang	22			
	Bleibt Bestand	22	22	748	60
16.	**Neusalz a. d. O:**				
	Bestand am 1. März 1879	22			
	Zugang pro März	14			
		36			
	Abgang	21			
	Bleibt Bestand	15	15	634	41
17.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. März 1879	28			
	Zugang pro März	17			
		45			
	Abgang	23			
	Bleibt Bestand	22	22	827	42
18.	**Saaran:**				
	Bestand am 1. März 1879	19			
	Zugang pro März	10			
		29			
	Abgang	14			
	Bleibt Bestand	15	15	397	36
19.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. März 1879	6			
	Zugang pro März	7			
		13			
	Abgang	8			
	Bleibt Bestand	5	5	202	12
20.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. März 1879	6			
	Zugang pro März	5			
		11			
	Abgang	6			
	Bleibt Bestand	5	5	192	10
21.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. März 1879	4			
	Zagang pro März	6			
		10			
	Abgang	5			
	Bleibt Bestand	5	5	169	26
22.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. März 1879	4			
	Zugang pro März	1			
		5			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	2	2	97	10
23.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. März 1879	3			
	Zugang pro März	2			
		5			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	2	2	102	12
24.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. März 1879	18			
	Zugang pro März	—			
		18			
	Abgang	—			
	Bleibt Bestand	18	18	558	18
25.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. März 1879	23			
	Zugang pro März	15			
		38			
	Abgang	17			
	Bleibt Bestand	21	21	687	30
	zu übertragen		564	18 353	1 046

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa der am 1. April 1879 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro März 1879.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		564	18 353	1 046
26.	**Altena:**				
	Bestand am 1. März 1879	15			
	Zugang pro März	7			
		22			
	Abgang	5			
	Bleibt Bestand	17	17	448	38
27.	**Oeynhausen:**				
	Bestand am 1. März 1879	2			
	Zugang pro März	—			
		2			
	Abgang	—			
	Bleibt Bestand	2	2	62	30
28.	**Plochingen** (in Württemberg):				
	Bestand am 1. März 1879	3			
	Zugang pro März	3			
		6			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	3	3	92	38
29.	**Ludwigslust** (in Mecklenburg):				
	Bestand am 1. März 1879	35			
	Zugang pro März	55			
		90			
	Abgang	56			
	Bleibt Bestand	34	34	1 202	36
30.	**Dresden:**				
	Bestand am 1. März 1879	10			
	Zugang pro März	8			
		18			
	Abgang	7			
	Bleibt Bestand	11	11	343	16
31.	**Niederweisel** (in Hessen):				
	Bestand am 1. März 1879	21			
	Zugang pro März	—			
		21			
	Abgang	—			
	Bleibt Bestand	21	21	651	20
	Zusammen		652	21 151	1 224

Der gesammte Abgang an Kranken pro März 1879 beträgt 444, davon sind:

gestorben	32
ungeheilt oder nur gebessert entlassen	21
geheilt	391
wie vor	444.

32. **Das Krankenhaus zu Beyrut in Syrien** mit 55 Betten.
Bestand am 1. **Februar** 1879 . . . . . 45 Kranke.
Zugang pro **Februar** . . . . 47 ·
92 Kranke.

Davon sind:

gestorben	2	
ungeheilt oder nur gebessert entlassen	5	
geheilt	34	
		41 ·

Bleibt Bestand am 1. **März** 1879: 51 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 1 Europäer, 3 Muhamedaner, 6 Drusen und 37 orientalische Christen.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro Februar 1879 beträgt 1443.

Poliklinisch wurden 1038 Personen behandelt.

Botho Heinrich Graf zu Eulenburg, Landhofmeister im Königreich Preußen, Director der Hauptverwaltung der Staatsschulden und Mitglied des Herrenhauses, Rechtsritter seit 1854, † zu Berlin 17. April 1879.

Kreuzfahrer aus dem Meißnerlande.

Nach den Mittheilungen von Dr. Posern-Klett. Sächs. Arch. IV, 45 ff.

Ueberaus spärlich fließen die Nachrichten über Edle aus Norddeutschland, welche an Kreuzzügen oder Wallfahrten Theil genommen haben. So vermögen wir beispielsweise nicht einen Ritter aus der Mark Brandenburg anzugeben, von dem es geschichtlich feststände, daß er an einem der großen Kreuzzüge Theil genommen habe. Selbst von den an der Elbe und Oder erscheinenden Templern ist es nicht nachweisbar, daß sie im heiligen Lande gekämpft haben. Nur die geschichtliche Sage scheint, und zwar mit Recht, einige Mitglieder des ältesten Adels der Mark, Alvensleben's, Jagow's, als Kreuzfahrer zu bezeichnen. Erst aus dem 15. Jahrhundert liegen dann ausführliche und hochinteressante Nachrichten über märkische Wallfahrer vor.

Von den der Mark benachbarten Ländern gilt fast genau dasselbe. Es möchte schwer sein, aus ihnen ein Grabdenkmal nachzuweisen, welches nach englischem und französischem Brauche einen Kreuzfahrer auch äußerlich durch die kreuzweise übereinander geschlagenen Beine darstellte. Erst im Thüringer Lande und in Meißen erfahren wir genauere Nachrichten von Kreuzrittern und dort ansäßigen Adel, welche deshalb für den Nachweis von Theilnehmern der heiligen Kriege aus Norddeutschland um so schätzenswerther sind.

Im Jahre 1188 hatte Landgraf Ludwig III. von Thüringen das Kreuz genommen und zwar mit Kaiser Friedrich dem Rothbart an demselben Tage. Im September 1189 finden wir ihn zu Tyrus. Vor Accon führte er abwechselnd mit Jacob von Avesnes den Oberbefehl und erwarb sich hohen Ruhm der Ritterschaft. Eine tödtliche Krankheit aber nagte an dem Leben des Helden; er entschloß sich zur Rückkehr, ohne die heilige Stadt gesehen zu haben, und starb auf hoher See.

Mehrfach sind die Thaten des edlen Landgrafen besungen worden. Ein ritterlicher Meister der Templer, Walther von Spelten (vielleicht Spoleto), welcher 1191 vor Accon den Heldentod fand, hatte dieselben aufgezeichnet. Der deutsche Minnesänger aus dem Elbthale, „der Missenere“ genannt, hörte von ihnen in Franken sagen und verbreitete sie weiter auf seinen Zügen von Hof zu Hof, von Burg zu Burg, und Herzog Bolko II. von Münsterberg, † 1305, ließ, um sie in rechte Ordnung zu bringen, die Thaten Ludwigs und seiner Begleiter von einem unbekannten Sänger überarbeiten. In Friedrich Heinrich von der Hagen hat dies „Lied von des Landgrafen Ludwig des Frommen Kreuzfahrt“ seinen hochverdienten Herausgeber gefunden. Freilich steht es schlimm um die geschichtliche Zuverlässigkeit der so entstandenen Bearbeitung; sie verwechselt oder vermischt den Kreuzzug des Landgrafen Ludwigs IV. von 1227 mit jenem älteren Zuge; der Verfasser will von Augenzeugen Kampfberichte gehört haben, was sich der Zeit nach nur auf die Theilnehmer der Fahrt von 1227 beziehen kann, er hat ferner seine Kampfberichte zum großen Theile frei erfunden; immerhin aber giebt er uns Namen von Rittern, welche sich im heiligen Lande für die Ehre des Kreuzes ausgezeichnet haben und deren Persönlichkeiten auch sonst geschichtlich gesichert sind, in denen wir also wirklich Helden der heiligen Kämpfe zu erkennen haben.

Unter diesen steht ein Herr Günther von Biberstein voran; er ist es, aus dessen Erinnerungen der Dichter schöpfte. Das Stammschloß dieses ausgezeichneten Geschlechts lag bei Nossen an der Bobritzsch. Herr Günther selbst wandte sich zuerst aus dem Lande zu Meißen an den Hof der Piasten und ward ihnen bei der Colonisation Schlesiens ein treuer Helfer und Berather. Von seinen persönlichen Verhältnissen wissen wir nur, daß er eine Gemahlin Jutta besaß. In schlesischen Urkunden, bei Käufern und Verkäufern, bei Schenkungen an Klöster und dergl. erscheint er oft. Es mag dem greisen Herrn von Biberstein am Schlusse seines vielbewegten Lebens eine rechte Genugthuung gewesen sein, am Hofe des edlen Heinrichs III. den Sänger seiner Thaten gefunden zu haben. Bald folgte dem Herrn Günther seine meißnische Verwandtschaft in das neugewonnene Land im Osten nach und gründete sich in der Lausitz umfangreiche Herrschaften, welche später durch Kauf an Brandenburg gelangten. Zu Beeskow, Friedland, Seidenberg und Crossen stehen noch heut die Schlösser des hochedlen Geschlechtes, welches mit zu den Bannerträgern deutscher Cultur im Osten gehörte; auch bei dem Volke sind sie noch unvergessen; es erzählt von der Todtenglocke auf ihren Schlössern, welche von selbst ihre unheilverkündende Stimme erklingen ließ, so oft einer der Edlen sterben sollte, noch heut.

Ein anderer Theilnehmer der Fahrt von 1227 ist Herr Ludwig von Medlitz. Er war noch Edelknecht, da er das Kreuz nahm; König Wenzel I. von Böhmen schlug ihn zum Ritter und gab ihm in der Nähe von Troppau Grundbesitz. Auch er erzählte dem wißbegierigen Dichter manch' eine Episode aus dem Kampfe vor Accon. Er selbst, Herr Ludwig, war dabei, als der Burggraf Burkard von Magdeburg auf der Wacht vor der belagerten Stadt stand und einen Ausfall der durch die Werke der Franken hartbedrängten Sarazenen zurückwies. Selbstsechst kämpfte Ludwig von Medlitz mit dem Burggrafen Heinrich von Döben bei Grimma, dem biedern von Turgau, dem Edlen von Arnshaugk, dem Vogt Dietrich von Freiberg und dem Ritter Ulrich von Maltitz gegen eine überlegene Schaar von Türken. Von diesen Herren wissen wir über Heinrich von Döben, daß er mit

Friedrich II. zugleich aus dem heiligen Kampfe zurückkehrte, Dietrich von Freiberg war Sohn des Vogtes Riepert, Ulrich von Maltitz erscheint einige Male am Hoflager des unglücklichen Königs Heinrich, des Sohnes von Friedrich II. Eine Enkeltochter des Kreuzfahrers scheint jene Elisabeth von Maltitz gewesen zu sein, welche die dritte Gemahlin des Markgrafen Heinrich von Meißen wurde.

Doch hören wir von dem Kampfe der meißnischen Ritter vor Accon selbst. Die Sarazenen hatten das Thor geöffnet, die Brücke fiel und bot ihnen den Weg zum Ausfall. Die Heiden, mit scharf geschliffenen Aexten versehen, eilten über dieselbe dem Wachtposten der Burggrafen von Magdeburg entgegen. Sie drangen bis an die Werke der Belagerer vor; schon hörten die Kreuzfahrer den Klang ihrer Aexte an den Pälissaden der Verschanzung. Da hob Burggraf Burchard die Wacht auf und rief dem Grafen Heinrich von Döben zu: „Allzulange bereits haben wir ihnen den Ruhm gelassen; säumet nicht länger, — vorwärts!" Unberitten, wie sie waren, stürzten sich die Christen den Heiden entgegen. Als die Feinde die Schaar der Kreuzfahrer auf sich zueilen sah, ließen sie von dem Werke der Zerstörung ab und stellten sich den Christen geordnet entgegen. Ein heftiger Kampf, Mann gegen Mann, begann; der edle Burchard vor Allen stritt ritterlich und kühn, er verwundete viele der Heiden auf den Tod. Wie sie da so standen mit den langen Schwertern, der von Magdeburg und der von Döben, da glichen sie Schnittern, welche blutige Saat vor sich darniederstreckten. Fast schien den wenigen Christen der Untergang gewiß, denn auch die Heiden waren mannliche Streiter und wollten den errungenen Vortheil nicht wieder aufgeben. Da kamen die tapferen Friesen unter ihrem Hauptmann zur Hilfe, und richteten mit ihren furchtbaren Waffen, langen mit Widerhaken und Nägeln versehenen Hellebarden ein schreckliches Blutbad unter den Angreifern an. Nachdem die Mehrzahl der Sarazenen erschlagen war, fiel der Rest derselben, mit ihnen der Stadtgraf Dimiter in die Gefangenschaft der Christen. Dann knieten die müden Helden zum Gebete nieder und durch die stille Nacht klang über das blutgetränkte Feld ihr frommer Sang hin: „Helf uns das heilig' Grab!" Dann suchten sie unter den getödteten Sarazenen nach ihren gefangenen Brüdern. Mit eigener Hand zog der tapfere Burggraf den Edelknecht Ludwig von Medlitz hervor. Der Schwerverwundete athmete noch. „Möchtest Du wohl genesen?" fragte ihn der Herr. „Das muß zu Gotte sein!" — „Es steht in Gottes Hand!" erwiderte der Jüngling, und wie wir sahen, ward ihm Heilung seiner Wunden zu Theil. Dasselbe geschah an Herrn Heinrich von dem Mar. Auch dieser Rittersmann war später im Troppauer Lande angesessen; in seinem Hause ist der uns unbekannte schlesische Dichter gewesen, und Herr Heinrich hat ihm erzählt, wie er und sein alter Waffengenoß Heinrich von Medlitz damals auf Tartschen in die Zelte der Christen zurückgebracht worden sind. So hatten sich die Meißener Helden, welche wir im späten Alter als friedliche Landbauer im unwirthbaren Schlesien antreffen, an jenem blutigen Tage hohen Ruhm erworben. Da ist es uns erklärlich, wie theuer ihnen die Erinnerungen an den heiligen Kampf gewesen sind und wie diese einen poetischen Schimmer über das einfache Haus auf slavischer Erde verbreiteten, welches sie, von der Heimat fern auch zu Ehren des Kreuzes errichtet hatten. —

Deutsche Adelssagen.

119. Die Schelme von Bergen.

Zwei gänzlich verschiedene Sagen behandeln den Ursprung des Namens eines rheinischen Geschlechtes, welches im Jahre 1844 in seinem Mannesstamme zu Grabe gegangen ist: der Schelme von Bergen; beide aber knüpfen an die Person Kaiser Friedrichs des Rothbarts an.

Auf der Jagd, sagt die eine, wurde der Kaiser von einer wilden Sau angelaufen; getrennt von seinem Gefolge, gerieth er in höchste Gefahr, aber endlich gelang es ihm, das Thier zu tödten. Als Friedrich sich nach dem schweren Werke den Schweiß von der Stirne wischte, sah er hinter sich einen Mann stehen, der anscheinend müßig ihm zugesehen hatte. „Wer bist du und warum kamst du in solcher Noth mir nicht zu Hilfe?" fuhr ihn der Kaiser an. „Gnädigster Herr," antwortete der Fremde: „ich bin der Schelm (Nachrichter) von Bergen; hab' indessen auch nicht müßig gestanden, als Ihr Euch mühtet!" Damit zeigte er auf eine zweite Sau vor sich, die er mit dem Speere aufgefangen hatte und die unfehlbar dem Kaiser, der noch mit seiner Feindin beschäftigt gewesen war, in den Rücken gefallen wäre. Da reichte ihm Friedrich der Rothbart die Hand, ließ sich von ihm zu seinem Gefolge zurückführen und schlug ihn dann unter Erwähnung seiner rühmlichen That und seines verachteten Standes zum Ritter.

Die andere Sage, welche, soweit wir uns erinnern, in neuester Zeit auch dichterische Behandlung gefunden hat, erzählt, daß der Schelm von Bergen sich unerkannt und in ritterlicher Kleidung bei einem Hoffeste Friedrichs eingefunden und mit der Kaiserin getanzt habe. Als es endlich zur Nothwendigkeit geworden war, die Maske abzulegen, gab er sich dem Kaiser mit den Worten zu erkennen: „Ich bin der Schelm von Bergen!" Da entsetzten sich Alle, daß er durch seine Berührung die holde Kaiserin beschimpft habe, und drohten ihm mit dem Tode. Er aber kniete vor dem Rothbarte nieder und sprach: „Gnädigster Kaiser, ungeschehen könnt Ihr nicht machen, was geschehen ist; es sei denn, daß Ihr Adels-Rang und Würden auch mir zuerkennt!" Der Rothbart aber lächelte und sprach: „Du bist ein Schelm in Rath und That und magst es denn auch bleiben; knie nieder, Ritter Schelm von Bergen!"

Es bedarf kaum einer Erwähnung, daß wir es hier nur mit einer poetischen Fiction zu thun haben. Eine Eigenthümlichkeit mittelalterlichen Humors bestand be-

kanntlich auch in der Namengebung. Die Bezeichnung „Schelm" hat den beiden Sagen Entstehung gegeben, der geschichtliche Grund des Namens ist verloren. Das Wappen der Schelme von Bergen ist im Gegensatze zu der gemachten Sage ein überaus einfaches und alterthümliches; die rothen halbkreisförmigen Schildzeichen und der feuersprühende Drachenkopf auf dem Helme weisen in die ältesten Zeiten der Heraldik zurück.

120. Die Göler von Ravensburg,

welche dem ältesten Badischen Adel zugehören, haben ihre Wappensage auch erst in jener späten, hochgepriesenen Zeit erhalten, jener Zeit „gepuderter Perruquen, d'rauf Pfalzgrafen Lorbeeren drücken."

Da wurde bekanntlich nichts für edel und gut angesehen, was nicht „etwelchen Zusammenhang mit denen hochberühmten und theuren römischen Helden" hatte. Da führte man die Herren van Cotto kurzweg auf die römische gens Aurelia zurück und sprach alles Ernstes von einem Wappen des Hector oder Agamemnon. Da nun die Göler einen schwarzen Raben in Silber führen, so fand man auch für sie einen fabelhaften Ahnherrn in dem Valerius Corvus der Samniterkriege. Es ist dem gegenüber klar, daß das Wappenzeichen sich auf den Sitz des Geschlechtes, die Ravensburg, bezieht.

121. Der Name Metternich.

Der Herr van Harmayr erzählt über den Ahnherrn des berühmten Geschlechtes Metternich folgende, allerdings sehr kindliche Sage: Kaiser Heinrich der Heilige habe in seiner „Leibwache" einen an Geschlecht und Tapferkeit gleich hervorragenden Hauptmann, Namens „Metter," gehabt, auf den er mehr „geholten" habe, als auf alle andern Männer in seiner Umgebung. Dadurch ward der Neid anderer Hofbediensteten rege; sie spielten dem deutschen Könige einen Brief vall höllischer Lügen und Anschläge in die Hände, welcher das Ansehen hatte, als sei er von dem Hauptmann Metter geschrieben. Ruhig überlas der Kaiser den Brief und legte ihn dann mit den einfachen Worten „Metter nicht!" ohne Weiteres bei Seite. Das ehrenvolle Vertrauen seines Herrn, der ihn keiner Schandthat für fähig hielt, däuchte dem wackeren Hauptmann, der bald darauf den bübischen Anschlag erfuhr, das beste Lob, und so wurde das kaiserliche Wort ein Beiname, der sich auf die Nachkommen des Kriegers vererbte. Das Wappen des Geschlechtes erinnert allerdings nicht mehr an diese Begebenheit; es zeigt auf dem Helme den bedeutungsvollen Schwanenhals und im Schilde drei Jakobsmuscheln, welche vermuthlich das Andenken an eine Pilgerfahrt aufrecht erhalten und auf St. Jakob als Schutzherrn des Geschlechts hinweisen sollten.

122. Der Name der Herren von Oheimb

im Lippischen verdankt der Sage nach ebenfalls einem kaiserlichen Worte seinen Ursprung, das indessen zu beträchtlich späterer Zeit erklungen sein soll als der Ruf „Metter nicht!" Als Kaiser Max I. sich auf der Martinswand bei Zirl so verstiegen hatte, daß er sich unrettbar verloren gab, soll der Ahnherr der Oheimbe, „ein aller Gebirgssteige kundiger Gemsenjäger", zufällig zu jener Stelle gekommen sein, da der Kaiser verzweifelnd stand. Wir hätten alsa nähere Kunde von jenem schlichten Mann, den Anastasius Grün's herrliches Gedicht feiert. Mit dem sanftesten und unterwürfigsten Gruße trat der Mann vor den Kaiser hin, der sehnend die Worte „O heimb!" ausgestoßen hatte. Als das schwere Werk der Rettung gelungen war, und der Jäger den Kaiser zu seinem Gefolge herabgeleitet hatte, ertheilte Max seinem Retter den Ritterschlag, wandelte dessen Namen in das bedeutungsvolle Wort „Oheimb" und gab ihm zum Wappen einen Gemsenschädel mit Gehörn und Ohren, aus welchem sieben Blutstropfen fallen.

Sa die sinnige, wenngleich unhistorische Sage. Befremdend und sprachlich unaufgeklärt ist bei dem Namen „Oheimb" nur die ganz beziehungslose verwandschaftliche Bezeichnung, während z. B. in Süddeutschland „Vettern" auftreten, aber mit den unterscheidenden Beisatz „van der Gilgen."

123. Die berühmten schlesischen Grafen von Pfeil

verdanken der Sage nach einem Jagdabenteuer Namen und Wappen. Das letztere zeigt im Schilde zwei in's Andreaskreuz gelegte Bärentatzen; auf dem Helme erscheint ein blutbespritzter Adlersflug, als Schildhalter ein Bärenpaar mit ausgestreckten rothen Zungen. Im Jahre 1220, wird erzählt, jagte Herzog Heinrich der Bärtige in den damals nach in valler urwäldlicher Pracht stehenden Farsten seines Herzogthums, da kam er durch einen Bären in große Gefahr. Schon befand sich der Fürst in der tödtlichen Umarmung des Unthiers, als ihn ein wohlgezielter Pfeilschuß eines seiner Jäger rettete, dem er zur Belohnung Name und Wappen von Pfeil ertheilte.

124. Das Wappen der Zedlitze

wird von der Sage eben sa einfach, wenn auch ungeschichtlich gedeutet. Bekanntlich führt das edle Geschlecht eine silberne Schnalle in Roth. Es ist dies ein durchaus natürlich abgebildetes Wappenschild, eine Schutzwaffe, wie sie, überzagen mit rothem Leder und mit metallenem Beschlage versehen, wirklich getragen warden ist. Ebenso einfach ist die Helmzier: der ungeschmückte Adlerflug. Dennoch weiß die Sage von diesem Wappen zu reden. Der Urahn der Zedlitze soll einst so mächtig sein Schwert in blutiger Schlacht geschwungen haben, daß ihm der Dorn des Schwert-oder Harnischgurtes zersprang. Zum Andenken setzte sein Lehnsherr ihm die Schnalle in's Wappen. Sagenhaft ist auch die Nachricht des Sinopius, wenn er erzählt, daß Wenzel van Zedlitz und Hans von Nostiz, welche zwei Schwestern geehelicht hatten, im Jahre 965 bei dem Einfalle der Wenden in die Lausitz (sic!) für ihre im Kampfe bewiesene Tapferkeit die Erlaubniß erhielten, sich einen beliebigen Ort zur Erbauung eines Schlosses auszuwählen. Die Ehren des Geschlechtes mit dem einfachen Kampfschilde sind so reich, daß die Sage

sie nicht zu vermehren braucht. Deckten doch einst vierzig der Zedlitze das Schlachtfeld des großen Mongalenkampfes! Noch lebt die Erinnerung an diesen gewaltigen Opferkampf für die abendländische Christenheit im schlesischen Volke; noch spricht man von den „Vettern von der Wahlstatt" und versteht unter ihnen die Zedlitz, Prittwitz, Nostiz, Gaffron und Seidlitz, welche einst auf dem Felde vor Liegnitz so Großes gethan haben.

Gegen die Schandliteratur.

Der „Social-Correspondenz" schreibt man vom Rhein: „Es ist in jüngster Zeit wiederholt die Frage aufgeworfen worden, ob denn auch immer und überall in Deutschland die bestehenden Gesetze gegen die Schandliteratur in ausreichender Weise gehandhabt werden, und vielfach hat man diese Frage verneinen zu müssen geglaubt. Ohne Zweifel nicht immer mit Unrecht. Unwillkürlich wurde ich neulich an diese Frage wieder erinnert, als ich in einem Wiener Blatte las, daß die österreichische Regierung eine Anzahl deutscher Bücher verboten habe, und zwar nicht aus politischen, sondern aus sittlichen Gründen. Diese Bücher sind bei verschiedenen Verlegern in Leipzig und Berlin erschienen; ich zweifle keinen Augenblick, daß die Verbote der österreichischen Regierung, welcher der Vorwurf allzugroßer Strenge in diesen Dingen sicherlich nicht zu machen ist, ihre volle Berechtigung haben. In allen civilisirten Ländern haben die Regierungen ein wachsames Auge und strenge Maßregeln gegen diese Art von Literatur. In Frankreich ist die Zahl der wegen unsittlichen Inhalts verfolgten und mit Beschlag belegten Schriften eine ziemlich große; aus England hörte man nicht selten von Verurtheilungen und schweren Strafen gegen die Verbreiter solcher Druckschriften, Bilder 2c. In Deutschland durfte indeß ungehindert gedruckt, vertrieben und gekauft werden, was gegen Sitte und Anstand, wenn nicht gar gegen das Gesetz. (§ 184 des R.-Str.-G.-B.)

Seit einiger Zeit tritt die Berliner Sitten-Polizei der Verbreitung unzüchtiger Bilder und Schriften mit dankenswerthem Eifer und erfreulichem Erfolge entgegen. Berliner Zeitungen berichten, daß bei einem Buchhändler in der Kaiser-Passage, dessen Schaufenster schon die schamlosigkeit dieses Geschäfts darthat, bereits vor einiger Zeit eine ganze Wagenladung solcher Schriften und Bilder im Werthe von etwa 50 000 Mk., und neuerdings wieder ein Vorrath von einigen tausend Mark mit Beschlag belegt worden und der Inhaber in Untersuchungshaft genommen ist. Auch bei andern Berliner Buchhändlern haben ähnliche Confiscationen stattgefunden. Ein in der Borsigstraße wohnender Kaufmann, der das schmutzige Geschäft, „pikante" Bücher und Bilder zu verbreiten, in großem Maßstabe betrieben, ist gleichfalls verhaftet worden.

Alle Wohlgesinnten werden der Polizeibehörde für ihr Vorgehen, das lange ersehnt und noch vor kurzem durch die vom Central-Ausschuß für i. M. an den Minister des Innern gerichtete Petition erbeten war, dankbar sein. Möchte der eingeschlagene Weg mit Nachdruck verfolgt werden, und auch die Behörden anderer, namentlich der großen Städte des Vaterlands, diesem Vorgange folgen. Es ist Pflicht Aller, denen das Wohl des Volkes am Herzen liegt, die Behörden darin zu unterstützen, ihnen auch solche Geschäfte ungescheut anzuzeigen, die heimlich das Gift der Sittenlosigkeit verbreiten, und damit den Frieden vieler Familien untergraben und Menschen an Leib und Seele verderben. Wer die Seinen lieb hat, hält auch nicht Blätter und Zeitungen, in denen allerlei schmutzige Anzeigen stehen, bei denen man fürchten muß, daß sie von den Kindern des Hauses gelesen werden. Es giebt noch heute viel gelesene Blätter und Zeitungen, die darin Unglaubliches leisten, und man muß sich nur darüber wundern, daß sich viele Leser, denen das Alles ein Gräuel ist, doch noch dergleichen bieten lassen!

Es ist auch an der Zeit, daß der ehrenwerthe Stand der Buchhändler gegen das unverantwortliche Treiben einiger ihrer Genossen, die ungescheut um des Gewerbes willen, Schandliteratur drucken und verbreiten, entschieden Protest einlege und damit die Ehre ihres Standes wahre, wie es jener treffliche Buchhändler **Perthes** zu seiner Zeit in gleichem Falle gethan hat. Perthes war, so erzählt Baur in seinem auch für das Volk geschriebenen und empfehlenswerthen Buche: „Fr. Chr. Perthes, ein deutsches evangelisches Bürgerleben aus der Zeit der Befreiungskriege," auf der Leipziger Messe. Es war im Jahre 1827. Er hörte, daß ein schmutziges Werk von einem seiner Amtsgenossen verlegt worden sei. Da trat Perthes in einer Versammlung des Börsenvereins vor zweihundert Männern auf und sprach: „die Ehre des deutschen Buchhandels sei durch diesen Unflath beschmutzt, der Verleger eines solchen Werkes sei gefährlicher als der gemeinste — wirth, und jede Buchhandlung werde schon durch die Zumuthung, ein solches Buch zu verbreiten, herabgewürdigt. Der deutsche Börsenverein möge im Namen des deutschen Buchhandels ein Zeugniß ablegen und der Börsenvorstand die vorhandenen Exemplare öffentlich zerreißen lassen." Durch ein solches Verfahren werde dem Uebel für die Zukunft vorgebeugt werden. Der angeschuldigte Buchhändler war selbst zugegen. Einen Augenblick schwiegen die Anwesenden still; dann stimmten sie bei, das schmutzige Buch ward vernichtet. Perthes ward zwar wegen Beleidigung und auf Schadenersatz angeklagt, aber in beiden Processen von dem Rügengericht in Leipzig freigesprochen.

In dem größeren Saale der deutschen Buchhändlerbörse zu Leipzig, die Perthes mitbegründet hat, ist sein Portrait aufgestellt, und das verdient er auch um des Abscheus willen, welchen er gegen die hatte, welche die Unsittlichkeit als Mittel benutzen, Geld zu verdienen.

(Ev. Gem.-B. f. Preußen.)

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. | Berlin, den 30. April 1879. | Nr. 18.

Das Buch der zwei Gärten von Abû Sâma.

Nach arabischen Quellen von Professor Dr. Goergens in Bern.

Der Schaich Sihâb ad-dîn abû Muh. abd ar-rahmân b. ismâîl b. ibrâhîm bekannt unter dem Namen Abû Sâma, von seinen Zeitgenossen mit den Ehrentiteln „Orakel der Mitwelt", „Dollmetscher der Ueberlieferung", „das Wunder seines Jahrhunderts"[1]) ausgezeichnet, wurde, wie er in seiner Selbstbiographie im „Anhange zum Buche der zwei Gärten"[2]) ausführlich mittheilt, im Jahre 599 der Flucht und zwar Freitags Nachts, den 23. rabîa II. (12. Januar 1203) in Damaskus beim Ostthore geboren. Wegen eines großen Males über dem linken Auge erhielt er den Beinamen Abû S'âma. Sein Großvater abû Bakr stammte aus Baitu 'l Mukaddas (Jerusalem); dessen Vater bekleidete die Stelle eines Iman am Felsendome in Kuds und wurde im Jahre 492 (1199), als die Franken im Monate Sibân (April) in die Stadt eindrangen, erschlagen. Sein Grab blieb in hohen Ehren, und die Gläubigen machten daraus einen Wallfahrtsort.

Als Knabe, erzählt der Verfasser, wurde ich in die Schule geschickt, setzte aber meinen Vater durch die Leistungen in Erstaunen, namentlich als er erfuhr, daß ich den ganzen Koran auswendig gelernt habe.

Die Wissenschaft erwählte ich mir zum Lebensberuf, studirte die arabische Sprache, das Recht, die Traditionen und namentlich die Geschichte.

Im Jahre 621 (1224) machte ich in Begleitung meines Vaters die Pilgerfahrt nach Mekka, welche ich auch im nächsten Jahre noch wiederholte; drei Jahre später besuchte ich Kuds und im Jahre 628 (1230—31) hörte ich die Vorlesungen bei gelehrten Schaichen in Kâhira, Dimiât und Alexandrien. Nach Damaskus zurückgekehrt, widmete ich mich neuen Studien und sammelte Stoff zu größeren Werken. Mit 25 Jahren waren Haare und Bart schon gebleicht und hatten die Gesichtszüge ein alterndes Aussehen angenommen. Eine Geschichte von Damaskus in 25 Bänden, der eine kleinere Ausgabe in 5 Bänden folgte, war die erste größere Frucht anhaltenden Sammelfleißes.[3]) Die Vorlesungen über Geschichte und speziell über die Regierungszeit der zwei großen Sultane Nûr ad-dîn und Salâh ad-dîn faßte er in der so wichtigen Schrift Kitâb arraûdatain „Buch der zwei Gärten" zusammen und hat dadurch jene denkwürdige Zeit, zugleich aber auch seinen eigenen Namen verewigt. Jene Vorträge des gelehrten Autor's, worin er die Portrait's der beiden berühmtesten muslimischen Sultane nach Quellen, welche zum Theil für uns verloren gegangen sind und welche wir nur aus Abû Sâma kennen, zeichnete und worin er die gleichzeitigen Kämpfe zwischen Christen und Muhammedanern, welche fast die ganze Aufmerksamkeit beider Herrscher in Anspruch nahmen, einflocht, waren nach seinem eigenen Geständniß überaus zahlreich besucht. Alle Schichten der Hauptstadt, besonders hochgestellte Leute, Fürsten und Gelehrte zeigten sich als eifrige Zuhörer der in Damaskus so geschätzten öffentlichen Geschichtsvorlesungen. Leider war es dem Verfasser nicht vergönnt, seine so fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit noch länger fortzusetzen; denn ein gegen sein Leben geplantes Complot, das schon zweimal gescheitert war, erreichte beim dritten Male in Ragab 665 (17. März — 15. April 1267) seinen Zweck, indem Abû Sâma in seiner einsamen Wohnung bei den Sodamühlen als Opfer des Meuchelmordes fiel.[4])

Das „Buch der zwei Gärten" ist weniger ein Originalwerk, worin der historische Stoff nach eigenen Grundsätzen verarbeitet und niedergelegt ist, als vielmehr eine Compilation, eine Sammlung von Quellenauszügen, welche Abû Sâma gelungen zu einem Mosaikbilde zusammengestellt hat. Wenn der Verfasser von

[1]) Vergl. Quatremère. Nachlaß. Münchener Bibliothek II. Co. 91 m. p. 3.

[2]) Arab. Handschrift der Berl. Biblioth. Spreng. Nr. 53 fol. 27.

[3]) Vergl. Spreng. 53 fol. 31b den zahlreichen literarischen Nachlaß des Autors, der über 25 größere Werke und Schriften umfaßte.

[4]) Quatremère Makrizi. 2. Bd. p. 46, 47. Anmerkung.

einem Geschichtsbuche bemerkt: „in ihm sehe ich vergangene Geschlechter, deren Gebeine längst vermadert sind, so als ob sie unter uns wandeln“, sa kann dieses noch in höherem Maße van der lebendigen Darstellung des Kitâb ar-raudataia gesagt werden.[5])

Im ersten Drittel des Monates Rabiâ I. (August 1178) hatte eine Abtheilung der Franken einen Streifzug gegen die Stadt Ḥamâ unternommen; der dortige Befehlshaber, der Emir Nâṣir ad-dîa Mankûris b. Ḥamâr taksir, Herr des Schlasses Bûḳbis, rückte ihnen entgegen, richtete ein Blutbad unter ihnen an, nahm einen Theil mit den Anführern gefangen und ließ sie dem Sultan Ṣalâḥ ad-dîa außerhalb Ḥims varführen. Dieser gab den Befehl, durch fromme und strenggläubige Muslime sie hinzurichten. Ḍuiâ al-Ṭaburî trat heroor und schlug einigen die Köpfe ab; seinem Beispiel folgte der Schaich Sulaimân aus Magrib, ebensa wie der Emir Aiṯagâu b. Jârûḳ. ʻImâd ad-dîn[6]) wurde nun aufgerufen, suchte jedoch der Blutarbeit dadurch sich zu entziehen, daß er sich einen der jüngeren Gefangenen ausbat, was ihm gestattet wurde.[7])

Im Anfang des Ḏû'l Ḳaʻdat (10. April 1179) ließ der Sultan auf die Kunde, daß ein starkes fränkisches Truppencorps die muslimischen Greuzen bedrohe, seinen Neffen Farroḫsâh nach dem gefährdeten Punkte abgehen. Sein Heerestheil, sowie die feindlichen Streitkräfte waren, ohne Fühlung zu gewinnen, aneinander vorbeigezogen, als plötzlich kleinere Abtheilungen aufeinanderstießen und sich ein blutiger Kampf entspann. Der Herr von Nâṣira mit anderen Obersten wurde getödtet. Der König[8]) wurde, da sein Pferd stürzte, verwundet und ein gräßliches Blutbad entstand um ihn; ein Pfeilschuß traf ihn am Nacken und ihn durchbohrend stieß die Spitze des Geschosses einen Backzahn aus und drang noch unterhalb des Unterkiefers hervor; ein anderer Pfeil verwundete ihn am Fuße und blieb in der Sohle haften; ein dritter verletzte ihn schwer am Knie; drei andere Pfeilschüsse gegen die Seite abgeschossen, zerbrachen ihm zwei Rippen.

Die Franken zogen sich in großer Bestürzung zurück, indem keiner ihrer Leute ohne Wunde aus dem Treffen gegangen war; täglich lief die Nachricht ein vom Tode der Reiterobersten, welche an den erhaltenen Wunden erlegen waren.[9])

Am 2. Muḥarram 575 (9. Juni 1179) lagerte der Sultan bei Teil-al-Ḳâḍî unweit Bâniâs gegen Marg ʻUjjûn hin und entbot unter diesem Datum seinen Neffen ʻIzz ad-dîn Farroḫsâh mit einem Streifcarps gegen die fränkische Grenze. Am nächsten Morgen ritt er auf Kunde von Farroḫsâh aus und hatte eben den Lagerring verlassen, als er die Heerden van Bâniâs von ihren Weideplätzen wegeilen sah. „Das ist ein Raubüberfall“, rief er und befahl sofort seinen Truppen, sich kampfbereit zu machen, als auch schan einige Hirten ihm hinterbrachten, daß die Franken vorgedrungen und in nächster Nähe, gegen 1000 Lanzen stark, sich in voller Sicherheit gelagert hätten. Beim Angriffe wurde das Schlachtfeld durch die muslimischen Schwerter und Keulen bald mit Feinden bedeckt; manche Franken warfen die Waffen weg und stellten sich freiwillig als Gefangene. Als des Königs[10]) Pferd stürzte, nahm ihn ein anderer Reiter auf das seinige und rettete ihn. Gefallen waren über 70 der angesehensten Reisigen, darunter ibn Bârizân, der Sohn des Herrn von Ṭabarîja, der Bruder des Bischofs von Ṣûr, der Herr von G'ubail nebst sonstigen Festungscommandanten. Alle Thaten der früheren Könige wurden durch diesen Waffenerfolg des Sultan's in Schatten gestellt. Bei seiner Rückkehr in das Lager triefte das Schwert van Blut und er setzte sich nieder, um die Gefangenen, unter denen sich der Oberst der Templer und Hospitaliter[11]) (asbitaria) nebst 200 Rittern und Baronen aus Jerusalem und ʻAkkâ befanden.

Donnerstags, den 24. Rabia I, (30. August 1179) war die Feste Baitu'l aḥzân gefallen. Der Ḳâḍî al-Fâḍil, welcher in des Sultan's Auftrag die Siegesdepesche an die Kaiserliche Hofkanzlei nach Bagdâd abfertigte, gesteht gern in diesem Schreiben zu, daß der Befehlshaber der Templer Alles, was in seinen Kräften stand, aufgeboten habe, um den Platz zu behaupten und daß er selbst noch unverzagt in den Gräben ausgehalten habe, als das Feuer schan die Häuser im Innern der Festung ergriffen hatte. In einen weiten Wasserbehälter warfen die Unseren nahezu 1000 Leichen der Feinde, sowie die Kadaver der bei der Feuersbrunst umgekommenen Thiere, ohne ihn zu füllen. Gegen 80 Reiter mit ihrer Bedienung, 15 Anführer mit je 50 ihrer Mannen, dazu Maurer, Schmiede und Zimmerleute machte man zu Gefangenen. Außer einer großen Anzahl von Geräthen, Werkzeugen und Waffen aller Art fand man gegen 1000 Panzer. Die Fußfesseln von 100 muslimischen Gefangenen, welche am Tage der Einnahme ihre Freiheit erlangten, wurden den Christen angelegt. Die Varräthe von Lebensmitteln, Fleisch, Brot, die wir hier aufgespeichert als Beute erlangten, deckten

[5]) Bei den folgenden Auszügen wurde stets Rücksicht auf die früher in diesem Blatte veröffentlichten Aufsätze von Prof. Petermann aus ʻImâ ad-din genommen, um etwaigen sachlichen Wiederholungen vorzubeugen, so daß jene hier ihre Vervollständigung und theilweise Ergänzung erhalten. Vergl. für weitere Details: Arabische Quellenbeiträge zur Geschichte der Kreuzzüge Bd. I., bearb. von E. P. Goergens und R. Roehricht. Weidmann, Berlin 1879.

[6]) Der Kanzler des Sultan's.

[7]) Arabische Quellenbeiträge 2c. von E. P. Goergens und Roehricht, Bd. I. S. 3.

[8]) Nach Wilhelm von Tyrus XXI., 27, wurde der Connétable des Königreichs Jerusalem, Honfred II. von Turon, so schwer verwundet, daß er zehn Tage nach der Schlacht starb.

[9]) Arabische Quellenbeiträge von Goergens 2c., S. 6—7.

[10]) Balduin IV.

[11]) Abû S'âma gibt über dieses Treffen einen Doppelbericht, der sich ergänzt von Abû Tai und ʻImâd ad-din. Der Hospitalitermeister hieß nach Wilhelm von Tyrus XXI., 28–29, Joubert und starb des Hungertodes in der Gefangenschaft. Vergl. arab. Quellenbeiträge S. 10—15.

auf Jahre hin die Bedürfnisse. Die Franken, welche sich in Tabarija konzentrirt hatten, kannten von jener Seite her den Rauch der in Feuer aufgehenden Feste mit ansehen. [12]) Ein lähmender Schrecken hatte sich nach so schweren Schlägen ihrer bemächtigt, so daß sie nur mehr in Burgen und Städten ihren Aufenthalt zu nehmen wagten.

Im Jahre 577 zwang 'Izz ad-dîn Farrohsâh den Prinzen von Karak [13]), welcher gegen Taimâ marschiren wollte, durch einen Feldzug zum Rückmarsche. In dem amtlichen Schreiben des Sultan's an den Chalifen werden die äußeren Beziehungen der Franken zu den Feinden des syrischen Sultanates aufgedeckt: „Mein Neffe, so führt er unter anderem aus, weilt an der äußersten Grenze der Franken, am Saume der Steppen von Higâz; denn dem Tyrannen (Raynald, Prinz von Karak) hat es seine boshafte Seele eingegeben, gegen Taimâ, das als Schwelle der Prophetenstadt gilt, mit Reiterei und Fußvolk vorzugehen. Er benutzt die Jahreszeit, in der die Steppe Futter hat; es ist für uns eine Gnade, daß wir das Grab des Propheten schützen dürfen. Doch der Verräther ist der Fürst von Maûsil, der auf Seite jener uns die Regierung entreißen will. Wie groß ist der Unterschied zwischen dem, der gegen die Ungläubigen in's Feld zieht (gleich uns) und demjenigen, der sie zu Hilfe gegen die Gläubigen ruft und ihnen jegliche Unterstützung angedeihen läßt. Die Mausilier wendeten sich an die ketzerischen Assassinen und diese waren der Dritte mit den Franken im Bunde gegen uns. Der Gesandte Maûsil's weilt bei Sinân, [14]) dem Fürsten der Ketzer und ihr Bote verkehrt mit Kumes, dem Könige der Franken. [15]) Verbinden sich in Syrien drei Hände, eine fremde (Maûsil), eine ketzerische (die Assassinen) und eine ungläubige Hand (Franken), so erhebt der Unglaube sein Haupt und der Islam wird schwach. [16])

Im Jahre 578 (Mai 1182—April 1183) war der Sultan am 17. Safar (23. Juni) von der Pilgerfahrt nach Mekka in seine Residenz zurückgekehrt, als er sofort Vorkehrungen für den Feldzug gegen die Feinde traf; am 19. des Rabiá (24. Juli) erhielt er vor Tabarija, wo er eben sein Zelt aufgeschlagen hatte, die Meldung, daß die Franken unter dem Schutze der Nacht marschirt seien, ohne daß beide Armeen sich begegnet waren. Morgens nahmen die muslimischen Truppen die Richtung nach dem Jordan, wo Farrohsâh, welcher für Proviant zu sorgen hatte, zu ihnen stieß. Der Tag ging zu Ende und die Nacht kam; sie haßt die Ungläubigen, weil sie selbst ungläubig genannt wird. Die von den Unseren abgeschaffenen Pfeile trafen ihr Ziel; auf jedem Bogen ruhte der Tod; wie Heuschrecken flogen die Geschosse und hinter ihnen das Verderben; in dieser Nacht träumten die Ungläubigen nicht, denn es war eine Nacht, in welcher der Traum zum Sterben aufweckt. Wie die Sterne blitzen in der Dunkelheit, wie die Vögel nach ihren Nestern eilen, so flogen die Pfeile unter die schwarze Schaar. Am Morgen waren sie ärgerlich über die Schwierigkeiten, welche ihr Unglaube fand, und wir sahen sie sich gegen die Feste 'Afar balâ lagern. Es setzten die Abtheilungen, welche unter Farrohsâh, die Zufuhr begleiteten, sich in Bewegung und rechts marschirte der Mamluke 'Omar einher, um den Feind in ein Treffen zu verwickeln.

Sowie sie die Enge des Terrains bemerkten, ahnten sie Unglück und nothgedrungen mußten sie zum Angriffe übergehen, den die islamitischen Truppen festen Fußes erwarteten. Wie geflügelt jagten die Rosse heran; der Zusammenstoß mit dem Gegner war wie eine Begegnung mit Freunden zum Küssen und Umarmen. Unsere Tapfern und Helden stürmten nun gegen die Franken vor, so daß der islamitische Sturmangriff auch die hinter der feindlichen Reiterei stehenden Fußtruppen zum Weichen brachte. Entseelt lagen die Leiber der Ungläubigen da; unsere Pferde jagten die Fliehenden vor sich her, so wie wenn man Jemand ins Gefängniß abführt, gefangen waren jene, so wie die Ohrenringe im Ohr. Das war einer von den Tagen, an welchem das Feuer der Hölle hoch auflodert, um die Seelen der Ungläubigen in sich aufzunehmen. [17])

Im Savvâl des Jahres 578 (1183, 28. Januar bis 26. Februar) erfocht die ägyptische Flotte unter dem Befehle des tapferen und umsichtigen Admiral's Husâm ad-dîn Lûlû einen Sieg über die Franken im Meere von Kulzum (rothes Meer). Einem Schreiben des Sultan's an die Hofkanzelei in Bagdâd zufolge hatten die Feinde mittels Geld die Küste in Higâz und Jemen auskundschaften lassen, und sich dann vor 'Aidâb vor Anker gelegt, um von da aus Exkursionen zu machen. Die Bewohner jener Gegenden überfiel eine solche Bestürzung, als wenn die Stunde des Gerichtes angebrochen wäre. Allah zum Trotze beabsichtigten die Ungläubigen sein heiliges Haus zu zerstören, sowie das Grabmal seines größten Propheten zu vernichten; jene, die Männer des Aussatzes, wallten das Wunder dieses Hauses (die Kâba in Mekka) mit eigenen Augen ansehen. Die Insel der Araber war in größter Bestürzung ob dieser Vorgänge, denn die Kaufleute Jemen's und die Vornehmen 'Aden's geriethen auf ihren Schiffen in Gefangenschaft und die Küstenorte in Higâz hatten manchen Schaden zu leiden. Wie Raubvögel über Wasserthiere herfallen, stürzten die Unseren sich über die feindlichen Schiffe her, schickten eine große Anzahl Ungläubiger in die Hölle und brachten 170 Gefangene heim. Als der Admiral Lûlû mit den an Ketten gebundenen Kriegs-

[12]) Arabische Quellenbeiträge rc. S. 16-19.

[13]) Raynald von Chatillon.

[14]) Sinân, bekannt unter dem Namen „der Alte vom Berge", war Vorsteher einer Ordensverbrüderung, welche den blinden Gehorsam der Mitglieder unter dem Befehl des Obern als Ordensstatut hatte und wegen der vielen Morde und Brandstiftungen bei Freund und Feind gleich gefürchtet war.

[15]) Kumes, d. h. Graf, befehligte in Tripolis.

[16]) Arabische Quellenbeiträge, Bd. I. S. 26—28.

[17]) Arabische Quellenbeiträge, Bd. I. S. 34—36. Ausführlich berichten über die Schlacht bei 'Afar balâ Wilhelm von Tyrus XXII., 15—16.

gefangenen in Kâhira eintraf, ließ ihm der Sultan den schriftlichen Befehl zustellen, dieselben zu enthaupten und er entledigte sich dieses Befehles so gewissenhaft, daß kein Auge mehr blinzelte, noch irgend Jemand den Weg nach jenen Gewässern angeben konnte. Ibn ğubair[18] bemerkt über diesen Gefangenentransport in seinem Reisetagebuche: Als wir in Muharram 579 (26. April bis 26. Mai 1183) in Alexandrien waren, sahen wir kurz nach unserer Ankunft, eine große Volksmenge nach dem Hafen hinausströmen, um die Kriegsgefangenen aus dem Lande Rûm anzusehen. Auf Kameele gebunden, das Antlitz gegen den Schweif hingewendet, wurden sie in der Mitte von Pauken- und Handtrommelschlägern in die Stadt gebracht. Als wir uns über dieses ungewöhnliche Schauspiel erkundigten, vernahmen wir Aufschlüsse, welche die Leber beinahe vor Erstaunen und Entrüstung platzen machten. Die Christen in Syrien hatten nämlich an den dem Meere von Kulzam (rothen Meer) zunächst liegenden Orten, Schiffe gebaut, die zerlegbaren Theile dann auf Kameelen der umwohnenden Araber, mit denen sie sich um den Preis verständigt hatten, an Ort und Stelle hinbringen, sie dunkel anstreichen und dann die einzelnen Theile zusammenfügen und in einanderpassen lassen. Vom Stapel laufend, suchten sie den Haǵǵ-Pilgern den Weg zur See zu verlegen; sie segelten in's jemenitische Meer und verbrannten dort 16 Schiffe. Bei ʿAidâb nahmen sie ein von G'idda kommendes Fahrzeug und bemächtigten sich dann zu Lande einer starken Karawane, 3 Tagereisen von Kusaîr, welche sie sammt und sonders tödteten, ohne auch nur einen am Leben zu lassen. Außerdem erbeuteten sie zwei Kauffahrteischiffe Jemen's und verbrannten überdies noch eine große Anzahl von Lebensmittel an dieser Küste, welche zum Unterhalte Mekka's und Medina's bestimmt waren. Niemals seit dem Anfang des Islam's vernahm man solche schreckliche Nachrichten, noch getraute sich fürwahr ein Römer je in diese Gegenden zu kommen. Ja, das Schrecklichste, was man hören konnte, war, daß jene die Absicht hegten, in die heilige Stadt des Propheten einzudringen und ihn seinem geheiligten Grabe zu entführen. Diese Angstmähren liefen von Mund zu Mund, als sie kaum noch eine Tagereise von Medina entfernt waren; doch Gott ließ alsbald die Strafe zur That werden, denn sofort fiel Lûlû über sie her, nachdem er über einen und einen halben Monat ihnen in den Gewässern nachgespürt hatte, richtete ein Blutbad an und führte den Rest als Gefangene ab, von denen einzelne nach Mekka und Medina zur Hinrichtung geschickt wurden. Durch sein Eingreifen hatte Allah den Islam geschützt und durch diese Großthat die Gemüther der Muslimede beruhigt.

[18]) Ibn G'ubair. arab. Text ed. Tornberg S. 55–56. Der aus Andalus (Spanien) zur Pilgerfahrt nach Mekka sich begebende Reisende war eben in Alexandrien eingetroffen, als jene Kriegsgefangenen aus dem rothen Meere unter Lûlû nach Kâhira transportirt wurden. Der Bericht dieses Augenzeugen, ganz unabhängig von den sonstigen arabischen Quellen, verdient hohe Beachtung.

Kumes von Tarâbulus (der Graf v. Montferrat) hatte sich in den Schutz des Sultans begeben, um an dessen Seite gegen seine Glaubensgenossen zu kämpfen. Er war mit der Gräfin von Tubarija, der Schwester des aussätzigen Königs, welche nach dem Tode ihres Bruders die Regierung an Stelle des minderjährigen Sohnes führte, ein Ehebündniß eingegangen und als seine Gattin, einen arabischen Großen lieb gewinnend, diesem die Hand reichte und von Kumes Rechnungsablage forderte, so zog er es vor, sich in den Schatten des Sultans zurückzuziehen. Er fand liebevolle Aufnahme und die Gefangenen von seinem Corps erhielten die Freiheit, um unter ihm zu dienen. So wurde die Sache des Islams gekräftigt und Kumes wäre Muselmann geworden, wenn er nicht die Rache der Christen gefürchtet hätte. Sein Corps, durch Ueberläufer verstärkt, nahm zu, so daß er bald in das fränkische Gebiet Einfälle machen und reiche Beute heimbringen konnte.

Deutsche Adelssagen.

125. Die Sage der Prittwitz

wird von Sinapius nach dem Vorgange von Okolski folgendermaßen erzählt:

„Das uralte Geschlecht leitet seinen Ursprung von einem slavischen Krieger Namens Holub, d. i. Täuber (columbus) ab, der sich in Mauretanischen Diensten (sic!) befand und sich namentlich im Schachspiele auszeichnete. Eine Mohrenprinzessin, welche in der edlen Kunst auch sehr erfahren war, forderte, durch den Ruf seiner Geschicklichkeit gereizt, ihn zum Turniere heraus. Auf seine Frage, was der Lohn des Gewinnenden sein sollte, erwiderte die Prinzessin, der Gewinner sollte dem Ueberwundenen mit dem Spielbrett einen Schlag auf den Kopf geben. Der Krieger ging das Spiel ein, gewann, nahm das Spielbrett und schlug dasselbe der Prinzessin wenig höflich so stark gegen den Kopf, daß sie blutete und verbunden werden mußte. Der mauretanische Fürst adelte den Krieger und gab ihm Schachbrett und Prinzessin zu Wappenzeichen, jenes ins Schild, diese auf den Helm. Die Nachkommen dieses Kriegers, heißt es dann, haben sich in Schlesien um's Jahr 1103 zu Zeiten des Königs Boleslaus Chrobri niedergelassen und sind „Schachownic" oder „Wczel", auf Deutsch aber „Brettwitz", d. h. „verständig im Schachspiel" genannt worden, woraus der Name Prittwitz entstanden ist."

Die spätere Erdichtung der Sage ist unverkennbar. Eine ganz ähnliche Erzählung findet sich übrigens auch bei dem großen Geschlechte der Löben. Erklärt sich aber auch das Schachbrett im Wappenschilde leicht durch das Flechtwerk, aus welchem die Schilde ursprünglich bestanden, so bleibt immerhin noch eine Deutung für das so häufig als Helmzier wiederkehrende Mohrenbild, — sei's Mann, sei's Jungfrau, — zu finden. Eine galantere Version der alten Geschlechtssage erklärt das Helmzeichen anders: sie behauptet, daß die mauretanische Prinzeß dem schachspielkundigen Krieger aus Zuneigung zur Flucht aus

mauretanischen Banden verholfen habe; jene rohe Scene sei nicht vorgefallen, vielmehr habe Holub aus treuer Anhänglichkeit das Bild der Fürstin zur Helmzier erwählt, nachdem er durch ihre Hilfe das Heimatland wieder erreicht hatte. Sollte aber das Mohrenbild nicht vielleicht aus slavischer Mythologie zu deuten sein? Auch scheint die Verstümmelung desselben eher auf eine Reminiscenz an die Mongolenschlacht hinzuweisen. Das Alles aber wird unentschieden bleiben, bis ein berufener Kenner slavischer Mythologie vielleicht Aufklärung giebt. Zu erwähnen bleibt noch, daß ähnliche verstümmelte Gestalten in den Wappen deutscher Geschlechter gewöhnlich durch Kampf- oder Kreuzzugssagen gedeutet werden.

126. Das Wappen der Gaffron

enthält zwei Hörner in Roth und zeigt auf dem Helme drei Siegeskränze, welche auf die Mongolenschlacht von 1244 zurückweisen. Sie führen die Devise: „Si perdidisti honorem, omnia perdidisti" und zwar der Ueberlieferung nach seit der Schlacht bei St. Margareth in Ungarn (13. November 1677), in welcher ein Ritter Max von Gaffron allein den Rückzug der kaiserlichen Truppen gegen die nachstürmenden Feinde deckte und seine Tapferkeit mit dem Leben bezahlte, nachdem drei Rosse unter ihm getödtet worden waren. Die drei Kränze aber, welche ihren Helm zieren, deuten die Gaffron sinnig auf die drei Tugenden der Ehre, Milde und Treue, welche das Geschlecht allezeit in guten und bösen Tagen bewiesen hat.

127. Die Herren von Nostitz

führen im blauen Schilde zwei roth und weiß gewürfelte, am oberen Ende mit einer Oeffnung versehene, von einander abgekehrte Hörner. Der Sage nach sind diese Hörner Kriegstrompeten; sie heißen slavisch Nassadiste, und daher wird der Name Nostitz abgeleitet. Dem Heere des Schlesischen Herzogs Heinrich des Frommen voran flogen die Nostitze unter Hörnerschall den wilden Horden der Mongolen entgegen, um für das Vaterland und den christlichen Glauben den Opfertod zu sterben; deshalb die Hörner im Wappen.

128. Die Fische der Herren von Seidlitz

und ihr Helmzeichen, die Fahnen zwischen den Büffelhörnern, haben der Sage gleichfalls Veranlassung gegeben, ihre luftigen Gewebe zu spinnen.

Sie erzählt, daß in den Wendenkriegen um 931 drei Brüder, welche zur Besatzung einer an einem Strom gelegenen Veste gehört haben, sich die Zeit mit Fischfang vertrieben hätten. Während sie sich so erlustigten, wurden sie von Feinden überrascht; sie aber erholten sich schnell von ihrem Schrecken, ergriffen die Waffen, welche sie abgelegt hatten, und hielten mit vereinter Tapferkeit die Gegner so lange auf, bis ihnen Hilfe aus der Festung gesandt wurde. Jetzt drangen sie auf die Feinde ein und trieben sie in die Flucht. Die Wappenzeichen erinnern noch heut an den gefährlichen Fischfang und an die Trophäen, welche die tapferen Brüder erbeutet haben.

Die Kinderheil- und Diakonissen-Anstalt in Stettin.

Im Jahre 1851 durch den verstorbenen Geheimen Rath Steffen im Verein mit andern Männern in's Leben gerufen, hat die Anstalt ihre segensreiche Wirksamkeit in bisheriger Weise fortgesetzt.

In der stationären Klinik wurden im abgelaufenen Jahre 303 Kinder, 151 Knaben und 152 Mädchen, verpflegt, von denen 156 als geheilt entlassen werden konnten, während 72 mit Tode abgingen. (Im Durchschnitt befanden sich täglich 36 Kinder in der Anstalt.) Die hohe Sterblichkeitsziffer, welche übrigens in andern Kinderspitälern noch überstiegen wird, erklärt sich daraus, daß über ein Drittel der aufgenommenen kranken Kinder im zarten Alter bis zu 3 Jahren standen (110) und viele den Keim des Todes schon mitbrachten. In dem mit der Anstalt verbundenen Ambulatorium wurden 655 Kranke, und zwar 204 Erwachsene und 451 Kinder von den Aerzten des Hauses behandelt; die Zahl derer, welche hier unentgeldlich ärztlichen Rath und Hilfe suchen, wächst von Jahr zu Jahr.

In der Anstalt selbst wirken 20 Schwestern, 8 auf auswärtigen Stationen, (davon 4 im städtischen Siechenhause.) Ihre Thätigkeit beschränkt sich nicht nur auf das Haus, sondern sie haben außerdem in 89 Familien in 845 Nächten und 418 Tagen Privatpflege geübt, und sind überall als willkommene Helferinnen dankbar aufgenommen. Wer bei vorkommenden Krankheitsfällen die Hilfe einer Diakonissin in Anspruch nehmen will, hat sich an die Vorsteherin des Hauses zu wenden.

Der Wohlthätigkeitssinn der Stadt, auf den die Anstalt angewiesen ist, hat sich nicht nur in den laufenden Beiträgen von Privaten und Behörden, sondern auch in mehreren namhaften Legaten bewährt (3000 Mk. und 2000 Mk.) Der Vorstand beabsichtigt zur Anlage von mehreren neuen Krankenzimmern zu schreiten, da das Bedürfniß dazu vorhanden ist und die unausgebaute obere Etage dies gestattet.

Der Frauen-Verein zur Unterstützung verschämter Armen in Berlin,

unter dem Protectorate Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin stehend, hat, wie der 30. Jahresbericht desselben, pro 1878, mittheilt, auch in diesem jüngstverflossenen Zeitraum nach Maßgabe der vorhandenen, leider nicht erheblichen Mittel eine segensreiche Thätigkeit zu Gunsten solcher Armer, welche der öffentlichen Armenpflege nicht anheimfallen, entfaltet.

An 272 Familien oder einzelne Personen wurden fortlaufende Unterstützungen vertheilt, während in 677 Fällen durch Gewährung einmaliger Beihilfen dringende Nothstände gemildert werden konnten.

Zu diesen Unterstützungen ist nach Ausweis des Kassenberichts die Summe von 10,661 Mk. 7 Pf. verwendet worden, etwas weniger als im Jahre 1877, in welchem an Beihilfen 10,706 Mk. 95 Pf. verausgabt wurden.

Der Kapital-Fonds besteht gegenwärtig neben einem Baarbetrage von 263 Mk. 31 Pf. aus 40,680 Mk. Kapital-Vermögen, größtentheils in preußischen Staatspapieren angelegt.

Von den dem Verein im vergangenen Jahre von mehreren Seiten zugeflossenen größeren Geschenken ist als das bedeutendste die Summe von 1200 Mk. zu erwähnen, welche Seine Majestät der Kaiser und König demselben überweisen ließ.

Der Erlös der vorjährigen Weihnachtsausstellung belief sich auf 2967 Mk.

Immerhin waren jedoch die Mittel, über welche der Verein im Berichtsjahre zu verfügen hatte, noch keineswegs hinreichend, um allen ihm zugehenden, häufig recht dringenden und wohlbegründeten Unterstützungsgesuchen die gewünschte Folge geben zu können; nur selten hat er Einzelnen größere Summen zur Wiederaufhilfe zu gewähren vermocht.

Bloß ein Almosen?

Die verwittwete Königin Marie von Bayern, von deren edlem Mitgefühl für die Leiden ihrer Nebenmenschen viele Züge bekannt sind, verstand das Wohlthun von jeher in ganz besonderer Weise, weil sie sich nie besann, wo es etwas auszurichten galt, ihre Persönlichkeit einzusetzen, was eben die Seele des Wohlthuns ist. Als sie noch unverheirathet, eine preußische Prinzessin, bei ihren Eltern in Mainz lebte, unterhielten sich einst mehrere Damen des hohen und des höchsten Adels in ihrer Gegenwart über die große Noth einer armen Beamtenfamilie, indem der Vater gestorben, die Mutter erkrankt, und deren älteste Tochter nun genöthigt sei, durch Kleidermachen sich und die ganze Familie zu erhalten. Es machte daher eine der Damen den Vorschlag, eine Collecte für dieselbe zu veranstalten. Es wurde das auch von allen Anwesenden als äußerst edelmüthig und practisch gepriesen und jedes versprach das Seinige dabei zu thun. Prinzessin Marie allein hatte bisher geschwiegen. Endlich frogte sie mit ihrer bescheidenen, lieben Art: „Ist wohl das Kleidermachen eine sehr brotlose Kunst, oder ist das arme Mädchen ungeschickt, meine Damen?" — „O, keines von beiden", erklärte man ihr nun; „es giebt Schneiderinnen hier, welche außerordentlich viel verdienen, und nach ihrer Geschicklichkeit, die wirklich nichts zu wünschen übrig läßt, könnte das arme Mädchen ein gutes Auskommen haben; aber wer wird einer unbekannten Schneiderin Arbeit geben, außer Leuten aus den niederen Klassen, welche natürlich schlecht zahlen?" — „Aber warum machen nicht Sie, meine Damen, den Anfang und lassen einige recht schöne Kleider von dem armen Mädchen anfertigen?" fragte wieder die Prinzessin. „Dadurch würde sie ja bald ein Renommé bekommen und gewiß dann auch die nöthige weitere Arbeit und Bezahlung." — „Wie wäre dies möglich, Hoheit!" rief ziemlich entrüstet eben jene Dame, welche vorher für das arme Mädchen hatte sammeln wollen. „Denken Sie sich z. B. bei Hof ein Kleid zu tragen, welches nicht den Stempel einer Pariser oder ersten hiesigen Schneiderin trüge! es wäre ja eine Mißachtung der ganzen hohen Gesellschaft! — und gerade wenn es recht gut ginge und allen Anforderungen entspräche (was fast nicht möglich ist), ich würde aber jemals nach der Schneiderin gefragt und müßte gestehen, wer es gemacht — ich würde ja in einem sehr sonderbaren Lichte erscheinen! Nein, Hoheit da reicht man leichter sein tüchtiges Almosen, als sich in solche Gefahr zu begeben!" Die Damen stimmten sämmtlich dieser weisen Rede bei; die Königliche Hoheit aber, nachdem sie sich noch die Adresse des Mädchens ausgebeten hatte, ließ die Sache scheinbar ruhen. Wenige Tage nach jenem Vorfall erschien die Prinzeß Marie in einer großen Abendgesellschaft in einem neuen Kleid, das ihrer ohnedies so äußerst anmuthigen Gestalt vortrefflich stand. Im Lauf des Abends, als sie sich gerade in der Nähe jener Damen von neulich befand, wußte sie, schalkhaft genug, das Gespräch so zu lenken, daß sie ihr ein Compliment über ihren Anzug machen mußten. „Und errathen Sie, wer die Schneiderin ist, die mich so vorzüglich bediente?" fragte sie mit liebenswürdiger Freundlichkeit. — „Eben jenes Fräulein N. N., und ich werde sie nun auch in Zukunft beschäftigen. — Bitte, erzählen sie dies auch andern Damen; dann gelingt es uns vielleicht, ihr ein Renommé zu machen und eine besser zahlende Kundschaft zu verschaffen. Das ist für die ehrenwerthen fleißigen Leute gewiß angenehmer, als für sich collectiren zu lassen." Die gütige Absicht der jungen fürstlichen Wohlthäterin gelang vollständig, und die Existenz des armen Mädchens war gesichert. Merkwürdig ist's aber doch, daß es gerade in jener Abendgesellschaft und in jenem Kleide war, daß ihr nachheriger Gemahl, der geist- und gemüthvolle Kronprinz (nachher König) Max von Bayern, die Prinzessin Marie zuerst sah und daß ihr holdes, liebenswürdiges Wesen sein Herz für immer gewann. (Nachbar.)

Bekanntmachung,

die unter dem höchsten Protektorat Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzessin Friedrich Carl von Preußen stehenden „Prinzeß Maria Anna-Stiftung" betreffend.

Das Kapital der Prinzeß Maria Anna-Stiftung hat sich seit der Bekanntmachung vom 18. April v. J. durch Anlegung eingekommener Zinsen um einen Staatsschuldschein über 100 Thlr. vermehrt und beträgt daher jetzt 4950 Thlr. in zinstragenden Effekten (wovon 2050 Thlr. zum Stiftungskapitel gehören) und 465 Mark 69 Pf. baar. Von dieser letzteren Summe sind 300 Mark an Waisen, welche in die Prinzeß Maria Anna-Stiftung aufgenommen wurden, vertheilt worden.

Berlin 18. April 1879.

Das Kuratorium.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 7. Mai 1879. **Nr. 19.**

August von Eicke, Rittmeister a. D., auf Marschwitz bei Ohlau, Ehrenritter seit 1869, † zu Marschwitz 16. April 1879.

Der polnische Adel.

Von
Dr. A. Leesenberg.

Polen, dieses umfangreiche Königreich, das während 12 Jahrhunderte der mächtigste Staat des nördlichen Europas war und lange Zeit sich als der treueste Vertheidiger der christlichen Religion und als die festeste Mauer gegen die nordischen Barbaren erwies, ist mit dem Sturze Napoleons I., der dieser Nation in dem Großherzogthum Warschau noch einmal eine künstliche scheinbare politische Existenz gewährt hatte, für immer aus der Zahl der Staaten verschwunden, ohne selbst wesentliche Spuren seiner staatlichen Existenz zurück zu lassen. Mit seinem Falle sind auch gleichzeitig seine Gebräuche, seine Institutionen, seine Würden und Auszeichnungen untergegangen; und die Zerstörung ist eine so rasche und gewaltsame gewesen, daß, wenn nicht die Geschichte es übernimmt, die Erinnerungen daran zu bewahren, die zukünftigen Generationen kaum in der Lage sein dürften zu enträthseln, kraft welcher inneren Zusammensetzung sich diese republikanische Monarchie während so vieler Jahrhunderte lebensfähig erhielt — und wie während eines so langen Zeitraums dieses Gemisch von Aristokratie und Demokratie zu existiren vermochte.

Diese umfangreiche, weitläufige Arbeit, die gänzlich in die Politik hineinschlägt, möchte ich anderen Händen überlassen, die fähiger sind ein solches Werk zu bewältigen, welches unendliche Nachforschungen und Studien beansprucht, die außer dem Bereich der meinigen liegen. Diese kurze Notiz soll nur das Andenken an einige jener hohen Würden bewahren, die ehemals den alten polnischen Adel auszeichneten.

Drei Gewalten theilten sich in die Regierungsgewalt Polens: der König, der Senat und die allgemeine Versammlung des Adels auf den Reichstagen, die alle zwei Jahre zweimal hintereinander in Warschau und dann das dritte Mal in Grodno abgehalten wurden. Zu diesen sandte der Adel aller Woiwodschaften eine gewisse Anzahl Repräsentanten, die Landboten (Nuntii terrestres), 2 von jeder Woiwodschaft.

Die schwächste unter diesen Gewalten, die, deren Thätigkeit fortwährend beschränkt und deren Handlungen streng controllirt wurden, war ohne Zweifel das Königthum; die mächtigste, scheint es, sollte die allgemeine Versammlung des Adels gewesen sein, weil ihr das Recht zukam, die Erlasse der andern beiden aufzuheben und selbst in gewissen Fällen den König seiner Krone und den Senator, wenn auch nicht seines Titels, so doch seiner amtlichen Functionen zu entkleiden. Die höchste Ausdehnung ihrer Macht erlangte sie, als 1718 das Liberum veto völlig gesetzlich ward. In Folge dessen konnte ein einziger Landbote durch die Worte: Nie masz zgoda (d. h. nicht zufrieden) oder Nie poz walam (d. h. ich erlaube es nicht) den Beschluß des ganzen Reichstags ungültig machen. Nur bei Geldsachen entschied noch die Mehrheit der Stimmen. Zwei Umstände hinderten indessen diese Versammlung, ihre ganze Macht zu entfalten:

1) Die große Zahl ihrer Mitglieder, die es dem König und dem Senat, die von Rechtswegen darin tagten, möglich machten, sich Parteigänger zu verschaffen, die ihre Verfügungen vertheidigten; 2) die kurze Dauer solcher Sitzungen, die es kaum gestattete, in die Details der Verwaltung einzugehen und sie häufig zwang, Entscheidungen anzunehmen, über deren Tragweite sie sich kein Urtheil bilden konnten. Jeder ordentliche Reichstag dauerte nämlich nicht länger als sechs Wochen und konnte nur durch einstimmigen Beschluß verlängert oder verlegt werden. Derselbe wurde vom König ausgeschrieben und zwar durch Rundschreiben (Universalien), die er an die Woiwodschaften und Freiländer erließ. Die außerordentlichen Reichstage unterschieden sich dadurch, daß sie nur zwei Wochen dauern sollten.

Der wahre Sitz der Macht war also im Senat, der außer der Controlle, die er über alle königlichen Verfügungen hatte und den Einfluß, den er auf die Reichstage gewinnen mußte, noch eine besondere Stärke durch die Permanenz seiner Functionen zog, dergestalt, daß ihm nothwendiger Weise die beständige Leitung der Staatsgeschäfte und die Gesetzgebung anheimfallen mußte. Auch war unter allen Würden des Staates der Purpur der Senatoren die erste; ihm kam der höchste Rang zu und seit der Aufhebung der erblichen Titel der Großen und Herzoge in Polen, das will heißen, seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts, wurde sie gleichzeitig das erste Amt des Reiches und der höchste Ehrentitel, dem der Adel nachstrebte. Der Senat war gleichsam die Pairie Polens, die zwar nicht erblich war, aber doch in der Regel sich nur aus dem ältesten und vornehmsten Adel ergänzte.[1] Der Senat selbst setzte sich aus drei Klassen von Würdenträgern zusammen, die in der Person ihrer Häupter alle Elemente des Staates repräsentirten, als: die Religion durch die Bischöfe, die Civil-, Rechts- und Militairverwaltung durch die Palatine und Castellane vertreten. Obgleich sie nach ihrer Würde alle gleichen Rang hatten, da sie sämmtlich Mitglieder der höchsten Staatsbehörde waren, so war dennoch eine gewisse hierarchische Theilung zwischen diesen drei Klassen vorhanden, eine Scheidung, die man als nothwendig erachtete, um allen etwaigen Streit über den Vorrang unter diesen stolzen polnischen Herren zu vermeiden, die sich einmal gewöhnt hatten, nichts über sich zu dulden und die alle fähig waren, die höchste menschliche Auszeichnung, die Krone zu erlangen.

Wie in allen Staaten, die weit ins Alterthum zurückgreifen, hatten die Häupter der Kirche von jeher einen großen Einfluß auf die Regierung des Landes und sie wurden zuerst von den Herrschern zu Rathe gezogen und berufen, im Verein mit ihnen zu herrschen. Die Bischöfe waren also von Rechtswegen dazu berufen, an der Spitze des Senats zu stehen, als diese mächtige politische Körperschaft unter Casimir dem Gerechten 1190 ins Leben gerufen ward, und sie wußten trotz des häufigen Widerspruchs der weltlichen Senatoren ihren Vorrang zu behaupten. Der Erzbischof von Gnesen, der älteste Metropolitan des Königreichs und das Haupt des polnischen Clerus, wurde gleichzeitig als der erste aller Senatoren anerkannt. Als der famose Erzbischof Petrus Leszcyc († 1092) die Vertheidigung der beleidigten Kirche ergriff und Boleslas den Kühnen, den Mörder des heiligen Stanislas, Bischof von Krakau, vom Thron stieß und selber die Zügel des Staats ergriff, dessen Regierung er während dreier Jahre von 1079—1081 mit Weisheit führte, hinterließ dieser fromme Bischof seinen Nachfolgern auf dem erzbischöflichen Stuhl von Gnesen mit dem Titel Primas, das Recht, während eines jeden Interregnums die Person des Königs zu vertreten und die souveräne Gewalt auszuüben, ein Recht von unendlicher Bedeutung in einem Lande, wo die Krone nicht erblich war und wo der Thron nach dem Tode des Königs oft mehrere Jahre unbesetzt blieb. Dieses große Vorrecht machte schon allein das Haupt der polnischen Kirche zum ersten und mächtigsten Unterthan des Reichs. Zur vollen Wichtigkeit gelangte dieses Vorrecht erst, als nach dem Tode des letzten Jagellonen, Sigismund August 1573 eine förmliche Königswahl zu Stande kam, indem damals Heinrich v. Anjou zum König gewählt ward. Als er schon 4 Monate nach seiner Krönung Polen in heimlicher Flucht verließ, kam bei Besetzung des Thrones die Verwandtschaft des Vorgeschlagenen Stephan Bathori mit den Jagellonen in Betracht, und dem gleichen Umstande verdanken auch die folgenden Könige aus dem Hause Wasa den Thron. Erst als der letzte derselben Johann Kasimir 1668 von der Regierung zurücktrat, wurde die Wahlfreiheit unbedingt ausgeübt und seitdem war Polen ein Wahlreich. Eine solche Königswahl, die stets unter dem Vorsitz des Erzbischofs von Gnesen stattfand, wurde auf einem freien, mit Graben und Wall umgebenen Felde bei dem Dorfe Wola unweit Warschau, abgehalten. Für den Reichsrath war daselbst ein hölzernes Haus (Schoppa) errichtet, während die Landboten sich außerhalb des Hauses versammelten. Ihr Versammlungsort hieß Kolo, d. i.: Kreis. An der Wahl betheiligten sich außer den Senatoren und Landboten auch die Abgeordneten der Städte: Krakau, Posen, Wilna, Lemberg, Warschau, Danzig und Thorn, doch mußten letztere Abgeordnete stets der Wahl des Adels beitreten. Auch konnte jeder Adlige selbst erscheinen. Seit der Wahl Heinrichs von Anjou mußte der gewählte König selbst oder durch Gesandte die Pacta conventa beschwören, welche von den Reichsständen in polnischer Sprache vorgelegt wurden. Hierauf wurde er als König ausgerufen und in der Kathedrale von Krakau durch den Erzbischof von Gnesen gekrönt. In der Gallerie Raczynski am Königsplatz in Berlin hängt gleich rechts am Eingang ein Gemälde, das die letzte polnische Königswahl darstellt und einen anschaulichen Begriff dieses Vorgangs gewährt.

Indessen fanden sich die Palatine und Castellane zu sehr durch den Vorrang der geistlichen Würdenträger gedemüthigt und zu stolz, um geduldig denselben zu ertragen, als daß sie nicht bei verschiedenen Gelegenheiten versuchten, sich das Recht des Vortrittes anzumaßen. Aber ihre Ansprüche wurden stets einstimmig von den Königen und den Reichstagen zurückgewiesen, die das Bedürfniß fühlten, der um sich greifenden Gewalt der Großen in den alten geheiligten Privilegien der Geistlichkeit einen Damm entgegen zu setzen. End-

[1] Man pflegte gemeiniglich solche adlige Familien, die durch ihren Ursprung berufen waren, dem Königreiche Senatoren zu geben: Schlachta Karmazynowa oder Purpurowa, was so viel sagen will als: „der Adel, der des Purpurs würdig ist". Es ist bei verschiedenen Gelegenheiten vorgekommen, daß die Reichstage ihre Einwilligung zu dem vom Könige vorgeschlagenen Ernennungen von Senatoren versagten, weil die Stammbäume der Betreffenden sie nicht dieser Ehre würdig erscheinen ließen.

lich machten die Palatine und Castellane im Jahre 1506 unter der Regierung des Königs Alexander einen letzten Versuch, ihr Recht des Vortritts zur Anerkennung zu bringen oder wenigstens so viel zu erreichen, daß hinfürder die Geistlichkeit nur zur linken Seite des Throns tagen, während sie die rechte desselben einnehmen sollten. Der König und der Reichstag wiesen indessen auch diesmal ihre Pretention zurück, indem sie hervorhoben, daß ja in Wahrheit keine Würde die des Palatins an Alter und Größe überträfe, da ja Lech I., der Gründer der polnischen Monarchie um 550 selber von zwölf Palatinen umgeben war, daß aber diese Großen des Reichs einzig Feldhauptleute und Gouverneure der Provinzen gewesen und nicht dazu berufen wurden, in dem Rath des Herrschers zu sitzen; während die Bischöfe, im Gegentheil, seit der Einführung des Christenthums unter Mieczyslas I. im Jahre 990 beständig die Person des Monarchen umgeben hätten, um mit ihm die Interessen des Staates zu berathen.

Dieser Vorwand, der die Entscheidung des Reichstags und des Königs motiviren sollte, war dem ungeachtet nicht ganz stichhaltig; denn die Palatine konnten ihrerseits viel ältere Fälle zu ihren Gunsten beibringen als die Bischöfe, da sie bei zwei Gelegenheiten unter der ersten regierenden Dynastie der Lechs das Reich regiert hatten. In Wahrheit verloren sie erst das Recht, an der Leitung der Staatsgeschäfte Antheil zu nehmen, unter den ersten Piasten; erst nach der Ermordung des heiligen Stanislas durch Boleslas II. und während der Zwischenregierung des Erzbischofs Petrus Leszyc erwarben sie von Neuem das Vorrecht, an dem Rathe des Königs Theil zu nehmen; und erst ein Jahrhundert später umgab sich Casimir der Gerechte mit einem permanenten Senat, der aus allen Bischöfen, Palatinen und Castellanen des Königreichs bestand. [1])

(Fortsetzung folgt.)

Das Evangelische Johannesstift in Berlin

gewährt in seinem Ende vorigen Monats veröffentlichten 22. Jahresberichte über den Zeitraum vom 1. December 1877 bis dahin 1878 einen Einblick in die vielseitige Thätigkeit dieser Anstalt.

Im Jahre 1858 durch den Ober-Consistorial-Rath Dr. Wichern begründet, umfaßt das Johannesstift gegenwärtig eine Erziehungsanstalt für ungefähr 100 Kinder, eine Brüderausbildungs-Anstalt und das Sternenhaus-Seminar für Nordamerika.

In den zur Kinderanstalt gehörigen Gebäuden haben während des Berichtjahres 5 Knabenfamilien zu je 12—15 Knaben und 2 Mädchenfamilien Wohnung, Verpflegung und Unterricht erhalten. Während die Kinder Vormittags und Abends einen guten Volksunterricht genießen, Befähigtere auch in den Sprachen unterwiesen werden, arbeiten am Nachmittage die Knaben im Garten, in der Oekonomie und in den Werkstätten, die Mädchen lernen Haus- und Handarbeiten. Für die meisten Kinder wird ein mäßiges Kostgeld gezahlt; das volle beträgt 360 Mark.

Die überaus günstigen Erfolge, welche bei der Aufnahme kränklicher Kinder behufs ihrer Genesung mehrfach erzielt wurden, veranlaßten auch im vergangenen Jahre verschiedene Eltern und Wohlthäter, für mehrere sehr schwächliche, der Stärkung durch gesunden Aufenthaltsort und freundliche Pflege bedürftige Kinder hier ein Asyl zu suchen.

Da die den Familien zugewiesenen Gebäude schon überfüllt waren, so wurde für die neuangemeldeten Kranken durch Räumung des „Düppelschanze" getauften Hauses seitens der Brüder, die zeitweilig anderweit untergebracht wurden, Raum geschaffen, so daß 10 Kinder unter der Obhut einer Schwester ihr Quartier beziehen konnten.

Ermöglicht wurde ihre Aufnahme nur dadurch, daß das Capitel des Johanniter-Ordens, wie auch schon im Jahre 1877, aus den Mitteln dieses Ordens die Summe von 500 Mark der Anstalt zur Ausführung dieses Liebeswerkes gewährt hat.

Aber was will es heißen, zehn Kindern ein solches Asyl zu eröffnen, während Hunderte in den dumpfen Kellerwohnungen hiesiger Stadt gleichem Elend und Siechthum unterliegen und der rettenden Hilfe ebenso dringend bedürfen.

Die ländliche Lage und gesunde Lebensweise des Johannesstifts lassen dasselbe zur Errichtung eines Kinderhospitals als vorzüglich geeignet erscheinen, weshalb denn auch schon vor Jahren von einem Freunde der Anstalt, dem verstorbenen Rechtsritter des Johanniter-Ordens Grafen Alexander von Wartensleben ein Legat zur Begründung eines solchen sogenannten „Reconvalescentenhauses" ausgesetzt wurde. Sonstige Beiträge haben den Fonds bis jetzt auf 26,775 Mark erhöht. Da indeß die Ausführung dieses Baues wesentlich durch die gleichzeitige Herrichtung von Wirthschaftsräumen bedingt ist und an und für sich schon mit dem vorhandenen Kapitale nicht bestritten werden kann, so hat von der Errichtung des Reconvalescentenhauses bisher Abstand genommen werden müssen, so dringend das Bedürfniß desselben auch ist. —

Das zweite Gebiet der Thätigkeit des Johannesstifts ist die Brüderanstalt, welche die Bestimmung hat, christlich gesinnte junge Leute aus den verschiedensten Ständen, aber aus ordentlich erlernten Lebensberufen, aufzunehmen und sie auszubilden für die mannigfachen Arbeiten der innern Mission.

Am letzten Jahresfeste wurden 3 Brüder gleichzeitig in auswärtige Stellungen entsandt.

Der Eine, Bruder Zörner, wirkte mit Umsicht und

1) Die Bischöfe, Palatine und Castellane wechselten sich in ihrer Residenz am Hoflager des Königs ab und die Zeitdauer so wie die betreffenden Personalien wurden auf den Reichstagen vorher bestimmt, wie wir dies aus den vor uns liegenden Constitutiones des auf den 28. September 1726 zu Grodno angesetzten sechswöchentlichen ordinären Reichstages ersehen.

größtem Erfolge in dem aftpreußischen Dorfe Rasengarten während einer dort grassirenden Typhus-Epidemie, welcher er schließlich selbst zum Opfer fiel. Rührend war die dankbare Theilnahme der Bevölkerung des Dorfes. Alt und Jung falgte dem dicht in Kränze gehüllten Sarge.

Der zweite damals entsandte Bruder hat an einem Rettungshanse in Schlesien ein schwieriges, aber ihm valle Befriedigung gewährendes Arbeitsfeld erhalten, während der dritte in einer Rettungsanstalt nahe bei Mitau einen ihm ebenfalls zu sagenden Wirkungskreis gefunden hat.

Gewissermaßen als einen Nebenzweig dieser Missionsarbeit des Johannesstifts erwähnt der Bericht auch den im varigen Jahre auf Anregung des Kurmärkischen Vereins für innere Missian unternammenen kleinen Anfang einer Thätigkeit unter den Schiffern.

Möge der Fortgang der „Schiffermissian“ ein sa befriedigender sein, wie der Anfang gewesen.

Das seit 1869 mit besanderer Verwaltung bestehende Sternenhaus-Seminar endlich verfalgt den Zweck, die demselben angehörenden Brüder, welche weitergehenden Unterricht wesentlich thealagischer Natur erhalten, nach Amerika zu entsenden, damit sie dort nach Ablegung des Examens zu Predigern ardinirt werden. Im Uebrigen stehen sie den andern Brüdern durchaus gleich. Sieben der bisher Entsandten arbeiten segensreich in Pfarrämtern der Evangelischen Synade van Nardamerika. —

Aus dem statistischen Theile des Jahresberichts sind falgende Daten van allgemeinerem Interesse hervarzuheben:

Seit 1860 bis zum 1. December 1878 sind beim Johannesstifte zur Aufnahme angemeldet 1505 Kinder, aufgenommen 486. Im letzten Jahre betrug die Zahl der Anmeldungen 132, die der Aufnahmen 27. Entlassen wurden 17 Kinder, darunter 10 Canfirmirte. Van den 7 canfirmirten Knaben wurden 2 Kaufmannslehrlinge, einer ging auf eine höhere Schule über, einer wurde Gürtler und Branceur, einer Gärtner, einer Bäcker und einer Tapezierer. Van den canfirmirten Mädchen blieb eine dart im Dienst, eine trat auswärts in Dienst, eine kehrte zu den Eltern zurück. Die andern 7 wurden zurückgenammen, theils um höhere Schulen zu besuchen, theils weil die häuslichen Verhältnisse und ihre Führung dies wieder erlaubten.

Brüder meldeten sich zum Eintritt 37 und traten ein 10; gefardert wurden 27, entsandt 7, theils interimistisch theils definitiv; 6 schieden aus aber wurden entlassen. Im Ganzen wurden seit dem Bestehen des Stifts 244 Brüder gefardert und 111 entsandt.

Insgesammt gehörten der Anstalt im Laufe des letzten Jahres 229 Personen an. Gäste und Pensianäre waren 12 anwesend, zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit 10 Kinder.

Auf durchschnittlich 129 Zöglinge resp. Pfleglinge kamen bei einer aierclassigen Schule der Kinder und drei Brüderklassen als Anstaltspersanal der Hausvater, Lehrer und Gärtner mit ihren Familien, sawie 4 Oberhelfer und 7 Schwestern. Ferner 2 Handwerker und 3 Knechte.

Die Oekanamie umfaßt gegen 118 Morgen. —

Der Kassenbericht schließt am 1. December pr. mit einer Jahreseinnahme aan 67,347 Mark 74 Pf. und einer Ausgabe aon 44,132 Mark 80 Pf. ab, sa daß ein Bestand aan 23,214 Mark 94 Pf. verblieben ist, der jedoch durch den zur Deckung von Vermächtnissen ꝛc. erfolgten Ankauf aan Werthpapieren auf 13,872 Mark 64 Pf. herabgemindert wird.

Der durch die selbstständige Verwaltung des Sternenhauses erfarderliche besandere Kassenabschluß desselben ergiebt einen Baarbestand van 281 Mark 7 Pf. —

Als Nachfalger des bisherigen Inspectors der Anstalt, Predigers Müller, welcher 7 Jahre hindurch dem Jahannesstift ein treuer Führer und Seelsarger gewesen, aus Familienrücksichten jedoch im Herbste varigen Jahres dieses Amt niedergelegt hat und einem Rufe an die deutsche eaangelische Gemeinde in Mantreux gesalgt ist, hat das Curatarium im Einverständnisse mit dem Vorsteher des Jahannesstifts Dr. Wichern den Prediger Mörchen, welcher bereits früher einmal als Oberhelfer in der Anstalt thätig war, berufen.

Der Bericht hebt hervar, wie es in dieser Zeit großer Bedürfnisse in Staat und Kirche, brennender Nothstände im sacialen Leben, gesteigerter Anfarderungen an die gesetzlichen und freiwilligen Leistungen der Mitbürger und Mitchristen Muth erfardere, für eine Anstalt und Arbeit wie die des Jahannesstifts immer wieder um thatkräftigen Beistand zu werben. Die Anstalt habe aber diesen Muth, weil sie nichts anderes bezwecke, als zur Abhilfe eben jener Nathstände an ihrem Theil einerseits direct mitzuwirken, andrerseits zu salcher Mitwirkung fähige Persanen zu sammeln und berufstüchtig aorzubilden.

Der Preußische Frauen- und Jungfrauen-Verein,

unter dem Pratectarate Ihrer Königlichen Haheit der Frau Prinzessin Friedrich Carl stehend, ist, wie der fünfzehnte Jahresbericht desselben anführt, im varigen Jahre im Stande gewesen, ungeachtet wenig günstiger Zeitverhältnisse, die auch ihm wiederum eine angespanntere Thätigkeit auf dem Gebiete seiner statutenmäßigen Aufgabe: früheren Militärpersanen ader deren Angehörigen ader Hinterbliebenen in Fällen unverschuldeter Nath Hilfe zu gewähren, auferlegten, unter stets reger Betheiligung seiner Mitglieder den an ihn in wachsendem Maße herangetretenen Anfarderungen, durch gegen die Vorjahre abermals erhöhte Ausgaben, erfolgreich begegnen zu können. Aber es war dies nur dadurch möglich, daß man einen Theil (2704 *M.*) der in den letzten Jahren angesammelten Kapitalien zu Hilfe nahm.

Nach der dem Berichte beigefügten Rechnungsübersicht, haben im Jahre 1878, welches mit einem Bestande in Werthpapieren von 30 030 Mark und einem Baarbestande von 2763 Mark begann, die Einnahmen des Vereins 11 635 Mark und die Ausgaben 14 643 Mark betragen, von denen 12 223 Mark zu einmaligen, 1422 Mark zu fortlaufenden, 538 Mark zu außerordentlichen Unterstützungen verwendet wurden, während 460 Mark zu verschiedenen Ausgaben in Anspruch genommen worden sind.

Die laufenden Mitglieder-Beiträge haben in ihrem Gesammtbetrage 2518 Mark erreicht, außerdem sind dem Verein noch über 1600 Mark als Ertrag mehrerer von Mitgliedern und Gönnern desselben veranstalteten Concerte und Aufführungen zugeflossen. Der im December 1878 zu Gunsten desselben in den Räumen des Königl. Justiz-Ministeriums veranstaltete Bazar hat die Summe von 5599 Mark eingebracht.

Die alljährlich von dem Verein veranstaltete festliche Invalidenspeisung fand am 20. Juni 1878 in einem hiesigen Gartenlokale statt, an der etwa 120 Veteranen und Invaliden aus den Feldzügen seit 1813 Theil genommen haben. Die Kosten dieserhalb sind theils durch Gnadengeschenke Sr. Majestät des Kaisers und Königs, sowie Ihrer Königl. Hoheit der Frau Prinzessin Friedrich Carl, theils durch Spenden von Privaten gedeckt worden, so daß ein Zuschuß aus der Vereinskasse auch diesmal nicht erforderlich gewesen ist.

Die junge Generation der Deutschen Amerikas.

Der „Deutsche Volksfreund" schreibt: Die zweite und dritte Generation der eingewanderten Deutschen scheint stark darauf aus zu sein, den deutschen Namen in Verruf zu bringen. Bislang konnten wir diejenigen unserer amerikanischen Mitbürger, welche in der massenhaften Einwanderung der Deutschen eine fruchtbare Quelle des Pauperismus und Verbrecherthums erblickten und darum den Eingewanderten das Wahlrecht und das Recht, ein Amt zu bekleiden, ganz oder zeitweise versagen wollten, auf die Thatsache hinweisen, daß die Deutschen durch Fleiß, Sparsamkeit und Genügsamkeit sich bald ein Besitzthum erwerben und sich über die Linie des Pauperismus emporringen; wir konnten ihnen stolz entgegentreten mit der Erklärung, daß unter den Deutschen dieses Landes im Verhältniß zu ihrer Zahl sehr wenige Verbrechen vorkommen. Und niemand war im Stande, uns diese Thatsachen, die wir mit statistischen Berechnungen belegen konnten, streitig zu machen.

Jetzt ist das anders. Jener Ruhm der Deutschen schwindet rasch dahin. Zum Verbrecherthum dieses Landes liefern die Deutschen ein ganz bedeutendes Contingent. Der Selbstmord wird immer mehr zur alltäglichen Erscheinung und zwar gerade unter den Deutschen. Man erkläre das, wie man will; mag deutscher Unglaube und deutsche Gottentfremdung, oder die unleugbare Thatsache, daß dem Deutschen das Unglück und Leid des Lebens weit mehr zu Herzen geht, als andern, daran schuld sein: das Factum steht fest, daß unter den Selbstmördern dieses Landes sehr viele, wenn nicht die meisten — Deutsche sind. Aber auch von den andern gräulichen Verbrechen, die in jüngster Zeit ans Licht kamen, wurden viele von Deutschen verübt. Das Geheimniß von Silver Lake ist so ziemlich enthüllt und — der Sohn eines Deutschen aus Newark, N. J., Eduard Reinhart, steht vor den Schranken des Gerichtes, angeklagt, seine junge Frau mit Chloroform ermordet und am Tage seines Wegzugs von Staten Island nach New-York in einem Faß verscharrt zu haben. In St. Louis schießt der jugendliche Schankwärter Josef Katusky die bildschöne und brave Tochter eines armen deutschen Mörtelträgers, Auguste Siman, auf der Straße todt, weil sie von ihm, den Taugenichts, nichts wissen will. In Indianapolis, Ind., schlachtet der Sohn des Wirthes Gütig in sehr ungütiger Weise ein ehrbares, im Dienste seiner Eltern stehendes, irisches Dienstmädchen ab, weil sie seinen Verführungskünsten tapfer Widerstand leistete.

Nicht die ältere Generation der eingewanderten Deutschen ist es, von der diese himmelschreienden Verbrechen verübt werden; es ist die jüngere, hier geborene oder doch aufgewachsene Generation, der diese Gräuelthaten zur Last fallen.

Woher kommt das? Ein deutsches Blatt New-Yorks sieht die Ursache davon in dem Klima dieses Landes, das die Menschen leidenschaftlicher mache, als in Europa. Das ist eine lächerliche Erklärung, die nichts erklärt. Wir wissen besser, wo die Ursache der sittlichen Verwilderung des hier heranwachsenden Geschlechtes der Deutschen liegt. Sie liegt ganz einfach in der Zuchtlosigkeit des Hauses, in dem Mangel an christlicher Erziehung. Leute, die selbst keine Religion haben, wie Heiden in den Tag hinein leben und ihre Kinder nicht in der Furcht und Vermahnung zum Herrn erziehen, sondern wie wildes Dorngebüsch ohne christliche Ermahnung und Zucht, ohne elterliche Fürbitte und ohne das Vorbild frommen Wandels aufwachsen lassen, dürfen sich nicht wundern, wenn ihren wilden Sprößlingen die amerikanische Freiheit zum Fallstrick wird, der sich diesen am Ende als Strick des Henkers unter dem Galgen um den Hals legt. Die alten Deutschen bringen noch ein gutes Kapital christlicher Zucht und Sitte aus Deutschland mit. Das hält ihnen vor, so lange sie leben. Die junge Generation tritt leider meist ohne das Erbtheil der Gottesfurcht und christlicher Zucht hinaus ins Leben — denn Gott zu dienen und ihre Kinder christlich zu erziehen, dazu haben ja die meisten Deutschen hier keine Zeit! Kein Wunder, daß das verwilderte junge Geschlecht den deutschen Namen mit Schmach und Schande bedeckt.

Wahrlich, die häufig vorkommenden Verbrechen, die von jungen Deutschen verübt werden, sollten deutsche Eltern anspornen, auf die sittliche und religiöse Erziehung ihrer Kinder die größte Sorgfalt zu verwenden.

Je größer die Gefahren sind, welche die amerikanische Freiheit für unsere Jugend in ihrem Schoße birgt, desto

mehr ist es der deutschen Eltern heilige Pflicht, durch Vorbild, Ermahnung und Fürbitte wie durch christlichen Schulunterricht zu sorgen, daß ihre Kinder in diesen Gefahren nicht umkommen.

Das Asyl für Trunkenbolde zu Binghamton im Staate New-York.

Wer die statistischen Angaben über die Pest, die die Leute am hellen Mittag verderbet: die Trunksucht in den großen Städten dieses Landes liest, der mag wohl erschrecken und fragen: „Wohin soll es denn noch mit der Menschheit kommen, wenn der Saufteufel sie immer mehr in Besitz nimmt?“ Ist doch z. B. in New-York die Zahl der weiblichen Lastersklaven, der Trunkenboldinnen, die im Laufe eines einzigen Jahres fünfzigmal, zwanzigmal, zehnmal, oder fünf- oder sechsmal nach Blackwells Island in die Strafanstalt wandern, so groß daß sie mitunter tausend übersteigt! Wie viele mögen nun heimlich dem Laster fröhnen, die sich hüten, der Polizei in die Hände zu fallen! Und wenn die Zahl der Lastersklaven beim weiblichen Geschlecht so groß ist, wie groß mag sie erst bei den männlichen Einwohnern einer Riesenstadt wie New-York sein! Man schaudert zusammen, wenn man daran denkt, welche Verwüstungen König Schnaps in der Menschheit anrichtet!

Daß, wer Sünde thut, der Sünde Knecht wird, wird bei keiner Sünde so bald und so sehr offenbar, als bei der Sauflust. Der wirkliche Säufer wird gar bald ein willenloser Sclave des Lasters. Er mag, wenn er nüchtern ist, einsehen, daß ihn das Laster ruinirt, daß es seinen Credit und guten Namen zerstört, daß es ihn zur Arbeit untüchtig macht, daß es den Frieden und das Glück seiner Familie vernichtet; er mag über seinen Zustand weinen, er mag Vorsätze zur Besserung fassen: es hilft doch alles nichts. Der Saufteufel ist eine Macht geworden über ihn; der treibt ihn mit eiserner Ruthe, der wirft alle seine guten Entschlüsse wie Kartenhäuser über den Haufen; der treibt ihn weiter, immer weiter ins Verderben hinein. Ach welch ein Jammerbild von einem Menschen ist doch so ein willenloser Sclave des Lasters, der heute heilig und theuer gelobt, kein Feuerwasser mehr anrühren zu wollen und morgen sich wieder in der Gosse wälzt.

Leser, sind dir noch nie solche arme Lasterknechte vorgekommen? Ich kannte schon manchen und es wird mir weh um's Herz, wenn ich an diesen oder jenen denke. Da war zu H. ein allgemein geachteter wohlhabender Handwerker, des Haupt einer großen Familie. Böse Gesellschaft brachte ihn zum Schnapsglas. Bald gings mit ihm rückwärts. Früher Aeltester der Gemeinde wurde er bald ganz unkirchlich. Den Säufern ist die Kirche überhaupt ein Gräul. Er verlor Credit und Ansehen. Sein frommes Weib litt furchtbar. Sie bat mich öfter, mit ihrem Manne zu reden. Ich thats. Der Mann schenkte mir willig Gehör, bekannte, daß der Schnaps ihn ruinire und versprach heilig und theuer, dem Laster zu entsagen und Gott um Vergebung und Kraft anzuflehen. Ich betete mit ihm. Er weinte wie ein Kind. Wo er auf den Knieen gelegen, war der Boden feucht von seinen Thränen, gleich als ob eine Schale mit Wasser ausgegossen wäre. Feierlich gelobte er mir vor Gott, er wolle die Wirthshäuser meiden und keinen Tropfen mehr anrühren. Sechs Wochen lang hielt er Wort. Sein Weib war voll Danks gegen Gott. Als ich in der siebenten Woche durch eine der Hauptstraßen ging, stürzt der Mann aus einem Wirthshaus heraus, stellt sich auf dem Trottoir vor mich hin und lästert und flucht auf mich los wie ein Besessener. Er war wieder seinem Herrn dienstbar geworden. Er wollte umkehren, konnte es aber nicht mehr.

Gewiß, wer Mittel sucht und findet, um Säufern den Weg aus der Sclaverei zur Freiheit zu bahnen, der muß als ein Wohlthäter der leidenden Menschheit betrachtet werden.

Wohlthäter der leidenden Menschheit waren es, die zu Binghamton, N. Y., ein Asyl für Trunkenbolde bauten.

Das Asyl ist ein 530 Fuß langes und vier Stockwerke hohes, massives Gebäude, das zwei ein halb Meilen von Binghamton entfernt auf einem Hügel liegt, der eine prachtvolle Aussicht gewährt. Das Gebäude kann ein hundert achtundzwanzig Gäste aufnehmen. Aufgenommen aber werden nur Personen, die freiwillig kommen und sich der Diät und den Vorschriften der Anstalt unterwerfen. Man betrachtet und behandelt sie als Kranke, die genesen wollen. Die Diät und Lebensweise ist so eingerichtet, daß dadurch eine vollständige Umwandlung im physischen Organismus des Trunkenboldes zuwege gebracht wird. Dazu aber ist längere Zeit erforderlich. Der Patient muß daher mindestens drei Monate bleiben. Manche kehren immer auf's neue wieder in die Anstalt zurück; andere wohnen beständig da. Leute aus allen Klassen der Gesellschaft sind da zu finden: Handwerker und Kaufleute, Advokaten und Aerzte, Leute von großen Talenten und umfassenden Kenntnissen.

Die innere Einrichtung der Anstalt ist in jeder Hinsicht ihrem Zweck entsprechend. Gesunde, kräftige Nahrung wird den Kranken in reichlichem Maße verabreicht; das „Feuerwasser“ aber bekommen sie nicht mehr zu sehen.

Der Staat giebt zur Erhaltung der Anstalt jährlich eine bestimmte Summe. Dafür darf er einige Patienten schicken. Die andern bezahlen für Kost, Logis und Pflege. Letztere ist eine zweifache. Ein geschickter Arzt, Dr. Lyman Congdon, sorgt für den Leib; ein Kaplan W. E. Hawkins für die Seele der Kranken. Jeden Morgen ist Andacht, die er leitet. Da rufen die armen Sclaven zu dem Herrn empor, der gekommen ist, um uns zu heilen und zu erlösen. (Volksfreund.)

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 14. Mai 1879. **Nr. 20.**

1. Curt Philipp Leopold von Haeseler, Oberst z. D., Ehrenritter seit 1864, † zu Liegnitz 2. Mai 1879.
2. Gustav von Puttkamer, Rittmeister a. D. und Landrath des Kreises Rummelsburg, auf Versin bei Barnow in Hinterpommern, Ehrenritter seit 1863, † zu Versin 4. Mai 1879.

Der polnische Adel.

(Fortsetzung.)

Die alte polnische Benennung der Palatine ist woyewode oder besser woyny wodz, das so viel als Kriegs-Häuptling bedeutet. Später, als unter König Casimir die lateinische Sprache die Geschäftssprache in Polen wurde, erhielten sie den Namen comes palatini, Pfalzgrafen, eine Benennung, die man in früherer Zeit den Geheimräthen des Kaisers gegeben, weil sie stets um ihn waren und in seinem Palaste (palatium) bei ihm wohnten. Die Analogie in der Würde der polnischen Grafen mit jenen kaiserlichen Räthen rechtfertigte die Gleichheit der Benennung; — indessen besaßen die ersteren weit wichtigere und ausgedehntere Befugnisse und ihr Platz im Senat und in dem Rath des Königs war nicht ihre alleinige Amtsthätigkeit. Polen war in eine gewisse Anzahl von Provinzen getheilt, die Palatinate genannt wurden; jeder Palatin war gleichzeitig Civil- und Militärgouverneur einer solchen Provinz und genoß als solcher derartig ausgedehnte Privilegien, daß er fast souverän herrschte. Er übte die Justiz in vollem Umfange, hatte das Recht, Truppen anzuwerben und das Commando darüber, leitete die Civilverwaltung und erhob die Steuern, kurz, alle Machtbefugnisse waren in seinen Händen vereinigt. Diese locale Macht erhielt eine größere Ausdehnung durch den Einfluß, den die Palatine im Senat und im Rathe des Königs auf die allgemeine Verwaltung des Königreichs ausübten. War er seinem Vaterlande und seinem König ergeben, so war der Palatin ein mächtiger Verbündeter; war er rebellisch gesinnt, so konnte er zu einem furchtbaren Gegner werden, dessen Macht dem Königthum die Spitze bot. Um indessen einer solchen Macht, die für einen Unterthan zu groß war, in etwas ein Gegengewicht zu setzen, so entzog man der Gerichtsbarkeit des Palatins alle festen Schlösser, die dem Staat gehörten, ferner einzelne Landesparzellen und die wichtigsten großen Städte, deren Regierung gleichfalls an Große des Reichs übertragen wurde, welche den Namen castellan führten, und die in dem Bereich ihrer Wirksamkeit fast gleiche Rechte als die Palatine ausübten und gleich ihnen im Senate saßen. Diese Theilung der Gewalten machte die damit bekleideten Großen weniger gefährlich und ihre beständige heftige Eifersucht auf einander war die beste Schutzwehr gegen ihre etwaigen ehrgeizigen Pläne.

Das Recht, die Palatine und Castellane zu ernennen, kam zwar in Wahrheit dem Könige zu; aber diese Ernennungen mußten von dem allgemeinen Reichstage gutgeheißen werden. Die Wahl des Fürsten war sodann dadurch beschränkt, daß er zu diesen hohen Würden nur solche erheben konnte, die in den Palatinaten, die sie regieren sollten, zu den Großgrundbesitzern gehörten.[1]) Endlich durfte ein solches hohes Amt im Falle der Erledigung nicht länger als sechs Wochen unbesetzt bleiben; und wenn diese Vakanz zur Zeit der Sitzungen des Reichstages erfolgte, so mußte sie noch innerhalb acht Tage nach der officiellen Anzeige wieder ergänzt werden. Im entgegengesetzten Fall hatte der Adel des Palatinats das Recht, selber zu diesen Würden zu wählen.

Polen bildete eine Art Conföderation; jedes Palatinat war gleichsam ein beinahe unabhängiges Territorium, welches seine eigenen Gesetze, Privelegien und Truppen hatte. Der Senat und der Reichstag, um den König

[1]) Wenn in dem außerordentlichen Fall der Reichstag die Uebertragung eines erledigten Palatinats auf einen Edelmann bewilligte, der zwar kein Gut in demselben besaß, sich aber durch große Verdienste um den Staat eines solchen Amtes würdig gemacht, so mußte der Betreffende innerhalb sechs Wochen eine Herrschaft in dem ihm verliehenen Palatinat erwerben, oder er sah sich genöthigt, sein Amt wieder fahren zu lassen.

gruppirt, bildeten einen Cangreß, dessen Haupt er war, und zu dem jede Provinz ihre Abgeardneten, die Landboten, sandte. Die Interessen solcher Palatinote wären daher ernstlich gefährdet gewesen, wenn sie während eines längeren Zeitraums ihrer Vertreter im Reichstag hätten beraubt sein sollen. Außerdem war Palen nach außen hin von Feinden umgeben und hatte häufige Kämpfe zu bestehen. Das wichtige Amt eines militärischen Oberhoupts konnte daher in einem Lande nicht lange unbesetzt bleiben, wo es häufig vorkam, daß eine einzelne ongegriffene Provinz allein die ganze Last des Krieges zu trogen hatte.

Die Geschichte berichtet uns über viele glorreiche Thoten, ähnlich wie die des Sarasz Leszczyc de Skarssow, Castellans van Pasen, der im Jahr 1241 on der Spitze der Truppen Graß-Palens sich mit Heinrich dem Frommen, Herzog van Schlesien, vereinigte und ruhmreich on seiner Seite unter den Mauern von Liegnitz fiel, wa es ihren vereinten Anstrengungen gelang, tratz des Verlustes der Schlacht, der Invasian der Tartaren Einhalt zu thun; oder wie jene des Gearge Mniszech, Polatins von Sandamir, der den Czar Dimitri, nachdem er ihm bei sich ein Asyl gewährt und ihm seine Hilfe versprochen, siegreich ouf seinen Thron noch Moskau zurückführte.

Diese mächtigen Herren waren auch stets von einer Leibtruppe umgeben, die im Frieden den Glanz ihrer Hofhaltung vermehrte und im Kriege den Kern des Heeres bildete.

Sklaven ihres hohen Ranges, bezahlten diese Edelherren ihre glänzende Stellung mit ihrer Freiheit. War es ihnen sogor untersagt, ohne besandere Bewilligung des Reichstags das Königreich zu verlassen; eine Erlaubniß, die schwer zu erhalten war und immer nur für kurze Douer ertheilt wurde.

Um den Senotoren, deren Amt lebenslänglich war, ihre ganze Unabhängigkeit in der Berathung der Staatsangelegenheiten zu sichern, verbat ihnen das Gesetz, irgend eines der großen odministrativen Krouämter, die der König vergab, anzunehmen. Dieser seinerseits mußte sich eidlich verpflichten, von den Candidoten keinerlei Versprechen als Equivalent für ihre Ernennung zu der Würde eines Polatins oder Castellans zu verlangen, obwahl sich ein derartiger Mißbrauch während der Herrschaft der letzten Jagellanen eingeschlichen hotte. Um endlich einen zu großen Einfluß des Königs auf den Senot vorzubeugen, war es ihm verboten, eine der geistlichen oder weltlichen Würden, welche Sitz und Stimme in denselben gewährten, on einen Prinzen seines Hauses zu vergeben; der Reichstog allein konnte ihnen für große, dem Vaterlonde geleistete Dienste eine solche Würde verleihen. Alle diese Vorsichtsmaßregeln beweisen zur Genüge die große Bedeutung und Mocht dieser hohen Aemter.

Die Zahl der Polatinate und Castellonien konnte nicht begrenzt werden: sie wechselte, je nochdem sich Polens Territorium vergrößerte ader verminderte. Schlesien, Pammern, Westpreußen und die Molbau, welche lange Zeit der palnischen Krone unterworfen waren, wurden nach und nach von derselben obgelöst und damit verschwonden donn auch die Palatinate und Castellanien, die sie gebildet hatten. Dafür wurden Lithauen und die russischen Provinzen dem polnischen Reiche einverleibt und ihre Bischöfe, Palatine und Castellane nahmen neben denen der alten Provinzen ihren Plotz im Senat.

Ich gebe nun die Romen der Palatinote sowie der innerhalb derselben gelegenen Castellanien nach der Ordnung, wie ihre Inhaber im Senate tagten; ihnen lasse ich dos Verzeichniß der Bischöfe voraus gehen, denen die ersten Plätze im Senate zukamen.

Bischöfe.

Das Erzbisthum Gnesen, dem das Primat zustand und dessen Inhaber außerdem der fürstliche Rang zukam.[1])
Das Erzbisthum Leopald.
Dos Bisthum Crakau mit fürstlichem Rang.
" " Cujovien[2])
" " Vilna
" " Pasen
" " Plock
" " Halsberg
" " Luck
" " Przemysl
" " Somogetien
" " Chelmno
" " Chelm
" " Kijow
" " Komieniec.

Palatinote.		Costellonien.
Palatinot Crakau	Castellanie:	Crakau, Woynic, Sandech, Bieck und Oswiecina.
" Pasen.	"	Posen, Meseritz. Rogasen, Srem, Przement, Krzywin, Santock.
" Vilno.	"	Vilno.
" Sendomir	"	Sendomir, Vislic, Radom, Zoaichoß, Zarnow, Malogast, Polaniec u. Czechow.
" Kalisz.	"	Kalisz, Gnesen, Lendz, Nakel, Biechow und Kamin.

[1]) Die Gründung der Stadt Gnesen verliert sich in das graue Alterthum. Der erste Fürst der Polen Lech soll der Sage nach an der Stelle, wo er das Nest eines weißen Adlers fand (daher das polnische Wappen) die Stadt gegründet haben. Die Gründung des Doms fällt mit der Annahme des Christenthums durch Mieczyslaw i. 966 gleichzeitig. Der erste Bischof von Gnesen war der heilige Adalbert um 990. Bis 1320 wurden die polnischen Könige auch in Gnesen gekrönt und Gnesen galt auch als die Hauptstadt Polens.

[2]) Der Bischof von Cujavien fungirte im Falle einer Sedisvakanz im Erzbisthum Gnesen als Reichsverweser während des Interregnums.

Palatinat Troki.	Castellanie:	Troki.
„ Sieracz.	„	Sieracz, Wielun, Rospir, Spicimir, Konary.
„ Lenczyc.	„	Lenczyc, Brzezien, Inoolodz, Konary.
Im Herzogthum Samogetien	„	Samogetien.
Palatinat Brzesc in Cujavien	„	Brzesc, Kruswica u. Kowal.
„ Kijow.	„	Kiew.
„ Inowraclaw	„	Inowraclaw, Bromberg, Konary, Dobrzyn, Rypin und Slonsk.
„ Rußland	„	Leopold, Przemysl, Halicz, Sanock, Chelm.
„ Volhinien	„	Volhinien.
„ Podolien	„	Karmieniec.
„ Smolensk	„	Smolensk.
„ Lublin	„	Lublin.
„ Polozk	„	Polozk.
„ Belsk	„	Belsk u. Lubaczow.
„ Nowogrodek	„	Nowogrodek.
„ Plock	„	Plock, Racionß, Sierpsk.
„ Witepsk.	„	Witepsk.
„ Masovien	„	Czeersk, Wiszcz, Warschau, Wissogrod, Zakrocim, Ciechanowo, Liwicz.
„ Podlachien	„	Podlachien.
„ Rawa	„	Rawa, Sochaczen, Gostyn.
„ Brzesc in Lithauen		Brzesc.
„ Miecislaw.	„	Miecislaw.
„ Malborg (Marienburg)		Elbing, Marienburg.
„ Braczlaw	„	Braczlaw.
„ Pomerellen	„	Danzig.
„ Minsk	„	Minsk.
„ Livland (Livonic)		Livland.
„ Czerniechow	„	Czerniechow.

Hierbei darf man nicht vergessen, daß als die Palatine von Krakau durch den Verrath des Wissebor den Titel eines Decans der weltlichen Senatoren verloren, diese Würde auf die Castellane von Krakau überging. Ebenso erlangten die Castellane von Wilna und Troki das Recht ihren Platz unter den Palatinen zu nehmen; der erste nach dem Palatin von Sendomir, der zweite nach dem von Sieracz. Endlich solange Masowien, Lithauen und Klein-Rußland, ungeachtet ihrer Abhängigkeit von der polnischen Krone, ihre eigenen Fürsten hatten, tagten diese als Lehnsträger der Könige von Polen mit im Senat und sie erhielten selbst nach einigen Debatten ihren Sitz unmittelbar nach den Bischöfen.

Unter diesen hohen Würdenträgern wurden nun jedes Jahr sechzehn der Reihe nach ausgewählt, die beständig die Person des Monarchen umgeben sollten, um ihm mit ihrem Rathe beizustehen; vier von diesen Senatoren hatten immer zur Zeit bei dem Könige Dienst. Die Senatoren hatten auch die Staatsarchive in ihrer Verwahrung und genossen die Ehre, bei der Krönung die Reichsinsignien zu tragen. Sie vereinten endlich alle Macht, alle Ehre auf ihren Häuptern und man nannte sie daher mit Recht die Schutzherren des Reiches, die Conservatoren seiner Größe. „Eos onim tutores suos respublica constituit, atque iegum majestatis suae patrones et authores suos esse voiuit. (Stanis. Orzechovius, 6, sub ann. 1537.)"

Diese Einrichtung erlitt nach der ersten Theilung Polens (1773) dadurch eine Veränderung, daß der Adel 1774 einen aus 18 Senatoren und 18 Landboten bestehenden beständigen Rath (Reichsrath) einsetzte, welcher hinter dem Gesetze sein sollte, dabei aber den König äußerst beschränkte und vollends zur bloßen Puppe herabdrückte.

Die im Vorstehenden mitgetheilte Liste enthält alle Palatinate, die in Polen seit der Regierung Boleslas I. errichtet und erhalten wurden. Was die berühmten zwölf Palatine betrifft, unter denen die polnischen Provinzen während der Herrschaft der ersten Dynastie der Lechs seit dem Jahre 550 getheilt waren, so kann man ihre Namen mit ebenso wenig Sicherheit angeben, als die der berühmten zwölf Pairs Karls des Großen, deren Existenz schon mehr der Sage angehört. Einige Chronisten erwähnen indessen gewisse Familien, deren Ahnen diese hohen Aemter in einer sehr weit zurückreichenden Vergangenheit bekleidet haben. Dies sind die Häuser der Topor, der Lodzia der ersten Race, die unter Casimir III. erlosch; der Leszczyc, die von den Lech's abstammen und der Nalencz. Wenngleich die urkundlichen Beweise für die Richtigkeit dieser Angaben fehlen, so sind sie darum nicht minder ein Zeugniß des Ruhms und des Glanzes, von der Tradition geheiligt, wie man sie nur bei den ältesten Geschlechtern findet.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Adelssagen.

129. Die drei Mohrenköpfe der Herren und Grafen von Seidewitz

sind von Hans Rosenblüth dem Schnepperer schon im Jahre 1495 besungen worden. Die Geschlechtssage der Seidewitze gehört indeß auch zu den vielen willkürlich ersonnenen und im späteren Mittelalter fixirten Familienüberlieferungen, denn sie führt das edle Geschlecht sogar bis auf die Maurenschlacht Karl Martels von 732 zurück! Bei Tours und Poitiers hat ein Seidewitz mit einem Schwerthieb drei Feinde in Stücke gehauen, so erzählen sie von der Tapferkeit des Ahnherrn. Eine richtigere Deutung der Mohrenköpfe ist indessen schwer aufzufinden. Von irgend welchen Kreuzzügen der Seidewitze ist nichts bekannt. Sollten die drei Mohrenköpfe nicht vielleicht auf die heiligen drei Könige als die Beschützer des Geschlechtes gedeutet werden können? Sind sie vielleicht ein slavisches Symbol?

130. Schachbrett und Mohrenkönigin der Löben.

Gleich den Wappenzeichen des Geschlechtes von Prittwitz bleiben die der alten meissnischen und lausitzer Herren von Löben noch zu deuten; wir geben darum die Wappensage in der Naivetät, wie sie bei Sinapius und seinen Nachfolgern zu finden ist. „Man erzählt", heißt es dort, „daß dies Geschlecht sein Wappen von der Mohrenkönigin Pelusa(?) erhalten habe, weil einer aus ihrer deutschen Leibwache (!), der Urheber des Löbenschen Geschlechts, ein tapferer Kriegsmann, mit Namen Daniel Loß oder Lost, ihr ein Spiel Schach um den Einsatz seines Lebens abgewonnen und darauf zur Vergeltung seiner Heldenthaten im Jahre 733 von besagter Königin in ihrer Residenzstadt Meroë (sic!) zu einem Ritter vom weiß und rothen Bande soll geschlagen, auch seines Löwenmuthes halber den Namen von Löwen oder Löben zu führen soll berechtigt worden sein." Nach einer andern Nachricht ist der Urahn der Löben im Jahre 733 in die Hände der Ungläubigen gefallen und hat von der besagten Königin, welche er im Schachspiel überwand, eine große Summe Geldes erhalten. Zu ihrem Feldherrn ernannt, setzte er in allen Kämpfen sein Leben muthig für sie ein, erhielt den Namen „Leben" und das Recht, das Bild der Königin im Wappen zu führen. Man sieht, der alte Sinapius wußte romantische Sagen trotz einem Musäus zu erfinden!

131. Die Geschlechtssage der Grafen von Frankenberg

zeigt die Erfindungsgabe des alten schlesischen Curiositätensammlers Sinapius in einem noch helleren Lichte. Nach ihm stammt das Geschlecht von dem „messenischen General Aristomenes in Griechenland ab, der um's Jahr der Welt 3451 lebte". Als er von den Spartanern gefangen und in eine Grube geworfen worden war, in welcher er Hungers sterben sollte, hat ein Fuchs, welcher durch ein enges Loch in der Mauer zu dem Gefangenen gedrungen war, durch das Auskratzen dreier Ziegel dem Helden die Freiheit verschafft. Deshalb führen die Frankenberg drei Ziegel im Schilde und den Meister Reinecke auf dem Helme. Die Heraldik freilich würde das Wappen anders deuten; sie würde die drei Ziegel für die Ueberbleibsel der Befestigung oder des Schmuckes erklären, der sich einst auf den uralten Schilden der Frankenberge befunden hat, und würde sagen, daß der Helmschmuck aus alter Anhänglichkeit deutschen Sinnes, — denn die Frankenberg sind Deutsche, — an das listenreiche Thier des Waldes angenommen worden sei. Den Fuchs aber sich zum Geschlechtszeichen zu nehmen, konnte Männer nicht befremden, deren Vorfahren sich auch den Muth und die Raubsucht des Wolfes, die Treue des Hundes oder den schnellen Flug der wilden Gans zum Beispiel nahmen und danach sich oder ihr Geschlecht benannten.

132. Die Herren von Schweinichen,

deren Geschlecht durch die Selbstbiographie des Ritters Hans unsterblich] gemacht worden ist, leiten von einem böhmischen Herrn, Namens Biwoy her. Im Jahre 716 erwischte derselbe ein ihn anlaufendes wildes Schwein bei den Ohren und brachte es der Königin Libussa auf ihr Schloß Bilin. Solcher Stärke und Heldenthat wegen erhielt er die schöne Kascha, die Schwester der sagenhaften Böhmenheldin, zur Gemahlin; sie hatte von ihrem Schlosse der Heldenthat des Ritters zugeschaut. Von den Söhnen des Ehepaares, welches die Burg Kaschin in Böhmen bezog, leiten sich auch die böhmischen Geschlechter Tremschinsky, Klapsky, Koschalowsky ab; auch sie führen das Wildschwein im Wappen.

133. Das Geschlecht derer von Seinsheim

in Bayern soll der Sage nach aus dem Bauernstande entsprossen sein. Als Dienstmannen kamen sie an den Hof von Grafen und Fürsten und endlich auch in die Umgebung des Kaisers. In allen Stücken bezeigten sie sich als tapfere und redliche Männer. Schließlich faßte sich einer unter ihnen ein Herz und bat den Kaiser, er möchte ihnen ein Wappen verleihen. Der Kaiser versprach, darauf zu denken, und hieß sie am nächsten Morgen wieder kommen. Als sie sich wieder vor dem Herrscher einfanden, hatte er noch keins gefunden; da aber an dem Morgen gerade Schnee gefallen war, erlaubte er ihnen, blaue Längsstreifen, untermischt mit weißen, in ihrem Schilde zu führen.

Von den Seinsheim aber stammt aller Wahrscheinlichkeit ein noch berühmteres Geschlecht ab, die Grafen von Schwarzenberg, welche das alte Wappen mit einigen Veränderungen führen. Sie quadrirten dasselbe mit einem Schilde, in welchem man einen Raben mit goldenem Halsbande erblickt, wie er an einem Türkenkopfe den Schnabel wacker wetzt. Dies Sinnbild soll an die Eroberung der Veste Raab in Ungarn erinnern, welche Adolf von Schwarzenberg am 29. März 1598 den Türken entriß. Da wurden viele Muselmänner in der Stadt, die ihnen den Werth eines „Auges im Kopfe" gehabt hatte, eine Speise der Raben. Eine andere Deutung des Türkenkopfes ist die, daß Adolf von Schwarzenberg ihn **darum** in sein Wappen aufnahm, weil er in der Schlacht vor Raab dem Renegaten Ali Pascha den Kopf abhieb.

134. Die Lindenzweige der Seckendorf

haben zu einer lieblichen Sage Veranlassung gegeben.

An des heiligen Heinrich und St. Kunigunden Hofe zu Bamberg diente in Treuen auch ein Bauersmann, von Seckendorf gebürtig, und ward einer von des Kaisers liebsten Mannen. Als sie einst über Feld ritten, bat er den Kaiser um eine Wappenzier; dieser aber erwiderte, er habe nichts, was er ihm dazu geben könnte. Da, Heinrich grade unter einer Linde hinwegritt, sprachen zu ihm seine Begleiter, er möchte doch dem Seckendorfer ein Kränzlein von Lindenblättern verleihen, zu seiner Ehre zu tragen. Dies that der Kaiser auch und flocht aus einem Zweige geschickt ein Doppelkränzlein, wie die Zahl 8 gestaltet; das sollten die Seckendorfe im Schilde

führen; den Helm aber schmückte er ihnen, indem er seinem Begleiter einen Lindenbusch aufsteckte. Später aber änderte ihnen ein Kaiser dies Wappen; der Lindenzweig im Schilde erhielt rothe Farbe und auf den Helm setzte der Gebieter ihnen ein keckes mit Federn bestecktes Hütlein. —

In der ritterlichen Zier der Seckendorfe zeigt sich uns ein uraltes deutsches Wappen. Der Hut bedarf keiner Erklärung, er wurde über den Helm gestülpt, nicht des Bedürfnisses, sondern der Zier wegen. Die Linde aber ist so recht der nationale heilige Baum der Germanen. Er ist der Holda und der Hercka geweiht, ist Gerichtsbaum und blutet, wenn er angehauen wird; bei Linden befinden sich alte Heiligthümer; in die Wipfel von Linden setzte auch das Christenthum seine Marienbilder; aus Lindengeflecht, vom Baume der schützenden Göttinnen, bestanden auch die ältesten Schilde. Danach ist das Wappen der Seckendorfe zu erklären.

Das altberühmte Geschlecht hat aber noch zwei andere Stammsagen. Nach der einen von ihnen hat einmal der Kaiser Friedrich Rothbart in einem Walde am Main gejagt und ist dabei von einem Auerochsen angegriffen worden. Das gewaltige Thier streckte mit einem Stoße des Kaisers Roß nieder und bedrohte nun mit seinem tödtlichen Gehörn den Kaiser selbst. Da eilte einer seiner Jäger, Namens Walter, herbei und tödtete den Ur mit einem wohlgezielten Schwertesstoße. Dafür schlug ihn der Kaiser auf derselben Stelle zum Ritter und gab ihm einen Lindenzweig, welchen er von dem Baume über sich abgebrochen hatte, zum Wappen.

Anders lautet die dritte Sage. Bei Langenzenn, wo sich nachmals die Erbgruft der Seckendorfe befand, stand eine ungeheure Linde, gewiß ein alter Götterbaum, unter welchem sich die umwohnenden Landleute oft zu Spiel und Tanz zusammenfanden. Als nun im Jahre 951 der Kaiser Otto nach Italien zog, kam er in diese Gegend, machte bei der Linde eine Rast und sah seinen fränkischen Unterthanen zu, wie sie sich im Schatten des heiligen Baumes erlustigten. Von den im Sonnenschein spielenden Mücken und Fliegen beläftigt, forderte sich der deutsche König einen Zweig von der Linde zur Abwehr, den ihm ein jugendlicher Landmann mit einem passenden Sprüchlein überreichte. „Ei", rief Otto, „da du so keck und wohlbewandert im Reden bist, bist du's wohl auch in Thaten. Willst du mein Knappe sein?" Freudig willigte der Jüngling ein. Da ließ der Kaiser ihm Schild und Schwert reichen und stocht ihm den Lindenzweig um den Hut. Mit Ruhm gekrönt, kehrte der Jüngling, welchen der Kaiser den Namen jenes Ortes zum Geschlechtsnamen gegeben hatte, aus Welschland heim und ward der Ahnherr eines hochedlen Frankengeschlechtes.

Mit Sicherheit läßt sich, da diese Sagen offenbar späteren Ursprungs sind, das Geschlecht der Seckendorfe als eins des deutschen Uradels bezeichnen, das sich einst in heidnischer Vorzeit unter den Schutz der gütigen Erdmutter stellte und deshalb ihr geheiligtes Zeichen, den Lindenzweig, annahm.

Die Diakonissenanstalt Henriettenstift zu Hannover, deren unlängst veröffentlichter Jahresbericht pro 1878 vorliegt, hat wiederum eine erfreuliche Vermehrung der Schwesternzahl im verflossenen Jahre zu verzeichnen.

Dieselbe betrug am Schlusse des letzteren 126 gegen 110 am Anfange. Darunter befanden sich 70 eingesegnete Diakonissen, 37 Novizen und 19 Probeschwestern. Im Laufe des Jahres traten 21 Probeschwestern in die Anstalt ein, 5 verließen sie wieder, weil die Betreffenden sich für den Dienst nicht eigneten oder keine dauernde Neigung zu demselben fühlten.

Immer dringender wird das Bedürfniß, für invalide und kranke Schwestern ein Feierabendhaus zu errichten, da das Anstaltsgebäude selbst bei einem Krankenbestande von durchschnittlich 90—100 und einer Schwesternzahl von 40 so überfüllt ist, daß kranken Schwestern nicht der erforderliche Raum, vor Allem kein stiller Ruheplatz geboten werden kann, wo sie von dem unruhigen Getreibe eines großen Krankenhauses genügend gesondert sind. Das zu diesem Zwecke gesammelte Capital beträgt gegenwärtig 4800 Mark.

Neben den bisherigen Arbeiten ist im vergangenen Jahre von schwachen, erholungsbedürftigen Schwestern auch die Kirchenstickerei (Paramenten-Nähen) in Angriff genommen worden.

Nach dem allgemeinen Krankenberichte war am 1. Januar vorigen Jahres ein Krankenbestand von 91 vorhanden, dazu wurden im Laufe des Jahres 625 neu aufgenommen, während 617 die Anstalt geheilt, gebessert und ungeheilt verließen oder starben. Es verblieb mithin am Jahresschluß ein Bestand von 99 Kranken.

Bei der großen, ihre Kräfte bedeutend in Anspruch nehmenden Arbeit der Schwestern auf dem Gebiete der Krankenpflege, der Hauptthätigkeit im Mutterhause, war es nicht immer in wünschenswerther Ausdehnung möglich, nach Außen Pflegerinnen zu entsenden.

Hierbei ist jedoch zu berücksichtigen, daß gleichwohl fast in allen bedeutenderen Städten der Provinz Hannover, wie Hannover selbst, Haarburg, Hameln, Hildesheim, Göttingen, Celle, Lüneburg, Stade, Uelzen ꝛc. Diakonissen-Stationen eingerichtet sind, von denen aus die Schwestern auch in der Umgegend helfend eintreten.

Außer einer Pockenpflege in Leer und den Hilfeleistungen von 2—3 Schwestern in Norderney ist an 146 Tagen Privatpflege außerhalb des Hauses geübt worden.

Zu den bisher bestehenden Stationen des Henriettenstifts sind im Jahre 1878 sieben neue übernommen worden, so daß ihre Gesammtzahl jetzt 43 beträgt mit 82 in denselben thätigen Schwestern.

Trotz einer großen Anzahl gespendeter Liebesgaben hat sich doch am Jahresschlusse ein schon 1877 vorhandenes, erhöhtes Deficit von 12,300 Mark 10 Pf. ergeben. Es betrug die Einnahme 88,089 Mark 23 Pf., die Ausgabe dagegen 100,389 Mark 33 Pf. —

Heilanstalten für kranke Kinder,
besonders für skrophulöse Kinder in Soolbädern, sind im Verlauf der letzten Jahre überaus zahlreich begründet worden. Den älteren von Dr. Werner in Ludwigsburg begründeten Anstalten, in Württemberg, zu Jagstfeld, Wildbad und Rothenfelde bei Osnabrück haben sich in den letzten Jahren ähnliche in Salzuflen, Elmen (Salze) bei Magdeburg, Frankenhausen am Kyffhäuser, Sülze in Meklenburg, Sassendorf bei Soest, Haderberg bei Bonn (früher in Obercassel) angeschlossen. Auch das Bethlehemstift im Augustus-Bade im Kgr Sachsen und das Pflegehaus in Norderney, das mit der Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth verbundene Kindergenesungs-Asyl auf Haus Wallbaum bei Hattingen, eine ähnliche Einrichtung in Scheveningen in Holland gehören in diese Reihe. Im vergangenen Jahre sind in Harzburg am Harz und in Kreuznach solche begründet.

Schon wieder werden in Colberg i. Pomm., Elster im Kgr. Sachsen, in Schleswig-Holstein Vorbereitungen zu dergleichen Einrichtungen getroffen. Im Bade Gozalkowitz bei Pleß in Schlesien ist zu demselben Zweck bereits ein Haus von einem Freunde der Sache zur Verfügung gestellt. In Naunheim in Hessen bereitet der neubegründete Verein für innere Mission in Gießen und Umgegend dasselbe Werk vor. In Rappenau in Baden hat der Badische Landesverein unter lebhafter Theilnahme der Frau Großherzogin die einleitenden Schritte gethan.

Besondere Theilnahme verdient der unlängst erschienene Aufruf zur Gründung einer Heilanstalt für arme skrophulöse Kinder im Soolbade Sooden-Allendorf a Werra. Die Anstalt ist zunächst für den Regierungsbezirk Cassel und die benachbarten Kreise der Provinzen Sachsen und Hannover bestimmt.

Aus den benachbarten Gegenden, die unter manchem socialen Druck leiden, wir nennen nur das s. g. Eichsfeld, müssen nicht wenige arme Kinder ganz unentgeltlich aufgenommen werden. Deshalb ist dringend zu wünschen, daß der Vorstand in seiner Hoffnung auf helfende Theilnahme aus weiteren Kreisen nicht getäuscht wird. Pastor Cremer in Wahlhausen a. Werra nimmt als Schriftführer Beiträge entgegen. Eine Diakonissin aus dem Mutterhause in Treysa wird die Pflege übernehmen.

Andere Orte, in denen der gleiche Gedanke sich regt, werden wir vielleicht später nennen dürfen. Aus den Berichten über die Anstalten zu Sassendorf und zu Godesberg entnehmen wir Folgendes: Die Kinderheilanstalt in Sassendorf hat sich auch im letzten Jahre recht erfreulich weiter entwickelt. Statt der 25 Kinder des ersten Jahres haben diesmal 47 Kinder gebadet und sind auf's trefflichste gepflegt und dadurch in ihrer Gesundheit wesentlich gekräftigt. Unter den Posten der Ausgabe beträgt der für den Haushalt nur 911 Mk., da ganz Bedeutendes an Milch, Brod und Fleisch aus den umliegenden Dörfern der Anstalt geschenkt war. Der Neubau, eine Baracke für 25 Kinder sammt Pflegerinnen, mit Verwerthung sämmtlicher Erfahrungen bei den schon gebauten Kinderheilanstalten durch Herrn Salinendirector Knapf in ausgezeichneter Weise unentgeltlich entworfen und geleitet, war auf 10,500 Mk. veranschlagt, ist aber in der Submission so günstig verdungen, daß er danach nur auf 8650 Mk. zu stehen kommt. Anmeldungen sind möglichst frühzeitig an den Rittergutsbesitzer F. v. Bokum-Dolffs auf Sassendorf (Poststation, Kreis Soest) zu richten. Das Pflegegeld beträgt pro Monat incl. Bäder nur 34 Mk. 50 Pf.

Die Kinderheilanstalt in Godesberg, welche von Bonn aus gegründet worden ist, hat den Zweck, kränkelnde oder reconvalescente Kinder, denen zu Haus die nöthige Pflege fehlt, bis zu ihrer völligen Erstarkung aufzunehmen. Dem Bedürfniß entsprechend, ist die Zahl der Betten um 9 vermehrt worden, so daß das Haus jetzt 34 Kinder aufzunehmen vermag. Im Ganzen sind 76 Kinder verpflegt worden, von denen 31 bei Ablauf des Jahres in der Anstalt verblieben. Die Resultate der Pflege waren durchweg erfreuliche, wenn sich auch auf's neue bestätigte, daß fast bei allen chronisch kranken Kindern eine längere Pflege nothwendig war, um eine nachhaltige Wirkung zu erzielen. — Im Herbst ist die Fertigstellung eines längst projectirten Isolirbaues für ansteckende Krankheitsfälle erfolgt. Eine Hypothekenschuld von 5000 Mk., welche zu dem Zweck hatte aufgenommen werden müssen, ist wenige Wochen vor Jahresabschluß durch das Geschenk eines Freundes getilgt worden.

Ein jährlicher Beitrag von 300 Mk. berechtigt zur freien Verpflegung eines Kindes für das Ganze Jahr, von 150 Mk. für ein halbes Jahr, von 75 Mk. für 3 Monate und von $37\frac{1}{2}$ Mk. für 6 Wochen. Die evang. Gemeinden von Cöln und Bonn haben je auf ein halbjährliches Freibett abonnirt.

Der Deutsche Hilfsverein in Paris

hielt am 10. März c. seine Generalversammlung ab. Dem, in derselben vorgetragenen Berichte für 1878 sind die folgenden Ziffern entnommen:

Die Einnahmen des Vereins im Jahre 1878 beliefen sich auf 43 327 Franken 31 Ct., worin jedoch nicht die Zinsen des Reserve-Capitals mit einbegriffen sind. Die Ausgaben betrugen 44 088, nämlich 11 755 für die Krankenpflege und 28 367 Fr. 15 Ct. für Unterstützungen.

Die Zahl der vom engeren Ausschuß in seinen zweimaligen Wochensitzungen Unterstützten beträgt 2812 und die Unterstützungen in baarem Gelde 24 655 Fr. 15 Ct. Ferner sandte der Verein 272 Personen in ihre Heimat (37 mit der Nordbahn und 235 mit der Ostbahn) und verausgabte zu diesem Zweck 2622 Fr. 25 Ct.

Bei der großen Anzahl von deutschen Armen, welche die französische Hauptstadt zählt, ist das Budget ein vollständig ungenügendes.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der




Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Wilhelm-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 21. Mai 1879. **Nr. 21.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Mai 1879 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Mai 1879 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro April 1879.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. April 1879 .	54			
	Zugang pro April .	20			
		74			
	Abgang . . .	24			
	Bleibt Bestand	50	50	1 625	60
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. April 1879 .	72			
	Zugang pro April .	12			
		84			
	Abgang . . .	12			
	Bleibt Bestand	72	72	2 114	90
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. April 1879 .	15			
	Zugang pro April .	12			
		27			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	21	21	527	58
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. April 1879 .	35			
	Zugang pro April .	28			
		63			
	Abgang . . .	27			
	Bleibt Bestand	36	36	1 064	54
5.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. April 1879 .	10			
	Zugang pro April .	14			
		24			
	Abgang . . .	4			
	Bleibt Bestand	20	20	461	50
6.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. April 1879 .	25			
	Zugang pro April .	14			
		39			
	Abgang . . .	21			
	Bleibt Bestand	18	18	548	36
7.	**Wandsburg:**				
	Bestand am 1. April 1879 .	9			
	Zugang pro April .	8			
		17			
	Abgang . . .	7			
	Bleibt Bestand	10	10	301	27
	zu übertragen		227	6 640	375
	Uebertrag		227	6 640	375
8.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. April 1879 .	27			
	Zugang pro April .	17			
		44			
	Abgang . . .	15			
	Bleibt Bestand	29	29	802	32
9.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. April 1879 .	24			
	Zugang pro April .	19			
		43			
	Abgang . . .	20			
	Bleibt Bestand	23	23	709	60
10.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. April 1879 .	20			
	Zugang pro April .	17			
		37			
	Abgang . . .	12			
	Bleibt Bestand	25	25	668	35
11.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. April 1879 .	28			
	Zugang pro April .	21			
		49			
	Abgang . . .	29			
	Bleibt Bestand	20	20	781	65
12.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. April 1879 .	41			
	Zugang pro April .	24			
		65			
	Abgang . . .	24			
	Bleibt Bestand	41	41	1 24[illegible]	80
13.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. April 1879 .	44			
	Zugang pro April .	11			
		55			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	39	39	1 265	60
14.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. April 1879 .	28			
	Zugang pro April .	13			
		41			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	25	25	749	42
	zu übertragen		429	12 862	749

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa der am 1. Mai 1879 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro April 1879.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		429	12 862	749
15.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. April 1879	22			
	Zugang pro April	13			
		35			
	Abgang	16			
	Bleibt Bestand	19	19	658	60
16.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. April 1879	15			
	Zugang pro April	14			
		29			
	Abgang	12			
	Bleibt Bestand	17	17	514	41
17.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. April 1879	22			
	Zugang pro April	18			
		40			
	Abgang	27			
	Bleibt Bestand	13	13	569	42
18.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. April 1879	15			
	Zugang pro April	19			
		34			
	Abgang	17			
	Bleibt Bestand	17	17	509	36
19.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. April 1879	5			
	Zugang pro April	6			
		11			
	Abgang	6			
	Bleibt Bestand	5	5	144	12
20.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. April 1879	5			
	Zugang pro April	5			
		10			
	Abgang	4			
	Bleibt Bestand	6	6	153	10
21.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. April 1879	5			
	Zugang pro April	7			
		12			
	Abgang	9			
	Bleibt Bestand	3	3	147	26
22.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. April 1879	2			
	Zugang pro April	2			
		4			
	Abgang	1			
	Bleibt Bestand	3	3	72	10
23.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. April 1879	2			
	Zugang pro April	—			
		2			
	Abgang	1			
	Bleibt Bestand	1	1	40	12
24.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. April 1879	18			
	Zugang pro April	—			
		18			
	Abgang	—			
	Bleibt Bestand	18	18	540	18
25.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. April 1879	21			
	Zugang pro April	24			
		45			
	Abgang	20			
	Bleibt Bestand	25	25	698	30
	zu übertragen		556	16 906	1 046

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa der am 1. Mai 1879 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro April 1879.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		556	16 906	1 046
26.	**Altena:**				
	Bestand am 1. April 1879	17			
	Zugang pro April	6			
		23			
	Abgang	10			
	Bleibt Bestand	3	3	466	38
27.	**Oeynhausen:**				
	Bestand am 1. April 1879	2			
	Zugang pro April	3			
		5			
	Abgang	—			
	Bleibt Bestand	5	5	126	30
28.	**Plochingen** (in Württemberg):				
	Bestand am 1. April 1879	3			
	Zugang pro April	2			
		5			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	2	2	53	38
29.	**Ludwigslust** (in Mecklenburg):				
	Bestand am 1. April 1879	34			
	Zugang pro April	35			
		69			
	Abgang	37			
	Bleibt Bestand	32	32	1 060	36
30.	**Dresden:**				
	Bestand am 1. April 1879	11			
	Zugang pro April	12			
		23			
	Abgang	11			
	Bleibt Bestand	12	12	308	16
31.	**Niederweisel** (in Hessen):				
	Bestand am 1. April 1879	21			
	Zugang pro April	5			
		26			
	Abgang	2			
	Bleibt Bestand	24	24	633	20
	Zusammen		634	19 552	1 224

Der gesammte Abgang an Kranken pro April 1879 beträgt 399, davon sind:

gestorben 29
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 26
geheilt 344
wie vor 399.

32. **Das Krankenhaus zu Beyrut in Syrien** mit 55 Betten.
Bestand am 1. **März** 1879 . . . . . . 51 Kranke.
Zugang pro **März** . . . . 50 „
101 Kranke.

Davon sind:

gestorben 2
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 7
geheilt 38
47 „

Bleibt Bestand am **1. April 1879:** 54 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 3 Europäer, 4 Muhamedaner, 4 Drusen und 39 orientalische Christen.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro März c. beträgt 1723.

Poliklinisch wurden 1019 Personen behandelt.

1. Otto von Transehe-Roseneck, Erbherr auf Neu-Schwanenburg bei Walk in Livland, Rechtsritter seit 1874, † zu Riga 26. April 1879.
2. Bernhard von Pflugk, Königlich Sächsischer Kammerherr und Rittmeister a. D., auf Tiefenau bei Großenhain im Königreich Sachsen, Ehrenritter seit 1873, † zu Dresden 9. Mai 1879.

Der polnische Adel.

(Fortsetzung.)

In der historischen Zeit finden wir folgende Geschlechter bei der Gründung der einzelnen Palatinate vorkommend:

1. Die Topor, welche 1010 in der Person des Grafen Sieciech T. den ersten Palatin von Krakau und mit dem Grafen Zbyluta v. Panigrod den ersten Palatin von Brzesc stellten. Die Jahreszahl der Errichtung des letzten Palatinats ist nicht genau bekannt, doch kommt der Name des Palatins Zbyluta Panigrod indessen schon Ende des 14. Jahrhunderts vor.

2. Die Nalencz, welche in der Person des Grafen Dzierzykray Czlopa um's Jahr 1020 den ersten Palatin von Posen stellten. Dieses erste Haus Nalencz, welches von den Herzogen von Großpolen abstammt, ist nicht mit dem neuen Hause Nalencz zu verwechseln, aus dem eine große Anzahl Familien abstammen, dieses, das viel späteren Ursprungs und ganz anderer Abstammung ist, erhielt denselben Namen, weil sein Wappen eine gewisse Aehnlichkeit mit dem des älteren Hauses hat; die noch blühenden Czlopa Grafen Czarnkow-Czarnkowski sind die einzigen Nachkommen des ersten Hauses Nalencz, das seinen Ursprung auf den Herzog Pepiel zurückführt. (Orbis Polonus de Limon Okolski.)

3. Die Zaremba, denen die ersten Palatine von Kalisch (Graf Janko) 1040 und von Sieracz (Graf Nicolaus) 1210 entstammten.

4. Die Rawicz, die in der Person des Grafen Prandota um das Jahr 1140 den ersten Palatin von Rawa stellten.

5. Die Dembno oder Debno, welche um das Jahr 1163 den ersten Palatin von Mazowien lieferten.

6. Die Leszczyc, aus denen um's Jahr 1400 der erste Palatin von Inowraclaw (Jung-Breslau) Matthäus L. Graf Radolin-Radolinski hervorging. Ihr Stammbaum geht bis auf die ersten Beherrscher Polens, die Lech's, zurück; daher auch der Name Leszczyc, welcher in polnischer Sprache Sohn und Abkömmling der Lech bedeutet. Schon 1020 kommt Derslaw Leszczyc als Feldherr vor und seitdem sind viele Palatine, Castellane, Senatoren und Bischöfe aus diesem berühmten Geschlecht hervorgegangen. Ihrem Geschlecht gehörte der oben erwähnte berühmte Erzbischof von Gnesen an, der 1079 über König Boleslaw den Kühnen wegen Ermordung des Bischofs Stanislaus von Krakau den Kirchenbann aussprach und darauf drei Jahre das Reich regierte. — Zmislaw II. († 1126), des Grafen Zmislaus I. Sohn, war Bischof von Breslau und stiftete das collegium sacerdotum oder große Seminar zu Glogau. — Andreas I., Senator und Castellan zu Kalisch, gehörte zu der ersten Versammlung der Bischöfe, Palatine und Castellane, welche unter König Casimir dem Großen 1190 einen permanenten Senat bildeten. Jarosius I., Senator und Castellan zu Posen, fiel als Befehlshaber der Truppen von Großpolen in der Schlacht bei Liegnitz 1241. Gerhard II., 1300 Bischof von Cujavien, that sich auch als Krieger hervor, indem er aus Cujavien die Deutschordensritter, welche dort mächtig zu werden anfingen, vertrieb. Im Jahre 1315 ging derselbe als Botschafter Polens an den päpstlichen Hof, erlangte vom Papst Johann XXII. eine Nichtigkeitsbulle gegen die vom König Wenzel von Böhmen auf die polnische Krone geltend gemachten Rechte, sowie auch gegen die von dem deutschen Orden auf Cujavien erhobenen Ansprüche; ferner erwirkte er vom päpstlichen Stuhl für die Monarchen Polens die Erlaubniß, sich wieder als Könige krönen zu lassen, eine Berechtigung, welche ihnen wegen der Ermordung des St. Stanislaus bisher versagt worden war. Dieser Gerhard II. starb zu Avignon den 1. November 1323. Seit dem elften Jahrhundert führte der ältere Zweig dieses Geschlechts den Titel als Grafen von Skarszow, und in den Urkunden des Dominikanerklosters zu Kalisz findet sich in den Jahren 1080—1120 Graf Zmislaus I., Palatin von Kalisz als Wohlthäter dieses Klosters genannt, in welchem derselbe auch begraben liegt. Erst zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts nahmen die beiden Söhne des Grafen Macuda von der Herrschaft Radolin den bis jetzt geführten Geschlechtsnamen an. Der ältere dieser Söhne ist der oben erwähnte Matthäus, der nähere Stammvater der heutigen Grafen Radolinski; der jüngere Petrus, mit dem Zunamen Wisch in der Geschichte vorkommend, war Bischof zu Krakau und Posen, Kanzler und päpstlicher Legat, Gesandter Polens am päpstlichen Hof, wie auf dem Concil von Pisa, auch Testamentsvollstrecker der Königin Hedwig und mit ihr Gründer der Akademie zu Krakau. — Ein Zweig dieses Hauses kam mit der ersten Theilung Polens unter preußische Hoheit.

7. Die Prawdzic, welches Geschlecht 1436 in der Person des Grafen Paul Badzanow den ersten Palatin von Belsk stellte.

8. Die Wieniawa, denen um 1437 der erste Palatin von Roth-Rußland Graf Johann Menzyk von Dabrowa entstammte und aus denen auch die Grafen Leszczynski hervorgingen, welche in der Person des Stanislaus I. den polnischen Thron bestiegen, dessen Tochter Marie die Gemahlin König Ludwig XV. von Frankreich wurde.

9. Die Odrowaz, aus denen die Grafen Konski hervorgingen, deren Hause der erste Palatin von Podolien Graf Peter Sprowa 1437 angehörte.

10. Die Srzeniawa; sie stellten den ersten Palatin von Lublin 1478 in der Person des Grafen Dabieslaw Kmita. Demselben Geschlecht entstammen die heutigen Fürsten Lubomirski, deren authentischer Stammbaum sich bis ins elfte Jahrhundert zurückführen läßt; sie erhielten bereits 1598 den 28. Juni die Reichsgrafenwürde, der 1647 am 5. März die Reichsfürstenwürde folgte. Sie haben stets die höchsten Würden in Polen bekleidet.

11. Die Dabrowa, welchem Hause der erste Palatin von Podlachien Graf Nicolas Kiszka 1569 angehörte.

12. Die Czartoryski, die um's Jahr 1570 in der Person des Grafen Alexander C. den ersten Palatin von Volhinien stellten. Es ist dies unzweifelhaft unter den noch blühenden polnischen Geschlechtern das berühmteste und vornehmste Haus, das in directer Linie von Olger, dem vierten Sohne Guedimin's, Großfürsten von Lithauen abstammt. Olger hatte elf Söhne, davon wurde der zweite Dmitry der Stammvater der russischen Fürsten Troubetskoy und der polnischen Fürsten Woronecki; der vierte Korigiell von Tschernigow, der in der Taufe den Namen Constantin-Casimir erhielt und 1390 in der Schlacht bei Wilna fiel, wurde der Ahnherr der heutigen Fürsten Czartoryski; der sechste, Jagellow, vereinigte Polen und Lithauen unter einem Scepter und hat dem ganzen von Guedimin abstammenden Geschlecht den Namen gegeben.

Der Name Czartoryski erglänzt auf allen Seiten der polnischen Geschichte. Ihr herzoglicher Titel wurde bereits 1442 in Polen anerkannt; seit 1623 vereinten sie damit die Reichsfürstenwürde. Wir nennen unter den berühmten Männern dieses Hauses: Michael Friedrich, 1695—1775, Großkanzler von Lithauen, Adam Kasimir, Fürst C. 1731—1823, Starost von Podolien, der nach August III. Tode unter den Mitbewerbern des polnischen Thrones auftrat, aber dem russischen Einflusse weichen mußte. — Adam Fürst C. 1770 — welcher an den Freiheitskämpfen seines Volks 1795 unter Kosciusko und 1830 den lebhaftesten Antheil nahm und der Sache seines Vaterlandes die Hälfte seines Vermögens opferte.

Gleicher Abstammung mit den Czartoryski sind die Fürsten Sanguszko, die in direkter Linie von Lubard, dem sechsten Sohne Guedimin's, also von dem Onkel des Jagello, sich herleiten. Sie stellten in der Person des Grafen Roman Sanguszka 1571 den ersten Palatin von Braczlaw.

13. Die Radziwill. Schon vor der Vereinigung Lithauens mit Polen führten sie den Fürstentitel, 1518 wurde ihnen vom Kaiser Maximilian I. die Reichsfürstenwürde verliehen. Der erste Palatin von Miecislaw 1569 gehörte diesem Hause an. Janus Radziwill Fürst zu Birsen und Dubincka, heirathete Elisabeth Sophia, Tochter des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg. Ein Sohn dieser Ehe Bogislaw R. † 1669, war brandenburgischer Statthalter in Preußen, und seine Tochter Luise Charlotte heirathete 1687 den Markgrafen Ludwig, Sohn des großen Kurfürsten, und nach dessen frühzeitigem Tode den Pfalzgrafen Philipp zu Neuburg. In neuester Zeit traten sie bekanntlich durch die Heirath des Fürsten Anton Radziwill mit der Prinzessin Louise, Tochter des Prinzen Ferdinand, abermals mit dem preußischen Herrscherhause in Verbindung.

14. Die Kalinowski; sie stellten ums Jahr 1635 den ersten Palatin von Czerniechow in der Person des Grafen Martin Kalinowa Kalinowski, von dem die heutigen Grafen Kalinowski abstammen.

Außer diesen Geschlechtern, welche die ersten Palatine gestellt haben, kommen noch folgende in Betracht: Die Sapieha. Sie waren dem jagellonischen Fürstenhause nahe verwandt. Der Name soll zuerst dem Punigaylo gleichsam zum Spott beigelegt worden sein, weil er die bereits allgemein verbreitete griechisch-christliche Religion (σοφια) nicht annahm. Schon dessen Sohn Sunigal † 1420 aber trat mit Jagello zum Christenthum über. Eine bedeutende Stelle in der polnischen Geschichte nimmt Lew S. n. 1557 ein, der unter dem Könige Stephan Bathori tapfer gegen Rußland kämpfte und wesentlich zu der Erhebung des schwedischen Königs Sigismund III., als eines Nachkommen der Jagellonen, auf den polnischen Thron beitrug. Er starb 1633 als Großkronfeldherr. Im achtzehnten Jahrhundert wurde diesem Hause die Reichsfürstenwürde zu Theil.

Die Jablonowski. Es ist dies das in den Annalen Polens berühmte Geschlecht der alten windisch-preußischen Herzoge von Wichhalz. Sie wurden unter Kaiser Leopold I. in der Person des Palatins Alex. Joseph J., Kron-Groß-Fähndrich, 1678 in den Reichsfürstenstand erhoben. Der Sohn des Letzteren Joseph Alex. J., Woiwode von Nowgorod n. 1712 zeichnete sich durch seine Liebe zu den Wissenschaften aus und macht sich auch selber als Schriftsteller durch das Leben von zwölf Kron-Großfeldherren und eine slavische Poetik bekannt. Durch seine Schrift „Vindiciae Lechi et Czechi“ Leipzig 1770, trat er für die historische Existenz des „Lech“ gegen den Historiker Schlözer in die Schranken, welcher Letztere das Dasein desselben in das Reich der Fabeln verwiesen hatte.

Die Oginski, sie gehören zu den ältesten und erlauchtesten Geschlechtern Polens. Aus diesem Geschlecht zeichnete sich Michael Kasimir, Großfeldherr von Lithauen, geb. 1731 aus. Im Frieden ein eifriger Beschützer von Kunst und Wissenschaft, trat er 1771 an die Spitze der Conföderation zur Bekämpfung der russischen Heere. Von ihm rührt der seinen Namen führende Kanal her, welcher durch die Vereinigung zweier Ströme, eine Verbindung zwischen der Ostsee und dem schwarzen Meere eröffnete. Er starb 1803 zu Warschau. — Sein Neffe Michael Kleophas O. Großschatzmeister von Lithauen n. 1765, kämpfte unter Kosciusko als Chef eines Jäger-Regiments. Nach dem unglücklichen Ausgang des Kampfes ging er ins Ausland und erhielt erst 1802 die Erlaubniß zur Rückkehr. Er hat sich als Componist durch seine Polonaisen und als Schriftsteller durch seine Mémoires sur la Pologne et les Polonais depuis 1788—1815 2. vols. Paris 1826, bekannt gemacht.

Die Potocki. Sie haben namentlich in der neueren Zeit eine so große Anzahl bedeutender Männer gestellt, das wir uns hier auf die bloße Nennung der Namen beschränken müssen. 1. Graf Paul P., Kastellan von Kamieniec in Podolien, ein durch Staatsklugheit und Gelehrsamkeit bedeutender Mann des 17. Jahrh. — 2. Graf Anton P., des Vorigen Enkel und Bruder des Theodor P., Erzbischofs von Gnesen und Primas von Polen, ein unter den sächsischen Königen August II. und III. viel genannter Staatsmann. — 3. Graf Stanislaw P., Großkronfeldherr der polnischen Artillerie. Er nahm lebhaften Antheil an den polnischen Unruhen von 1788 und gehörte nach der Aufhebung der alten Staatsform zu den Anhängern der russischen Regierung. — 4. Graf Ignaz P., Vetter des Vorigen n. 1751, † 1809 Großmarschall von Litthauen, verband Vaterlandsliebe mit festem Charakter und nahm an allen Schicksalen Polens thätigen Antheil. — 5. Graf Stanislaw Kostka P., des Vorigen Bruder, nahm weniger Antheil an den politischen Ereignissen Polens, als daß er die geistige Bildung seiner Nation als Präsident der Oberschul- und Erziehungs-Direktion zu heben suchte. Seit 1815 bekleidete er unter Kaiser Alexander den Posten des Cultusministers. — 6. Graf Johann P. 1761 — 1816 einer der ausgezeichnetsten slavischen Geschichtsforscher.

Die Opalinski. Aus welchem Geschlecht die Gemahlin des Königs Stanislaus I. Leszczynski, Catharina O. stammte.

Die Poniatowski, welche ursprünglich ein Zweig des alten italienischen, von den Grafen von Guastalla und Montechiarugolo abstammenden Geschlechts der Torelli sind. Jos. Salinguerra V. n. 1612, flüchtete, seiner Güter von Ranuccio I. Herzog von Parma beraubt, nach Polen, wo er das bereits seinen Voreltern verliehene Indigenat erneuert erhielt; er vertauschte den Namen Torelli mit dem gleichbedeutenden Cziolek und starb 1650. Durch seine Gemahlin, Tochter des Albert Poniatowski und der Anna Leszczynska, hatte er das Lehn Poniatow geerbt, wonach er den Zunamen P. annahm. Sein Enkel Stanislaus zeichnete sich als Parteigänger Karl XII. von Schweden aus, dem er nach der Schlacht bei Pultava in die Türkei folgte. Nach dessen Tode unterwarf er sich August II. und starb als Kastellan von Krakau 1762. Sein Sohn war der letzte König von Polen Stanislaus II. August, 1764 — 1795. † 1798. — Der Neffe des Letzteren, Joseph Anton P. n. 1762 (Sohn des Andreas P., Starosten von Polangen, seit 1756 Reichsfürst) ertrank 1813 bei Leipzig in der Elster.

Die Zamoyski. Aus diesem Geschlecht war der Feldherr und Staatsmann Jan Z. n. 1542 † 1605, der den für Polen so unheilvollen Vorschlag that, daß jeder Adlige, der zur Vertheidigung des Vaterlandes sich stellte, auch an der Königswahl Antheil haben sollte. Er hatte auf die Wahl Heinrich's von Valois und noch mehr auf Erhebung der folgenden Könige Stephan Bathory und Sigismund III. den größten Einfluß. — Andrzej, Graf Z. † 1792, ein glorreicher Vertheidiger der Unabhängigkeit Polens, Großkanzler unter dem letzten Könige.

(Schluß folgt.)

Deutsche Adelssagen.

135. Die Stein zum Altenstein.

Ein entschieden heidnisches Symbol finden wir unter dem fränkischen Adel noch bei dem Geschlechte Stein zum Altenstein. Dasselbe führt drei Hämmer im Schilde, auf dem Helme aber zwei Hörner, welche mit Pfeilen durchschossen sind. Die Familie leitete selbst ihre Abkunft von dem Donnergotte Thôr ab und erwählte im Andenken an seinen Hammer Miölnir jenes Schildeszeichen. Später erklärte man die drei Hämmer durch folgende, noch heut in Unterfranken lebendige Sagen.

Bischof Iring von Würzburg aus dem Geschlechte Reinstein hatte Blutrache gegen die Stein zum Altenstein, — man weiß nicht mehr, aus welchen Gründen. Es gelang ihm, eilf Brüder vom Steine im Jahre 1254 zu fangen; er ließ sie enthaupten; ein zwölfter aber war entkommen. Ritter Herdegen, so hieß er, flüchtete sich nach Wien und fristete sein Leben als Maurer durch seiner Hände Arbeit. Deshalb jenes Wappenzeichen. Später wurden der Familie ihre Stammgüter zurückgegeben. Da vermehrte sich auch ihr Wappen; zu den altheidnischen Hämmern fügte Kaiser Leopold noch ein goldnes Jagdhorn und eine Bracke, weil der Oberjägermeister zu Baireuth, Herr Johann Kasimir von Altenstein, zu seiner ganz besonderen Zufriedenheit des edlen Waidwerks wartete.

136. Die Frau von Stein.

Wir schließen sogleich die Sage des rheinischen Geschlechtes von und zum Stein an, dessen in Trümmer liegende Stammburg sich unweit der Burg Nassau im Lahnthale befindet und welchem Deutschland einen seiner größten Söhne verdankt. Nach der limburgischen Chronik lebte hier einst eine Edle von Stein, eine Wittwe, welche zwei Söhne und vier blühende Töchter besaß. Die letzeren waren glücklich an die vier Ritter von Hatzstein, von Reiffenberg, von Lobenheim und von Allendorf verheirathet. Auch ihre eigenen Söhne trugen den Rittergürtel. Einst hatte sie alle sechs Söhne bei sich zu Tische gehabt; da ward sie des Tages über dies große, unverdiente Glück tiefsinnig, daß sie auf und davon ging und wahrscheinlich ihrem Leben in der Lahn freiwillig ein Ende machte, denn Niemand hat sie wieder gesehen. Von dieser Frau von Stein ist es gekommen, daß noch heut die Großmütter in jener Gegend zu ihren Enkeln sagen, wenn diese ihnen nicht folgen wollen: „Seid still; es ist einmal eine alte Frau weggegangen und ist nicht wieder gekommen!"

Der Kulturhistoriker W. H. Riehl hat in seiner „Familie" darauf aufmerksam gemacht, daß in dieser Sage die Idee eines altheidnischen Opfers sich spiegelt. Wie in der griechischen Mythe die Götter als eine

„neidische" Macht aufgefaßt werden, so auch hier. Das große Glück, welches die Götter gewährt haben, will durch ein Opfer erkauft sein und bedingt ein solches gebieterisch, wenn es nicht zu furchtbarem Unheile sich wenden soll. Deshalb opfert Polykrates sein theuerstes Kleinod; deshalb legt sich die Frau von Stein heroisch das Schwerste auf, was es für eine liebende Mutter giebt; sie scheidet von den geliebten Kindern, auf welche sie so stolz ist, um ihnen dauerndes Glück zu erkaufen. Mit Recht hat Riehl auf den Heldenmuth aufmerksam gemacht, welcher in solchem Thun sich kund giebt.

137. Das Wappen der Truchsesse von Waldburg führt uns aus der mythischen in die geschichtliche Zeit. Ein Glied aus diesem alten schwäbischen Rittergeschlechte begleitete im Jahre 1266 den jungen König Konrad, den letzten der Hohenstaufen, auf seinem unglücklichen Zuge nach Italien. Er sah den geliebten Herrn zu Neapel auf das Schaffot steigen, hörte ihn die Worte ausrufen: „Mutter, welchen Schmerz bereite ich dir!" und empfing aus den Händen des in den Tod Gehenden Ring und Handschuh, um sie als das Vermächtniß des staufischen Hauses an König Peter III. von Arragonien zu bringen. Zum Andenken an die furchtbare Katastrophe des deutschen Kaiserhauses und an die Treue des schwäbischen Truchsesses führte seitdem das Geschlecht der letztern das Wappen des alten Herzogthums Schwaben, die drei schwarzen Löwen im goldenen Felde.

Pflege edler Geselligkeit in Arbeiterkreisen.

Von den verschiedensten Seiten wird daran gemahnt, daß der Schärfe des Socialistengesetzes theilnehmende Fürsorge für den Arbeiter zur Seite zu treten habe, wenn die Verbitterung nicht wachsen, sondern schwinden solle. So erinnerte Jürgen Bona Meyer jüngst in seinem Vortrage „Fichte, Lassalle und Socialismus" in Cöln daran, daß es jetzt an der Zeit sei, „durch ernste Fürsorge für das Wohl des Volkes das Zeitübel in ein dauerndes Gut zu verwandeln, eingedenk des aristotelischen Wortes: der Besitz soll getheilt sein, aber die Einheit der Gesinnung soll den Gebrauch gemeinsam machen." Ebendahin zielt ein trefflicher Artikel: „die Pflichten des Socialistengesetzes" im Octoberheft der Preußischen Jahrbücher. Es ist erfreulich, daß das Eine und Andere „trotz der drückenden Zeitverhältnisse" von Fürsorge für die Arbeiter namhaft gemacht werden kann. Nicht in letzter Linie stehen uns dabei jene Veranstaltungen zur Pflege fröhlicher Geselligkeit der Arbeiter, wie sie von einzelnen Großindustriellen in ihren Etablissements seit lange getroffen sind, wie man aber auch neuerdings versucht, sie dem Arbeiter überhaupt zugänglich zu machen. So hat der Wupperfelder Bürgerverein angefangen, zu einer geselligen Vereinigung am Sonntag Nachmittag die Arbeiter einzuladen. Der Saal des Wuppenfelder Vereinshauses war am letzten Sonntage gefüllt; die plattdeutschen humoristischen Vorträge, die Lieder- und sonstigen Musikvorträge fanden dankbare Aufnahme. So haben die Jünglingsvereine des Wupperthals schon manches fröhliche und schöne Vocal- und Instrumentalconcert gegeben, wobei Handwerker und Fabrikarbeiter die Ausführenden, und Leute aller Stände die Zuhörer waren. — Auch in den Arbeiterkreisen ist der Sinn für das Schöne und Gute lebendig und es bedarf nur einer Befriedigung unter Leitung desselben. Möchten darum aller Orten, wie hier, nicht nur die trüben Quellen (socialdemokratische „Gesang- und Declamationsvereine" und besonders die Tingel-Tangel) sich schließen, sondern auch frische, gesunde „Quickborne" dem Volke eröffnet werden.

Der Berliner Verein für häusliche Gesundheitspflege

hat unlängst eine Generalversammlung abgehalten, auf welcher der Bericht über sein erstes Vereinsjahr mitgetheilt worden ist.

Wenn auch nur über Anfänge und Versuche berichtet werden konnte, so darf der eingeschlagene Weg die Zwecke des Vereins zur Ausführung zu bringen, doch als der richtige bezeichnet werden.

Nachdem in Folge des ersten Aufrufs dem Vereine zahlreiche Mitglieder — an ihrer Spitze Ihre Kaiserlichen und Königlichen Hoheiten der Kronprinz und die Frau Kronprinzessin — beigetreten waren, wurde in der Ackerstr. 133 eine Poliklinik eröffnet, die sehr segensreich wirkt.

Da Frauen und Kinder daselbst vorzugsweise berücksichtigt werden sollen, so wurden außer zwei Aerzten auch zwei durch medicinische Studien vorbereitete Damen mit der Consultation betraut, doch beabsichtigt man nicht, diese Mitwirkung zu einer dauernden zu gestalten.

Am anderen Ende der Stadt, Steinmetzstraße 16, hat der Verein in Anlehnung an einen Volkskindergarten einen zweiten Anknüpfungspunkt gefunden und macht in jenem Stadttheile durch häusliche Besuche in den Familien, durch Vorträge und Besprechungen über Gesundheitspflege in kleineren Kreisen besonders für Mütter und durch Errichtung eines Depots für Stärkungsmittel, Wäsche u. s. w. Propaganda.

Ein literarischer Ausschuß wirkt durch die Presse und öffentliche Vorträge, von denen 4 abgehalten wurden, für die Zwecke des Vereins.

Das nächste Streben des Vereins richtet sich auf die Anlegung von Depots von Hilfsmitteln für Gesundheitspflege.

Die Einnahmen betrugen 8253 M, darunter 1500 M als Zuwendung Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Hoheiten des Kronprinzen und der Kronprinzessin, 4978 M an einmaligen, 1352 M an Jahresbeiträgen; die Ausgaben beziffern sich auf 2219 M.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 28. Mai 1879. **Nr. 22.**

Der polnische Adel.

(Schluß.)

Im Allgemeinen läßt sich noch über die Geschichte des Polnischen Adels bemerken, daß viele, ja die meisten der bis zum 14. Jahrhundert hervorragenden Geschlechter ausgestorben oder heruntergekommen sind. Die berühmtesten von ihnen haben unter den Palatinen Erwähnung gefunden, während die seitdem aufgekommenen größten Geschlechter darauf folgen. Die Bathory, welche keinen Platz darunter fanden, sind nicht Polen, sondern gehören Siebenbürgen an. Die alten großen Branicki sind ausgestorben, die neuen gegenwärtig blühenden sehr reich, aber von neuem Adel. Zu erwähnen wären als in neuerer Zeit besonders angesehen noch: die Wisniowiecki, die Putawski und Tarnowski, endlich die Czetwertinski-Sviatopolk, die Drucki-Lonbecki, die Mirski und die Pouzina, welche alten ehemals souveränen Häusern entstammen, deren Besitzungen in den jetzigen Gouvernements von Minsk und Volhynien lagen. Man pflegt wohl den vornehmen Starostenadel als Piasten zu bezeichnen, was zu der Vermuthung Anlaß geben könnte, als ob es noch Geschlechter gebe, welche ihren Ursprung bis zu dem Herrschergeschlecht der Piasten zurückzuführen vermöchten. So heißt es in der Correspondance inédite du roi Stanislaus et Mme. Géoffrin: Le même jour, et par une convention secrète, Fréderic et Catherine s'engageaient à faire en sorte que l'élection tombât sur un Piaste, et ce Piaste fut Stanislas Poniatowski, Stolnik, grand maître d'hôtel de Lithuanie." Es ist mit dieser Bezeichnung indessen nur ein Collectivname für die polnischen Magnaten im Gegensatz zu einem Prinzen des Auslandes als Kronkandidaten gegeben.

Eine fernere Eigenthümlichkeit des polnischen Adels ist, daß man nicht bei ihm wie anderswo bei gleichen Wappen auf gleiche Abstammung schließen darf. Die Wappen des polnischen Uradels lassen sich auf ca. 30 zurückführen, die im Laufe der Zeit bis zum Jahre 1400 sich durch Ausbreitung und Verzweigungen der Geschlechter auf ca. 200 vermehrten, wobei den ursprünglichen Wappenzeichen Beizeichen oder Abänderungen gegeben wurden. Bis dahin führten also alle zu einem und demselben Wappenstamme gehörigen Familien als Geschlechtsnamen nur den Namen jenes Wappens, welches sie führten. Erst in späterer Zeit bildeten sich die erblichen Geschlechtsnamen meistens nach den Besitztiteln aus, wobei man aber, um bei den häufig wiederkehrenden Orts- und Gutsnamen Verwechselungen zu verhüten, den Wappen- stets den erblichen Geschlechtsnamen hinzufügte. Als in der Folge zu diesem alten Adel der Briefadel hinzukam, so wurde dem Neugeadelten keineswegs wie in andern Ländern ein Wappen ertheilt, sondern derselbe durch königliches Decret einfach in eine der vorhandenen Wappengenossenschaften aufgenommen. Herr Premier-Lieutenant Max Gritzner hat sich mit vielem Fleiße der Mühe unterzogen, die Abbildung sämmtlicher vorhandenen polnischen Wappen im Herold herauszugeben und denselben eine erläuternde Einleitung hinzuzufügen, welches Unternehmen bei der Kostbarkeit und Seltenheit der polnischen Wappenwerke von Okolski, Paprocki und Niesiecki um so verdienstlicher genannt werden darf. Bei der Betrachtung dieser Wappentafeln fällt uns sofort das Vorherrschen der Chiffren, Zeichen oder Marken auf, woraus sich mit einiger Sicherheit schließen läßt, daß ursprünglich diese Wappenbilder nichts Anderes waren, als eine Art von Kennzeichen, die ein Eigenthümer seinem beweglichen Eigenthum, sei es Fahrniß, Vieh oder dergl., aufzudrücken, einzubrennen, einzuschneiden pflegte und welches Kennzeichen, anfangs persönlich, später zur Hausmarke wurde. Diese Hausmarken, deren Gebrauch in manchen Gegenden noch heutzutage nicht aufgehört hat, sind nun bei einem oder anderm Geschlecht auch bei uns in die Wappen übergegangen d. h. Wappenfiguren geworden (namentlich bei den Familien, die aus dem Handelsstande hervorgingen, wo sie ursprünglich Handelszeichen waren), während sie in den Wappen des polnischen Adels so vorherrschen, daß sie den Charakter der polnischen Heraldik bedingen. Von einer Blasonirung kann bei diesen Wappenzeichen eigentlich selten die Rede sein. Ihre äußere Form hat

so wenig bestimmte Aehnlichkeit mit einer andern künstlichen Figur, daß wir, wenn wir auch für den ersten Augenblick glauben, z. B. einen Pfeil oder eine Gabel, einen Buchstaben zu sehen, wir dennoch bei genauer Betrachtung uns überzeugen, daß wir weder das eine noch das andere wirklich vor uns haben. Der polnische Adel weiß sich bei dem Mangel eines präzisirten Blasonirungssystems, welches für die Markenwappen noch besonders konstruirt werden müßte, dadurch zu helfen, daß er die Bilder der Wappen einfach mit dem Namen desselben bezeichnet, weil dort Jeder die betreffenden Bilder täglich vor Augen hat. Die Grundformen der Stammwappen als bekannt vorausgesetzt, werden die Varianten einfach nach ihren Abweichungen genannt.

Man hat aus dem Typus der polnischen Wappen, der sich im Allgemeinen dem der Haus- und Hofmarken anschließt, die Meinung aufgeworfen, als sei die Mehrzahl des polnischen Adels aus dem Bauernstande hervorgegangen, dies ist indessen, was den Uradel anbetrifft, durchaus nicht der Fall, welcher letztere dem übrigen Hohen europäischen Adel in keiner Weise an Alter und Ruhm nachsteht, vielmehr ist der Marken-Charakter der polnischen Heraldik darauf hin zurückzuführen, daß sie sich eigenartig und fern von fremden Einflüssen entwickelt hat. In Dichtern und Rechtsurkunden vom 9. bis 12. Jahrhundert finden wir vielfach unter dem Ausdruck Hantgemal persönliche Marken erwähnt, die als Bezeichnung des freien Gutes eines Vollfreien nach germanischem Recht, auch des Herrenhofes, des Stammgutes oder des Familiengutes gebraucht wurden. Dieses Institut des Hantgemals erstreckte sich indessen, so weit deutsche Rechtsquellen darüber Aufschluß geben, vor dem 12. Jahrhundert nur auf Personen höheren Standes. Während nun in Deutschland im 13. Jahrhundert bei dem Adel unter dem Einfluß der Kreuzzüge nach dem Vorgange der Völker des Westens sich die heutige Heraldik entwickelte, das Hantgemal aber verloren ging und nur in dem zur allgemeinen Sitte gewordenen Institut der Hausmarken fortlebte, bestand in Polen der Gebrauch der persönlichen Zeichen bei den Edlen fort und ging allmälig, als durch Berührung mit den westlichen Nachbarn auch bei ihnen eigentliche Wappen aufkamen, in die Heraldik über. In dem Fernbleiben von den Kreuzzügen begründen wir also den eigenthümlichen Charakter der polnischen Heraldik, die nach unserem Dafürhalten aus den persönlichen Zeichen oder Marken der Edlen, nicht aber aus den Hausmarken der Bauern, welche letztere sie erst von dem Adel adoptirten, hervorgegangen ist. Es ist immerhin möglich, daß einzelne Polen hin und wieder sich an den Kreuzzügen betheiligt haben, en masse hat diese Betheiligung sicher nicht stattgefunden, da Polen in jenen Zeiten hinreichend für Aufrechthaltung des Kreuzes nach verschiedenen Seiten zu kämpfen hatte. Die einzige Betheiligung finde ich bei Martin Bielski erwähnt, der berichtet, daß während des zweiten Kreuzzuges der dritte Bruder des Boleslaus crispus, Henricus, gen Jerusalem gewandert sei und sich dort im Kampfe gegen die Saracenen Ruhm erworben, daß er nach Polen zurückgekehrt, die Pfarrkirche zu Zagosc an der Nida gestiftet und Rittermönche daselbst eingeführt habe, welche man Templorii nannte. Ferner sagt er, daß Andere erwähnen, wie ein reicher Edelmann Jaxa, des Wappens „Gryf" mit Henricus nach Jerusalem gezogen sei und zurückgekehrt ein Kloster für ritterliche Mönche „Gottesgrabritter" in Miechow angelegt, welchem Gedeon, Bischof von Krakau (Wappen Gryf) den Zehnten verschrieben habe.

Nach zwölf Jahrhunderten des Bestandes erlosch die Macht Polens plötzlich, wenn sie gleich seit langer Zeit durch die Verwirrung seiner inneren Zustände gelähmt war. Damit ging auch die politische Bedeutung des Adels verloren. Wohl blieb nach der ersten Theilung noch ein Senat bestehen, auch gab es noch ferner Palatine und Castellane; aber die Palatinate und Castellanien, worin sie mit fast unbeschränkter Souveränität geherrscht, waren verschwunden. Pairs ohne Pairie glichen sie nur noch Schatten, die zwar dieselben Namen trugen, sonst aber in nichts an ihre mächtigen Vorgänger, jene stolzen und gefürchteten Palatine des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts erinnerten. An Stelle eines politischen Körpers sank der Senat zu einem einfachen Gerichtshof unter der russischen Herrschaft herab. Die dem unglücklichen Lande durch die Verträge von 1815 gesicherte Selbstständigkeit war nur eine scheinbare und darum auf die Dauer unhaltbare. Müde einer solchen Existenz, die zwischen Tod und Leben dahin siecht, machte Polen bekanntlich 1830 einen Befreiungsversuch, der bei der Uebermacht seiner Feinde unglücklich ausfallen mußte; ein späterer Versuch war nicht erfolgreicher. Aber ging auch das politische Leben Polens für immer unter, die Geschichte sichert dem unglücklichen Lande die Unsterblichkeit; gerecht und unparteiisch hat sie neben den politischen Fehlgriffen, die seinen Untergang herbeiführten, auch die glorreichsten Heldenthaten auf ihren Blättern verzeichnet.

Geschichte des Kirchspiels Brotzen und der umliegenden Gegend. Ein Beitrag zur Geschichte des Templer- und Johanniter-Ordens, von Gustav Brümmer auf Brotzen B., so lautet die Ueberschrift einer verdienstvollen Arbeit, welche der genannte Herr Verfasser im 2. Hefte der „Zeitschrift des historischen Vereins für den Regierungs-Bezirk Marienwerder" veröffentlicht hat und der wir mit gütiger Genehmigung desselben das Nachstehende entnehmen:

Vorgeschichte und die vorübergehende Herrschaft der Templer.

Wenige Merkmale nur deuten auf das Volk, welches zuerst die Küstenländer an der Ostsee bewohnte, und wir können daher nicht entscheiden, ob dies in der That die alten Burgunden waren, wie man behauptet.

Als nun in der Völkerwanderung jene Ureinwohner fortgezogen waren, setzte sich in diesen Gegenden die große Familie der slavischen Völker fest. Der Stamm, welcher seine Wohnsitze südlich von der Netze aufschlug, nannte sich Feldbewohner — Polen — zum Unterschiede von den nördlich davon sitzenden Küstenbewohnern — Pommern. Westlich von diesen finden wir die Wenden, ein Volk, welches noch lange nomadenartig unter einem tragbaren Gezelt lebte, während die Polen schon bald eine große Neigung zeigten, sich in rund zusammengebauten Dörfern anzusiedeln. Ihren Sitten folgten die in enger Beziehung mit ihnen stehenden Pommern, welche ihre Götzen nicht in heiligen Hainen, sondern in Burgen aufstellten. Diese waren den unvollkommenen Waffen des Volkes gegenüber auch recht einfach erbaut. Die Reste von der Burg des Weißen Gottes (Bialy bóg) bei Belgard erkennen wir noch in einem hohen Erdhügel, welcher mitten in dem weiten Wiesenthale aufgeworfen und in einiger Entfernung von dem Persante-Fluß mit einem Nebenbache umflossen ist. Die Seiten des Walles waren aber von Feldsteinen steil aufgebaut und vielleicht auch mit hölzerner Brustwehr auf dem Kamme versehen, welche gegen die Pfeile des Feindes genügenden Schutz bot und die Wohngebäude in der Mitte umschloß. Noch fester durch ihre Lage war die Burg des Schwarzen Gottes (Czarny bóg) in Czarnikau. Beide Vesten waren gleichzeitig die Sitze der höchsten Fürsten.

Doch auch die einzelnen Stammeshäupter besaßen ihre kleinen Burgen. Wir finden deren Reste hier noch vielfach in alten Wällen wieder, welche vorzugsweise an den Ufern und auf Inseln von Landseeen liegen, denn Wasser und Sumpf waren die Hauptmittel, welche das Flachland für die Unzugänglichkeit eines Ortes darbot. So vermuthet man auch in dem sogenannten Schloßberge des Tempelburger Stadtwaldes eine solche Burgstätte. Und in der Gründungsurkunde der Stadt Krone vom Jahre 1303 sind sogar die Trümmer zweier Schlösser noch namentlich benannt: „locus castri qui dicitur Doberitz (Debris)“ und „locus castri qui vocatur Raddun.“

Die urbs regia der Pommern war Belgard, und in Czarnikau und Filehne besaßen sie ein Paar starke Festungen gegen ihre Zwingherren, die Polen. Nach diesen Orten führte von der Hauptstadt eine große Heerstraße, welche wir noch verfolgen können, denn sie war in bestimmten Entfernungen durch große Volksburgen befestigt.

Eine solche alte Slavenburg finden wir zuerst auf einem mit Sumpf umgebenen Berge im Polziner Stadtwalde, deren Reste von hohen Erdwällen mit rohem Feldsteingemäuer ohne Spuren von Ziegelsteinen lebhaft an die sogenannte Hertha-Burg auf Rügen erinnern, und, wie diese, unbedingt aus heidnischen Zeiten herstammen. — Einen kleinen Tagesmarsch südlich davon lag eine zweite Burg bei Draheim auf einer in den Dratzigsee hineinragenden, steilabfallenden Landzunge, welche wegen ihrer Wälle heute fälschlich die Schwedenschanze genannt wird. Sie beherrschte die wichtige schmale Landenge zwischen dem Dratzig- und Sareben-See. — Abermals in gleicher Entfernung finden wir die Reste der alten Burg Bitom, deren Wälle auf einem durch Moorgrund vollständig abgeschnittenen Werder des Groß Böthin-Sees, noch jetzt der Schloßberg genannt werden.

Die drei Punkte liegen in einer geraden Linie, deren eine Verlängerung auf Belgard, die andere auf die Mitte zwischen Filehne und Czarnikau deutet.

Wenn sie uns aber die große Heerstraße der alten Pommern bezeichnen, so beweist ein Blick auf die Karte, daß der Weg auf der Strecke von Draheim nach Bitom die Ebene des heutigen Brotzen durchschneiden mußte, wofür ohnehin die bereits seit dem 14. Jahrhundert als vadum Arenarum uns bezeichnete Fuhrt durch den Ziegenbach zeugt.

Diese Straße war als Durchbruch des dichten Waldgürtels um die Pommersche Küste von ganz besonderer Wichtigkeit, und diente zur Vermittelung des lebhaften Handels von Kolberg mit dem inneren Polen. Denn vor Eröffnung der Salzlager in dem Salzlande Halicz (Galizien) — 1253 — wurde dies nothwendige Gewürz, welches schon früher die Salzkothen von Kolberg in ausreichendem Maße lieferten, bis tief in das Land hinein verführt. Hierzu kam dann auch bald der Handel mit gesalzenen Fischen, namentlich dem beim Polnischen Bauer außerordentlich beliebten Häring.

Die Pommern waren den Polen tributpflichtig. Als aber Miesko, der Herzog der Letzteren, dem Deutschen Kaiser Otto I. den Lehnseid leistete (965) und mit Stiftung des Bisthums Posen das Christenthum einführte, sagten die Pommern sich los und führten nun 150 Jahre lang einen erbitterten Krieg zur Vertheidigung ihrer Götzen.

Die ersten Heereszüge nach Pommern machte Miesko's Sohn, Herzog Boleslao I. Chobry (1000). Aber erst sein späterer Nachkomme Boleslao Crziwusti (Schiefmund) erreicht die völlige Unterwerfung. Derselbe erobert 1107 die Festungen Filehne und Czarnikau, und sein Feldherr Skarbimir erstürmte über den vom Frost gangbar gemachten Sumpf Schloß Bitom. Die Pommern ziehen sich unter ihrem Anführer Gnewomir, dem Bruder des Herzogs in Belgard, zurück, und mit ihnen wälzt sich die Kriegsfurie durch unsere Gegenden, denn die Polen setzen ihnen nach, stürmen Belgard und Kolberg und nehmen Gnewomir gefangen. Dieser läßt sich nun taufen, fällt jedoch, sobald er sich wieder im Besitze seines Gebietes an der Netze sieht, abermals ab, und die Polen müssen Filehne noch einmal nehmen. Gnewomir wird hingerichtet im Jahre 1108.

Hiermit war die völlige Unterwerfung unserer Landschaft unter polnische Herrschaft vollbracht. Das Centrum des Landes setzte dagegen den Widerstand noch fort und machte sich, als es wirklich im Jahre 1120 momentan unterworfen war, alsbald wieder frei.

Es läßt sich denken, daß nach solchen Kämpfen die Gegend fast ganz verlassen und verwüstet war. Wenn wir daher in den alten Schriftstücken aus damaliger Zeit die Bezeichnung deserta Deborczyn finden, so dürfen wir sie wohl in erster Linie auf die Ufer des Döberitz-Flusses (Doberitze, Debris, Dobreczyce) beziehen. Doch ist möglicher Weise auch der ganze Landstrich nördlich von der Netze darunter zu verstehen, da dieser Fluß in der alten König'schen Handschrift der Königlichen Bibliothek in Berlin ausdrücklich bei Uscz zu jener Zeit Dobriza genannt wird.

Das Land, welches zur Zeit der Ureinwohner auf manchem Landsee schon ein künstlich erbautes, reich bevölkertes Pfahldorf gesehen, dann nach Einwanderung der Slaven widergehallt hatte von dem Treiben beim Bau ihrer zahlreichen Burgen, das war jetzt durch ihr Kriegsgetümmel in die äußerste Verödung versunken, so daß es nur wenigen Menschen, die familienweise herumzogen, zum Schauplatz ihrer Thätigkeit diente.

Die Beute der Jagd lockte hier nicht mehr. Es kostete Mühe, vom Ertrage des Bogens und Speeres zu leben. Da half denn der Fischreichthum der vielen Landseeen aus, und in der That entstehen auch die ersten Ansiedelungen wieder an den Ufern der größeren Gewässer, welche gemeinschaftlich ausgebeutet werden. Dagegen bilden die kleineren Seeen durch ausschließliche Ausübung der Fischerei darauf Seitens Einzelner das erste Privateigenthum.

So schlummerte die Landschaft über hundert Jahre in der Ruhe der Erschöpfung, ohne Nutzen für ein staatliches Gemeinwesen — todt für die Geschichte. Denn wenn von einer Seite behauptet wird, daß im Jahre 1124 Bischof Otto von Bamberg, der Apostel der Pommern, auf seiner Bekehrungsreise von Gnesen über Uscz nach Pyritz den Weg hier durch genommen habe, so geht die bezeichnete Richtung doch nur durch eine kleine Spitze vom Süden des Croner Kreises. Das einzige Licht über die Gegend kommt uns dann erst aus den verschiedenen Schenkungs-Urkunden, welche die Archive aufbewahrt haben.

Nachdem nämlich die Begeisterung für die Kreuzzüge erkaltet war, fanden die hohen Herren es bequemer, ihre Frömmigkeit dadurch zu beweisen, daß sie den Stiftungen der Kirche große Strecken Landes schenkten, wobei sie den ausdrücklichen Zusatz: pro salute animae selten zu vergessen pflegten. Man machte dabei gegenseitig ein gutes Geschäft. Denn die Kirche war am Besten im Stande, arbeitsame Einwanderer herbeizuziehen, welche mit sich die Kultur in die öden Strecken brachten, und die geistlichen Ritterorden waren stets bereit und wohl befähigt, das Erworbene auch gegen habsüchtige Nachbarn mit dem Schwerte zu vertheidigen.

Wie es nun ein polnischer Herzog, Conrad von Masovien war, welcher dem Deutschen Orden ein namhaftes Gebiet in dem Kulmer Lande übergab (1228) und dadurch den Grund zu dessen nachmaligem Glanze legte, ebenso rief auch Herzog Wladyslaw Odonitz von Polen († 1239) die deutschen Ritter nach der Wüste an der Döberitz, indem er ihnen 500 Hufen um den „See Hisbitsma und die Pilawe" schenkte. Dies ist das Gebiet um die Kleine Pilow bei Krone und um den Böthin-See, aus welchem sie herausfließt (Byt bedeutet „Schloß", womit Bitom gemeint ist, darum auch der Name Bythin-See).

Die Ritter vom Tempelorden traten in unserer Gegend schon im Jahre 1249 den Besitz der Villa Cron an, welche ihnen von der Familie der Comites de Lank geschenkt wurde, welche Schenkung der Herzog Premisl von Polen bestätigte. Doch sind die näheren Verhältnisse dieses Templergebietes sehr in Dunkel gehüllt. Wir finden zwar noch im Jahre 1291 eine Curie des Ordens in Crona*), doch späterhin dieses Dorf nicht mehr in seinem Besitz. Mit ihm ist auch das anno 1251 vom Bischof bestätigte Vitankouo — Wittkow bei Deutsch Krone — verloren gegangen.

Es scheint jene Schenkung daher nur insofern von Folgen für das Land gewesen zu sein, als sie den Ausgangspunkt für neue Erwerbungen des Templer-Ordens bildete. Denn wir wissen, daß derselbe fast gleichzeitig im Norden von Krone zwei zusammengrenzende Bezirke erwarb und sich dadurch ein abgerundetes Gebiet schuf.

Es ward ihm nämlich vom Kloster Stolp an der Peene die halbe Wüste in der Landschaft Kreyne als Ersatz für erlittene Beschädigungen abgetreten (zwischen 1278 bis 1288). Der Name Kreyne oder Kraina, auch Crayen geschrieben, aus welchem Manche Krone herleiten, soll auf Polnisch Grenzland bedeuten, und erstreckte sich die qu. Landschaft von der großen Pilow ab nach Westen über die Ebene an der Döberitz bis an die Grenze mit der Neumark und Pommern, welche hier im 13. Jahrhundert allerdings häufig wechselte. Der Tempelorden bekam freilich nur einen schmalen Strich, hauptsächlich am rechten Ufer des Döberitzbaches, unfern seines Ursprunges belegen, wo noch später Ordensgüter bestanden, und dessen nördlichsten Theil eben das heutige Brotzen bildete.

Die Bedeutung dieses Districtes lag eigentlich nur darin, daß er die Verbindung zwischen den andern Gliedern vermittelte.

Dagegen war der zweite Erwerb auch an sich werthvoll, indem Herzog Primislaus II. von Kalisz (1280 oder 1286) den Rittern das Gebiet um die obere Drage und zwischen Drazig- und Pielberg-See übereignete**).

Auf diese strategisch sehr günstig gelegene Besitzung legte der Orden das größte Gewicht. Darum erbaute er auch in derselben auf einer Anhöhe zwischen dem Drazig- und Czaplin-See sein Schloß in Holzfachwerk und nannte es domus Tempelborch. Die kleine Niederlassung am Fuße des Schlosses behielt aber ihren Namen von demjenigen des Sees, und heißt sogar die später

*) Riedel, Cod. diplom 24 I. p. 7.

**) Siehe Beckmann, Beschreibung des Ritterlichen Johanniter-Ordens 1726, Anhang pag. 49.

daraus entstandene Stadt Tempelburg noch im 18. Jahrhundert in einigen Urkunden Czaplinez.

Das Land am Drazig ward aber nunmehr Land Tempelburg genannt. Wir ersehen dies aus einer Urkunde, welche der Orden dem alsbald an die Zehntabgabe mahnenden Bischof von Posen ausstellte, indem er diesem versprach, daß von jedem Dorfe, sobald es 12 Jahre bestanden habe, ein Solidus in brandenburgischem Gelde für den Morgen an das Capitel gezahlt werden solle. Für den District von Krona und das Land an der Döberitz bestand die Abgabe wahrscheinlich bereits, denn ein Bruder, Albert Niger von der Kurie in Krona hat das Schriftstück mit unterschrieben und untersiegelt. *)

Diese Verhandlung datirt vom Jahre 1291, und erstreckte sich damals also das Gebiet des Tempelordens hier von der nördlichsten Spitze des Drazig-Sees an den Döberitz-Fluß hinab, und zwar an dessen rechtem Ufer, und umgab noch die Seeen bei Krone im Süden in beträchtlicher Breite. Es ist indessen bereits oben gesagt — daß der ganze Süden dieser Besitzung alsbald wieder dem Orden verloren ging, so daß seine Herrschaft sich dort nur bis zur kleinen Pilow erstreckte. Bei welcher Gelegenheit dieser Verlust entstanden ist, wissen wir nicht, doch ward er jedenfalls durch den Herzog von Polen herbeigeführt. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir den Orden nunmehr dem Lehnsherrn feindlich gegenübertreten sehen.

Nach der Ermordung des Herzogs Przemislaus brach in Polen der Bürgerkrieg aus. Der Tempelorden besaß in diesem Lande nur einen District an der äußersten Grenze des Reiches, die Hauptgüter des Ordens lagen aber in der Mark, unter der Oberhoheit von Brandenburg. Sie begaben sich daher auch für Tempelburg ohne Bedenken in den Schutz der Markgrafen, und veranlaßten diese dadurch, das ganze Land bis an die Netze den Polen zu entreißen und in Besitz zu nehmen, um das Jahr 1296.

So kam also auch der Döberitz-District unter Brandenburgische Herrschaft, welche für die Gegend aufs Segensreichste wirkte. Ihr verdankt diese schon in der nächsten Zeit die Gründung mehrerer Städte in unserer Nachbarschaft. Im Jahre 1297 wurde Dramburg — Drawensburg an der Drawa — gegründet, und anno 1303 erhielten Arnskrone und Kalies (nova Kalisz) vom Markgrafen das Privilegium als Stadt. Seinem Beispiele folgten die Wedel's in ihren großen Besitzungen, indem sie anno 1314 an Märkisch Friedland und später auch Tütz und Falkenburg das Privilegium gaben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Riedel, Cod. diplom I. 24 pag. 7.

Deutsche Adelssagen.

138. Die Sage des Reußischen Hauses.

Von dem berühmten Herrengeschlechte des Voigtlandes findet sich bei alten Schriftstellern folgende Sage.

Als Kaiser Friedrich II. mit König Andreas von Ungarn und vielen andern Fürsten im Jahre 1228 seinen Kreuzzug gegen die Sarazenen unternahm, ist auch Landgraf Ludwig IV., der Gemahl der heiligen Elisabeth, mit einem Herrn von Plauen oder Gera, dessen Name nicht bekannt ist, zu Schiffe gestiegen. Aber noch im Hafen von Brundisium starb der fromme Landgraf. Während nun ein Theil seiner Mannen die Leiche zur stillen Ruhestätte im Kloster Reinhardsbrunn zurück geleitete, zog ein anderer unter jenem Voigte von Plauen nach dem heiligen Lande. Vor Accon aber wurde der Ritter sammt einem Grafen von Gleichen gefangen und als Sklave in eine ferne Gegend gesandt. Wie der Graf von Gleichen befreit worden ist, erzählt die bekannte thüringische Sage; der Plauener aber ward von einem russischen Kaufmanne aus der Gefangenschaft losgekauft. Er folgte seinem Herrn nach Reußenland und ergriff in dessen Aufgebote die Waffen, als im Jahre 1232 der furchtbare Einfall der Tartaren erfolgte. Mit gewaltiger Tapferkeit stritt er gegen die Heiden, und obwohl er in ihre Gewalt gerieth, ward er nicht getödtet, sondern als Diener zu einem ihrer Anführer, mit Namen Hokkota, gebracht, weil auch die wilden Horden solchen Mannesmuth ehrten. So zog er mit Hokkota nach Schlesien. In der blutigen Schlacht auf der Wahlstatt fand er Gelegenheit, zu entfliehen; er begab sich, noch in seiner tartarischen Tracht, zu Kaiser Friedrich II. An dessen Hofe zeichnete er sich durch seine ritterliche Geschicklichkeit im Turnieren, Ringen und Springen aus. An des Kaisers Hofe aber ward ihm der Beiname „der lange Reuße," weil er von hoher Gestalt war und zum Andenken noch die fremdartige Tracht beibehielt; schließlich nannte er selbst sich so und vererbte als wiedereingesetzter Herr von Gera diesen Beinamen auf alle seine Nachkommen.

Sehr unverständlich wird von der Sage die Thatsache erklärt, daß die Herren von Gera stets nur den einen Vornamen Heinrich führen. Es ist dies eben nur eine Geschlechtssitte, der alte Peccenstein aber berichtet, daß einst ein Betrüger statt eines im heiligen Lande erschlagenen Reuß die Herrschaft im Voigtlande geführt habe, begünstigt dadurch, daß er dem erschlagenen Herrn von Plauen völlig ähnlich gewesen ist. Als er, — unbekannt wie, — entlarvt war, hätten die Geschlechtsverwandten gelobt, nur den Namen „Heinrich" zu führen; zu welchem Zwecke aber, ist nicht ersichtlich.

139. Der Name derer von Rechenberg geht in seinem Ursprunge nach der Sage ebenfalls auf die eben erwähnte Tartarenschlacht von Liegnitz zurück. Als Herzog Heinrich der Fromme von Schlesien in dem Kampfe bemerkte, wie die Streiter des Kreuzes aus einer vortheilhaften Stellung auf einer Anhöhe durch die Feinde verdrängt wurden, sprach er zu Herrn Hans von Haugkwitz, der neben ihm hielt: „Geh' Hans, und räche den Berg!" das hat denn auch der Ritter gethan; zum Gedächtniß aber hat er den Namen Rechenberg angenommen. Daher kommt es, daß dieses Geschlecht

gleich den Haugkwitzen den Widderkopf, aber ohne Krone führt. Es haben aber die Herren von Haugkwitz in Sachsen im rothen Schilde einen schwarzen, vorwärts sehenden Widderkopf mit gelben Hörnern und gelber Krone; die von Haugkwitz in Schlesien und die von Rechenberg einen nach der Seite liegenden Widderkopf ohne Krone, die von Haugkwitz in Sachsen auf dem Helme den gekrönten Widderkopf mit Hals und Brust aber ohne Beine und auf dem Kopfe einen roth und weiß abgetheilten Federbusch, die schlesischen Haugkwitz und die Rechenberg den Widder mit Hals, Brust, und den zum Sprunge aufgerichteten Beinen, doch ohne Krone und Busch.

140. Von den Herren von Haugkwitz selbst, von denen wir schon eine Sage anführten, haben wir hier noch nachzutragen, daß in der Tartorenschlacht nur zwei Männer des Geschlechts überblieben, von denen der eine den alten Namen „Hugos Licht," denn dos bedeutet „Haugkwitz" nach der Sage, fortführte der andere, wie eben erzählt, dos Geschlecht von Rechenberg begründete. Der Widder aber im Wappenschilde des Hauses der Haugkwitz selbst wird ouf folgende Begebenheit zurückgeführt:

Als in Deutschland noch das Heidenthum herrschte, ist unter einem markomannischen Könige einem im Kriege wohl geübten Ritter (!) dieses Geschlechts ein wohlbefestigtes Schloß zur Vertheidigung gegen jeden feindlichen Angriff übergeben worden. Nachgehends ist diese Veste auf's Wüthendste bestürmt worden. Der Ritter leistete heldenmüthigen Widerstand, aber auch die Feinde wichen nicht, so daß er lange Zeit eingeschlossen blieb. Als es nun mit den Belogerten fast schon zum Aeußersten gekommen war, suchte er sie wacker zu trösten und zum Ausharren zu ermuntern; seine Krieger aber waren so entmuthigt, daß er allstündlich Verrath befürchten mußte. Da ließ der treue Feldherr den einzigen Widder, der noch übrig war, schlachten und hieß die Knechte mit dessen Blute alte Ochsenhäute röthen; dann befahl er, diese Häute auf der Veste auszuhängen, doch so, daß die Feinde dieselben bemerken könnten. Als nun die Belagerer die blutigen Felle erblickten, verzweifelten sie daran, die Feinde aushungern zu können, welche noch solch' einen Vorrath an Schlochtvieh besäßen, und hoben die Belagerung auf. Bald darauf erschien der Herr des klugen Heerführers vor der geängsteten Burg, die er lange verloren glaubte, und belohnte seinen tapfern und klugen Mann mit Wappen und Namen. Nach spätester Deutung oder oielmehr Erfindung endlich soll Hugo, der Ahnherr der Haugkwitze, einer der Heerführer des großen Karl gewesen sein, „dem dieser wegen seiner in dem Kriege gegen die Sachsen bewiesenen Tapferkeit und Umsicht den Beinamen Witz (sic) und den Widderkopf in's Wappen gegeben habe." Eine solche Art der Ethymologie war zu gewissen Zeiten nur zu beliebt!

141. Die Edlen oon Schönberg in Sachsen sind nach der Geschlechtssage weit gewandert. Die letztere lautet:

In Calabrien, nahe am Meere, liegt eine kleine Stadt, oon einem Bergschlosse überragt, Belmonte mit Namen. Dahin kam im grauesten Alterthume, nämlich zur Zeit des römischen Königs Tarquinius Priscus um 600 v. Chr. G., mit den ersten rhätischen Einwanderern eine Familie, welche sich zu hohen Ehren erhob. In der Folgezeit sollen diese Herren von Belmonte wieder in ihr ursprüngliches Vaterland Graubündten nach der Gegend von Chur zurückgegangen sein und dort die alte Geschlechtsbezeichnung in das deutsche „Schönberg" übersetzt haben. Sie befanden sich im Jahre 775 unter den Fürsten und Herren, mit welchen Karl der Große die sächsische Veste Brunsberg eroberte und mit denen er Gott zu Dank und Ehren ein Benedictinerkloster in der Nähe stiftete. Später wanderten sie nach Hessen; dort erinnert an den Ufern der Diemel noch die in Trümmern liegende Burg Schönenberg an sie. Auch am Rheinstrome und in vielen andern Gegenden, Böhmen Schlesien, Sachsen, findet man die Spuren ihrer Ansiedelungen. Warum aber ihr Wappenthier, der Löwe in silbernem Felde, holb roth, halb grün ist, erklärt die Sage also: Ein Ritter aus diesem Geschlechte, welcher das Kreuz genommen hatte, soll im heiligen Lande an dem Ufer eines Flusses, welcher sehr schilfig und morastig war, von seinen Feinden überfallen worden sein; aber nicht allein sie überwand der tapfere Mann, sondern auch einen Löwen, welchen sie gegen ihn zum Kampfe ausgeschickt hatten und der während des Streites in den Sumpf gerothen war, deshalb also zur Hälfte mit sogenannten Meerlinsen von grüner Farbe bedeckt war! Sowohl die Wandersage, wie die Wappendeutung stammen augenscheinlich aus sehr später Zeit; unwillkürlich erregt das Unglück des Löwen ein Lächeln.

Die deutsche Pensionsanstalt für Lehrerinnen und Erzieherinnen,

vor 3 Jahren gegründet, umschließt außer dem preußischen Stoote bereits 11 andere deutsche Staaten und erstreckt sich bis England und Oesterreich.

Die Zahl der Mitglieder betrug beim Abschluß des Jahresberichts 815, von denen 605 auf Preußen (175 auf Provinz Brandenburg) kommen.

Die Höhe der oersicherten Gesammtpensionen betrug 254,350 Mk., die Höhe der Pensionen für die einzelnen Mitglieder schwankt zwischen 100 und 1500 Mk.; letzteren Satz hat nur 1 Mitglied in Anspruch genommen.

Das Vereinsvermögen beträgt 399,600 Mk. Davon kommen auf den Fonds zur Ermäßigung der Prämien 97,000 Mk. Die ersten Pensionen gelangen zur Auszahlung am 1. October 1880.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 4. Juni 1879. Nr. 23.

Adolf Victor Graf von Goetzen, Rechtsritter seit 1872, † zu Frankfurt a. M. 26. Mai 1879.

Auf dem am 26. Mai c. zu Halle an der Saale stattgehabten Rittertage der Sächsischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens, ist an Stelle des verstorbenen Rechtsritters: Wirklichen Geheimen Raths von Witzleben,

der Rechtsritter: Rittmeister und Landrath a. D., Mitglied des Herrenhauses Graf von der Schulenburg-Angern, auf Angern bei Mahlwinkel, zum Richter und Mitgliede des Convents der genannten Genossenschaften gewählt worden.

Geschichte des Kirchspiels Brotzen und der umliegenden Gegend.

Ein Beitrag zur Geschichte des Templer- und Johanniter-Ordens.

(Fortsetzung.)

Indessen sollte nun auch der Tempelorden erfahren, wie das heiße Ringen um weltlichen Besitz, welches er bisher mit dem besten Erfolge betrieben hatte, auch einer so fest begründeten Korporation Neider erwecken kann, welche mächtig genug sind, sie zu Falle zu bringen. Die zu einem großen Theile in Frankreich aufgehäuften Reichthümer des Ordens erregten die Begierde des dortigen Königs Philipp des Schönen. Das lasterhafte Leben, welches vielen der Ritter vorgeworfen wurde, hatten diese mit den meisten geistlichen Körperschaften gemein. Dennoch wurde es zum Vorwande genommen, um der Gesammtheit den Prozeß zu machen, und Philipp's Werkzeug, Papst Clemens V. hob den Orden im Jahre 1308 auf, sich mit den Fürsten in seine Schätze theilend.

In Folge dessen wurden auch die Ordensbesitzungen um Tempelburg und im Döberitz-Distrikt von dem Markgrafen von Brandenburg eingezogen und kamen nun in den unmittelbaren Besitz des Landesherrn. Das Haus der Ballenstädter stand mit Markgraf Waldemar damals in seinem höchsten Glanze. Aber diesem Fürsten haben nicht blos seine Kriegsthaten den Beinamen des Großen gegeben: er kannte auch die Werke des Friedens, und sorgte für die neu erworbenen Lande mit der größesten Vorliebe.

Hier war allerdings auch sehr viel zu thun. Denn wenn das erste Erforderniß zum Aufblühen einer Gegend in der Besiedelung mit Menschen liegt, so war dies überall nur sehr dürftig. Aber der eifrige Wille des Markgrafen, in großem Maßstabe von Außen helfend einzuschreiten, fand vor der Hand auf dem Lande ein unüberwindliches Hinderniß in der Leibeigenschaft der Ackerbauer.

Nachdem nämlich von den alten Pommern bei der Unterwerfung durch die Polen nicht nur die Meisten zu Grunde gegangen waren, sondern von den Ueberlebenden sich auch ein großer Theil nach Nordosten (Pommerellen) zurückgezogen hatte, waren nur Wenige sitzen geblieben, oder als Kriegsgefangene zurückgehalten worden. Als darauf die Templer das Land einnahmen, bestätigten sie wohl einige der Freien, welche ihnen Treue entgegenbrachten, in ihrem seit längerer Zeit ausgeübten Besitze: aber alle Uebrigen wurden mit Leib und Leben ihre Sklaven, welche sie benutzten, um durch ihre Arbeit Grund und Boden zu bebauen. Diesen Hörigen überwies man zwar ein gewisses Gebiet zur Ausnutzung, doch blieb es dagegen wohl meistens ihrer eigenen Wahl überlassen, an welchem Orte darin sie ihre Hütten erbauen wollten, und wurde daher die Anlage der ersten Dörfer lediglich nach der Nähe der Nahrung für die Einwohner gewählt. Sie empfingen nur noch etwas Vieh und mußten nun durch Fischerei, Viehzucht und ihre mangelhafte Bebauung der Felder nicht blos den eigenen kümmerlichen Lebensunterhalt hervorbringen, sondern auch der Herrschaft abgeben, was sie verlangte. Diese pflegte allein der Jagd und folgte dem Landesherrn zur Fehde.

Unter diesen Umständen ist es gar nicht denkbar,

daß sich Anbauer aus fremden Ländern gefunden haben, um hier in Knechtschaft zu treten. Man war daher für die Anlage der Dörfer und für die Kultivirung des Bodens lediglich auf die hiesigen Leibeigenen angewiesen. Es müssen sich nun aber die Nachkommen der alten Pommern doch in den verflossenen 200 Jahren immerhin bedeutend vermehrt haben, da urkundlich nachgewiesen ist, daß um die Mitte des 14. Jahrhunderts bereits die Dörfer Brucen, Milekow und Machlin bestanden.

Diese Namen sind ächt polnischen Ursprunges. Die Ableitung von Brucen oder Brocz — woraus die deutsche Zunge Brotz und Brotzen gemacht hat — ist bereits erwähnt. Milekow kommt her von dem polnischen Worte mliko = die Milch, und Machlin, früher gewöhnlich Mecheline, von mech, das Moos.

Die Erbauer jener Dörfer waren also Slaven, mag ihre Gründung vor 1296 unter polnischer, oder etwas später unter brandenburgischer Hoheit geschehen sein.

Den Einwohnern des flachen Landes gegenüber erhielten nun aber die Ansiedler in den Städten gewisse Freiheiten und Privilegien, die mannigfach verschieden waren.

So genossen z. B. die Bürger von Märkisch-Friedland — damals Nuwe Vredelandt — wohl nur geringe politische Rechte, da bei einer späteren Theilung der Herrschaft unter die Gebrüder Blanckenburg jeder einzelne gewisse Bürger erhielt, deren Namen noch aufbewahrt sind. Im Allgemeinen aber darf man wohl die Stadtbürger als freie Leute auf eigenem Grund und Boden ansehen

Ein sehr anschauliches Bild von ihren Verhältnissen liefert uns die Gründungsurkunde der Stadt Deutsch-Krone.*) Die Markgrafen übergaben dadurch den Fundatores einen Bezirk mit der Aufgabe, darin eine Stadt (civitas) anzulegen, indem sie gleich eine bestimmte Fläche mit gewissen Gerechtsamen den Gründern zusichern, eine andere Fläche, sowie Gemeindeweide (ad pascua pecorum) für die Einwohner (incolae), auch das Pfarrland (ad usus sacerdotis) bestimmen. Die Stadt hat das Recht, allerlei Gewerbe zu betreiben und Mühlen zu bauen. Von den daraus und aus dem Wördeland zu erhebenden Abgaben fließen zwei Theile in die Stadtkasse und einen Theil bekommen die Gründer, welche auch das Jagdrecht über das Gebiet haben. Erst nach 16 Jahren tritt für den Landesherrn die Einnahme aus den Gerichtskosten und den Abgaben der Ansiedler ein; die Fundatores haben nicht nur keine Abgaben zu zahlen, sondern empfangen sogar noch ein Dritttheil von allen erhobenen Steuern. Dafür sind sie für sich und ihre Leute zum Kriegsdienst verpflichtet. Da die Bürger ein gewisses Ackerstück kaufen müssen, so sind sie wohl als freie Leute zu betrachten.

Es blieb aber immer noch viel Land wüst liegen, und das Bedürfniß, auch dieses durch Herbeiziehung fremder Kolonisten auszunutzen, zwang dazu, später die Privilegien der Stadt auch theilweise, dem ländlichen Bedürfniß angepaßt, für die Gründung von Dörfern zu verheißen.

Es wurde nämlich mit einem „Locator" ein Vertrag geschlossen, vermöge dessen ihm in der Flur des zu gründenden Dorfes eine Fläche Landes für sich und seine Nachkommen, und zwar frei von allen Abgaben, zugesichert wurde. Die durch ihn herangezogenen Ansiedler erhielten das Land gegen einen billigen Kaufschilling als freies Eigenthum, von welchem sie nur eine Landesabgabe zu entrichten hatten. Der Locator blieb das Haupt der Gemeinde mit dem Titel Schulze (Scultetus, Lehnschulze). — Auf diese Weise sind späterhin die königlichen Amtsdörfer in unserer Nähe, wie Schwarzsee (Swartensee), Neuhoff (Nuve Höwe), Zacharin und andere mehr entstanden.

Mit der Zunahme der Ansiedelungen wurde nun aber der an den Erzbischof von Posen zu gebende Dezem recht lästig, zu welchem die Templer das Land verpflichtet hatten. Markgraf Waldemar benutzte daher seine freundschaftlichen Verhältnisse mit dem Erzbischof Andreas, ihn zu einem Vertrage zu bewegen, vermöge dessen er mit seinem Kapitel gegen Abtretung von 200 wüsten Morgen — nondum cultos — an der Netze dem Dezem in dem Lande um Neu Kaliß, Tempelborch, Arneskron, Valkenborch und Filehne ꝛc. entsagte.

Dieser Vertrag wurde zufälliger Weise abgeschlossen in einer Zeit, wo Waldemar mit der übrigen Geistlichkeit auf gespanntem Fuße stand. Denn nachdem Clemens V. seinen Antheil an den Schätzen der hingerichteten Templer sehr verkürzt, und vielmehr die früher dem Dienste der Hierarchie gewidmeten Güter in profane Hände übergehen sah, reuete ihn der gethane Schritt. Er suchte daher zu retten, was noch möglich war, indem er alle ehemaligen Güter des Tempelordens den Johanniter-Rittern überwies. Auf die betreffenden Besitzungen in der Mark bezieht sich sein Breve vom 12. Mai 1312,*) wodurch er den Erzbischof von Magdeburg mit zwei anderen Kirchenfürsten beauftragt, den Orden vom Hospital des heiligen Johannes von Jerusalem innerhalb Monatsfrist in den Besitz sammtlicher ehemaliger Güter ꝛc. der Tempelherren zu setzen, jeden, der sie länger zurückhalten würde, mit dem härtesten Banne bedrohend.

Waldemar fürchtete diese Perspektive keineswegs, denn er verspricht zwar den Johannitern, sie als getreue Unterthanen zu schützen,**) lehnt aber jedes Eingehen auf das Verlangen des Erzbischofs rundweg ab.

Tempelburg mit dem Döberitz-District wurde also nicht herausgegeben. Vielmehr belehnte der Markgraf damit seine Vasallen Wizkinus von Vorbecke und Hermann Roden.

Doch nun sollte wieder böse Zeit über das Land kommen. Markgraf Waldemar starb im besten Mannes-

*) Riedel, Cod. diplom. Brandenburg. II., I, No. CCCXVIII.

*) Riedel, Cod. II., I, pag. 322.

**) do. pag. 418.

alter (1319), und ein Jahr darauf erlosch sein Geschlecht gänzlich. Als nun der Kaiser seinen unmündigen Sohn Ludwig mit der Mark belehnte, benutzten die Polen dessen Schwäche und drangen wieder vor. Ihr kriegerischer Herzog Ladislaus Loktiek (der Ellenlange) wurde vom Papst als König (1320) anerkannt und schloß eine Erbverbrüderung mit dem usurpatorischen Herzog der Litthauer. Dieser lieh ihm dafür seine heidnischen Schaaren, um mit ihrer Hilfe einen Einfall in die Kraina und Neumark zu machen, und aus Rache für den früheren Abfall Alles zu verwüsten und die kräftigsten Männer gefangen fortzuführen.

Tempelburg geht nun durch Kauf und Tausch von einer Hand in die andere, bis endlich Ludolf von Massow im Jahre 1334 dem Bischof von Camin, welcher früher den einen Theil käuflich erstanden hatte, Lehnstreue für das ganze Gebiet gelobt.

Dies Verhältniß konnte aber der Markgraf nicht anerkennen, und fand er sich daher, um seine Hoheitsrechte zu wahren, nun schließlich doch bewogen, die Lande dem Johanniter-Orden zu verleihen.

Die Ordensherrschaft der Johanniter.

In unserer Gegend war der Johanniter-Orden bereits seit dem Jahre 1198 ansässig, wo er mit dem Lande Stargard belehnt wurde. Diese Besitzung nahm ihm zwar Herzog Barnim von Pommern (1248) wieder fort, doch gewann er dafür wichtige Ländereien in der Neumark.

Da die Ritter sich nun stets als loyale Vasallen der Markgrafen bewiesen hatten, so war es jedenfalls ein kluger Schritt des Markgrafen Ludwig, durch die Belehnung mit Tempelburg den Orden auf die nördlichste Spitze seines Gebietes als Vorposten gegen Polen zu stellen, und zugleich damit dessen alte Ansprüche an dies Templergut auszugleichen.

Die Urkunde, welche vom 10. September 1345 datirt ist, schenkt dem Orden „castrum et opidum Tempilburg cum singulis et uniuersis ipsis, videlicet castro et opido, de jure seu ex debito pertinentibus suis pertinentiis in antea .... Adjectione tamen tali addita, quod prenotati ordinis fratres nobis et heredibus nostris cum pretactis opido et castro, contra quemlibet hominem .... parere debeant et patere." *)

Zu den Pertinenzien des Schlosses Tempelburg gehörte in erster Linie das Döberitzgebiet.

Aber auch die Johanniter konnten die Gegend nicht vor den ärgsten Heimsuchungen bewahren.

Im Jahre 1350 ging eine Geißel durch Europa, welche nicht Hoch noch Niedrig verschonte: die Pest, damals genannt der Schwarze Tod. Doch abgesehen von solchen allgemeinen Leiden waren in der Kraina die Räubereien der polnischen Grenzritter gerade damals im besten Schwunge, und auch der Krieg des Königs von Polen mit dem Markgrafen wurde so grausam geführt, als gelte er jedem einzelnen Bauer.

*) Riedel, Cod. dipl. Brandenburg. II. 24 pag. 37.

Die Ritter waren daher gezwungen, fast stets zu Felde zu liegen, theils für sich allein, theils in Gemeinschaft mit den Brandenburgischen Söldnern, welche dann in ihrer Burg Aufnahme fanden. Wir besitzen darüber noch ein Anerkennungsschreiben für Meister Hermann von Werberg von dem Markgrafen Ludwig dem Römer, welcher inzwischen seinem Bruder Ludwig dem Aelteren nach dessen Erwerbung von Tyrol in Brandenburg gefolgt war.*) In der That sorgte auch der Orden für die Sicherheit des Landes, soviel in seinen Kräften stand. Am Meisten war das Land an der Döberitz, weil es sich in langer Spitze bis Tempelburg hinab erstreckte, den Einfällen der Polen ausgesetzt, welche von Slopa-Tycz und Pyla (Schneidemühl) aus stets bereit waren, einen Augenblick zu benutzen, der Beute versprach. Um also einen näher gelegenen Rückhalt zu haben, mußte vor Allem dort ein fester Platz angelegt werden. Deshalb gründete man am Döberitz-Flusse ein Schloß, welches gewöhnlich die Johannisburg genannt wurde, jedoch in schriftlichen Urkunden zum Unterschiede von anderen Burgen der Ritter, wie z. B. dem Johannishofe bei Braunschweig, nach dem nahe gelegenen Dorfe als Schloß Machlin bezeichnet ist.

Diese kleine Burg erhielt ihre Hauptbefestigung durch den Döberitz-Fluß, welcher sie rings umfloß. Nachdem derselbe nämlich aus den Macheline-Seeen herausgekommen ist, bildet er abwärts ein etwas breiteres Thal und machte es leicht, in dessen Mitte eine natürliche Erhöhung von allen Seiten mit Wasser zu umgeben. Auf dieser wurde aus Ziegeln mit Holz verbunden das Schloß erbaut.

Indessen gerade hier war das eine Thalufer besonders steil und hoch, so daß die Veste gegen einen geregelten Angriff nur sehr geringen Schutz bot.

Kaum war dieser Bau beendet, als plötzlich eine ganz veränderte politische Lage der Dinge eintrat, welche das Auge der Ritter nach einer anderen Seite hinwandte. Endlich hatten nämlich die Jahrzehnte langen Verhandlungen mit Polen einen Abschluß gefunden, und die Heirath des Markgrafen Ludwig mit der Tochter König Kasimirs hatte den Frieden besiegelt (1354). Wenn nun hiermit das Land gegen die Ränke der Polen sicher war, so trat dagegen die Sorge um so dringender hervor, sich gegen die feindselig auftretenden Nachbarn im Norden zu schützen.

Die Herzöge von Pommern hatten die verwirrten Zustände in Brandenburg benutzt, um nicht nur die Lehnshoheit des Markgrafen abzuwerfen, sondern auch als nunmehrige unmittelbare Reichsstände seit ihrer Belehnung vom Kaiser Ludwig (1338) sich sogar ihren früheren Lehnsherren gegenüber zu stellen. Die Johanniter waren aber zur Zeit die Vasallen dieser Markgrafen, und, was noch mehr war, die engsten Freunde des deutschen Ordens, mit welchem die Pommern stets in bitterer Fehde lebten; Grund genug für die Herzöge,

*) Riedel, Cod. II. 24 pag. 61.

den Edlen ihres Gebietes freie Hand in ihren Unthaten gegen Tempelburg zu lassen.

Die Ritter mußten daher, sobald sie von Süden her nichts mehr zu fürchten hatten, darauf denken, auch ihre Grenze gegen Pommern hin zu sichern. Es war natürlich, daß ihre Aufmerksamkeit sich sofort auf die schmale Landenge von Draheim richtete, welche hier den Thorweg ihres Gebietes bildete. Dieser Ortschaft geschieht bis zu jener Zeit in keiner über die Gegend sprechenden Urkunde Erwähnung. Sie kann daher höchstens in einer ganz unbedeutenden Ansiedelung bestanden haben. Der Orden legte hier nun unverzüglich den Grund zu einem festen Schlosse, dessen starke Bauart der Wichtigkeit seiner Lage entsprach. So entstand die Burg Draheim, welche bald durch ihre Bedeutung die andern Schlösser des Landes in Schatten stellen sollte.

Hermann von Werbergh, den Meister des Johanniter-Ordens in Sachsen, der Mark, Wendland und Pommern, sehen wir 1361 in Tempelburg, wo er dem Ludekin von Golcz und den Gebrüdern Hermann und Heinrich Gedarczen Schloß Machlin und das Dorf gleichen Namens, sowie die Dörfer Milekow und Bruzen zu Lehn gab.*) Als Zeugen werden in dieser Urkunde namentlich aufgeführt „die ehrwürdigen, wohlberühmten Diener Gerhard von Bucke, Conrad von Golcz, auch genannt Schwarkse oder Andrens und Paul von Bulgrin, eingeschworene Brüder.“ Damals besaß Ludekin von Golcz die drei Seen bei Brucen, den Brucen-, Wonszekow- und Andrewe-See, und war daher aller Wahrscheinlichkeit nach aus einer alten slavischen Familie, welche sich durch treue Anhänglichkeit an die Landesherrschaft schon zu einer Zeit ausgezeichnet hatte, wo nur gerade an den Gewässern ein Nutzungswerth haftete, und man stillschweigend das umliegende Land als dazugehörig voraussetzte.

Mit der genannten Urkunde wurde die Herrschaft eines Zweiges vom Geschlecht der Golcze über die in Rede stehende Landschaft begründet, in der sich dasselbe über vierhundert Jahre behauptet hat.

Die in der qu. Urkunde beschriebenen Grenzen der Herrschaft Machlin sind, mit ganz geringer Abweichung, noch die heute für das Kirchspiel Brotzen bestehenden.

Von den Ruinen der Burg Machlin ist gegenwärtig nur noch wenig zu finden. Einige hart an das Bette des ausgetrockneten Baches, auch jetzt noch das „Todte Wasser“ genannt, herantretende Fundamentreste mit umherliegenden grob gearbeiteten Mauerziegeln eines sehr großen Formates, sind Alles, was von diesem Trutzbau der Johanniter-Ritter übrig blieb.

Aber nicht blos das alte, mit Thurm, Mauer und Graben zum Kampf herausfordernde Schloß ist hingesunken. Auch ein friedliches Dorf des 14. Jahrhunderts finden wir heute nicht wieder: Milekow ist vollständig verschwunden. Lange Zeit hindurch kannte man nicht einmal die ehemalige Lage des Dorfes, da der im Volksmunde gebliebene Name des Milekow-Busches sie nur ganz allgemein angab, bis das Auffinden einiger alten Geräthe von graubuntem Granit, ein Steintrogfragment und die Steine einer Handmühle — genau von der Form, wie solche im Königlichen Museum zu Berlin in der Abtheilung für nordische Alterthümer aufbewahrt werden — sowie später noch anderer daselbst gefundener Gegenstände auf ein Feld deuten, welches an dem rechten Hochufer des Döberitzbaches, nordöstlich von dem Schnakenberge liegt.

Während die Golcze sich nun in dem Besitze ihrer Herrschaft befestigten, mußten sie sehen, wie der ihrer Lehnsherren in der Comthurei Tempelburg wankend wurde. Der Johanniter-Orden hatte sich in treuer Heeresfolge des Kaisers auf dem Römerzuge in große Schulden gestürzt, und die Angelegenheiten im Morgenlande hatten seit einigen Jahren auch wieder eine ungünstige Wendung genommen. Daher wurde im Jahre 1366 ein Generalkapitel des Ordens nach Avignon zusammenberufen und auf demselben beschlossen, die Besitzungen Tempelburg und Schöneck zu verkaufen. Die Vollmacht hierzu wurde auch sofort ausgefertigt für das Priorat in Deutschland („Datum die quinta mensis Marcii.“)*)

Hieraus wird nun von anderer Seite gefolgert, daß der Verkauf wirklich vor sich gegangen sei, und zwar soll Tempelburg, weil es sich später in Polnischen Händen befand, an den König Casimir von Polen verkauft sein.

Diese Annahme ist aber vollständig unbegründet und hat nicht einmal die Wahrscheinlichkeit für sich. Denn es läßt sich doch mit der uralten Feindschaft des Ordens gegen Polen, welche außerdem durch ihre Besitzungen an der Neumärkischen Grenze fortwährend unterhalten wurde, durchaus nicht reimen, daß er sich nun mit dem Könige dieses Landes in ein Kaufgeschäft einlassen sollte, ganz abgesehen davon, daß er sein Lehn nicht ohne Weiteres an einen fremden Souverain verkaufen durfte. Der Verkauf der Ordensgüter war überhaupt nur beschlossen mit Rücksicht auf den deutschen Orden, welcher Schöneck auch wirklich nahm und baar bezahlte. Die Quittung über die Kaufgelder ist ausgestellt von H. v. Werberg, Ordensmeister, und Albert v. Werberg,**) ehemaligem Comthur zu Schöneck für Winrich v. Knyprode („religioso viro, domino Wyrico de Knyprode, ordinis beate Marie Theutonicorum“). Von Tempelburg wird dort nichts erwähnt.

Daher sind in diesem Territorium die örtlichen Verhältnisse vorläufig noch im alten Zustande verblieben, während allerdings die landesherrlichen nunmehr dem seit lange drohenden Wechsel erfahren sollten.

*) Ein Transumpt der dieserhalb ausgestellten Urkunde befindet sich im Königl. Staats-Archive zu Posen (libri judiciales Valcenses 1623 fol. 435).

*) v. Ledebur, Archiv I. pag. 249.
**) do. pag. 252.

(Schluß folgt.)

Der Sanitäts-Verein für Lehrerinnen zu Berlin.

Vor einem Jahre wurde hier durch die Initiative der Direktorin des Victoria-Lyceums Miß Archer ein Sanitäts-Verein für Lehrerinnen gegründet. Derselbe hat vor einem halben Jahre seine Thätigkeit begonnen und vor Kurzem seine erste Generalversammlung gehalten. Bis jetzt ist sehr wenig darüber im Publikum bekannt geworden, obgleich die Bestrebungen dieses neuen Vereins in hohem Maße verdienen, das allgemeine Interesse wachzurufen. Bei der nicht einfachen Organisation schien es dem Comité gerathen, nicht zu früh die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf das Unternehmen zu lenken. Nach der ersten Generalversammlung kann der Verein mit einer Mitgliederzahl von 145 Personen nunmehr als lebensfähig begrüßt werden. Zweck dieses Vereins ist laut § 1 des Statuts, „den in Berlin und Umgegend wohnenden Lehrerinnen und Erzieherinnen freundlichen Rath und ärztlichen Beistand in Krankheitsfällen zu gewähren". Der Vorstand wird bei der Durchführung der Aufgaben des Vereins durch einen großen Kreis von Damen unterstützt, welche als sogenannte „Pflegedamen" mit den Lehrerinnen einen möglichst regen Verkehr unterhalten. Von wie großem Werthe diese Einrichtung besonders für alleinstehende Lehrerinnen sein muß, liegt auf der Hand. Auch sind bereits vielfach freundliche Beziehungen zwischen den Damen und ihren Pflegebefohlenen angeknüpft worden. Eine große Anzahl geschätzter Aerzte in allen Stadttheilen (auch in Charlottenburg, Moabit 2c.) haben sich großmüthig bereit erklärt, ihren Rath den Vereins-Mitgliedern unentgeltlich zu ertheilen. Der Beitrag für die ordentlichen Mitglieder beläuft sich auf 4 Mark jährlich mit noch einem Eintrittsgeld von 1 Mk. Die ordentlichen Mitglieder erhalten neben dem ärztlichen Beistand auch Medicamente und Stärkungsmittel, und hofft man, wenn das Vermögen des Vereins wächst, Beihilfen zu Badekuren gewähren zu können. Berechtigt zur Aufnahme als ordentliche Mitglieder sind (ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses) sämmtliche an öffentlichen oder Privatschulen angestellte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Privatlehrerinnen aller Fächer — also auch Musik-, Zeichnen-, Turn-, Handarbeits-Lehrerinnen, Kindergärtnerinnen. Den Damen des Comité's und Ausschusses stehen einige hochgeschätzte Männer mit Rath und That zur Seite: Ministerialdirektor Greiff, Geh. Rath Dr. Finkelnburg, Geh. Regier.-Rath Dr. Meitzen, Prof. Dr. Liebreich, Stadtverordneten-Vorsteher Dr. Straßmann und als Schatzmeister Banquier B. Arons. Meldungen zum Beitritt als ordentliches Mitglied werden Mittwochs und Sonnabends von 4 bis 6 Uhr im Bibliothekzimmer des Victoria-Lyceums (Gewerbe-Museum 120 Königgrätzerstr.) entgegengenommen.

Zwei Berner Vereine.

1. Weiblicher Hilfsverein in Bern zur Erziehung armer Kinder.

„Ein Comité von einigen Damen," so wird berichtet, „untersucht die angemeldeten Fälle und bringt die Kinder, je nach Alter und Character, in Familien oder in Anstalten unter. Für jedes angenommen Kind werden von einer der Damen, die seine Pflege übernimmt, die zu seinem Unterhalte nöthigen Beiträge gesucht und jährlich gesammelt. — Die Kinder bleiben unter Pflege und Aufsicht, bis sie befähigt sind, ihr Brot zu verdienen, sei es als Dienstboten oder je nachdem sie einen Beruf erlernt. Jede Dame bleibt mit ihren Pfleglingen möglichst lange in Verkehr. — Das Kostgeld für ein Kind beträgt jetzt 12—14 Frcs. (9—11 Mk.) monatlich, wozu noch Kleider und Schule kommen, so daß es immer schwieriger wird, die nöthigen Beiträge zusammenzubringen. — Eine Central-Kasse hilft aus, wo die einzelnen Beiträge nicht ausreichen. —

Einen anderen Zweig der Thätigkeit des Vereins bilden die sogenannten Familienunterstützungen, welche darin bestehen, daß braven Eltern nicht die Kinder abgenommen werden, sondern ihnen durch eine kleine monatliche Gabe (gewöhnlich 5 Frcs. 4 Mk.) und sonst durch Rath und That zur Erziehung ihrer Kinder geholfen wird.

Es mögen etwa 50 Kinder und Familien seit dem Bestehen des bescheidenen Werkes durch die Hände des Vereins gegangen sein. Einige sind gestorben, Einige, besonders unter den Knaben, sind leider auf böse Abwege gerathen; einige jedoch machen uns Freude, und für jede Seele, die also wie ein Brand aus dem Feuer des Verderbens gerissen werden durfte, für jedes Kind, das in Stand gesetzt werden konnte, sein redliches Brot zu verdienen, können und wollen wir nur dem Herrn danken, der diese verlorenen Lämmer uns anvertraut, und der aus Gnaden vergeben und gut machen wolle, was wir gefehlt."

2. Frauen-Verein zur Erziehung armer Kinder, genannt „Association maternelle" in Bern.

Der Bericht darüber sagt:

„Die „Association maternelle" wurde am 1. Juni 1850 durch einige Freundinnen gegründet, denen das Elend so vieler verwahrloster Kinder zu Herzen ging. Der Hauptartikel der Statuten lautet: „In der Wahl der Kinder nehmen wir auf die elendesten, verlassensten Rücksicht; auch solche, denen durch körperliche Gebrechen der Eintritt in jegliche Armenanstalt verschlossen ist.

Wir suchen die Kinder in christlichen Familien auf dem Lande unterzubringen, wo sie in der Zucht und Vermahnung zum Herren erzogen werden; — oder wir nehmen sie in unsere im Jahre 1862 eröffnete Anstalt „Wartheim" auf, in welcher eine Hausmutter die Mädchen anleitet zu den vorkommenden Hausgeschäften und Näh-

arbeiten und eine Lehrerin ihnen den nöthigen Unterricht ertheilt.

Bis zum 31. December 1878 wurden im Ganzen 103 Kinder aufgenommen, und zwar 8 Knaben und 95 Mädchen. Hiervon 32 ganz auf dem Lande in Familien erzogen. —

An den erwachsenen Zöglingen erlebt der Verein manche Freude. Beispielsweise sind 20 verheirathet, 3 sind Probeschwestern, 3 eingesegnete Diakonissen, darunter eine leitende Oberschwester. Freilich fehlt auch das Schmerzenskind im Zuchthause nicht. Immerhin ist die Thätigkeit dieses Frauenvereins eine reich gesegnete gewesen.

Eine Bitte.

Es kommen allwöchentlich sehr viele allein stehende Frauen und Mädchen nach Berlin, um daselbst Arbeit oder Dienste zu suchen, und da sie in der großen Stadt fremd sind, so gerathen sie leicht in die Hände unzuverlässiger oder nichtswürdiger Personen, die ihnen um ein Billiges Schlafstelle, guten Rath und Stellen anbieten, aber nichts suchen als ihren eigenen Profit und die unerfahrenen Mädchen in Schande und Elend locken. Manches arme Kind meint in Berlin goldene Berge und ein Paradies zu finden und findet nichts Anderes als Elend und Untergang. Sicherlich würden Viele daheim in ihrem Dorf oder in ihrem Städtchen bleiben, anstatt in die Wüstenei der großen Städte zu laufen, wenn sie eine Ahnung davon hätten, welche Gefahren ihrer warten. Darum, wer es irgend kann und den Beruf dazu hat, soll die Mädchen, die aus den Provinzen und rings umher aus dem deutschen Lande leichtsinnig und unbedacht den Weg nach Berlin suchen, dringend davor warnen, und sie nicht eher ziehen lassen, als bis sie in Berlin eine sichere Stätte wissen, an der ihnen Aufnahme, verständiger Rath und aufrichtige Freundschaft geboten wird.

Als solche Stellen nenne ich die beiden Mägdeherbergen in Berlin: das **Amalienhaus**, Kurfürstenstraße 21—22 (nahe dem Potsdamer Thor) und **Marthashof** in der Schwedter Straße 37—40 (vor dem Schönhauser Thore). Möchten doch Geistliche, Ortsvorstände und wer sonst dazu die Möglichkeit hat, die nach Berlin zuziehenden Frauen und Mädchen in diese Mägdeherbergen verweisen! Mit gutem Gewissen darf ihnen gesagt werden, daß sie daselbst saubere Schlafstellen, freundlichen Aufenthalt, billige Kost, Nachweis von guten Dienststellen und jede Berathung finden, deren sie bedürfen. Aber man gebe ihnen die genannten Adressen schriftlich mit und rathe ihnen, daß sie von dem Bahnhof, auf dem sie ankommen, sich sofort nach einer dieser Mägdeherbergen begeben und sich von unbekannten Personen, welche oft schon auf den Bahnhöfen warten, durch keine Versprechungen verlocken und einfangen lassen, sondern denselben kurzweg den Rücken kehren.

Wenn das geschieht, so wird manches ehrbare Mädchen, das sonst, ohne es zu ahnen, in die Netze der Verführung geräth, vor dem Untergange bewahrt werden.

Alle Blätter, die gern einem guten Zweck dienen, werden hiermit ersucht, diese Bitte abzudrucken.

Ueber die Einschränkung des Branntweinverbrauchs

hat die Kopenhagener Commission für Untersuchung der dänischen Arbeiterverhältnisse folgende Vorschläge gemacht, die Angesichts der Verhandlungen des Reichstages über die Schankwirthschaftsfrage von Interesse sind. 1) Die Conzessionsscheine der Branntweinkäufer dürfen nur mit der Bemerkung ertheilt werden, daß das durch die Conzession gewährte Recht nur so lange fortbesteht, als es nicht anderweitig durch das Gesetz bestimmt wird. 2) Die Erlangung eines Erlaubnißscheins zum Branntweinhandel muß von der Erlegung einer Summe von 200 *M.* abhängig gemacht werden. 3) Gegen ungesetzlichen Branntweinhandel sind ernstliche Strafen festzusetzen. 4) Den Detailhändlern muß der Ausschank resp. Handel an Sonn- und Festtagen, als auch am Sonnabend Abend untersagt werden. 5) Es darf Branntwein nicht auf Credit verabfolgt werden. 6) Wer an berauschte Personen Branntwein verkauft, jemanden zum übermäßigen Branntweingenuß verleitet, an Leute unter 16 Jahren denselben ausschänkt resp. bezahlt, wird bestraft. 7) Trunkenheit wird mit Geld und Gefängniß bestraft, wenn sie sich öffentlich zeigt. Die Trunkenheit darf nicht als Milderungsgrund bei Verbrechen gelten. 8) Die Branntweinproduction muß hoch besteuert werden. — Soc. Corr.

Statistisches.

In dem Krankenhause des Diakonissen-Vereins der evangelischen Gemeinde zu Münster in Westfalen, welches seit dem Jahre 1865 die Zinsen à 5 pCt. eines demselben vom Johanniter-Orden bewilligten, aber nicht zur Auszahlung gelangten Kapitals von 15000 Mark, mit jährlich 750 Mark aus der Ordens-Kasse erhält, sind während des Jahres 1878 im Ganzen 93 Kranke verpflegt worden, darunter 3 Katholiken. Die Zahl der Pflegetage betrug 5231. Von diesen 93 Kranken wurden geheilt resp. gebessert entlassen 62; 13 sind gestorben und am Schlusse des Jahres 18 in der Behandlung verblieben. — An Kranke, die in ihren Wohnungen behandelt worden sind, wurden 1847 Portionen Suppe und 1580 Portionen Gemüse, im Ganzen 3427 Portionen unentgeltlich verabreicht.

Die Einnahme des Vereins betrug incl. 1575 Mark an Vermächtnissen: 9560 Mk. 99 Pf., die Ausgabe 9557 Mk. 93 Pf., einschließlich 1233 Mk. 40 Pf. angelegte Kapitalien aus den Vermächtnissen und zur Deckung des Defizits aus dem Jahre 1877 im Betrage von 484 Mark 65 Pf.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der




Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 11. Juni 1879. **Nr. 24.**

Alexander Graf von Keller, Wirklicher Geheimer Rath, Ober-Schloßhauptmann und Intendant der Königlichen Gärten, Ehrenritter seit 1839, † zu Potsdam 30. Mai 1879.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister des Johanniter-Ordens, Prinz Carl von Preußen, Königliche Hoheit, wird Dienstag, den 24. d. M., ein Capitel dieses Ordens in Höchstseinem Palais hierselbst abhalten.

Ich erlaube mir zu einem Rittertage der Pommerschen Herren Johanniter

am 15. Juni, Mittags 12½ Uhr,

im Johanniter-Krankenhause zu Züllchow bei Stettin ganz ergebenst einzuladen.

Um 11 Uhr findet daselbst ein Gottesdienst in dem Betsaale statt.

Tagesordnung:

1. Rechenschaftsbericht und Antrag auf Decharge.
2. Bericht über die Organisation der Genossenschaft.
3. Mittheilungen aus den andern Genossenschaften.

Carlsburg, 6. Juni 1879.

Der Commendator
Graf von Bismarck-Bohlen.

Zum 11. Juni 1879.

Auszug aus dem Protokolle über das am 23. Januar 1879 stattgehabte Kapitel des Johanniter-Ordens.

Bevor zur Erledigung der Tagesordnung geschritten wird, trägt der Kommendator Graf von Bismarck-Bohlen, der den amtlich verhinderten Ordens-Kanzler Grafen zu Stolberg vertritt, vor:

Am 11. Juni d. J. werden, so Gott will, Seine Majestät der Kaiser und König mit Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin das Fest der goldenen Hochzeit begehen.

Voll Dank gegen den Allerhöchsten Patron und Landesherrn, Allerhöchstder dem Orden seit so langen Jahren stets gnädigste Huld und Förderung in so reichem Maße hat zu Theil werden lassen, wie im Hinblick auf das leuchtende Vorbild, welches Ihre Majestät die Kaiserin auf allen Gebieten christlicher Nächstenliebe und Barmherzigkeit in nie ermüdender Weise giebt, schlage er — der Referent — vor:

Zur Erinnerung an diesen goldenen Jubeltag, im Sinne der Aufgaben des Johanniter-Ordens, eine Stiftung unter dem Namen „**Kaiser Wilhelm- und Kaiserin Augusta-Stiftung**“ bei dem direkt unter der Balley stehenden Johanniter-Krankenhause in Polzin, dem größten, welches der Orden besitzt, zu beschließen, deren Zweck sein soll: daß für ewige Zeiten von einem dazu aus den Fonds der Balley zu bestimmenden Kapitale von 10,000 Mark jährlich die Zinsen zu 5 Prozent mit 500 Mark am 11. Juli an die jedesmalige vorstehende Diakonissin dieses Hauses gesendet werden sollen, damit diese davon einstweilige Unterstützungen an Personen gewährt, die im hilfsbedürftigen Zustande das genannte Krankenhaus verlassen.

Die zum Gedächtniß der hochseligen Frau Prinzessin Carl von Preußen, Königliche Hoheit, bei dem Krankenhause in Sonnenburg bestehende und mit einem Kapitale von 5000 Mark dotirte „Frau Prinzessin Carl von Preußen-Stiftung“ hat sich als überaus segensreich erwiesen, weshalb sich die zu gleichem Zwecke in Vorschlag gebrachte Stiftung für Polzin ganz besonders empfehlen dürfte.

Da das Sonnenburger Krankenhaus bedeutend kleiner ist als das in Polzin, so genügen jenem die Zinsen von 250 Mark des Stiftungs-Kapitals zur Erfüllung des Zweckes der Stiftung in ausreichender Weise.

Das Kapitel beschloß einstimmig:

Die vorgeschlagene Stiftung mit der Maßgabe, daß bereits zum 11. Juni d. J. die Zinsen des Stiftungs-Kapitals von 10,000 Mark mit 500 Mark der vorstehenden Diakonissin des Johanniter-Kranken

hauses in Polzin übersandt werden sollen, und bittet den Durchlauchtigsten Herrenmeister, an dem genannten Tage in einer Höchstihm geeignet erscheinenden Weise dem Allerhöchsten Jubelpaare von dieser Stiftung des Johanniter-Ordens, mit den den ehrerbietigsten Glückwünschen des Ordens-Kapitels Kenntniß geben zu wollen.

Geschichte des Kirchspiels Brotzen und der umliegenden Gegend.

Ein Beitrag zur Geschichte des Templer- und Johanniter-Ordens.

(Schluß.)

Die Macht der Markgrafen von Brandenburg ging mit jedem Fürsten aus dem Bayerischen Hause mehr zurück. Nachdem Casimir von Polen einmal in „Berlyn" Einfluß gewonnen hatte bei seinem Schwiegersohn Ludwig dem Römer, war es auch leicht, ihn unter seinem Nachfolger Otto dem Faulen zu erhalten. Dieser tritt alsbald auf gütlichem Wege die ganze Kreina an Polen ab und entläßt, durch Schreiben vom Jahre 1368 den Comthur von Tempelburg seines Lehnseides, indem er ihn an den König Casimir verweist.*) Auch dies Actenstück beweist, daß ein Verkauf seitens des Ordens nicht stattgefunden hatte.

Auf diese Weise war nun doch in aller Stille die Rückgabe des Landes Tempelburg an die Krone Polen vollzogen, welche mit diesem vorgestreckten Arm ihre begehrliche Hand in deutsches Gebiet mitten hinein legte. Die Lage der Ritter, welche schon bisher zwischen ihren Feinden Polen und Pommern mißlich genug war, hatte sich dadurch nur noch schwieriger gestaltet, daß sie der Oberhoheit des einen Theils ausgeliefert waren. Sie fanden nun nirgend mehr einen Rückhalt als bei dem Deutschen Orden, welcher dieselben Feinde hatte. Es war daher natürlich, daß sie sich ihm noch enger anschlossen, zumal er durch die käufliche Erwerbung der Herrschaft Schivelbein der Nachbar des Landes am Drazig geworden war.

So lange nun Casimir der Große die Zügel der Regierung hielt, wurden die Factionen der mächtigen polnischen Adelsgeschlechter niedergehalten. Derselbe starb aber schon im Jahre 1370 und hinterließ die Krone seinem Schwestersohne Ludwig von Ungarn, welcher sich wenig um das Land kümmerte. Daher wurde die Zügellosigkeit des unabhängigen Grenzadels, der Borkowicz (Bork), Wedel und Czarnkowsky so groß, daß die Johanniter endlich in ihre Wirren mit hineingezogen wurden.

Die Czarnkowsky hatten eine Fehde mit dem Herzog Suantibor von Stettin und mit dessen Vetter und Bundesgenossen Herzog Wratislaw von Neu-Stettin. Da nun Johann Czarnkowsky Woiwode von Posen zu jener Zeit war, so konnte er als solcher sehr wohl in dem, seinem Landesherrn überwiesenen Tempelburg die Aufnahme mit seinen Mannen beanspruchen. Diesem Umstande kann es vielleicht zugeschrieben werden, daß Quandt in seinen Baltischen Studien XV. pag. 203 behauptet, Tempelburg habe im Jahre 1378 den Czarnkowsky's gehört. Suantibor zog allerdings vor dieses Schloß und belagerte es, wie auch Schmitt aus dem Archiv in Gnesen entnimmt.*) Die Pommerschen Herzöge verheerten das ganze Land und erst in Slopa, der Stammburg der Czarnkowsky, konnten sich diese gegen Suantibor behaupten, so daß er nun den Rückzug antreten mußte.

Das Schloß Tempelborch finden wir von hier ab nicht mehr erwähnt. Wir müssen daher annehmen, daß es beim Sturm der Pommern in Feuer aufging, wie seine Bauart dies sehr wahrscheinlich macht. Der Rest wurde von Herzog Suantibor geflissentlich zerstört. Auch dürfen wir in ihm, von dem aufbewahrt ist, daß er das Land in der Richtung nach Schloppe verheerte, den Zerstörer der kleinen Johannisburg sehen, welche in dieser Zeit nach einem Bestehen von einigen und zwanzig Jahren ebenfalls wieder aus der Geschichte verschwindet.

Die Ritter konnten in ihrer Burg Draheim nur unthätige Zuschauer bei der Vernichtung ihrer beiden Schlösser Tempelburg und Johannisburg bleiben und mußten noch froh sein, daß sich der Herzog von Tempelburg aus nicht direkt gegen sie wandte, sondern die Polen nach Süden verfolgte. Daß sie aber, nachdem das Ungewitter verzogen war, nicht an den Wiederaufbau der Schlösser dachten, ist sehr erklärlich. Eines Theils forderte schon ihre allgemeine mißliche Lage nicht dazu auf, neues Geld in die Herrschaft zu stecken, und zum Anderen boten die Oertlichkeiten bei der neuen Kriegführung, in welcher nunmehr das Schießpulver Anwendung fand, zu geringe Sicherheit. Sie beschlossen daher, sich zur Stütze ihrer Vertheidigung ganz auf Draheim zu beschränken, welches als eine aus eigenen Mitteln erbaute Burg, von der polnischen Militairhoheit auszuschließen, ihnen bisher gelungen war, und ließen es sich daher angelegen sein, dieselbe immer mehr zu befestigen.

Mit dem Tode Ludwigs von Ungarn (1382) ward inzwischen die innere Lage des Reiches Polen noch mehr verschlimmert. Der Streit um die Krone rief einen erbitterten Bürgerkrieg hervor, welcher mit der Thronbesteigung des Jagello von Litthauen, als Gemahl von Ludwigs Tochter Hedwig endete. Jagello ließ sich als Christ taufen und nahm den Namen Wladyslaw III. Jagello an. Er war ein ränkesüchtiger Fürst, welcher kein Mittel verschmähte, seine Macht zu vermehren und das Reich auf die größeste Ausdehnung zu bringen.

Dagegen war das Ansehen des Deutschen Ordens nach dem Tode des Hochmeisters Winrich von Knip-

---

*) Riedel, Cod. dipl. Brandenb. I. 24. pag. 80.

*) Archiv. Gnes. b. Sommersberg II. pag. 121.

rode bereits im Sinken, als er nach das Glück hatte, im Jahre 1402 die Neumark zu erwerben und damit sein Gebiet im weiten Bogen um die polnische Grenze zu legen.

Dies reizte die Feindschaft des Jagella auf's Aeußerste, welcher, ohnehin ein geborener Gegner des Ordens, alles deutsche Wesen im Grunde des Herzens haßte. Er suchte daher nach einer Gelegenheit, dem Orden beizukommen, welche ihm die Johanniter liefern mußten.*)

Dieselben besaßen nämlich die Burg Zantoch, am Einfluß der Netze in die Warthe und hart an der Grenze gelegen, aus früherer Zeit her, jedoch nur als Pfand für eine Anleihe, gegen deren Zahlung sie an die Neumark zurückfallen mußte. Der dortige Comthur war nun mit dem Vogt der Neumark in Streit gerathen, und glaubte Jagello diesen benutzen zu müssen, um die Burg mit leichter Mühe zu nehmen. Bei der Annäherung der polnischen Heeresmassen einigten aber die Ritter sich schnell, der Vaigt übernahm die Vertheidigung und konnte den Palen mit genügender Macht entgegentreten, um ihr Vorhaben zu vereiteln. Aus Rache dafür warf Jagella sofort sein Heer nach Draheim und verlangte Aufnahme der Königlichen Truppen in die Burg. Als aber die Johanniter auch hier in Hoffnung auf Unterstützung von den Deutschen Widerstand versuchten, erstürmten die Polen die Burg und Jagella erklärte den Orden des ganzen Landes für verlustig (1407).

Während die Johanniter der Uebermacht weichen und ihren Besitz aufgeben müssen, tritt der Deutsche Orden, gegen welchen Jagella sich nunmehr direct wendet, mit mehr Nachdruck wider den König von Palen auf. Dieser sucht nämlich den Adel der Neumark zum Verrath zu verleiten und erhebt Zurückforderungen wegen 400 Schafe, welche man van Draheim fartgetrieben und dem Voigt übergeben habe.

Hierdurch wird unsere Gegend zum Schauplatz des Krieges. Arnold van Baden, der Vaigt der Neumark, rückt noch im selben Jahre in die Kraina ein**) und verwandelt Stadt Deutsch-Krone in einen Aschenhaufen, ohne die Schlösser zu nehmen, und im Jahre 1409 macht er wieder einen graßen Zug zur Verheerung des Landes, unterwirft auch Friedland und Tütz, während Krane und Draheim abermals widerstanden zu haben scheinen.

Obgleich nun der Kampf große Verhältnisse annimmt und bald zur Vernichtung des herrlichen Ordensheeres bei Tannenberg führt (1410), so schwankt er doch noch lange anf unserer Grenze hin und her, und es kommen Perioden, in welchen nun auch der Deutsche Orden über unsere Landschaft gebietet. Sa hielt er das zweimal gewonnene Draheim längere Zeit hindurch (1422) und nahm auch Schloß Deutsch-Krane, das er dann, wie er sich gezwungen sah, es aufzugeben, bis auf den Grund niederbrannte (1460).

*) Voigt, Geschichte des Deutschen Ordens VII. pag. 5.
**) do. a. a. O. VII. pag. 48.

Und nicht blos Polen und Deutsche wütheten wechselseitig im Lande! Vam Süden herauf zag ein Hussitenheer, welches gleich einem Heuschreckenschwarme alles oor sich her verwüstete. Auch die Kraina sah diese wilden Gäste auf ihrem Wege van Friedeberg nach Konitz, wa sie jedoch von dem Camthur mit blutigen Kapfen abgewiesen wurden (1433).

Sa hatte die Gegend alsa auch in dieser Periode alle Drangsale durchgekostet, welche die Geschichte kennt, und es dürfte uns Wunder nehmen, daß es nach Beendigung der Ordenskriege hier überhaupt nach Menschen gab, welche von ihrer einsamen Hütte aus einer Zukunft entgegen zu sehen wagten, wenn wir nicht annehmen müßten, daß die zusammenhängenden dichten Wälder den zerstreuten Einwohnern der Dörfer mit ihrer leicht beweglichen Habe doch häufig sichere Zufluchtsstätten gegen die feindlichen Horden gebaten haben.

Dazu macht Schmitt*) mit Recht auf ein Ergebniß der Kämpfe für das Land aufmerksam. Nachdem der seinem Untergange entgegensiechende Deutsche Orden die Neumark (1454) an die Markgrafen von Brandenburg zurückverkauft, und im Frieden zu Thorn (1466) das Land am linken Weichselufer au Palen abgetreten hatte, war die Keilstellung der Kraina gehaben, da sie an zwei Seiten durch polnisches Hinterland gedeckt war und nur noch im Westen die Grenze mit Brandenburg, im Norden mit Pommern bildete.

Das Diakonissen-Hospital in Alexandrien.

Die abengenannte Anstalt, über welche früher in diesem Blatte mehrfach, seit längerer Zeit aber nicht mehr berichtet worden ist, hat auch in den letzten Jahren sich in erfreulicher Weise weiter entwickelt und ebenso wahl an äußerem Umfang wie an gesegneter Wirksamkeit zugenammen. Mit immer größerer Berechtigung darf man sie zu denjenigen Anstalten zählen, welche nach Größe und Bedeutung nicht allein unter den deutschen und evangelischen, sandern überhaupt unter den europäischen und christlichen Werken der Barmherzigkeit im Orient den ersten Rang einnehmen.

Schan vor einer Reihe von Jahren hat sich aus der Mitte der drei varzugsweise evangelischen Colonien Alexandriens, der deutschen, englischen und schweizerischen, ein Comité gebildet, welches es sich zur Aufgabe gesetzt hat, der leitenden Schwester, resp. dem Varstande in Kaiserswerth, die Sorge für die äußeren Angelegenheiten des Hauses abzunehmen. Präsident desselben ist nach freier Vereinbarung aller Theile der deutsche Generalcansul aber ein evangelischer Delegirter des Generalconsulates, falls der Generalcansul selbst ausnahmsweise einmal Katholik ist; da dieser letztere Fall gegenwärtig varliegt, sa führt augenblicklich der deutsche Viceconsul, Herr von Treskow, den Varsitz. Das Comité übt eine

*) Schmitt, Geschichte des Deutsch-Kroner Kreises. Thorn 1867.

sehr hingebende und dementsprechend sehr hilfreiche Thätigkeit aus; es sorgt für die bauliche Instandhaltung des Hospitals, für etwaige Neuerwerbungen und Neuanlagen und Aehnliches, ganz besonders aber mit ebensograßem Eifer wie Erfolg für die Beschaffung und Verwaltung der nöthigen Geldmittel, die bei einer solchen Anstalt begreiflicher Weise sehr beträchtlich sind, zumal auf orientalischem Boden und bei orientalischen Preisen.

Die Ausdehnung wie die Art der Wirksamkeit des Hospitals geht am besten aus der Zahl, der Nationalität und der Religion der Kranken hervor, welche Aufnahme und Verpflegung finden. Die Zahl derselben betrug im Jahre 1875: 736, im Jahre 1876 gleichfalls 736, im Jahre 1877: 809, im vorigen Jahre 1878: 795, von welchen letzteren 613 Männer, 131 Frauen und 51 Kinder waren. Nach Religion und Bekenntniß theilen sich die Kranken des letztvergangenen Jahres folgendermaßen: Protestanten 160, römische Katholiken 130, griechische Katholiken 186, Armenier 21, Kopten und Maroniten 17, Juden 22, Mohammedaner 259, letztere also bei Weitem die Mehrzahl. Man ersieht hieraus, mit welcher Weitherzigkeit man allen Religionen und Confessionen ohne Unterschied das Haus öffnet, andrerseits aber auch wie gern von allen, selbst von den früher so mißtrauischen und widerwilligen Mohammedanern, die dargebotene Hilfe angenommen und benutzt wird. Noch größer ist die Mannigfaltigkeit unter den Kranken nach der Nationalität. Von den 795 des letzten Jahres waren Deutsche 38, Engländer 74, Schweizer 16, Oestreicher 40, Franzosen 4, Italiener 22 (die geringe Zahl der Franzosen und der Italiener, deren es doch sonst in Aegypten so viele giebt, erklärt sich daraus, daß ein großes französisches, und natürlich katholisches Hospital in Alexandrien besteht, dem aus naheliegenden Gründen von den Angehörigen dieser beiden Nationen der Vorzug gegeben wird) Russen 7, Schweden und Norweger 9, Griechen 119, Aegypter 256, Syrier 62, Türken 44, Bewohner Nubiens und des Sudân 39, andere Nationalitäten 65. — Die Pflegetage des vergangenen Jahres haben 16 372 betragen, was bei dem vorgenannten Krankenbestande einen Durchschnitt von $20\frac{1}{2}$ Tagen für jeden Kranken und von 45 täglich belegten Betten ergiebt. — Todesfälle sind im letzten Jahre 52 vorgekommen gegen 83 im Jahre 1877, 76 im Jahre 1876 und 72 im Jahre 1875; die Mortalitätsziffer hat sich also im Ganzen günstiger gestellt.

Ganz ungemein ist die Zahl der Polikliniker in den letzten Jahren, und überhaupt seit Anfang des Bestehens der Anstalt fortgehend gewachsen, was um so bemerkenswerther ist, als diese poliklinisch behandelten Kranken zum allergrößten Theil Eingeborne und Mohammedaner sind. Freilich ist daraus in keiner Weise der Schluß zu ziehen, daß dieselben irgendwie dem Christenthum als solchem geneigter würden; sie werden vielmehr einfach durch ihr physisches Bedürfniß und durch die hier gewährte Gratisbehandlung bestimmt, in diesem christlichen Hospitale Hilfe zu suchen; immerhin aber wird durch ihre große Zahl sehr entschieden bestätigt, was ich oben schon hervorhob, daß der fanatische Haß, der Widerwille und das Mißtrauen der Mohammedaner wenigstens da, wo das Christenthum ihnen als praktische Liebesarbeit entgegentritt, sich mit der Zeit bedeutend mildert. Die Zahl derjenigen, die in der Poliklinik des Hospitals Hilfe suchten und erhielten, betrug nämlich im Jahre 1873: 12 478, im Jahre 1874: 14 466, im Jahre 1875: 15 297, im Jahre 1876: 18 160, im Jahre 1877: 26 075, und im Jahre 1878 sogar 29 064, was pro Tag, wenn man die Sonn- und Festtage abrechnet, ungefähr 100 ausmacht! Diese Kranken, die ja natürlich zumeist arme sind, erhalten nicht allein chirurgische und medicinische Behandlung, sondern auch noch die erforderlichen Medicamente, und zwar Alles durchaus unentgeltlich.

Unentgeltlich aber werden außerdem auch nicht wenige der in die eigentliche Hospitalpflege aufgenommenen Kranken behandelt. Unter den 795 Kranken des vorigen Jahres waren 106, also beinah ein Siebentel der Gesammtzahl, welchen diese Wohlthat der Gratisbehandlung zu Theil wurde; von den 16 372 Verpflegungstagen kamen auf dieselben 3437, also mehr als ein Fünftel, und 9 bis 10 Betten im Durchschnitt waren täglich von ihnen belegt. Außerdem wurde noch 33 Kranken, welche nicht im Stande waren, das gesammte Pflegegeld zu entrichten, ein Theil desselben erlassen.

Die ärztlichen Functionen werden durch einen deutschen und einen englischen Arzt wahrgenommen, die seelsorgerlichen durch den deutschen, den englischen und den schottischen Geistlichen der in Alexandrien bestehenden Gemeinden. Die Thätigkeit dieser Geistlichen beschränkt sich jedoch nicht lediglich auf die seelsorgerlichen Besuche an den Krankenbetten, sondern macht sich auch geltend in Bibelstunden, die je nach Umständen und nach der Zahl der anwesenden Kranken deutscher aber englischer Zunge abgehalten werden; bei den Begräbnißfeiern, die in einer eigens dazu hergerichteten Kapelle meist in Form eines einfachen Gottesdienstes stattfinden, und bei Hausfesten, unter welchen die Weihnachtsfeier, die in deutscher Weise und zu großer Freude und Erhebung der Kranken begangen wird, die erste Stelle einnimmt.

Wie lebhaft man in den betheiligten Kreisen Alexandriens das Bedürfniß einer solchen Anstalt empfindet und wie dankbar man zugleich das segensreiche Wirken derselben anerkennt, geht nicht allein aus der Theilnahme und entgegenkommenden Freundlichkeit überhaupt hervor, die das Diakonissenhospital und die Schwestern persönlich allenthalben finden, sondern speciell auch aus der Bereitwilligkeit, mit welcher man die nöthigen Geldmittel darbietet. Alljährlich wird durch das oben erwähnte Comité eine Sammlung in der deutschen, schweizerischen und englischen Colonie veranstaltet, und dieselbe hat, wenn man die nebenher von Privaten und Vereinen der Stadt gemachten Geldgeschenke hinzunimmt, durchschnittlich einen Ertrag von 84 679 Piaster-Tarif oder ungefähr 17 640 Mark ergeben. Allerdings haben sich diese Beiträge in den letzten Jahren nicht unerheblich

vermindert; 1875 betrugen sie 107 476 P.-T. (gegen 22 390 M.), im letzten Jahre 1878 dagegen nur 66 907 P.-T. (gegen 13 940 M.), allein man darf dies nicht durch die verringerte Opferwilligkeit oder Freigiebigkeit, sondern nur, oder doch allergrößtentheils, durch die bekanntermaßen seit längerer Zeit schon höchst schwierige und bedenkliche Lage der geschäftlichen und finanziellen Verhältnisse Aegyptens erklären. Auch in dem letztvergangenen Jahre, daß einen soviel geringeren Betrag als die vorigen aufweist, befinden sich unter den Zeichnungen eine ganze Reihe von Beträgen zu 600, 500, 400, 300, 250, 200 M., einer sogar von 1000 M. Diese Opferwilligkeit ist um so mehr anzuerkennen, als sich das Wirken der Anstalt ja keineswegs allein auf die Angehörigen der drei Colonien, aus denen die Beiträge kommen, auch nicht einmal bloß auf die Stadt Alexandrien als solche erstreckt, sondern ebenso, ja sogar zumeist auf Fremde, wie denn z. B. Matrosen und andere Seeleute, wandernde sogenannte „Handwerksburschen“ und ähnliche nur durchpassirende Leute stets in großer Anzahl hier Aufnahme suchen und auch regelmäßig finden.

Außer durch diese freiwilligen Beiträge und durch jeweilige Geschenke andrer Art werden die Einnahmen des Hospitals durch die Pflegegelder der zahlungsfähigen Kranken und durch Subventionen etlicher Staaten gebildet. Doch sind diese letzteren nicht bedeutend: Aegypten giebt 5625 P.-T., England 4875, Deutschland 2925, die Schweiz 964, Schweden-Norwegen 585, zusammen ungefähr 15 000 P.-T. oder etwas über 3000 M. Endlich wirkt in Deutschland, und zwar in Berlin, ein Frauenverein speciell für die Anstalt. Derselbe unterhält ein Freibett, sendet jährlich ein- oder auch mehrmal Wäschegegenstände, welche seine Mitglieder gearbeitet haben, und pflegt auch bei Verloosungen oder Bazars, wenn solche in Alexandrien selbst zu Gunsten des Hospitals veranstaltet werden, durch Geschenke, die er hinüberschickt, mitzuwirken. Im vergangenen Jahre hat er der inneren Ausstattung der Begräbnißkapelle einen bedeutsamen Schmuck hinzugefügt durch die bekannte Thorwaldsensche Christus-Statue in dreiviertel Lebensgröße. — Im Ganzen muß leider die Anstalt immer noch aus der Hand in den Mund leben, denn wenn auch auf die Sammlung eines Capitals Bedacht genommen wird, so schmilzt dies doch jedesmal, wenn irgend besondere und außergewöhnliche Ausgaben zu bestreiten sind, erheblich wieder zusammen.

Eine sehr wesentliche Erweiterung und zugleich Verbesserung hat die Anstalt im vorigen Jahre durch einen für die poliklinischen Consultationen bestimmten umfangreichen Anbau, sowie durch eine Vergrößerung ihres Gartens erfahren.

Die poliklinischen Consultationen und die damit verbundenen Operationen und sonstigen Verrichtungen hatten bis dahin in einem Parterre-Raume des Hauptgebäudes vorgenommen werden müssen. Dies hatte natürlich mancherlei sehr fühlbare Uebelstände im Gefolge. Nicht allein, daß man den betreffenden Raum nur schwer und ungern für anderweitige Verwendung entbehrte, brachte auch das Ein- und Ausgehen so vieler Menschen (wie oben bemerkt durchschnittlich gegen 100 täglich) und der unvermeidliche Lärm viel Störungen für den inneren Anstaltsdienst und eine oft schädliche Beunruhigung der eigentlichen Hospitalkranken mit sich. Man hatte daher schon längst gewünscht, diesem Zustande der Dinge abhelfen zu können, und da das Comité nunmehr über die erforderlichen Mittel verfügte, so entschloß man sich zu einem Neubau, der gänzlich vom Hospital selbst getrennt, speciell für den poliklinischen Gebrauch bestimmt und eingerichtet und mithin im Stande sein sollte, allen in dieser Hinsicht hervorgetretenen Bedürfnissen zu entsprechen. Nach den nöthigen Ueberlegungen mit der Direktion in Kaiserswerth und im Einverständniß mit derselben wurde der Bau im Frühling vorigen Jahres begonnen, und schon im August konnte die feierliche Einweihung und die Ingebrauchnahme stattfinden. Das neue Gebäude, geräumig und gut ventilirt, enthält einen großen Warte- oder Versammlungssaal, drei Consultations-, Operations- und Verbandzimmer und außerdem die Apotheke; seinen Zugang hat es vom Garten her, so daß die Leute, die hier behandelt werden, in gar keine Berührung mehr mit dem Hauptgebäude kommen. Natürlich wird die hierdurch geschaffene Verbesserung als eine große Annehmlichkeit gleichermaßen von den Schwestern, den Aerzten und den Kranken empfunden.

Einmal mit Bauarbeiten beschäftigt, benutzte man die Gelegenheit, um gleichzeitig einem anderen Bedürfnisse gerecht zu werden. Das Hospital besaß noch ein angrenzendes Terrain, das man vor mehreren Jahren hatte ankaufen müssen, um zu verhindern, daß die in der Nachbarschaft entstehenden arabischen Häuser sich bis in zu große Nähe der Anstalt ausdehnten; dasselbe hatte sich aber bis dahin außerhalb der Umfassungsmauer befunden und wüst gelegen. Da es nun theils an sich selbst wünschenswerth erschien, dieses Terrain in das eigentliche Anstaltsgebiet mit einzubeziehen und daselbst nutzbar zu machen, theils aber auch sich mehr und mehr als ein Bedürfniß herausstellte, einen größeren als den bisherigen Garten für die Kranken und Reconvalescenten zur Verfügung zu haben, so errichtete man eine neue Umfassungsmauer, welche nunmehr das ganze der Anstalt gehörige Gebiet, gegen 5000 ägyptische Quadrat-Pik (ungefähr zwei preußische Morgen) einschließt. Das neu hinzugekommene Stück Boden hat man mit dem Garten vereinigt, und da unter der aegyptischen Sonne bei genügender Bewässerung (wofür hier durch Wasserleitung gesorgt ist) das Wachsthum ein sehr schnelles zu sein pflegt, so darf man hoffen, daß schon in wenigen Jahren die hier gemachten Anpflanzungen sich hinreichend entwickelt haben werden, um auch dieses Stück Garten den Schwestern wie den Kranken zur Freude und Erquickung dienen zu lassen.

M. Lüttke.

Die Dauer und die mittleren Kosten der Krankenverpflegung in preußischen Heilanstalten 1877.

Die Statistik der Heilanstalten, die in Preußen und im Deutschen Reiche seit 1877 alljährlich aufgestellt wird, erstreckt sich auch auf die finanzielle Seite der Verwaltung und sucht die Höhe, sowie die Deckung des erforderlichen Aufwandes zu ermitteln. Ein allseitig befriedigendes Ergebniß hat dieselbe jedoch bis jetzt dabei noch nicht erreicht, da die Angaben vielfach lückenhaft sind und mit der wünschenswerthen Genauigkeit keineswegs immer gemacht werden oder selbst gemacht werden können. Die privaten Unternehmer halten aus naheliegenden Gründen mit Aufschlüssen über die Einnahmen und Ausgaben ihrer Anstalten möglichst zurück, die öffentlichen Krankenhäuser aber können dieselben oft um deswillen nicht sicher beziffern, weil ihre Verwaltung mit derjenigen der Armenangelegenheiten verbunden ist und eine gemeinsame Rechnung führt. So wie die Dinge jetzt liegen, scheint es nicht gerathen, die von einigen Privatanstalten über die Verpflegungskosten gemachten Angaben weiter zu verwerthen, und auch von den 643 öffentlichen allgemeinen Krankenhäusern, die in Preußen für 1877 berichtet haben, muß ein Theil bei dieser Untersuchung unberücksichtigt bleiben. Für dieselbe bieten vielmehr nur die Mittheilungen aus 401 öffentlichen Heilanstalten eine genügende Grundlage. Das Endergebniß der hierauf sich stützenden Berechnungen ist folgendes; es betrugen 1877

	in Städten mit mehr als 20,000 Einw.	mehr als 5000—20,000 Einw.	5000 u. weniger Einw.
die Zahl der berichtenden Anstalten .	66	171	164
die Verpflegungsdauer Tage	32,3	31,5	27,3
die Verpflegungskosten für einen Tag Mark	2,20	1,63	1,68

Als Betrag der Verpflegungskosten ist hierbei der Gesammtaufwand der Heilanstalten betrachtet worden; dieser zeigt sich von der Größe der Stadt, in der die Anstalt liegt, insoweit abhängig, als in den Städten mit mehr als 20,000 Einwohnern die Krankenhäuser täglich fast 60 Pfennige mehr an Verpflegungskosten berechnen als in den kleineren Gemeinden. Außerdem wirkt aber offenbar auf die Höhe dieser Zahl noch eine Menge anderer Umstände ein, wie namentlich die Größe der Krankenhäuser, deren durchschnittliche Besetzung und das Verhältniß, in dem die verschiedenen Krankheitsformen vertreten sind. Die angestellte Untersuchung hat auf alle diese Momente ihr Augenmerk gerichtet, um aber jedes derselben in seiner Tragweite sicher zu erkennen, dazu wird es noch längerer Beobachtungen bedürfen. Dagegen hat sich bereits jetzt gezeigt, daß und in welchem Maße die verschiedene Größe des männlichen und weiblichen Krankenbestandes auf die Höhe der Verpflegungskosten einwirken muß. Die Zahl der Anstalten, welche durch ihre Mittheilungen die Feststellung dieses Verhältnisses ermöglichen, ist allerdings nicht sehr groß und umfaßt nur ein Drittel aller berichtenden Anstalten; aber gleichwohl werden die Ergebnisse der Berechnung Beachtung verdienen; es betrug

	in Städten mit mehr als 20,000 Einw.	mehr als 5000—20,000 Einw.	5000 u. weniger Einw.
die Zahl der berichtenden Anstalten .	33	95	84
die Verpflegungsdauer:			
für Männer Tage	27,9	28,4	24,8
„ Frauen „	35,6	43,1	31,4
die Kosten eines Verpflegungstages:			
für Männer Mark	2,42	1,92	1,88
„ Frauen „	1,67	1,28	1,60

Wie sich zeigt, ist in diesen 212 Anstalten für die Frauen der mittlere Kostensatz geringer, die durchschnittliche Krankheitsdauer aber 1877 größer gewesen als für Männer. (Statist. Corresp.)

Der Verein für innere Mission in Bonn.

Die am 24. März abgehaltene General-Versammlung des Bonner Vereins für innere Mission gab ein erfreuliches Zeugniß von dem Wachsthum, welches der Verein in den 30 Jahren seines Bestehens hat erfahren dürfen. Bis heute ist es ihm vergönnt gewesen, neue Zweige anzusetzen und mit neuen Mitteln den alten und neuen Bedürfnissen gegenüberzutreten. Geh. Rath Prof. Dr. Hälschner gab in der Versammlung einen lichtvollen Ueberblick über die Thätigkeit des Vereins in den 30 Jahren, wobei stets der Blick auf die weiteren Beziehungen der inneren Mission zu kirchlicher und gesetzgeberischer Thätigkeit mit gerichtet war, so daß in der Entwickelung dieses Lokalvereins zugleich die Geschichte der Liebesthätigkeit in diesem Zeitraume überhaupt sich abspiegelte. — Wir heben von einzelnen Einrichtungen in der Gemeinde Bonn nur hervor: die Herberge zur Heimat, die ihr 25jähriges Jubiläum in diesem Jahre feiert und sich einer so günstigen Entwickelung dauernd erfreut, daß sie im letzten Jahre 1000 *M.* Ueberschuß erzielt hat. Ebenso feiert das Friedrich Wilhelms-Hospital 1879 sein 25jähriges Bestehen. Dasselbe diente eine Zeitlang vier verschiedenen Zwecken: als Krankenhaus, Alterversorgungshaus, Waisenhaus und Heim für arbeitslose Dienstboten. Seit einer Reihe von Jahren ist nun ein eigenes Waisenhaus vorhanden, und seit vorigem Jahre auch eine Mägdeherberge und Mägdebildungsanstalt (mit gegenwärtig 11 Schülerinnen). Die Lehrlingsschule, der Gesellenverein, die Volksbibliothek, die Nähschule, die Armenpflege und die Einrichtung eines Verkaufs guter und billiger Nahrungsmittel sind altbewährte Einrichtungen dieses Vereins, der mit großer Umsicht den Bedürfnissen des Volkes seit 30 Jahren seine Dienste geleistet hat. (Rh.-Westph. C.)

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-



Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 18. Juni 1879. **Nr. 25.**

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben: Carl Heymann's Verlag, Mauer-Straße Nr. 63—65, W., machen zu wollen.

---

1. Ludwig Freiherr von Stenglin, Oberst-Lieutenant a. D., Rechtsritter seit 1869, † zu Berlin 5. Juni 1879.
2. Ernst Wilhelm Rembert Freiherr von Ungern-Sternberg und Pürckell, Kaiserlich Russischer Wirklicher Geheimer Rath und Gesandter a. D., Ehrenritter seit 1829, † 5. Juni 1879.
3. Wilhelm von Greiffenberg, Oberst-Lieutenant z. D., Ehrenritter seit 1861, † zu Berlin 5. Juni 1879.

Preußische Genossenschaft.

Auf dem am 6. Juni c. zu Königsberg abgehaltenen Rittertage der Preußischen Provincial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens, ist an Stelle des verstorbenen Rechtsritters: Landhofmeisters Grafen zu Eulenburg,

der Rechtsritter: Freiherr von Tettau, auf Tolks bei Bartenstein, Mitglied des Herrenhauses, zum Schatzmeister und an seine Stelle

der Rechtsritter: Kammerherr, erbliches Mitglied des Herrenhauses, Burggraf und Graf zu Dohna-Schlobitten, auf Schlobitten bei Schwölmen, zum Richter,

sowie der Rechtsritter: Majoratsbesitzer von Kunheim, auf Spanden bei Schlobitten, zum Mitgliede des Convents

der genannten Genossenschaft gewählt worden.

Die Oberlin-Sache nach ihrer Entstehung, Entwickelung und Hoffnung,

so lautet der Titel einer Jubiläums- und Denkschrift, welche vom Centralvorstande des Oberlin-Vereins zu Berlin zu der am 16ten dieses Monats stattgehabten hundertjährigen Jubiläumsfeier der ersten christlichen Kleinkinderschule ausgesendet worden ist, aus der wir folgenden Auszug hier mittheilen:

I. Entstehung.

Als am 30. März 1767 der damals sieben und zwanzigjährige Johann Friedrich Oberlin in das von vier Filialdörfern umgebene kleine Vogesen-Pfarrdorf Waldbach in dem rauhen und unwirthlichen Steinthale seinen Einzug hielt, um dort eine nahezu sechszigjährige, ebenso christlich-apostolische, als menschlich-civilisatorische, in der Geschichte des Pfarrstandes fast einzig dastehende Thätigkeit zu entfalten, da hätte auch ein geschärfter Prophetenblick es dem schlichten und bescheidenen Jüngling nicht an der Stirn lesen können, daß ein Jahrhundert später sein Name leuchten werde „in des Himmels Glanz und wie die Sterne immer und ewiglich", (Dan. 12, 3), ja, daß er von der Dank erfüllten Nachwelt unter die großen Wohlthäter der menschlichen Gesellschaft, unter die ruhmgekrönten Bahnbrecher des Reiches Gottes werde gerechnet werden.

Nimmer jedoch wäre vielleicht Oberlin zu seiner nachmals so reich gesegneten und hervorragenden Thätigkeit auf dem Gebiete des practischen Christenthums mit solcher Macht und Kraft empor gehoben worden, wenn ihm nicht die Vorsehung in der Person seiner Gattin Magdalena Salome Witter und seiner getreuen, mit Oberlin's Haus unzertrennlich zusammenwachsenden und bis zu ihrem späten Ende darin verharrenden Dienerin Louise Scheppler zwei Frauenherzen an die Seite gestellt hätte, die im wahren Sinne nicht nur des Mannes und Pastors, sondern auch des gesammten Steinthals unvergeßliche Wohlthäterinnen und milde Schutzengel gewesen sind.

Diese beiden Frauen waren es nun, welche als die

eigentlichen Begründerinnen der organisirten Kinderpflege, als die liebevoll suchenden Finderinnen der köstlichen Perle der christlichen Kleinkinderschulsache zu betrachten sind. Die edle Pfarrfrau, in 16jähriger, unendlich glücklicher Ehe (1768—84) mit ihrem Gatten verbunden und dessen hochherzige Absichten und pastorale Mission mit tiefstem Verständniß und innigster Geistesgemeinschaft erfassend, gewahrte auf den Pilgergängen der Barmherzigkeit, die sie in Begleitung ihrer getreuen Louise durch die armen Kirchspielsdörfer unternahm, nur zu oft die leiblichen und geistigen Gefahren, denen die Kleinen, noch nicht schulpflichtigen Kinder, verlassen von ihren dem Broderwerb nachgehenden Eltern und größeren Geschwistern, in einem oft rohen und wüsten Gassenleben ausgesetzt waren.

Mit Gewalt drängte sich die Frage an's Herz heran: „was kann geschehen, um hier zu helfen, um die in den Stürmen dieser rauhen und argen Welt stehenden Kinderpflänzlein zu bergen?“ Auch Oberlin, der unermüdliche Freund der Schule und Erziehung, hatte dem schreienden Uebelstande, der hier zu Tage trat, Auge und Herz schon zugewandt; und als er nun in der Näh- und Strickschule der Louise Scheppler wahrnahm, wie die treue Magd die kleinen Geschwister der Strick- und Nähschülerinnen, welche ihre Schwestern zur Schule begleitet hatten, in der Schule durch Spielzeug und, wenn es der andere Unterricht erlaubte, durch Erzählungen u. s. w. beschäftigte, so reifte gar schnell im stillen Pfarrhause zu Waldbach im Steinthal der so recht aus der Liebe Gottes geborene Gedanke, für die kleinen verwahrlosten Kinder eine Schule zu errichten, ein still gemüthvolles, vom Geiste des göttlichen Kinderfreundes durchwehtes Asyl für Leib und Seele der Kleinen, denen Gottes Sohn mit so heiliger Bestimmtheit das Himmelreich zugesprochen und auf deren Pflege und Bildung der göttliche Verheißungssegen gelegt ist: „wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.“ (Marc. 9,37).

So wurde am 16. Juni 1779 zu Waldbach im Elsaß **die erste christliche Kleinkinderschule** eröffnet, ein damals der Welt noch gar unbekannter, aber geweiheter Gottestempel und eine reich gesegnete Pflanzstätte menschlichen Glückes. Den offenbaren Segen der Anstalt, ihren heilbringenden Einfluß auf das innere und äußere Leben der Kleinen erkannten die Steinthaler so schnell, daß in kurzer Frist neben der ersten Kleinkinderschule noch drei weitere in den verschiedenen Ortschaften des Kirchspiels errichtet wurden.

Louise Scheppler wurde die erste und mit der ganzen Kraft des zu solchem Berufe erforderlichen Geistes ausgerüstete Pflegerin der Kindlein und Stellvertreterin der Mütter. Was andere Lehrerinnen oft durch mühsame Uebung sich nicht anzueignen vermögen, das war ihr als köstliche und unausschöpfliche Naturgabe verliehen worden, weshalb sie denn auch nach dem 1784 erfolgten Tode ihrer geliebten Pfarrfrau, der „Mutter des Steinthals“, nicht nur als völlig selbstverständlich ansah, den noch vorhandenen sieben Oberlin'schen Kindern die Mutter zu ersetzen, sondern auch das ungleich Schwerere, die Leitung der Kleinkinderschule, in ungeschwächter Kraft noch nebenbei zu übernehmen und so dabei auszuharren, daß sie einen 1835, zwei Jahre vor ihrem Tode, geschriebenen Brief mit den Worten unterzeichnen konnte: „Louise Scheppler, Kinderpflegerin seit 55 Jahren.“

Als der Pfarrer von Waldbach einige Jahre vor seinem Tode das Kreuz der Ehrenlegion empfing, und als seine getreue Magd Louise Scheppler mit dem in 5000 Francs bestehenden „Tugendpreis“ Seitens der französischen Academie beschenkt und geziert wurde, konnten diese Auszeichnungen, zumal bei einem für äußere Ehren so entzündlichem Volke, wie die Franzosen sind, nur zu weiteren kräftigen Mitteln werden, dem Steinthale und seinen Institutionen diejenige Publicität und Berühmtheit zu geben, ohne welche nun einmal nichts menschlich Großes gedeihen und zur vollen Machtentfaltung gelangen kann.

Der Grund zur Oberlinsache war gelegt. Die christliche Welt war aufmerksam geworden auf die heilsamen Dinge, welche im Steinthale vorgingen. Man fing an Kinderbewahrung und -pflege nicht mehr als nebensächliche, sondern als hochwichtige Factoren des gesellschaftlichen Glückes zu betrachten, — nicht mehr als Privatliebhaberei, sondern als öffentliche Pflicht, — und bald trugen günstige Lüfte die beschwingten Körnlein des Segens von den Waldabhängen der Vogesen und dem pont de charité (Brücke der Barmherzigkeit), womit Oberlin die wildflutende Breusch überbrückt hatte, in die umliegenden Länder, um auch dort ein Keimen und Wachsen, ein mannigfaches Blühen und köstliches Früchtetragen zu veranlassen.

II. Ausbreitung.

In einem vom Elsaß weit abgelegenen und klimatisch noch rauheren Lande, als das Steinthal ist, fanden die Oberlin'schen Bestrebungen für das Wohl der kleinen Kinder die erste Nachfolge. In Schottland war es, und zwar in der dortigen Ortschaft Neu Lanark, wo im Jahre 1816 der als Socialreformer vielbekannte Menschenfreund Robert Owen eine der Waldbacher Kinderschule ähnliche Zufluchtsstätte für die verwahrlosten Kindlein seiner zahlreichen Manufactuearbeiter einrichtete. Die Leitung übergab er aber nicht einer zweiten Louise Scheppler, sondern in Ermangelung derselben einem männlichen Vorsteher, dem schlichten, aber geistig reich begabten und für seinen neuen Beruf begeisterten Weber James Buchanan. Dieser begnügte sich nicht damit, die Kinderchen dem Leben auf der Straße oder dem vereinsamten Elternhause zu entnehmen und sie in besonderen Räumen leiblich zu pflegen und zu behüten, er erhob vielmehr durch Einführung methodischer und erziehlicher Behandlung der

Kleinen die Kinderbewahranstalten zu eigentlichen Kleinkinderschulen empor, indem er die bis heute eigentlich noch giltigen und später nur in äußerlichen Dingen überflügelten Prinzipien feststellte, nach welchen das Kind leiblich und geistig zu beschäftigen und dadurch zu bilden und zu erziehen sei.

In England war es keine geringere Person, als der Lordkanzler Brougham, der in hochherziger und tief empfundener Rede die Kleinkinderschulsache als eine für das Nationalwohl höchst bedeutsame Angelegenheit öffentlich und selbst im Parlamente vertrat und im Jahre 1820 aus einflußreichen Männern des Volkes ein Centralcomité zur Verbreitung der Kleinkinderschule konstituirte. Gleichzeitig errichtete er in London eine Kleinkinderschule als Musteranstalt und als Seminar zur praktischen Ausbildung von Lehrern, an welche er den James Buchanan aus Schottland als Leiter berief. Nach kurzer Frist waren bereits 160 Kleinkinderschulen in England, und gegenwärtig wird wohl allem Vermuthen nach kein irgend namhafter Wohnplatz im Inselreiche sein, in dem nicht Kleinkinderschulen beständen, um einem gerade für die dortigen Verhältnisse dringenden Bedürfniß des arbeitenden Volkes Abhilfe und Befriedigung zu gewähren.

Auch seinen Colonien wendete England die Segnungen der Kinderpflege und Erziehung zu.

Von England nahm über den Canal hinüber die Sache ihren Weg nach Frankreich. Zwar hatte schon vor Owen im Jahre 1801 die Marquise de Pastoret eine Anstalt zur täglichen Aufnahme und Verwahrung armer und schutzloser Kinder (Krippe oder Kinderspital) in Paris errichtet, aber unter der Ungunst der Verhältnisse fand das edle Beispiel zunächst keine Nachfolge. Noch weniger war in der fraglichen Anstalt von einer organisirten Erziehung und einem methodischen Lehrverfahren die Rede. Erst als später das erstaunte Paris erfuhr, daß es schon ein halbes Jahrhundert lang in dem damals zu Frankreich gehörigen (durch die deutschen Siege uns wieder angegliederten) Steinthal ein großes nicht einmal ausländisches Vorbild in den Oberlin-Schepplerschen Kleinkinderschulen besessen habe, ohne die so köstliche Perle einer Beachtung zu würdigen, erst dann nahmen die französischen Kleinkinderschulen — die salles d'asyle — einen rascheren und erfreulichen Aufschwung. Im Jahre 1834 hatte Paris bereits 19 solcher Asyle, Straßburg 10, Lyon und Versailles je 5 u. s. w. Heute wird sich die Gesammtzahl der französischen Kinderpflegen und -schulen allem Vermuthen nach auf viele Hunderte belaufen.

Ebenso betheiligten sich die Schweizerstädte Genf und Lausanne an der segensreichen Arbeit für das Wohl der Kleinen. Für diese wurden Schulen errichtet und in anderen Städten der Schweiz zahlreich nachgeahmt.

Auch über die Alpen hinüber nach Italien flogen die Oberlin'schen Saatkörner. Der fromme Geistliche Ferrante Aporti eröffnete in Cremona fünf Kleinkinderschulen. Pisa folgte 1833 mit Errichtung einer ersten und bald darauf einer zweiten Schule. Livorno, Prato, Siena schlossen sich an, bald auch Florenz.

Fast gleichzeitig mit Italien wandte sich auch Ungarn dem der Kleinkinderschulsache aufgehenden Lichte zu. Hier hat sich als Begründerin derselben die Gräfin Theresia Brunswick von Korompa strahlende Verdienste erworben, die im Jahre 1828 in Ofen die erste ungarische Kleinkinderschule gründete.

Nicht minder gelang es ihrer Thätigkeit, auch in Wien ein reges Interesse für die von ihr vertretenen Sache hervorzurufen, ein Interesse, welches darin seinen hervorragenden Ausdruck fand, daß man daselbst 1830 eine Kinderschule eröffnete. Selbst nach Bayern hin erstreckte sich die unermüdliche Thätigkeit der Gräfin Brunswick, indem sie dort die Kleinkinderschulsache in Fluß brachte und insbesondere in Augsburg einflußreiche, in einem Vereine sich zusammenschließende Persönlichkeiten dafür gewann (1834).

Was aber ihrem menschenfreundlichen Wirken die Krone aufsetzte, war die Stiftung eines ungarischen, der Kleinkinderschule gewidmeten größeren Vereins, welcher zum erstenmale unter dem Vorsitz des Grafen Leo Festetich im März des Jahres 1836 tagte und unter seinen Ausschußmitgliedern die Gräfin B. zählte. Sie erlebte die Freude, daß 1847 bereits 70 Kleinkinderschulen in Ungarn existirten, eine Pflanzung des Glaubens und der Liebe, die nicht untergegangen ist, sondern in der Gegenwart sich weiter entfaltet und Frucht bringt. Denn zu Anfang des Jahres 1877 gab es in Ungarn und Siebenbürgen nicht weniger als 215 Kleinkinderanstalten, die von 18 624 Kindern besucht werden.

Wir wenden uns zu dem Lande, das mehr, als alle seither genannten, unsere Blicke auf sich zieht, weil es unsere Heimat ist, — wir wenden uns zu Deutschland. Bei weitem langsamer und mit geringerer Triebkraft, als in England, keimte und wuchs die in diesen Zeilen besprochene Sache bei uns. Zwar eine von hoher Seite ausgehende Anregung fehlte auch hier nicht. Noch früher als der Schotte Owen legte die Fürstin Pauline zur Lippe ein Oberlinsches Samenkorn in die vaterländische Erde. Als jugendliche Wittwe Trost in den Werken barmherziger Liebe suchend, errichtete sie 1802 in Detmold eine der Pflege und Erziehung kleiner Kinder gewidmete Anstalt.

Die Detmolder Kinderschule konnte damals als Leuchte für die deutschen Lande gelten. Dennoch stand das Lichte noch längere Zeit unter dem Scheffel.

Erst das Jahr 1819 brachte ein neues Lebenszeichen. Der leider zu früh verstorbene Professor Wadzeck in Berlin, durch den rührenden Anblick zweier vom Sterbebette der Mutter gekommenen, auf einer Treppe sitzenden verwaisten und hungernden Kinder aufs Tiefste erregt, gründete in dem genannten Jahre die erste Berliner Kleinkinderschule. Auch hier vereinigte man in sehr praktischer Weise mit der Kinderschule eine Anstalt zur Heranbildung künftiger Wärterinnen oder

Bonnen, das sogenannte Alexandrinen-Institut. Ein Weiteres geschah in Berlin nicht und das von Wadzeck Angeregte blieb noch längere Zeit isolirt und nach außen kaum beachtet. Nur in Cassel gründete der Kurfürst 1825 eine Kleinkinderschule; 1829 und 1830 entstanden deren zwei in Stuttgart.

Erst das vierte Jahrzehnt unseres Jahrhunderts brachte der Kleinkinderschulsache im deutschen Vaterlande allgemeinere Anerkennung und intensivere Verbreitung. Wir sehen Kinderschulen entstehen in Stralsund, Lübeck (1834), Torgau, Danzig (1839), Düsseldorf und Kaiserswerth. München hatte bereits 1833 eine Kinderbewahranstalt ins Leben gerufen.

Im Großherzogthum Hessen ging Lich 1834 mit Gründung einer Kinderschule voran. Eine zweite entstand 1841 in Stockhausen bei Lauterbach, eine dritte wurde 1842 zu Rüsselsheim am Main errichtet. Mainz errichtete 1839 eine Kinderschule, Gießen war schon 1836 mit Gründung einer solchen vorgegangen, ebenso im folgendem Jahre das damals kurhessische Marburg. — Gegenwärtig bestehen an vielen hessischen Orten solche Anstalten, von denen wir hier Darmstadt, Bessungen, Arheiligen, Neckarsteinach, Groß Gerau, Jugenheim, Babenhausen, Roßdorf, Pfungstadt, Friedberg, Butzbach, Schlitz nennen.

Epoche machend und gewissermassen eine Neuschöpfung auf dem Gebiete der deutschen Kleinkinderschule inaugurirend, war das von Pastor Fliedner in Kaiserswerth 1836 errichtete Seminar für Kleinkinderlehrerinnen.

Neben den Namen „Fliedner" und „Kaiserwerth" strahlen zwei andere in ähnlichem Glanze. Welcher auf dem Gebiete der Volkserziehung nur einigermaßen Kundige wüßte nichts von Nonnenweier in Baden und der am 5. März 1870 entschlafenen Mutter Jolberg? In einem 1870 geschriebenen Berichte heißt es von derselben: „Gegen 500 Kleinkinderlehrerinnen hat sie in ihrem 26jährigen Wirken als Hausmutter eines Kleinkinderlehrerinnen-Seminars ausgebildet. Gegenwärtig wirken ihre Schülerinnen auf 256 Stationen.

Beeinflußt durch Kaiserswerth und Nonnenweier, gründete der vielbekannte, am 2. Januar 1872 gestorbene Pastor Löhe ein Diakonissenhaus mit Lehrschwestern zu Neuendettelsau in Bayern (1853). Einige Jahre später errichtete Wilhelmine Canz ein Mutterhaus zu Großheppach bei Cannstadt in Württemberg.

Auch in den Diakonissenhäusern zu Breslau, Hannover, Neu-Torney bei Stettin, Karlsruhe, Dresden, Bielefeld, Treysa, Altona hat man mit der Ausbildung von Kleinkinderschullehrerinnen begonnen. Auch die Helenenschule zu Ludwigslust hat sich angeschlossen.

Von besonderer Wichtigkeit und verheißungvoll für den Osten unseres Vaterlandes bezeichnet die Jubiläumsschrift die seit 1866 bestehende und in den Jahren 1873 und 1874 durch bedeutenden Um- und Neubau auf die Höhe der Zeit emporgehobene Diakonissenanstalt für Kinder- und Armenpflege zu Frankenstein in Schlesien.

III. Consolidirung der christlichen Kleinkinderschulsache und ihr organischer Zusammenschluß im Oberlinvereine.

„Herzerfreuend gewiß, Segensfelder aufweisend und auf mancher Höhe liebliche Fernsicht gewährend war der Weg den wir vom stillen Pfarrhause zu Waldbach im Steinthale ausgehend, bis jetzt zurücklegen durften. Das Gleichniß vom Senfkorn, das, wenn es gesäet wird, das kleinste ist unter allen Samen, das aber, wenn es erwächst, ein Baum wird, unter dessen Zweigen die Vögel unter dem Himmel wohnen (Matth. 13, 31), dies Lebenswort des Herrn wird manchem der freundlichen Leser beim Ueberblicken dieser Zeilen in den Sinn gekommen sein. Ein Keimen und Wachsen, Blühen und Früchtetragen auf dem Oberlinacker sahen wir ja allerwärts, in Nord und Süd, Ost und West."

„Was wir nun noch zu berichten haben, ist die seit dem Jahre 1871 ins Werk gesetzte und mit wachsendem Erfolge gekrönte Consolidirung der christlichen Kleinkinderschulsache, deren Organisation und Verallgemeinerung im Oberlinvereine."

Es geschah anläßlich der Octoberversammlung 1871, daß der für die Kleinkinderschule und deren Segen hochbegeisterte und unermüdlich wirkende hochbetagte Johanniter-Ritter Freiherr von Bissing-Beerberg den in Berlin tagenden zahlreich versammelten Männern geistlichen und weltlichen Standes den längst in seinem Herzen gereiften Gedanken, einen deutschen Kleinkinderschulverein zur Hebung, allgemeinen Verbreitung und Organisation der christlichen Kleinkinderschulsache und der damit verbundenen Gemeindepflege zu gründen, mit beredter Wärme darlegte und empfahl. Das Ergebniß der in einer desfallsigen Spezial-Conferenz vorgenommenen Berathung und Beschlußfassung war, daß der fragliche Verein mit dem Namen „Oberlin-Verein" geziert, sofort constituirt und der Leitung eines Central-Comités unterstellt werden sollte. Die Ausbreitung des Vereins über ganz Deutschland, die möglichst vielseitige Beförderung der christlichen Kleinkindererziehung als der nothwendigen Grundlage für jede künftige gedeihliche Lebensentfaltung in Schule und Haus, Kirche und Staat wurde als Ziel der Vereinsbestrebungen in Aussicht genommen; die schon bestehende, die Oberlinssache vertretende Monatsschrift „die christliche Kleinkinderschule" sollte als Organ der Vereinsthätigkeit kräftig unterstützt, die Gründung eines größeren, mit allen Schwesteranstalten eng zu verbindenden Mutterhauses für allseitige und methodische Heranbildung von Lehrschwestern und Gemeindediakonissen mit vereinten Kräften angestrebt werden, die Berufung eines befähigten Geistlichen behufs der Leitung der Anstalt und ihrer geschäftlichen Vertretung nach außen sollte dann hinzutreten.

Mit der wachsenden Kraft des Vereins sollten auch dessen Aufgaben sich erweitern und vertiefen. Zu grundlegender Pflege und Bildung der kleinsten Kinder sollten für die größeren wohleingerichtete Strick-, Flick-, Näh- und Sonntagsschulen seitens der ausgesendeten Lehrschwestern ins Leben gerufen und geleitet werden; Arme, Schwache und Gebrechliche sollten der angelegentlichsten und persönlichen Fürsorge der Schwestern sich erfreuen, überhaupt sollte die Gemeinde-Diakonie in dem urgeschichtlich überlieferten neutestamentlichen Sinne Seitens des Oberlinvereins ins Auge gefaßt und wieder belebt werden.

Mit freudigen und nach Maßgabe der vorgenannten Beschlüsse wohlbegründeten Hoffnungen gingen nun die Oberlins-Bauleute ans Werk. Von gar großem Segen war es, daß einestheils der Verein in rasch steigender Entfaltung numerisch wuchs, und daß andererntheils ein Mann, dessen Bedeutung die Universalgeschichte den künftigen Jahrhunderten überliefern wird, sich bewogen fühlte, der an ihn gerichteten Bitte zu entsprechen und als Präsident an die Spitze des Oberlin-Central-Comités zu treten: der General-Feldmarschall Graf von Moltke.

Das Weberdorf Nowawes bei Potsdam sollte des neuen Oberlinhauses Stätte werden. Schon am 30. November 1874 konnte die Einweihung der vom Vereine gemietheten Räumlichkeiten vorgenommen werden. Das allerdings noch bescheidene, vorläufig nur für 10 bis 12 Schwestern Raum bietende Haus wurde dem auf dem Gebiete der Kleinkinderschule als Autorität dastehenden Director Ranke übergeben, der 24 Jahre lang als erster Lehrer am Kinderlehrerinnen-Seminar in Kaiserswerth gewirkt hatte. Schon im Frühjahr 1875 mußten weitere Räume gemiethet, um statt der 10 bis 12 Schwestern, 25 aufnehmen zu können, was natürlich die Nothwendigkeit des Baues eines eigenen Anstaltsgebäudes noch dringender herausstellte.

Der Oberlin-Centralvorstand ging deshalb muthig an's Werk, er erwarb mitten in Nowawes einen Bauplatz und begann den Bau des neuen Mutterhauses im Frühjahr 1877, das am 29. October 1878 im Beisein Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzessin Friedrich Carl von Preußen eingeweiht werden konnte.

Leider erkrankte Director Ranke im Frühjahr 1878 so bedenklich, daß derselbe seinem Amte entsagen mußte. Als Oberin des Hauses wurde im Herbst 1878, zunächst provisorisch, Fräulein Thusnelda von Saldern berufen, die den Umzug aus den alten Räumen in das neue Haus, sowie die Einrichtung des letzteren bewirkte und seitdem der Schwesternschaft vorsteht.

Von den Schwestern sind auswärts stationirt 25, während sich im Hause 2 Lehrschwestern, 1 Hausschwester, 7 Probeschwestern und 5 in der Vorprobe stehende Aspirantinnen, zusammen 15 Schwestern befinden. Zur Erholung auswärts ist eine kranke Schwester. Giebt die Summe 41 Schwestern.

IV. Blicke in die Zukunft.

„Im Ganzen war es ein gesegneter und lichtvoller Weg, auf dem die Oberlinsache, eben so christlich und evangelisch in ihrer principiellen Begründung, als echt vaterländisch und patriotisch in ihren Tendenzen, sich bewegte, entfaltete und mit zunehmendem Erfolge durch die Jahrzehnte unserer jüngsten Vergangenheit dahinschritt. Unbeirrt durch verschiedene Hemmnisse und Anfechtungen, die ihre Ursache hatten theils in der wirthschaftlichen Bedrängniß der Gegenwart, theils in der Abgunst jener zahlreich regierenden Geister, die allen positiven und bauenden, in dem Heilsgrunde des Evangeliums festgewurzelten Bestrebungen gewohnheitsmäßig sich entgegenstemmen, ging die Oberlinsache ihren Weg; und daß sie ein gutes, von den ewigen Vaterhänden gestütztes und beschirmtes Gewächs sei, sagten uns manigfaltige, oft über unser Bitten und Verstehen gewährte Bezeugungen nicht minder der göttlichen Gnade als des menschlichen Wohlwollens."

„Zu den Vorzeichen einer demnächstigen Verallgemeinerung der christlichen Kleinkinderschule rechnen wir ferner die Gründung von Provinzial-Oberlinvereinen, deren bis jetzt vier innerhalb der Preußischen Monarchie entstanden sind, nämlich in Schlesien, Berlin, Ost- und Westpreußen. In den Thüringischen Landen sind Anregungen gegeben, daß auch dort ein größerer (die verbrüderten Territorien umfassender) Verein soll errichtet werden. Das von den Oberlin-Bauleuten signalisirte Ziel, daß solche Vereine das ganze deutsche Reichsgebiet allmälig überziehen sollen, ist fest im Auge zu behalten. Denn je mehr das Oberlinnetz über die deutschen Lande gezogen wird und mit je zahlreicheren und engeren Maschen es arbeitet, um so mehr muß ja der Segen wachsen."

„In besonderem Maße hoffnungerregend ist die wachsende Zahl der Kleinkinderlehrerinnen-Seminarien und Diakonissen-Häuser mit Lehrschwestern. Eine ganze Reihe solcher Anstalten ist im letzten Jahrzehnt entstanden, und keins dieser Institute erhebt die die Klage, daß die ausgebildeten Kinderlehrerinnen kein Arbeitsfeld und keine Verwendung fänden. Im Gegentheile, manche Bitte: „„Schickt uns eine Schwester!"" mußte wegen Mangels der geeigneten Lehrkräfte unerfüllt bleiben."

Aus den 2000 Kinderschulen, die wir jetzt haben, wird Gott 20 000 und mehr machen; denn seine Hand ist nicht verkürzt und seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende. So sprechen wir denn getrost und mit aller Zuversicht, wie die lieben Kinder zu ihrem lieben Vater: „Herr, hilf, laß wohl gelingen, Dein ist die Sach'!"

Bitte für ein in Lippspringe errichtetes Diakonissen-Kur- und Pflegehaus.

Es giebt wohl kaum einen Badeort in ganz Deutschland, in welchem in den Sommermonaten so viel körperliches Leiden zusammengedrängt ist, als in Lippspringe. In dieses Bad kommt so leicht kein Fremder, der sich

nur von den Mühen seines Berufs auf einige Wochen erholen will. Nach Lippspringe kommen nur Kranke, und zwar vorzugsweise Brustkranke. Unter diesen Kranken befindet sich eine sehr beträchtliche Zahl so Schwacher, daß auch die treueste Pflege, welche die Hauswirthe bieten, nicht ausreichend erscheint.

Früher trat dieser Uebelstand weniger hervor, weil die Anzahl der Kranken eine beschränkte war. Seit etwa 10 Jahren ist die frühere Frequenz aber um das Dreifache gestiegen. Die Zahl der Kranken reicht jetzt weit in das dritte Tausend hinein. Auch den Brunnenärzten hat sich je länger je mehr die Ueberzeugung und der Wunsch aufgedrängt, daß hier außerordentliche Hilfe geschafft werden müsse. Und so wurden denn bereits in den Jahren 1877 und 1878 Diakonissinnen aus Bielefeld hierher berufen, deren treuer Dienst der Liebe vielen Kranken eine Wohlthat gewesen ist.

Hierbei stellte sich aber bald ein Uebelstand heraus. Die Diakonissinnen waren in einem Privathause einlogirt und besuchten von da aus die in den einzelnen Häusern zerstreut wohnenden Kranken. Dadurch wurde aber nicht nur die Kraft derselben in einer für sie mehr als anstrengenden Weise zersplittert, sondern auch die Kranken selbst hatten darunter zu leiden, sofern die Schwestern dadurch behindert waren, ihre Kraft und Zeit gleichzeitig mehr als einem Kranken zu widmen. Und dieses war doppelt fühlbar, wenn dieselben an Krankenbetten gefesselt waren, die sie ohne die höchste Gefährdung der Leidenden Tage lang, ja Wochen lang nicht verlassen konnten. Wie viele andere Leidende blieben während dieser Zeit ungepflegt.

Die Unterzeichneten faßten daher schon vor Jahresfrist den Plan, hier ein Diakonissen-Kur- und Pflegehaus zu begründen. Doch machte der Erwerb eines passenden Bauplatzes große Schwierigkeit. Denn derselbe mußte geräumig, gesund und in der Nähe der Heilquelle belegen sein. Sie konnten kaum erwarten, daß sich ihr Vorhaben in so schneller und herrlicher Weise erfüllen würde, wie dieses neuerdings geschehen ist. Es ist durch Gottes ganz besondere Fügung gelungen, ein in unmittelbarer Nähe der Heilquelle gelegenes, und erst vor wenigen Jahren neu gebautes Hotel mit 24 Zimmern zu erwerben, und ist die innere Einrichtung desselben so weit gefördert, daß schon mit Anfang der diesjährigen Badesaison Kurgäste aufgenommen werden konnten. Die innere Einrichtung des Hauses ist der Art, daß allen nicht übermäßigen Anforderungen genügt werden kann. Die Verwaltung desselben, auch was die wirthschaftliche Seite betrifft, wird vollständig durch Bielefelder Schwestern besorgt, unter Leitung der Unterzeichneten.

Die Kauf- und Einrichtungskosten belaufen sich auf ca. 39,000 Mark. Wir haben zu dieser Summe nur erst sehr wenig, zweifeln aber nicht, daß sich viele finden werden, die für dieses so überaus wichtige Unternehmen eine Liebesgabe übrig haben. Viele von denen, die entweder selbst die Wohlthat des Bades Lippspringe genossen haben, oder Verwandte und Freunde dort gehabt haben, Viele auch von denen, die Gott preisen, daß Er ihnen und ihren Kindern eine gesunde Brust gegeben hat.

Wir bitten demnach Alle, die dieses lesen, dringend: theilt uns eine Gabe für das Diakonissen-Kur- und Pflegehaus in Lippspringe mit! Ich bin krank gewesen, wird der Herr am jüngsten Tage sprechen, und ihr habt Mich besucht. Was ihr gethan habt einem unter diesen Meinen geringsten Brüdern, das habt ihr Mir gethan. Was ihr aber nicht gethan habt einem unter diesen Geringsten, das habt ihr Mir auch nicht gethan!

Es wird kaum nöthig sein, noch hervorzuheben, daß wir bei der Aufnahme und Verpflegung der Kranken selbstverständlich nicht nach der Confession fragen. Ganz besonders aber soll Armuth nicht ein Hinderniß der Aufnahme sein, sondern vielmehr die Aufnahme erleichtern. Wie viele Kranke sind außer Stande, die Kur zu gebrauchen, wenn ihnen nicht eine Erleichterung geboten wird. Wir denken dabei nicht nur an einzelstehende Frauen und Mädchen, z. B. Lehrerinnen, denen es ohnehin schwerer fällt, ein passendes Unterkommen zu finden, als Männern, sondern namentlich auch an die große Zahl solcher, die nicht gern öffentlich Unterstützung nachsuchen, derselben aber sehr bedürfen, wie wir aus Erfahrung bezeugen können. Doch ist auch ein Theil des Hauses für Bemittelte bestimmt, welche sich gern in die Pflege der Diakonissinnen geben wollen.

Das Diakonissen-Kur- und Pflegehaus will Jedem in Liebe dienen, der der pflegenden Liebe bedarf.

Lippspringe und Bielefeld, den 27. Mai 1879.

Schneider, Pastor in Lippspringe.

v. Bodelschwingh, Pastor in Bielefeld.

Beckhaus, Superintendent in Höxter.

Obiger Bitte treten auf Grund eigner Kenntniß der Badeverhältnisse von Lippspringe bei:

v. Meyeren, Ober-Verwaltungsgerichts-Rath in Berlin.

Scriba, Steuerrath a. D. in Aurich.

Stölting, Oberamtmann a. D. in Celle.

Paul Wolfram, Kaufmann in Stettin.

Die Anstalt für Blödsinnige und Schwachsinnige in der Künkenmühle bei Stettin

hat sich im Jahre 1878 mit Gottes Hilfe und Segen gedeihlich weiterentwickelt. Durch die Erbauung eines neuen (dritten) Wohnhauses, zu dessen Kosten der Landtag der Provinz eine Beihilfe von 30,000 Mk. gegeben hat, den Bau eines neuen Stallgebäudes, durch Pachtung und Kauf von ca. 45 Hektaren Acker hat sie eine starke Erweiterung erfahren. Die Zahl der Zöglinge betrug am Anfang des Jahres 109, am Schluß 119, männliche 65, weibliche 54. Im Laufe des Jahres sind 14 Zöglinge ausgetreten bezw. gestorben. Am 1. Advent konnten 7 Zöglinge nach wohlbestandener Prüfung von dem Anstaltsvorsteher Pastor Bernhard confirmirt werden.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Heerlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 25. Juni 1879. Nr. 26.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Juni 1879 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Juni 1879 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Mai 1879.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Mai 1879 . .	50			
	Zugang pro Mai .	31			
		81			
	Abgang . . .	29			
	Bleibt Bestand	52	52	1 694	60
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Mai 1879 . .	72			
	Zugang pro Mai .	22			
		94			
	Abgang . . .	13			
	Bleibt Bestand	81	81	2 292	90
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Mai 1879 . .	21			
	Zugang pro Mai .	11			
		32			
	Abgang . . .	10			
	Bleibt Bestand	22	22	719	58
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Mai 1879 . .	36			
	Zugang pro Mai .	17			
		53			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	35	35	1 197	54
5.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. Mai 1879 . .	20			
	Zugang pro Mai .	12			
		32			
	Abgang . . .	15			
	Bleibt Bestand	17	17	591	50
6.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. Mai 1879 . .	18			
	Zugang pro Mai .	14			
		32			
	Abgang . . .	13			
	Bleibt Bestand	19	19	548	36
7.	**Bandsburg:**				
	Bestand am 1. Mai 1879 . .	10			
	Zugang pro Mai .	11			
		21			
	Abgang . . .	12			
	Bleibt Bestand	9	9	350	27
	zu übertragen		235	7 391	875

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Juni 1879 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Mai 1879.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		285	7 391	375
8.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Mai 1879 . .	29			
	Zugang pro Mai .	25			
		54			
	Abgang . . .	28			
	Bleibt Bestand	31	31	887	82
9.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Mai 1879 . .	23			
	Zugang pro Mai .	23			
		46			
	Abgang . . .	23			
	Bleibt Bestand	23	28	753	60
10.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Mai 1879 . .	25			
	Zugang pro Mai .	14			
		39			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	21	21	719	35
11.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. Mai 1879 . .	20			
	Zugang pro Mai .	16			
		36			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	18	18	499	65
12.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Mai 1879 . .	41			
	Zugang pro Mai .	27			
		68			
	Abgang . . .	28			
	Bleibt Bestand	40	40	1 381	80
13.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Mai 1879 . .	39			
	Zugang pro Mai .	11			
		50			
	Abgang . . .	15			
	Bleibt Bestand	35	35	1 102	60
14.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Mai 1879 . .	25			
	Zugang pro Mai .	14			
		39			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	21	21	728	42
	zu übertragen		424	13 460	749

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa der am 1. Juni 1879 vorhandenen Kranken und Siechen	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Mai 1879	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten
	Uebertrag		424	13 460	749
15.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Mai 1879 . .	19			
	Zugang pro Mai .	19			
		38			
	Abgang . . .	17			
	Bleibt Bestand	21	21	626	60
16.	**Neusalz a. d. O:**				
	Bestand am 1. Mai 1879 . .	17			
	Zugang pro Mai .	13			
		30			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	12	12	440	41
17.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. Mai 1879 . .	13			
	Zugang pro Mai .	22			
		35			
	Abgang . . .	25			
	Bleibt Bestand	10	10	421	42
18.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. Mai 1879 . .	17			
	Zugang pro Mai .	14			
		31			
	Abgang . . .	21			
	Bleibt Bestand	10	10	624	36
19.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Mai 1879 . .	5			
	Zugang pro Mai .	2			
		7			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	1	1	111	12
20.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Mai 1879 . .	6			
	Zugang pro Mai .	2			
		8			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	2	2	156	10
21.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Mai 1879 . .	3			
	Zugang pro Mai .	4			
		7			
	Abgang . . .	4			
	Bleibt Bestand	3	3	107	26
22.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. Mai 1879 . .	3			
	Zugang pro Mai .	2			
		5			
	Abgang . . .	4			
	Bleibt Bestand	1	1	78	10
23.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. Mai 1879 . .	1			
	Zugang pro Mai .	7			
		8			
	Abgang . . .	4			
	Bleibt Bestand	4	4	94	12
24.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Mai 1879 . .	18			
	Zugang pro Mai .	—			
		18			
	Abgang . . .	1			
	Bleibt Bestand	17	17	550	18
25.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. Mai 1879 . .	25			
	Zugang pro Mai .	13			
		38			
	Abgang . . .	15			
	Bleibt Bestand	23	23	730	30
	zu übertragen		528	17 397	1 046
	Uebertrag		528	17 397	1 046
26.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Mai 1879 . .	13			
	Zugang pro Mai .	5			
		18			
	Abgang . . .	5			
	Bleibt Bestand	13	13	464	38
27.	**Oeynhausen:**				
	Bestand am 1. Mai 1879 . .	5			
	Zugang pro Mai .	13			
		18			
	Abgang . . .	5			
	Bleibt Bestand	13	13	258	31
28.	**Plochingen** (in Württemberg):				
	Bestand am 1. Mai 1879 . .	2			
	Zugang pro April .	1			
		3			
	Abgang . . .	3			
	Bleibt Bestand	—	—	9	38
29.	**Ludwigslust** (in Mecklenburg):				
	Bestand am 1. Mai 1879 . .	32			
	Zugang pro Mai .	36			
		68			
	Abgang . . .	37			
	Bleibt Bestand	31	31	1 083	36
30.	**Dresden:**				
	Bestand am 1. Mai 1879 . .	11			
	Zugang pro Mai .	7			
		18			
	Abgang . . .	14			
	Bleibt Bestand	4	4	276	16
31.	**Niederweisel** (in Hessen):				
	Bestand am 1. Mai 1879 . .	24			
	Zugang pro Mai .	1			
		25			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	19	19	666	20
	Zusammen		608	20 153	1 225

Der gesammte Abgang an Kranken pro Mai 1879 beträgt 444, davon sind:

gestorben 47
ungeheilt aber nur gebessert entlassen 39
geheilt 358
wie vor 444.

32. **Das Krankenhaus zu Beyrut in Syrien** mit 55 Betten.
Bestand am **1. April 1879** . . . . . . 54 Kranke.
Zugang pro **April** . . . . 48 „
102 Kranke.

Davon sind:

gestorben 2
ungeheilt aber nur gebessert entlassen 6
geheilt 39
47 „

Bleibt Bestand am **1. Mai 1879:** 55 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 4 Europäer, 11 Muhamedaner, 1 Druse und 32 orientalische Christen.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro April beträgt 1737.

Poliklinisch wurden 1127 Personen behandelt.

1. Alfred Wilhelm Adolf von Klützow, Landrath, auf Krausendorf bei Landeshut in Schlesien, Rechtsritter seit 1867, † zu Krausendorf 18. Juni 1879.
2. Ferdinand Freiherr von Obernitz, Rittergutsbesitzer, auf Eulenfeld bei Eilenburg, Rechtsritter seit 1854, † zu Eulenfeld, 18. Juni 1879.
3. Hans Georg Friedrich von Usedom, Rittmeister und Eskadron-Chef im 1. Leib-Husaren-Regiment Nr. 1, Ehrenritter seit 1873, † zu Danzig 15. Juni 1879.

Die Femgerichte.*)

Dieses eigenthümliche Rechtsinstitut des deutschen Mittelalters, das unmittelbar auf den Zweck einfachster Rechtsgewährung gerichtet und auf die einfachsten Rechtsansichten, namentlich auf vollkommene Gleichheit aller Freien gebaut und fast ein Jahrhundert lang der kräftigste Schutz des Rechtes war, wird von Einigen seinem Namen nach von dem lateinischen fama: Gerücht; nach Anderen von vinem: Weide, nach Jacob Grimm von dem altdeutschen feme, Veme, flime (d. h. Richtstätte, Gericht) abgeleitet. Der Sage nach knüpft sich der Ursprung dieser Gerichte an Karl den Großen, welcher dieselben eingesetzt haben soll, um die widerspänstigen Sachsen zu überwachen. Dieselbe hat insofern eine historische Begründung als der Kaiser die unter allen nordischen Völkern üblichen Rechtseinrichtungen organisirte und eine feste Gestaltung gab. Der eigentliche Ursprung der Femgerichte aber verliert sich in die Nacht der Zeiten. Diejenigen, die sich gegenseitig Frieden und Rechtsschutz verbürgt hatten, kamen an gewissen Tagen, oder auf besondere Bestellung an bestimmter Stätte zusammen, um daselbst gemeinschaftlich zu verhandeln, was Alle anging, und dahin gehörten auch die Rechtshändel, soweit sie für das Gemeinwesen einer solchen Vereinigung wichtig waren. Den Vorsitz führt ein durch Wahl dazu berufener freier Mann. Das Recht „suchten und wiesen" die Mitglieder der Versammlung selbst, den Beschluß zog der Vorsitzer, die Vollstreckung besorgten die Urtheilenden, also die Gemeinde, die Vereinsmitglieder selbst aber übertrugen solche Einem oder Einigen aus ihrer Mitte. Diese urdeutsche Gerichtsverfassung wurde vom Kaiser Karl dem Großen dahin geändert, daß bei jedem Gericht eine Anzahl von Schöffen, d. h. unter Mitwirkung des Grafen von der Gemeinde aus ihrer Mitte erwählten Männer bestehen sollte, welche jeder Gerichtssitzung beizuwohnen und die Stelle der Gemeinde zu vertreten hätten, wenn diese nicht selbst in hinlänglicher Anzahl erscheine. Der Zweck dieser Verordnung war kein anderer, als dafür zu sorgen, daß an jedem voraus bestimmten Gerichtstag wirklich Recht gesprochen werden könnte, und daß nicht durch das bloße Erscheinen der Anhänger eines Theils der andere Theil Schaden litte. In Westfalen und Engern hatte der Kaiser Karl der Tradition zufolge nach Ueberwindung der Sachsen die Gerichtsvorsteher und Beisitzer selbst ernannt, sowie auch die Gerichtsbezirke und Gerichtszeiten bestimmt. Hier, wo sich die fürstliche Landeshoheit, in welcher die alte Gauverfassung und mit ihr zugleich die alte Gerichtsverfassung unterging, langsamer ausbildete als in den übrigen Theilen des Reichs, erhielten sich auch die freien Grundbesitzer, die Freibauern, länger, als sonstwo in ihren Rechten, bewahrten ihre freie Gemeindeverfassung, ihre Unmittelbarkeit unter Kaiser und Reich und ihre altdeutsche Gerichtsordnung. Der Gerichtsvorsitzende wurde hier noch immer als Carolingischer Comes (Graf) betrachtet. Diese Grafen nahmen zu Ende des 12. Jahrhunderts die Bezeichnung Freigrafen an, als Richter über Freie, Freigebliebene.*) Ihre Beisitzer hießen deshalb auch Freischöffen, das Gericht bekam den Namen Freistuhl, der einzelne Gerichtsbezirk den Namen Freigrafschaft. Als später die fürstliche Landeshoheit die Gemeinfreiheit immer mehr schmälerte, wußten die geistlichen und weltlichen Landesherren, in deren Gebiete Freigrafschaften lagen, diese insofern von sich abhängig zu machen, als sie unter der Benennung Stuhlherren sich vom Kaiser mit demselben belehnen ließen. Dies hatte jedoch in Westfalen keinen so weit greifenden Einfluß als anderwärts, denn die Freigrafen wurden zwar von den Stuhlherren dem Kaiser zur Ernennung vorgeschlagen, fuhren aber, ohne daß ein landesherrlicher Vogt an ihre Stelle trat, fort, die Rechtspflege in alter Weise zu handhaben, alle freien Männer im ganzen Reich als ihre Rechtsgenossen zu betrachten und sich als Obergericht über alle nicht vom Kaiser eingesetzten Gerichte anzusehen. Hierdurch unterscheiden sich vorzüglich die westfälischen Gerichte von den Gerichten im übrigen Deutschland, wo die Grafen durch Wahl der Gemeinde oder nach Kraft sonstiger Bestimmungen zum Amt gelangten, mithin auch nur über Mitglieder und Angelegenheiten ihres Vereins entscheiden konnten. So kommen in Westfalen neben den Kaiserlichen Freigerichten auch noch besondere Gaugerichte vor, welche häufig mit jenen über den Bereich ihrer Rechtssprechung in Streit geriethen. Als im übrigen Deutschland die gemeinen Gaugerichte bereits von Allen, die eine höhere Ehre in Anspruch nahmen, verlassen waren, umstanden in Westfalen noch alle freien Männer, ohne Unterschied, ja sogar die Besitzer eines unfreien Gutes, die Freistühle und „wiesen" das Recht über alle Dinge, worüber anderwärts nur der Kaiser richten durfte, und über alle Reichsbürger, und ihr Urtheil war allenthalben als Ausspruch eines Kaiserlichen Gerichts angesehen,

*) Vergleiche P. Wigand, das Femgericht, Hanau 1825; Usener, die Frei- und heimlichen Gerichte Westfalens, Frankfurt 1832. Gaup: Von Femgerichten mit besonderer Rücksicht auf Schlesien, Berlin 1857.

*) Der Ausdruck „Femrichter" kommt nur in Romanen vor.

da man allgemein an die Einsetzung der westfälischen Freigerichte durch Karl den Großen glaubte. Den Königsbann aber, also die peinliche Gerichtsbarkeit, übten die Freigerichte allein unbestritten, unter dem Schutze des Kurfürsten von Köln, als Kaiserlichen Statthalter, der als geistlicher Fürst den Blutbann nicht üben durfte. Die westfälischen Freigerichte behielten also ihr Ansehen als Kaiserliche Gerichte und hierin lag für sie schon der Beweggrund, ihre Thätigkeit weit über die Grenzen ihrer Gerichtssprengel in das Reich auszudehnen, wie im 14. und 15. Jahrhundert geschah. Die Zuständigkeit als Kaiserliche Gerichte allein erklärt jedoch die furchtbare Macht, welche die Westfälischen Freistühle vom 13. Jahrhundert an zu entfalten begonnen, nicht völlig, vielmehr kommen hierbei zwei wesentliche Momente in Betracht; die damalige Rechtsunsicherheit und die Verbrüderung der schöffenbaren Männer, die sich über das ganze Reich erstreckte. Man versetze sich in jene Zeiten voll Anarchie, Rechtsunsicherheit, Fehdewuth, Raubsucht, Mord und Brand, wo die Wirksamkeit der ordentlichen Gerichte ganz und gar nichtig war, wo im Gange der öffentlichen Geschäfte eine Regellosigkeit und Ohnmacht eingetreten war, von der man sich in unsern civilisirten Tagen schwer noch eine Vorstellung machen kann. Mußten doch einmal Kaiserliche Boten zwei Monate Zeit haben, um mit einem Befehl des Kaisers von Constonz nach Westfalen zu gelangen, eine Thatsache, die auf die damalige Unsicherheit sowohl, als auf die schlechte Beschaffenheit der Straßen, welche zu einem schneckenartigen Reisen nöthigten, hindeutet.

Unter solchen Umständen mußte es rechtschaffenen Männern erwünscht sein, in den westfälischen Freigerichten einen Anhalt zu finden, von welchem aus sich der Rechtlosigkeit einigermaßen steuern ließ. Das Vertrauen auf ihre Gerechtigkeit und die heilige Scheu vor dem Namen Karl des Großen war es indessen nicht allein, was ihnen selbst während der Zeit des Faustrechts das allgemeine Ansehen sicherte, sondern hauptsächlich der Umstand, daß von der Mitte des 14. Jahrhunderts an ganz Deutschland mit Schöffen des heimlichen Gerichtes überjäet war, die Jedermann bekannt, sich unter einander an geheimen Losungen und Zeichen erkennend, stets bereit waren, die Ladungen des heimlichen Gerichts zu Händen des Geladenen zu bringen und die Urtheile zu vollziehen.*) Dies lag keineswegs in der Natur der Entstehung des westfälischen Freigerichts, als solches begründet und läßt sich nicht aus ihr erklären: es konnte dies vielmehr nur das Werk einer geheimen Verbrüderung freier deutscher Männer, zur gegenseitigen Rechtsachtung und zur Abwehr jeglichen Unrechts sein. Man hatte nämlich bald erkannt, daß die Wirksamkeit des Gerichts durch den Schrecken, welche die Heimlichkeit in sich trägt, vermehrt wurde, und daher zu dieser gegriffen, jedoch nur so weit, als die Aufnahme als Freischöffen an die Bedingung des eidlichen Gelöbnisses unbedingter Verschwiegenheit der geheimen Losung geknüpft und der Urtheilsspruch gegen Missethäter, welche der Vorladung des Freistuhls nicht Folge geleistet hatten, mit Ausschließung aller Nichtfreischöffen von der Gerichtsstätte gefällt und bis zur Vollstreckung geheim gehalten wurde. Abgesehen von diesem Verfahren gegen ungehorsam Ausbleibende war das gerichtliche Verfahren vor der Feme öffentlich und mündlich mit Anklageprozeß, und das Gericht wurde nach alter Sitte unter einem Hagedorn, einem Birnbaum, einer Eiche oder Linde, meistens auf einem Hügel abgehalten. Dieser „Freistuhl" genannt Gerichtsstätte war ein offener, Jedermann bekannter und zugänglicher Ort, niemals wie Romanschreiber gefaselt haben, ein unterirdisches Gewölbe. Der angesehenste aller Freistühle (wenigstens in früherer Zeit) befand sich in Dortmund „uff dem Markte neben dem Rathhuse", der deshalb auch des Kaisers oder Königskammer genannt wurde. Mehrere Freigrafen standen unter einem Stuhlherrn, der meist der Landesherr des Gebiets war. Die Stuhlherrschaft wurde, wie Alles im alten deutschen Reich, erblich und gewährte außer jenem Ernennungsrecht die Oberaufsicht über den Freistuhl und Antheil an Sporteln und Strafen; sie war nichts Anderes, als die Gerichtsherrschaft im übrigen Deutschland. Als oberster Stuhlherr galt der Kaiser, und wenn dieser nicht Wissender war, der Erzbischof von Köln als Herzog von Westfalen. Ein Stuhlherr konnte mehreren Freistühlen zugleich vorstehen; sein Amt war das des Gaugrafen im übrigen Deutschland. Wer wissend (Scitus oder Vemenotus) werden wollte, selbst der Kaiser mußte auf rother (d. h. westfälischer) Erde vor irgend einem Freistuhl an gewöhnlichem Gerichtstage vor allem Volk durch glaubhafte Zeugen oder Bürgen beweisen, daß er von freier und ehelicher Geburt und keines Verbrechens schuldig oder verdächtig sei; auch mußten für seine Unverleumdetheit zwei Freischöffen bürgen. Hierauf schwur der Aufzunehmende, kniend und mit entblößtem Haupte, die rechte Hand auf dem Schwert und Griff des Freigrafen, „Zu Gott und seinen Heiligen", daß er die Fem geheim gehalten, daß er vor ihr anklagen wolle, was er von femboren Vergehen selbst wahrnehme oder sonst glaubhaft erfahre, damit es, nach Recht gerichtet oder in Gnade gefristet werde," daß er Alles thun wolle, um des Königs und des heiligen römischen Reichs Feme zu mehren und zu stärken, und nichts gegen sie thun wolle oder geschehen lasse; dies Alles ohne Rücksicht auf Gunst oder Ungunst, Gabe, Furcht. Ob dieser Eid im öffentlichen Gericht geleistet ward oder im heimlichen (d. h. noch Entfernung der Nichtwissenden), ist nicht genau ermittelt; gewiß ist aber, daß im heimlichen Gericht die Geheimnisse des Bundes dem Aufgenommenen mitgetheilt wurden. Ein altes Femrechtsbuch sagt: „Wäre es, daß ein Freischöffe die Heimlichkeit und Losung der heimlichen Acht oder irgend etwas davon sagte, den sollen die Freigrafen und Frei-

*) Das Vorhandensein dieses Bundes hat Wigand in: Das Femgericht Westfalens, zusammengestellt.

schöffen greifen unverklagt und ihm seine Hände vorn zusammen und ein Tuch vor seine Augen binden und ihn auf seinen Bauch werfen und ihm seine Zunge hinten aus seinem Nacken winden, und ihm einen dreisträngigen Strick um seinen Hals thun und ihn sieben Fuß höher hängen, als einen verurtheilten, verfemten, missethätigen Dieb." Diese Heimlichkeiten, die denn auch heute noch nicht völlig bekannt sind, konnten übrigens nur in den Erkennungszeichen der Freischöffen bestehen, denn das Recht, wonach gesprochen wurde, waren die Jedermann bekannten Weisthümer*) und der Sachsenspiegel. Jene Erkennungszeichen bestanden in der Art, wie beim Essen das Messer gelegt wurde, in verschiedenen Worten, die in Fragen und Antworten eingewebt wurden, in dem Nothwort, wie es Karl der Große der heimlichen Acht gegeben haben soll, und in dem heimlichen Schöppengruß ꝛc. Jene Worte waren: Strick, Stein, Gras, Grün (S. S. G. G.) ihre Bedeutung ist nicht bekannt. Der Schöppengruß bestand darin, daß der ankommende Schöffe seine rechte Hand auf des andern linke Schulter legte und sagte: „Ich grüß Euch, lieber Mann! Was fragt Ihr hier an?" worauf der Gegrüßte seine rechte Hand auf des andern linke Schulter legte und antwortete: „Alles Glück kehre ein, wo die Freienschöffen sein." Die Pflichten der Freischöffen drückt der oben mitgetheilte Eid aus; auffallend ist jedoch, daß die Verbindlichkeit, die Ladungen der Feme zu besorgen und ihre Urtheile zu vollziehen, darin nicht ausdrücklich erwähnt, sondern unter dem Ausdrucke „sie zu stärken und zu mehren" mitbegriffen wurde. Wie vorsichtig man in der Wahl der Schöffen gewesen sein muß, geht aus dem Umstand hervor, daß, obgleich Leute jeden Standes Freischöffen werden konnten (es finden sich darunter auch gewöhnliche Handwerker) und ihre Zahl sich zu Zeiten auf 100,000 belief, dennoch die allgemeine Achtung sie begleitete, daß nie der Vorwurf der Ungerechtigkeit oder Bestechlichkeit gehört ward und die angesehensten Schriftsteller des 15. Jahrhunderts die Freischöffen als rechtschaffene und fromme Männer schildern. Das Recht des Freischöffen bestand darin, daß er nur unter westfälischem Gericht stand, daß er eine höhere Glaubwürdigkeit als der Nichtwissende genoß, und daß er als Kläger oder Beklagter, als Urtheiler oder Anwalt Zutritt zur heimlichen Acht hatte, sowie zu den Kapiteltagen, wo der Bund seine Angelegenheiten berieth. Freischöffe zu sein, schützte mehr, als Kaiserliche Schutzbriefe und galt als eine hohe Ehre. Daher ließen sich denn auch Leute aus allen Gegenden Deutschlands in Westfalen wissend machen.

Die freien Städte des Reiches sorgten dafür, daß Mitglieder ihres Rathes wissend seien; die Fürsten wählten zu ihren Räthen gerne Freischöffen und ließen sich auch wohl selber wissend machen. Bei den Kapiteltagen, die gewöhnlich zu Dortmund und Arnsberg gehalten wurden, erschienen Freischöffen, Freigrafen, Stuhlherren; den Vorsitz führte der Erzbischof Kurfürst von Köln. Die Beschlüsse dieser Kapitel, wenigstens die wichtigsten, unter dem Namen „Reformationen" bekannt, betrafen das Verfahren vor den Freistühlen, und es erhellt aus ihnen, daß die Wissenden die vollste Autonomie übten. Kein kaiserlicher Befehl, ja keine päpstliche Bulle fand Anerkennung vor den Freistühlen, wenn sie jenen Bestimmungen zuwider liefen. Von einer Rechts- oder Rangverschiedenheit der Freischöffen unter einander findet sich keine Spur. Die innere Einrichtung und das Verfahren der Feme war so ziemlich dieselbe wie bei allen übrigen altdeutschen Gerichten. Die Freistühle und die Gerichtstage waren allgemein bekannt, die Sitzungen fanden nur bei Tage statt, jeder freie Mann konnte neben den Schöffen dabei erscheinen. Ankläger vor der Feme konnte indessen nur ein Freischöffe sein, welcher bald in seinem eigenen Namen, bald in dem eines geschädigten Wissenden oder Nichtwissenden, oder auch bei seiner Pflicht als Mitwahrer des öffentlichen Rechtsfriedens die Klage vorbrachte. Auf der Richterbank konnte jeder Freischöffe Platz nehmen, sieben waren aber zur Giltigkeit eines Urtheils unbedingt nothwendig. Den Vorsitz führte ein Freigraf, welcher, dem volksthümlichen Ursprung des Gerichtes getreu, sehr oft ein einfacher Bauer war. Vor ihm auf dem Tisch lag ein blankes Schwert, Behufs der Eidesabnahme, und ein aus Weiden geflochtener Strick (die Wyd) Behufs Vollstreckung des Strafurtheils. Die Feme kannte nämlich nur eine Strafart, den Tod, denn sie befaßte sich nur mit Verbrechen, auf welchen nach mittelalterlichem Rechte der Tod stand. Außerdem konnte freilich selbst die geringfügigste Civilsache Vemvroge werden (vor die Feme gezogen werden), falls der Verklagte sich geweigert hatte, seinem ordentlichen Richter Rede zu stehen. Nach erhobener Anklage entschied das Gericht zunächst, ob die fragliche Sache Vemvrage sei. Wurde dies bejaht, so wurde an den Beklagten eine Vorladung ausgefertigt und von einem Freigrafen besiegelt. Die Frist war die gewöhnlich sächsische Frist von dreimal 15 Tagen, woraus wohl unsere spätere Ordnungsfrist von 6 Wochen und 3 Tagen entstanden ist. Der Nichtwissende wurde vor das offene Gericht geladen und gewöhnlich nur einmal, und zwar durch den Frohnboten des Gerichts oder zwei Freischöffen. Der Wissende hingegen konnte nur vor das heimliche Gericht gezogen werden, auch hatte er ein Recht auf dreimalige Ladung, von denen die erste durch zwei Freischöffen, die zweite durch vier Freischöffen, die dritte durch sechs Freischöffen und einen Freigrafen bewirkt werden mußte; bei der Vorladung eines Freigrafen häuften sich noch die Formalitäten. Von den gewöhnlichen Formalitäten der Ladung mußte abgewichen wer-

*) Im Mittelalter die von den Schöffen gegebene Rechtsnachweisung; dann überhaupt jede urkundliche, von Gemeinden oder Schöffenkollegien gegebene Erklärung über bestehendes Recht, namentlich an einzelnen Orten. Dergleichen Weisthümer, welche oft sehr alte Rechtssatzungen und Rechtsgebräuche enthalten und zum Theil noch jetzt gültig sind, finden sich seit dem 13. Jahrhundert. Eine Sammlung deutscher „Weisthümer" veranstaltete S. Grimm (Göttingen 1840—1842 3 Bde.).

den, wenn der Wohnort des Angeklagten unbekannt, oder wenn mit Ueberbringung der Ladung Gefahr verbunden war. Im ersten Falle wurden vier schriftliche Ladungen ausgefertigt und an vier Orten des Landes, in welchem sich der Anklagte vermuthlich auf hielt, je an einem Kreuzwege, aufgesteckt und in dieselbe eine Königsmünze gelegt. Sollte der Bewohner eines festen Schlosses vorgeladen werden, so wurde der Ladungsbrief Nachts an seinem Burgthor befestigt, wobei die ladenden Freischöffen drei Späne aus dem „Rambaum oder Riegel" hieben und zum Gezeugniß mit sich nahmen. Galt es einen Städter zu laden, so heftete man die Ladung an das Stadtthor, oder legte sie in die Kirche oder an andere öffentliche Orte.

(Schluß folgt.)

Die Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger.

In der 13. Versammlung des Ausschusses der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, welcher am 23. Mai in Stralsund zusammengetreten war, wurde der Jahresbericht pro 1878/79 vorgelegt. Demselben hat der Reichs- und Staats-Anz. Folgendes entnommen: „Gerettet wurden in dem angegebenen Zeitraum 29 Personen auf 6 Rettungsfahrten, und zwar sämmtlich mittelst der Rettungsböte. Die Gesammtzahl der von der deutschen Gesellschaft bisher Geretteten steigt damit auf 1037 Personen. Die verhältnißmäßig geringe Anzahl der im letzten Jahre Geretteten entspricht der gegenüber früheren Jahren glücklicher Weise außerordentlich verminderten Zahl von Schiffsunfällen im Jahre 1878/79. Die Zahl der ordentlichen Mitglieder betrug am Schlusse des letzten Geschäftsjahres 33 140, — 259 weniger als im Vorjahre; die Summe der Jahresbeiträge betrug 110 628 Mk. 9 Pf., 2051 Mark 88 Pf. weniger als im Vorjahre. Dieser kleine Rückgang ist um so bemerkenswerther, als daneben 23 neue Vertreterschaften, (Altena, Arnsberg, Bayreuth, Büdingen, Bünde, Cleve, Eschweiler, Freiburg a. d. E., Fulda, Goch, Homburg v. d. Höhe, Iserlohn, Kissingen, Cosel, Lahr a. M., Meißen, Rees a. Rh., Rheydt, Salzuflen, Schwerte, Wegeleben, Amt Weidenau, Witten) ins Leben gerufen sind. Die Thatsache eines — wenn auch nur kleinen — Rückschritts wird gewiß die Generalversammlung davon überzeugen, wie nothwendig es ist, die Gesellschaft, welcher alljährlich größere Verpflichtungen erwachsen, durch einen starken Reservefonds vor allen financiellen Zufälligkeiten zu bewahren. Um so erfreulicher ist es deshalb, mittheilen zu können, daß die einmaligen Gaben im vorigen Jahre so reichlich geflossen sind, daß die Gesammteinnahmen des letzten Rechnungsjahres die Höhe von 159 000 Mk. 83 Pf. erreichten gegen 158 276 Mark 79 Pf in 1877/78. Unter den einmaligen Gaben sind diesmal 12 345 Mark 73 Pf., welche die Sammelbüchsen geliefert haben. Am Schlusse des Rechnungsjahres hingen 2456 Sammelbüchsen aus. Die Gesammtausgaben betrugen im vorigen Geschäftsjahre 130 173 Mark 74 Pf. gegen 108 370 Mark 44 Pf. im Jahre 1877/78. Daß die Ausgaben gegen das Vorjahr erheblich steigen würden, kündigten wir Ihnen unter Bezugnahme auf die gestellten Anträge wegen Neuerrichtung und Vervollständigung von Rettungsstationen bereits im letzten Jahresbericht an. Auch das laufende Jahr wird voraussichtlich erhebliche financielle Anforderungen an die Gesellschaft stellen, insbesondere wird auch der bereits vor Jahren bewilligte Bau eines Schuppens zur Aufbewahrung der am Sitze der Gesellschaft vorräthig zu haltenden Rettungsgeräthe jetzt dringlich. Mit besonderem Danke haben wir in unserem diesmaligen Jahresbericht hervorzuheben, daß der preußische Herr Handels-Minister auf eine entsprechende Eingabe des Vorstandes im September v. J. erwidert hat, er habe in Anerkennung der gemeinnützigen Bestrebungen der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger die Königlichen Eisenbahn-Directionen ermächtigt, auf den Staatsbahnen und — die Zustimmung der Gesellschaftsbahnen vorausgesetzt — auf den unter Staatsverwaltung stehenden Privatbahnen die von dem Vorstande der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger aufgegebenen, an eine Station der Gesellschaft adressirten Rettungsgeräthe bis auf Weiteres frachtfrei zu befördern. — Zu gleichem Danke sind wir der Verwaltung der Großherzoglich oldenburgischen Staatsbahn verpflichtet, welche eine ähnliche Verfügung erlassen hat. Da auch die in Frage kommenden Privatbahnen seit geraumer Zeit eine gleiche Praxis befolgen, so ist damit die frachtfreie Beförderung unserer Rettungsgeräthe fast allenthalben, wo sie für uns von Bedeutung ist, eingeführt. Damit werden der Gesellschaft erhebliche Ausgaben alljährlich erspart. Ungleich schätzbarer ist aber gewiß die dadurch kundgethane Sympathie, welcher sich die Gesellschaft bei den Regierungen, wie in den weitesten Kreisen unseres Volkes erfreut. Es liegt darin zugleich ein Ansporn zur erhöhten Erfüllung der Pflichten, welche Sie im Interesse der Humanität freiwillig übernommen haben.

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben: Carl Heymann's Verlag, Mauer-Straße Nr. 63—65, W., machen zu wollen.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der




Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 2. Juli 1879. Nr. 27.

Julius Kraker von Schwarzenfeld, Major a. D., auf Prittag bei Grünberg in Schlesien, Ehrenritter seit 1856, † zu Prittag 19. Juni 1879.

Schlesische Genossenschaft.

Auf dem am 30. Mai c. zu Breslau stattgehabten Rittertage der Schlesischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens, ist an Stelle des verstorbenen Ehrenritters: Wirklichen Geheimen Raths von Frankenberg-Ludwigsdorf,

der Rechtsritter: Rittmeister a. D. von Salisch, auf Kratzkau bei Ingramsdorf in Schlesien,

zum Mitgliede des Convents der genannten Genossenschaft gewählt worden.

Zur Vervollständigung der Ordensliste.

Die durch Allerhöchste Cab.-Ordre vom 17. Februar c. neu ernannten 49 Ehrenritter des Johanniter-Ordens sind wie folgt beigetreten:

I. Direkt der Balley Brandenburg:

1. Carl Ludwig August George David von Schneben, Hauptmann im Ingenieur-Corps,
2. Oscar Alexander Freiherr von Medem, Hauptmann und Compagnie-Chef im 3. Garde-Regiment z. F.,
3. Alexander Felix Ludwig von Gentzkow, Hauptmann aggregirt dem Garde-Fuß-Artillerie-Regiment, Militair-Attaché bei der Botschaft in Paris,
4. Carl Ernst Oscar von Diebitsch, Oberst à la suite des Brandenburgischen Kürassier-Regiments (Kaiser Nicolaus I. von Rußland) Nr. 6 und Inspecteur des Militair-Veterinair-Wesens,
5. Otto Leopold von Krieger, Fürstlich-Schwarzburg-Sondershausenscher Kammerherr und Kammerrath a. D., zu Sondershausen,
6. Carl Erasmus Friedrich Erdmann Freiherr von Reitzenstein, Hauptmann und Compagnie-Chef im Badischen Fuß-Artillerie-Bataillon No. 14.

II. Den Genossenschaften der Balley Brandenburg:

a) Der Preußischen Provinzial-Genossensch.:
1. Hans Wilhelm Alexander Graf von Kanitz, Landrath a. D., auf Podangen bei Göttchendorf in Ostpreußen,
2. Bernhard Freiherr v. Paleske, Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer, auf Klein-Boroschau bei Swaroczin in Westpreußen,
3. Bernhard von Pressentin genannt von Rautter, Rittmeister a. D., auf Kanoten bei Gerdauen,
4. Ludwig Ferdinand Conrad Erdmann von Tiedemann, Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer, auf Russoschin bei Praust an der Ostbahn,
5. Friedrich von Hahnenfeld, Rittergutsbesitzer auf Grunenfeldt, Kreis Heiligenbeil,
6. Carl Friedrich Wilhelm August Georg von Hirschfeld, Regierungs-Rath, zu Marienwerder.

b) Der Brandenburg. Provinz.-Genossensch.:
1. Alexander Georg Richard von Scholten, Major und Commandeur des Schleswig-Holsteinschen Ulanen-Regiments Nr. 15,
2. Carl August Albrecht Conrad von Burgsdorff, Rittergutsbesitzer, auf Hohenjesar bei Schönfließ, Kreis Lebus,
3. Max Freiherr von Eberstein, Oberst und Commandeur des 4. Thüringischen Infanterie-Regiments Nr. 72,

4. Friedrich Wilhelm Horst von Kracht, Hauptmann und Compagnie-Chef im Hessischen Füsilier-Regiment Nr. 80.

c) Der Pommerschen Provinzial-Genossenschaft:
   1. Otto Ernst Carl Felix Bernhard von Buggenhagen, Rittmeister und Escadron-Chef im Brandenburgischen Husaren-Regiment (Zietensche Husaren) Nr. 3,
   2. Richard von Blankensee, Rittmeister a. D. auf Hebron-Damnitz, Kreis Stolp,
   3. Adolf Ludwig Graf von Schlieffen, Landrath, auf Sandow bei Dölitz,
   4. Hugo Friedrich Fürchtegott von Bonin, Rittergutsbesitzer, auf Schönwerder bei Arnswalde,
   5. Curt Gustav Friedrich von Petersdorff, Rittmeister a. D. und Landschafts-Deputirter, auf Großenhagen, Kreis Naugard,
   6. Carl Friedrich Leo Wilhelm von Plötz, Premier-Lieutenant in der Reserve des 1. Garde-Dragoner-Regiments und Majoratsbesitzer, auf auf Stuchow bei Schwierfen,
   7. Swantus Peter Bogislaw von Bonin, Landrath, zu Neustettin,
   8. Eduard Heinrich Hermann von Wissmann, Rittergutsbesitzer, auf Falkenberg bei Dölitz,
   9. Adalbert von der Marwitz, Hauptmann a. D., auf Wundichow, Kreis Stolp,
   10. Hasso Vivigenz Joachim von Wedell, Rittmeister à la suite des Thüringischen Husaren-Regiments Nr. 12,
   11. Victor Gustav Carl von Hennigs, Rittmeister und Escadron-Chef im 1. Großherzoglich Hessischen Garde-Dragoner-Regiment Nr. 23,
   12. Max von Hagenow, Rittmeister und Escadron-Chef im 2. Hessischen Husaren-Regiment Nr. 14,
   13. Paul Friedrich Otto von Ramin, Rittmeister und Escadron-Chef im 2. Hannoverschen Ulanen-Regiment Nr. 14.

d) Der Posenschen Provinz.-Genossensch:
   Hugo Theodor Richard von Wilamowitz-Möllendorff, Landrath a. D. und Kreisdeputirter, auf Markowitz, Kreis Inowraclaw.

e) Der Schlesischen Provinz.-Genossensch:
   1. Abrecht Carl Johann Georg Graf von Stosch, Kreisrichter a. D., auf Polnisch-Kessel bei Grünberg,
   2. Paul Friedrich von Wiedebach und Nostitz-Jaenkendorf, Kammerjunker, auf Arnsdorf, Kreis Görlitz,
   3. Victor Rudolf von Uthmann, Regierungs-Rath und ständiges Mitglied des Bezirks-Verwaltungs-Gerichts zu Breslau.

f) Der Sächsischeu Provinz.-Genossensch:
   1. Johannes Ernst Lothar Freiherr von den Brincken, Landrath, auf Schloß Gebesee bei Erfurt,
   2. Hans Ulrich Richard v. Bülow, Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer, auf Groß-Brunsrode bei Braunschweig,
   3. Adolf Theodor von Krosigk, Rittmeister a. D. auf Eichenbarleben, Kreis Wolmirstedt.

g) Der Schleswig-Holsteinschen Provinzial-Genossenschaft:
   Alfred Franz Carl Graf v. Reventlow-Criminil, Königlich Dänischer Kammerherr, auf Ruheleben bei Plön.

h) Der Hannoverschen Provinz.-Genossensch.:
   Gustav Carl Kreuzwendedich von dem Borne, Forstmeister, zu Hannover.

i) Der Westfälischen Provinz.-Genossensch.:
   1. Maximilian August Heinrich Friedrich Wilhelm Bodo Freiherr von der Horst, Hauptmann und Compagnie-Chef im Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiment Nr. 2,
   2. Constantin August Albrecht Freiherr von Quadt und Hüchtenbruck Hauptmann und Compagnie-Chef im 7. Westfälischen Infanterie-Regiment Nr. 56,
   3. Carl Richard Lothar von Strauss und Torney, Major und Flügel-Adjutant Seiner Durchlaucht des regierenden Fürsten zu Schaumburg-Lippe,
   4. Franz von Bodum, genannt von Dolffs, Rittergutsbesitzer, auf Haus Sassendorf bei Soest.

k) Der Rheinischen Provinzial-Genossensch.:
   Hugo Freiherr von Richthofen, Landrath, zu Ottweiler, Reg.-Bez. Trier.

l) Der Württembergischen Genossenschaft:
   1. Carl Wilh. Julius Heinrich Alexander von Salviati, General-Lieutenant à la suite der Armee, beauftragt mit der Führung der 27. Division (2. Königlich Württembergische.),
   2. Carl Friedrich Freiherr Stockhorner von Starein, Rittmeister und Escadron-Chef im 2. Hessischen Husaren-Regiment Nr. 14,
   3. Max Freiherr von Lerchenfeldt, Königlich Bayerischer Kämmerer, auf Heinersreuth bei Stadtsteinach in Oberfranken.

m) Der Mecklenburgischen Genossenschaft:
   Robert Freiherr von Langermann und Erlencamp, Hauptmann und Compagnie-Chef im Großherzoglich Mecklenburgischen Jäger-Bataillon Nr. 14.

u) Der Genossenschaft im Königr. Sachsen:
1. Friedrich Magnus Erbgraf zu Solms-Wildenfels, in Wildenfels, Königreich Sachsen,
2. Maximilian Joachim von Arnim, Königlich Sächsischer Kammerherr und Rittmeister der Reserve, zu Dresden.

Die Femgerichte.

(Schluß.)

Bei der Hauptverhandlung konnte sich der Angeschuldigte durch einen Anwalt vertreten lassen; es gab Freischöffen, die solche „Fürsprache“ gleich unseren heutigen Advocaten als Gewerbe betrieben zu haben scheinen. Waren die Schöffen versammelt, so rief der Freigraf dem hinter ihm stehenden Frohnboten zu: „Ich frage Dich, Freifrohn, ob es wohl Tag und Zeit sei, daß ich an der Stätte und dem Stuhl unseres gnädigen Herrn, des römischen Kaisers, ein Gericht hege unter Königs Bann, sintemal ich den Bann und die Gewalt vom Könige habe nach den Satzungen der heimlichen Acht?“ worauf der Freifrohn antwortete: „Sintemal Ihr den Bann, Freigrafschaft und Stuhl von dem römischen Kaiser und Könige empfangen habt, so mögt Ihr das mit Recht thun und ein Gericht unter Königs Bann halten.“ Darauf fuhr der Freigraf fort: „Ich frage Dich weiter, Frohn, mit wie viel freien Schöffen ich den Stuhl meines gnädigsten Herrn, des römischen Königs besetzen und bekleiden soll zu Recht an dieser Statt?“ und der Frohnbote entgegnete: „Ihr sollt zum wenigstens sieben Freischöffen neben Euch setzen, die das Urtheil weisen und Zeugen des Gerichts sind.“ In dieser Weise wurden alle Formalien in Form eines Zwiegesprächs weiter fortgeführt bis zur Erhebung der Klage. Der Freigraf, die Schöffen und die Frohnboten sollten bei einer solchen Gerichtsitzung weder Helm, noch Hut, noch Handschuh, noch Mäntel an- oder aufhaben und ohne Waffen sein. Gestand der Angeklagte die That, so ward das Todesurtheil gesprochen und er sofort aufgeknüpft. Leugnete der Angeklagte, so wurde ganz nach altdeutscher Beweisführung vermittelst der Eidhelfer verfahren. Diese Eidhelfer waren Freischöffen, welche durch ihren Eid bestätigten, daß sie die eidliche Erklärung des Betreffenden für wahr und richtig hielten. War der Angeklagte ein Freischöffe, so genügte in der älteren Praxis sein alleiniger Reinigungseid. Später schwor der angeklagte Freischöffe zuerst allein, gegen ihn trat der Schwur des Anklägers, unterstützt von zwei Eidhelfern. Der Beklagte überbot diesen Eid mit Unterstützung von 6 Eidhelfern, der Kläger hielt die Klage mit Hilfe von 12 aufrecht, bis endlich der Verklagte, mit 20 Eidhelfern unterstützt, den Sieg davontrug; mußte er doch nun unbedingt freigesprochen werden, denn diese Zahl durfte der Ankläger nicht überbieten. Man ersieht daraus, daß ein vor den Freistuhl geladener Wissender, selbst wenn er schuldig war, weit mehr Aussicht hatte, dem Verderben zu entrinnen, als ein Nichtwissender. Wollte der Letztere sich von der Anklage reinigen, so bedurfte er dazu gleich zwei Freischöffen als Eidhelfer. Erschien der Kläger nicht, so war der Angeklagte ohne Weiteres freigesprochen. Blieb der Angeklagte aus, so verwandelte sich nach Ablauf der erwähnten sechswöchentlichen Frist das offene Ding durch mit augenblicklicher Todesstrafe verbundene Wegweisung aller Nichtwissenden von der Gerichtsstätte in die „heimliche Acht“, vor welcher er mit abermaliger Frist geladen ward. Beachtete er diese Ladung ebenfalls nicht, so ward bis Nachmittags 3 Uhr gewartet, worauf der Freigraf den Ankläger aufforderte, die Klage zu wiederholen und zugleich zu beweisen, daß die Ladung gehörig geschehen sei. Ward dieses bejaht, so rief er viermal des Angeklagten Namen und fragte, ob Niemand von seinetwegen da sei, der ihn verantworten wolle zu seinen Rechten und zu seiner höchsten Ehre. War dies vergeblich, so ward für Recht gewiesen, der Kläger solle seine Klage weisen und bezeugen. Derselbe suchte sich nun unter den anwesenden Freischöffen sechs Eideshelfer und beschwor mit denselben knieend die Klage, worauf der Freigraf die Verfemung in der folgenden feierlichen Formel aussprach: „Den beklagten Mann N. N., den nehme ich aus dem Frieden, aus dem Rechte und aus den Freiheiten, welche Kaiser Karl gesetzt, und werfe ihn nieder vom höchsten Grad zum niedersten Grad und setze ihn aus allen Freiheiten, Frieden und Rechten in Königsbann und Witte und in den höchsten Unfrieden und Ungnade und mache ihn unwürdig, ächtlos, rechtlos, siegellos, ehrlos, friedlos und untheilhaftig alles Rechtes und verführe und verrehme ihn und setze ihn hin nach Satzung der heimlichen Acht und weise seinen Hals dem Stricke, seinen Leichnam den Thieren und Vögeln in der Luft, ihn zu verzehren und befehle seine Seele Gott im Himmel in seine Gewalt, wenn er sie zu sich nehmen will und setze sein Leben und Gut ledig, sein Weib soll Wittwe, seine Kinder Waisen sein.“ Hierauf nahm der Graf den von Weiden geflochtenen Strick, warf ihn aus dem Gericht und alle Freischöffen, die um das Gericht standen, „spieen aus dem Munde, gleich als ob man den Verfemten fort in der Stunde hänge.“ Die Ceremonie schloß mit der Aufforderung an alle Freigrafen und Freischöffen, „bei ihren Eiden und Treuen, die sie der heimlichen Acht gethan, sobald sie den verfemten Mann bekommen, daß sie ihn hängen sollen an den nächsten Baum, den sie haben mögen, nach aller ihrer Macht und Kraft.“ Dieser Urtheilsspruch hatte, wenigstens in den Augen aller Wissenden, die gleiche Geltung, wie die Reichsoberacht oder Aberacht, deren Verhängung von Kaiser und Reich den davon Betroffenen auf die Stufe eines verurtheilten Verbrechers stellte. Er war vogelfrei, jeder konnte sich an ihm vergreifen, ihn tödten, sein Leben, sein Eigenthum wurde eingezogen, Niemand durfte ihm Herberge und Schutz gewähren, bei Strafe, ebenfalls in solche Aechtung zu verfallen. Dem Ankläger ward nunmehr das also gesprochene Urtheil schriftlich, mit dem Siegel des Frei-

grafen versehen, ausgefertigt. In demselben war die Mahnung an alle Freischöffen enthalten, dem Kläger bei Vollziehung des Urtheils gefällig zu sein. Meist wurde das Urtheil geheim gehalten. Nun begann eine heimliche und eifrige Jagd auf den Schuldigen. Wo man ihn ergriff, wurde er sofort an den ersten besten Baum gehängt. Außerdem gab es noch insofern einen außerordentlichen, summarischen Femgerichtsproceß. Wenn ein Verbrecher von zwei Freischöffen auf handhafter That betroffen ward, „mit habender Hand, mit blinkendem Schein oder mit gichtigem Mund", d. h. bei der Missethat selbst oder mit den Werkzeugen, womit er sie vollbracht, oder mit dem, was er dabei erbeutet, oder der That geständig, dann war das Richten ein bloßes Hinrichten: Die Schöffen warfen dem Ertappten ohne weitere Förmlichkeiten die „Wyd" um den Hals und ließen ihn am nächsten Baum baumeln. Daß ein solches Verfahren zu den größten Mißbräuchen führen konnte, bedarf keiner weiteren Ausführung und es ist bekannt, daß es in vielen Fällen auch dazu geführt hat.

Ging das Urtheil der Feme auf Zahlung oder Geldbuße, so forderte der Freigraf entweder die ordentliche Obrigkeit des Verurtheilten zur Vollstreckung auf, und diese vollzog es gewöhnlich, um nicht selbst femrüchig zu werden, oder er sprach über den Ungehorsamen eine allgemeine oder theilweise (nur für bestimmte Gegenden giltige) Acht aus, von der sich dieser nur durch Folgeleistung (dadurch aber auch für immer) befreien konnte. Verletzung der Acht setzte Jeden, der sich ihrer schuldig machte, der Femrüge aus. Auch Todesurtheile wurden, wenigstens in allen Fällen, wo die That durch Wehrgeld gesühnt werden konnte, den Verurtheilten bekannt gemacht und ihre Vollziehung allen Freischöffen, oft auch einigen besonders bezeichneten, befohlen. Doch war ein Freischöffe nur dann verbunden, sich bei der Execution zu betheiligen, wenn er Brief und Siegel des Freigrafen entweder selbst sah oder drei Freischöffen ihm auf ihren Eid versicherten, daß sie es gesehen. Die gewöhnliche Art der Todesstrafe war, wie wir gesehen haben, der Strang, der nächste Baum der Galgen. Neben dem Erhenkten steckten die Schöffen ihren mit den Buchstaben SS GG bezeichneten Dolch. Es dürfen immer nur wenigstens drei Freischöffen gemeinschaftlich das Urtheil vollstrecken, damit der Einzelne keinen Mißbrauch treibe und der Verurtheilte von den Dreien sicher überwunden werde.

War der Kaiser im spätern Mittelalter manchmal außer Stande, die Aberacht zu vollstrecken, so fand die Feme überall wenig Schwierigkeit, ihren Spruch in Vollzug zu setzen, denn vermöge der Einrichtung ihrer Freischöffen reichte ihre Hand so weit, als sie heimlich und rasch wirkte. Auf diese Sicherheit der Urtheilsvollstreckung beruhte hauptsächlich das Ansehen und die Macht der Feme und jene wieder auf der Macht und Ausdehnung des Bundes, dieser aber auf dem Bedürfniß einer sichern Rechtshilfe. Im 14. und 15. Jahrhundert war ihre Macht so groß, daß sie den ungemessensten Schrecken einflößte. Man getraute sich kaum, von der Femlichkeit öffentlich zu sprechen, und das Gericht, welches nach Einigen über hunderttausend Freischöffen im Reiche verfügte, wußte selbst die trotzigsten ritterlichen Raufbolde und Räuber zu demüthigen und zu strafen. Die einfachen westfälischen Freigrafen forderten selbst mächtige Fürsten vor ihren Stuhl, wie z. B. im Jahre 1434 der Freigraf Albert Swynde den Herzog Heinrich den Reichen von Bayern, bei dessen Verfemung achthundert Freischöffen zugegen waren. Ja sogar Kaiser Friedrich III. wurde sammt seinem Kanzler und Kammergericht vor die Feme geladen, damit er daselbst „seinen Leib und die höchste Ehre verantworte." Nur mit Geistlichen, Frauen und Juden sollte sich die Feme nicht befassen. Außerdem war ihre Zuständigkeit eine fast unumschränkte, und wenn sie sich selbst „des heiligen Reiches Obergericht übers Blut" nannte, so fand ein solcher Anspruch seine Genehmigung darin, daß nicht nur Bürger und Ritter, sondern selbst die Mitglieder der hohen Aristocratie sich zum Freischöffenamt drängten. Auch ein Kaiser Sigismund ließ sich 1429 bei dem Dortmunder Freistuhl zum Schöffen weihen. Die allmähliche Entartung der ganzen Einrichtung gab sich nicht allein dadurch kund, daß Neid, Rachsucht und andere schlimme Leidenschaften sich unter dem Deckmantel der Femgerechtigkeit Befriedigung zu verschaffen wußten, sondern auch durch die einreißende Willkür bei der Handhabung der femgerichtlichen Formen. Ging doch diese Willkür schon am Ende des 13. Jahrhunderts so weit, daß die Feme beschuldigte Nichtwissende gar nicht vorlud, sondern dieselben ohne Weiteres verfemte, sobald der Ankläger und sechs Eidhelfer die Anklage beschworen. Mißbrauch der Gewalt erzeugt aber immer Widerstand. Das erfuhr auch die Fehme. Sie wurde zwar niemals förmlich aufgehoben, aber Kaiser, Fürsten und Städte suchten und wußten allmählich ihr Ansehen zu beschränken und vom 16. Jahrhundert an sank dasselbe vollends unter der festeren Gestaltung des Gerichtswesens. Die neuen Justizordnungen Kaiser Maximilians und die strengen Maßregeln der nun immer mächtiger werdenden Landesherren gegen die Feme trugen ebenfalls das Ihrige dazu bei, und so sehen wir schon während des 16. Jahrhunderts die westfälischen Freigerichte auf Westfalen beschränkt, bald auch den Landesgerichten untergeordnet und auf bloße Polizeifälle verwiesen. Hier auf der rothen Erde, ihrer eigentlichen Heimath, fristeten sie unter den zähen westfälischen Hofbauern mit den alten, nunmehr lächerlichen Formen, ein kümmerliches Dasein fort, bis König Jerome ihnen vollends ein Ende machte. Indessen soll es noch in unserer Zeit solche gegeben haben, welche den Freischöffeneid geleistet hatten und die geheime Losung schlechterdings nicht verrathen wollten. Der letzte Freigraf Angelhardt nahm 1835 in Werl die geheime Losung mit ins Grab. Der Dichter Immermann hat in seinem Roman „Münchhausen" diese letzten Reste der

Feme auf's Treuste geschildert und gezeigt, wie diese veralteten lächerlichen Formen, in der Hand einer bedeutenden urkräftigen Persönlichkeit wohl noch einmal mit neuem Leben durchhaucht werden konnten.

In unserer Zeit, welche so viele Wandelungen des Rechtes und des gerichtlichen Verfahrens an sich vorüber ziehen sieht, wo im ganzen Reiche eine einheitliche Gerichtsverfassung in's Leben tritt, schien mir ein Rückblick auf die Art und Weise nahe zu liegen, in der unsere Vorfahren suchten, sich Recht zu verschaffen und dasselbe gegen Gewalt und Willkür zu behaupten und zur Geltung zu bringen.

Die Kaiserin Augusta-Kinder-Heilanstalt in Bad Elmen bei Groß-Salze.

Die oben genannte vortreffliche Anstalt ist das Eigenthum des Vaterländischen Frauenvereins; sie ist mit 44 Kinderbetten bestimmt zur Aufnahme skrophelkranker und schwächlicher Kinder, welche dort während der Zeit vom 15. Mai bis 15. September je eine sechswöchentliche Soolbadekur durchmachen. Die Pflege der Kinder befindet sich in den Händen von Diakonissen aus dem evangelischen Diakonissenhause zu Halle a./S., während Dr. Trüstedt aus Schönebeck als behandelnder Arzt fungirt. Ueber die Einrichtung der Anstalt haben wir schon in früheren Jahrgängen eingehend berichtet. Der vorliegende fünfte Jahresbericht zeigt die gedeihliche Entwickelung derselben in schönster Weise. Die finanzielle Lage ist erleichtert worden in Folge des reichen Ergebnisses einer in den Regierungsbezirken Magdeburg und Merseburg veranstalteten Kollekte, die einen Betrag von fast 20 000 Mk. abwarf, so daß die schwebende Bauschuld vollständig getilgt und ein kleines Reservekapital zur Deckung der Hypothekenschuld verzinslich angelegt werden konnte.

Die Frequenz der Anstalt hat sich gegen das Vorjahr erheblich gesteigert. Die Anstalt verpflegte 108 Kinder und 15 einzelne Damen an 4028 Pflegetagen, gegen 78 Personen an 3169 Tagen im Jahre 1877. Die Zahl der Bäder betrug 3568 (gegen 2530); unter denen wieder 2188 (gegen 2119) von der Königlichen Salinenverwaltung gewährte Freibäder waren. Durchschnittlich kamen also auf den Patienten 29 Bäder. Die Einnahme an Pensionsgeldern betrug 8 902,65 Mk. und reichte, wie der Rechnungsnachweis am Schluß zeigt, zur Deckung aller laufenden Ausgaben vollständig aus. In einigen besonders dringenden Fällen ward auf eine Vergütung ganz verzichtet. Insbesondere wurden von dem Herrn Landesdirektor Grafen von Wintzingerode, vorzugsweise für Kinder aus armen Landgemeinden, 8 Freistellen offerirt, 4 sehr elende Kinder den ganzen Sommer über in Pflege behalten und außerdem durch größere oder geringere Pensionsermäßigungen Freunden unserer Sache in der Provinz die Unterbringung armer kranker Kinder zu ermöglichen gesucht. Unter den 4028 Pflegetagen befinden sich 731, für die keine Vergütung gegeben ward. Die Anstalt glaubt indessen, ihre Praxis in dieser Beziehung ändern zu müssen. „In den meisten Fällen, heißt es im Jahresbericht, wird es im Interesse der Eltern des Kindes mehr oder weniger dringend wünschenswerth erscheinen, das Pflegegeld ganz oder theilweise zu erlassen. Wie gern würden wir auf dasselbe in allen diesen Fällen ganz verzichten. Wir sind aber ebensowenig in der Lage, unsere kleinen Patienten unentgeltlich aufzunehmen und zu verpflegen, als es uns möglich ist, die Bedürftigkeit so zu untersuchen, wie es eine gewissenhafte Kassenverwaltung erfordert. Es ist darum unsere Absicht, im nächsten Jahre das Pflegegeld im Allgemeinen herabzusetzen, uns aber dann weitere Ermäßigungen zu versagen." Diese Anschauung erscheint uns durchaus zutreffend. Sehr zu beherzigen aber ist auch der weitere Wunsch, daß die Freunde der Anstalt diese Angelegenheit mit auf ihr Herz nehmen und durch Stiftung ganzer und halber Freistellen oder ganzer und halber Freibetten ärmeren Kindern den ganz unentgeltlichen Aufenthalt in dieser Anstalt ermöglichen. Die Stiftung eines Freibettes, das dann den Namen des Stifters tragen wird, und in dem derselbe in der Zeit vom 15. Mai bis 30. Juni und 1. August bis 15. September 1 Kind nach seinem Ermessen unterbringen kann, würde ein Kapital von 2 500 Mk., die Stiftung einer Freistelle unter den gleichen Voraussetzungen eine jährliche Zahlung von 120 Mk. erfordern. Nach denselben Grundsätzen würden halbe Freibetten und Freistellen berechnet.

Das Personal hat durch uneigennützige und hingebende Thätigkeit sehr wesentlich zu der gedeihlichen Entwickelung der Anstalt beigetragen, deren Heilkraft sich auch im verflossenen Jahre aufs Beste bewährt hat. Allerdings ist nicht für alle kränklichen und schwächlichen Kinder der Gebrauch der Salzquellen in Bad Elmen gleich empfehlenswerth, desto wirksamer dagegen zeigt sich derselbe namentlich bei Anschwellung der Halsdrüsen, Knochenfraß, Gliederverkrümmung in Folge der englischen Krankheit, skrophulösen Augenentzündungen und Ausschlägen.

Wie die Zweckmäßigkeit des Baues und der Einrichtung des Hauses, so hat sich auch die Art der leiblichen und geistigen Verpflegung der Kinder, wie sie mit den Schwestern des Halle'schen Diakonissenhauses vereinbart ist, bestens bewährt. Das richtige und schöne Streben in der Anstalt geht dahin, daß die Ordnung und Zucht, wie der Geist und Ton des Hauses diejenige Gesinnung in den kleinen Pfleglingen weckt und stärkt, die sie geschickt macht, ihr Kreuz, ihre Krankheit, wenn die Kur keinen oder doch keinen vollkommenen Erfolg hat, willig und fröhlich zu tragen, und Gott dem Herrn Treue und Dankbarkeit im Leben zu bewahren, wenn er ihren Aufenthalt in unserm Hause an ihrem kranken Körper segnen sollte. Gerade hierin liegt auch der Grund, weshalb die Anstalt zur Pflege der Kinder nur solche Personen, die in und aus christ-

licher Liebe ihr Amt versehen, gebrauchen kann. Es ist keinen Augenblick zweifelhaft, daß nur darum die Kinder selbst trotz ihrer großen Verschiedenheit hinsichtlich des Alters, des Standes, der Bildung, der Krankheit so glücklich, so friedlich zusammenleben, so gern und fröhlich sich in die ihnen zumeist ganz fremdartige strenge Anstaltsordnung hineinfinden können, weil die pflegenden Schwestern in jener Gesinnung, in christlicher Liebe mit ihnen leben und an ihnen arbeiten. Die vielen freundlichen Gäste, die im vergangenen Jahre die Kinder-Heilanstalt sich ansahen, die Kinder an den langen Tischen bei ihrem ihnen trefflich schmeckenden Mittagsmahl beobachteten, oder ihnen auf dem Zuge durch die schönen Anlagen des Kurparks folgten, oder ihrem fröhlichen Spiel am Gradirwerke zuschauten, oder sie am Abend in ihren großen luftigen Schlafsälen noch einmal aufsuchten, sie werden sich des Hauses gefreut haben. Eine ganz besondere Freude würde es der Anstalt sein, wenn es durch die Freunde derselben gelingen sollte, Jungfrauen zu finden, die den Schwestern auf einige Wochen, wie dies alljährlich mit solchem Erfolg im Rothenfelde geschieht, aus freier Liebe in ihrer Arbeit helfen und ihnen dadurch ermöglichen wollten, allen den vielen kranken Kindern Aufsicht und Pflege nach dem Maße ihres Bedürfnisses zuzuwenden.

Möge dieser Wunsch Erfüllung finden, die Anstalt selbst aber nach Verdienst sich stetig in bester Weise entwickeln. („Deutscher Frauen-Verband.")

Die Diakonissenanstalt Neuendettelsau in Bayern

feierte am 9. Mai das Jubelfest ihres 25jährigen Bestehens. Wenn man auch in aller Stille den Tag zu begehen vorhatte, so mußte er sich doch zu einem großen Danktage gestalten.

Vor 25 Jahren ward in der Kirche zu Neuendettelsau die Eröffnung der Diakonissenanstalt gefeiert. Vorsteherinnen, unter ihnen die würdige Oberin Amalie Rehm, die nun 25 Jahre segensreich gewirkt hat, und Schülerinnen wohnten noch im Gasthof zur Sonne, die Anstalt hatte noch kein Haus gefunden. Aber bald legte man den Grund, die Bauersleute der Umgegend fuhren Holz und Steine, und man baute so rüstig, daß man schon im October in das Diakonissenhaus einziehen konnte.

Und welcher Segen ist in diesen 25 Jahren von dort ausgegangen, daß es ein Segenshaus für die lutherische Kirche bis in weite Fernen geworden ist. Namentlich die Schulen der Diakonissenanstalt haben den vom seligen Pfarrer Löhe gepflegten Geist in weite Kreise hinausgetragen, und die „Töchter von Dettelsau" haben auf jener fränkischen Hochebene nicht nur eine Lernanstalt sondern ihre geistige Heimat gefunden.

Um das Mutterhaus herum haben sich nun die Kapelle, die Krankenhäuser, die Blödenanstalt, das Rettungshaus, das Magdalenum, die Industrieschule, das Feierabendhaus, das Rectorat gruppirt, draußen sind Tochteranstalten gegründet, und auf vielen Arbeitsstationen sind die nahezu 200 Schwestern vertheilt. Der Gründer und langjährige Rector ist geschieden, aber er hat einen würdigen Nachfolger gefunden, die erste Oberin leitet das Haus noch jetzt.

Möge der Herr auch ferner seinen Segen auf dem Hause ruhen lassen!

Ermländische Waisen-Noth!

Theure Glaubensgenossen! Schenket dem Hilferuf der evangelischen Waisen Ermlands freundliches Gehör!

Seit 32 Jahren sammeln wir in unserer Waisen- und Confirmanden-Anstalt die evangelischen Waisenkinder von 12 Gemeinden, die, im Ganzen 12 700 Seelen stark, über 80 Quadratmeilen zerstreut unter Katholiken wohnen. — 258 Kinder haben wir bis jetzt verpflegt und, wie wir zu Gott hoffen, vor Verwahrlosung und vor Verlockung zum Uebertritt geschützt. 55 Waisen unterhalten wir augenblicklich. — Das leichtgebaute, feuchte, ungesunde Mädchenhaus Emmaus bedarf jetzt dringend einer Erneuerung; der fertig vorliegende Anschlag zu einem einfachen, aber soliden und vor allen Dingen gesunden, zweckentsprechenden Neubau schließt mit 25 126 Mk. ab. Unsere Gemeinden sind durchgängig arm; auf eure Hilfe, theure Glaubensgenossen, sind wir angewiesen. Verlaßt uns nicht, auch wenn ihr nur wenig geben könnt; viele kleine Gaben haben oft schon Großes ausgerichtet. Wir ihr vor zehn Jahren durch eure Liebesgaben unsern Waisenknaben eine solide, dem Bedürfniß entsprechende, gesunde Wohnung verschafft habt, so wendet jetzt dieselbe Wohlthat den Mädchen zu und richtet hier ein neues Denkmal des lebendigen Glaubens auf, der durch die Liebe thätig ist.

Gedenket des Wortes, das unser Heiland gesprochen hat:

Was ihr gethan habt Einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan!

Gaben werden unter der Adresse:

Pfarrer Richter, Wartenburg in Ostpreußen und mit der Bezeichnung:

„zum Emmaus-Bau"

herzlich und dringend erbeten.

Das Curatorium des Hauses der Barmherzigkeit und Emmaus.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der




Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 131 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 9. Juli 1879. Nr. 28.

Dr. Hermann Engelhardt von Nathusius, Geheimer Ober-Regierungs-Rath, auf Hundisburg bei Althaldensleben, Rechtsritter seit 1867, † zu Berlin 29. Juni 1879.

Templersagen in Deutschland.

Eine Sammlung der Sagen deutscher Nation, in welchen sich die Geschichte des Reichs und der einzelnen Landestheile abspiegelt, veranlaßte den Unterzeichneten, auch den Spuren nachzugehen, welche der Orden der Templer in deutschen Landen hinterlassen hat. Kaum war in dieser Hinsicht eine reiche Ausbeute zu hoffen, denn einerseits ist die Zeit der Blüthe des ritterlichen Ordens selbst für die Sage eine sehr entfernte; andererseits ist der Orden aber in Deutschland nie recht heimisch gewesen; England und Frankreich, ja selbst die Gebiete slavischer Zunge sahen mehr von der Herrlichkeit der stolzen Brüder vom Tempel Salomon's. Trotzdem fand sich eine nicht unbedeutende Anzahl auch deutscher Templersagen. Wir breiten dieselben hier in ihrer Einfachheit und Schmucklosigkeit vor dem Leser aus. Sie werden uns zeigen, wie mächtig der Fall des hochstrebenden Ordens die Gemüther auch auf deutschem Boden erregte. Am klarsten gruppiren sich diese letzten Nachklänge von den Schicksalen der glänzenden Ritterverbrüderung, wenn wir die Sagen nach ihren Heimathsorten zusammenstellen.

Im Süden Deutschlands finden sich Templersagen nur in Bayern. Es ist dies um so auffallender, als der Orden auch im Süden einst reiches Gut besaß und als ein süddeutscher Ritter, Herr Wolfram von Eschenbach aus der Oberpfalz bei Regensburg, es gewesen ist, der im begeisterten Liede die ritterliche Herrlichkeit und die mönchische Frömmigkeit der „Templeisen" besungen hat. Freilich hat im Süden Deutschlands das Geschick den Orden härter betroffen als im Norden, in welchem sich die Denkmäler der Templer, ihre Kirchen, ihre Burgen, unzerstört erhalten konnten. In Wolfram's Heimat, der Oberpfalz, war das „Münster von Altmühl" das bedeutendste Ordenshaus der Templer. Noch heut erzählt das Volk, es seien einmal vor langen, langen Jahrhunderten mitten in der Nacht Bewaffnete gekommen und hätten die zu Altmühlmünster wohnenden Templer gefesselt fortgeführt. Freilich sollen die Bewohner des Ordenshauses nicht rechte geistliche Ritter gewesen sein, denn sie vergaßen häufig des Gesetzes der Nüchternheit, und noch heute sagt man wohl zu einem Unmäßigen: „Du trinkst ja wie ein Templer!" Bemerkenswerth ist, daß dies Sprichwort im Norden Deutschlands, in welchem die Ritterbrüder mit rastloser Thatkraft nach der Verwirklichung ihrer ehrgeizigen Pläne von einer großen Adelsrepublik strebten, sich nicht findet: hier standen die Mitglieder anderer geistlicher Verbrüderungen, der Elendsgilden und der Kalande, in demselben Rufe, wie im Süden die in behaglicher Muße auf ihren Commenden lebenden Tempelherren.

Auch zu Deiningen im Ries weiß man von den Brüdern mit dem rothen Kreuze zu sagen. Der Pfarrhof daselbst soll vor Zeiten die Wohnung von Templern gewesen sein. Als die Verfolgung gegen sie losbrach, waren etliche hierher geflüchtet und hatten ungeheuere Schätze an Gold und Silber in Sicherheit gebracht. Das wußte ein Diener der Ritter und dachte auf einen Anschlag, sich der Schätze zu bemächtigen. Als nun einmal die Ritter nach durchschwelgter Nacht im tiefsten Schlafe ruhten, schlich er sich in ihre Kammern und ermordete die einzelnen Brüder in ihren Betten. Der Lohn seiner grausen That aber blieb dem Frevler versagt: So viel er nach dem Golde der Templer suchte, es fand sich keine Spur von ihm. Verzweifelt rannte der Gottlose hin und her, bis ihn die Hand des himmlischen Richters traf. Nach der Volkssage wandelt der Verbrecher noch heute ruhelos umher, den Sündenlohn sich zu erjagen, welcher ihn zum Morde verführte; von den Schätzen der Ritter aber heißt es:

„Ist auch vergangen manch' hundert Jahr,
Das Gut ist zu finden noch immerdar!"

Wir wenden uns dem Norden des ehemaligen Reiches zu. Ansehnlich waren die Templer in Flandern und Brabant begütert, aber nirgends, da ihre Häuser standen, hat ihr Andenken als ein gesegnetes die Ritter überdauert. Zwischen Canegem und Ruisselede befand sich ein Sitz der Ritterbrüder. Zwei derselben sollen einst in die Pfarrwohnung von Canegem eingedrungen und, nachdem sie den Geistlichen mit ihren Streitäxten erschlagen, ruhig dem Tempelhause wieder zu geritten sein. Unterwegs gesellte sich ein Landmann zu ihnen und erzählte den Rittern van dem Morde des greisen Pfarrers, von welchem die Kunde mit Blitzesschnelle sich aerbreitet hatte; aber die Templer thaten, als hätten sie nichts davon gewußt, und sprachen: „Wir kammen doch soeben erst van Canegem, und kein Mensch hat uns das erzählt!“ Erst nach langer Zeit ward es an's Licht gebracht, wer die grause That verübt hätte. Man hat aber heute noch in Flandern von jener Begebenheit ein Sprüchwort das lautet: „Er kommt von Canegem!“ und es wird angewendet, wenn ein Mensch sich stellt, als ab er dies oder jenes nicht kenne und weiß es dach recht wohl. Auch zu Loaendegheim steht ein Tempelhof, welcher seinen Namen von den „falschen Priestern“ hat. Ehedem fuhr jede Nacht ein Wagen mit feurigen Rossen daselbst umher; auch sah man auf dem Hofe oft ein weißes Pferd. Vor alter Zeit hatte man große Schätze dart gefunden: Das Gold der Templer kam zu Tage. Noch heut aber geht zu Lovendegheim ein alter Ritter um, der eine goldene Binde auf der Stirne trägt: es ist der letzte Präceptor des Tempelhauses.

Zu Aachen heißt noch jetzt ein Platz der „Templer-Bend“, und an dem Walle in der Nähe des Königsthores liegt der Tempelgraben. Hier soll einst das Tempelhaus gestanden haben; der Sage nach aber ist es in die Erde versunken, nachdem zu den Zeiten der Verfolgung des Ordens alle Templer in einer Nacht darin ermordet warden sind. Zuweilen soll man noch um Mitternacht im Weihergrunde die Kirche sammt ihren Thürmen erblicken, und einmal im Jahre begehen die gespenstigen Ritter das Gedächtniß der Verfluchung ihres Ordens. Wenn die Glocke zwölf schlägt, erbebt der Grund, und eine Stimme ruft dannernd: „Ihr Templer, erwacht und heraus!“ Dann steigen die Ritter, gefüllte Becher in den Händen, aus der Tiefe des Weihers herauf; ein Saal öffnet sich vor ihnen; an langer Tafel nehmen sie ihre Plätze zum Mahle ein, der Meister befindet sich an ihrer Spitze auf dem Ehrensessel. Darauf aber erscheinen andere Gestalten, mit welchen die Ritterbrüder kämpfen; der hell erleuchtete Saal verschwindet, und über dem Teiche baut sich, glänzend wie röthlich beschienener Marmor, die Kirche des Ordens auf. Langsam sieht man die Ritter mit den weißen Mänteln, zwei zu zwei, zum Chore ziehen, um zu beten. Kaum aber sind sie in das Gatteshaus getreten, so beginnt die Oberfläche des Weihers zu brausen; der Himmel verdüstert sich, und statt der friedlich leuchtenden Bilder erblickt der Wanderer wüstes Kampfgewühl; Schwertschlag und Mordruf erschallen, bis es Eins schlägt. Da sinkt die Kirche und mit ihr die Schaar der Templer in den Weiher; nur der Meister erhebt sich noch einmal über das düstere Wasser, sein Gewand erscheint blutbefleckt; er ruft nach Rache. Man sagt auch, daß die Templer junge Mädchen, welche ihr Linnen in jenem Teiche wuschen, hinabgezogen haben. Bekannt ist ferner in Aachen das Sprüchwort: „Sie hat einen Tempelherrn genommen;“ dasselbe bedeutet so viel als: „Sie hat einen schlechten Ehemann sich erwählt;“ der Ruf der Ritter ist also auch an dieser Stätte nicht besser als anderwärts. In der „heiligen Stadt“ Köln steht wohlerhalten und mit neuen Wand- und Glasgemälden geschmückt, nach heut das alte Tempelhaus in der Rheingasse; seine Rundbogenfenster und der übrige architektonische Schmuck zeigen, daß es im 13. Jahrhundert erbaut ist; Gutes weiß man aber auch selbst hier nicht von den Templern zu berichten.

Zu Erfurt sallen in der Allerheiligenstraße der „Sternberg“ und „die Windmühle“, aus welchen Häusern ein Gang über die Straße nach der „Engelsburg“ führte, den Templern gehört haben. Vielleicht ist das Haus, welches später den Namen „zum Taurniere“ führte, einst ein Ordenshaus der Ritter gewesen; wenigstens wallen alte Leute früher in dem Thurmaufgange desselben Wappen und Ritterbilder gesehen haben, welche sich auf den Templerorden bezogen. Eine Bestätigung des Volksglaubens aus der Geschichte aber fehlt diesen Sagen.

Auch im Göttingenschen sind die Templer unvergessen. Im Darfe Moringen befindet sich in einem Garten ein Teich, der Opferteich genannt. In früheren Zeiten wurde in seiner Nähe unter großen Eichen Gericht gehalten. Der Teich ist sehr tief und muß wohl unterirdische Quellen haben, da er keinen sichtbaren Zufluß besitzt. An seiner Stätte soll ehemals ein Tempelherrenkloster gestanden haben. Die Templer hatten einst eine neue Glacke gießen lassen, vergaßen aber der alten Sitte, sie var dem Gebrauche zum Gottesdienste einzusegnen und zu taufen. In der heiligen Weihnachtszeit aber, zur Christmesse, sollte die Glocke zum ersten Male gebraucht werden. Kaum jedoch hatte sie den ersten Klang gethan, als sie durch eine wunderbare Kraft losgerissen und zum Schallloch des Thurmes hinaus in den Opfersee geführt wurde. Ihre tiefen Klänge erschallen auch jetzt noch alljährlich in der Weihnacht aus dem Grunde des Weihers herauf, der jetzt das Ordenshaus der Templer in seiner Tiefe birgt. Auch hier, wie überall, wo die Sage von versunkenen Klöstern und Kirchen erzählt, liegt nach dem Valksglauben ein Gattesgericht vor: um der Sünde seiner Ritter und Priester halber ist das Tempelherren-Kloster im Opfersee versunken.

Wir gelangen endlich zu den Ostmarken des ehemaligen deutschen Reiches, nach Brandenburg und Pommern. Hier hatte der Templerorden schon früh hohe Bedeutung gewonnen; die Ritter mit dem rothen Kreuze

auf dem weißen Mantel waren die Vorfechter deutscher Kultur gegen die Wenden und Polen; sie bildeten die Vorhut des Eroberungszuges der ballenstädter Markgrafen nach Osten. Deshalb nahmen die Templer in den Elb- und Oderlandschaften eine besonders hervorragende Stellung ein; mehrere Söhne des Hauses Ballenstädt waren in den Orden getreten, und von einem derselben, dem späteren Akoluthen Otto im Cisterzienser-Kloster Lehnin, hat ein günstiges Geschick uns noch die Grabesplatte aufbewahrt. Die hochansehnliche Macht der Templer an der Ostgrenze des Reiches nahm ihrer Verfolgung hier die Schärfe ganz und gar; es ist kein Templer im Nordosten Deutschlands gemartert oder gar verbrannt worden. An Feinden fehlte es zwar auch hier nicht. Der Metropolitan des Nordostens Deutschlands, der Erzbischof von Magdeburg, Herr Burchard von Schrapelau war der geschworene Feind des Ordens; er ließ im Mai 1308 den Großpräceptor des Ordens Friedrich von Alvensleben, die Brüder Günther von Köthen, Bertram von Greifenberg, Heinrich von Bardeleben, Nikolaus von Andesleben (?) und Tilo von Werderen sammt allen Rittern von den Tempelhöfen zu Magdeburg, Mücheln, Wichmannsdorf, Wollstädt und Gerhardsdorf bei Seehausen gefangen nehmen; er mußte die Ordensbrüder jedoch durch Vergleich vom 19. November 1308 wieder freigeben, weil der Adel für seine bedrohten Genossen die Waffen ergriffen und das Verhör der Templer keine der gegen sie gerichteten Beschuldigungen erwiesen hatte. Durch den Vergleich verpflichtete sich der Erzbischof sogar, den Brüdern vom Tempel die „neue Botschaft“, welche etwa vom Papste kommen würde, vierzehn Tage vorher ansagen zu lassen, ehe er etwas gegen sie unternähme. So sind denn in der Mark die Templer in Ruhe auf ihren vier Komthurenden zu Tempelhof bei Berlin, Lützen bei Müncheberg, Quartschen bei Cüstrin und Zielenzig im Lande Sternberg geblieben; hier sind sie bis zu ihrem Lebensende unterhalten worden, auch nachdem die Johanniter ihnen im Besitz ihrer Güter gefolgt waren. Eine bemerkenswerthe Sage von den letzten Templern findet sich in der Altmark. Als sie vom Papst gebannt waren, heißt es, thaten sie sich zusammen und begaben sich in unwegsame Sümpfe, „da sie aller Welt Feinde geworden waren.“ An den entlegensten und unzugänglichsten Stellen erbauten sie sich Schlösser, um zur Noth einen Angriff abwehren können. Hier brachten sie ihre Tage zu, still und abgeschieden von allen andern Menschen, bis sie einer nach dem andern dahinstarben. Die Schlösser der Tempelherren aber sind nachher von Niemandem mehr bewohnt worden; sie sind zerfallen und mit der Zeit zu Trümmern geworden. Solche Ruinen von Tempelherrenschlössern findet man noch in mehreren Orten der Altmark, besonders im Drömling, bei Calvörde und bei Hohen-Erxleben. Von ihren überelbischen Denkmälern aber ist bis auf den heutigen Tag noch wohlerhalten ihr altes festes Haus zu Lietzen im Lande Lebus und das uralte Kirchlein daselbst, in welchem noch der Grabstein eines Priesters vom Tempel, des Edlen von Reinsdorff, zu finden ist. Die grüne, von hohen Bäumen beschattete „Comthurei“ bildet eine liebliche Oase in dem Lande Lebus, das zwar sehr fruchtbar, aber landschaftlich höchst eintönig ist. Hier, in Lietzen, heben sich die Saaten wie smaragdgrüne Streifen aus dem Kranze dunkler Wälder hervor; drüben am Forstrande flüstern leise uralte Hängebirken; hier, inmitten der Wiesen zieht murmelnd ein Fließ dahin, welches ehemals durch sumpfige, nun zu fruchtbarem Felde umgeschaffene Seenflächen hindurchfloß. Binsengebüsch, Schilf und Röhricht bildet den letzten Rest des ehemaligen Sees „Colaz“ oder Kalisch. An dessen Ufern aber, behauptet die Sage, ist zu alten Zeiten von den Tempelrittern eine furchtbare Schlacht gegen die Heiden geschlagen worden. Vielleicht lebt in dieser Tempelherrensage die Erinnerung an einen Wendenkampf oder an eine Schlacht im Polenkampfe von 1326 fort. In jenem Jahre hatte diese Gegend gerade das Schlimmste von den Schaaren der heidnischen Litthauer zu leiden. Da mögen wirklich die letzten Templer „von den Lietzen“ die rostigen Schwerter von den Wänden der Halle gerissen und sie zum letzten Male an den Ufern des Sees Kalisch in Heidenblut gebadet haben.

Weniger wohl erhalten als Comthurei Lietzen ist das gleichfalls uralte Ordenshaus Tempelhof bei Berlin; es besitzt in alterthümlicher Gestalt nur noch seine romanische Kirche aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts. Auch hier läßt die Sage die alten Ordensritter oft noch in der Stille der Nacht ihr Wesen treiben. Die weißen Mäntel wallend im Mondenscheine, wandeln sie über den Kirchhof, wo vor der Kirchenpforte die alten umgekehrten Grabsteine liegen; auch ist in dem Ordenshause in unbewohnten Räumen oft nächtlich ein geisterhaftes Licht gesehen worden. Außerdem spricht man zu Tempelhof von der alten Ordensburg als dem „Hahnehofe.“ Woraus anders kann dieser Name entstanden sein, als aus der Bezeichnung jenes mystischen Idols, welches die Templer in ihren Ordenshäusern angebetet haben sollen: des mit dem Hahnenkopfe dargestellten Götzen Baffomet?

Ob die Tempelherren in den polnischen Landen sagenhafte Nachklänge ihrer Geschichte hinterlassen haben, mögen wir nicht zu sagen. Unvergessen aber sind die alten Kreuzritter noch auf dem pommerschen Schlosse Pansin, das nun schon seit Jahrhunderten den edlen Herren von Puttkamer gehört. Vielleicht sind jene drei Ringe mit den wunderbaren, noch nicht gedeuteten Zeichen, welche im Besitze der Pansiner Schloßherren sich schon seit undenklicher Zeit befinden, in Wirklichkeit einst von den Tempelrittern aus dem Morgenlande nach dem slavischen Schlosse gebracht worden, und haben die schwertfrohen Hände der Kämpfer des Kreuzes geschmückt. Die Sage von Schloß Pansin wäre dann auch in Pommern eine Reminiszenz an die heiligen Kriege, wie wir sie in der Mark Brandenburg in der Schloßsage von Aulosen haben.

In den märkischen Templersagen ist die poetische Gerechtigkeit endlich zu Warte gekommen; van den Fehlern der gewaltigen Ritter, welche nicht unter dem „Beauséant" stritten, erzählt man anderswo; hier weiß man nur von ihren Tugenden und ihrem selbstverleugnenden Schildesdienste gegen das Kreuz. Bald aber werden wohl die letzten Sagen von den Tempelherren verklungen sein; die Neuzeit und ihr van gigantischen Kräften bewegtes Leben arbeitet schnell in der Beseitigung alter volksthümlicher Kunde. Darum hielten wir es für hahe Zeit, die letzten Erinnerungen des Volksmundes an die einst fast den Heiligen gleichgehaltenen, dann aber gleich Teufelsdienern geschmähten Brüder vom Tempel zu sammeln.*)

Oskar Schwebel.

Die Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth am Rhein.

Der var Kurzem über die Zeit vam 1. März 1878 bis dahin 1879 erschienene 32. Jahresbericht dieser Anstalt gedenkt in seinem Eingange der im Herbste v. Jahres stattgefundenen Feier des 100jährigen Bestehens der dortigen Stadtgemeinde. Ende September 1778 war es, wo in dem kleinen damals durchweg katholischen Städtchen Kaiserswerth der erste evangelische Gottesdienst abgehalten wurde. Trotz aller Fährlichkeiten und Nöthe, welche die Gemeinde anfangs zu bestehen hatte, war sie dennoch bestimmt, vor nunmehr 42 Jahren der Ausgangspunkt und eine Pflanzstätte für ein Werk christlicher Nächstenliebe zu werden, das früher zwar schan vorhanden, dach leider im Laufe der Zeit fast ganz vergessen worden war, nun aber neu belebt wurde und sich van hier über ganz Europa und noch weiter hinaus segenbringend verbreitet hat.

Aus Anlaß dieses Jubelfestes fand vom 17. bis 19. September v. J. in den Räumen der Anstalt die 6. General-Conferenz der Diakanissen-Mutterhäuser statt, deren Vertreter zahlreich und zum Theil aus weiter Ferne herbeigeeilt waren.

Das Kaiserswerther Mutterhaus zählte am 1. März 1879 die größte Schwesternzahl, welche es jemals aufzuweisen gehabt, nämlich 564, von denen 447 eingesegnete Diakonissen und t17 Probeschwestern waren. Zu den eigentlichen Schwestern treten noch 16 Diakonissen-Schülerinnen, so daß die Gesammtzahl aller Töchter des Mutterhauses an abigem Tage 580 betrug. Auf einen langen dem Dienste der leidenden Mitmenschen geweihten Lebensabschnitt konnten 6 Diakonissen zurückblicken, welche im Laufe des letzten Anstaltsjahres ihr 25jähriges Amtsjubiläum gefeiert haben.

Durch den Tad wurden 6 Schwestern von ihrer Arbeit abberufen. 2 starben im fernen Morgenlande, die 4 andern im Mutterhause selbst. Aus aerschiedenen Gründen verließen die Anstalt 10 Diakonissen.

Als Probeschwestern wurden 47 neu aufgenommen, deren Zahl sich jedach wieder durch das Ausscheiden von 33 verminderte, die entweder freiwillig zurücktraten oder als ungeeignet für den Diakonissenberuf entlassen wurden. Die Zahl der den Kaiserswerther Diakonissen im Berichtsjahre überwiesenen Arbeitsfelder belief sich auf 220. Dieselben vertheilen sich im Einzelnen auf 57 Krankenhäuser, 23 Armen- und Siechenhäuser, 40 Gemeinden, 25 Erziehungs-, Waisenhäuser und Schulen, 24 Kleinkinderschulen, 10 Mägdeanstalten, 2 Asyle, 1 Gefängniß, 38 Handarbeits- und Sonntagsschulen und mehrere Palikkiniken.

Ueber 50000 Leidenden und Hilfsbedürftigen ist auf diesen Stationen im vergangenen Jahre von den Schwestern Hilfe und Dienstleistung zu Theil geworden.

Neu übernommen sind die Kleinkinderschulen in Wetzlar und Ruhrort, die Gemeindepflege in Ruhrort, die Handarbeitsschule in Siegen und der Marthashof in Bann. Eine Vermehrung erfuhr die Zahl der Schwestern in den Krankenhäusern zu Kreuznach, Werden, Dortmund, Canstantinopel und Pesth, in der Gemeindepflege zu Neuwied, der Provinzial-Blindenanstalt zu Soest, im Marthahause zu Frankfurt a. M. und in den Schulen zu Berlin und Bukarest.

Neben ihrer eigentlichen Aufgabe: der Diatanissenausbildung, umfaßt die Mutteranstalt noch viele andere diesem Werke verwandten uud mit ihm in Verbindung stehenden Arten christlicher Liebesthätigkeit, von deren weitverzweigter Ausübung die in Folgendem aufgeführten Kaiserswerther Nebenanstalten, die sich entweder im Mutterhause selbst befinden oder in dessen unmittelbarer Nähe gelegen sind, beredtes Zeugniß ablegen.

Das im Anstaltsgebäude selbst errichtete Diakonissen-Krankenhaus gewährte im vergangenen Jahre 762 Persanen Aufnahme und Pflege Unter denselben befanden sich 563 Evangelische, 193 Katholiken, 2 Dissidenten und 4 Juden. Die Zahl der Pflegetage erreichte die Höhe von 41397.

Das Lehrerinnen-Seminar für Kleinkinderschulen, Volks,- mittlere und höhere Töchterschulen hat seit seiner Eröffnung bis zum 1. März c. t507 Lehrerinnen vorgebildet, unter ihnen 780 für Kleinkinderschulen. Seit dem Frühjahr 1878 genossen 84 Zöglinge den Unterricht im Seminar, von denen 22, einschließlich von 5 Lehrschwestern, nach abgelegter Prüfung die ihnen zugewiesenen Wirkungskreise übernehmen konnten.

Eine in der Anstalt bestehende Kleinkinderschule hat vornehmlich den Zweck, den für das Kleinkinderschulamt im Seminar ausgebildeten jungen Mädchen Gelegenheit zur Erwerbung praktischer Fähigkeiten für ihren künftigen Beruf zu bieten. Die Zahl der kleinen Zöglinge, welche ebenfalls ohne Unterschied des Bekennt-

*) Eine Sage von einem Templer Einolf (Eginolf) befindet sich noch bei Cäsarius von Helsterbach, dist. XII, cap. 57. Einolf starb als Kind und sollte verdammt werden, weil er seinem Bruder ein Geldstück gestohlen hatte, wurde aber durch Gottes Güte vom Tode wieder erweckt und wandte sich reuig dem Templer-Orden zu, so daß der Teufel seine Seele zu gewinnen aufgeben mußte.

nisses aufgenommen werden, betrug zur Zeit des Berichtsabschlusses 90.

Hieran reiht sich das Waisenstift, dazu bestimmt, gut gearteten verwaisten Mädchen aus den Familien des gebildeten Mittelstandes, namentlich aus Pfarr- und Lehrerfamilien, eine dem weiblichen Berufe angemessene Erziehung zu geben. Im Laufe des Jahres wurden 4 Kinder aufgenommen, 3 sind nach vollendeter Erziehung im Waisenhause zu ihren Verwandten zurückgekehrt, eines mußte wegen fortdauernder Kränklichkeit entlassen werden, so daß ein Bestand von 29 Waisen verblieb.

An dieses Stift schließt sich das evangelische Asyl für entlassene weibliche Gefangene und Magdalenen, welches seit seiner Eröffnung im Herbst 1833 bis zum 1. Juli pr. 734 Pfleglingen Aufnahme gewährte und an diesem Tage einen Bestand 21 Insassen aufzuweisen hatte. Eine diesem Abschnitte des Berichts beigegebene tabellarische Uebersicht führt leider zu dem traurigen Ergebnisse, daß die Zahl der jugendlichen Pfleglinge dieses Asyls fast von Jahr zu Jahr sich gesteigert hat.

In großem Segen besteht ferner in Kaiserswerth eine Heilanstalt für evangelische weibliche Gemüthskranke. Während des vergangenen Jahres hat dieselbe 71 Kranke in Pflege gehabt, von denen ein großer Theil als dauernd geheilt entlassen werden konnte. Die Zahl der Verpflegungstage betrug im letzten Jahre 15911, so daß durchschnittlich 43 bis 44 Kranke behandelt wurden. Da die gegenwärtig zum Aufenthalte dieser Kranken bestimmten Anstaltsräume theils zu beschränkt, theils ungeeignet sind, so ist hierfür die Anlage mehrerer besonderer Gebäude unternommen und so weit gefördert worden, daß voraussichtlich im Frühjahr 1880 die neue in einem weiten Parke belegene Zweiganstalt bezogen werden kann.

Das Paul-Gerhard-Stift endlich gewährt siechen und kränklichen Frauen eine Heimstätte. Das hierfür zur Zeit provisorisch benutzte, gegenüber den zahlreich eingehenden Aufnahmemeldungen jedoch bei weitem nicht ausreichende Gebäude soll voraussichtlich im nächsten Frühjahre mit den größeren Räumen vertauscht werden, in denen sich gegenwärtig die Heilanstalt für Gemüthskranke befindet.

Die Zahl der Bewohnerinnen des Paul-Gerhard-Stifts betrug am Schlusse des Anstaltsjahres 6, von denen 2 Leidende unentgeltliche Pflege empfingen.

Der von der Anstalt betriebene Buchhandel hat auch im vergangenen Jahre mit Erfolg es sich angelegen sein lassen, eine gute und gesunde Lectüre unter unserem evangelischen Volke zu verbreiten. Der von der Anstalt herausgegebene treffliche Kalender für 1879 ist in 102000 Exemplaren verkauft worden.

Die Kapitalschuld der Anstalt beträgt trotz zahlreicher und zum großen Theil bedeutender ihr fortdauernd zugeflossener Geschenke noch immer über 180 000 Mark.

Bei einer Gesammteinnahme von 277 014 M. 99 Pf. belief sich die Ausgabe im vergangenen Jahre auf . . . . . . 263 492 „ 64 „
so daß ein Bestand von . . . . 13 522 M. 35 Pf.
verblieb, der jedoch zur Fortführung des Neubaues der Heilanstalt für Gemüthskranke vollständig in Anspruch genommen wird.

Weit über Deutschlands Grenze hinaus sind zahlreiche Vereine seit Jahren thätig, das Kaiserswerther Samariterwerk thatkräftig zu unterstützen, und zwar lassen gegenwärtig 33 Hilfsvereine den Ertrag ihrer Arbeit und Bemühungen der Mutteranstalt selbst zu gute kommen, während 56 Zionsvereine ihre Thätigkeit speciell den Stationen und Tochteranstalten im Orient widmen.

Die Verbreitung guter Sonntagslectüre

ist nach den „Fliegenden Blättern“ ein Gegenstand, welchem christlich angeregte Kreise in der mannigfaltigsten Weise nahe getreten sind. In Stuttgart hat sich ein Verein gebildet, welcher Post- und Eisenbahnbeamten, Bahnwärtern, Droschkenkutschern, Fabrikarbeitern, Dienstmännern, Lehrlingen und Kranken unentgeltlich eine gute Sonntagslectüre bringt. Unter Mitwirkung der Stadtmission werden ca. 4642 Exemplare des Stuttgarter Sonntagsblattes, welches sich besonderer Beliebtheit erfreut, wöchentlich vertheilt. In Gasthöfen und Restaurationen legt der Verein 90 Mappen voll guter Zeitschriften aus. Bisher hat es an den nöthigen, ziemlich beträchtlichen Mitteln noch nicht gefehlt und sind wöchentlich zu diesem Zwecke 50 Mk. aufgebracht. Bereits hat dasselbe Werk in andern süddeutschen Städten Eingang gefunden, so in Ulm, Ludwigsburg, Canstadt, Eßlingen, Göppingen, Geislingen, Schorndorf, Straßburg, Kempten, Bamberg. Auch anderwärts fehlt es nicht an ähnlichen Versuchen. Die Erfahrungen eines in Berlin seit 7 Jahren in der Stille wirkenden Vereins zur unentgeltlichen Verbreitung von Bibeln und christlichen Schriften sind sehr ermuthigend gewesen. Im letzten Jahre hat er 226,865 Schriften verbreitet. Zur Lösung der gleichen Aufgabe hat sich soeben in Berlin „eine neue deutsch-evangelische Buch- und Tractatgesellschaft“ gebildet, die mit der größten englischen Tractatgesellschaft in Verbindung getreten ist. Der Verein zur Fürsorge für Droschkenkutscher arbeitet in Berlin ebenfalls in verwandter Weise. In Hamburg wird das von Pastor Rinck herausgegebene Volksblatt „Der Nachbar“ wöchentlich in Hunderten von Exemplaren unentgeltlich vertheilt. Ebenso wirkt der Wohlthätigkeitsverein in Wandsbeck in Verbindung mit dem Stormare'schen Colportageverein. In Kiel und Breslau hat man dasselbe Werk begonnen.

Auf österreichischen Bahnhöfen bemerkt man seit einiger Zeit große Kasten mit der Inschrift: „Sammelkasten für gelesene Zeitungen.“ Der Inhalt wandert regelmäßig in die Krankenhäuser und Hospitäler, wo diese Gaben mit großer Freude in Empfang ge-

nommen werden. Ob sie aber geeignete Speise den dankbaren Lesern bieten, muß freilich gefragt und wird hoffentlich in jedem Falle geprüft werden. Diese Erwägung hat Freunde der innern Mission in Oesterreich bewogen, gute Schriften zur Vertheilung in den Hospitälern unentgeltlich darzubieten. —

Dem vorstehenden Berichte fügen die Fliegenden Blätter noch folgende beherzigenswerthe Bitte hinzu: Wer gute Zeitschriften hält, lasse sie nicht, wenn er sie mit den Seinen gelesen, auf dem Tische oder in irgend einem Winkel liegen und verstauben, sondern gebe sie weiter an Arme und Kranke, an Krankenhäuser, an Briefträger, Dienstleute, Droschkenkutscher. Wie leicht können sich Mehrere die Hand dazu bieten. Sammelt man doch gestempelte Briefmarken, Abgänge von Cigarren und dergl., um sie für wohlthätige Zwecke zu verwenden, warum nicht gute Zeitschriften? In manchen Häusern häufen sich dieselben in solchen Massen an, daß ihre Beseitigung schon als Erleichterung empfunden wird. Warum sie fortwerfen? Ist doch jedes gute Blatt ein Saatkorn, das ausgestreut sein will. Und wie Viele, die Nichts empfangen, oder Giftsaat empfangen, wären dankbar dafür! — Auch nicht Spreu säe man aus, sondern gute Saat, und denke daran, daß das Beste für das Volk eben gut genug ist. Ueberall, wo es eine Stadtmission giebt, wird diese gewiß gerne bereit sein, zu solcher Schriftenverbreitung die Hand zu bieten. Man setze sich mit ihr in Verbindung!

Die evangelischen Anstalten im Orient.

Unter der allgemeinen Noth, welche der orientalische Krieg über die Länder des türkischen Reiches gebracht hat, haben natürlich auch die Liebeswerke der evangelischen Kirche gelitten, obgleich die evangelischen Missionsanstalten von den Schrecken des Krieges selbst verschont geblieben sind.

Ueberall fehlte sehr vielen Familien der Ernährer; trotzdem wurden immer neue Steuern ausgeschrieben, und den zurückgebliebenen Frauen, oft selbst auch den Wittwen der gefallenen Streiter das Letzte ausgepreßt. Palästina hatte überdies an Theuerung und verheerenden Krankheiten zu leiden, und die evangelischen Anstalten waren daher von Hilfesuchenden förmlich belagert. Während sich so die Ansprüche steigerten, trat ein erheblicher Rückgang in den Einnahmen ein, und mit Bangigkeit fing man an zu fragen, ob es möglich sein werde, die bisherigen evangelischen Schöpfungen zu erhalten.

Der greise Bischof Gobat hatte sich deshalb noch einmal nach Europa begeben, um Hilfe für seine Pflegebefohlenen zu erbitten, erkrankte aber in der Schweiz, so daß man an seinem Wiederaufkommen zweifelte. Wieder hergestellt, konnte er nach Jerusalem zurückkehren, ist aber daselbst, wenige Monate darauf, am 21. Mai im 81. Lebensjahre sanft entschlafen, nachdem er nahezu 33 Jahre seinem Amte unter schwierigen Verhältnissen mit großer Treue, Weisheit und Hingebung vorgestanden hat.

Die durch 25 Jahre bewährte Vorsteherin des Jerusalemer Diakonissenhauses, Schwester Charlotte Pilz, welche sich einer Collectenreise halber nach Deutschland und Holland begeben hatte, erkrankte gleichfalls während derselben, ist nun aber wiederhergestellt ebenfalls an den Ort ihrer segensreichen Wirksamkeit zurückgekehrt.

Bis jetzt besteht denn auch noch das gesammte evangelische Werk in seinem früheren Umfange fort. Die deutsche Gemeinde zu Jerusalem und die Station in Bethlehem mit ihren Schulen, das Diakonissenhaus mit dem Hospital und der Kinderanstalt Talita Kumi, das Schneller'sche Waisenhaus, das Aussätzigenasyl mit seinen 18 Kranken, das Marienstift für kranke Kinder haben treulich ihre Aufgabe auch unter den schwierigsten Verhältnissen erfüllt. Die Englische Kirchliche Gesellschaft hat noch weiter ihren hervorragenden Posten im heiligen Lande behauptet: mit ihren 12 arabischen Gemeinden, 23 Schulen, 5 europäischen Missionaren und 3 eingeborenen Pfarrern steht sie unstreitig daselbst an der Spitze der evangelischen Gesellschaften. Eine überaus harte Arbeit ist der Londoner Gesellschaft für Israel zugewiesen, aber der Eifer derselben ist noch nicht erlahmt. Mehr als die Hälfte der Bewohner Jerusalems, nämlich 13,000, sind jetzt bereits Juden, und der Einfluß derselben steigt sichtlich. Nicht allein entstehen durch sie ganze neue Viertel in Jerusalem, sondern auch viel Landbesitz überall in Palästina geht in ihre Hände über. Wenn die sich immer wiederholenden Zeitungsnachrichten wahr sind, hat Rothschild sogar für seine letzte Anleihe vom Sultan eine Hypothek auf ganz Palästina erhalten.

Um so wichtiger aber wird die Arbeit der evangelischen Kirche im Orient. Es fehlt auch an manchen Ermuthigungen für dieselben nicht.

Von Aegypten an bis hin nach Persisch Armenien gelingt es den Amerikanischen Presbyterianern immer besser, Eingang unter den eingeborenen Christen zu gewinnen. Auch selbst an der muhamedanischen Bevölkerung geht ihre Arbeit nicht spurlos vorüber. So ist der Sohn eines begüterten ägyptischen Regierungsbeamten mit Namen Achmed Christ geworden und studirt nun in Schottland Theologie. Ueberall aber hat der Wohlthätigkeitssinn der Evangelischen auf die Gemüther der Muhamedaner einen sichtlichen Eindruck gemacht.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der




Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 16. Juli 1879. Nr. 29.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Juli 1879 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Juli 1879 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Juni 1879.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Juni 1879 . .	52			
	Zugang pro Juni .	25			
		77			
	Abgang . . .	27			
	Bleibt Bestand	50	50	1 578	60
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Juni 1879 . .	81			
	Zugang pro Juni .	23			
		104			
	Abgang . . .	10			
	Bleibt Bestand	94	94	2 731	90
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Juni 1879 . .	22			
	Zugang pro Juni .	6			
		28			
	Abgang . . .	10			
	Bleibt Bestand	18	18	557	58
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Juni 1879 . .	35			
	Zugang pro Juni .	15			
		50			
	Abgang . . .	11			
	Bleibt Bestand	39	39	1 120	54
5.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. Juni 1879 . .	17			
	Zugang pro Juni .	15			
		32			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	14	14	520	50
6.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. Juni 1879 . .	19			
	Zugang pro Juni .	12			
		31			
	Abgang . . .	17			
	Bleibt Bestand	14	14	442	36
7.	**Landsburg:**				
	Bestand am 1. Juni 1879 . .	9			
	Zugang pro Juni .	18			
		27			
	Abgang . . .	10			
	Bleibt Bestand	17	17	465	27
	zu übertragen		246	7 413	375
	Uebertrag		246	7 413	375
8.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Juni 1879 . .	31			
	Zugang pro Juni .	12			
		43			
	Abgang . . .	14			
	Bleibt Bestand	29	29	789	32
9.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Juni 1879 . .	23			
	Zugang pro Juni .	19			
		32			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	16	16	789	60
10.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Juni 1879 . .	21			
	Zugang pro Juni .	13			
		34			
	Abgang . . .	14			
	Bleibt Bestand	20	20	610	85
11.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. Juni 1879 . .	18			
	Zugang pro Juni .	18			
		36			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	20	20	687	65
12.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Juni 1879 . .	40			
	Zugang pro Juni .	17			
		57			
	Abgang . . .	23			
	Bleibt Bestand	24	24	985	80
13.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Juni 1879 . .	35			
	Zugang pro Juni .	11			
		46			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	28	28	956	60
14.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Juni 1879 . .	21			
	Zugang pro Juni .	17			
		38			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	20	20	594	42
	zu übertragen		403	12 773	749

Nr	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa: der am 1. Juli 1879 verbliebenen Kranken und Siechen	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Juni 1879	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten
	Uebertrag		403	12 773	749
15.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Juni 1879 . .	21			
	Zugang pro Juni .	9			
		30			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	14	14	509	60
16.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. Juni 1879 . .	11			
	Zugang pro Juni .	10			
		21			
	Abgang . . .	12			
	Bleibt Bestand	9	9	273	41
17.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. Juni 1879 . .	10			
	Zugang pro Juni	22			
		32			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	14	14	407	42
18.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. Juni 1879 . .	10			
	Zugang pro Juni .	11			
		21			
	Abgang . .	9			
	Bleibt Bestand	12	12	358	36
19.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Juni 1879 . .	1			
	Zugang pro Juni	5			
		6			
	Abgang .	3			
	Bleibt Bestand	3	3	30	12
20.	**Biane:**				
	Bestand am 1. Juni 1879 . .	2			
	Zugang pro Juni .	—			
		2			
	Abgang . .	1			
	Bleibt Bestand	1	1	33	10
21.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Juni 1879 . .	3			
	Zugang pro Juni .	6			
		9			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	3	3	95	26
22.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. Juni 1879 . .	1			
	Zugang pro Juni .	6			
		7			
	Abgang . . .	5			
	Bleibt Bestand	2	2	98	10
23.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. Juni 1879 . .	4			
	Zugang pro Juni	12			
		16			
	Abgang . . .	10			
	Bleibt Bestand	6	6	196	12
24.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Juni 1879 . .	17			
	Zugang pro Juni	1			
		18			
	Abgang . . .	1			
	Bleibt Bestand	17	17	525	18
25.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. Juni 1879 . .	23			
	Zugang pro Juni .	15			
		38			
	Abgang . . .	17			
	Bleibt Bestand	21	21	668	30
	zu übertragen		505	15 965	1 046
	Uebertrag		505	15 965	1 046
26.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Juni 1879 . .	13			
	Zugang pro Juni .	6			
		19			
	Abgang . .	5			
	Bleibt Bestand	14	14	446	38
27.	**Oeynhausen:**				
	Bestand am 1. Juni 1879 .	13			
	Zugang pro Juni .	25			
		38			
	Abgang . .	7			
	Bleibt Bestand	31	31	697	31
28.	**Plochingen** (in Württemberg):				
	Bestand am 1. Juni 1879 . .	—			
	Zugang pro Juni .	3			
		3			
	Abgang . . .	3			
	Bleibt Bestand	—	—	24	38
29.	**Ludwigslust** (in Mecklenburg):				
	Bestand am 1. Juni 1879 .	31			
	Zugang pro Juni .	13			
		44			
	Abgang .	19			
	Bleibt Bestand	25	25	672	36
30.	**Dresden:**				
	Bestand am 1. Juni 1879 . .	4			
	Zugang pro Juni .	20			
		24			
	Abgang .	12			
	Bleibt Bestand	12	12	261	16
31.	**Niederweisel** (in Hessen):				
	Bestand am 1. Juni 1879 . .	19			
	Zugang pro Juni .	2			
		21			
	Abgang .	4			
	Bleibt Bestand	17	17	547	20
	Zusammen		604	18 612	1 225

Der gesammte Abgang an Kranken pro Juni 1879 beträgt 370, davon sind:

gestorben 26
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 30
geheilt 314
wie vor 370.

32. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 55 Betten.
Bestand am **1. Mai 1879** . . . . . . 55 Kranke.
Zugang pro **Mai** . . . . 52 „
107 Kranke.

Davon sind:

gestorben 6
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 10
geheilt 40
56 „

Bleibt Bestand am **1. Juni 1879:** 51 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 3 Europäer, 14 Muhamedaner, 5 Drusen und 30 orientalische Christen.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro Mai beträgt 1669.

Poliklinisch wurden 1011 Personen behandelt.

Georg Abraham Constantin von Arnim, Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer, auf Suckow bei Wilmersdorf in der Uckermark, Ehrenritter seit 1870, † zu Berlin 7. Juli 1879.

Encyklika Innocenz' II. vom 20. Februar 1131 über den Character und das Wirken des Johanniterordens.

Von
Dr. Herquet.

Aus den Confirmationsbullen der Päpste Paschalis' II. von 1113 und Kalixtus II. von 1119 für den neugegründeten Hospitalorden erhalten wir über den Character und die Ziele desselben nur sehr dürftige Andeutungen. Anders gestaltet sich dies mit der Bulle „Quam amabilis Deo" des am 12. Februar 1130 gewählten Papstes Innocenz II., worin derselbe den Orden der Mildthätigkeit der Gläubigen empfiehlt und von ihm zugleich eine so treffende und erschöpfende Characterschilderung giebt, daß wir diese Bulle, die an die gesammte Lateinische Hierarchie gerichtet ist, als das werthvollste Dokument für die Entwicklung des Ordens bezeichnen müssen. Sie ist zu Chalons ausgestellt und vom 20. Februar 1131 datirt. Hervorgerufen ist sie wahrscheinlich durch den Großmeister Raymond du Puy, der auf die Nachricht von der Papstwahl einen Abgesandten an die Kurie schickte, um, wie üblich, die Privilegien des Ordens neu bestätigen zu lassen, was auch, wie die Bulle sagt, damals geschehen ist.

Zwei Tage vor Erlaß derselben — also am 18. Februar — hatte der Papst bereits das, gleichfalls an die gesammte Hierarchie gerichtete Breve „Religiosos viros" erlassen, worin er allen Pfarrkindern bei Strafe des Bannes untersagen läßt, von den Angehörigen des Hospitals und ihrem Eigenthum irgend einen Wegezoll oder eine sonstige Abgabe zu erheben. Wir erfahren hierbei auch, daß der Orden in Folge seiner geistlichen Privilegien bereits mit dem Klerus in Conflict gerathen ist, denn die Brüder haben sich darüber beschwert, daß solche Geistliche, die wegen ihrer „Excesse" gegen den Orden mit dem Interdict belegt worden sind, ohne sich darum zu kümmern nach wie vor weiter celebriren. Der Papst weist die Bischöfe und Prälaten an, dem Interdikt Geltung zu verschaffen.

Wir lassen nun den Wortlaut der Bulle vom 20. Februar 1131 mit Weglassung der Curialien folgen:

„Innocenz Bischof, den ehrwürdigen Brüdern, den Erzbischöfen, Bischöfen u. s. w. Gruß und apostolischen Segen. Wie gottgefällig und hochgeehrt das Hospital zu Jerusalem (Xenodochium Hier.) ist, welche angenehme und schätzbare Unterkunft es den armen Pilgern bietet, das haben diejenigen zur Genüge erfahren, die getrieben von innerer Frömmigkeit unter Gefahren zur See und Gefahren zu Land die h. Stadt Jerusalem und das Grab des Herrn besuchen."

„Dort (im Hospitale zu Jerusalem) werden nämlich die Armen und Elenden wieder zu Kräften gebracht, den Kranken werden tausendfache Dienste der Nächstenliebe geleistet und die durch mannigfache Mühen und Gefahren geschädigt sind, erhalten hier ihre alte Spannkraft wieder und damit sie selbst die durch den Erdenwandel unsers Herrn Jesu Christi geheiligten Orte bereisen können, übernehmen es die Brüder dieses Hauses, stets bereit für ihre Brüder (die Pilger) ihr Leben einzusetzen mit dem zu diesem Zwecke ganz besonders ausgewählten und auf ihre Kosten unterhaltenen Knappen und Reitthieren die Pilger vor den Angriffen der Ungläubigen sowohl auf dem Hinweg, als bei der Rückkehr zu beschirmen."

„Das sind die Leute, durch welche Gott die Morgenländische Kirche von dem Schmutze der Ungläubigen reinigt und die Feinde des christlichen Namens bekämpft. Und da zu einem so frommen und gottgefälligen Werk ihre eigenen Mittel nicht ausreichen, so appelliren wir durch diese Bulle an Eurer Mildthätigkeit, daß Ihr mit Eurem Ueberfluß der Noth Jener abhelft und die Euch anvertraute Heerde mit Nachdruck ermahnt, in die Fraternität Jener einzutreten und zum Unterhalt der Pilger und Bedürftigen Collecten zu veranstalten, wodurch zugleich die Vergebung der Sünden erwirkt wird. Dabei sollt Ihr wissen, daß wir dieses Haus der Hospitalität mit all seinem Zubehör in des h. Petrus und Unsern Schutz genommen und darüber ihm ein urkundliches Zeugniß ausgestellt haben. Wer also von seinem, ihm von Gott verliehenen Vermögen diesen Brüdern beisteht und als Genosse in ihre Fraternität eintritt, auch jährlich ihnen ein Gewisses zahlt, dem verleihen wir aus dem Gnadenschatz der Apostel Petrus und Paulus einen einwöchentlichen Ablaß. Kraft apostolischer Machtvollkommenheit setzen wir ferner aus Hochachtung gegen dieses verehrungswürde Haus fest, daß diejenigen, welche die Fraternität desselben angenommen haben, wenn zufällig die Kirchen, zu denen sie gehören, zur Zeit ihres Todesfalls mit dem Interdict belegt sein sollten, ein kirchliches Begräbniß genießen sollen, vorausgesetzt, daß sie nicht selbst excommunicirt und persönlich mit dem Bann belegt sind!"

„Auch soll den Genossen der Fraternität, denen die Prälaten die Beerdigung bei ihren Kirchen nicht gestatten wollen, gestattet sein, falls sie nicht persönlich excommunicirt sind, sich bei den Kirchen des Hospital-Ordens beerdigen zu lassen und sollen die Brüder die an den Gräbern derselben dargebrachten Opfergaben ohne irgendwelche Einsprache behalten dürfen, gleich denen, die für die Anderen, daselbst Ruhenden dargebracht werden. Dabei sollen diejenigen, welche in die Fraternität aufnehmen und die Collecten sammeln, in des h. Petrus und Unseren besonderen Schutz genommen werden, unbeschadet der Rechte ihrer Vorgesetzten. Kommen die mit dieser Einsammlung Beauftragten Brüder

in irgend eine Stadt, Burg oder Dorfschaft, die vielleicht unter dem Interdict steht, so sollen zur Feier ihrer frohen Ankunft einmal im Jahre die Kirchen geöffnet und der Gottesdienst, mit Ausschluß der Excommunicirten, celebrirt werden. Zur Erhöhung ihres Verdienstes befehlen wir Euch, daß Ihr diese Satzung Euren Pfarrkindern durch besondere Schreiben mittheilen laßt; wir verordnen auch daß, wenn Einige Eurer Kleriker den Brüdern des genannten Hospitals mit Erlaubniß ihres geistlichen Vorgesetzten freiwillig und umsonst ein oder zwei Jahre lang dienen wollen, sie nicht daran gehindert werden sollen, auch ihre Beneficien und Einkünfte nicht verlieren dürfen.

Gegeben zu Chalons am 20. Februar, in der achten Indiction, im ersten Jahre des Pontifikats des Papstes Innocenz II."

(In unserer Vorlage steht „Datum Laterani", Jaffé hat aber in seinem Papstregister nachgewiesen, daß dieses ein Lesefehler statt „Catalaani" ist. Der Papst befand sich schon seit dem September 1130 in Frankreich.)

Zum rechten Verständniß der Bulle müssen wir zunächst bemerken, daß unter dem so warm empfohlenen Eintritt in die „Fraternität" nicht der Eintritt in den Orden selbst gemeint ist, sondern die ideale Zugehörigkeit zu demselben, die durch materielle Opfer erlangt wird und dem Betreffenden Antheil an den Gnadenschätzen, Verdiensten und Gebeten des Ordens sichert. Diese haben natürlich, als an einem so heiligen Orte wie Jerusalem dargebracht, in den Augen der Gläubigen eine höhere Kraft. Die „Fraternität" ist in den früheren Zeiten, als der Orden noch sehr wenig liegende Güter besaß, das vorzüglichste Mittel gewesen, um die Opferwilligkeit der abendländischen Christen rege zu machen. So erließ denn auch der Großmeister Raymond du Puy bald nach Uebernahme seiner Würde um 1121 („nachdem ich", wie er sich ausdrückt, „nach dem Hingang des Herrn Gerhard Diener der Armen Christi geworden bin") ein Sendschreiben an alle Bischöfe und Prälaten, worin er diese bittet, nicht im Geben von Almosen zu ermüden und seinen Boten diese zuzuwenden, damit sie der Wohlthaten und Gebete theilhaftig würden, die zu Jerusalem entstehen. „Diejenigen aber, schließt er, welche in unserer Fraternität eingetreten sind und eintreten werden, sind so sicher der Erbarmung Gottes, als wenn sie selbst zu Jerusalem stritten (militent, hier jedenfalls in doppeltem Sinne genommen), und werden die Krone der Gerichtigkeit empfangen."

Der Ausdruck „militent in Hierosolimis" erinnert uns an den militärischen Charakter des Hospital-Ordens, den unsere Bulle dahin präcisirt, daß sie sagt, die Brüder seien stets bereit, zum Schutze der Pilger gegen die Angriffe der Sarazenen ihr Leben hinzugeben und außerdem unterhielten sie noch mit großen Unkosten berittene Knappen zur Durchführung ihrer hohen Aufgabe. Der Orden ist mithin im Jahr 1131 schon eine Militärmacht.

Er ist dies aber, wie die ganze Ausdrucksweise der Bulle zeigt, schon seit längerer Zeit und zwar in so hohem Grade, daß der Papst von ihm rühmt, er sei es, wodurch das heilige Land von dem Schmutze der Ungläubigen gereinigt und die Feinde des christlichen Namens bekämpft würden. Solche Worte hätte Innocenz II. unmöglich brauchen können, wenn der Tempelorden, der damals schon zwölf Jahre existirte und dessen Regel 1128 von der Kirche bestätigt worden war, den Hospitalorden an militärischer Bedeutung überstrahlt hätte, wie Viele behaupten. Ebenso hinfällig erweist sich die Behauptung, die selbst hervorragende Geschichtsschreiber des h. Landes, wie der Cardinal Jacob de Vitry (gestorben im J. 1240) ausgesprochen haben, daß die Hospitaliter nämlich erst nach dem Vorgang der Templer die Führung der Waffen adoptirt hätten. Erstere haben sich dieser schon früher unterzogen, aber neben ihrer Hauptaufgabe, dem Unterhalt des großen Hospitals, vermochten sie nach ihren damaligen Kräften ihrer Nebenaufgabe, dem Schutz der Pilger auf der Straße, nicht vollständig gerecht zu werden. Deßhalb wurde der Tempelorden gegründet, der sich lediglich der Führung der Waffen widmete und in Folge dessen auch rasche Fortschritte machte, ohne daß er aber um 1130 den Hospitalorden überflügelt hätte.

Ein ähnliches, nicht minder wichtiges Dokument aus derselben Zeit haben wir hier früher besprochen (Jahrgang 1870 Nr. 8). Es ist das im J. 1131 abgefaßte Testament des Königs Alfonso I. von Aragon, „des Schlachtengewinners", der die Orden vom Tempel und Hospital, sowie die Kanoniker des h. Grabes zu Jerusalem zu Erben seines durch glückliche Kriege gegen die Araber erweiterten Landes einsetzte. In diesem Testament findet sich die Bestimmung, daß der Hospital-Orden die wichtige Grenzfestung Tortosa, falls sie den Ungläubigen abgenommen würde (die Eroberung gelang erst im J. 1148), als Eigenthum erhalten solle. Eine solche Bestimmung hätte aber unmöglich Sinn gehabt, wenn derselbe damals nichts weiter als eine Congregation gewesen wäre, die sich vorzugsweise mit der Krankenpflege befaßte. Der Orden hatte vielmehr schon damals den Ruf einer streitbaren Macht und als solche wurde er auch in Spanien anerkannt, was uns aufs neue die rühmenden Worte Innocenz des II. in seiner Bulle von 1131 gerechtfertigt erscheinen läßt.

Die Diakonissenanstalt in München

hat nach ihrem für das Jahr 1878 veröffentlichten Berichte in diesem Zeitraume die Privatkrankenpflege, welche die Hauptaufgabe des Instituts bildet, durch 8 Schwestern ausgeübt. Es wurden von denselben 136 Kranke in 2013 Tagpflegen und 2043 Nachtwachen verpflegt, während im Hause selbst 3 Schwestern thätig waren.

Das Anstaltsgebäude enthält ein Pensionat, eine Krankenabtheilung und eine Mägdebildungsschule. Die hierfür zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten reichen indessen keineswegs aus, alle Gesuche um Aufnahme erfüllen zu können. Trotzdem ist von einer anfangs be-

abfichtigten Erweiterung des Hauses vorerst noch Abstand genommen worden, da abgesehen von der hiermit verbundenen vielfachen Störung des Betriebes die mannigfachen Obliegenheiten und Aufgaben bei einem Personalbestande von 60 Insassen ohnehin die ganze Kraft und Umsicht der leitenden und arbeitenden Schwestern in Anspruch nehmen.

Der Kassenabschluß ergiebt einen Baarbestand von 1190 Mk. 95 Pf. neben einem in Werthpapieren vorhandenen Capitale von 14,627 Mk. 65 Pf.

Zur Gründung von Krankenfreibetten wurde der Diakonissenanstalt im vergangenen Jahre durch den Johanniter-Orden eine jährliche Beihilfe von 900 Mk. vorläufig auf 5 Jahre bewilligt.

Vom Gustav-Adolf-Verein.

Unter dem Centralvorstand in Leipzig stehen jetzt 43 Hauptvereine mit 1058 Zweigvereinen, mit 9 Studenten- und 362 Frauenvereinen. Rechnet man die mit dem deutschen Gustav-Adolf-Verein in freundlichem Wechselverkehr stehenden außerdeutschen Hilfsvereine, den Niederländischen, Ungarischen, Französischen, Schweizerischen u. a. hinzu, so ergiebt sich die Zahl von 1450. Während im ersten Jahre seines Bestehens die Einnahme 150 *M* betrug, belief sich dieselbe im vorigen Jahre auf ca. 740 000 *M*; im Ganzen hat der Verein seither gegen 14 Millionen *M* zur Unterstützung evangelischer Gemeinden in der Zerstreuung verwendet, wobei die vielerlei Gaben an Büchern, Nahrungsmitteln und Kleidern (besonders für arme Confirmanden) nicht mitgerechnet sind. An der Spitze der Geber für den Gustav-Adolf-Verein steht der deutsche Kaiser mit einem Jahresbeitrag von 3000 *M*, wozu noch manche besondere Gaben kommen. Aber auch die Geringen und Kleinen sind unter den Gebern. Die Arbeiterinnen einer Fabrik in Eßlingen (Württemberg) bringen unter sich jährlich 22 *M* auf. Die Hospitaliten in Niederaula in Hessen sammeln unter sich alle Jahre 2 *M*. Ein Briefträger aus Mühlheim a. d. Ruhr ließ neulich bei einer Kirchweihe einen Beutel mit 100 alten Postuniform-Knöpfen übergeben, mit dem Wunsch, daß sie zum Guß einer Glocke verwendet werden möchten. In Württemberg haben die Confirmanden verschiedener Gemeinden 650 *M* zusammengebracht; in einem Dörfchen im Odenwalde haben die Kinder sich verabredet, von jedem Körbchen Heidelbeeren, das sie verkaufen, einen Kreuzer für den Gustav-Adolf-Verein zu spenden. Welche großen und wichtigen Dienste die Frauenvereine der Gustav-Adolf-sache leisten, ist bekannt. Rechnet man alle Gaben, die für diesen Zweck gespendet werden, zusammen, so kommt gleichwohl auf jeden evangelischen Christen Deutschlands kaum ein Beitrag von 3 *₰* jährlich. Der jährliche Durchschnittsbeitrag für die Heidenmission beläuft sich nach neuesten Berechnungen auf 7 *₰* pro Kopf. Dazu kommen dann (abgesehen von der Judenmission) noch die Beiträge für Zwecke der inneren Mission, deren durchschnittliche Höhe nicht angegeben werden kann. Aber gesetzt, sie betragen 10, oder gar 20 *₰* für den Kopf, — so müßte man immer bekennen: 20 oder 30 *₰* pro Kopf jährlich für Zwecke der Kirche und Mission, das ist zu wenig. Wir müssen uns höher einschätzen. In England beträgt der zahlreiche Beitrag allein für die Heidenmission auf den Kopf der evangelischen Bevölkerung 50 *₰*, in Amerika 55 *₰*. Das evangelische Deutschland könnte es doch wohl für die obigen Zwecke **zusammen** bis auf 50 *₰* für den Kopf bringen. Der Gustav-Adolf-Verein würde dann seltener in die Lage kommen, die nöthige Hilfe versagen oder doch vertagen zu müssen.

Die Kronprinz-Stiftung.

Seitens des Kriegs-Ministeriums ist die Verwaltungs-Uebersicht über das Vermögen der Kronprinz-Stiftung und der damit verbundenen Elberfelder Stiftung zur Unterstützung der Invaliden aus dem Feldzuge von 1864 und der Hinterbliebenen der in demselben Gefallenen, für den Zeitraum vom 1. April 1878 bis Ende März 1879 veröffentlicht worden, aus der wir die nachstehenden Daten mittheilen:

Einnahmen.

Das Vermögen der Kronprinz-Stiftung betrug Ende März 1878 baar und in Dokumenten: 1 117 982 *M* 11 *₰*. Dazu die Einnahmen bis Ende März 1879 von 193 223 *M* 38 *₰*, giebt bis Ende März c. die Summe von 1 311 205 *M* 49 *₰*.

Das Vermögen der Elberfelder Stiftung bestand Ende März 1878 in 42 000 *M* in Dokumenten. Dazu die Einnahme bis ult. März c. an Zinsen 2 085 *M*, durch Verkauf von Werthpapieren 3 178 *M* 50 *₰*, durch Ankauf von dergleichen 3 000 *M*, ergiebt an Einnahme bis Ende März c. 5 263 *M* 50 *₰* baar und 45 000 *M* in Dokumenten.

Ausgaben.

Die Ausgaben bei der Kronprinz-Stiftung betragen bis Ende März 1879 in Dokumenten und baar 327 374 *M* 26 *₰*, darunter a) Renten 40911 *M*, b) Unterstützungen 7 154 *M* 67 *₰*, c) Bade-Unterstützungen 2 574 *M* 74 *₰*, zusammen 50 641 *M* 41 *₰*; die übrigen Posten sind außer unbedeutenden Beträgen für Remunerationen, durchlaufende zum Ankauf von Werthpapieren und Erwerbung einer Hypothek.

Bei der Elberfelder Stiftung betragen die wirklichen Ausgaben bis Ende März 1879: 2 085 *M* die zur Verwendung der Kronprinz-Stiftung überwiesen worden sind, die durchlaufenden 6 178 *M* 50 *₰*, zusammen 8 263 *M* 50 *₰*.

Rekapitulation.

Demnach Ende März c. Bestand:
der Kronprinz-Stiftung 1120899 *M* 12 *₰*,
der Elberfelder Stiftung 42000 *M*.

Einladung.*)

Der XXI. Congreß für die innere Mission

wird, so Gott will,

vom 23. bis 25. September d. J. in Stuttgart

abgehalten werden.

Die Ordnung des Congresses wird folgende sein:

Begrüßung der Mitglieder Montag den 22. September, Abends 7 Uhr, im Concertsaal der Liederhalle.

Dienstag den 23. September:

1. **Eröffnungs-Gottesdienst** in der Stiftskirche. Predigt Prälat Dr. v. Gerok aus Stuttgart.
2. **Erste Hauptversammlung** im Festsaale der Liederhalle:
   a) Eröffnung des Congresses durch das Präsidium.
   b) Pflege der Autorität und Pietät, eine Forderung der Gegenwart. Referent Generalsuperintendent Dr. Schultze aus Elbei.

Mittwoch der 24. September

ist für Abhaltung folgender Special-Conferenzen in den Sälen der Liederhalle bestimmt:

a) Der Kampf wider die Trunksucht. Referent: Pfarrer Stursberg aus Düsseldorf.
b) Die Magdalenensache. Referent: Superintendent Bastian aus Bernburg.
c) Die Bibelsache. Referenten: Bibel-Secretair Schweikhardt aus Stuttgart und Pfarrer Dr. Schröder aus Endersbach.
d) Ueber christliche Volksfeste. Referent: Stiftsdiaconus Lauxmann aus Stuttgart.
e) Gesang und Musik als Hebel des Gemeinde- und christlichen Volkslebens. Referenten: Hofprediger Frommel aus Berlin und Stadtpfarrer Dr. Köstlin aus Friedrichshafen.
f) Conferenz der Berufsarbeiter für innere Mission, geleitet von Pastor Hesekiel aus Sudenburg.

Donnerstag den 25. September.

3. **Zweite Hauptversammlung** im Festsaale der Liederhalle:
   a) Das Lehrlingswesen im Zusammenhang mit der religiösen und sittlichen Fürsorge für die gewerbliche Jugend. Referenten: Pfarrer Schuster aus Duisburg. Gemeinderath Staehle aus Stuttgart.
   b) Berichterstattungen aus den Special-Conferenzen.

An den Versammlungstagen werden in verschiedenen Kirchen der Stadt von den auswärtigen Geistlichen Abendpredigten gehalten werden.

*) Um weitere Verbreitung dieser Einladung resp. ihres wesentlichen Inhalts wird hiermit dringend gebeten.

Alle Vorstände von Vereinen für innere Mission im evangelischen Deutschland, sowie alle Freunde unserer Bestrebungen, Geistliche und Nichtgeistliche, insbesondere auch die Agenten des Central-Ausschusses, werden hiemit zur Theilnahme an dem Congresse auf's Angelegentlichste eingeladen. Ebenso werden Evangelische von außerhalb Deutschlands herzlich willkommen geheißen werden.

Das Local-Comité hat es übernommen, für Beschaffung von Privatwohnungen nach Möglichkeit Sorge zu tragen. Wer von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen wünscht, wolle **spätestens bis zum 1. September** das Mitglied desselben, Herrn Kaufmann A. Mohl-Elben, Stuttgart, Gymnasiumsstraße 31, davon benachrichtigen.

Zu jeder weiteren Auskunft sind bereit: für den Central-Ausschuß Prediger Oldenberg (Berlin W., Genthinerstraße 38), für das Local-Comité dessen unterzeichnete Mitglieder.

Ein Büreau zur Anmeldung der Gäste, zur Auskunftertheilung, Empfangnahme der Mitgliedskarten u. s. w. wird von Montag den 22. September an im Bahnhof geöffnet sein.

Der Central-Ausschuß für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche:

Dr. Wichern, Ober-Consistorialrath in Hamburg, Präsident. de la Croix, Geh. Oberregierungsrath in Berlin, Vice-Präsident. Dr. Baur, Oberconsistorialrath und Hofprediger. Dr. Dorner, Oberconsistorialrath und Professor. Gamet, Geh. Oberfinanzrath. v. Meyeren, Oberverwaltungsgerichtsrath. Neubauer, Obermünzwardein. Oldenberg, Prediger. Pank, Superintendent. Dr. Schneider, Geh. Oberregierungsrath. Wätzold, Geh. Oberregierungsrath. Stämmler, Justizrath. Stöcker, Hofprediger. Dr. Weiß, Consistorialrath und Professor. Schröter, Pastor, — sämmtlich in Berlin.

Graf v. Bismarck-Bohlen, General der Cavallerie auf Karlsburg. Dr. Gries in Hamburg. Dr. Großmann, Superintendent in Grimma. Dr. Hahn, Pfarrer in Stuttgart. Krummacher, Consistorialrath in Stettin. Lyncker, Dekan in Speyer. Dr. Mühlhäusser, Oberkirchenrath u. Pfarrer in Wilferdingen. Dr. Rieden, Generalsuperintendent in Coblenz. Dr. Rödenbeck, Geh. Oberregierungsrath in Halle. Graf A. v. Schlippenbach auf Arendsee. J. Wichern, stellvertretender Vorsitzender des Rauhen Hauses in Hamburg.

Das Local-Comité in Stuttgart:

Vice-Director v. Köstlin, Vorsitzender. Gemeinderath Auberlen. Gemeinderath Binder. Oberconsistorialrath Dr. Burk. Regierungsrath Clausnitzer. Bankdirector Fetzer. Oberbürgermeister Dr. v. Hack. Pfarrer Dr. Hahn. Pfarrer Hofacker. Prälat Dr. v. Kapff. Diaconus Lauxmann, Schriftführer. Kaufmann Mohl-Elben. Commerzienrath Ostertag. Stadtpfarrer Rieger. Diaconus Schmidt. Gemeinderath Staehle. Stabs-Secretär Stroh. Stadt-Dekan Teichmann.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.





Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. | Berlin, den 23. Juli 1879. | Nr. 30.

Hugo Elsner von Gronow, General-Landschafts-Repräsentant für Oberschlesien, Ehrenritter seit 1871, † zu Breslau 10. Juli 1879.

Schleswig-Holsteinsche Genossenschaft.

Seine Majestät der Kaiser und König haben Allergnädigst geruht, durch Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 26. Mai d. J. der Genossenschaft des Johanniter-Ordens in der Provinz Schleswig-Holstein die Rechte einer juristischen Person zu verleihen.

Die Ritter St. Johannis in deutscher Sage.

Wir haben in einem früheren Aufsatze die Erinnerungen betrachtet, welche der Orden der Tempelherren und dessen tragisches Geschick in der deutschen Sage hinterlassen hat. In dem Folgenden geben wir einige wenige Reminiscenzen wieder, welche an dem Andenken der Johanniter haften. Trotz alles Suchens hat es uns bis jetzt noch nicht gelingen wollen, einen größeren Vorrath von Sagen, welche sich auf die Ordensgeschichte beziehen, ausfindig zu machen.

Die Stätten, auf welchen uns die sagenhafte Erinnerung an die Kreuzherren begegnet, sind merkwürdiger Weise räumlich durch große Entfernung geschieden; sie liegen auf den Hochalpen und auf den Marschen des sächsisch-friesischen Tieflandes. Eine schweizer Legende schlingt sich um ein Bethäuslein der vierzehn Nothhelfer, welches seit grauer Vorzeit auf dem Kieshügel östlich von Urswil stand. Vor langen Zeiten war dasselbe einst dem völligen Zerfalle nahe, und Niemand fand sich, der es ausgebessert oder neugebaut hätte. Auf dem Schlosse zu Hohenrain aber saß damals, hochverehrt von den Landleuten ringsum, ein betagter Ritter des Johanniter-Ordens, welcher blind geworden war. Undurchdringliche Finsterniß hatte sich um ihn gelagert; nur, wenn er von der Burg aus sein Gesicht nach Südwesten richtete, gewahrte er auf jenem Platze, wo das alte Bethäuslein der vierzehn Nothhelfer stand, einen hellen Schimmer. Da ließ der greise Johanniter Nachfrage halten und erfuhr, wie das ehrwürdige Gotteshaus seinem Zusammensturze nahe wäre. Sogleich befahl der gottesfürchtige Herr, auf seine Kosten die Trümmer abzutragen und an deren Stätte eine größere Kapelle aufzuführen. An jenem Tage aber, da der heilige Ort geweiht und frommer Andacht übergeben ward, erhielt der Erbauer sein Augenlicht wieder. Aus herzlicher Dankbarkeit fügte er nun noch Stiftungen zum Unterhalte der Kapelle hinzu und schenkte Bodenzinsen, welche zum Theile noch gegenwärtig ausgerichtet werden. Auch ließ er das Bild der heiligen Odilia, der elsässischen Fürstin, die blind geboren war und durch ein Wunder mit dem Lichte der Augen beschenkt ward, in der Kirche aufstellen.

Die einfache Legende spricht in ihrer Schlichtheit und Durchsichtigkeit klar und verständlich zu uns; eine geheimnißvolle Sprache aber reden Volkssagen, welche im Oldenburgischen erzählt werden. Im Saterlande befand sich zu Bockelesch eine Commende der Johanniter. Man erzählt, daß sie durch einen geheimen Gang unter der Erde mit dem Nonnenkloster zu Osterhausen in Verbindung gestanden habe, was hier gewiß eben so unbegründet ist, wie an den meisten Orten, an welchen diese Sage auftaucht. Wo jetzt Dorf Ubbehausen sich befindet, traf der Wanderer damals nur eine Fischerhütte an, welche die Ritter zu ihrer Belustigung sich angelegt hatten. In alter Zeit aber „ist eine grote Verfolgung über die Johanniter gekommen“, deren Veranlassung von der Sage in folgender Weise erzählt wird: Als einst der deutsche Kaiser mit dem Sultan im Kriege sich befand, hatte der letztere den Beichtvater des Kaisers sich erkauft, damit dieser seinen Herrn bereden sollte, mit dem Sultan in Jerusalem eine Zusammenkunft zu halten. Als nun der deutsche Kaiser, dem Rathe seines Beichtvaters folgend, nach Jerusalem

kam, nahm ihn der Sultan gefangen und wollte ihn hinrichten lassen. Endlich aber schenkte der Sarazene dem Kaiser das Leben und die Freiheit jedoch nur unter der Bedingung, daß der Kaiser seinen Beichtvater, dessen verrätherische Briefe ihm vorgezeigt wurden, und alle, die seines Ordens wären, in einer Nacht tödten lasse, sobald er nach Deutschland zurückgekommen wäre. Jener Beichtiger aber war ein Johanniter. Der Kaiser bekräftigte sein Versprechen mit einem theuren Eide, erhielt die Freiheit und verhängte, als er wieder zu Lande gekommen war, im deutschen Reiche eine furchtbare Verfolgung über die Johanniter. Auch auf der Commende Bockelesch wurden alle Ritter in einer Nacht ermordet. Einige sagen, nur ein einziger Knecht sei auf dem Ordenshofe am Leben geblieben; derselbe sei aus dem Lippischen gewesen. Von diesem Knechte stammen alle ächten Bockelescher ab, und deshalb können sie auch, gleich den Lippern, das R nicht sprechen. Dreihundert Jahre aber lag alles Land um die Commende wüst, und keine Seele wohnte mehr dort. Später ward einmal ein deutscher Fürst aus seinen Landen vertrieben und wanderte heimatlos in der Fremde umher. Da that er ein Gelübde, daß, wenn er wieder zu seinem Fürstenthume kommen würde, er alle Kirchen, Klöster und Kapellen, die zerstört wären, von denen aber noch Trümmer stünden, wieder aufbauen werde. Von da ab wandte sich das Glück ihm wieder zu. Er ward wieder in sein Land eingesetzt und betrat bei Bockelesch zuerst den deutschen Boden. Deshalb baute er zuerst die alte Johanniter-Kapelle auf der dortigen Commende wieder auf. —

Die Sage ist nach mehr als einer Hinsicht merkwürdig. Die Darstellung der Verhältnisse im heiligen Lande erinnert an die Zeiten des Königs Richard Löwenherz und an den Zug des gebannten Kaisers Friedrich II. nach Palästina. Wer aber war jener vertriebene Fürst? Ist er reine Erfindung der Sage? Sind die Johanniter hier etwa nur an Stelle der Templer getreten? Das letztere erscheint uns, wenn auch nicht gewiß, so doch höchst wahrscheinlich.

D. S.

Das Hospital für Lungenleidende in London.

Es mag wohl kaum einen Leidenden geben, der im Fall einer ernsten Erkrankung nicht in irgend einem Hospitale Aufnahme fände; nur dem Lungenleidenden sind wegen des langsamen und hoffnungslosen Verlaufes seiner Krankheit, die Thüren der Krankenhäuser verschlossen und nirgends finden diese Unglücklichen Aufnahme und Pflege.

Und doch giebt es kein Uebel, das in den Ländern des Nordens häufiger und verderblicher auftritt als die Lungenschwindsucht. Wenn der Arme von einer ernstlichen Krankheit heimgesucht wird, so versiegt allerdings momentan die Quelle des Verdienstes und die Krankheit macht ihn ärmer als zuvor; allein die Schwindsucht führt den Ruin der ganzen Familie herbei, da diese, durch die jahrelange Pflege des Kranken am Verdienen gehindert, bei seinem schließlichen Tode sich der bittersten Armuth Preis gegeben sieht. Eben diese Gründe waren es, die zunächst christlich gesinnte Menschenfreunde im Jahre 1841 zur Errichtung eines Hospitales eigens für Lungenkranke bestimmte, in welchem diese für die Dauer ihrer Leidenszeit ein Asyl finden, in welchem sie mit all den Bequemlichkeiten umgeben sind, die zur Erleichterung ihres Zustandes dienlich sind.

Die Hilfsbedürftigkeit dieser Kranken war jedoch nicht der einzige Grund, den man bei der Pflege dieser Unglücklichen im Auge hatte; es kann nämlich für das Studium dieses so verbreiteten Uebels keine günstigere Gelegenheit geben, als die Vereinigung so vieler Lungenkranker unter einem Dach, und es steht zu hoffen, daß durch die hier gemachten Beobachtungen und Erfahrungen wenigstens mit der Zeit günstigere Resultate in der Behandlung dieses Uebels werden erzielt werden.

Und wie wichtig und wünschenswerth dieses wäre, das haben in England die ärztlichen Berichte zur Genüge dargethan, denen zufolge von 65000 Personen, die nach längerem Siechthum ein Opfer des Todes wurden, etwa 39000 der Lungenschwindsucht erlegen sind. Der neunte Theil jedes Alters, und mehr als der fünfte Theil der Jugend stirbt daran, und da man durchschnittlich für den Verlauf der Krankheit zwei Jahre rechnen kann, giebt es jederzeit circa 78000 Personen, die an diesem traurigen, hoffnungslosen Uebel dahinsiechen. Am stärksten wird das männliche Geschlecht davon heimgesucht, zumal die Arbeiter, von denen viele der schlechten Luft der Werkstätten, der langen Arbeitszeit, ihren oft ungesunden Wohnungen und dem Mangel an freien Erholungsplätzen die Heimsuchung von diesem traurigen Uebel verdanken. Diese Thatsachen geben aber dem Lungenleidenden ein besonderes Anrecht auf das Mitgefühl und die mildthätige Hilfe ihrer Nebenmenschen.

Betrachten wir jetzt diese so wohlthätige Anstalt, deren höchst gefällige und stattliche Außenseite aufs vortheilhafteste ins Auge fällt. Auf einem großen, mit freundlichen Anlagen gezierten Platze gelegen, umfaßt das zur Stiftung gehörige Areal etwa 3 Acker Landes, von dem ein großer Theil zu Spaziergängen und Gartenanlagen benutzt ist. Der Bau des Hospitals gleicht einem römischen H, dergestalt, daß der die Flügel verbindende Mittelbau das Hauptgebäude bildet. Innerhalb des Umfassungsgitters führen drei Wege zum Hause, von welchen der mittlere zum Haupteingange führt; der zweite führt zum östlichen Flügel, in dem die Geschäftslokale gelegen sind und der dritte zum westlichen Flügel, der den Bewohnern des Hospitales, sowie den besuchenden Gästen zur Benutzung dient. Für auswärtige Kranke, denen von hier ärztliche Hilfe gewährt wird, sind mehrere geräumige Wartezimmer eingerichtet und führt ein besonderer Eingang zu diesen.

Die Heizung des Hospitales geschieht vermittelst heißen Wassers, das in Röhren durch das ganze Ge-

bäude geleitet wird; doch heizt man auch die Oefen der Krankenzimmer, theils wegen des heitern Aussehens, theils wegen der Ventilation. Diese wird übrigens hauptsächlich mittels großer Leitungsröhren bewerkstelligt, durch welche sowohl die Krankenzimmer wie die Corridore jederzeit mit reiner Luft versehen werden. Die Küche nebst den dazu gehörigen Räumen liegt außerhalb des Hospitales. Unmittelbar neben demselben ist der Bau angebracht, in welchem die Dampfmaschine liegt, deren Thätigkeit zu den verschiedensten Zwecken in den Räumen der Anstalt verwerthet wird. Unter andern befördert sie den Elevator, der diejenigen Kranken, welche keine Anstrengung mehr vertragen, von den Gallerien zu ebener Erde und wieder hinauf befördert; eine Einrichtung, die namentlich für Lungenleidende, eine wahre Wohlthat ist.

Die Luft ist im ganzen Hause durchaus gleichmäßig erwärmt, so daß die Kranken sich eben so gut auf den geräumigen und wohlerleuchteten Gängen, wie in den Krankenzimmern aufhalten können, ohne Zug oder Kälte zu empfinden; sie sind zu diesem Zweck mit bequemen Sitzen versehen, sowie mit beweglichen Tischen für die hier abgehaltenen Mahlzeiten.

Das erste Stockwerk ist ausschließlich für weibliche, das obere für männliche Patienten bestimmt, und sind für erstere 103, für letztere 107 Betten vorhanden. Die Gallerie des westlichen Flügels ist nach Ihrer Majestät der Königin: Victoria Gallerie genannt, da sie die Patronin und eine der ältesten Gönnerinnen der Stiftung ist. Der östliche Flügel dieser Abtheilung wird Jenny Lind Gallerie genannt in dankbarer Erinnerung an diese Künstlerin, deren Freigebigkeit den Vorstand der Anstalt in den Stand setzte den Bau dieses Flügels in Angriff zu nehmen.

Die an der Westseite der Männerabtheilung entlanglaufende Gallerie ist nach dem Prinzen Albert genannt, der 1844 den Grundstein zur Anstalt legte, und die an der Ostseite liegende Gallerie hat ihren Namen zum Andenken an den verstorbenen Sir Henry Faulis, da er die schöne Capelle des Hospitals hat erbauen lassen. Die Breite dieser Gallerien oder Corridore beträgt in beiden Stockwerken 10 Fuß, ihre Höhe, sowie die der Krankenzimmer 14 Fuß.

Die Capelle ist an der Nordseite des Gebäudes gelegen dem Haupteingang gegenüber, und können die Kranken von ihren respectiven Gallerien aus unmittelbar dieselbe betreten. Auch hier sucht man die Temperatur möglichst gleichmäßig mit den übrigen Theilen der Anstalt zu halten. Die Capelle ist mit bequem gepolsterten Sitzen versehen und ist geräumig genug um sämmtliche Bewohner der Anstalt aufnehmen zu können. Hier wird Sonntags zwei Mal Gottesdienst gehalten und an den Wochentagen um 9 Uhr Morgens eine Andacht.

Was die Aufnahme der Kranken betrifft, so werden nur solche Personen aufgenommen, die durchaus unfähig sind selbst zu zahlen; dasselbe gilt auch für die auswärtigen Patienten, denen hier ärztlicher Rath und Medicin verabreicht wird. Es muß Jeder wenigstens 2 Hemden, 1 Handtuch, ein Paar Morgenschuhe sowie Löffel, Messer und Gabel mitbringen, auch muß Jeder seine Leibwäsche selbst waschen lassen.

Ein Fonds, den die Freunde und Gönner der Anstalt sammelten um dieser das Porträt des Mannes zu schenken, der durch seinen warmen und thätigen Eifer für die Sache als der eigentliche Urheber der Stiftung anzusehen ist, ward auf seinen ausdrücklichen Wunsch zu einem andern Zweck angewandt, der den Kranken jetzt zu Gute kommt, indem man diese bei ihrem Austritt aus der Anstalt mit Kleidern und kleinen Geldspenden versieht. Da die meisten überhaupt nur wenige Kleidungsstücke mitbringen, werden Geschenke an abgelegten Kleidern dankbar angenommen.

Da, wie schon gesagt, nur solche Kranke aufgenommen werden, deren Vermögensverhältnisse es ihnen unmöglich machen, Arzt und Medicin zu bezahlen, so ist diese wohlthätige Stiftung gänzlich auf freiwillige Beiträge edler Menschenfreunde angewiesen. Wer von diesen einen jährlichen Beitrag von 5 £ 5 S, oder einen einmaligen von 52 £ 10 S zahlt, hat dafür das Recht alljährlich 1 Kranken zur Aufnahme zu empfehlen, sowie auswärtige Patienten zur Behandlung.

Wer weniger als die genannten Summen giebt hat das Recht 4 auswärtige Patienten zu empfehlen, und bilden diese Wohlthäter in Gemeinschaft mit dem leitenden Vorstand die Mitglieder des Verwaltungsrathes der Anstalt. Ihre Majestät die Königin sowie Se. Königliche Hoheit der Prinz von Wales haben die unmittelbare Protection dieses Hospitales übernommen.

In Verbindung mit dieser Stiftung steht das sogenannte „Home", ein Asyl, das von einigen wohlthätigen Damen geleitet und unterhalten wird und den Zweck hat Kranken, welche wegen Ueberfüllung des Hospitals nicht gleich in dasselbe eintreten können, ein vorläufiges Asyl zu bieten. Auch finden die aus dem Krankenhause entlassenen Männer hier so lange eine Zuflucht bis sie die erforderliche Kraft zur Arbeit wieder erlangt und Beschäftigung gefunden haben.

Es wird während dieser Zeit vom Hospitale aus, was Arzt und Medicin betrifft, jegliche Hilfe geleistet, nur für die Beköstigung sorgt das „Home": Man gewährt die Aufnahme nur durchaus Würdigen, und müssen diese im Stande sein mit Ausnahme der gröbsten Arbeiten, sich selbst helfen zu können.

Ferienkolonien.

In Stuttgart wollen menschenfreundliche Kreise unter der Führung von Aerzten und Schulmännern in diesem Sommer den Versuch machen, angesichts der günstigen Erfolge, welche anderwärts mit Ferien-

kolonien kränklicher armer Schulkinder erzielt wurden, aus Stuttgarter Schulen einige solche Kolonien zu gruppiren, schwächliche arme Kinder der dumpfen Stuben- und Gossenluft auf einige Wochen zu entreißen und sie unter sorgsamer Aufsicht tüchtiger Erzieher, bei guter und kräftiger Kost, Berg- und Waldesluft einathmen und so an Leib und Seele erstarken zu lassen. Der ungünstigen Zeitverhältnisse halber soll dieser Versuch zunächst in kleinerem Umfange ausgeführt werden, doch ist zu hoffen, daß er gelingen und sehr bald mit größeren Mitteln wiederholt werden wird; denn wirksamer und lohnender als auf diese Art kann die private Gesundheitspflege wohl kaum ausgeübt werden. — In Frankfurt a. M. wird, da der vorjährige Versuch, während der Sommerferien armen Kindern einen gesunden Landaufenthalt im Gebirge zu bereiten, nicht allein ungetheilten Beifall, sondern auch reiche Unterstützung gefunden hat und von den besten Erfolgen begleitet war, in diesem Jahre ebenfalls armen Kindern wieder die gleiche Gelegenheit geboten werden. Eine Dame hat dem sammelnden Komité 1000 Mark zu diesem Zweck zur Verfügung gestellt.

Lectüre in nordamerikanischen Hospitälern.

Die echten Yankees lesen, reisend und zu Hause, täglich mehrere Zeitungen. Sehr erklärlich also, daß auch in den Hospitälern starkes Verlangen nach Zeitungslectüre gehegt wird. Man hat deshalb Kasten mit der Aufschrift „Zeitungen für die Hospitäler“ in den Eisenbahn-Gebäuden aufgestellt, um die unterwegs gelesenen Zeitungen zu sammeln. Andrerseits findet die „Ueberschwemmung“ mit Traktätleins, von einzelnen Damen eifrigst genährt, nicht den gewünschten Beifall der Hospitalverwaltungen. Nächst der Tagespresse liefern gediegene Profanschriften den Haupt-Lesestoff; und für diesen wird von berufener Seite reichlich und redlich gesorgt. So z. B. giebt es in Philadelphia ein Hospital, in welchem den Kranken mehrsprachig die Lectüre classischer Werke dargeboten wird. In Summa: man ist in Amerika bemüht, die Hospitalpatienten nicht Mangel leiden zu lassen an Druckschriften, welche Beschäftigung und Belehrung gewähren. Habituell unthätige oder unlernlustige Nordamerikaner existiren überhaupt nicht.

(Gr. z. L.)

Danksagung.

Dem Krankenhause der Pommerschen Genossenschaft des Johanniter-Ordens zu Züllchow bei Stettin sind in der Zeit vom 1. Januar bis 15. Juni c. folgende Geschenke zugegangen:

Vom Herrn v. Blanckenburg auf Strippow 6 Stück Bücher; von der Frau Gräfin v. Schwerin, geb. Freiin v. Schimmelmann auf Schwerinsburg 6 Bettbezüge, 6 Kopfkissenbezüge und 6 Laken; von Frau v. Dewitz-Krebs, geb. v. Dewitz auf Weitenhagen alte Leinwand; vom Herrn v. Bandemer auf Selesen 1 Oberbett und 1 Kopfkissen; vom Herrn Freiherrn v. Puttkamer auf Henkenhagen Federn zu 4 Deckbetten; vom Herrn v. Puttkamer auf Glowitz 2 Unterbetten und 4 Kopfkissen; vom Herrn v. Bonin auf Wulflatzke 9 Pfund Federn und 2 neue Laken; vom Herrn v. Bandemer zu Stolp 1 Unterbett, 1 Deckbett und 2 Kissen; Name unleserlich, aus Stolp, 2 Unterbetten, 2 Deckbetten und 4 Kissen; von Frau v. d. Morwitz auf Wundichow Federn zu einem Deckbett; von Fräulein Schulz in Stettin 1 Deckbett und 1 Kopfkissen; Ungenannt 4 Bände Missionsschriften; von Fräulein Schwebes 1 Körbchen mit Blumen-Zwiebeln; vom Herrn Pfarrer Walter zu Karlsruhe 144 Exemplare des „Krankenfreundes“; Ungenannt 2 Bilder, 1 Missionskarte und 6 geschriebene Sprüche; vom Herrn v. Dewitz-Krebs auf Weitenhagen 20 Mark; Frau v Dewitz, geb. Gräfin v. Moltke zu Stettin hat unentgeltlich anfertigen lassen 50 Bettlaken, 62 Männerhemden, 7 Frauenhemden, 31 Nachtmützen, 10 kleine Bezüge, 20 große Bezüge und 7 Paar wollene Strümpfe, auch das gesammte Nähmaterial dazu geschenkt; von M. v. Zitzewitz auf Nippoglense 1 Sack Bettfedern; von Frau Gräfin v. Krassow auf Diwitz 1 Deckbett, 1 Unterbett, 1 Kopfkissen und 1 Pfühl; von Fräulein Schwebes in Clebow 1 Mandel Brüteier; Ungenannt alte Leinwand zum Verbinden und 2 Bilder; von Frau Gräfin v. Kanitz auf Schmuggerow 2 große Bettbezüge, 2 kleine Bettbezüge und 2 Bettlaken, sämmtlich neu; von Ihrer Excellenz der Frau Gräfin v. Bismarck-Bohlen auf Carlsburg 1 Sack Bettfedern; vom Herrn Freiherrn v Puttkamer auf Henkenhagen 4 Deckbetten und 6 Kissen; vom Freiherrn v. Maltzahn auf Gültz 20 Mark.

Allen vorausgeführten Wohlthätern dankt das unterzeichnete Curatorium für diese dem Krankenhause gemachten, hochwillkommenen Zuwendungen hierdurch recht herzlich.

Züllchow bei Stettin, 18. Juli 1879.

Curatorium des Johanniter-Krankenhauses.

Freiherr von Maltzahn,
Werkmeister.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.



Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 30. Juli 1879. **Nr. 31.**

Friedrich Georg Christian Freiherr von Werthern, Erb-Administrator der Klosterschule Donndorf, auf Schloß Wiehe Kreis Eckartsberge, Ehrenritter seit 1868, † zu Schloß Wiehe 21 Juli 1879.

Amt Schenkendorf.

Ein Blatt aus der Geschichte des Johanniter-Ordens.

Von Oskar Schwebel.

Ein herrlicher, sonnig klarer Augustnachmittag lag über den grünen Thälern der Lausitzer Neiße und der Lubs, als uns die Thürme von Guben, der alten Hauptstadt der Niederlausitz begrüßten. Noch prangten die wohlbekannten Weinberge der freundlichen Stadt, auf welchen einst sächsische Mönche die Rebe heimisch gemacht haben in ihrem vollen Schmucke. Auf den dunkelbraunen Thorthürmen des einst so wehrhaften Ortes, welche allein noch von den alten Befestigungen stehen und ernst über das moderne Leben zu ihren Füßen hinschauen, auf dem hohen Dache der gewaltigen alten Marktkirche zu St. Larenz wiegte sich freundlich der Sonnenschein. Doch nicht der ehrwürdigen Wendenstadt und ihren Merckwürdigkeiten galt heute unser Besuch, sondern einer Reliquie des ritterlichen Johanniter-Ordens in ihrer nächsten Umgebung, dem ehemaligen Ordensgute Schenkendorf. Vorbei also an all' den charactervollen Bürgerhäusern alter Zeit mit ihren seltsam verschnörkelten Giebeln, dem Basteithore zu, an welchem neben einem noch wohlerhaltenen Stücke der mit grünenden Schlinggewächsen überzogenen Stadtmauer ein prächtig schlanker Rundthurm zinnenbesetzt und von luftiger Dachlaterne überragt sich erhebt, — hinaus in die freundliche, mit hellem Sonnenschein übergossene Landschaft.

Der Weg van Guben nach Schenkendorf bietet nichts Bemerkenswerthes dar. Nur versäume der Wanderer nicht, wenn er den Scheitelpunkt desselben erreicht hat, den Blick zum Neißethale zurück zu wenden; dies Landschaftsbild, welches sich ihm dann eröffnet, ist überraschend schön für unser nordisches Tiefland. Da liegt die Stadt unter dem Schutze ihres ehrwürdigen Gotteshauses im grünen Grunde, und über sie ragen in den anmuthigsten Linien und den feinsten Farbentönen die geschwungenen Linien der nächsten Berge hinaus. Nach kurzer Wanderung durch wohlangebautes Land, empfangen uns die ersten Gehöfte des alten Ordensgutes und eine kühle Rast unter der Linde des Dorfkruges.

Doch nun zu den Merkwürdigkeiten von Schenkendorf! Jahrhunderte lang so wußten wir, hat hier ein festes Haus gestanden, eine der ersten deutschen Burgen im Lande der wendischen Lausitzer. Thürme und Mauern der alten Ordensburg aber sind völlig verschwunden. Als das Elend des dreißigjährigen Krieges über dies friedliche Lausitzer Land hereinbrach, in welchem die neue Lehre einst so warme und thatkräftige Vertheidiger gefunden hatte, brachen wilde Kriegsschaaren die Burg, und als nach dem Kriegesschrecken der Landmann wieder daran dachte, sich ein Obdach auf dem Brandschutte seiner Hofstelle zu errichten, sah er in dem rauchgeschwärzten alten Gemäuer einen bequem gelegenen Steinbruch. Das ist das gleiche, farblose Schicksal fast aller alten Burgen in der Mark und der Lausitz gewesen. So wußte man zu Schenkendorf uns denn nur die Stätte zu zeigen, auf welcher die Ordensburg gestanden hat. Inmitten üppiger Wiesen, die gewiß vor wenigen Jahrzehnten noch Sümpfe und offene Wasserlachen bildeten, und welche vor Jahrhunderten eine treffliche Schutzwehr fein machten, erhebt sich ein anscheinend künstlich angelegter Hügel, eine der trefflichen Verschanzungen der Wendenzeit, wie wir sie so häufig im Oberlande finden. Ein Damm führt von hier zur Kirche und dem seitwärts gelegenen Dorfe. Bei Feindesgefahr mochte derselbe einst leicht zu durchbrechen sein, so daß die Veste unzugänglich und für jene ferne Zeit fast uneinnehmbar ward; denn Nahrung wußte der leichtfüßige Wende sich aus der umgebenden Wasserwildniß in Menge zu holen. Nachdem die alten Baulichkeiten zerstört worden sind, erheben sich jetzt auf jenem Hügel die Gebäude des Amtes Schenkendorf.

Wie unser Führer sagte, sind von der alten Burg noch gewaltige verschüttete Fundamente vorhanden. Die Keller des Amtes sind tief und düster; — an Gespenstergeschichten, den geheimnißvollen Erscheinungen weißmäntliger Ritter und schlüsselbundführender Schaffnerinnen fehlt es auch hier nicht.

Die Ordensburg also versunken! Wohl aber steht noch dort drüben das Kirchlein. Freilich mag dasselbe vor dem großen Kriege ein gänzlich anderes Aussehen gehabt haben; — als es aber nach demselben wieder hergestellt ward erbaute man dasselbe in Form eines Achtecks, den acht Spitzen des Johanniterkreuzes entsprechend. Der Unterbau besteht aus Fachwerk; darüber erhebt sich ein achteckiges Spitzdach, welches in seiner Mitte einen Pavillon und darüber ein achteckiges, mit dem Ordenskreuze geziertes Thürmchen trägt. In der Wetterfahne bemerken wir die Zahl 1662 Für die Glocke ist neben der Kirche ein spitzthürmiges Gehäuse errichtet. Man sieht wie beschränkt die Mittel des Ordens nach dem gewaltigen Kriegssturme gewesen sein müssen, daß auf solche Weise gespart wurde. Ein umfriedigter Kirchhof, — nicht allzu sorgsam gepflegt, — umgiebt das Gotteshaus; Fliedergebüsch und mannigfacher Gräberschmuck gewähren immerhin einen freundlichen Anblick.

Einfach freundlich ist auch das Innere des Gotteshauses. Altar und Kanzel sind zu einem nach ländlicher Sitte buntbemalten Schnitzwerke vereinigt, so daß die letztere, unkirchlich genug, sich über dem ersteren befindet. Auch der Taufstein ist geschnitzt und bunt bemalt, — die an ihm befindlichen Darstellungen der Taufe Christi und seiner Auferstehung verrathen nicht eben eine Künstlerhand. Die Buchstaben F. V. H. und K. V. H., welche sich hier finden, lassen das Geräth als Schenkung eines frommen Ehepaars erkennen, dem wir noch weiter begegnen werden. Von andern Paramenten erwähnen wir noch eines trefflich gearbeiteten alten Messingleuchters, sowie eines zu gleichem Zwecke hergerichteten Hirschgeweihes, eines Vierzehnenders, an welchem wir die Inschrift F. v. H. 1610 und das Wappen der Lausitzer Hohendorfs, zwei in's Andreaskreuz gelegte Hellebarden, erkennen.

Die interessantesten Alterthümer des Kirchleins sind seine Grabsteine, welche, freilich sehr beschädigt, unter dem Schutte des alten Gebäudes aufgefunden und in die Wände des nach dem Kriege erbauten unscheinboren Heiligthums versetzt worden sind. Mehrere sind gänzlich abgetreten, so der Leichenstein eines Kindes, welches naiv und tröstlich als ein zum Himmel fahrender Engel auf demselben abgebildet ist; andere dagegen noch wohl kenntlich. So tritt auf einem derselben uns ein nicht unschön gearbeitetes Ritterbild entgegen; der Verstorbene trägt die Plattenrüstung seiner Zeit und hält mit der Linken ein mächtiges Schwert. Er ist, wie wir sehen werden, ein Märtyrer des Ordens gewesen, den die Ideen der neuen Zeit gefällt haben. Die Legende des Grabsteins sagt uns vorerst nur lakonisch, daß „1579 den (?) Oktober der edle, erenveste Christof von Arnsdorf, Hauptmann, unschuldig geschossen und selich verschiden ist, dem Gott genade". Die noch lesbaren Inschriften anderer Steine lauten: „Anno 161 . . . . ist Friedrich von Hohendorf zu Krummensee erbseffen verschieden; Anno . . . . . . September umb 8 Uhr auf den Abendt ist die edle und viel ehrentugentsame Fraw Catherina geborene Hornin von Wandrin des edlen und ehrenbtvesten Friedrich von Hohendorf" . . ., und auf dem Grabstein eines lieblichen Kindes: „Anno 1599 den 2. August ist die edle und erentugentsame Jundfer Ewa von Handorf ires Alters im siebenden Jar in Gott seliglich entschlafen." Friedrich von Hahendorf trägt gleichfalls die Rüstung und faßt mit der Linken sein Schwert; seine vieltugendsame Gemahlin ist in jener unschönen, nonnenhaften Tracht dargestellt, welche nach der Reformationszeit auf den Schlössern des Adels sich einbürgerte; eine hohe, haubenartige Verhüllung deckt die Stirn wie das Kinn, ein weites Brusttuch fällt bis auf die Hüften herab. Kein Wunder, wenn der Blick der weiblichen Jugend des Dorfes nur furchtsam zu den starren Zügen „der alten Nanne" hingleitet. Wie gewöhnlich, sind diese Leichensteine, welche ursprünglich farbig bemalt waren, jetzt mit einer dicken Kalktünche bedeckt, welche der Arbeit des Meißels ein so unbeholfenes Aussehen verleiht und die Wappen fast unkenntlich macht. Eine Inschrift bemerkten wir sonst nur noch an dem Crucifix, welches durch dieselbe als eine Stiftung des Carl Adolph von Bomsdorf aus dem Jahre 1759 bezeichnet wird.

Doch nun zur Geschichte des Orts und dieser Grabsteine. Wie wir bereits erwähnten, muß Schenkendorf, wie der befestigte Werder beweist, schon in slavischer Zeit seine Bedeutsamkeit gehabt haben; der Name aber, welchen der Ort damals geführt hat, ist verschollen. Erst 1301 wird das Schloß urkundlich genannt und erscheint nun eine Zeit lang im Besitze der edlen „Schenken" in der Lausitz, denen es den neuen Namen verdankt. Die Geschichte dieser hochangesehenen Familie, welche mit den Bezeichnungen „von Landsberg", „von Teupitz", „von Seida", „von Wusterhausen" u. s. w. in den Urkunden vorkommt, ist noch nicht genügend aufgehellt; man weiß nicht einmal, mit wem dieselbe in's Oberland gekommen ist. Ihren Ursprung hat sie in der Mark Landsberg, dem der Stadt Halle benachbarten Ländchen, dessen Hauptort Delitzsch ist, genommen. Hier übte sie am Hofe sächsischer Grafen das Schenkenamt, von hier aus drang sie mit dem deutschen Eroberungszuge nach Osten zu und erwarb sich bedeutenden, durch feste Schlösser gesicherten Landbesitz. Im Wappen führte sie einen Sittich. Es ist nicht einmal aufgeklärt, ob ihre frühesten Sitze im Westen oder im Süden gelegen haben, noch auf welchem Wege die edlen Schenken ins Land gekommen sind. Es scheint indessen, als wären sie Dienstmannen sächsischer, nicht ballenstädtischer Markgrafen gewesen; sie traten völlig erst im Jahre 1462 zur Mark Brandenburg und bewahrten sich eine bevor-

zugte Stellung unter dem niederen Adel, bis sie im Jahre 1720 mit Karl Albert Schenk ausstarben.

Viele ihrer ursprünglichen Besitzungen hatten die Schenken im Laufe der Zeit aufgeben müssen; auch die alte Slavenburg bei Guben, auf welcher sie ihren Sitz genommen hatten, war schon im 15 Jahrhundert nicht mehr in ihren Händen. In deren Besitze folgten ihnen die Geschlechter Wesenberg und von Köckritz. Ein Sohn des letzteren Geschlechtes, Herr Hans von Köckritz, verkaufte im Jahre 1523 Schenkendorf an den Johanniter-Herrenmeister Georg von Schlabrendorf, welcher das Gut mit den Tafelgütern des Herrenmeisterthums der Balley Brandenburg vereinigte. Von nun ab residirte ein Ordenshauptmann auf der alten Wendenveste.

Man würde irren, wenn man den Gebietern des Ordens auf Schenkendorf eine mühelose und sorgenfreie Existenz beilegen wollte; die Nähe der reichen und, wie es scheint, sehr auf die Erweiterung ihrer Gerechtsame bedachten Stadt Guben verleidete ihnen das Leben. Schon bei dem Jahre 1539 bemerkt eine handschriftliche Chronik von Guben, daß am 30. Juli die Grenze am Reinholze zwischen den Gubenern und Schenkendorfern, welcher Fleck streitig war, geschüttet worden ist, und haben die Gubener denselben Fleck übergeben; abgleich, wie patriotisch bemerkt wird, „Schenkendorf niemals Recht gehabt. Solches hat getrieben Michael Kremer, Hauptmann zu Schenkendorf." Die Gegend ist im Volke noch heute unter dem Namen des „Streitgrabens" bekannt. Wie wir sehen werden, beruhigten sich die Städter bei jener Entscheidung nicht; doch unterbrachen wichtige Ereignisse vorläufig den „Gang des Streithandels."

Im Jahre 1544 war nämlich Veit von Thümen, Herrenmeister der Balley Brandenburg, zu Sonnenburg gestorben. Er hatte mit Churbrandenburg einen Vergleich errichtet, welcher dem habsburgischen Hause höchst ungelegen war. Als Inhaber der böhmischen Krone hatte dasselbe nämlich schon lange begehrlich nach den Gütern des Johanniter-Ordens in der Lausitz und der Neumark ausgeblickt. Die Schutzherrschaft, welche Veit von Thümen dem Hause Hohenzollern aufgetragen hatte, griff demzufolge sehr unbequem in die Pläne des römischen Königs Ferdinand ein. In dem Landvogte der Lausitz, dem Grafen Albert Schlick zu Passau, besaß indessen der böhmische König einen eifrigen Anhänger. Der letztere unternahm es, beim Tode Veit von Thümens die Besitzungen des Ordens in einen näheren Verband zur Krone Böhmen zu bringen; er gebot deshalb den Ordenshauptleuten zu Schenkendorf und zu Friedland, die ihnen anvertrauten Schlösser Niemanden, es sei, wer es wolle, zu öffnen, bis König Ferdinand, welcher sich zu Speier befand, Weisung ertheilen würde. Der Anschlag des Königs auf das Ordensgut mißlang jedoch, denn unter dem Schutze des Markgrafen Hans nahm Joachim von Arnim, der erwählte Meister des Ordens, Besitz von Friedland und Schenkendorf; er widersprach der Behauptung, daß diese Schlösser unter der Krone Böhmen ständen, und beanspruchte sie als freies Gut des Johanniter-Ordens. Völlig klargelegt ist auch dieser Handel noch nicht ebenso wenig wie die Pläne und Absichten des späteren Ordensmeisters Franz Neumann, welcher die von Ferdinand in's Auge gefaßte Verbindung des Ordens mit dem Hause Habsburg aufs Neue durchzuführen versuchte und als ein Opfer seiner Pläne fiel. Nur das Eine stellt sich zur Evidenz heraus, wie schwer der Johanniter-Orden zwischen den beiden Fürsten von Böhmen und der Neumark zu kämpfen hatte. Denn daß Herr Hans von Küstrin durchaus als praktischer Politiker und nicht etwa als ein ritterlich großmüthiger Beschützer des geängsteten Ordens handelte, beweisen wohl jene Köpfe der Sonnenburger Ordensbrüder zur Genüge, welche unter dem Schwerte des Henkers fallen mußten, weil Franz Neumann seine Flucht aus dem dortigen Schlosse glücklich bewerkstelligt hatte.

Vorläufig also war Friedland und Schenkendorf unter brandenburgischer Schutzherrschaft für den Orden gerettet; Michael Kremer selbst scheint auch von den Gubenern nicht mehr im ruhigen Besitze seiner wohlerwarbenen Gerechtsame gestört worden zu sein. Desto Schlimmeres stand seinem Nachfolger, jenem Christoph von Arensdorf bevor, dessen Grabstein wir in der Schenkendorfer Kirche begegneten. Im Jahre 1579 (nicht 1539, wie viele Autoren geschrieben und in welchem ja Michael Kremer Ordenshauptmann war,) kam es zu erneuten Reibungen mit der Stadt. Die Gubener Chronik berichtet einfach nur das Factum, daß Christoph von Arensdorf in einer Fehde mit der Stadt von einem jungen Schneidermeister erschossen worden sei. Die Grabschrift sagt „unschuldig geschaffen". Nehmen wir nun den Namen jenes oben erwähnten „Streitgrabens" hinzu, so ergiebt sich Folgendes als der wahrscheinliche Verlauf der Dinge. Die Gubener erhoben ihre alten Ansprüche auf das streitige Territorium und rückten, weil der Ordenshauptmann nicht weichen wollte, gewaffnet nach dem Ordensschlosse aus. Am Grenzgraben wird Christoph von Arensdorf ihnen entgegengetreten sein; ein Gefecht zwischen den Städter und Ordensleuten erhob sich und der Ritter wurde von jenem Jungmeister erschossen. Die Nachrichten fügen hinzu, daß der Streit zwei Jahre gewährt habe, die Städte Forst und Kottbus haben Partei für den Orden genommen, durch wem aber und auf welche Weise die Fehde beigelegt worden, bleibt einem Geschichtsforscher der Lausitz noch übrig aufzuklären.

Wahrscheinlich war der im zweiten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts verstorbene Friedrich von Hohendorf der Amtsnachfolger des für seinen Orden gefallenen Hauptmanns. Während Christoph von Arensdorf einem in der Alt- und Uckermark ansäßigen Geschlechte entstammte, welches sich später nach Hannover begab und sich jetzt „von Arnstorff" schreibt, gehörte sein Nachfolger Friedrich von Hohendorf einem zu Crummensee auf dem Teltow angesessenen Geschlechte an, von welchem es fraglich ist, ob es mit den reichen, im Lebuser Bisthume sehr begüterten Hohendorfs eines Stammes ist.

Seine ebenfalls zu Schenkendorf begrabene Gattin Katharina von Horn war nach der Grabschrift aus Wandern, früher Wanderin bei Zielenzig und stammte, wie die Wappen zu Schenkendorf beweisen, mütterlicherseits aus dem berühmten Lausitzer Hause Löben. Für die Nachwelt wären diese dürftigen Notizen das Einzige, was man über die grotesken Steinbilder in der Ordenskirche zu sagen wüßte, hätte nicht der Ordenshauptmann noch sonst ein Denkmal sich gestiftet. Wie er dies Kirchlein hier mit dem sauber geschnitzten Taufsteine schmückte, so hinterließ er den Pfarrern zu fleißigem Studium Dr. Martin Luthers Werke und schenkte für den Tisch des Herrn einen silbernen, vergoldeten Kelch. Es waren noch gute Zeiten; die schwere Geißel des Krieges war noch nicht geschwungen, und die edlen Geschlechter der Mark und der Lausitz, — zum Ruhme sei ihnen das gesagt, — bewiesen, nun sie der „neuen Lehre" sich freuen konnten, eine herzliche Anhänglichkeit an Gottes Wort und die Kirche. Auf Grund vielfacher antiquarischer Forschungen möchten wir behaupten, es habe sich der Adel des Elb- und Oderlandes zu keiner Zeit so glücklich gefühlt, in keiner Epoche so patriarchalisch unter seinen Unterthanen gelebt und so wahrhaft lobenswerth in der Kirche und an der Schule mitgearbeitet, wie in den stillen Tagen von 1570 bis 1620, einer auch wirthschaftlich reich gesegneten Zeit, deren Zustände freilich durch die Kriegsjahre von 1620 bis 1650 bis zur Unkenntlichkeit verändert wurden.

Im dreißigjährigen Kriege, — aber man weiß nicht mehr bei welcher Gelegenheit und in welchem Jahre, — ging auch das Schloß und die Kirche zu Schenkendorf völlig zu Grunde. Um 1662, da das Gotteshaus durch den Herrenmeister Fürsten Johann Moritz zu Nassau (1652—1679), wieder hergestellt ward, ist auch jenes Amtshaus durch denselben wieder aufgeführt worden, welches auf dem Schutte der alten Burg sich nun erhebt. Hier hatte nach wie vor ein Ordenshauptmann seinen Sitz, dem ein Rechtsgelehrter mit dem Titel eines Ordens-Justizraths zur Seite stand. Bis zu der Säcularisation des Johanniterordens erschien von Seiten des Herrenmeisters der Erstere für die Ordensämter Friedland und Schenkendorf auf den Landtagen der Nieder-Lausitz er leistete bei der Oberamtsregierung zu Lübben als Vertreter des Herrenmeisters, den Eid der Treue und gehörte alternirend zum größeren Ausschusse. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurden die Grundstücke des Ordensamtes an die Unterthanen desselben vererbpachtet und zwar zu verschiedenen Malen, so daß man zu Schenkendorf von einer neuen und alten Erbpacht spricht.

Als in Preußen in Folge des Säcularisations-Edicts vom 30. October 1810 und der Urkunde über Auflösung der Balley Brandenburg vom 23. Januar 1811, die Güter derselben als Staatseigenthum erklärt wurden, sind die im Königreich Sachsen gelegenen Herrenmeister-Aemter Friedland und Schenkendorf von der Krone Sachsen 1811 gleichfalls eingezogen worden. Schenkendorf wurde ein Königl. Amt und ging als solches mit denjenigen Landestheilen Sachsens, welche durch den Vertrag vom 18. Mai 1814 der Krone Preußen zufielen in den Besitz derselben über. Im Jahre 1820 wurde das Amtsgebäude im Dorfe veräußert und die übrigen Besitzungen des Amtes mit dem Rentamte Guben vereinigt, welches aus dem Besitze der Cisterzienserinnen im Kloster vor der Stadt Guben hervorgegangen war.

Soviel von den Schicksalen dieser für den Johanniter-Orden so bemerkenswerthen Stätte. Die Stille des Abends hatte sich auf die Wiesen und Felder von Amt Schenkendorf herabgesenkt, als unsere Nachforschungen in der Kirche vollendet und die Grabsteine der Ordenshauptleute und jener nonnenhaft verschleierten Frau in das Skizzenbuch gezeichnet waren. In der kleinen Kirche dämmerte es bereits; draußen aber auf dem Friedhofe, auf welchen wir hinaustraten, lag goldig glänzend noch der Sonnenschein des Spätnachmittags. Dort an der Pforte wartete auch unser Führer, der mit der Geschichte seiner Heimat wohlbekannte Cantor des Dorfes. Eine Rast noch unter der Linde des Wirthes! Unser Führer weiß anziehend aus dem Volksmunde die Mären der Umgegend wiederzugeben. Da hören wir von dem Kreuz, das drüben in Markersdorf an einer unheimlichen Stätte steht, da von zwei ritterlichen Brüdern der eine durch des anderen Hand im Zweikampfe gefallen ist; — von dem Dorfe Niemitsch, da einst Markgraf Geros Burg gestanden hat, — von dem nahen „heiligen Lande," — einem Bezirke der Lausitz, welchen im 10. Jahrhunderte die Mönche vom Kloster Nienburg an der Weser colonisirt haben. Auch die Drangsale der Hussitenkriege sind nach den Erzählungen unsers freundlichen Führers hier zu Lande noch unvergessen; damals bildeten die starken Gewölbe des Ordensschlosses eine Zuflucht für die Bewohner Schenkendorfs. Als wir auf die Hohendorfs zu sprechen kamen, da leuchtete des Erzählers Auge; die Wohlthaten, welche das alte nun zu Grabe gegangene Geschlecht seinen Unterthanen gespendet hat, fanden einen beredten Verkündiger. Aber, — wie das so zu gehen pflegt, — der letzte Hohendorf war ein schwacher, gutmüthiger Herr und lebte im kümmerlichen Verhältnissen; sein Großknecht war auch sein Diener. Der letztere hat, so erzählt sich das Volk, die alten Pergamente, welche von der Ordensburg handelten, gegerbt; und da sind sie denn wie viele Alterthümer den Weg ins Feuer gewandert. Und wo die ritterlichen Herren einst ihr frommes, gastliches Haus gehabt, da steht jetzt ein Bauerngehöft; — sic transit gloria mundi!

Es war still unter den Bäumen. Nicht der Schlag einer Kirchenglocke, wohl aber die röthlichen und röthlich werdenden Sonnenstrahlen forderten zum Aufbruch auf. Einen Blick nach drüben dem alten Burghügel um welchen in wendischer Zeit manch blühend Heldenleben verblutet sein mag, und dann durch die abendstille Landschaft zurück den hochragenden Thürmen Gubens zu!

Die Londoner Maimeetings.*)

Auch das reiche England erfährt den Druck der schlechten Zeiten, und die mannichfachen kirchlichen Interessen, denen die Christen des Landes sich widmen, haben zum ersten Male darunter zu leiden gehabt. Von den 56 größeren und kleineren christlichen Gesellschaften und Vereinen, die während des Monats Mai in London alljährlich ihre Jahresfeste feiern, haben diesmal nicht weniger als 23 eine geringere Einnahme constatiren müssen, als im Vorjahr. Und wenn auch die Gesammtsumme aller Beiträge die des letzten Rechnungsjahres um beinahe eine halbe Million Mark überstieg: 34 070 460 Mark 1879 gegen 33 575 400 ℳ 1878, so sind doch gerade die bedeutungsvollsten und wichtigsten Gesellschaften zum Theil mit schweren Deficits in das neue Verwaltungsjahr eingetreten. Die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft verzeichnet ein Minus von 193 300 ℳ bei einer Gesammteinnahme von 4 276 220 ℳ; die Church Missionary Society bei 4 656 720 ℳ Einnahmen ein Deficit von 495 140 ℳ; die Society for the Propagation of the Gospel bei 2 904 720 ein Manco von 64 040, die Wesleyanische Missionsgesellschaft eingleiches von 477 680 ℳ. — lauter Zahlen, vor deren Höhe, sei es im Soll oder im Haben, alle continentalen äußeren und inneren Missionsgesellschaften im allerfernsten Hintergrunde stehen bleiben. Dennoch ist nicht zu bezweifeln, daß der großartige Opfersinn der Engländer auch hier wieder vor den Riß treten wird. Hatten die Wesleyaner doch schon einmal im Jahre 1841, zur Zeit einer gleichen handelsgeschäftlichen Ebbe, wie sie jetzt besteht, eine Schuld von 800 000 ℳ zu decken; sie appellirten an die Christenliebe der Gemeinden, und binnen Kurzem war das ganze hohe Deficit getilgt. —

Aus den Berichten und Verhandlungen auf den Jahresfesten heben wir hier nur einige der interessantesten Data für unsre Leser hervor. Die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft war mit den Resultaten ihrer Arbeit namentlich in Frankreich und Deutschland besonders zufrieden. Die evangelische Bewegung, welche die Nachbarrepublik durchzieht, ist ja bekannt und wird den größeren Bibelabsatz im Gefolge gehabt haben: 98 000 Exemplare heiliger Schriften wurden in Frankreich verkauft. In Deutschland waren es im Ganzen 354 000 Exemplare, darunter 100 000 vollständige Bibeln alten und neuen Testaments. Die Totalsumme der Bibelverbreitung durch die genannte Gesellschaft erreichte die bewundernswürdige Höhe von 3 340 995 für 1878/79, während seit der Gründung der Gesellschaft im Ganzen 85 388 057 Exemplare verbreitet worden sind. Allerhand schlagende Beispiele von der Macht des gelesenen Bibelworts wurden aus den heimischen und Missionsarbeitsfeldern in den Ansprachen der Festredner mitgetheilt. Unter letzteren nannte ein Missionar Madagaskar als die Stätte, wo das Wort Gottes seine größesten Triumphe in der Neuzeit gefeiert habe. Für Italien, Frankreich und Deutschland, wo die zwei uralten Widersacher, Aberglaube und Unglaube, mit einander im Kampfe läge und keiner den andern bezwingen könne, empfahl Rev. Macdonald als einzige Siegeswaffe die immer weitere Verbreitung der heiligen Schrift. —

Die großen englischen Missionsgesellschaften schreiten sämmtlich kräftig vorwärts. Die Church Missionary Society konnte mittheilen, daß ihre Missionskirchen zum Theil selbst wieder mit regem Eifer missionirend wirken. Der schwarze Bischof Crowther hat mit Erfolg am Nigerflusse das Evangelium gepredigt, und die eingeborenen Christen von Sierra Leone senden ihre eigenen Missionare ins Innere von Afrika. Die neueste große Erweckung in Tinnevelly, Süd-Vorder-Indien, hat die überraschende Erscheinung gebracht, daß aus einer Seelenzahl von etwa 40,000 Getreuen nicht weniger als 390 Personen sich zur freiwilligen und kostenlosen Arbeit unter ihren Landsleuten anboten! Auf dem Gesammtgebiet ihrer Thätigkeit zählt die Gesellschaft gegenwärtig 185 Stationen, mit 404 Geistlichen (darunter nur 204 Europäer,) 2787 Katechisten, Lehrern, Beamten u. s. w., von welchen nur 61 nicht aus den Eingeborenen genommen sind. Eine besondere Genugthuung gewährt es einer Missionsgesellschaft, wenn sie einzelne Kirchengebiete, als vollständig consolidirt, aus ihrer missionirenden Thätigkeit entlassen kann. Während des vorigen Jahres hat sich in solcher Weise die Kirchliche Missionsgesellschaft von nicht weniger als 82 Stationen zurückziehen können, die theils den ostindischen Parochien der Church of England, theils denen von Sierra Leone in Afrika zugetheilt worden sind.

Die Wesleyaner Missions-Gesellschaft mit ihren 378 Stationen und 2549 Predigtplätzen unter 431 Missionaren, 1 858 Katecheten und Lehrern, 7 334 unbezahlten Agenten, 85 500 Kommunikanten und 86 787 Schülern und Schülerinnen erhielt ein glänzendes Zeugniß durch einen der competentesten Beurtheiler, den früheren Gouverneur der Fidschi-Inseln, Sir Arthur Gordon. Derselbe sprach es aus, daß, so viel er auch in seinem Leben Angriffe gegen die Mission zu hören bekommen hätte, doch kaum Worte hinreichen könnten, um die wunderbaren Erfolge und Segnungen zu beschreiben, welche diese methodistische Gesellschaft auf dem weiten Gebiete der Inseln der Südsee erzielt habe. Auf den Fidschi-Inseln selbst wären von den etwa 120 000 erwachsenen Einwohnern mehr als 102 000 regelmäßige Besucher der wesleyanischen Gottesdienste, und der Rest gehörte anderen Kirchengemeinschaften an. Das Volk habe gegen 800 Kirchen gebaut, und auf Fidschi gäbe es kein einziges Haus, wo nicht täglicher Familiengottesdienst gehalten würde! Auch die civilisatorische Macht des Christenthums habe sich dort auf das glänzendste bewährt: 1 500 Elementarschulen, einige Mittelschulen und ein „College" zeugten von durch das Christenthum geweckten Lerneifer der P.

*) Aus Nr. 25 der neuen Evangel. Kirchenzeitung.

Die Londoner Missionsgesellschaft (gleichfalls mit einem Deficit von 104 700 ℳ) konnte ihrerseits mit dankbarer Freude vor allem auf die Missionsfiege in Madagaskar zurückschauen. Die neue Periode der gedeihlichen Entwicklung des Christenthums auf dieser Insel hat im Jahre 1870 begonnen; seitdem sind alle Götzen verbrannt, 386 eingeborne Geistliche mit über 3 000 eingeborenen Evangelisten angestellt und gegen 67 000 Kirchenglieder gewonnen worden. — Auch die neuen Missionsunternehmungen im Innern Afrikas bezeichnen einen bedeutungsvollen Wendepunkt in der Geschichte der Mission. Einer der Festredner, Rev. Clarreson, wies mit Recht darauf hin, mit wie unsäglichen Schwierigkeiten allein die Gründung der Stationen am See Tanganyika verknüpft gewesen sei, und welches Maas von opferwilliger Heilandsliebe es bei den Missionaren voraussetze, auf solche isolirte Posten im Herzen des schwärzesten Heidenthums sich schicken zu lassen. —

Die Missionsgesellschaft der englischen Baptisten berichtet über ihre Arbeiten in Indien, Ceylon, China, Afrika (Congo), Norwegen, Frankreich, Italien und Westindien. Der Präsident der Versammlung, der General-Gouverneur von Indien, Earl of Northbrook, betonte aus eigener Erfahrung, wie wohlthuend ihm in Indien die Einmüthigkeit und Friedfertigkeit der verschiedenen evangelischen Kirchengemeinschaften unter einander in ihrem Kampf gegen die großen Hindureligionen und den Islam berührt habe. —

Die große englische Tractatgesellschaft hat im vergangenen Jahre nicht weniger als 70 Millionen Schriften vertrieben, seit ihrer Gründung vor 80 Jahren 1 Milliarde und 854 Millionen. — Der Pastoral-Hilfsgesellschaft sind für 1878/79 im Ganzen 122 960 ℳ mehr zugegangen als im Vorjahre (in den 35 Jahren ihres Bestehens im Ganzen 32 698 860 ℳ). Dennoch ließen die vielen Nachfragen das Conto mit einem Deficit von 60 000 ℳ abschließen. 636 geistliche Kräfte werden von der Gesellschaft unterhalten. — Die 35 Jahre alte Londoner Stadtmission mit einer Einnahme von 1 071 280 ℳ beschäftigt jetzt 448 Arbeiter. Aehnliche Unternehmungen sind in London, auch abgesehen von der alten Gesellschaft neuerdings ins Leben getreten. — Die beiden Judenmissionsgesellschaften (London Society und British Society) bezogen zusammen 858 540 ℳ; doch bleiben die Resultate dieser Arbeiten verhältnißmäßig immer noch geringe.

Voller Hochachtung stehen wir vor der nur im kleineren Theile geschilderten Liebesarbeit der britischen Schwesterkirchen. Möchte sie auch unseren Glaubenseifer zu gleicher thatkräftiger Energie anreizen. —

Die Herberge zur Heimat in Hannover

hat im verflossenen Jahre 14569 Wandergesellen beherbergt, also im Durchschnitt täglich 39 bis 40. Eine starke Frequenz. Von diesen Gästen mußten sich bei der gegenwärtig traurigen Zeit über die Hälfte (8850) mit dem einfachsten Quartier zu 20 Pf. und dem großen Schlafsaal begnügen, 2282 Gäste logirten zu 40 Pf., 1329 zu 50 Pf., 340 zu 75 Pf. und 1 Mk. — letztere in dem mit der Herberge verbundenen im Vorderhause befindlichen Hospiz. Gespeist wurden im Ganzen 14 771 Gäste, darunter etwa 7500 zu 50 Pf., 1200 zu 35 Pf. und fast 6000 mußten sich mit einer — übrigens kräftig gekochten und reichlichen — Gemüseportion zu 15 Pf. begnügen. Derer, die im Laufe des Jahres ohne Mittel zu haben, gesättigt sind, ist keine kleine Anzahl; sie wurden nicht gezählt, aber gesättigt, und die Anstalt, die seiner Zeit auch große Liebesgaben empfangen hat und noch immer solche empfängt, hat davon keinen Abgang gespürt. Die Finanzlage der Herberge ist eine erfreuliche und hat sich auch in diesem Jahre trotz verschiedener ungünstiger Umstände gehoben.

Zwei Reliquien.

Die Gemahlin Sr. Excellenz des Freiherrn Maximilian von Wangenheim, Obermarschall Sr. Hoheit des regierenden Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha, ist im Besitz zweier höchst merkwürdiger Gegenstände, einer Uhr mit Schlagwerk von sechseckiger, flacher Form von Dr. Martin Luther und eines schweren goldenen Kreuzes mit Tafelsteinen besetzt, von Catharina von Bora.

Beide Gegenstände sind durch Erbschaft in den Besitz der Dame übergegangen, deren Urgroßmutter mütterlicherseits eine Marschall von Biberstein war.

Die Enkelin Dr. Marthin Luthers, Anna, Tochter seines Sohnes Paul (geb. den 28. Januar 1533 zu Wittenberg, gest. den 8. März 1593 zu Dresden als Leibarzt des Curfürsten August) heirathete am 22. Juli 1538 Herrn Marschall von Biberstein auf Oberschaar, dem sie das Obergut Arnsfeld zubrachte. —

Großartige Wohlthätigkeit.

Ein reicher Kaufmann aus Chio, Georg Domokaitis hat in seinem Testament, wie das Griechische Journal „Neologos" schreibt, folgende großartige Stiftungen gemacht: 700 000 Francs für den König der Hellenen, um darüber zu philantropischen oder nationalen Zwecken zu verfügen; 500 000 Francs für die Gründung eines Irrenhauses in Athen; 300 000 Francs für das Griechische Gymnasium in Chio; 130 000 Francs für das Spital in Chio; 60 000 Francs für das Waisenhaus der Königin Amalia in Athen und 25 000 Francs für die philantropische Gesellschaft in Chio.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 6. August 1879. **Nr. 32.**

1. Helmuth Carl Christian, von Weltzien, General-Lieutenant z. D., Rechtsritter seit 1862, † zu Merseburg 22. Juli 1879.
2. Ernst Maximilian von Carlowitz, Königlich Sächsischer Wirklicher Geheimer Rath, Kammerherr und Gesandter, auf Oberschöna bei Freiberg, Ehrenritter seit 1836, † zu Oberschöna 8. Juli 1879.

Ein Erziehungsverein in der Provinz Sachsen.

Vereine, welche es sich zur Aufgabe machen, verwahrloste oder von Verwahrlosung bedrohte Kinder zur Erziehung in Familien (oder auch in Anstalten) unterzubringen, also sogenannte Erziehungsvereine, existiren bekanntlich schon in verschiedenen Ländern oder Gegenden innerhalb wie außerhalb Deutschlands. So in der Rheinprovinz, in Ostpreußen, in Lippe, in Nassau, in Württemberg und namentlich in der Schweiz. Ueberall haben sie, trotz der großen Schwierigkeiten, mit denen sie namentlich bei ihrer Begründung und in der ersten Zeit ihrer Wirksamkeit fast immer zu kämpfen haben, überaus gesegnete Erfolge aufzuweisen.

Neuerdings ist nun auch in der Provinz Sachsen ein derartiger Erziehungsverein ins Leben gerufen worden, und zwar seitens des dortigen „Provinzial-Ausschusses für Innere Mission."

Der Gedanke wurde schon seit längerer Zeit im Schooße des Provinzial-Ausschusses gehegt und vielfach erwogen; den Anstoß aber, seine praktische Verwirklichung gerade jetzt zu versuchen, hat das im vorigen Jahre unter dem 13. März für Preußen erlassene, mit dem 1. October in Kraft getretene Gesetz über die Unterbringung und Erziehung verwahrloster Kinder gegeben.

Dieses Gesetz, daß man als eine Ergänzung des §. 55 des Preußischen Strafgesetzbuches*) betrachten kann, hat bestimmt, daß Kinder, die nach Vollendung des sechsten und vor Vollendung des zwölften Lebensjahres eine strafbare Handlung begehen, zur Verhütung weiterer sittlicher Verwahrlosung von Obrigkeitswegen in eine geeignete Familie oder in eine Erziehungs- oder Besserungsanstalt untergebracht werden können. Ob dieser Sachverhalt vorliegt und also eine solche Unterbringung, resp. Zwangserziehung stattfinden soll, haben die Vormundschaftsgerichte zu entscheiden. Die Ausführung ist Sache der Provinzial-Verbände, sofern dieselben die Unterbringung herbeizuführen, Anordnungen über die Beaufsichtigung zu treffen und nach Beendigung der Zwangserziehung für ein angemessenes Unterkommen der Zöglinge, falls dies nöthig, zu sorgen haben. Zur Unterbringung selbst dagegen, sowie zur Tragung der Kosten für die Reise oder Einlieferung des Zöglings und seine erste Ausstattung, sind die Communen und Communal-Verbände verpflichtet. Die Aufsicht über die untergebrachten Kinder und ihre Erziehung steht den Waisenräthen zu, auch für diejenigen Kinder, die nicht verwaist also auch nicht bevormundet sind. Der Regel nach soll die Zwangserziehung mit dem vollendeten sechzehnten Lebensjahre aufhören, doch kann sie je nach Umständen auch früher für beendet erklärt, oder andererseits bis zum achtzehnten Jahre ausgedehnt werden. Endlich sind die zur Entlassung Kommenden in geeigneter Weise bei Lehrherrn, Meistern, Dienstherrschaften 2c. unterzubringen und auch da in dauernder Aufsicht zu halten.

Die Ausführung dieses Gesetzes, das leuchtet selbst bei diesem gedrängten Ueberblick über seine wesentlichsten Bestimmungen ein, stellt so mannigfache Aufgaben, und Aufgaben wollen mit so viel eingehender Fürsorglichkeit und Hingebung behandelt werden, daß die Thätigkeit

*) Der §. 55 des Strafgesetzbuches ordnet an, daß Kinder unter zwölf Jahren, welche ein Vergehen oder Verbrechen verüben, strafrechtlich nicht verfolgt werden sollen. Diese Straflosigkeit, die geradezu einen gesetzlichen Schutz jugendlicher Vergehen bildete, und nicht nur von der zuchtlosen Jugend sondern namentlich von gewissenlosen Eltern aufs gröblichste ausgebeutet wurde, zeigte bald die allerschlimmsten Folgen, und man empfand es immer mehr als eine unumgängliche Nothwendigkeit, die hier gelassene Lücke auch auf dem Wege der Gesetzgebung auszufüllen.

der staatlichen und bürgerlichen Organe allein hier nicht ausreicht, wenn anders die beabsichtigte und erhoffte Wirkung in vollem Maße erzielt werden soll. Der Minister des Inneren hat daher in einem Cirkular-Erlaß vom 14. Juni vorigen Jahres die Behörden ausdrücklich darauf hingewiesen, daß, wenn den verwahrlosten Kindern eine Erziehung im wahren Sinne des Wortes, ein Ersatz für das Elternhaus, zu Theil werden, wenn auch die Unterbringung und Ueberwachung der Entlassenen zweckentsprechend gehandhabt werden solle, es der Mitwirkung größerer Kreise bedürfe. „An Personen, sagt der Ministerial-Erlaß, die hierzu bereit und geeignet sind, wird es bei umsichtiger Leitung und Anregung nicht fehlen; es besteht eine große Zahl von Privatvereinen und Privatanstalten, die sich die Fürsorge für verwahrloste Kinder zur Aufgabe machen, und denen schon Tausende solcher Kinder ihre Rettung vor dem physischen und moralischen Verderben zu danken haben. Alle diese Vereine und noch andere ähnlichen Charakters werden bei entsprechender Anregung gewiß gern mitwirken, um das Gesetz vom 13. März d. J. zur vollen Wirksamkeit zu bringen, und ich empfehle deshalb den Behörden, sich bei Ausführung desselben auch an den Gemeinsinn und an die freie Liebesthätigkeit jener Vereine zu wenden."

Es hätte gewiß kaum dieser Anregung seitens einer staatlichen Instanz bedurft, um die freie christliche Liebesthätigkeit, wie man sie unter dem Namen der Inneren Mission begreift, zu einer eifrigen und hingebenden Mitwirkung auch auf diesem Gebiete zu veranlassen. Sie hat ja stets jede Handhabe, welche die Gesetze darboten, treulich benutzt, um die Werke der helfenden Liebe, die sie betreibt, zu fördern und auszudehnen. Um so mehr aber hat sie, nachdem nun einmal dieser Appell an sie ergangen, sich beeilt, demselben zu entsprechen, und sie betrachtet es geradezu als eine Verpflichtung, die Hilfeleistung, die man von ihr begehrt, auch wirklich und aus allen Kräften zu gewähren. Der Berliner Central-Ausschuß für Innere Mission spricht sich darüber in einem betreffs dieser Angelegenheit an seine Agenten und Freunde gerichteten Umschreiben in ebenso schöner als beherzigenswerther Weise aus. Wo ist, sagt er unter Bezugnahme auf jene Aeußerungen des Ministers des Inneren, wo ist unter allen Vereinen für Innere Mission, mögen sie auch nicht die Fürsorge für verwahrloste Kinder zu ihrer einzigen Aufgabe gemacht haben, einer, der nicht der heiligen Pflicht sich bewußt wäre, zur Erziehung und Rettung der sittlich bedrohten Jugend mit Rath und That einzutreten? Wo giebt es Rettungshäuser, die, jenem Gesetze gegenüber, nicht ihren Beruf erkännten, sich den Kindern zu öffnen, die vor drohendem Untergange zu bewahren sind? Wo ist ein christlicher Kreis, wo eine Familie, wo Männer und Frauen, die das Evangelium von Christo kennen und lieb haben, und nicht bereit stehen müßten, mit voller Hingebung an dem Werke der Barmherzigkeit, auf welches der Staat sich zum Schutze des Gemeinwesens nunmehr gewiesen sieht, sich zu betheiligen? Die erschreckende Zunahme der Verbrechen und die steigende Verwilderung der Jugend hat die Gesetzgebung gedrängt, von dem längst konstatirten Verfall des Familienlebens Act zu nehmen, und der Staat, wo er dem anschwellenden Verderben Einhalt thun will, sieht sich sofort auf die Glaubens- und Liebeskräfte gewiesen, deren Trägerin auch in aller freien Bethätigung die Kirche ist. Der Preußische Staat soll und darf auf die evangelische Kirche nicht vergeblich rechnen. Auch wir Alle, die wir mit Zeugniß und thätigem Dienst für die Innere Mission eintreten, können nur mit freudiger Willigkeit uns ihm zur Verfügung stellen, um die gefährdete Jugend retten zu helfen. Soll jenes Gesetz kein todter Buchstabe bleiben, so haben wir Alle in Einem Geiste, mit Besonnenheit und treuer Ausdauer zu seiner Ausführung mitzuwirken.

Aehnlich wie hier der Berliner Central-Ausschuß, so ist nun auch der Provinzial-Ausschuß für Innere Mission in der Provinz Sachsen bemüht, die mithelfende Thätigkeit der dafür interessirten Kreise wach zu rufen und zugleich soviel als möglich zu organisiren und fruchtbringend zu machen. Bei den der Sache gewidmeten eingehenden Erwägungen hat sich ihm aber die Ueberzeugung aufgedrängt, daß, wenn man den hier sich ergebenden Aufgaben praktisch näher tritt, es sich bald als eine Art von innerer Nothwendigkeit herausstellen werde, die Thätigkeit zu erweitern, d. h. sie auch auf solche Kinder auszudehnen, die ohne unter das in Rede stehende Gesetz zu fallen, dennoch einer Unterbringung zur Erziehung im höchsten Grade bedürftig sind, — auf Kinder also, die keine „strafbare Handlung" begangen haben, folglich auch nicht zur Zwangserziehung verurtheilt, überhaupt von den Behörden in keiner Weise belangt werden können, und die gleichwohl, sei es wegen ihres Charakters, sei es wegen der äußeren Verhältnisse, sei es wegen der Beschaffenheit der Eltern und des Elternhauses, in dringendster Gefahr der Verwahrlosung stehen. Diesen Anforderungen, welche die Lage der Dinge von selber stellen wird, glaubt er dann am besten gerecht werden zu können durch Begründung eines wo möglich die ganze Provinz umfassenden Erziehungsvereines.

In welchem Sinne der Provinzial-Ausschuß diese Aufgabe erfaßt und welche Gesichtspunkte ihm dabei als bestimmend gelten, darüber hat er sich in einem Circular an seine Agenten ausgesprochen, in welchem er die Motive darlegt, die ihn zu der Begründung eines Erziehungsvereins bewogen hätten. Diese Motive enthalten Vieles, was von allgemeinem Interesse ist und für alle anderen Provinzen ebenso seine Gültigkeit hat wie für die Provinz Sachsen, was es daher sehr verdient, auch anderswo beherzigt zu werden, und sehr geeignet ist, auch anderswo zu einer Thätigkeit in gleicher Richtung den Anstoß zu geben.

Die Rettungshäuser, so heißt es in dem Circular, klagen zu einem großen Theile über Mangel an Anmeldung geeigneter Kinder. Diese Abnahme der Anmeldungen hat unzweifelhaft ihren Grund nicht in einer Abnahme des Uebels, d. h. der Anzahl der vorhandenen

verwahrlosten Kinder, sondern in dem Mangel einer geeigneten Vermittelung zwischen den Kindern, resp. ihren Eltern oder Pflegern und den betreffenden Anstalten, in dem Mangel einer Zwischeninstanz, die ebensosehr den Kindern, die der Verpflanzung in eine andere Erziehungsstelle bedürfen, wie den Anstalten, die zu diesem Zwecke gegründet sind, als Anwalt dient, und demgemäß auch nicht scheut, nöthigenfalls die geordneten Aufsichtsbehörden in Anspruch zu nehmen und die erforderlichen Geldmittel flüssig zu machen.

Zum Andern ist ebenso unzweifelhaft die Anstaltserziehung erst dann angezeigt, wenn das betreffende Kind durch einen vorgeschrittenen Grad sittlicher Verkommenheit, durch gewisse dem Kinde schon zur Natur gewordene oder in seinen natürlichen Anlagen begründete Laster, oder durch einen besonderen, seine leibliche oder geistige Entwicklung hemmenden Hang zur Unordnung die vorläufige Trennung von anderen, durch ein solches Kind gefährdeten Kindern, eine unausgesetzte, nur in der Anstalt mögliche Beaufsichtigung und die Unterordnung unter die straffe Anstaltszucht fordert. In allen anderen Fällen, also in der Regel überall da, wo es sich um verwaiste und verlassene Kinder, oder um Kinder, die durch die sittliche Qualität ihrer Eltern oder andere Ursachen der Verwahrlosung ausgesetzt sind, müßte die Verpflanzung in eine andere **Familie**, die zur Erziehung eines solchen Kindes geeignet und geneigt ist, angestrebt werden.

Zum Dritten verkommen erfahrungsmäßig in Stadt und Land im früheren oder späteren Kindesalter eine Unzahl Kinder leiblich und geistig deßwegen, weil gewisse ihnen angeborene oder durch eine Kinderkrankheit verursachte leibliche oder geistige Schäden und Gebrechen (hier ist zu denken an scrophulöse, epileptische, blödsinnige Kinder u. s. w.) nicht richtig und rechtzeitig erkannt, behandelt und geheilt werden und den Eltern und Pflegern des Kindes, resp. dem Arzt und dem Lehrer keine Stelle bekannt oder zugänglich ist, die den Beruf hat, zur Verhütung eines solchen Unglücks mit Rath und That zu helfen.

Zum Vierten kann auch darüber kein Zweifel sein, daß die enorme Sterblichkeit unter den unehelichen, sogenannten Ziehkindern, daß die ungünstigen Erfahrungen, welche städtische Waisenämter mit ihren auswärts in Familien untergebrachten Kindern, und welche Waisen- und Rettungshäuser mit ihren früheren Zöglingen machen, zum Theil in dem Mangel einer Stelle ihren Grund haben, die, sei es mit oder ohne amtliche Qualität eine Aufsicht über die Pflegenden und über die Gepflegten übt.

Zum Fünften ist eine **Ausgleichung** von Noth und Hilfe in einem größeren Territorium kaum auf einem Arbeitsgebiete christlicher Liebe so wichtig, als auf diesem. In **einer** Gegend, namentlich in den großen Städten, werden Kinder, die einer solchen Erziehung bedürfen, im Ueberfluß vorhanden, und Geldmittel zu diesem Behufe verhältnißmäßig leicht zu beschaffen sein, aber geeignete Familien fehlen. In **anderen** Gegenden, kleinen Städten, ländlichen Industriegegenden &c. werden gerade umgekehrt seltener jene Kinder, leichter dagegen solche Pflegeeltern sich finden. Dazu kommt, daß in den meisten Fällen der Erfolg dieser Verpflanzung in eine andere Familie die völlige Trennung von den Eltern und Verwandten, die radicale Aenderung der äußeren Verhältnisse, in denen das Kind so verkommen ist, zur Voraussetzung hat.

Endlich zum Sechsten fordert das Gesetz vom 13. März 1878, die Zwangserziehung verwahrloster Kinder betreffend, gerade weil es auf die ersten Grade der Verwahrlosung vorzugsweise Rücksicht nimmt, und der Zunahme der Verbrechen dadurch vorbeugen will, daß es die böse Gesinnung in ihrem Keime angreift und von ihrer Wurzel ablöst, ein offenes Auge und ein warmes Herz für die gefährdeten Kinder von Allen, die es mit dem Wahle unsers Volkes ernst und treu meinen. Die Möglichkeit der Anwendung des Gesetzes in einer Provinz, in den einzelnen Kreisen, wird wesentlich davon abhängen, daß die zunächst zur Aufsicht über die Kinder berufenen Organe des öffentlichen und kirchlichen Lebens das Gesetz kennen und zur rechten Zeit und an rechter Stelle ihre Anträge stellen. Der Erfolg der durch das Gesetz eingerichteten Zwangserziehung wird aber größtentheils wieder davon abhängen, daß den mit der Ausführung beauftragten Behörden das Auffinden der zur Aufnahme der fraglichen Kinder geschickten Pflegeeltern und die Aufsicht über die Eltern wie über die Kinder in geeigneter Weise erleichtert wird. —

Das also sind im Wesentlichen die Gründe, welche den Provinzial-Ausschuß für Innere Mission in der Provinz Sachsen zur Begründung eines Erziehungsvereins bestimmt haben, denn bekanntlich ist es gerade das Bestreben solcher Erziehungsvereine, den hier nachgewiesenen Bedürfnissen, Aufgaben und Anforderungen gerecht zu werden. Wie aus dieser Darlegung ersichtlich ist, geht die Absicht dahin, ebensowohl die Ausführung des Staatsgesetzes über die Zwangserziehung zu unterstützen, als auch, und zwar im weitesten Umfange, denjenigen Kindern zu dienen, welche von dem Gesetze nicht berührt werden, für welche also auch von Seiten des Staates nicht gesorgt werden kann, und die doch einer Fürsorge auf's Dringendste bedürfen, wenn sie nicht vielleicht an Leib und Seele zu Grunde gehen sollen.

In's Leben getreten ist der Verein bis jetzt in der Weise, daß die sogenannten „Synodal-Vertreter der Inneren Mission" seine Mitglieder bilden. Es ist dies eine Institution, die gleichfalls dem Provinzial-Ausschuß ihre Entstehung verdankt. Bald nach dem Inkrafttreten der Kirchengemeinde- und Synodal-Ordnung vom 10. Sept. 1873 regte derselbe bei sämmtlichen Ephorien resp. Kreissynoden der Provinz die Wahl eines solchen Synodal-Vertreters der J. M. an, d. h. eines Synodal-Mitgliedes, welches für seinen Bezirk der specielle Träger

und Förderer aller Bestrebungen der Inneren Mission sein sollte, während wiederum die Gesammtheit dieser Männer ein organisirtes Ganze zu bilden und in dem Provinzial-Ausschuß ihre Centralstelle zu sehen hätte. Der Anregung wurde, wenn auch nicht sofort, doch schon im Laufe der ersten drei Jahre von sämmtlichen Synoden der Provinz entsprochen, so daß es nun 93 solcher Synodal-Vertreter der Inneren Mission in derselben giebt.

Diese also haben sich zunächst auch für denjenigen Zweig der inneren Missionsthätigkeit, um den es sich hier handelt, verbunden und sich als „Erziehungsverein für die Provinz Sachsen" constituirt. Natürlich aber ist es nicht allein Absicht und Wunsch, daß der Kreis sich erweitere, sondern man darf wohl auch mit Sicherheit annehmen, daß dies in der That geschehen werde. Gewiß aber wird das Werk, wie anderswo so auch hier, von gesegneten Erfolgen begleitet sein, und an seinem Theile mit dazu beitragen, der notorisch immer mehr um sich greifenden, von allen wahren Freunden des Volkes tief beklagten Verwilderung und Verwahrlosung der Jugend zu steuern und damit eine der Hauptquellen der sittlichen, socialen und kirchlichen Nothstände unserer Zeit zu verstopfen. M. Lüttke.

Die Armenpflege der Stadt Berlin

hat, nach dem Statistischen Jahrbuch der Stadt Berlin, im Jahre 1877 Seitens der Stadt einen Zuschuß von 4 881 616 *M.* erfordert, gegen 4 443 785 *M.* in 1876, 4 046 840 *M.* in 1875, 3 680 115 *M.* in 1874, 3 513 807 *M.* in 1873. Pro Kopf der Bevölkerung betrug der Zuschuß im Jahre 1877 etwa 4,8 *M.*

Am Schlusse des Jahres 1877 bestanden 163 Armencommissionen mit 152 Vorstehern und 1365 Mitgliedern. Dieselben gewährten in der offenen Armenpflege im Jahre 1877 10 189 Hilfsbedürftigen (1,07 pCt. der Bevölkerung) 1 393 118 *M.* laufende baare Almosen (11,39 *M.* pro Kopf), ferner für 4647 Pflegekinder 322 958 *M.* (durchschnittlich monatlich 5,79 *M.*) Pflegegelder; außerdem als Extra-Unterstützung 27 512 Portionen und 223 781 *M.* baar. Während die Bevölkerung vom Jahre 1867—1877 um 49,8 pCt. gestiegen ist, hat sich die Zahl der regelmäßigen Almosenempfänger nur um 39,8 pCt. vermehrt, der an diese gezahlte Betrag aber um 84,7 pCt. Die Zahl der Pflegekinder ist in diesem Zeitraume um 19 pCt., der für sie gezahlte Betrag aber um 63,1 pCt. gestiegen. Die Zahl der Extra-Unterstützten hat um 23,7 pCt., der ihnen gewährte Betrag um 54,9 pCt. zugenommen. Die Zahl der Almosenempfänger war in den Jahren 1876 und 1877 im Verhältniß zur Bevölkerung geringer als im Jahre 1866, der gezahlte Jahresbetrag aber um 32 *M.* höher.

Zur Beschaffung von Ackerland zum Kartoffelbau wurden in den Jahren 1875 bis 1877 für 1588 bezw. 1786 und 1792 Familien 14 187 bezw. 14 939 und 14 608 *M.* aus der Stadthauptkasse zugeschossen; die frisch gedüngte Parzelle von 4 a wurde mit 9 *M.* bezahlt und brachte 8 bis 23 Neuscheffel Kartoffeln.

Aus der Armenspeisungsanstalt wurden im Winter 1876/77 443 400 Portionen verabreicht, wozu die Kommune 19 000 *M.* zuschoß. Brennmaterial wurde in demselben Winter für 73 725 *M.* vertheilt, Kleidung an Konfirmanden (876 Knaben, 678 Mädchen) 1877 für 27 814 *M.*, für arme Schulkinder 8531 *M.*

Das Vermögen der Hauptstiftungskasse betrug Ende 1877 6 721 656 *M.* Aus diesen Fonds wurden im Jahre 1877 154 549 *M.* Unterstützungen gezahlt.

Die 50 besoldeten und 21 unbesoldeten Armenärzte behandelten im Jahre 1877 41 609 Kranke mit 2,50 *M.* Arznei pro Kopf. Die Gesammtkosten pro Kranken stellen sich auf 3,79 *M.*

Für die geschlossene Kommunal-Armenpflege kommen zunächst 10 öffentliche Krankenhäuser in Betracht, in denen 22 737 Kranke an 800 043 Verpflegungstagen (durchschnittlich 2192 Kranke mit 38,37 Tagen) mit einem Kostenaufwande von 1 483 368 *M.* (täglich 1,85 *M.* pro Kranken) für städtische Rechnung behandelt wurden. Im Jahre 1876 betrug die Zahl solcher Kranken durchschnittlich 1862 mit 39,41 Tagen und 1 355 491 *M.* Kosten (2,01 *M.* pro Kranken täglich). Während der Kranke in der Königlichen Charité durchschnittlich nur 1,40 *M.* kostete, beliefen sich die Kosten im städtischen allgemeinen Krankenhause auf 2,59 *M.* (1876 2,99 *M.*) und in dem städtischen Barackenlazareth auf 3,21 *M.* (1876 3,30 *M.*).

An Irren wurden in der Charité im Jahre 1877 auf Kosten der Kommune 232 (gegen 173 in 1876) neu aufgenommen; 41 blieben beim Jahresschlusse im Bestande. In der städtischen und den Privat-Irren-Anstalten fanden 871 Irre Aufnahme, gegen 685 im Vorjahre.

Die Männer-Siechenanstalt ist erst im October 1877 eröffnet worden; von da bis Ende 1877 wurden 36 Personen in dieselbe aufgenommen. In die Siechenanstalt für weibliche Personen traten im Jahre 1877 105 Personen dem Bestande von 139 Personen hinzu, und verblieben am Jahresschlusse 146 in derselben. In 6 Vereins- und Parochial-Siechenanstalten wurden im Jahre 1877 151 Personen für Rechnung der Stadt untergebracht, im Siechenhause der jüdischen Gemeinde 6.

Im Friedrich-Wilhelms-Hospital wurden durchschnittlich 589, im Filial-Hospital des Arbeitshauses 245, im Gesinde-Hospital Ende 1877 92 Personen verpflegt; in 8 anderen selbständigen Hospitälern oder Stiftungen städtischen Patronats befanden sich Ende 1877 490 Pfleglinge, in der von Scheve'schen Stiftung 10 Damen.

An Kindern waren für Rechnung der Armendirection in 5 Anstalten für verwahrloste u. dgl. im Jahre 1877 104, gegen 77 in 1876 untergebracht.

Das mit dem Arbeitshause verbundene Asyl für Obdachlose gewährte 100 827 Personen Aufnahme, gegen 112 622 in 1876, 38 464 in 1873. Außerdem wurden dem Arbeitshause noch 105 obdachlose Familien

(324 Personen) und 158 Einzelne überwiesen; ebenso 166 Erwerbsunfähige und Kranke.

In der städtischen Waisenpflege befanden sich Ende 1877 3334 Kinder, gegen 3228 Ende 1876.

Die Friedrich-Wilhelms-Anstalt für Arbeitsame gab im Jahre 1877 390 Personen zinspflichtige Darlehne im Betrage von 30 755 ℳ. Die damit verbundene von Biedersee-Stiftung hat im genannten Jahre 71 Personen 4025 ℳ Darlehne gewährt. Vom Bürger-Rettungs-Institut fehlen die Nachrichten aus dem Berichtsjahre.

Von sonstigen Wohlthätigkeitsanstalten und Vereinen sind zu nennen: das Hospital der Parochialgemeinde (17 Hospitaliten), der französisch-reformirten Gemeinde (87 Hospitaliten; Hôtel de Refuge mit 8 Pensionären), das Dom-Hospital, die Altersversorgungsanstalt der jüdischen Gemeinde (79 Hospitaliten), das Siechenhaus derselben (6 Sieche), das Männer-Siechenhaus (18 Sieche), die Siechenanstalt S. Jacobi, die Frauen-Siechenhäuser St. Elisabeth (17 Hospitaliten) und Bethesda (53 Hospitaliten), die Rotherstiftung (45 Damen); die Waisenhäuser der französisch-reformirten, der katholischen und der jüdischen Gemeinde (letztere mit 70 Zöglingen und 47 Externen), des jüdischen Frauenvereins, das Schindlersche, das Kornmessersche Waisenhaus, die Wadzeck-Anstalt, die Stiftung Mädchenheim, die Anstalten für verwahrloste Kinder (100 Zöglinge) und nach ca. 100 verschiedene Stiftungen.

Der Verein der Berliner Volksküchen verabreichte im Jahre 1877 1 319 761 Portionen, die Armen-Speisungsanstalt im Winter 1876—77 471 730 Portionen; der Verein zur Speisung armer Kinder und Nothleidender unterstützte vom 1. October 1876—77 400 Familien (2030 Personen) mit 12 619 Portionen aus der Volksküche und 160 Familien (775 Personen) mit Brod.

Die Asyle für Obdachlose wurden im Jahre 1877 von 110 382 Personen benutzt.

Die grauen Schwestern pflegten 360 Kranke.

In der „Herberge zur Heimat" wurden im Jahre 1877 38 323 Nachtquartiere genommen und 31 492 Portionen verabreicht.

Außerdem enthält das Statistische Jahrbuch noch Notizen über 33 andere Wohlthätigkeitsvereine, darunter der Verein gegen Verarmung mit 233 286 ℳ Einnahme und 165 885 ℳ Ausgabe in 1877.

In 13 öffentlichen und 25 Privat-Krankenhäusern fanden im Jahre 1877 (zum Bestande von 2930 Kranken) 34 969 Kranke Aufnahme, 3047 blieben beim Jahresschlusse in der Kur. In 4 Irrenanstalten wurden 1079 Irre aufgenommen, 592 verblieben beim Jahresschlusse im Bestande. 6 Sanitätswachen behandelten 1245 Fälle. Von den zahlreichen Polikliniken sind die statistischen Daten nur für wenige bekannt (Berliner Frauen-Lazarethverein 6 503 Kranke, Lazarus-Krankenhaus 5956 Kranke u. s. w.).

Von den Vereinen für Krankenpflege u. s. w. sind der Berliner Frauen-Lazarethverein mit dem Augusta-Hospital und der für das Elisabethkrankenhaus hervorzuheben.

Der Kinderschutzverein verpflegte 129 Kinder, der Krippenverein 25 Säuglinge.

Der Verein der Berliner Wasserfreunde behandelte in seiner Heilanstalt 258, in ihren Wohnungen 724 Kranke und verabreichte 96 353 Bäder. Außerdem werden noch 4 Vereine für Gesundheitspflege genannt. Der Verein für Volksbäder gewährte 26 305 Bäder (pro Tag 76,9). Die städtischen Flußbadeanstalten wurden von 447 248 Personen besucht, von denen 243 203 Freibäder hatten. (Reichs- u. Staatsanz.)

Statistisches.

Wie segensreich und bedeutend die Fürsorge ist, welche die Deutsche Reichs-Post- und Telegraphen-Verwaltung den Angehörigen derselben zu Theil werden läßt, ergeben die nachstehenden Notizen, welche wir der Nr. 144 des „Reichs- u. Staatsanzeigers" vom 23. v. Mts. entnommen haben:

1) Die Kaiser Wilhelm-Stiftung für die Angehörigen der Deutschen Reichs-Post- und Telegraphen-Verwaltung hatte nach den im „Amtsblatt der D. R. Post- u. T. V." veröffentlichten Ergebnissen im Etatsjahr 1878—79 (incl. 232 ℳ 60 ₰ Bestand), 37 612 ℳ 26 ₰ Einnahmen und 35 557 ℳ 15 ₰ Ausgaben, behielt mithin am Schlusse des Etatsjahres 2055 ℳ 11 ₰ Bestand. Unter den Ausgaben waren 2460 ℳ Reisestipendien für 7 Postbeamte, 3810 ℳ Studienstipendien für 15 Söhne und 5 Töchter von Beamten, 12 798 ℳ Unterstützungen für 157 Beamte bezw. deren Hinterbliebene, 14 394 ℳ zum Ankauf zinstragender Papiere 2c. Das Vermögen der Stiftung betrug Ende März 1879 407 900 ℳ, 14 900 ℳ mehr als Ende März 1878.

2) Die Post-Armen- bezw. Unterstützungskasse besaß Ende März 1879 ein Vermögen von 923 146 ℳ 76 ₰ und Sicherheitsdokumente für 16 Freistellen in 3 Waisenanstalten über 125 400 ℳ. Die Einnahmen im Etatsjahr 1878—1879 beliefen sich (incl. 22 964 ℳ Bestand aus dem Vorjahre) auf 526 604 ℳ 44 ₰, die Ausgaben auf 499 685 ℳ 67 ₰; im Bestande verblieben 26 918 ℳ 77 ₰. Aus der Kasse wurden im Etatsjahre 1878—1879 11 294 Personen mit 496 672 ℳ 68 ₰ unterstützt.

3) Auf Lebensversicherung von Beamten der Post- und Telegraphenverwaltung waren von älteren Verträgen (bei welchen die Post einen Zuschuß von 17 % zu den tarifmäßigen Prämien gewährt) Ende März 1879 nach 2130 über 2 334 600 ℳ in Kraft, 64 Verträge und 79 700 ℳ mehr als Ende März 1878. Die Zahl der neueren Verträge betrug Ende März 1879 4528 über 14 266 541 ℳ, 444 Verträge und 1 501 845 ℳ mehr als Ende März 1872. Im Ganzen bestanden für Beamte der Post- und Telegraphen-Verwaltung Ende März 1879 6658 unter Mitwirkung der Postverwaltung abgeschlossene Lebensversicherungen, 508 Versicherungen und 1 581 545 ℳ mehr als Ende März 1878. Zur Auszahlung gelangten im Etatsjahr 1878—79 30 versicherte Kapitalien mit 33 700 ℳ; in früheren Jahren waren bereits 182 Kapitalien mit 208 800 ℳ ausgezahlt worden.

4) Zu den Kleiderkassen für Unterbeamte wurden im Jahre 1878—1879 693 555 ℳ Beiträge aus der Postkasse gezahlt.

5) Unterstützungen wurden an 5360 Beamte, 12 397 Unterbeamte und 2062 Hinterbliebene van Beamten 2c. gezahlt.

Die Zuwendungen zu 1, 2 und 5 sind im Ganzen an 31 297 Personen erfalgt.

Die Spar- und Varschußvereine van Beamten und Unterbeamten der Past- und Telegraphenaerwaltung zählten Ende 1878 30 401 Mitglieder, 3440 mehr als Ende 1877. Im Kalenderjahr 1878 gingen bei diesen Kassen 1 445 188 M. 60 ₰ Beiträge ein (gegen 1877 + 156 272 M. 32 ₰). 916 438 M. (+ 311 048 M.) wurden den Mitgliedern zurückgezahlt, die am Jahresschluß einschließlich Zinsen und Gewinnantheile ein Guthaben van 4 624 942 M. hatten (+ 756 910 M.). Das Vereinsvermögen bestand Ende 1878 aus 4 624 942 M. (+ 756 910 M.), davan baar 85 303 M., in zinstragenden Papieren 2 735 429 M. und in ausstehenden Vorschüssen sawie Waarenbeständen u. dgl. 1 804 210 M. Im Jahre 1878 wurden 17 678 (+ 900) Vorschüsse im Betrage van 2 756 751 M. (+ 462 366 M.) bewilligt und 2 554 905 M. (+ 903 978 M.) Vorschüsse zurückgezahlt. An Zinsen kamen im Jahre 1878 234 912 M. (+ 40 930 M.) auf. Die Verwaltungskosten betrugen 1 917 M. (+ 1 562 M.). An Zinsen (3%) wurden den Mitgliedern 117 163 M. (+ 21 943 M.) gutgeschrieben. Der Gewinnantheil der Mitglieder ($1\frac{1}{2}$ bis $3\frac{3}{5}$%) stellte sich auf 91 282 M. (+ 8931 M.). Den Reservefands wurden 21 013 M. überwiesen, sie erreichten dadurch die Höhe van 64 451 M. (+ 19 841 M.).

Ländliche Selbsthilfe gegen Bettler und Felddiebe.

Mit Genugthuung kann man die Wahrnehmung machen, daß an vielen Orten des Vaterlandes die bürgerliche Selbsthilfe erwacht, um bestehende Uebelstände zu bekämpfen. Eine solche Vereinigung ist der Feldschutzverein zu Neumarkt in Schlesien. Neumarkt ist ein Ackerstädtchen, in dessen Umgebung der Felddiebstahl förmlich zum Erwerbszweige für viele geworden war. Baumfrevel, Bettelei und Vagabundenthum waren belästigende Verbündete dieses Uebels. Am 15. Juli 1878 gründete der Bürgermeister des Städtchens, Babertag, jenen Verein, der dem entsittlichenden Treiben einen Damm entgegensetzen, der Bevälkerung Schutz und dem der redlichen Arbeit entwöhnten Theile des Praletariats Gelegenheit bieten sollte, wieder ardentliche Arbeiter zu werden. Die Wirkungen waren überraschend. Schan nach kurzer Zeit, in welcher sich der Verein immer mehr vergrößerte, war die Umgebung von Felddieben und sanstigen Strolchen gesäubert. Keinem Straßenbettler und Hausbettler wurde ein Almosen gegeben, ein Schild an der Thür: „Verein gegen Bettelei. Arbeit ist auf dem Rathhause zu erfragen" ersparte dem Bettler eine vorherige Anfrage. Das Nachweisungsbureau im Rathhause ermittelte und ertheilte Arbeit resp. gab im Falle wirklicher Hilfsbedürftigkeit eine entsprechende Unterstützung. Die Felder wurden gemeinsam überwacht und erwischte Diebe unnachsichtlich zur Bestrafung überwiesen.

Das Entgegenkommen der Behörden durch landräthliche Bekanntmachungen 2c., vor allem aber das energische und geschickte Einschreiten des Gründers dieses Vereins, bewirkte, daß in nicht langer Zeit in Schlesien sich eine Reihe ähnlicher Vereine gegen Bettelei bildeten, die namentlich auf dem Lande vam besten Erfalge waren.

In Schleswig-Holstein ist man in jüngster Zeit auch — und nicht blaß in den Landdistrikten — energisch gegen Bettelei und Vagabundenthum eingeschritten. In den Städten dartselbst verbinden sich die sog. „Volksküchen" mit diesen Vereinen, wadurch es möglich wird, den hilfsbedürftigen Handwerksburschen Speisen zu verabreichen.

Einem Priaatschreiben des Bürgermeisters Babertag entnehmen wir nach falgende interessante Mittheilungen: „Ich habe mich ziemlich gründlich mit der facialen Krankheit unseres Proletariats beschäftigt und ich bin für Schlesien zu der Ueberzeugung gekommen, daß trotz aller Frechheit der Socialdemokraten in den Industriekreisen das eigentliche ländliche Praletariat mindestens ebensa krank ist, als das städtische. Die Kluft zwischen dem Gutsbesitzer (sagen wir von 100 Morgen und darüber) und seinem Arbeiter ist viel schlimmer, viel trauriger, als die zwischen dem industriellen Arbeitgeber und Arbeiter. Bewußte socialdemokratische Tendenzen sind ja bei unseren ländlichen Arbeitern noch sa gut wie gar nicht varhanden, aber eine praktische Vernichtung jeder Autarität, ein praktischer Cammunismus, der sich in unverschämter Bettelei, in Feld-, Haus- und Hofdiebstahl äußert, eine Unsittlichkeit, eine Rohheit nimmt sa überhand, daß die gebildeten Elemente auf dem Lande durchaus aufgeweckt werden müssen aus ihrer im höchsten Grade verderblichen Indolenz. Wir haben hier gegen 60 bekannte Felddiebe gehabt, Leute, die recht gute Arbeiter sind, wenn sie nicht stehlen können. Als ich vorschlug, gemeinsam gegen den Unfug des Felddiebstahls, der unser seßhaftes Praletariat immer mehr corrumpirt, varzugehen, wurde ich zunächst verlacht. Die liberalsten Herren hatten gar kein Verständniß dafür, daß es mir leid that zu sehen, wie eine Anzahl gut beanlagter Leute durch die Gewöhnung an den Felddiebstahl mit der Zeit Verbrecher wurden. Manche Arbeitgeber halten nun einmal Diebstahl, Unsittlichkeit, Laster für angebarne Eigenschaften der Arbeiter und ich habe framme, conservative Bekannte genug, die das laisser aller in dieser Beziehung in Haus, Haf und Gemeinde gar arg treiben. Ich habe meinen Grundsätzen in der Bekämpfung des Felddiebstahls zunächst einen praktischen Erfalg gegeben und ich freue mich zu erkennen, wie dieser Erfolg den guten Bürgersinn in der hiesigen Gemeinde gehaben hat. Nicht das Quantum Frucht, welches der Landwirth entbehren muß, ist der Schaden des Feld- und Hofdiebstahls, sondern die immer ärger werdende Corruption der Arbeiter. Gestahlen wird immer werden, aber es muß immer eine Schande sein zu stehlen". (Soc.-Corr.)

Am 2. September d. J., Varmittags 11 Uhr, findet auf dem Marktplatze zu Landeshut die feierliche Enthüllung des Denkmals des Grafen Eberhard zu Stalberg-Wernigerade, weiland Oberpräsidenten von Schlesien, statt.

Die Freunde des Verewigten werden zur Theilnahme an dieser Feier ganz ergebenst eingeladen.

Landeshut in Schlesien, den 1. August 1879.

Im Namen des Comités:

van Heinen,
Königlicher Kammerherr und
Kreisdeputirter.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 13. August 1879. **Nr. 33.**

1. Rudolf Anton Lucas von Cranach, Landrath, Ehrenritter seit 1873, † zu Soldin 1. August 1879.
2. Berthold Alexander Gottlob Freiherr von Reiswitz und Kadersin, Lieut. a. D., Landesältester und Kreisdeputirter, auf Wendrin bei Chudowa in Oberschlesien, Ehrenritter seit 1876, † zu Wendrin 30. Juli 1879.

Die Wurmlinger Kapelle.

„Spielend wie ein leichter Kahn
Auf des Stromes blauer Welle
Schwebt sie lächelnd himmelan,
Dort die friedliche Kapelle!"

Mit diesen Worten hat schwäbischer Dichtermund das stille, ehrwürdige Kirchlein begrüßt, welches zerbröckelnd und zerfallend in wunderlieblicher Lage auf steiler Bergeshöhe über Wurmlingen und Hirschau sich erhebt. Schwermuth und Einsamkeit brüten über diesem Bergeshaupte; ist die Stätte doch den Todten geweiht! Ein Friedhof, eingehegt von altersgrauer Mauer, breitet sich um die uralte Kapelle aus, und, — der Dichter hat Recht, — schlummertrunken und geneigt stehen die Todtenmale auf den Gräbern, zwischen denen in bunter Mannichfaltigkeit Falter und Käfer einhersummen und im fröhlichen Sonnenscheine spielen. Entzückend ist der Blick von dieser Höhe über's württemberger Land. Dort windet sich der Neckar, der liebliche Nixenfluß, durch grüne, reichgesegnete Thäler; dort schimmert silberklar der Spiegel der Ammer hervor. Hier steigt die Kirche von Hirsau über bläulich umhülltem Gebüsch auf; — wir denken der ernsten und gelehrten Mönche, die dort gewandelt haben und jenes großen Abtes Wilhelm, der einem Gregor VII. so geistesverwandt gewesen; — wir vergegenwärtigen uns die Ulme über den prächtigen Klostertrümmern, welche in Uhlands tiefbedeutsamen Sange Symbol des Lichtes und wahrer Geistesfreiheit geworden ist. Dort liegt Rottenburg mit seinen trutzigen Thürmen, die einst so rührige Reichsstadt; Wartthürme auf den Höhen, schimmernde Dörflein in den Thälern beleben das Bild der nahen Landschaft. Dort jene Kette im lichten Azur ist die schwäbische Alp; jene schwärzlichen Streifen sind Schwarzwaldhöhen. Nach welcher Richtung man auch von diesem Berge herabschauen möge, überall zeigt sich das anheimelnde Bild eines gesegneten, glücklichen Landes.

Doch nicht allein die herrliche Aussicht ist es, welche diesen stillen Fleck schwäbischer Erde so bemerkenswerth macht; nicht die Denkzeichen der Kapelle, — Votivgemäldchen neuerer Zeit ohne Werth, — haben uns hierher gezogen, sondern die geschichtliche und kulturhistorische Wichtigkeit, welche das ehrwürdige Kirchlein hier oben besitzt. Graf Anselm von Calw hat dasselbe gestiftet. Verschwunden ist freilich sein Grabmal; verschwunden auch der Silberschild mit dem rothen blaugekrönten Löwen; nur eine Inschrift meldet, daß hier ein Graf von Calw aus dem 10. Jahrhundert begraben liege. Lebendig aber erwacht auf dieser Höhe die Erinnerung an das einst so mächtige und berühmte Geschlecht, welches die Höhen und Thäler ringsum mit den Denkmälern seiner Frömmigkeit, mit Klöstern und Kirchen, besetzt hat. Nicht nur die Geschichte und das Gedenken treuer Unterthanen an milde Herren hat den Namen der Grafen trotz der Jahrhunderte Lauf dem Gedächtniß bewahrt; aufgezeichnet ist er auch in den Büchern der Sage. Diese erzählt, daß Kaiser Konrad II. einst ein Gebot gegen die Friedensbrecher ausgehen ließ, welches Graf Leopold von Calw in trotzigem Rechtsgefühle gebrochen habe. Da sei er mit seiner Gemahlin vor des Kaisers Rache in eine stilles Schwarzwaldthal, in welchem an rauschendem Wasser eine öde Mühle stand, geflohen. Hier gebar die Gräfin ein Söhnlein. Zu der Stunde aber, da sie desselben genas, jagte der Kaiser in der Umgegend der wüsten Mühle und hörte das Kindlein schreien; zugleich aber rief ihm eine geheimnißvolle Stimme aus dem Dickicht zu: „Dies Kindlein,

Kaiser, wird dein Tochtermann!“ Da erschrack Herr Konrad, denn er konnte nicht anders denken, als daß jenes Neugeborene eines Bauern Kindlein sei. Zwar hieß er seine Knechte, das Kindlein tödten, aber diese hatten Mitleid mit demselben und legten es in tiefem Walde unter einen Baum. Hier ward das hilflose Wesen vom Herzog Heinrich von Schwaben aufgefunden; an seinem Hofe, in der Pflege seiner kinderlosen Gattin wuchs der Knabe auf, wird Heinrich genannt und nicht anders, denn ein Herzog von Schwaben gehalten.

Doch da aus dem Knaben ein Jüngling geworden war, kam's vor des Kaisers Ohren, daß Heinrich nicht des Herzogs ächter Sohn sei; er rechnete des Jünglings Alter nach und fand, daß er in jener Nacht geboren sein müsse, da er bei der verwüsteten Mühle im Schwarzwaldthale gejagt hatte. Jetzt graute ihm vor des Schicksals Macht; unbeugsam in seinen Entschlüssen und hart, wie der Rheinfranken ganzes Geschlecht, beschloß er, den Jüngling zu verderben. Er sandte ihn zu seiner Gemahlin mit einem geheimen Brief, darin geschrieben stand, daß der Ueberbringer desselben sofort getödtet werden sollte. Aber dennoch mußte der Kaiser der Macht des Schicksals weichen; als der Bote des Nachts in der Herberge schlief, suchte ein listiger Wirth nach den Schätzen des Reitersmanns, fand den Brief, änderte seinen Inhalt dahin, daß dem Boten unverzüglich des Kaisers Töchterlein zur Frau gegeben werden sollte, und verschloß das Schreiben wieder auf's Säuberlichste. Und siehe! da der grimme Kaiser Konrad erst einmal vor der vollendeten Thatsache stand, da beugte er sich vor Gottes Ordnung, und, von dem Glanze der Kaiserkrone mitbeschienen, gedieh nun herrlich das Geschlecht der edlen Grafen von Calw, bis es im Jahre 1308 ausstarb und sein schönes Erbe den Grafen von Württemberg hinterließ.

Fromm und ritterlich wie seine Nachkommen, lebte unter den Ottonen auch Graf Anselm auf seinen Besitzungen, den Klöstern und den Armen ein milder Herr. Der hervorstechendste Zug aber in seinem sonnigen Gemüthe war die altgermanische Wanderlust, und in Wahrheit konnte man von ihm sagen: „Vieler Menschen Städte sah er und erforschte ihren Sinn“, denn selbst selbst mit einer Wallfahrt nach dem heiligen Lande begnügte er sich nicht; weiter trieb es ihn fort, nach Indiens Küste selbst, da die Schüler des durch Christum selbst von seinen Zweifeln geheilten Apostels, die Thomaschristen, wohnten. Auf der väterlichen Burg daheim wollte es ihn nicht leiden, so lange es noch ein fremdes Land zu erkunden gab; der Frauen Liebe hatte er entsagt, um völlig frei zu sein. Als endlich seine Kräfte ihm die Anstrengungen weiter Reisen nicht mehr erlaubten, strich er wenigstens noch, die Armbrust auf der Schulter und den Jagdspeer in der Hand, durch die Wälder und Thäler seiner Grafschaft. Da kamen die Vorboten des Todes, dem lebensfrohen Grafen gar unbequeme Mahner; aber es half nichts; er mußte daran denken, sein Haus zu bestellen. Sterbend vertheilte er sein Gold, seine Waffen und sein Gewand an die Diener und gebot ihnen, seine Leiche auf einen mit vier schwarzen Stieren bespannten Wagen zu legen und sie des Weges ziehen zu lassen; wo die Thiere anhielten, dort wollte er begraben sein. Die Stiere aber zogen die Leiche auf den steilen Wurmlinger Berg. Dort ließen sie sich gemächlich nieder; der Abendschein leuchtete soeben friedlich um die Höhe, und das Geläut der Glocken drang feierlich zu ihr hinauf. So wurde denn hier oben der Erde gegeben, was der Erde ist. Bald erhob sich über dem Grabe des Grafen die Kapelle, und unter ihrem Schatten suchte nun auch manch' anderer müder Wanderer die Ruhestatt. Aus dem Kloster Kreuzlingen bei Constanz aber kamen Chorherren und richteten den Gottesdienst auf dem Wurmlinger Berge ein.

Diese Sage, verbunden mit dem Umstand, daß die Höhe noch heute dem Dienste der Todten geweiht ist, beweist, daß wir hier auf einer Stätte stehen, da schon die heidnischen Vorväter beteten. Aus der Erwähnung der schwarzen Stiere, welche ein Bild der in jugendlicher Siegeskraft aufgehenden Sonne sind, können wir mit Gewißheit schließen, daß der Wurmlinger Berg in heidnischer Zeit dem Sonnengotte heilig war. Wie die Sonne, so ist auch der Stier ein Wegweiser der Menschen; in dem Gespanne, welches die Leiche zieht, bildet sich der Sonnenwagen, der mit dem gestorbenen Gott zur Rüste geht, ab. Deßhalb finden wir genau dieselbe Sage unzählige Male noch in deutschen Landen; erinnert sei hier nur an die Ueberlieferung von der „heiligen Magd Notburga“ und dem Bruder Ulrich von Mussau, deren Heiligthümer auf völlig gleiche Weise wie die Wurmlinger Kapelle ihre Stätte angewiesen erhielten.

Doch hören wir weiter von dem schlichten Gotteshause, für welches Graf Anselm eine gar merkwürdige Stiftung gemacht haben soll. In alter Zeit, alljährlich auf Montag nach Allerseelen, ging der Kämmerer des Kapitels vom Wurmlinger Berge, zu welchem die Priesterschaft von Tübingen und Rottenburg vereint war, mit seinen Dienern vor das Thor des Friedhofs dort oben. Da fand er schon gerüstet einen Wagen stehen mit dürrem, leicht entzündbarem Holze; auch ein Sack guter gebrannter Kohle fehlte nicht. Daneben stand ein Wagen mit Heu; auf ihm war eine hellbraune Gans festgebunden. Die schenkte der Kämmerer „aus Herzensmildigkeit“ dem Fuhrmann, welcher das Heu auf den Berg geführt hatte. Heu und Holz aber hatten ihren guten Zweck; denn für den Kämmerer standen auch schon ein wohlgemästeter dreijähriger Stier, drei Schweine — ein Milchferkelein, ein Jährling und ein Zweijährling — bereit, welche ein Metzger, der mit dem hochwürdigen Herrn angekommen war, prüfenden Blicks beschaute. Der Dekan selbst ließ sich wohl von dem Weine bringen, der in schweren Fässern auf die Höhe hinaufgerollt worden war; er kostete den alten und den neuen „Weißen“, sowie den rothen „Rappus“. Auch dreierlei

Brod fand sich dort, Semmel-, Korn- und Roggenbrod, je drei Brote um einen Schilling gebacken. Metzger und Koch, Pfleger und Dekan waren eidlich gebunden, bei diesen Vorbereitungen allezeit nach dem Rechten zu sehen.

Am nächsten Morgen zogen die Kapitelherren von Tübingen und Rottenburg sammt ihren Helfern und Dienern zu Fuß und zu Roß auf den Berg hinauf. Begegnete ihnen unterwegs ein ehrlicher Mann, so hatten sie Macht und Recht, ihn zur Mahlzeit auf den Berg mit einzuladen. Dort oben wurde jedem Reiter außer der Zehrung des Rosses ein Wasserkübel und ein Strick, um sein Thier anzubinden, gereicht; das waren Geschenke, die er mit heimnehmen durfte. Waren nun die Kapitelherren versammelt, so legten sie die Stiefel und die Sporen ab und thaten sich ihr geistliches Gewand an; dann lasen sie die Todtenmessen und Gebete am Grabe des Stifters, verkündeten das Gedächtniß der Mitglieder seines Geschlechtes, beteten Collecten und gedachten seines letzten Willens, durch welchen er das Mahl auf dem Wurmlinger Berge eingesetzt hatte. Vor dem Seelen-Altare, wahrscheinlich dem Hauptaltare der Kapelle, schwuren hierauf die geistlichen Herren einen Eid aufs Evangelium, das Testament des Grafen Anselm zu halten, nur daß der Wein mit Bier vertauscht werden dürfte. Dann bat der Kämmerer die Anwesenden zu Gaste und ging, während die Geladenen den Vorsitz bei Tische besprachen, gen Sulchen hinab, welches an des Berges Fuße liegt. Dort spannte er auf dem Kirchhofe die Haut des geschlachteten Stiers aus, so breit sie war, und hieß die Aussätzigen, welche sich daselbst versammelt hatten, auf dem Thierfelle niedersitzen, damit auch sie des Mahles genößen. Darnach eilte er wieder zu den Kapitelherren hinauf, höhlte ein Brod aus und sammelte darin von den Speisenden Gaben — Silberpfennige und Schillinge —, welche er dann den Aussätzigen hinunterbrachte. Unterdessen hatten sie oben, je zwei und zwei, den ersten Imbiß genommen: dreierlei Brod und dreierlei Wein. Darnach befahl der Kämmerer dem Koche, anzurichten. Man setzte drei geröstete Schweinsköpfe auf, dann folgte ein „Beiessen" von der Gans: Fuß, Flügel, Leber, Magen u. dergl. Darauf erschienen gesottene Hennen, Brühe und Fleisch, auf den Tischen, gesottene Fische in einer „wohlgewürzten" Brühe und endlich das Hauptgericht: je zwei Gästen ward eine „wohlgebratene Gans" vorgesetzt, in der steckte ein gebratenes Huhn und in dem Huhn eine gebratene Wurst, damit aller guten Dinge drei seien. Zuletzt trugen die Diener Käse, Kuchen, Nüsse, Trauben und Birnen auf; Wein und Brod aber wurde bei jedem neuen Gerichte von frischem aufgetischt. Natürlich fiel die größere Menge der Gerichte all' den armen Leuten zu, welche aus der Umgegend zu dem leckeren Mahle erschienen waren. Hatte der Kämmerer oder der Abt von Kreuzlingen endlich das „Gratias" gesprochen, so zogen die Herren wieder in den Chor der Begräbniß-Kapelle; dort ward noch einmal die Urkunde der Stiftung verlesen und Seitens der Versammelten dem Abte von Kreuzlingen Zeugniß gegeben, daß er die Mahlzeit wohl verrichtet habe; denn der Stifter hat ausdrücklich verordnet, daß die Stiftung mit allem Vermögen an die Grafen, seine Nachkommen, fallen sollte, falls der Abt sie den armen Leuten entziehen und das Mahl nicht gebührend ausrichten wollte. Für diesen Fall war eine uralte Rechtsförmlichkeit vorgeschrieben: der Graf von Calw mußte oben bei dem Kirchlein zu Rosse halten, mußte sich in den Bügeln aufrichten und einen Goldgulden über den Thurm der Kapelle werfen; — hiermit waren die Stiftsherren von Kreuzlingen und Wurmlingen ihres Rechtes an den Gütern der Stiftung entsetzt und der Graf von Calw gehalten, die Mahlzeit am Dienstag nach Allerseelen auszurichten.

So hatte die Stiftungsurkunde das Mahl bestimmt; so ward es noch 1530 gehalten; später wurde eine einfache Mittagsmahlzeit daraus, von welcher jeder geistliche Theilnehmer anfangs 2 Gulden 45 Kr., dann sogar 6 Gulden in klingender Münze nach Hause trug. Die letztere Spende wird noch heut auf dem Wurmlinger Berge den Katholischen Pfarrern der Umgegend verabreicht, welche sich zu des Stifters Gedächtniß am Dienstag nach Allerseelen auf dem Berge zusammenfinden.

Wir schreiten nun zu einer Erklärung des merkwürdigen Festes. Schon die Sage von der Bestattung des Grafen Anselm hatte uns darauf geführt, die Stätte der Mahlzeit als eine dem Sonnengotte geweihte zu betrachten. Der Name des Wurmlinger Berges bestätigt diese Auffassung. Nach der Sage ist hier ein Lindwurm getödtet worden. Erinnern wir uns nun, daß der Drachenkampf, wo er auch immer in Sage und Mythe auftritt, nur ein Symbol des Sieges der Sonne über die Nebel des Winters ist, so erscheint noch deutlicher der geweihte Character dieses Ortes. Wo aber die Altvordern die Götter angerufen hatten, da erbauten die Mönche mit Vorliebe ihre Kirchen und Kapellen. So erscheint das kleine Wurmlinger Gotteshaus gleichsam als eine schwäbische Winkelried-Kapelle. Immerhin mag Graf Anselm von Calw sie gegründet und in ihr begraben liegen. Demnach läßt sich jenes Fest sowohl als Nachklang eines heidnischen Opfers wie auch als Todtenmahl auffassen. Für das Erstere scheint die uralte Heiligkeit des Ortes und der Brauch zu sprechen, die Haut des Opferthieres auszuspannen, was z. B. immer bei den Pferdeopfern der alten Germanen geschah, für das Letztere der ausdrückliche Bericht von einer alten Stiftung, deren Urkunde vielleicht näheren Aufschluß gegeben hätte, wenn sie noch vorhanden wäre; auch läßt sich Beides wohl vereinigen. Wir haben demnach hier ein Gegenstück zu der bekannten Erzählung von dem Leichensteine Walthers von der Vogelweide im Münster zu Würzburg, auf welchem den gefiederten Bewohnern der Kreuzgänge alljährlich an des Dichters Tode eine Spende gereicht ward. Bei solchen Leichen- oder Erbmalen fehlt auch das Minnetrinken zum Gedächtniß des Todten nicht. Von altheidnischen Opferthieren erscheinen zu Wurm-

lingen die Schweine, welche entweder als die bekannten Sühneber frôs aufzufassen sind oder — und darauf scheint ihr verschiedenes Alter zu deuten, — den Göttern die Bitte um kommende fruchtbare Jahre genehm machen sollten. Auch mögen die beim Mahle verzehrten Gänse mit der Martinsgans, dem bis auf den heutigen Tag uns gebliebenen Thiere des Winteropfers, verwandt sein. Wie dem aber auch sein möge, — wir stehen hier wiederum vor einem der letzten Reste der Religion unserer Urväter.

Die Geschichte des Kirchleins ist bald erzählt. Erlauchte Schirmvögte besaß es im 12. Jahrhunderte in den staufischen Kaisern. Der 30jährige Krieg äscherte auch das anspruchslose Heiligthum ein; erst 1682 ward die Kapelle wieder aufgebaut, 1685 geweiht und mit einem Geistlichen vom Kloster Kreuzlingen bei Constanz besetzt. Das Pfarrgebäude auf dem Berge blieb wüst. Bis 1820 diente das Gotteshaus auch für die Gemeinde Wurmlingen; da aber ward eine Kirche im Dorfe errichtet, und nun — der Dichter hat Recht — kehrt wohl der Abendschein und der Morgenschimmer bei dem Marienbilde auf dem Altare ein, doch die Beter kommen nimmer. Manchmal besucht wohl ein Fremder oder eine Schaar tübingischer Musensöhne das alte Kirchlein und die noch wohl erhaltene Gruft mit ihren düstern Gewölben und den gedrungenen, von Würfel-Kapitälen überragten Säulen. Halbverklungene Sagen von einem Einsiedler, der während des dreißigjährigen Krieges hier wohnte und allwöchentlich sein Eselein ins Dorf nach Speise herabschickte, bis man ihn eines Morgens als friedliche Leiche vor seinem Altar auffand, werden von den Bewohnern des Thales wohl dann und wann noch erzählt. Für immer aber wird die Stätte der Poesie geweiht bleiben. Hat sich der rothe Abendschein über das glückliche Land dort unten ergossen, rauschen die Todtenkränze an den halbversunkenen Grabmälern in lindem Winde und klingen, leiser und leiser, die Vesperglocken durch die ambrosische Luft zu dem alten Kirchlein herauf, dann empfindet's der Besucher mit dem Dichter:

„Hier hat alles Erdenleid
Sich in milden Schmerz ergossen,
Süße Todesmüdigkeit
Hält die Seele hier umschlossen."

Oskar Schwebel.

Altfranzösische Schlachtrufe.

Der Sieur de la Colombière, Herr Marc de Bulson, hat in seinem jetzt selten gewordenen großen Werke über die „Wissenschaft des Heldenthums", Paris 1644, uns auch eine Abhandlung über den Cri de guerre hinterlassen, welche in mehrfacher Hinsicht interessant, aber nach dem heutigen Stande der Alterthumswissenschaften einzelner Ergänzungen und Berichtigungen bedürftig ist. Vielleicht dürften einzelne Mittheilungen aus derselben auch das Interesse unserer Leser finden.

In dem deutschen Mittelalter ist die Geschichte des Schlachtrufes eine außerordentlich einfache. In ältester Zeit scheint außer der göttlichen Hilfe höchstens St. Michael, der Vorkämpfer der deutschen Heere — Wuotans christliches Gegenbild — angerufen worden zu sein. In späterer Zeit fiel diese Ehre dem wenig gesicherten, aber von der deutschen Sage hochgefeierten Ritter St. Georg zu; neben ihm erscheint aber auch die heilige Jungfrau als Beschützerin deutscher Heere, wie denn auch vor der Schlacht auf dem Marchfelde die Ritter Rudolfs von Habsburg demüthig sangen:

„Marie, mutter unde magd,
All' unser Leid sei dir geklagt."

Daneben finden wir die einzelnen großen Reichsvasallen angehörigen besonderen Schlachtrufe, wie: „Hie Welf!" — „Hie Waiblingen!" — „Oesterreich!" — „Horsa Stettin!" — „Horsa Brandenburg!" — „Hie Würtemberg alleweg!" — sowie die Losung „Alaf Köllen!" für die stolzen Kämpfer der städtischen Ritterschaft; das ist aber auch fast Alles, was uns in dieser Hinsicht aus der deutschen Vorzeit bekannt geworden ist.

Viel reicher fließen die Nachrichten in Bezug auf das französische Mittelalter, wie wir denn überhaupt den Nachbarn eine viel farbenprächtigere und glänzendere Entfaltung altritterlichen Lebens vor unsern Altvordern zugestehen müssen. Jene einfachen Schlachtrufe begegnen uns zwar auch hier; — so riefen die Herzöge von Bourbon nur ihr „Bourbon!" den Herren von Trie und Piqueny „Boulogne!", die von Beaujeu, Dampierre und St. Dizier „Flandern!" Mehrere der altfranzösischen Cris de guerre aber bedürfen einer eingehenderen Erklärung.

Zunächst der Ruf, mit welchem einst das Panier der Oriflamme, die drei goldenen Lilien auf himmelblauer Seide, entfaltet wurden; er lautete: „Montjoie!" Vielfach ist das Wort schon in alter Zeit erklärt worden So sagten einige Gelehrte, der Ruf sei aus den Worten Chluodwigs, des Siegers von Zülpich, entstanden, welcher nach seiner Bekehrung seine Schlachten mit dem Rufe begonnen habe: „Mon Jove", d. h. Jupiter, — „est St. Denis!" Nur schade, daß damals noch kein Französisch gesprochen ward! Damit fällt denn auch die Erklärung von Montjoie als Moultjoie. Andere Gelehrte haben gedeutet: „Ces fleurs de lis sont ma joie", was natürlich eben so hinfällig ist. Erst die neuere Forschung kann den Ruf erklären: er ist nicht christlichen, vielmehr heidnischen Ursprungs. Jener mons gaudii, der „Freuden Berg", welcher angerufen ward, ist der über die Wolken aufsteigende Berg des germanischen Paradieses, die Walhall. Ihn, sein wolkenumgebenes, säulengeschmücktes Haupt, auf welchem die Burg der Seligen, der durch das Schwert dahingerafften Helden, thronte, riefen die altfränkischen Krieger an, um die Begeisterung des Heeres zu wecken! War ihnen ja doch der Tod in der Beleuchtung, welche dies Wort ihm gab, der kurze Uebergang zu Freuden, deren Herrlichkeit dem todeswunden Krieger auch das schmerzhafteste Scheiden von dieser Welt leicht machte.

Wir haben Montjoie als „Himmelsburg" gefaßt; drum finden wir Abbilder dieses Berges, welche seinen Namen trugen, auch bei den zwei heiligsten Städten auf Erden: bei Jerusalem und bei Rom. Der letztere Berg ist in die karlingische Sage verflochten. Hier soll Karl der Große, ehe er im Jahre 800 die Thore der heiligen Stadt stürmte, Tag und Nacht gebetet haben, bis ihm ein Engel sagte, daß die rechte Zeit zum Angriff gekommen wäre. Da eilten die Franken auf die Thore Roms zu, erzwangen sich den Eingang und ließen ihr „Montjoie!" in der Stadt ertönen. Diese christliche Umdeutung des Rufes zeugt am Besten für sein hohes Alter und sein Herstammen aus deutschem Heidenthum. Auch in der Sage des deutschen Mittelalters spiegelt sich der „Mendelberg", d. i. Montjoie, deutlich als die hochgebaute, dem von der Erde gegangenen Helden mit unaussprechlicher Herrlichkeit entgegenstrahlende Burg der Götter ab.

Oft ward von den Nebenlinien des königlichen Hauses dieser uralte Ruf mit einem Zusatze verbunden. Daher das Schlachtgeschrei: „Montjoie Bourbon!" — „Montjoie Notre dame!" — „Montjoie St. Andrieu!" — „Montjoie au Noble Duc!" — „Montjoie Anjou!" Andreas erscheint hier als Protector des Königsreichs und späteren Herzogthums Burgund, dessen Herr den Titel „Noble Duc" zu führen pflegte, während sich der Herzog von Bretagne „le riche Duc" nannte, wie denn auch der Schlachtruf dieses großen Vasallen „St. Mâlo au riche Duc!" lautete. St. Malo ist der bekannte Bischof und Schutzherr des alten Aletum in der Bretagne, dessen Einwohner vor den nordischen Seeräubern flohen und auf den hohen Felsen sich niederließen, auf welchen sich die heutige Veste St. Mâlo erhebt.

Einen schlichten Feldruf finden wir bei den Herzögen der Normandie; es ist das einfache „Diex aye!" — „Dame Diex aye!" das heißt „Dieu oder Notre Dame nous aide!" Entsprechend seinen berühmten Wappendevisen rief das Haus Montmorency, wenn es zur Schlacht ging, fein: 'Απλανῶς, d. i. „Ohne Wanken!" und „Dieu aide au premier chrétien!" Führten doch die edlen Herren ihr Geschlecht auf jenen Lesbius oder Lisoie von Montmorency zurück, welcher von dem gleich sagenhaften Dionysius dem Areopagiten als erster Grundherr gallischen Landes bekehrt und mit dem Lehrer als Märtyrer zum Himmelreich eingegangen sein sollte! Waren sie doch schon vor Chluodwig Christen gewesen!

Die Grafen von Chartres, welche später als Grafen von der Champagne erscheinen, hatten den Schlachtruf: „Passavant li meillor!" — der Beste voran! Das große Haus Molac rief: „Gric à Molac!", das heißt: „Ruhe, — Platz für Molac!" Die Herren von Salvaing in dem Delphinat, — ein Geschlecht, welches hohe kriegerische Ehren besaß, — stürmten mit dem dunklen Worte: „A Salvaing le plus Gorgias!" zum Kampfe. Natürlich hat „Gorgias" nichts mit dem antiken Sophisten gleiches Namens zu thun. Wahrscheinlich ist der Name die Bezeichnung eines durch die provençalische Dichtkunst geschaffenen Helden, vielleicht von prahlerischem oder hünenhaftem Wesen.

Die Herren von Montoison, welche aus dem Hause Clermont stammten, hatten das Feldgeschrei: „A la recousse Monteison!" Mit diesen Worten soll einst Karl VIII., von seinen Feinden heftig bedrängt, einen Herrn von Montoison zu Hilfe gerufen haben. Eine große Menge französischer Edlen bediente sich ferner als Schlachtruf nur der einfachen Wappendevise. Solch' ein Losungswort zu Schild und Helm findet sich ebenfalls in Frankreich viel häufiger als bei dem deutschen Adel. Wir führen nur die hervorragendsten derselben in dem Nachstehenden an.

Sehr interessant ist die Devise der Herzöge von der Bretagne. Sie lautet räthselhaft genug: „A ma vie!" Verständlich wird dieselbe erst durch das Folgende. Die Herzöge jenes blühenden Landestheils von Frankreich sind nach der Sage uralten Ursprungs. Brutus, der Enkel des Ascanius, hatte auf der Jagd in den Wäldern Latiums, das Unglück, seinen Vater durch einen Speerwurf zu tödten. Verzweifelnd floh er nach Griechenland zu einem Könige Pandrasus, welcher, um seinen verdüsterten Geist zu heilen, ihn mit seiner Tochter Inoguen verband. Doch von den Rachegeistern getrieben, fuhr Brutus wieder über Meer und landete endlich an einer Felsküste, welcher er nach seinem Namen die Bezeichnung „Brutania" gab. Ehe er in das unbekannte Land weiter vordrang, legte er sich am Ufer zur Ruhe nieder. Als er erwachte, sah er neben sich auf dem Schilde ein zierliches Thierlein, ein schneeweißes Wiesel, welches ihn lustig umsprang und ihn gleichsam einzuladen schien, weiter in das Land einzudringen. Das sah Brutus als einen Fingerzeig der Götter an; er ließ sich in der Bretagne nieder und vertauschte den Drachen, welchen er früher auf dem Schilde geführt hatte, mit einem Wiesel. Auf ihn gehen die alten bretanischen Verse:

„Je suis Brutus, des Bretons la Mont-yoie,
Qui par fortune mis à déconfiture.
En Italie ma vraye progéniture
Et Ygnouen en Grèce fut ma proye.
Lors proposeray icy prendre la voye
Et y finir les miens ans de nature;
Lors printes vous tous Bretons géniture
En mes cendres et reliques de Troye."

Später wurde nur das schöne Fell des Thierleins anstatt seines vollständigen Bildnisses auf dem Schilde getragen. Eine späte Enkeltochter des sagenhaften Helden Brutus soll die Fürstin Hermione von Bretagne gewesen sein, welche ihre jungfräuliche Unschuld durch das Schreiten über glühende Kohlen erwies. Damit war dem Hermelinschilde der alten Fürsten ein neuer bedeutungsvoller Sinn gegeben, denn die Sage behauptet vom Hermelinthiere, daß es lieber stürbe, als sich sein Fell beschmutze. Demnach scheint die dunkle Devise „A ma vie" den Sinn zu haben: „Plutôt mourir que me laisser déshonorer!" Vielleicht folgt uns der Leserin ander Mal zu den Sagen der Herzöge von der Bretagne.

Noch dunkler ist die Losung FERT, welche die Herzöge von Savoyen als Devise und Schlachtruf geführt haben; sie wird, freilich wohl nicht völlig genügend, auf doppelte Weise erklärt: entweder „Frappez, entrez, rompez tout!“ — ein etwas vandalischer Schlachtruf, — oder „Fortitudo ejus Rhodum tenuit“. Auf welchen Kreuzfahrer aus dem Hause Savoyen sich die letztere Deutung bezieht, vermögen wir indeß nicht zu sagen.

Kurz und trefflich bezeichnend waren für die Stunde der Schlacht die Losungen der folgenden Geschlechter:

Rohan: „A plus“,
Moussaye: „Honneur à Moussaye“,
Rieux: „A tout heurt Célier, à tout heurt Rieux“,
Coëtmen: „Item, item“,
Penhoët: „Ret eo“ = Il faut!

Gleich lakonisch riefen die Herren von
Kerman: „Diex avant“, = „Dieu s'avance“,
Kergroades: „En bonne heure“,
Kerouzeré: „Liss“ = „Laissez“,
Coëtivy: „Pret ve“ = „il serait temps“,
Penmarch: „Be pret“ = „toujours“,
Coëtmenec: „Soit“,
Kerliviry: „Youl Doë“ = „volonté de Dieu“,
Quillimadec: „Hep remet“ = „sans remède“,
Pont-l'Abbé: „Hep chang“ = „sans changer“,
Rosmadec: „En bon espoir“,
Botigneau: „A l'adventure“,
Moutchenu: „La droitte voye“,
Bouteiller: „Franc et léal“; die Herren von
Arel: „L'honneur y gist“, und die von
Rostremen: „Oultre!“

Bemerkenswerth erscheinen sonst noch das kühne Schlachtgeschrei von Clermont: „Si omnes, ego non“, das kühnere: „Nec si coelum ruat“, der Rivoire und der Villars: „Fortis fortunam superat“! Das hohe Selbstgefühl des einst so glänzenden Adels Frankreichs aber spricht sich am schönsten in dem Rufe des Hauses Coucy aus:

„Je ne suis roi ni prince aussi,
Je sui le Sire de Coucy“,

wie denn auch jener Rohan stolz von sich sagen konnte: „Duc je ne daigne, Roi je ne puis, Rohan je suis!“ — ein Wort, das an die Weisheit des alten Diogenes anklingt.

Die Arbeitnachweisungsanstalt in Hamburg,

welche schon seit ca. 30 Jahren dem Interesse der Arbeiterbevölkerung ihre uneigennützige Thätigkeit widmet, hat vor Kurzem eine neue Einrichtung getroffen, nämlich eine Anzahl von Annahmestellen für Aufträge auf Arbeit in den Vororten und der näheren Umgebung von Hamburg eröffnet, um auch den außerhalb der Stadt wohnenden Arbeitgebern die Benutzung der Anstalt zu erleichtern. Das Verzeichniß dieser Annahmestellen ist in den Tagesblättern veröffentlicht, und wird dringend gewünscht, daß dadurch recht viele Arbeitgeber mehr als bisher veranlaßt werden, sich an die Anstalt zu wenden, da leider in den letzten zwei Jahren die Zahl der Aufträge nicht unwesentlich zurückgegangen, während der Andrang von Arbeitsuchern größer ist als je. Es ist vielleicht nicht in allen Kreisen genügend bekannt, wie sorgfältig nach jedem, der bei der Anstalt Arbeit sucht, persönlich durch die Vorstandsmitglieder Nachfrage gehalten wird, immer wenigstens auf zwei verschiedenen Stellen, da jeder Arbeitsucher mindestens zwei Referenzen für seine bisherige Thätigkeit beibringen muß, und wird dann erst nach dem Resultat der Erkundigungen, das noch wieder einem Controlleur zur Entscheidung vorliegt, bestimmt, ob der Arbeitsucher angenommen und den Auftraggebern zu empfehlen ist. Auf diese Weise wird die bestmögliche Garantie geboten, daß durch die Anstalt nur ordentliche brauchbare Personen empfohlen werden; und während gewöhnlich die Zahl der weiblichen Arbeitsucher weit überwiegt, melden sich jetzt ganz unverhältnißmäßig viele männliche Arbeiter für alle möglichen Branchen, nicht nur für gewöhnliche Hausknecht- und Botenstellen, sondern auch zurückgekommene Handwerker und kleine Fabrikanten u. s. w., so daß ein Jeder, der irgend eine Arbeit vergeben kann, jetzt Aussicht hat, bei der Anstalt eine passende Persönlichkeit zu finden. Warum findet diese Einrichtung nicht anderwärts Nachahmung?

Evangelisches Vereinshaus zu Cannstatt in Württemberg.

Dem seit dem Jahre 1874 in Cannstatt bestehenden Evangelischen Verein ist es gelungen, als Mittelpunkt für die Bestrebungen der inneren Mission in der Stadt ein evangelisches Vereinshaus zu begründen. Am 25. Juli 1878 fand unter lebhafter Betheiligung die Einweihung des neuerbauten umfangreichen Gebäudes statt. Ein großer Saal mit 450 Sitzplätzen wird für zwei wöchentliche Abend-Bibelstunden, öffentliche Vorträge, auch für gottesdienstliche Zwecke bereits benutzt. An den Festtagen, an denen die Kirche nicht auszureichen pflegt, wird ein zweiter Gottesdienst in diesem Saal gehalten; sonntägliche Gottesdienste für die Schüler sollen dahin verlegt werden. Einer Sonntagsschule kommen die schönen Räume des Vereinshauses sofort zu Gute. In demselben hat die Armen-Kleinkinderschule treffliche Lokale gefunden. Die vier in Cannstatt thätigen Diakonissen haben, wie die Kleinkinderlehrerinnen, nun eine ständige Wohnung erhalten; kleinere Säle sind für den Jünglingsverein und andere Vereinigungen vorhanden. Andere Räume, auch diejenigen, in denen die Einrichtung einer Herberge für Fabrikarbeiterinnen beabsichtigt ist, sind vorläufig noch vermiethet.

Die Kosten des Baues betrogen ungefähr 90 000 M., von welchem Betrage aber 63 000 M. noch als Darleben den Verein belasten. Bisher hat es jedoch an helfender Theilnahme nicht gefehlt.

Unter ganz ähnlichen Verhältnissen hat sich das noch weit umfangreichere evangelische Vereinshaus in Heilbronn außerordentlich günstig entwickelt, sodaß bereits ein Erweiterungsbau nöthig wird.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der




Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 20. August 1879. **Nr. 34.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. August 1879 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa der am 1. August 1879 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Juli 1879.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Juli 1879 . .	50			
	Zugang pro Juli "	30			
		80			
	Abgang " " "	21			
	Bleibt Bestand	59	59	1 748	60
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Juli 1879 . .	94			
	Zugang pro Juli "	60			
		154			
	Abgang " " "	64			
	Bleibt Bestand	90	90	2 789	90
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Juli 1879 . .	18			
	Zugang pro Juli "	9			
		27			
	Abgang " " "	13			
	Bleibt Bestand	14	14	775	58
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Juli 1879 . .	39			
	Zugang pro Juli "	7			
		46			
	Abgang " " "	16			
	Bleibt Bestand	30	30	1 030	54
5.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. Juli 1879 . .	14			
	Zugang pro Juli "	10			
		24			
	Abgang " " "	13			
	Bleibt Bestand	11	11	355	50
6.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. Juli 1879 . .	14			
	Zugang pro Juli "	19			
		33			
	Abgang " " "	15			
	Bleibt Bestand	18	18	511	36
7.	**Vandsburg:**				
	Bestand am 1. Juli 1879 . .	17			
	Zugang pro Juli "	8			
		25			
	Abgang " " "	14			
	Bleibt Bestand	11	11	389	27
	zu übertragen		233	7 597	375
	Uebertrag		233	7 597	375
8.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Juli 1879 . .	29			
	Zugang pro Juli "	8			
		37			
	Abgang " " "	18			
	Bleibt Bestand	19	19	598	32
9.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Juli 1879 . .	26			
	Zugang pro Juli "	17			
		43			
	Abgang " " "	16			
	Bleibt Bestand	27	27	849	60
10.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Juli 1879 . .	20			
	Zugang pro Juli "	7			
		27			
	Abgang " " "	16			
	Bleibt Bestand	11	11	443	35
11.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. Juli 1879 . .	20			
	Zugang pro Juli "	15			
		35			
	Abgang " " "	17			
	Bleibt Bestand	18	18	592	65
12.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Juli 1879 . .	34			
	Zugang pro Juli "	21			
		55			
	Abgang " " "	25			
	Bleibt Bestand	30	30	989	80
13.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Juli 1879 . .	28			
	Zugang pro Juli "	23			
		51			
	Abgang " " "	10			
	Bleibt Bestand	41	41	1 133	60
14.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Juli 1879 . .	20			
	Zugang pro Juli "	25			
		45			
	Abgang " " "	23			
	Bleibt Bestand	22	22	587	42
	zu übertragen		401	12 788	749

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. August 1879 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Juli 1879.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		401	12 788	749
15.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Juli 1879 . .	14			
	Zugang pro Juli "	7			
		21			
	Abgang " " "	9			
	Bleibt Bestand	12	12	402	60
16.	**Neusalz a. d. O:**				
	Bestand am 1. Juli 1879 . .	9			
	Zugang pro Juli "	12			
		21			
	Abgang " " "	8			
	Bleibt Bestand	13	13	389	41
17.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. Juli 1879 . .	14			
	Zugang pro Juli "	24			
		38			
	Abgang " " "	27			
	Bleibt Bestand	11	11	481	42
18.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. Juli 1879 . .	12			
	Zugang pro Juli "	9			
		21			
	Abgang " " "	10			
	Bleibt Bestand	11	11	282	36
19.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Juli 1879 . .	8			
	Zugang pro Juli "	1			
		4			
	Abgang " " "	8			
	Bleibt Bestand	1	1	57	12
20.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Juli 1879 . .	1			
	Zugang pro Juli "	3			
		4			
	Abgang " " "	8			
	Bleibt Bestand	1	1	77	10
21.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Juli 1879 . .	3			
	Zugang pro Juli "	2			
		5			
	Abgang " " "	3			
	Bleibt Bestand	2	2	117	26
22.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. Juli 1879 . .	2			
	Zugang pro Juli "	2			
		4			
	Abgang " " "	1			
	Bleibt Bestand	3	3	74	10
23.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. Juli 1879 . .	6			
	Zugang pro Juli "	22			
		28			
	Abgang " " "	17			
	Bleibt Bestand	11	11	305	12
24.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Juli 1879 . .	17			
	Zugang pro Juli "	—			
		17			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	17	17	527	18
25.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. Juli 1879 . .	21			
	Zugang pro Juli "	8			
		29			
	Abgang " " "	12			
	Bleibt Bestand	17	17	623	30
	zu übertragen		500	16 122	1 046
	Uebertrag		500	16 122	1 046
26.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Juli 1879 . .	14			
	Zugang pro Juli "	6			
		20			
	Abgang " " "	8			
	Bleibt Bestand	12	12	459	38
27.	**Oeynhausen:**				
	Bestand am 1. Juli 1879 . .	31			
	Zugang pro Juli "	26			
		57			
	Abgang " " "	27			
	Bleibt Bestand	30	30	942	34
28.	**Plochingen** (in Württemberg):				
	Bestand am 1. Juli 1879 . .	—			
	Zugang pro Juli "	2			
		2			
	Abgang " " "	2			
	Bleibt Bestand	—	—	11	38
29.	**Ludwigslust** (in Mecklenburg):				
	Bestand am 1. Juli 1879 . .	24			
	Zugang pro Juli "	21			
		45			
	Abgang " " "	22			
	Bleibt Bestand	23	23	778	36
30.	**Dresden:**				
	Bestand am 1. Juli 1879 . .	12			
	Zugang pro Juli "	6			
		18			
	Abgang " " "	8			
	Bleibt Bestand	10	10	308	16
31.	**Niederweisel** (in Hessen):				
	Bestand am 1. Juli 1879 . .	17			
	Zugang pro Juli "	1			
		18			
	Abgang " " "	2			
	Bleibt Bestand	16	16	539	20
	Zusammen		591	19 159	1 225

Der gesammte Abgang an Kranken pro Juli 1879 beträgt 443, davon sind:

gestorben 28
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 25
geheilt 390
wie vor 443.

32. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 55 Betten.
Bestand am **1. Juni 1879** . . . . . . 51 Kranke.
Zugang pro **Juni** . . . . 31 "
82 Kranke.

Davon sind:

gestorben 1
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 10
geheilt 37
48 "

Bleibt Bestand am **1. Juli 1879:** 34 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 5 Europäer, 9 Muhamedaner, 16 orientalische Christen und 1 Jude.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro Juni beträgt 1422.

Poliklinisch wurden 1064 Personen behandelt.

St. Oswald, ein deutscher Gott als Heiliger der Kirche.

Eine historisch-mythologische Studie.

Weit verbreitet ist in Tyrol und Baiern die Verehrung eines Heiligen, dem der Volksglaube eine fast göttliche Macht über das Wetter zuschreibt, des sagenhaften Königs St. Oswald.

An vielen Stätten des schönen tyroler Landes, namentlich im Bisthum Brixen, erheben sich die Kirchen und Kapellen dieses Heiligen; die gnadenreichste Wirksamkeit aber läßt das Volk den alten König in seiner Kapelle am Ifinger ausüben. Hart am Granitgebirge, da schon jede Vegetation endet, findet man an dem Berge ein kleines, von allen Seiten felsenumschlossenes Thal, in welchem vor Zeiten einmal ein Gebirgssee gestanden haben mag. Mitten in dieser großartigen Felsenscenerie befindet sich ein ärmliches Kirchlein, dessen Pforte sich gewöhnlich nur öffnet, wenn aus den benachbarten Orten Haffling und Schönna Bittgänge hierher gethan werden. Hier ist die Lieblingsstätte des Heiligen; hier oben im wilden Thale, in welchem fast das ganze Jahr über Schnee liegt und dessen zerrissene Felsen von der Wuth des Hochgewitters und der sprengenden Kraft des Blitzes zeugen, spendet St. Oswald am Liebsten seine Gnade. In uralter Zeit, sagt die Ueberlieferung, ist hier mitten unter dichten, dunkelroth blühenden Alpenrosenbüschen von Hirten ein Bild des heiligen Oswald gefunden worden. Man trug dasselbe nach Schönna hinunter und stellte es in der dortigen Kirche auf. Als aber das Dunkel der Nacht auf das Gebirgsdorf herabgesunken war, öffneten sich die Thore des Kirchleins von selbst, und in himmlischem Lichte erglänzend, ritt St. Oswald wieder dem Ifinger zu, auf welchem man andern Tags sein Bild abermals auf der Stätte der wilden Rosen fand. Das geschah noch mehrere Male; dann aber brachte man das Bild nach Hafling in die alte Kirche „Katharina in der Schart." Hier blieb dasselbe, bis heut, und nur dann, wenn Prozessionen stattfinden, wird es in die uralte Kapelle auf dem Ifinger hinauf geschafft. Das Gotteshaus St. Katharina in der Schart aber ist so alt, daß Niemand mehr seine Gründung weiß; ja man sagt, daß dort in heidnischer Zeit ein Tempel der Sonne gestanden habe, und bei Nacht blickt man nur mit Grauen auf die verwitterten Mauern, denn oft sieht man eine weiße Frau klagend sie umwandeln. Am 5. August, dem Tage des Heiligen, aber belebt sich die Wildniß um das Oswaldkirchlein, ein buntes Leben entfaltet sich auf der sonst so stillen Stätte: die Bittgänger aus der Umgegend sind gekommen.

Das uralte Heiligthum in der Kirche St. Katharina in der Schart, ist indessen nur ein unscheinbares Bild: St. Oswald ist ein Reiter und trägt einen Scepter, auf welchem sich ein Rabe befindet. Zu Tartsch im Dorfe findet man an einem Bauernhause eine Freske, auf welcher er im königlichen Schmucke dargestellt ist; auch hier trägt der Heilige in der Rechten das Zeichen der königlichen Würde, den Stab, in der Linken den Raben, welcher einen Ring im Schnabel hält. Dem ähnlich sind alle andern Darstellungen des mächtigen Wetterherrn: in der Kirche zu Pawigl ist er dargestellt, wie er von drei Bischöfen zum Könige gesalbt wird; zu Bozen auf dem Altarbilde in der ihm geweihten Kirche reicht der Heilige seinen Raben dem Christuskindlein; in der Wegkapelle beim Berghofe Gsteir am Ifinger prangt er schön vergoldet und versilbert in einer Ritterrüstung und hält in seiner Linken einen Pokal, auf welchem der Rabe sitzt.

Was erzählt aber das Volk von dem Könige? Im tyroler Lande sagt dasselbe, St. Oswald „halte den Hagel in der Hand"; zürnt er, so schlägt er das Korn in Grund und Boden, daß es ein Graus ist. Deshalb muß auch jeder Mann in Haffling, welcher den Tag des Heiligen durch Arbeit entehrt, zwei Pfund Wachs Strafe zahlen. Weil er ein so „mächtiger Herr" ist, haben auch die Schönnaer und Hafflinger ihm ihre „Kreuzzüge" gelobt; — wehe ihnen, wenn sie dieselben unterlassen! St. Oswald hat den Segen des Feldes in seiner Hand: deshalb verehrt man ihn auch auf der Stätte, über welche er Macht besitzt, am liebsten. Zu Niederpörnig bleibt auf den geschnittenen Feldern ein letzter Büschel Getreide stehen, gewöhnlich in der Nähe des Weges, da er von allen Vorübergehenden gesehen werden kann. In die Mitte dieser Getreidebüschels wird ein Stab gepflanzt; dann bindet man an ihm die Aehren so auf, daß sie eine menschenähnliche Figur bilden. Kopf, Hals und Gürtel entstehen unter geschickten Händen; während die Bursche den „Oswald" machen, suchen die Mädchen schöne Feldblumen, um ihn zu schmücken. Endlich knieen Alle im Kreise umher, danken, daß das Getreide wieder gewachsen ist und daß sie sich beim „Hauen" desselben nicht geschnitten haben, beten auch um zukünftigen Segen. Dann wird unter Jubeln und Jauchzen ein Tanz um den Oswald gethan. In andern Gegenden feiert man das Fest nicht mehr so schön, es bleiben nur die drei letzten Aehren für den „Oswald" stehen, und es wird bei ihnen ein Gebet verrichtet; auch schmückt man diese Reste der Erndte mit Blumen, legt, — je nachdem es Roggen oder Weitzen ist, ein Stücklein Brod oder einen Kuchen von feinerem Mehl darunter und bindet sich aus drei Halmen einen Gürtel um den Leib, der gegen Verwundungen mit der Sichel und gegen das Kreuzweh schützen soll. In schwäbischen und fränkischen Gegenden bindet man wohl auch aus den letzten, in der Erde noch stehenden Aehren einen Knoten und macht aus ihnen etwas, das wie ein Kreuz aussieht; auch alte Erndtesprüche werden dabei gesagt, halb christlichen, halb heidnischen Inhalts. Alles das aber sind uralte Gebräuche, welche nichts Anderes sein können als ein Rest des Dankopfers, welches einst dem Könige St. Oswald als dem Herrn der Erndte gebracht wurde.

Auch Brunnen sind dem Heiligen geweiht. Acht Minuten Weges vor der Oswaldkapelle am Ifinger springt unter einem riesigen Granitblocke ein kalter Bergquell hervor, der „Jungbrunnen" genannt, dessen Wasser „heilende Tugend" besitzen soll. In der Propstei St. Oswald im bairischen Wald findet sich ebenfalls ein Brünnlein des Heiligen, zu welchem gewallfahrtet wird. Im Frankenlande sagt man, St. Walburg, St. Wilibald und St. Oswald seien miteinander durch das deutsche Land gewandert und hätten einen Esel bei sich gehabt, welcher die drei Quellen zu Heidenheim, Anhausen und Heilsbronn gefunden habe. Jenen Raben aber, welchen man heut auf den Altarbildern bei St. Oswald sieht, soll er im Wappen geführt haben. Damals aber, als er regierte, war noch goldene Zeit rings im Lande umher. Seine Lieblingsblumen waren die Rosen, wie sie in der Wildniß an den dornichten Sträuchen wachsen, bald roth, bald weiß; sie heißen im Munde der Leute auf dem Tyrolergebirg „St. Oswaldstauden", aber auch „Dornenrosen." Der Name des Heiligen wird heut noch viel bei Taufen gebraucht, und das ist schon in alter Zeit im Gebirg so Sitte gewesen; freilich kennt die Welt draußen von all' den berühmten Oswalden aus Tyrol nur den Einen, den man auch den letzten Minnesänger heißt, Herrn Oswald von Wolkenstein.

Soweit von dem, was heute noch in Volkes Mund sich über St. Oswald findet. Von dem Leben des Heiligen weiß also die Sage nichts, — nur sein Stand und seine Kraft ist ihr bekannt. Weiter führt uns die gelehrte Forschung. Es sind in Deutschland, vermuthlich seit dem 12. Jahrhunderte, mehrere Legenden von St. Oswald aufgezeichnet worden, welche, so oft sie auch in einzelnen Zügen auseinander gehen, doch im Großen und Ganzen völlig übereinstimmen. Noch sind uns mehrere Handschriften erhalten, deren wesentlicher Inhalt der folgende ist.

St. Oswald war ein reicher König in Engelland, dem ein zahlreich Hofgesinde diente. Schon früh war er verwaist. Als er nun zu seinen Jahren gekommen war, wollte er eine edle Jungfrau zum Weibe nehmen, aber seine Dienstmannen wußten ihm keine aufzufinden, bis ein edler Pilgrim Warmund, dem zweiundsiebenzig Länder kund waren, an des Königs Hof kam. Dieser erwähnte auf des Jünglings Frage nach einer edlen Frau die heidnische Königin Paimg, welche trotz ihrer Umgebung dem rechten Gotte diente und aller Tugenden Krone besäße. Um sie beschloß Oswald zu werben. Wohl trug er dies ehrenvolle Geschäft dem Pilgrim auf; dieser aber lehnte dasselbe ab, denn der heidnische König ließ die Freiwerber seiner Tochter tödten, weil er selbst diese einst zum Weibe zu nehmen gedachte; er schlug dagegen vor, das Botenamt einem Raben zu übertragen, welchen Oswald bereits volle zwölf Jahre an seinem Hofe gezogen hatte. An diesem Vogel wirkte der Allmächtige zur Stunde ein Wunder: als sie ihn vom Thurme der Burg, auf welchem er zu sitzen pflegte, herbeiholten, gab er ihm die Gabe, alle Sprachen wohl reden zu können.

Der kluge Vogel zeigte sich bereit, die Werbung um Paimg zu übernehmen, verlangte aber, daß König Oswald ihm sein Gefieder mit Golde beschlagen ließe. Sein Wunsch wurde erfüllt; ein kunstreicher Schmied überzog ihn ganz und gar mit Golde; dann wurden dem klugen Vogel Briefe an die edle Königin sammt einem Goldringelein unter das Gefieder gebunden. Nachdem der Rabe St. Johanns Minne getrunken hatte, schwang er sich von dem Königsschlosse in Engelland auf und davon und flog über Meer bis an den zehnten Tag. Da ließ er sich ermüdet auf einen Felsen nieder, welcher aus den Wogen emporragte, fing sich ein Fischlein, ward aber von einem Meerweibe bei den Füßen gefaßt und zu den glänzenden Wohnungen der Meerminnen unter die Wellen entführt. Dort forderte der Rabe Speise und Trank; — was ihm die Meerfrauen reichten, das verzehrte er, dann dachte er auf Flucht und während er die Aufmerksamkeit der Meerweiber auf die Fluthen richtete, gelang es ihm zu entwischen. So kam er am sechsten Tage zur Non' bei der Burg jenes Heidenkönigs Aaron an, welchem die liebliche Tochter blühte. Müde von dem langen Fluge setzte sich der Rabe auf die Zinne und sah zu seiner Betrübniß, wie die edle Königin von allen Seiten bewacht war. Er wartete, bis man im Schlosse zu Tische gegangen war, und als die letzte Speise aufgetragen ward, flog er vor den königlichen Sitz, neigte sich schön vor dem Herrscherpaare, der Königstochter und dem Gesinde, forderte Frieden und Sicherheit und brachte seine Werbung vor. Da ward der König so ergrimmt, daß er schnell Thüren und Fenster schließen, den armen Raben aber fangen ließ. Das kluge Thier ward gebunden und sollte gehängt werden. Da flehte die schöne Paimg um sein Leben und als ihr der Vater dasselbe anfangs weigerte, so sprach sie: So will ich denn als Spielweib ausgehen in alle Welt!" Hierauf willfahrte Aaron seiner Tochter und der Rabe ward der Pflege seiner Retterin überlassen.

„Mit Treuen" nahm sich die Königstochter des Vogels an. Allmählig aber zog unter den Reden des klugen Raben die Liebe zu König Oswald in ihr Herz ein. Endlich schrieb sie ein Brieflein, versprach dem jungen Fürsten in der Fremde Herz und Hand, bot ihn, er möchte mit 72 Schiffen in ihres Vaters Land kommen und sich mit Vorräthen auf acht Jahre versehen. Auch sollte er den übergoldeten Raben und einen „Hirschen," dem der kunstreiche Goldschmied ein gleiches Festkleid bereitet hätte, mit sich führen. Den Brief und ein golden Ringlein befestigte Paimg unter dem Gefieder des Raben. Schließlich gab sie ihm St. Johannis Minne und empfahl ihn dem Schutze der himmlischen Königin.

(Schluß folgt.)

Ueber russische Wohlthätigkeitsanstalten

schreibt die „Rh. W. Correspondenz": Mit Grauen und und Theilnahme zugleich blicken wir jetzt auf die inneren Zustände Rußlands. Wir fragen uns: Ist denn nicht auch dort die Macht der Liebe thätig, dem um sich greifenden Mißtrauen im öffentlichen Leben zu steuern, der Noth zu begegnen, durch selbstlose Hilfeleistungen das tief gesunkene Vertrauen zu heben? Was wir aus sachkundiger Feder in dieser Beziehung erfahren, ist leider nicht geeignet, dieser Hoffnung Raum zu geben. Ein früheres Mitglied der englischen Gesandtschaft in Petersburg, Grenville-Murray hat vor Kurzem das Land, freilich von seiner Schattenseite, geschildert, aber er würde sich in seiner Stellung eine große Blöße gegeben haben wenn seine Darstellung nicht auf Thatsachen beruhte. Wir entnehmen den „Russen der Gegenwart" folgende Darstellung über das dortige Wohlthätigkeitswesen:

Jede russische Wohlthätigkeitsanstalt ist eine unvollständige Nachahmung eines deutschen oder französischen Musters.

Das Findelhaus in Moskau bietet ein gutes Beispiel von dem äußeren Schein des russischen Wohlthätigkeitswesens und von den Mißbräuchen, welche durch die schlechte Verwaltung entstehen. Die Anstalt bedeckt den Flächenraum eines Dorfes, und nimmt 1700 Ammen und 2000 Säuglinge auf. Täglich werden 50 Kinder, wenn sie vor das Thor des Gebäudes gebracht werden, aufgenommen, ohne daß nach den Eltern derselben gefragt wird. Nach der Waschung, Bekleidung und Einregistrirung des Kindes wird es einer Amme übergeben und verbleibt nun 3 bis 5 Monate in der Anstalt, um dann einer Pflegemutter übergeben zu werden, die dann 5 Jahre lang monatlich 8 Mk. für die Pflege des Kindes bekommt. Nach Verlauf dieser Zeit wird das Pflegegeld heruntergesetzt und die Mutter muß sich verpflichten, das Kind für einen Rubel monatlich zu behalten, bis es im Stande ist, für seinen Lebensunterhalt zu sorgen; andernfalls wird das Kind einer Industrieschule übergeben. Die Knaben werden zu Soldaten oder Handwerkern, die Mädchen zu Dienstboten erzogen. Die Zahl der Kinder, welche die Anstalt jährlich versorgt, beträgt über 30 000.

Es liegt etwas Großartiges in dieser Wohlthätigkeit, und wenn die Sterblichkeit in dem Gebäude der schlechten Ventilation und der ungenügenden ärztlichen Beihilfe wegen auch eine bedeutende ist, so ist doch die äußere Einrichtung scheinbar eine vorzügliche.

Unglücklicherweise hat aber dieses ausgezeichnete Findelhaus sämmtliche Dörfer um Moskau herum corrumpirt, denn die Bäuernmädchen, welche einen Fehltritt begangen haben, schicken die Frucht desselben einfach nach der Anstalt, und melden sich dann selbst als Ammen. Jede Mutter findet leicht ihr eigenes Kind an einem eintätowirten Merkmal heraus, und übernimmt dann nach Verständigung mit der Amme desselben seine Pflege. Die Verwaltung kann natürlich bei der Aehnlichkeit der Säuglinge diese Verwechselungen nicht verhindern, versucht es aber auch gar nicht. Noch Verlauf einiger Zeit kehrt die Mutter nach ihrem Dorf zurück und nimmt ihr eigenes Kind mit, für dessen Verpflegung der Staat ihr, wie oben erwähnt, 8 Mk. monatlich bezahlt, und möglicherweise wird sie im folgenden Jahre dasselbe Spiel noch einmal treiben. Es wird also gewisser Maßen eine Prämie auf Immoralität und Betrug ausgesetzt. Die Behörden wissen dies und spötteln selbst unter sich über das Findelhaus, aber die Regierung besteht darauf, daß die Anstalt zur Täuschung der Fremden als Zeichen der materiellen Ueberlegenheit Rußlands, unverändert fortbestehe.

Privatwohlthätigkeitsanstalten giebt es in Rußland nicht, weil Niemand Gelder zu zeichnen Willens ist, über die von nicht verantwortlichen Personen verfügt wird. Die Regierung ergreift, wie bei jeder anderen Gelegenheit auch hier die Initiative und giebt den Befehl zum Bau von Spitälern und Asylen, ohne sich darum zu kümmern, ob in der betreffenden Stadt wirklich das Bedürfniß dafür vorhanden ist oder ob die Stadt das leisten kann. Oft wollen sich auch die Provinzial-Gouverneure durch Errichtung von solchen einen Namen machen. Nach ihrem Abgang von dort giebt man sie auf, sie verfallen, oder werden in Kasernen verwandelt.

Die russischen Spitäler sind zum größten Theil schlecht, die Aerzte unwissende Quacksalber: nicht selten kommt es vor, daß zwei Patienten, die an verschiedenen Krankheiten leiden, zusammen in ein Bett gelegt und die für Arzneien bestimmten Gelder von den Aerzten in Saufgelagen vergeudet werden. Trotzdem sorgen die Stadtbehörden dafür, daß das Hospital in dem Bericht an das Ministerium des Innern als eine Musteranstalt dargestellt wird.

Doch können wir diesen ernstwarnenden trüben Bildern auch einige freundlichere hinzufügen. Zunächst sind es die Erziehungs- und Pflegeanstalten der deutschen evang. Gemeinden in Rußland, vor Allem in Petersburg, welche allgemeines Interesse verdienen. Consistorialrath Dalton giebt in den Gemeindeberichten über die Entwickelung speciell der Petersburger Anstalten jährlich interessante Einzelheiten.

Sodann ist eine zu guten Hoffnungen berechtigende Anstalt in's Leben getreten, welche nach dem Muster von Mettray in Frankreich der Erziehung minderjähriger Verurtheilter dienen soll. Es ist eine Ackerbau-Colonie. Dieselbe liegt nicht fern von St. Petersburg im Ochta'schen Waldrevier. Mitten im freundlichen Fichtengrün liegt sie auf einer Anhöhe, von der herab die Kirche, geschmackvoll in Holz errichtet, den Besucher grüßt. Die Colonie ist am 20. Oct. 1871 eröffnet. Bis jetzt herbergt sie 60 Knaben, die in 4 Häusern untergebracht sind. Sie arbeiten unter der Leitung von „Erziehern" auf dem Felde und in Werkstätten. Auf den Schulunterricht hat man bis jetzt fast ganz verzichten müssen,

da die „Erzieher“ nicht wohl im Stande sind ihn zu geben. — Hoffentlich geben die fruchtbaren Thatsachen, die die Abgründe sittlichen Verderbens in Rußland gegenwärtig so grell beleuchten, Anregung, auch den Weg der Rettung zu beschreiten, welcher in Deutschland und anderwärts sich längst als ein segensreicher bewährt hat: die Pflege der Anstalts- und sonstigen Thätigkeiten der inneren Mission.

Schriftenverbreitung.

In den in Stuttgart erscheinenden „Blättern für das Armenwesen“ lesen wir: „Wer mit unserer Jugend verkehrt, wer die Unterhaltungen kennt, die oft an Wirthstischen geführt werden, oder wer sich mit dem nächsten besten Mann aus dem Volke in ein Gespräch einläßt, oder in den Hospitälern und Gefängnissen Nachfrage hält, der erfährt es, welch ein namenloses Unheil die schlechte Presse unter unserem Volke bereits angerichtet hat. Nur zu lange haben die Wohlgesinnten dem unheilvollen Treiben dieser im Finstern schleichenden Pest zugesehen und die Zeit oft mit nutzlosen Klagen verbracht, statt practisch zu handeln.“ Oftmals schon ist nachdrücklich auf dieses Uebel hingewiesen worden; aber es erscheint immer noch vielen wohlgesinnten Leuten diese Sache nicht wichtig genug, daß sie Hand ans Werk legten, trotz der Thatsache, daß man, um den schlechten Lesestoff zu verdrängen, den Leuten guten bieten muß. Das geschieht freilich nicht dadurch allein, daß gute Blätter und Schriften gedruckt werden, es müssen diese auch verbreitet werden, und weil Manche diese Schriften und Blätter nicht kaufen wollen oder nicht können, so müssen Mittel aufgebracht werden, dieselben gratis zu vertheilen. Zu diesem Zwecke ist in Stuttgart ein Verein entstanden, der eine ganz bedeutende Wirksamkeit entfaltet. Derselbe läßt an die Pferdebahnbediensteten, die Droschkenführer, Packträger, Schutzmänner, Gefangenen, Fabrikarbeiter, Stadttagelöhner, Lehrlinge, Kranken ꝛc. wöchentlich etwa 5000 Blätter verschiedener Art unentgeltlich vertheilen. Ferner läßt der Verein circa 90 Mappen mit guten Zeitschriften in Gasthöfen auflegen, da, wie mit Recht bemerkt wird, es auch unter den Reicheren ein geistiges Proletariat giebt. Bereits hat das Beispiel der Stuttgarter Freunde zur Nachahmung gereizt, so in Ulm, Ludwigsburg, Canstadt, Eßlingen, Göppingen, Geislingen, Schorndorf, Straßburg, Kempten, Bamberg. Auch anderwärts fehlt es nicht an ähnlichen Versuchen. Die Erfahrungen eines in Berlin seit 7 Jahren in der Stille wirkenden Vereins zur unentgeltlichen Verbreitung von Bibeln und christlichen Schriften sind sehr ermuthigend gewesen. Im letzten Jahre hat er 226 865 Schriften verbreitet. Zur Lösung der gleichen Aufgabe hat sich soeben in Berlin „eine neue deutsch-evangelische Buch- und Tractatgesellschaft“ gebildet, die mit der größ... englischen Tractatgesellschaft in Verbindung getreten ist. Der Verein zur Fürsorge für Droschkenkutscher arbeitet in Berlin ebenfalls in verwandter Weise. In Hamburg wird das von Pastor Rinck herausgegebene Volksblatt „Der Nachbar“ wöchentlich in Hunderten von Exemplaren unentgeltlich vertheilt. In Kiel und Breslau hat man dasselbe Werk begonnen.

Hierher gehört auch, was aus St. Louis, Mo. in Nordamerika gemeldet wird:

Dort erscheint jetzt monatlich ein „Evangelisches Gemeindeblatt für St. Louis und Umgegend“. Es ist, wie der „Friedensbote“ sagt, nur ein kleines Blatt, einen halben Bogen stark, kann aber mit Gottes Hilfe den dortigen deutschen evangelischen Gemeinden und der deutschen Bevölkerung im allgemeinen zu großem Segen werden. Seit etwa zwei Jahren sind nämlich die Vorstände der dortigen evangelischen Gemeinden zu einem Verein zusammengetreten, der sich zum Zweck gesetzt hat, das Wohl der deutschen evangelischen Kirche in St. Louis zu fördern und bereits manches Erfreuliche durch seine Berathungen und seine gemeinsame Wirksamkeit erzielt hat. Seinem Zwecke soll dieses neue Gemeindeblatt dienen, die den dortigen evangelischen Gemeinden Zugehörigen fester zusammenschließen und den der Kirche nach Fernstehenden ein Wegweiser zu denselben sein. Es beschränkt sich dabei in seinen Mittheilungen hauptsächlich auf die lokalen Verhältnisse und Bedürfnisse. Die Firma A. Wiebusch und Sohn hat die Herausgabe übernommen. Das Blatt wird unentgeltlich an den Kirchthüren und in sonstiger Weise verbreitet. Die freie Vertheilung des Blattes in einer starken Auflage wird dadurch einstweilen größtentheils ermöglicht, daß die vierte Seite desselben eine Anzahl ganz kurzer Anzeigen durchaus reeller Geschäfte in St. Louis bringt. Die drei ersten Seiten sind dann kurzen erbaulichen Artikeln, historischen Nachrichten über die evangelischen Gemeinden in St. Louis, den Anzeigen über Zeit und Ort der Gottesdienste in den evangelischen Kirchen, kirchlichen Nachrichten im Allgemeinen und aus den Gemeinden in St. Louis im Besondern, Notizen über gute deutsche Zeitschriften, Bücher, wohlthätige Anstalten u. s. w. gewidmet. — Gott wolle diesem kleinen Mitarbeiter an seinem Reiche in der volkreichen Stadt St. Louis mit ihrer großen deutschen Bevölkerung, in der noch so viele von Hause aus evangelische Christen ohne kirchliche Pflege und fern von Gottes Wort dahinleben, erfreulichen Erfolg schenken!

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.



Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 27. August 1879. **Nr. 35.**

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht:

den Wirklichen Geheimen Rath und Kammerherrn Adalbert Freiherrn von Rosenberg, auf Klötzen, bei Marienwerder,

" Rittmeister a. D. von Gustedt, auf Lablacken bei Labiau,

" Hauptmann und Compagnie-Chef im Garde-Füsilier-Regiment Louis Georg Heinrich von Alvensleben,

" Capitain-Lieutenant, commandirt zur Dienstleistung bei der Admiralität Freiherrn von Bodenhausen,

" Rittmeister der Landwehr-Kavallerie und Kreisdeputirten Emil von Gaudecker, auf Juch bei Gramenz in Pommern,

" Rittergutsbesitzer von Manteuffel, auf Collatz bei Polzin,

" Landschafts- und Kreisdeputirten Hermann von Kleist, auf Groß-Dubberow bei Belgard,

" Kreisrichter Dr. Gustav von Hagenow, zu Grimmen,

" Rittergutsbesitzer Conrad Grafen von Kleist, auf Schmenzin bei Bublitz in Pommern,

" Rittmeister der Landwehr-Kavallerie und Erb-Küchen-Meister in Hinterpommern von Kleist-Retzow, auf Groß-Tychow in Pommern,

" Rittmeister der Garde-Landwehr-Kavallerie Leo von Schwichow, auf Margoninsdorf, Kreis Kolmar, Provinz Posen,

" Landesältesten Adolf von Thielmann, auf Jacobsdorf bei Falkenberg in Oberschlesien,

" Rittmeister a. D. Heinrich von Witzleben, auf Collm bei Niesky in Schlesien,

" Rittmeister und Escadron-Chef im Magdeburgischen Husaren-Regiment Nr. 10 von Arnim,

" Capitain-Lieutenant der Marine Felix Freiherrn von Udermann,

den Grafen Carl von Schimmelmann, zu Ahrensburg in Holstein,

" Lieutenant der Reserve des Westfälischen Ulanen-Regiments Nr. 5 und Kammerjunker Carl von Schrader, auf Bliesdorf, Kreis Herzogthum Lauenburg,

" Hauptmann und Compagnie-Chef im 8. Westfälischen Infanterie-Regiment Nr. 57 Heinrich von Warendorff,

" Polizei-Director Ernst von Salbern, zu Straßburg im Elsaß,

" Rittmeister und Escadron-Chef im 3. Schlesischen Dragoner-Regiment Nr. 15 Hans von Troiha,

" Rittmeister und Escadron-Chef im Schleswig-Holsteinschen Ulanen-Regiment Nr. 15 Paul von Busse,

" Landrath Carl Freiherrn von Hollen, zu Jülich,

" Hauptmann und Compagnie-Chef im Großherzoglich Mecklenburgischen Füsilier-Regiment Nr. 90 Freiherrn von Eberstein,

" Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Domainenrath Hermann von Bockum genannt von Dolffs, zu Schwerin,

" Rittmeister der Reserve des Königlich Sächsischen 1. Ulanen-Regiments Nr. 17 und Rittergutsbesitzer Max von Trützschler-Falkenstein, auf Großen-Behringen bei Friedrichswerth Herzogthum Gotha,

" Königlich Sächsischen Rittmeister z. D. und Rittergutsbesitzer Hans Leo von Oppell, auf Niederfriedersdorf bei Zittau,

" Kaiserlich Russischen Rath des Smolenskischen Bezirks-Gerichts Nicolai Freiherrn von Taube, zu Smolensk,

" Herrn Friedrich von Marcuard, zu Bern,

nach Prüfung derselben durch das Capitel und auf Vorschlag des Durchlauchtigsten Herrenmeisters, Prinzen Carl von Preußen, Königliche Hoheit, zu Ehrenrittern des Johanniter-Ordens zu ernennen.

Aus dem Protokolle über das am 24. Juni d. J. abgehaltene Kapitel des Johanniter-Ordens

theilen wir das Nachstehende mit:

1. Der Mecklenburgischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens wurden vom Capitel in Rücksicht darauf, daß die Einnahmen derselben durch die Unterhaltung ihres Krankenhauses in Ludwigslust und durch die Gründung von Freistellen im Diakonissenhause „Bethlehmstift“ daselbst, mit dem dies Krankenhaus verbunden ist, fast völlig absorbirt werden, zur Renovation des letzteren und zum Baue eines massiven Eiskellers 6000 Mark bewilligt.
2. Dem Central-Vorstande des Oberlin-Vereins zu Berlin wurden als Beihülfe 1000 Mark für das Oberlin-Haus in Nowawes bei Potsdam gewährt, welches den Zweck hat, Schwestern nicht nur zur Arbeit in der christlichen Kleinkinderschule, sondern auch zur helfenden Thätigkeit in der Gemeinde an Armen- und Verlassenen, insbesondere aber an Kranken zu befähigen.
3. Dem Curatorium des Evangelischen Johannes-Stifts zu Berlin bewilligte das Capitel, wie schon für die Jahre 1877 und 1878, zur Aufnahme von 10 schwächlichen oder kränklichen Kindern in das Johannesstift während der Sommermonate, auch für dies Jahr 500 Mark.
4. Außer der Stiftung von 10 000 Mark zur goldenen Hochzeitsfeier Ihrer Majestäten am 11. Juni c. aus deren Zinsen einmalige Unterstützungen an unbemittelte, das Johanniter-Krankenhaus in Polzin verlassende Personen verabreicht werden sollen, sind aus Anlaß dieser Feier von einzelnen Ordensmitgliedern noch folgende Schenkungen gemacht worden:
   a) Se. Königliche Hoheit der Prinz Albrecht von Preußen hat der Schlesischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens 3000 Mark zum Zwecke der Vergrößerung der bereits bei derselben bestehenden Stiftung zur Unterstützung unbemittelter Hinterbliebener von Johanniter-Rittern geschenkt;
   b) der Rechtsritter: Wirkliche Geheime Rath Graf von Burghauss zu Breslau, welcher schon im Jahre 1871 der Schlesischen Genossenschaft das Krankenhaus in Saarau und ein Capital von 54 000 Mark zur Dotirung desselben schenkte, hat zur weiteren Dotirung dieses Hauses der genannten Genossenschaft 15 000 Mark übergeben;
   c) der Ehrenritter: Legations-Secretair a. D. von Dehn zu Hamburg, hat der Balley-Kasse 1000 Mark als Geschenk übersendet.
5. Von dem Rechtsritter und Schatzmeister der Genossenschaft des Ordens im Königreich Sachsen: Kammerherrn Freiherrn von Burgk auf Roßthal bei Dresden ist der genannten Genossenschaft unter dem 26. März d. J. als Geschenk die Summe von 30 000 Mark zur theilweisen Dotation des von der Genossenschaft zu Riesa zu etablirenden Krankenhauses übergeben worden, dessen Einrichtung bis zum Herbst d. J. fertig sein dürfte und das dann dem Gebrauche übergeben werden soll.
6. Seitens der Rheinischen Genossenschaft des Ordens, welche bisher die Heil- und Pflegeanstalt Hephata für Blödsinnige in M.-Gladbach durch Gründung von Freistellen unterstützt hat, wird nunmehr die Errichtung einer eigenen Krankenanstalt angestrebt, jedoch sind die Vorbereitungen noch in den ersten Stadien, so daß Details dieserhalb noch nicht mitgetheilt werden können.

St. Oswald, ein deutscher Gott als Heiliger der Kirche.

(Schluß.)

Wohl zwanzig lange Tage flog der Rabe über Land und Meer. Ein ungefüger Sturm löste die seidene Schnur von seinem Halse, und das Ringlein fiel ins Meer. Jetzt schien der Zweck der Sendung vereitelt; voll Schmerz, so sagt das alte Lied in seiner kindlichen Weise, flog der Rabe an das Ende des Meeres und setzte sich dort auf eine Steinwand. Da fand ihn ein Einsiedler, dem für seinen treuen Gottesdienst die Gabe der Weisheit verliehen war; er erkannte den Raben als St. Oswalds Diener und befragte ihn um seine Noth. Die that der Vogel dem heiligen Manne kund. Nun betete der Einsiedler brünstig zu Gott dem Herrn, „der aller Dinge Gewalt hat“; ein Fischlein brachte auf sein Flehen den verlorenen Ring dem treuen Raben wieder. Da flog der Rabe freudig weiter und kam nach sechs Tagen zu Oswalds Burg. Mit hoher Freude nahm der König den getreuen Diener auf und erfuhr von ihm des andern Morgens, wie Alles stände und welche Aufträge ihm von Paimg geworden wären. Den Brief der Königstochter küßte er, dann gab er Befehl zu rüsten. Mit großem Gefolge und mit dem übergoldeten Hirsche fuhr Oswald zum Lande der Heiden; des treuen Raben hatte er jedoch vergessen. Im Morgenlande aber gerieth er in große Noth, daß ihm schier der Untergang drohte; da flehten alle Krieger zu dem reichen Gotte des Himmels, daß er Hilfe sendete. Und er sandte sie; ein Engel holte den Raben herbei, der ihm klagte, wie schlecht Koch und Kellermeister es mit ihm in des Königs Abwesenheit gehalten hätten. Er sei gezwungen gewesen, den Hunden ihre Speise zu nehmen, die ihn jämmerlich „angegreint“ hätten, sonst wäre er gar verhungert. Nachdem Oswald ihn mit Trank und Speise gestärkt hatte, sandte er ihn voraus zur Königin Paimg; im Namen seines Herrn fragte er sie um Rath, wie die Landung zu bewerkstelligen sei. Da rieth ihn Paimg, Oswald sollte ein leichtes Schiff und hundert gute Helden nehmen, die übrigen Mannen aber in den Bergen zurücklassen. Vor der Burg ihres Vaters wäre

ein freier Platz, dort sollte Oswald mit den Seinen ein Zelt aufschlagen und sich für einen kunstfertigen Goldschmied ausgeben. Da erschrak der König, — ein Goldschmied sein, das konnte er nicht, denn nimmer hatte er Zange und Hammer gerührt. Das Walten des Allmächtigen hatte aber auch hierin Rath zu schaffen gewußt, denn unter den Helden Oswalds befanden sich zwölf Ritter, welche in der Goldschmiedekunst wohl erfahren waren. Als die Fremden vor Aarons Burg ankamen, glaubte der König, in ihnen Feinde zu sehen; Paimg aber beruhigte ihn mit der Kunde, daß sie nur Goldschmiede wären. Sie bat den Vater, bei den kunstfertigen Gesellen goldenes Geschmeide arbeiten zu lassen, und so bewillkommnete Aaron mit seinen Rittern die Fremden, ließ sie verpflegen und trug ihnen Arbeit auf.

So ging ein Jahr und zwölf Wochen hin, daß die Goldschmiede vor der Burg lagen. Aber keines Weibes wurden sie je ansichtig. Da ward dem Könige Oswald eines Montags Morgen der Traum gesandt, er möge auch seinen Hirsch mit Golde überziehen lassen. Gern thaten das jene zwölf kunstfertigen Degen; der König aber führte am achten Morgen den goldenen Hirsch zum Burggraben. „Herr König, kommt und sehet!" rief der Wächter vom Thurme Herrn Aaron zu, der sogleich auf das Thier Jagd zu machen befahl. Ueber Berg und Thal aber floh der edle Hirsch zu St. Oswalds Heer, das noch am Meeresstrande lagerte.

Unterdessen befand sich Oswald mit seinen Helden noch vor der Burg. Gern hätte Paimg ihn besucht; deshalb kleidete sie sich und drei Jungfrauen in Männergewänder. So kamen sie zum Burgthore, fanden aber leider die Pforte verschlossen. Die Gottesmutter im Himmel aber sah der Jungfrauen Noth und öffnete ihnen durch ihre Fürbitte das Burgthor. Jetzt eilte die Königstochter freudig zu Oswald; der König empfing sie aufs Freundlichste und brachte sie sowie all das Gefolge schleunigst zu Schiffe.

Als Aaron von der Hirschjagd zurückkehrte, fand er die Tochter nicht mehr. Sofort aber ward ihm klar, was geschehen wäre. Da stieß er in ein Horn, welches unter Zauberei verfertigt war und dessen Klang, „unmaßen laute", alle seine Mannen bis in das dritte Königreich vernahmen. Mit großer Heeresmacht schiffte er sich ein und jagte St. Oswald nach. Vom Schiffe aus bemerkte zuerst des Königs Rabe die den Liebenden nacheilenden Heiden; St. Oswald that ein hoch Gelübde, daß er, wenn er heil nach England käme, jede im Namen Gottes an ihn gerichtete Bitte erfüllen wollte; dann kam's auf einem Eilande, welches mitten im Meere liegt, zu einem blutigen Kampfe zwischen beiden Heeren. Nachdem die Heiden, bei dreißigtausend Mann, erschlagen worden waren, blieb Aaron allein übrig, gefangen wurde er vor Oswald geführt und versprach sich taufen zu lassen, wenn Oswald ihn durch ein Wunder von der hohen Macht des Christengottes überzeugen würde. Da erweckte Oswald durch sein Gebet die gefallenen Heiden vom Tode. Als er sich nun wiederum von den Seinen umgeben sah, wollte Aaron arglistig den Kampf von Neuem beginnen. Die Heiden aber versagten ihre Hilfe, in der Hölle hatten sie die Strafe der Verdammten kennen gelernt, deshalb verlangten sie von König Oswald die Taufe. Endlich fügte sich auch Aaron und wollte das Sakrament an sich vollziehen lassen, nur nicht mit dem „salzigen Meerwasser". Da schlug Oswald mit seinem Schwerte an eine Felswand. Wohl brach ihm die Waffe aus der Hand, der Felsen aber that sich auf und ließ einen gewaltigen Bronen aus seiner harten Brust hervorsprudeln.

Nun begann die Taufe der Heiden, welche über drei lange Sommertage dauerte. König Aaron erhielt den Namen Zentinius. Allen denen aber, welche schon einmal todt gewesen waren, ward eine Weissagung, daß sie binnen Jahresfrist sterben würden. Da baten sie durch St. Oswald's Mund, daß ihnen Tod und Paradies zugleich zu Theil würde, und auch der Wunsch ward ihnen gewährt. Nun zog Oswald mit den Seinen nach Engelland zurück, wo er mit Paimg eine herrliche Hochzeit feierte und alle Armen im Königreiche zusammenbringen ließ, um sie zu speisen und zu beschenken. Unter den Nothleidenden aber erschien Christus selbst in Gestalt eines Pilgers; auf des Königs Geheiß erhielt er zehnmal mehr denn die andern. Endlich trat er vor den König Oswald noch einmal hin und sprach: „In Gottes Namen fordere ich Dein Königreich von Dir!" Da übergab Oswald seines Gelübdes eingedenk dem Bettler Krone und Gemahlin, er tauschte mit ihm die Kleider, dann wollte er sich entfernen. Jetzt aber rief der anscheinende Bettler den König zurück, gab sich ihm zu erkennen und verkündigte ihm und seiner geliebten Paimg seeligen Tod nach zwei Jahren, wohl müsse er sich irdischer Liebe enthalten; dafür aber solle er nach seinem Tode einer der vier Nothhelfer sein.

Der Heiland verschwand, Oswald und Paimg aber folgten seinem Gebote und entsagten dem Genusse der Liebe in strengster Askese. So dienten sie Gott zwei Jahre, dann fühlten sie das Nahen des Todes. Sie beichteten und empfingen den Frohnleichnam; darauf kam eine Engelschaar vom Himmel, nahm „ihre Seelen vom Munde" und führte sie zu himmlischer Herrlichkeit.

Dies die Erzählung der mittelalterlichen Dichtung. In den verschiedenen Handschriften derselben finden sich Aenderungen in den Namen und Nebenumständen. So heißt Paimg auch „Spange" und Pamige oder Pay, ihr Vater auch Chaudon oder Symeon; bald fehlt der Engel, welcher den Raben zu Oswald zurückbringt, bald das Schwert, mit welchem er den Felsen öffnet; bald bringt ein Rabe den Chrysam zur Salbung Oswalds, bald stirbt Oswald auf dem Schlachtfelde statt auf dem Lager des Friedens. In manchen Bearbeitungen fehlt das wunderbare Horn des Heidenkönigs, in anderen stampft St. Oswald den Heilbronn aus der Erde, statt ihn mit dem Schwerte aus dem Felsen hervorzurufen. Doch das Alles ist unwesentlich, die eigentliche Gestaltung der Sage bleibt dieselbe. Wir fragen

nun, wie diese Heiligenlegende entstanden ist und worin wir ihren Ursprung zu suchen haben.

Nach dem Berichte des Beda Venerabilis und noch anderen Quellen hat der englische Kirchenhistoriker Buttler das Folgende über den heiligen Oswald, der eine geschichtliche Persönlichkeit ist, zusammenstellen können. Oswald, der Sohn des Königs Ethelfred von Northumbrien, und der Acca, ward im Jahre 604 geboren. Als nach Ethelfreds Tode Eadwin sich der Krone bemächtigt hatte, floh Oswald mit seinen sechs Brüdern zu den Schotten. Nach Eadwins Tode theilte Eanfried, Oswalds ältester Bruder, mit Osrik, einem Verwandten Eadwins, das Reich in Deiri und Bernicien. Eanfried und Osrik waren Christen, kehrten jedoch zu den alten Göttern zurück und wurden von dem blutigen Kedwalla, einem der anderen Herrscher in der angelsächsischen Heptarchie, erschlagen. Da ward Oswald aus seinem Asyl bei den Schotten zurückgerufen; er kam, besiegte Kedwalla bei Denisesburno und führte von 635 ab allmählig das ganze Britenvolk zum Christenthume. Auf Lindesforn, einer Insel an der northumbrischen Küste, gründete er ein Bisthum, welches er dem Schotten Aidan, seinem Lehrer, übertrug. Im Jahre 636 vermählte er sich mit Kyneburg, der Tochter des Königs Kynegil von Essex, welcher mit seinem Hause sich vor der Hochzeit seiner Tochter von dem Priester Birin taufen ließ. Sicherlich war die Ehe Oswalds mit Kyneburg eine glückliche, namentlich als dem Paare ein Sohn, Ethelwald, geboren war; Oswalds Geist aber verdüsterte sich bald. In einer schrecklichen Seuche, welche sein Volk befiel und ihn selbst ergriff, sah er eine Strafe seiner Sünden und wollte schier verzweifeln; da aber erschienen ihm hellstrahlend die Engel des Himmels und verhießen ihm, Tag und Stunde genau angebend, die Palme des Martyriums.

Oswald genas und führte nun mit Kyneburg nach den Vorschriften christlicher Askese ein vollkommenes Leben. Was ihm ein Traum verheißen hatte, ward ihm zu Theil. Im Kampfe gegen den heidnischen König Renda von Mercien fiel er am 5. August 642 auf der Wahlstatt von Macerfeld.

Sicherlich haben die britischen Missionare Columbanus, Gallus, Kilian, Emmeran die Erzählung von dem Heldentode Oswalds für das Kreuz Christi nach Süddeutschland, besonders nach Baiern und Tyrol gebracht. Daraus erklärt es sich, daß der Kultus St. Oswalds sich auf die Territorien beschränkt, welche Arbeitsstätten der britischen Mission waren. Gleichwohl ist der heilige Oswald der Geschichte ein gänzlich anderer als der der Sage. Es ist das Verdienst des tyroler Germanisten Ignaz von Zingerle, nachgewiesen zu haben, daß der Kultus des Heiligen sich aus Reminiscenzen aus dem deutschen Heidenthume entwickelt hat, dessen Einwirkung auf die Kultur des gesammten Mittelalters noch lange nicht hinreichend gewürdigt ist. St. Oswald ist nämlich kein anderer als Wuotan, der mächtigste der deutschen Götter; das zeigt schon sein Name, denn Oswald bedeutet den Waltenden, Herrschenden unter den Asen, d. h. den Göttern des Himmels. Dies ergiebt sich noch aus anderen Gründen.

Zunächst war es Bestreben der deutschen Bekehrer, nicht etwa den Glauben an die alten Götter völlig auszurotten; — auch ihnen waren ja dieselben nicht etwa Phantasiegestalten, sondern wirkliche Wesen, vergöttlichte Helden der Vorzeit oder unselige Geister, welche entweder völlig verloren oder wenigstens vorläufig durch durch den Schein des Kreuzes gebannt waren. In den Gemüthern der Bekehrer malte sich der ganze deutsche Olymp, ja auch die Wohnungen der halbgöttlichen Wesen im Wasser oder „Frau Holles Wonne" in des Berges Schacht mit voller poetischer Schönheit; ja, durch ihre Predigten selbst floß etwas von dem Geiste der alten Heldenlieder: sonst hätten diese Mönche niemals zum Herzen sprechen können. Deshalb die höchst anziehende Mischung von Christenthum und Heidenthum in dem Volksglauben des Mittelalters. In vollstem Sinne des Wortes hatten die Himmlischen der alten Zeit ihre Wohnungen verlassen und zeigten sich als Heilige den Söhnen einer jüngeren Zeit. Ging freilich einerseits viel von dem Gehalte des ächten Evangeliums dabei verloren, so umfaßte andererseits das Volk einen gewissen Kreis christlicher Ideen mit desto wärmerer Liebe, weil sie durch alte, lieb gewordene Gestalten zu ihm sprachen. Nur vollständige Verkennung des pädagogischen Verlaufs der deutschen Mission, nur ein gemüthloser Rigorismus doktrinärer Theologie vermag diese ächt poetische Entfaltung christlicher Anschauungen im deutschen Volke zu tadeln.

Wie dem aber auch sein mag, St. Oswald der König ist kein Anderer als Wuotan. Das zeigt zunächst der Rabe, der Oswald begleitet, wie die Raben Hugin, Geist, und Munin, Erinnerung, den Gott. Durch den Raben wird Wuotan allwissend, erlangt Oswald die Gemahlin. Auf den Mythus der alten Deutschen weist auch der goldene Hirsch, ein Abbild der Sonne, welche aufsteigend dem Wanderer auf seinem Pfade leuchtet, untergehend ihn aber auch einer anderen Welt, der Unterwelt, zuführt. Deshalb ist in unzählig vielen deutschen Sagen der Hirsch ein weisendes Thier, aber auch ein verlockendes, wie hier in der Oswaldsage für den heidnischen König. Oswalds Goldschmiede, zwölf an der Zahl, entsprechen genau den zwölf Asen, den Himmelsgöttern, bei denen auch die Schmiedekunst, eine heldenhafte, hochgeachtet ist. Züge von Wuotan sind aber in der Legende nicht etwa allein auf Oswald, sondern auch auf seinen Gegner übertragen worden, der geradezu in der einen Handschrift „Gaudon", d. i. Wuotan, genannt wird und ein wunderbares Horn, gleich wie der alte Schlachtengott, besitzt. Wenn ferner die gefallenen Heiden noch auf dem Schlachtfelde zu neuem Leben erweckt werden, wer gedenkt da nicht des deutschen Glaubens, daß die Leichen der Kämpfer durch die Walküren, die Schlachtenjungfrauen Wuotans, noch auf der Wahlstatt zu einem neuen, schöneren Dasein

wachgerufen werden? Oswalds Schwert öffnet den Felsen und macht einem kühlen Bronnen Bahn; — so schlägt Wuotan mit seinem Speer Gungnir oder durch den Hufttritt seines Rosses Sleipnir Quellen aus dem Felsen; so stampft Graf Arnold von Holland in einer sehr alten Sage mit seinem Speer einen erquickenden Born für sein verschmachtendes Heer aus der Erde hervor. Die wunderbar entstandene Quelle aber hat wunderbare Kraft; wie sie sonst zu neuer Blüthe des Körpers verhilft, — man vergleiche die Sage von dem „Jungbrunnen", — so führt sie hier als Born der Taufe die Heiden zu einem neuen Leben ein. Gilt Oswald ferner als Wetterherr, gebeut er dem Hagel und den Winden und schützt er die Saaten, so erscheint uns Wuotan in ihm als Gott der Lüfte. Deshalb ist St. Oswald auch ein lichtstrahlender Reiter, der glänzend sein Heiligthum aufsucht, gleich Wuotan dem Gotte des Windes, welchen unsere Vorfahren als Reiter am Himmel dahinstürmen und gleich einem milden Könige als „Schimmelreiter" friedlich über das gesegnete Feld hinziehen sahen. Auch die mythischen Meerfrauen erscheinen in der Heiligenlegende. Mythisch erscheint endlich auch der Name Paing. Aller Wahrscheinlichkeit nach geht er auf „Spange" zurück, die Bezeichnung des allbekannten Schmuckes auf der Brust, auf der Schulter, am Kleide und an den Armen. Der Götterkönig erwirbt sich durch seinen Zug ein köstliches Kleinod, die Gemahlin; das ist also der zu Grunde liegende Gedanke des ersten Theiles der Dichtung. Was kann aber darunter, wenn wir das Poetische ins Physische übertragen, anders gemeint sein als: der Himmel vermählt sich der Erde, die in bräutlichem Schmucke des allbelebenden Gottes harrt? So gestaltet sich Oswalds Brautfahrt zu einer tiefsinnigen Dichtung über der Erde köstlichstes Fest, das Erwachen des Frühlings. Ja, dann ist der Rabe, der treffliche Bote, der das Alles in seiner Weisheit zu Stande gebracht hat, ein deutliches Symbol der linden Luft, die in des Lenzes ersten Tagen wie ein Brautwerber des Himmelsgottes die jungfräuliche Erde umfächelt. Welch' tiefsinnige Naturauffassung unserer Altvordern in dem Allen! Stoße man sich nicht an dem Raben. In dem Glauben unserer Urväter war ihm mehr Ehre zugedacht als in den jüngeren Sprüchwörtern unseres Volkes: er war ein edler Vogel, voll von Weisheit, — von Verdacht so frei, daß er selbst mit der Taube im Volksglauben vertauscht werden konnte, — klug und weise, als „Hugin" und „Munin" selbst die Personifikation des lebendigen Gottesgeistes.

Unsere Aufgabe ist beendet, der Geschichte ist zugewiesen, was ihr gehört; dem dichtenden Volksgeiste ist sein Recht und seine Anerkennung geworden. In ähnlicher Weise dürfte sich der Kultus vieler mittelalterlichen Heiligen aus deutscher Geschichte und Mythologie aufhellen lassen. Vielleicht ist es uns gestattet, das einmal in der Sage einer der vielen anziehenden Frauen deutscher Nation nachzuweisen, um deren mildes Haupt die Aureole verklärend sich gewoben hat. (O. S.)

Das Diakonissenhaus Bethanien zu Berlin

hat in dem Verwaltungsberichte für das Jahr 1878 die Resultate seiner Arbeit während dieses Zeitraumes zur öffentlichen Kenntniß gebracht, der ergiebt, daß leider das Wachsthum der Schwesternzahl hinter dem des Jahres 1877 zurück blieb, so daß die Arbeitskräfte der Anstalt oft bis auf's Aeußerste angespannt waren und zu befürchten stand, früher übernommene Verpflichtungen nicht erfüllen zu können.

Nicht weniger als 18 Schwestern hatten gefährliche Krankheiten zu bestehen, und während 2 von ihnen starben, waren am Schlusse des Jahres noch 8 außer Arbeit, ohne Aussicht, sie wieder beginnen zu können. Bei einem Zu- und Abgange von 35 Schwestern (Diakonissen, Novizen und Probeschwestern) ist die Gesammtzahl derselben gegen das Vorjahr nicht gestiegen, sondern auf 188 stehen geblieben.

Vier noch in Arbeit stehende Diakonissen feierten ihr 25jähriges Dienstjubiläum.

Das Jahr 1877 schloß mit einem Krankenbestande von 228
dazu wurden neu aufgenommen 2759
so daß 1878 . . . . 2987 Kranke im Mutterhause verpflegt wurden, über 300 mehr als im Vorjahre, mit zusammen 100,129 Verpflegungstagen; davon 13,012 Tage frei mit 165 Kranken. Der durchschnittliche Tagesbestand belief sich auf 274 $^{1}/_{3}$, derjenige der Freikranken auf 35 $^{2}/_{3}$.

Unter den Aufgenommenen waren

Evangelische	2510
Katholische	212
Altlutheraner	3
Juden	29
Ungetaufte	5
	2759.

Aus der oben angegebenen Zahl aller während des vorigen Jahres in der Anstalt befindlichen Kranken — 2987 —

sind geheilt entlassen	2259	
ungeheilt „	35	
gestorben	431	
so daß bei einem Gesammtabgange von		2725
ult. 1878 ein Bestand von		262

verblieben ist.

Trotz des fühlbaren Mangels an Kräften konnte doch die Arbeit auf den auswärtigen Stationen noch erweitert werden: und zwar übernahmen 2 Schwestern am Anfange v. J. die Krankenpflege in dem neu eröffneten Johanniter-Krankenhause zu Vandsburg in Westpreußen, während im Mai 4 Schwestern eine Gemeindepflege zu Neustadt bei Magdeburg begannen, und im November 2 Diakonissen zu demselben Zwecke nach Oschersleben entsandt wurden.

Die Anzahl aller auswärtigen Arbeitsplätze des Diakonissenhauses beträgt nunmehr 30, unter denen sich 13 Kranken- und Siechenanstalten des Johanniter-Ordens

befinden, wo die Schwestern zum Theil schon seit langen Jahren eine mit gesegnetem Erfolge gekrönte Thätigkeit üben.

Im Ganzen wurden auf den Außenstationen im Berichtsjahre verpflegt 5240 Kranke in 303,729 Verpflegungstagen; unter Hinzurechnung des Mutterhauses ergiebt sich eine Gesammtzahl von 8227 Kranken und 403,858 Verpflegungstagen.

In der sich erfreulich entwickelnden Gemeindepflege auf mehreren Stationen wurden 1592 Familien verpflegt, in den Spielschulen 301, in den Strickschulen 1042 Kinder.

Im Herbste v. J. fand die Einweihung des neuerbauten Feierabendhauses statt, welches den in ihrem mühevollen Berufe ergrauten, altersmüden Schwestern eine Stätte friedlichen Ausruhens an ihrem Lebensabende bieten soll.

Die immerhin noch nicht günstig zu nennende finanzielle Lage der Anstalt hat sich während des letzten Jahres doch in sofern gebessert, als trotz erheblicher Ausgaben das Deficit, mit welchem die Verwaltung zu kämpfen hat, von 14,760 M. 73 Pf. auf 8310 M. 72 Pf. sich herabminderte, ein Resultat, welches zum großen Theil der hingebenden Arbeit der Aerzte und Schwestern in der Krankenpflege und der umsichtigen und sparsamen Haushaltung im Mutterhause zu danken ist

Zur Verbesserung der Lage der ländlichen Arbeiter

enthält die „Landw. Dorfztg." folgende Vorschläge:

„Sowohl den Groß-Grundbesitzern wie den kleinen Besitzern, Pächtern und Verwaltern kann nicht oft und nicht dringend genug an's Herz gelegt werden, daß sie sich mehr mit dem Wohle ihrer Arbeiter beschäftigen sollten. Nicht durch Gleichgiltigkeit und leere Ausreden läßt sich hierin eine Besserung erwarten, sondern durch thatkräftiges Handeln. — Die Erledigung nachstehender Punkte dürfte viel Gutes zur Folge haben:

1) Bei jeder Abrechnung muß der Arbeiter zum Sparen ermahnt werden. Bei Unterbringung der Ersparnisse auf der Sparkasse übernimmt man (der Brodherr) die Vermittelung. 2) Die nothwendigen Lebensbedürfnisse der Arbeiter müssen aus bester Quelle im Großen eingekauft und dann vertheilt werden. 3) Wo der Raum es gestattet, ist jedem Arbeiter am Wohnhause ein Gärtchen anzulegen, auch ein Obstbaum darin zu pflanzen; die kahl dastehenden Wohnhäuser würden ein viel freundlicheres Ansehen gewinnen, wenn auch, namentlich an den Giebelseiten, ein Paar Obstbäume ständen. 4) Um die Arbeiter zur Ordnung und Reinlichkeit zu erziehen, muß an jedem Hause ein Abtritt hergestellt werden, die werthvollen Auswurfstoffe dürfen nicht verloren gehen, sondern müssen dem Acker zugeführt werden. 5) Ein Brunnen mit gutem Trinkwasser ist in der Nähe der Arbeiter-Wohnungen herzustellen. 6) Das Pfandgeld, sowie die Strafgelder, welches, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, von den Nachbarn und den Arbeitern erhoben wird, erhält seine zweckmäßigste Verwendung zum Besten der Schule und Schulbibliotheken, auch kann man dafür kleine Geschenke für die ärmsten der Schulkinder zu Weihnachten anschaffen. 7) Ertheilung von Prämien an Arbeiter, die ihrem Brodherren fünf Jahre und länger treue Dienste geleistet, in Form von Sparkassenbüchern, in denen eine Einlage verzeichnet steht. Sage Niemand, das ist zu ideal und undurchführbar. Es giebt Männer, die das gethan haben und sie haben Segen davon gehabt. Wo aber freilich eine Herrschaft meint, sie habe gegen ihre Arbeiter weiter keine Pflicht als Lohn für die Arbeit zu geben, da ist nicht auf Mithilfe, das Volkswohl zu fördern, zu rechnen. Solch rein rechtliches, aber im Grunde herzloses Verhalten, hilft aber sicher auch unter dem Landvolk die Socialdemokratie groß ziehen, die unter den der Herrschaft entfremdeten Arbeitern sicher ein ergiebiges Feld ihrer Wühlereien finden wird. —

Die Stiftungen und Sammlungen

aus Anlaß der am 11. Juni cr. stattgehabten goldenen Hochzeitsfeier Ihrer Majestäten des Kaisers und der Kaiserin betragen, soweit solche und die Höhe der betreffenden Summen bisher bekannt geworden sind, nach einer in Nr. 7 der Zeitung des Vaterländischen Frauen- und Hilfsvereins: „Deutscher Frauen-Verband", mitgetheilten detaillirten Aufstellung, die Summe von ca. 2 550 000 Mark. Rechnet man hierzu die Summen, welche diejenigen Stiftungen kosten werden, für welche die Geldbeträge nicht genannt worden sind, so wird man nicht zu hoch greifen, wenn man die Gesammtsumme, welche aus Anlaß des in Rede stehenden Jubelfestes von Communen, Corporationen, Vereinen und Privatpersonen für die mannigfachsten Gebiete der Nächstenliebe dargebracht worden ist, auf mindestens 3 000 000 Mark beziffert.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der




Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 3. September 1879. Nr. 36.

Schifffahrtsvertrag zwischen den Ritterorden vom Tempel und vom Hospital und der Commune Marseille aus dem Jahre 1233.

Von Dr. Herquet.

Bereits früher haben wir in diesen Blättern (Jahrgang 1871 Nr. 22) der Thatsache Erwähnung gethan, daß die beiden Ritterorden vom Hospital und vom Tempel im 12. und 13. Jahrhundert eigene Fahrzeuge besaßen, die in erster Linie zur Ueberführung der Ordensangehörigen und Pilger aus dem Occident in das heilige Land dienten und hier, wenn es nöthig war, auch zu kriegerischen Zwecken verwendet wurden. So 1187 bei der glänzenden Vertheidigung von Tyrus, die den mit der Schlacht von Hattin begonnenen, in der Einnahme Jerusalems gipfelnden Siegeszug Saladins zum stehen brachte.

Dieser Besitz von Fahrzeugen brachte nun die Ritterorden in Conflict mit der Stadt Marseille, die mit Venedig, Genua, Pisa, Amalfi, Bari, Messina und Barcelona sich in das lukrative Geschäft der Pilgerbeförderung theilte und in den beiden Orden höchst unwillkommene Concurrenten erblickte, zumal diese vorzugsweise Marseille zum Ausgangspunct ihrer Fahrten machten und machen mußten, da Südfrankreich beiden das Hauptmaterial an Mannschaft und Mitteln lieferte. Dieser Streit wurde endlich ausgeglichen und die folgende Urkunde darüber ausgefertigt, die unter den Zeugen zugleich die beiden ersten uns bekannten Seekapitäne der beiden Orden (hier Schiffskomture genannt) aufführt. Aus dem Vertrag ersehen wir, daß es der Commune Marseille lediglich um die Beschränkung der Pilgerbeförderung und des fremden Kaufmannsgutes zu thun war.

Der Wortlaut des Vertrags ist folgender:

„Im Namen des Herrn, im Jahre seiner Menschwerdung 1234 am 17. April in der siebenten Indiction! Kund und zu wissen allen Gegenwärtigen und Zukünftigen, daß in dem großen Rath zu Marseille, der in dem Rathhause nach gewohnter Weise auf Glockengeläut und Heroldsruf sich versammelt hat, eine nach dem Alphabet getheilte*) Notariatsurkunde vorgelesen worden ist, deren vollständiger wörtlicher Inhalt folgender ist.

Im Namen des Herrn Amen! Im Jahre seiner Menschwerdung 1233, in der sechsten Indiction am 3. October. Kund sei allen Gegenwärtigen und Zukünftigen, daß in Zwietracht und Widerrede verhandelt wurde zu Accon vor dem Herrn Odo von Mümpelgard, Connetable des Königreichs Jerusalem, zwischen dem Orden (wörtlich domus, Haus) der Ritterschaft des Tempels und dem Orden des Hospitals St. Johann einer- und der Bürgerschaft von Marseille andererseits. Es behaupteten nämlich die genannten Orden, Privilegien zu besitzen, welche sie auf Verlangen vorzeigen wollten und durch Zeugen bekräftigen, wenn es nöthig sei, wonach die früheren Herren und Vicegrafen von Marseille, nämlich Doncelin und Hugo und Raimund von Baux und Gerold Ademar von Monteil und ihre Ehefrauen, sowie Raimund de Tritis ihnen die Concession ertheilt hätten, Schiffe und Fahrzeuge im Hafen von Marseille zu halten, auf und mit welchen sie vollkommen frei aus diesem Hafen über Meer und an der Küste Spaniens fahren konnten zur Beförderung ihres Eigenthums, sowie der Pilger und der Kaufleute unter Erhebung eines Passagepreises oder nicht, wie dies in den genannten Privilegien des Näheren angegeben sei. Es behaupteten auch die Meister der beiden Orden, daß die Marseiller den Inhalt der genannten Privilegien nicht beachten wollten, ja häufig gegen Recht und Gerechtigkeit ihnen Geld abgepreßt und unendliche Kränkungen und enormen Schaden zugefügt, welchen letzteren allein sie auf 2000 Mark Silber anschlügen (in

*) Nach dem Alphabet getheilt — instrumentum per alphabetum divisum — bezeichnet die Sitte, wonach man einen Vertrag auf dasselbe Pergament zweimal unter einander schrieb und zwischen beiden Texten einen Zwischenraum ließ, der mit einer Zeile groß geschriebener Buchstaben nach der Folge des Alphabets ausgefüllt wurde. Indem man nun diese Zeile quer durchschnitt und jeder Partei einen Text übergab, wollte man dadurch ein Mittel gewinnen, um jederzeit die Echtheit der Urkunde feststellen und dem Versuch einer Fälschung derselben vorbeugen zu können.

der That eine sehr hohe Summe). Die Meister der beiden Orden bäten daher den Connetable, die Schiffe und das Eigenthum der Marseiller mit Beschlag zu belegen, damit sie sich damit entschädigen könnten. Dagegen trat nun Johannes de St. Hilaire, der Consul der Marseiller zu Accon, mit der Erklärung auf, es sei ihm über die schwebende Frage keinerlei Befehl oder Vollmacht von dem Herrn Raimond, Grafen von Toulouse und Herrn von Marseille, ertheilt, auch nicht von der Commune Marseille, und könne er den beiden Orden bezüglich ihrer Beschwerden nicht gerecht werden, da die jetzt zu Accon befindlichen Marseiller Kaufleute seien und mit der Sache nichts zu thun hätten, was der Connetable und seine Kammer gewiß für Recht erkennen würe. (Der Connetable war der oberste Kronbeamte des Königreichs und Präsident der Haute Cour.) Nachdem von beiden Theilen über die obigen Punkte noch lange hin und her gestritten war zwischen den Meistern der beiden Orden einerseits und dem Herrn Rostagne de Haut-Puy und Guicelmin de Caranzon Namens der Marseiller andererseits, so wurde mit Hilfe des Herrn Connetable und des Herrn Johann von Helin, Herrn von Beirut und vieler anderer Vornehmen Friede und Einigung über die genannten Punkte erzielt in nachfolgender Weise: Es gestatten die Herren Rostagne de Haut-Puy und Guicelmin de Caranzon kraft ihrer in Händen habenden Vollmacht, wie sie in dem durch den öffentlichen Notar Wilhelm Imbert ausgefertigten, mit den Siegeln der Commune Marseille und Grafen Raimund von Toulouse bekräftigten Notariats-Instrument ausgedrückt ist, den beiden genannten Orden, in dem Hafen von Marseille zu halten, zu beladen oder zu entladen nur zwei ihrer eigenen Schiffe zweimal im Jahre, nämlich zwei Schiffe im Passagium des Augusts (dem sogenannten Sommer-Passagium) und zwar eins von dem Tempelorden, das andere von dem Hospitalorden und im Passa- oder März-Passagium (dem sogenannten Frühjahrs-Passagium, nach welchen beiden Perioden sich die damalge Schifffahrt, die alle Winterreisen vermied, theilte) ebenfalls zwei Schiffe, eins vom Tempel, eins vom Hospital, zur Beförderung der Angehörigen und des Eigenthums der beiden Orden. Und in jedem Schiffe sollen sie aufnehmen können bis höchstens 1500 Pilger, Kaufleute aber so viele sie wollen (es ergiebt sich daraus, daß ein solches Schiff ungefähr 2000 Personen fassen konnte, also eine Größe besaß, die wir auch nach heutigem Maßstabe eine kolossale nennen müssen), vorausgesetzt, daß die gewöhnliche städtische Auflage von allen Gegenständen gezahlt wird, die von Kaufleuten wie von Privatpersonen in der Stadt vertrieben werden. Sollten aber die genannten Orden mehrerer Schiffe zum Transport ihres Eigenthums benöthigen, so sollen sie diese haben dürfen, doch sollen sie in ihnen keine Pilger und keine Kaufleute befördern. Es versprachen die genannten Meister der beiden Orden, daß sie dies thun wollten und keine Schiffe zur Beförderung von Kaufmannsgut und von Pilgern unterhalten wollten von Portus Cocoliberi bis Portus Monachi (Provençalische Küste), sondern nur die oben bezeichneten Schiffe, und zwar in dem Hafen von Marseille, wie dies vereinbart ist. Und erklärten sich die beiden Meister kraft dieses Vertrags bezüglich ihrer oben erwähnten Privilegien jetzt vollständig zufriedengestellt. Ebenso versprachen die genannten Herren Rostagne und Guicelmin, daß sie nach Kräften bei dem Herrn Grafen von Toulouse und der Commune von Marseille auf Bestätigung dieses Vertrags hinwirken würden. Und zur größeren Festigung dessen haben diese gegenwärtige, nach dem Alphabet getheilte Urkunde wir Bruder Harmann de Peragors (Périgord), Meister des genannten Ordens der Ritterschaft vom Tempel, und wir Bruder Gerinus*), Meister des genannten Ordens vom Hospital St. Johann, und wir Rostagne und Guicelmin mit Anheftung unserer Siegel bekräftigen lassen.

Geschehen ist dies vor

Odo von Mümpelgard, Connetable des Königreichs Jerusalem und Balley desselben für den Kaiser (Friedrich II.) von Deutschland, in Gegenwart des Herrn Johann von Helin, Herrn von Beirut, (folgen vier syrische Barone, dann die Tempelritter), Br. Balduin de Beurage, Br. Reinald der Deutsche, Br. Jacob del Lois, Comtur des Tempelhauses zu Accon, Br. Gerald de Jussac, Br. Wilhelm Arnald (und die Hospitaliter) Br. Arnald de Montbrun, Marschall des Hospitals St. Johann, Br. Wilhelm de Monte acuto, Drapierer, Br. Roger der Spanier, Br. Wilhelm de Castronovo (der spätere von 1243 bis 1257 urkundlich auftretende Großmeister), Br. Rivelon und Br. Rainer der Deutsche.

Dies ist geschehen im Palaste des Herrn Connetable und Balley Odo von Mümpelgard. Und ich Peter de Corveria habe auf Bitten und Befehl beider Theile diese Urkunde geschrieben und mein Zeichen darauf gesetzt.

Nachdem der Inhalt dieses Instruments von dem genannten großen Rath von Marseille vernommen und vollständig verstanden, auch eine Berathung über diese Einigung und diesen Frieden, der abgeschlossen und verhandelt worden ist zwischen den Meistern der genannten Orden einer- und Rostagne de Haut-Puy und Guicelmin de Caranzon namens der Marseiller andererseits, wie schon oben bemerkt, eröffnet worden ist, so habe ich Vivaldus, Syndikus der Commune von Marseille, mit Zustimmung des genannten großen Raths und dieser große Rath selbst namens der Commune von Marseille diese Einigung und Alles bestätigt, wie es in dem Instrument vorgesehen ist. Und zwar so, daß es die Meinung des genannten Syndikus und des großen Raths ist, daß unter der Bezeichnung „Schiff"

*) Gerinus (ohne weitere Bezeichnung) nicht zu verwechseln mit Garinus de Monte acuto (von 1210 bis Mai 1227 urkundlich erwähnt), erscheint zuerst in einer Urkunde vom September 1231, zum letzten Mal im Mai 1236. Kurz nachher starb er. Seine Bulle hatte die Umschrift: „(Avers) Frater Girinus custos (Revers) Hospitalis Iherusalem."

sollen verstanden sein „Salander" (schnellsegelnde Lastschiffe), „Tariden" (ebenfalls Lastschiffe) und andere zur Meerfahrt geeignete Fahrzeuge.

Geschehen in dem grünen Saal des Rathhauses von Marseille in Gegenwart des Br. Bertrand de Coms, Priors von St. Gilles (der spätere, in einer Urkunde von 1236 auftretende Großmeister, Nachfolger des obigen Großmeisters Girinus), des Br. Arnoud de Miserata, Comturs des Hauses St. Gilles, Br. Pontius Bernord, Comturs des Hauses Marseille, Br. Wilhelm de Valencia (Valence an der Rhone), Comturs der Schiffe (commendatoris navium), Br. Giraud, Kaplans des genannten Priors, Br. Bernhard, Kaplans des Herrn Grafen von Toulouse, ebenso des Hugo de Lucco, Comturs des Hauses Boilles, des Br. Wilhelm de Capmeillier, Comturs des Tempelschiffes (commendatoris navis Templi), des Br. Bosmund, des Br. Peter, Comturs des Hauses Fosses (die vier Genannten gehören dem Tempelorden an) und in Gegenwart von acht weiteren Zeugen (die meist dem Provencalischen Adel anzugehören scheinen) und vieler Anderen.

Ich Wilhelm Imbert, öffentlicher Notar zu Marseille habe auf Geheiß des genannten Syndikus und des großen Raths diese Urkunden geschrieben, mein Zeichen darauf gesetzt und zu mehrerer Bekräftigung des Vorstehenden mit dem Siegel der Commune Marseille besiegelt.

(Das Original befindet sich im Ordensarchiv zu Malta, das angehängte Siegel ist verloren gegangen.)

Ein Pionier der Humanität.

So nennt ein amerikanisches Blatt mit Recht den in der Nacht des 24. Mai im Westmoreland-Hotel zu New York gestorbenen William Lloyd Garrison. Was der große Wilberforce für England war: der unermüdliche, lebenslängliche, unerschütterliche Bekämpfer der Sklaverei, das war Garrison für Amerika. Diesem Kampfe widmete er seitdem seine ganze Kraft, seine ganze Zeit, sein ganzes Leben. Er unternahm ihn zu einer Zeit, wo die Masse der Menschen im Norden der Vereinigten Staaten den, der von der Abschaffung der Sklaverei sprach, entweder einen Thoren oder einen Verbrecher nannte; wo es noch gesetzlich verpönt war, dem Gedanken der Befreiung der Schwarzen in Wort und That Ausdruck zu verleihen.

Man warf ihn 1829 in Baltimore in den Kerker und im Oktober 1835 wurde er vom wüthenden Pöbel, mit einem Strick um den Hals, durch die Gassen Bostons gestoßen und geschleift und ihm die Kleider vom Leibe gerissen. Das Leiden für die gute Sache der Freiheit beugte ihn nicht, sondern stählte ihn nur. Aus dem Gefängniß in Baltimore schrieb Garrison einen Brief, in dem er sagte: „Wenn der Richter Brice (der ihn zu 50 Doll. Strafe oder Gefängniß wegen Denunzirung des Sklavenhandels verurtheilt hatte), glaubt, daß sein Hohn mich einschüchtern und sein Urtheil meine Stimme im Dienst der Unterdrückten zum Schweigen bringen kann, so irrt er sich gewaltig in mir. So lange Gott mir Kraft und Verstand verleiht, werde ich nicht aufhören zu verkündigen, daß das Bestehen der Sklaverei in diesem Lande ein Schandfleck für unsern Namen ist."

Zu Newburyport in Massachusetts 1805 als armer Leute Kind geboren, wurde Garrison 1814 in Lynn zu einem Schuhmacher, dann zu einem Schreiner in die Lehre gethan. Endlich wurde er Schriftsetzer. Das sagte ihm zu. Bald lieferte er selbst anonyme Beiträge für das Blatt, an dem er setzen half, und der Eigenthümer dankte ihm brieflich dafür, ohne daß er wußte, daß der Verfasser der Artikel sein junger Setzer war. Im Jahre 1826 gab Garrison selbst die „Free Press" in seiner Vaterstadt heraus, und wurde später Mitarbeiter an dem in Baltimore herausgegebenen „Genius of Universal Emancipation."

Während Garrison in Baltimore die Sklaverei mit scharfen Waffen angriff, geschah es, daß das Schiff „Franklin" aus seiner Vaterstadt eine Ladung Schwarzer von Baltimore nach Louisiana brachte. Das empörte Garrison auf's Höchste. In bitteren Worten denunzirte er den Sklavenhandel als Menschenraub, ward dafür verklagt und zu 50 Doll. Strafe verurtheilt. Da er nicht zahlen konnte, mußte er in's Gefängniß wandern, von dem aus er den oben erwähnten Brief schrieb. Im Norden erregte die Verurtheilung Garrisons vielen Unwillen, doch bald sprach man nicht mehr davon. Als Garrison später 1864 das alte Gefängniß und seine Zelle wieder besuchen wollte, war es fort. Als er das Abraham Lincoln erzählte, sagte dieser: „Sehen Sie, Garrison, der Unterschied zwischen 1830 und 1864 ist der: damals 1830 konnten Sie nicht heraus und jetzt 1864 können Sie nicht hinein!"

Von Baltimore begab sich Garrison nach Boston und edirte hier 35 Jahre lang — vom 1. Januar 1831 bis zum 1. Januar 1866 — das der Emancipation der Sklaven und Abschaffung der Sklaverei ganz gewidmete Blatt: „The Liberator". Unter den entmuthigendsten Verhältnissen ward es begonnen. Garrison hatte durchaus keine Mittel. Er und sein Verbündeter Knapp arbeiteten am Tage in der Druckerei des Christian Examiner als Setzer und verdienten damit die Druckkosten ihres Blattes ab! Am Abend und in der Nacht schrieben sie dann für ihr eigenes Blatt! Der „Liberator" führte eine scharfe Sprache. Er wirkte wie ein Feuerbrand. Er zog dem Editor Drohungen und Mißhandlungen zu; die Sklavenstaaten stempelten die Verbreitung des Blattes zum Criminalverbrechen. Das Alles aber schreckte Garrison nicht ab. Er fuhr fort, gegen den Schandfleck im amerikanischen Leben laut zu zeugen und — bald bildeten sich Antisklavereivereine in den Städten des Nordens. Auch nach England reiste Garrison und trat da mit Wilberforce, der nach dreißigjähriger Arbeit endlich 1833 die Abschaffung der Sklaverei im englischen Gebiet durch

einen Beschluß des Parlaments durchgesetzt hatte, in Verbindung.

Als nun endlich in Folge des Krieges, den die Sklavenhalter des Südens begonnen, der Tag der Freiheit der Schwarzen kam und Lincoln seine berühmte Proklamation erließ, die den Sklaven die Freiheit gab, da sah Garrison sein Wirken vom schönsten Erfolg gekrönt. Die Arbeit seines Lebens war gethan. Mit dem 1. Januar 1866 ließ er den „Liberator“ eingehen. Geachtet und geehrt von allen, die ihn kannten, hochgeschätzt und verehrt von allen Edlen der Nation, geliebt von seinen Freunden, starb Garrisan ruhig und lebenssatt im Kreise seiner Kinder zu New-York. Er war ein edler und reiner Charakter, der im Dienste der Armen und Unterdrückten seine Kraft verzehrte, ein Held, der sein Leben an die Verwirklichung einer großen Idee setzte und sich in seinem Streben durch Nichts erschrecken und hemmen ließ.

Ein Grabstein aus der Zeit der Kreuzzüge vor dem Hauptportale der heiligen Grabeskirche in Jerusalem.

Der Ehrenritter des Johanniter-Ordens: Kaiserlich Deutscher Consul Freiherr von Münchhausen zu Jerusalem schreibt der Redaction darüber Folgendes:

Einer meiner Freunde, der Legationssecretair von Tümpling in Bern, schickte mir vor Kurzem einen Artikel des Blattes „Deutscher Herold“, der den Wink enthält, den vor dem Hauptportale der Auferstehungskirche hierselbst befindlichen Grabstein des bretagnischen Ritters Philipp von Aubigny für unseren Orden zu erwerben oder wenigstens photographiren zu lassen. Leider konnte bei der Lage des Steins, der Unbehilflichkeit der hiesigen Photographen und der Mangelhaftigkeit ihrer Apparate nicht einmal der letztere Wink befolgt werden. Dagegen ließ ich durch den derzeitigen Canzler des Consulats, Herrn Boneß, eine Zeichnung aus freier Hand davon aufnehmen, welche ich in der Anlage übersende und für deren Treue bis in das geringste Detail ich einstehe.

Was nun die in dem erwähnten Artikel angedeutete Erwerbung des Grabsteins selbst anbetrifft, so wäre eine solche meines Erachtens deshalb unmöglich, weil dieser Stein die einzige lateinische Inschrift enthält, ja das einzige wirklich unantastbare Denkmal der fränkischen Kreuzfahrer ist, welches die heilige Grabeskirche noch aufzuweisen hat, und es daher begreiflich erscheint, daß ihn die Franziskaner mit der größten Aengstlichkeit als ein wahres Heiligthum bewachen.*) Es ist nur zu bekannt, mit welcher Eifersucht die griechisch-orthodoxe und die römisch-katholische Kirche von jeher um das Eigenthumsrecht an jeder einzelnen der heiligen Stätten gestritten haben. In diesem Streite haben die Griechen immer namentlich europäische Verwickelungen benutzt, um ihr Eigenthum auszudehnen, so namentlich den großen Streit zwischen Jesuiten und Franziskanern, resp. Frankreich und Venedig wegen der Hut des heiligen Grabes im 17. Jahrhundert, und dann die Napoleonischen Kriege. — Während derselben verschwanden die letzten lateinischen Inschriften, da die Griechen die europäische Verwirrung benutzten, um nach dem großen Brande im Jahre 1808 den Grabdom selbstständig zu repariren. Bei dieser Gelegenheit verschwanden auch die Grabmäler Gottfried's von Bauillon und Balduin's I., sowie der Denkstein, mit welchem der Baumeister der Kreuzfahrer: Jordanes, den Bau des großen Glockenthurmes hatte verewigen wollen. Und gerade die Abtragung des oberen Theiles dieses Thurms, welche die Griechen damals vornahmen rettete die Aubignysche Grabschrift. Dieselbe wurde nämlich von vorne herein durch den Schutt verdeckt, den die Griechen, mit ächt orientalischer Nachlässigkeit, sa lange var der Grabeskirche liegen ließen, bis sich nach dem Krimkriege Frankreich und Rußland vereinigten, die fehlerhafte griechische Reparatur der großen Kuppel durch eine bessere zu ersetzen. Damals (1868) wurde erst der Schutt entfernt, und kam der Aubignysche Stein wieder zum Vorschein, worüber auf der ganzen katholischen Linie ein großes Triumphgeschrei entstand. Seitdem hüten die Franziskaner die Grabschrift wie ihren Augapfel, und würden sie uns „Ketzern“ ebensowenig abtreten, als sie sie je wieder von den Griechen antasten lassen werden. Dieser Umstand bietet aber auch zugleich die beste Garantie für die Erhaltung dieses interessanten, jedenfalls aus den Kreuzzügen stammenden Denkmals.

*) Diese Inschrift lautet wie folgt: „✠ HJC : JACET : PHJLJPPUS : DE : AUBJGNJ : CUJUS : ANJMA : REQUJESCAT : JN PACE : AMEN ·:· “

Die Macht des Beispiels.

Das kürzlich erschienene 8. Heft der Zeitschrift: „Deutscher Frauen-Anwalt“, Organ des Verbandes deutscher Frauen-Bildungs und Erwerb-Vereine, herausgegeben von Jenny Hirsch, enthält unter obigem Titel einen von Meta Wellmer verfaßten Aufsatz, in welchem nicht nur dies in mehr als einer Hinsicht bedeutsame Thema durch eine Reihe treffender Bemerkungen und Beobachtungen im allgemeinen erläutert wird, sondern unter diesem Gesichtspunkte speciell im Hinblick auf die Gegenwart nur zu lange geduldete Mißstände beleuchtet und zu deren Abhilfe beherzigenswerthe Winke gegeben werden, so daß eine Mittheilung des Inhalts in den hauptsächlichsten Zügen an dieser Stelle nicht ungerechtfertigt erscheinen dürfte.

Eine auffällige Erscheinung, so äußert sich die Verfasserin des in Rede stehenden Aufsatzes, ist es, wie man trotz der Popularität und allgemeinen Geltung des alten Spruches: „Böse Beispiele verderben gute Sitten“ und ungeachtet der nur zur berechtigten Klagen über zunehmende „sittliche Verwilderung“ es gleichgültig mit ansieht, daß diese Beispiele des Bösen, deren außerordentliche, unheilvolle Macht die Verbreitung jenes Sprichworts bei allen Völkern zur Genüge beweist, allüberall

zu lesen, zu sehen und zu hören sind. Bei weitem nicht von so zahlreichen Erfahrungen bestätigt wie jenes betrübende und warnende Axiom ist dessen Umkehrung und Gegenstück: „Gute Beispiele veredeln schlechte Sitten".

Erstlich werden viel mehr böse Beispiele gegeben und bekannt als gute, dann aber scheint der Funke des bösen Beispiels mehr Brennstoff und entzündliche Materie in unserem Innern vorzufinden als der Strahl und das Licht des guten; — es gehört wenigstens keine zur Nachahmung des guten Beispiels erforderliche Selbstbeschränkung und Selbstbeherrschung dazu, um schlechte Vorbilder nachzuahmen, man läßt sich einfach gehen, man widersteht nicht, und dadurch findet das Samenkorn des Unkrauts den geeigneten Boden im Menschenherzen, „das böse ist von Jugend auf", und trägt hundertfältige Frucht, während der edle Weizen kaum eine zehnfache Erndte liefert.

Besonders nachhaltig ist der Einfluß des gegebenen Beispiels auf die Kinder wegen des ihnen angeborenen Nachahmungsbetriebes, ihrer Empfänglichkeit für äußere Eindrücke und ihrer scharfen Beobachtung des Thuns und Treibens Erwachsener.

Wenn sich daher jetzt die Klagen über die Zügellosigkeit, Gemüths- und Sittenverwilderung der Jugend zu allgemeinen Weh- und Schmerzensrufen steigern, so fragt der besonnene und prüfende Pädagoge: Wie hätte die Jugend so verhängnißvoll ausarten können, wenn ihr nicht von Erwachsenen schlechte und schlechteste Beispiele Jahre, Jahrzehnte lang gegeben worden wären?

Unsere Jugend sieht und hört nicht nur unter den sie umgebenden sich gehen lassenden, gedankenlosen Erwachsenen vorzugsweise in den niederen Gesellschaftsschichten unzählig viel schlechte Beispiele, es werden ihr die letzteren aber auch in Hülle und Fülle durch die Tagesliteratur, die Zeitungen, vorgeführt, in welchen die Jugend täglich und stündlich ausführlich geschilderte Beispiele des Bösen und Schlechten findet. Während unsere Vorfahren es sich angelegen sein ließen, „Beispiele des Guten und Edlen" zu sammeln und durch den Druck unter die Jugend zu verbreiten — in jeder Privatbibliothek des vorigen Jahrhunderts sind derartige Bücher zu finden —, werden zu unserer Zeit täglich Millionen von Blättern mit unzähligen Beschreibungen von Mordthaten, Betrügereien, entsetzlichen und ekelhaften Schwurgerichtsverhandlungen gedruckt und gelesen, ohne daß man bedenkt, welches Gift damit namentlich in die empfänglichen Herzen der Kinder durch solche Jedermann leicht zugängliche Lecture geträufelt wird.

Diese durch unsere Tagespresse täglich millionenfach mit ausführlichstem Detail verbreiteten bösen und schlechten Beispiele, weit entfernt abschreckend auf die Leser zu wirken, sind eine wahre Hochschule des Verbrechens und der Lasterhaftigkeit, und zahlreiche Schüler sind durch sie schon gebildet worden.

Mehrfach sind daher in dem Bestreben, hierin eine Aenderung zum Besseren herbeizuführen, von der Verfasserin den ihr bekannten Zeitungsredactionen Vorschläge gemacht worden, statt der theilweise stehenden Rubriken: Mord, Betrug u. s. w. täglich oder wöchentlich nur Ein gutes Beispiel den Lesern vorzuführen. Allein die gewöhnliche Antwort auf derartige Vorschläge lautete dann, man glaube nicht, daß das Lesen solcher Züge Anklang finden und Interesse erregen würde, daß es überhaupt schwer sei, derartige glaubwürdige Beispiele des Guten zu finden, daß eine zu große Einförmigkeit in dergleichen Berichten herrschen würde u. s. w.

Das Lange und Kurze solcher ausweichenden Antworten war: unsere Leser verlangen pikante, ihre schlaffen Nerven auf- und anregende Lecture! —

Die Anstalt für verwaiste Lehrlinge in Auteuil.

Paris verdient den Namen einer Stadt, welche sich durch Wohlthätigkeitsbestrebungen auszeichnet. Wenn wir das Werk der Charité in Paris insgesammt überblicken, so vermag man sich einer stillen Befriedigung nicht zu erwehren. Wir sehen hier ein Band, welches alle Klassen der Gesellschaft umschlingt. Wir finden auch hier eine Widerlegung des Stichwortes: „eine unübersteigbare Kluft trennt die verschiedenen Schichten von einander." Das Elend in einer Bevölkerung klammert sich an jede Lebensperiode an, aber die Bemühungen, dasselbe zu bannen, haben einen entsprechend weiten Wirkungskreis gesucht. Die société de la maternité sorgt für das Kind der armen Familie schon vor der Geburt, gewährt der Mutter während der Zeit der nothwendigen Ruhe eine Unterstützung, der Säugling findet in der Krippe, das 3- bis 6jährige Kind in dem Asyl Schutz; nachher sorgt die Schule, oder, wenn die Eltern gestorben sind, das Waisenhaus für den Kleinen; dem Lehrling stehen wohlthätige Vereine zur Seite, der Arbeitslose wird zu placiren gesucht; an das gefallene Mädchen, wie den entlassenen Sträfling, ist gedacht worden; den Greis nimmt eine Versorgungsanstalt auf etc. Wir wissen, daß trotz alledem nur ein Theil des Elends gebannt ist, indeß erkenne man denn doch diesen Theil dankend an! Der erzielte Erfolg darf und kann nicht zur Einstellung der Anstrengungen führen, sondern veranlaßt im Gegentheil eine sich stets erneuernde und erweiternde Thätigkeit.

Es ist Thatsache, daß Tausende von Kindern in Paris ohne jede Fürsorge aufwachsen. Vor Kurzem hat Herr E. Robin eine kleine Schrift: „Des écoles industrielles et la protection des enfants insoumis et abandonnés", veröffentlicht, in welcher uns in wirklich ergreifender Weise die Verhältnisse eines nicht unbedeutenden Bruchtheils der Pariser Jugend vorgeführt werden. Ueber 10 000 Kinder im Alter von 10 bis 16 Jahren sollen außerhalb eines häuslichen Herdes leben. Vielleicht ist diese Ziffer noch zu gering, da nach einem amtlichen Bericht 1875 nicht weniger als 18 316 Kinder in Paris waren, die keinerlei Unterricht genossen. Diese Zustände hat ein wackerer Geistlicher, der Abbé L. Roussel, seit Langem erkannt und sein red-

liches Theil zur Besserung beigetragen. Die Kinder in Paris besuchen nur bis zum 12. Jahre die Schule. Sie treten alsdann „ins Leben“; sie müssen, wenn sie bisher überhaupt einer Familie angehörten, nunmehr für sich selbst sorgen. Aber was heißt das? Sie sind doch zu jung zum Arbeiter, zum Lehrling, was geschieht darum? Es beginnt nur zu oft ein Dasein, welches eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Vagabondenthum hat und mit dem Verbrecherthum endet. „Wir kennen nicht“, sagt Mr. Roussel, „ein tieferes Elend, ein ergreifenderes Unglück, eine größere Gefahr für die Gesellschaft . . . . .“ In dieses Elend hat derselbe hineingegriffen. Er gründete im Jahre 1867 in Auteuil, der Vorstadt von Paris, das sog. Oeuvre de la première communion et des apprentis orphelins, „das Werk der ersten Communion und der verwaisten Lehrlinge“. Wir lassen die religiöse Seite hier außer Betracht und halten uns lediglich an die öconomische. Jeder Knabe in hilfsbedürftiger Lage, aber unter besonderer Berücksichtigung der Waisen, findet, soweit der Platz reicht, Aufnahme. Er wird in den Elementarschulfächern unterrichtet und außerdem, und zwar ist dies die Hauptsache, zum Handwerker ausgebildet. Die Anstalt besitzt eine Buchdruckerei, Schriftgießerei, Buchbinderei, Schuhmacher- und Schneiderwerkstätte; endlich wird die Anfertigung von Crucifixen (Thonarbeit) betrieben. Der theoretische Unterricht wird durch Geistliche und Lehrer, der practische durch Handwerksmeister geleitet. Die Eleven erhalten Kleidung, Nahrung, kurz Alles, was zum Leben gehört. Nach Abschluß ihrer Lehrzeit, die nach den Anlagen der Einzelnen verschieden lang ist, können sie ebenfalls noch im Hause bleiben und beziehen alsdann eine kleine Remuneration; meistens werden sie jedoch anderswo, unter Vermittelung der Anstalt placirt. Die Schülerzahl beträgt heute ca. 300, wofür ein Personal von im Ganzen ca. 30 Personen angestellt ist. Das Unternehmen beruht ausschließlich auf freiwilligen Beiträgen, welche bisher in recht befriedigendem Maßstabe eingegangen sind.

Wir erblicken kein Ideal eines Erziehungshauses in der Waisenanstalt zu Auteuil. Gegen die neunstündige Beschäftigung eines zwölfjährigen Jungen als Schriftgießer resp. Schriftsetzer scheinen manche Bedenken zu sprechen, auch der Geist des Hauses will uns nicht recht zusagen — aber wir stehen nicht an, dem Gründer dennoch hohe Anerkennung zu zollen. Ist es nicht ein unendliches Glück für die 300 armen Kleinen, aus der Straße geholt und in dieses Heim gebracht zu werden? Wir verstehen nicht die Zurückhaltung mancher Liberalgesinnter gegenüber diesem Werke. Sie können dazu unseres Erachtens nicht berechtigt sein, so lange sie selbst nichts Vollkommneres geleistet haben.

(Soc.-Corr.)

Frauenarbeit.

In einer lehrreichen Besprechung des im Berliner Architektenhause abgehaltenen letztjährigen Weihnachts-Bazars hebt Julius Lessing die kunstreichen Frauenarbeiten hervor, in denen zum Theil Meisterhaftes geleistet war. Dabei macht derselbe eine Bemerkung, die auch von unserm Standpunkte Beachtung verdient und die wir gern in Frauenkreisen zur Beherzigung möchten verbreiten helfen. Lessing schreibt:

„Es ist erfreulich, daß jetzt allmählich die Damen nicht nur bei den bemalten Gegenständen, welche sie halb und halb zur Kunst rechnen, sondern auch bei gewöhnlichen Stickereien offen als Arbeiterinnen auf diesem Felde auftreten. Wenn die Beschäftigung mit dem Kunstgewerbe dem gebildeteren Theile unserer Frauenwelt zu einer in vielen Fällen so dringend nöthigen Erwerbsquelle werden soll, so ist dieses Bekennen zur Arbeit die erste Vorbedingung. Aber das Recht, welches sich die Frauen durch ehrliches Heraustreten auf den Arbeitsmarkt erwerben, legt auch eine Pflicht auf. Diejenigen Frauen, welche sich ihre Arbeit nicht ordentlich berechnen, da sie im Schooße ihrer Familie mehr für ihr Taschengeld arbeiten, vergessen aber übersehen, daß sie hierdurch den Arbeiterinnen, welche auf ihren Erwerb angewiesen sind, den empfindlichsten Schaden bereiten können. Das eigentliche Elend unserer Handarbeiterinnen, besonders der Stickerinnen, wird hervorgerufen durch die Damen der sogenannten höheren Stände, welche ihre Arbeit nicht ordentlich berechnen und für ein wahres Sündengeld arbeiten. Auf dem Gebiete des Kunstgewerbes ist bisher von einer falschen Concurrenz und Unterbietung noch weniger die Rede, aber wenn die Damen, wie es diesmal geschieht, Kästchen, an denen sie wenigstens eine Woche arbeiten, für 5 Mk. verkaufen und kunstvoll gestickte Wäschestücke für weniger als was die Fabrikarbeit im Laden kostet, so begehen sie in Gedankenlosigkeit oder Aengstlichkeit ein schwerwiegendes Unrecht gegen diejenigen, welche sich dem Kunstgewerbe zuwenden, um davon zu leben“.

Carl Heymann's Verlag in Berlin, W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 10. September 1879. **Nr. 37.**

Die Enthüllung des Denkmals des verewigten Grafen Eberhard zu Stolberg-Wernigerode auf dem Marktplatze zu Landeshut in Schlesien

hat am Sedantage, den 2. d. M., Vormittags 11 Uhr, in feierlicher Weise stattgefunden.

Ist uns auch die Tagespresse, ihrer Organisation und Aufgabe entsprechend, mit der bezüglichen Nachricht längst vorausgeeilt, so ist es doch unsere Pflicht gerade in diesem Blatte einen Bericht über diese schöne, durch das prächtigste Wetter überaus begünstigte Feierlichkeit, anknüpfend an das Festprogramm, hier mitzutheilen.

Schon sehr früh Morgens am 2. d., irren wir nicht, so war es 4 Uhr, erdröhnten vom nahen Burgberge so kräftige Böllerschüsse, daß sicher, wie der Referent, auch ganz Landeshut dadurch geweckt wurde. Etwas später tönten Trommelschlag und Hornsignale durch die Stadt, an den Tag von Sedan auf's Neue erinnernd. Später marschirten die Kriegervereine der benachbarten Ortschaften und Bergleute mit ihren Fahnen, je ein Musikcorps voran, in die auf's Festlichste geschmückte Stadt.

Nach beendetem Gottesdienste nahmen um 11 Uhr die gesammten Krieger- und Turnervereine, die Bergleute, Innungen, Schulen u. s. w. derart Aufstellung auf dem schönen, sehr geräumigen Marktplatze, daß sie in einigem Abstande von dem mitten auf demselben stehenden, verhüllten Denkmale, dasselbe umschlossen, während den hinter ihnen frei bleibenden großen Raum Tausende von Zuschauern aus nah und fern eingenommen hatten.

Gegen 11 Uhr versammelten sich im Saale des Rathhauses die Geistlichkeit beider Confessionen, das Denkmals-Comité, die auswärtigen Gäste, sowie die Behörden des Kreises und begaben sich von dort nach dem Festplatze, wo inzwischen die zahlreich erschienen Glieder des gräflich Stolberg-Wernigerodeschen Hauses mit ihren Damen, unter ihnen der regierende Graf Otto zu Stolberg-Wernigerode, sowie die Frau Wittwe des verewigten Grafen Eberhard, und Verwandte auf einer mit Stühlen besetzten Estrade Platz genommen hatten.

Die Mitglieder des Johanniter-Ordens waren gleichfalls zahlreich vertreten.

Die Feierlichkeit ward durch die vereinigten Männerchöre Landeshut's eröffnet, welche das von Nägeli in Musik gesetzte Gedicht von Ernst Moritz Arndt: „Wer ist ein Mann" 2c. sangen. Demnächst betrat der Landrathsamts-Verweser Graf Udo zu Stolberg-Wernigerode die mit Grün umkleidete Rednertribüne und brachte, hinweisend auf den 2. September 1870, ein Hoch auf Se. Majestät unsern Allergnädigsten Kaiser und König aus, in das die Anwesenden aus vollem Herzen einstimmten. Sodann trugen die Sänger ein eigens für die Feier gedichtetes und componirtes Festlied unter Instrumentalbegleitung vor, nach dessen Schlusse der Commendator des Johanniter-Ordens, Freiherr von Zedlitz und Neukirch, in seiner Eigenschaft als Mitglied des Comités, Namens desselben die Enthüllung des Denkmals stattfinden ließ und solches dann der Stadtgemeinde Landeshut als Eigenthum übergab.

Es war ein schöner, überaus ergreifender und allen Anwesenden gewiß unvergeßlicher Moment, als auf seinen Wink, der Meister der das Denkmal geschaffen: der Bildhauer Johannes Pfuhl aus Berlin, unter Betheiligung des noch im Kindesalter stehenden Grafen Conrad zu Stolberg-Wernigerode, den Hebel welcher den Vorhang hielt, durch leichten Druck in Bewegung setzte, die Hülle wie durch Zauberschlag urplötzlich zur Erde fiel und das Standbild des Grafen Eberhard von der Sonne goldig beschienen, sich den Blicken zeigte!

Bürgermeister Pfuhl — ein Vetter des Meisters — übernahm Namens der Stadt das schöne Werk und hob namentlich die großen bahnbrechenden Verdienste des verewigten Grafen auf dem Gebiete der Kriegs-Krankenpflege hervor.

Seine schwungvolle Rede schloß er mit folgenden Worten aus einem Gedichte Carl von Holtei's, das dieser auf die Nachricht von dem plötzlichen Heimgange

des Grafen Eberhard zu Stolberg am 8 August 1872 verfaßt hat; sie lauten wie folgt:

„Er diente seinem Gott im rechten Sinn,
Wie seinem König nur aus innerm Triebe,
Er gab sich willig schweren Pflichten hin,
Erfüllte sie in wahrer Menschenliebe.
Er diente seinen Aemtern, da wie dort,
Sein Vorbild gab rings hin gediegne Lehre,
Im Krieg und Frieden galt wie Gold sein Wort,
Denn unerschüttert dient' er nur der Ehre!"

Die Versammlung sang darauf den ersten Vers der National-Hymne: „Heil dir im Siegerkranz", worauf der katholische Erzpriester Hauffe — Mitglied des Denkmals-Comités — Gebet und Segen sprach. Ein Gleiches geschah nach dem Gesange des Schlußverses der Hymne durch Superintendent Richter, worauf der Choral: „Nun danket alle Gott" angestimmt wurde.

Geleitet von dem regierenden Grafen Otto zu Stolberg, legte die Frau Wittwe des Grafen Eberhard auf den Stufen des Denkmals ein weißes Johanniter-Kreuz und einen Palmenzweig nieder.

Die Feier schloß mit dem Vorbeimarsch aller anwesenden Vereine vor dem Denkmale.

Wir aber schließen unseren Bericht, indem wir eine kurze Beschreibung des Denkmals geben.

Die 9 Fuß hohe, zu Lauchhammer in Bronze gegossene Statue erhebt sich auf einem achteckig abgestumpften Sockel aus polirtem schlesischen Granit, zu welchem drei weit auslaufende, ebenfalls achteckig abgestumpfte Stufen aus geschliffenem Granit emporführen, wodurch das ganze Monument eine Höhe von 22 Fuß erreicht. Nur die Vorderseite des Sockels trägt in vergoldeten Buchstaben die Inschrift: „Eberhard, Graf zu Stolberg-Wernigerode", ohne sonstige weitere Verzierung. Der Meister, dem wir außer anderen bedeutenden Werken auch das so schöne Denkmal des Ministers Freiherrn vom Stein zu Nassau am Stein verdanken, hat in glücklichster Weise seine Aufgabe erfaßt und durchgeführt. Der Graf ist in Generals-Felduniform dargestellt; der Interimsrock breit über die starke Brust geknöpft, die schweren Reiterstiefeln bis an's Knie reichend, wallt von den Schultern der über den rechten Arm zurückgeschlagene Johannitermantel bis zur Plinte herab und giebt in seinem schönen Faltenwurfe dem ganzen Standbilde zu dessen Kraft und Mannhaftigkeit, Hoheit und Würde. Der Graf ist stehend dargestellt, den Kopf etwas nach rechts gewendet, mit dem rechten Fuße hervortretend und die linke Hand am Säbelgriff ruhend; die Rechte stützt sich auf 2 starke Bände, welche die Inschriften: „Sitzungen des Herrenhauses 1862—72" und „Oberpräsidium der Provinz Schlesien" tragen und auf einem Nebensockel liegen, dessen linke Seitenwand das Wappen des Grafen zeigt. Auf der Vorderseite dieses Sockels befindet sich, auf besonderen Wunsch Sr. Majestät des Kaisers und Königs, das Genfer Kreuz.

In maßvoller Einfachheit und in seiner plastischen Wiedergabe der dem Grafen Eberhard zu Stolberg im Leben inne wohnenden Charaktereigenschaften, macht das ganze Standbild den befriedigendsten und erhebendsten Eindruck und ist ein herrlicher Schmuck der so freundlichen Gebirgsstadt Landeshut!

Das Haus Blacas.

Es gab vor Alters in der Provence ein Rittergeschlecht dieses Namens, das schon im eilften Jahrhundert unter den großen Baronen dieser Provinz eine hervorragende Stellung inne hatte. Die Einen glauben, daß es aus Aragonien stammt, während Andere es von einem jüngeren Sohne des souveränen Hauses Baux herleiten.

Die Heldenthaten seiner ersten Glieder hatte einen solchen Ruhm auf dies Geschlecht geworfen, daß später durch Renée d'Anjou, Grafen v. Provence und König von Sicilien († 1408—1480) ihre Tapferkeit als: „vaillance de Blacas" sprichwörtlich wurde.

Peter I., der Erste des Geschlechts, dessen die Geschichte gedenkt, kämpfte in den Kreuzzügen gegen die Mauren in Unter-Italien an der Spitze der provencalischen Rotten, er landete mit den Kreuzfahrern in Calabrien und trug 1053 viel dazu bei, Apulien und Calabrien der Herrschaft des Normannen-Häuptlings Robert Guiscard, Sohn des Grafen Tancred von Hauteville, zu unterwerfen, der mit seinem Bruder, den Prinzen Bohemund im Kampfe lag (Lebeau: Histoire du Bas-Empire). Peter zeichnete sich in der Folge in Palästina aus, bemächtigte sich der Provinz Capadocien und wurde vom Kaiser Alexis Comnenus, der 1081 den byzantinischen Thron bestieg, und dessen Partei er sich angeschlossen hatte, mit dem Fürstenthum Cäsarea belehnt.

Blacas de Blacas Seigneur d'Aulps, der große Krieger genannt, ist der nähere Stammvater des heute noch blühenden Geschlechts. Er wurde den sieben Tapfern der Provence beigezählt und starb um's Jahr 1235. Der Ruhm, den er sich durch seine glänzenden Waffenthaten erworben hatte, war so groß, daß Sordel, ein provencalischer Dichter, ein Grablied ihm zu Ehren dichtete, worin er alle Könige und Fürsten Europa's einlud, von dem Herzen dieses Ritters zu speisen, um seiner Tapferkeit theilhaftig zu werden.

Die Nachkommenschaft dieses Helden theilte sich in der Folge in mehrere Linien, Rostanz de Scheilhas heirathete Philippe de Blacas, die Tochter des Baudinar de Blacas. Da dieser letztere keine Söhne hatte und seine andere Tochter Beatrix, die 1375 Guillaume de Blacas, Seigneur d'Aulps geheirathet, ebenfalls kinderlos starb, so war der älteste Sohn des Rostanz de Scheilhas der einzige Erbe dieser beiden Linien. Er erbte von Seite seiner Mutter einen Theil der Herrschaft d'Aulps, zu der sein Sohn Gaspard, also ein Enkel des genannten Rostanz, die andere Hälfte von Honoré de Castellane, Seigneur d'Entrecasteaux durch Kauf erwarb. So wurde das Haus Scheilhas den Linien

d'Aulps und Baudinar substituirt. Gaspard war der Urahne des Scipion de Blacas, der aus seiner Ehe mit Louise de Castellane mehrere Kinder hinterließ.

1. Marguerite de Blacas, die Alphonse de Linche, Seigneur de Moissac, Sohn des Thomas de Linche und der Louise d'Ornano heirathete.
2. Pierre Louis Jean Casimir Graf v. Blacas, geb. den 10. April 1771.

Da seine Familie im Laufe der Zeiten sehr von ihrer Bedeutung eingebüßt und verarmt war, so blieb ihm nur die Wahl entweder im Militärdienst oder im geistlichen Habit sein Glück zu suchen. Er wählte die erstere Laufbahn und nahm schon frühzeitig Dienste. Bei dem Ausbruche der Revolution war er bereits Hauptmann in dem Dragonerregiment des Königs, emigrirte und diente in dem Condé'schen Corps, wie nachher in der Vendée. Später folgte er Ludwig XVIII. nach Verona und ward von demselben nach St. Petersburg gesandt, um den Bourbonen ein Asyl in Rußland auszuwirken, was ihm auch gelang. Später machte er bei der Armee Suwarow's den Feldzug 1799 in Italien mit, folgte 1800, als Kaiser Paul den Bourbonen den ferneren Aufenthalt in seinem Reiche verweigerte, Ludwig XVIII. nach England und blieb dessen treuer Gefährte bis 1814. Während dieser ganzen Zeit genoß er des unbedingten Vertrauens seines Herrn, der ihn zu mehreren geheimen und wichtigen Sendungen gebrauchte und ihm die Leitung seiner wesentlichen Interessen überließ. Im Jahr 1814 begleitete er den König nach Paris, ward Haus- und Staatsminister und nach d'Avaray's Tode der alleinige Vertraute des Monarchen, der sich auf Blacas' Rath, als Napoleon I. von Elba zurückkehrte, nicht nach England, sondern nach Ostende und von da nach Gent begab. Inzwischen hatte sich der Graf, der für das Haupt der illiberalen Camarilla am Hofe galt, viel Feinde gemacht, der König fand es daher nach seiner zweiten Rückkehr nicht für gut, ihn wieder in's Ministerium eintreten zu lassen. Blacas ward vielmehr als außerordentlicher Botschafter nach Neapel gesandt, um dem König Ferdinand II. zu der Rückkehr in seine Hauptstadt Glück zu wünschen, bei welcher Gelegenheit er die Verheirathung des Herzogs von Berri mit der Prinzessin Marie Caroline von Neapel einleitete. Im Jahre 1816 ward er Gesandter in Rom und unterzeichnete daselbst 1817 das berüchtigte Concordat, wodurch das 1801 mit Napoleon geschlossene aufgehoben und das von 1516 mit Franz I. geschlossene wiederhergestellt ward.

Im Jahre 1820 nach Paris zurückgekehrt, ward er erster Kammerherr des Königs, wohnte dem Congreß von Laibach bei und bekleidete dann abwechselnd die Gesandtschaftsposten zu Rom und Neapel. Im Jahre 1821 den 30. April erhielt er für sich und sein Haus die herzogliche Würde, nachdem er bereits 1817 zum Pair von Frankreich ernannt worden war. Er genoß auch Karl X. ungetheiltes Vertrauen, obschon man ihm eine unmittelbare Mitwirkung bei den verhängnißvollen Ordonnanzen vom 25. Juli 1830 nicht Schuld geben kann. Nach der Aufrichtung des Bürgerkönigthums blieb er zwar einstweilen noch in Paris, verweigerte aber Ludwig Philipp den Eid, worauf er aus der Pairsliste gestrichen ward. Er folgte nun seinem Herrn in die Verbannung nach Prag. Nachdem König Karl X. am 6. November 1836 zu Görz das Zeitliche gesegnet hatte, bewahrte er dieselbe Anhänglichkeit dem Herzog und der Herzogin von Angoulême, denen er auf seinem Schlosse Kirchberg in Niederösterreich lange Zeit Gastfreundschaft gewährte.*) Hier starb er am 17. November 1839. Der Herzog von Blacas war im Laufe der Zeit zu großen Reichthümern gelangt und besaß in Paris die vorzüglichsten Kunstsammlungen, besonders an orientalischen Medaillen. Das Werk des Bibliothekars Reinaud darüber unter dem Titel „Description des monuments musulmans du cabinet de Monsieur le duc de Blacas". Paris 1848. 2 vol., hat man mit vollem Rechte eine orientalische Archäologie genannt. Ein Theil seiner Sammlungen, darunter die herrliche Vasensammlung hat das Britische Museum in London erworben. Dieselbe Hauptstadt birgt noch ein anderes Andenken an den Herzog, das ein ganz besonderes Interesse für seine Beziehungen zu dem bourbonischen Königshause und in's Besondere zu Ludwig XVIII. hat. In dem berühmten Wachsfigurencabinet der Madame Tussaud & Sons erblickt man in dem sogenannten Reliquienzimmer unter einem Glaskasten eine rothe aufgeschlagene Brieftasche mit dem Miniaturbilde Ludwig XVIII., darunter dessen Haarlocke; über dem Bilde die Inschrift: „La mort nous sépara, l'amitié nous rassemble." Auf der anderen Seite Haarlocken von Karl X. und dem Herzog von Bordeaux (Graf Chambord). Bei dem Portefeuille liegt ein vergilbtes Blatt Papier mit folgenden Worten von der Hand des Herzogs v. Blacas: „C'est dans le ciel mon cher maître que se sera cette réunion, si Dieu a pitié de moi." Von seinem Nachlaß, den man auf eilf Millionen Franken schätzte, vermachte er zwei Millionen, die er einst von Ludwig XVIII. geschenkt erhalten, dem Herzog von Bordeaux, zu Haupterben setzte er seine drei Söhne ein, die er in seiner am 23. April 1814 geschlossenen Ehe mit Felicie du Bouchet de Sourches de Montsoreau erhalten hatte:

1 Louis Charles Pierre Casimir, Herzog von Blacas-d'Aulps, geb. den 15. April 1815, verheirathet am 18. September 1845 mit Maria-Paule Descars, seiner Cousine, Tochter des Herzogs Descars und der Augustine du Bouchet de Sourches de Tourzel, von der er seit dem 18. September 1855 Wittwer ist. Dieser Ehe sind entsprossen: a) Pierre-

*) Das Gut Kirchberg liegt in der Nähe von Wien und wurde von dem Herzog von Blacas angekauft, als der Familie Karl X. plötzlich der Hradschin zu Prag von der österreichischen Regierung gekündigt ward, welches ihnen in den ersten Jahren ihres Exils als Wohnung gedient hatte. Da war der Herzog von Blacas in der glücklichen Lage, den erhabenen Verbannten die Gastfreundschaft anbieten zu können, die um so sicherer war, als einzig die Treue und Ergebenheit sie dictirt hatten.

Marie-Francois-Casimir, geb. 23. October 1847. b) Bertrand-Louis-Pierre, geb. 15. Mai 1852. c) Louise-Henriette-Marie-Josephine, geb. 7. Juli 1849. d) Marie-Auguste-Ivonne, geb. 2. Januar 1851.

2. Pie-Pierre-Marie-Hippolyte, geb. 24. Juli 1816, ging in's Kloster.
3. Stanislaus-Pierre-Joseph-Ives-Maria, Graf von Blacas-d'Aulps, geb. 5. Nov. 1818.
4. Francois-Xavier-Pierre-Marie-Armand, Graf von Blacas-d'Aulps, geb. 24. November 1819, verheirathet den 3. Mai 1849 mit Felicie de Chastellux, geb. 1830, Tochter des Henri de Chastellux, Herzog von Rauzan, aus welcher Ehe am 7. Juni 1850 eine Tochter: Beatrix-Henriette-Marie geboren ist.

Noch giebt es in der Provence einen Seitenzweig des alten Geschlechts, der sich von Guiges de Blacas, einem Bruder oder Vetter des obenerwähnten Blacas de Blacas herleitet. Diese Linie der Blacas-Carros hat im Laufe der Jahrhunderte eine große Anzahl von Maltheserrittern gestellt, von denen verschiedene zu einflußreichen Ordensämtern gelangten. Anfang der vierziger Jahre wurde sie durch zwei Brüder repräsentirt:

1. Claude-Marie-Francois-Alexander, Graf v. Blacas-Carros, geb. zu Frejus den 13. Januar 1791, vermählt mit Marie-Anne-Therese-Sophie-d'Izzara-Fralsinet mit der er eine Tochter Marie-Therese-Sophie zeugte, die am 15. Mai 1839 den Grafen August v. Puységur heirathete.
2. Marie-Antoine-Alphonse-Elzéar, Vicomte v. Blacas, geb. 1. Juli 1797 zu Aix, vermählt den 2. April 1825 mit Elisa de Vadier, † 7. December 1842, aus welcher Verbindung nur drei Töchter entsprossen waren.

Dr. Leesenberg.

Deutsche Adelssagen.

142. Das Haus der Grafen von Andechs, eins der ältesten und edelsten im oberdeutschen Gebirgslande, besitzt mehrere Legenden von höchstem Alter.

Unter den frühesten Mitgliedern dieses oberbairischen Geschlechtes erscheint ein Graf Rath oder Rasso, welcher noch heute dem Landvolke als Heiliger gilt, obwohl die Kirche ihm niemals die Aureole zuertheilt hat. Man verehrt selbst seine Geburtsstätte. Zwischen den Dörfern Mühlhausen und Gerezhausen in der Nähe des Städtchens Landsberg sieht man auf mässiger Anhöhe die Trümmer einer Burg. Am Fuße des Berges steht eine steinerne Säule, und in den uralten, von Moose überzogenen Sculpturen derselben will das Volk die Bilder des Grafen Rasso und seiner Mutter erkennen. Hier nämlich soll die Gräfin von Andechs, welcher vor der Grausamkeit ihres Gemahls Ratholb zu ihrem Bruder, den Pfarrherrn in Gerezhausen, floh, von ihrem Stündlein überrascht worden sein und den Grafen Rasso geboren haben. Noch wallfahren die Bewohner des Lechrains zu dieser Säule. Auf den waldigen Höhen aber, welche am östlichen Ufer des Ammerflusses sich hinziehen, nicht ferne von dem Dorfe Schöngeising, will man in allen Befestigungen, die im Munde des Volkes den Namen der Sonnenburg führen, die Reste der Burg Rassos erkennen. Auch ist es Thatsache, daß ein Graf Friedrich von Andechs, welchen einige Geschichtsschreiber für den Bruder, andere für den Sohn Rassos halten, hier auf der Sonnen- oder Sunderburg unfern der Ammer gewohnt hat. Wie diese Veste zu Grunde gegangen ist, davon spricht uns zwar kein Dokument mehr, aber der Landmann weiß davon zu erzählen: „Die Burg ist mit all' ihren Bewohnern und ihren Schätzen versunken." Im Brunnen des Schlosses ruhen zwei Wassereimer voll Gold und warten des Glückskindes, welchem das lösende Wort zu sprechen verstattet ist. Glasscherben, welche in dem wüsten Gemäuer von Kindern gefunden und aufbewahrt worden sind, haben sich nach landläufigem Volksglauben schon oft in kostbare Metalle verwandelt, sie sind Geschenke des heiligen Rasso an seine Auserwählten.

Im Jahre 949 unternahm Graf Rasso, allbereits an dem Abend seines ritterlich rüstigen Tagewerkes angekommen, mit der Herzogin Judith, der Gemahlin Herzog Heinrichs I. von Baiern, eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande. Als er glücklich zurückgekehrt war, beschloß er, auf seiner Burg Ratzenberg d. i. Rassos Berg bei Wildenroth sich gänzlich beschaulicher Ruhe zu widmen. Dieses Schloß, so erzählt die Sage, ist einst sehr groß gewesen; die Vorburgen desselben sind bis zu dem Thurme gegangen, der jetzt die Kirche von Höfen ziert und sich in seiner Bauart noch heut als ein ehemaliger Wartthurm zu erkennen giebt. Um seine Sünden zu büßen, wollte Graf Rasso in dieser Gegend ein Kloster bauen. Eines Tages stand er auf den Zinnen seines Schlosses und schaute auf jene Insel nieder, welche die Ammer unweit von seiner Burg bildete. Da sprach der gottesfürchtige Graf: „Wohin mein Speer fällt, will ich ein Klösterlein bauen!" Bei diesen Worten erhob er die Waffe mit gewaltigem Arme und schleuderte sie über den Ammerfluß fort. Auf dem Platze da jetzt das Kloster und die Kirche zu Grafrath steht, fiel der Speer nieder. Alsobald begann der heilige Rasso den Bau des Klosters, übergab die Regierung des Gaues seinem Sohne Friedrich und ward selbst ein demüthiger Diener St. Benedicts. Im Jahre 954 starb Graf Rasso, der dem Kloster „Grafrath" seinen eigenen Namen gegeben hatte, im Geruche der Heiligkeit.

Ein Variante der Sage erzählt, daß der Graf in jener Gegend von Wildenroth eine Aehnlichkeit mit der Umgebung von Bethlehem erkannt und darum den Klosterbau beschlossen habe. Er sei so mannhaft und riesenkräftig gewesen, daß er seinen Streithammer oft zum Scherze von der Altenburg bei Andechs bis in das Moos von Grafrath geschleudert habe. Man zeigte früher seine Riesengröße an einem neun Fuß langen Gebeine, und bis heute wallfahrtet man zu seinem Grabmale in jenem stillen Kloster. —

Der um die altheidnische Religion der Bajuwaren, um die Nachweisung urgermanischer Zustände im Süden Deutschlands hochverdiente Professor Sepp hat in diesem mythischen Grafen Rasso von Andechs, der noch halb ein Hüne, bereits aber auch halb ein Heiliger ist, eine deutsche Göttergestalt entdeckt. Die riesige Größe des Grafen Rasso von Andechs, noch mehr aber sein Wurf mit dem Speere oder dem Hammer weisen auf den Gewittergott Thôr zurück. Graf Rasso soll auf dem Boden Altbaierns wacker gegen die Ungarn gekämpft haben, die zu seiner Zeit noch durch keine Schlacht auf dem Lechfelde aus Süddeutschland zurückgeschlagen waren. „Wie nun das deutsche Volk dem Besieger der Sarazenen Karl den Zunamen Martel, der Hammer, verlieh ja legte auch das Baiernvolk dem Ungarhelden jenen Donnerhammer des Gottes Thôr, den schrecklichen Miölnir, bei; er ist es, der aus der Hand des Grafen Rasso weithin über das Land fliegt; er ist es, der später in den Speer sich wandelt. So haben sich an den Ahnherrn der Grafen von Andechs, wie mit voller Sicherheit nachgewiesen ist die Erinnerungen an den ältesten Gott der Deutschen angeschlossen: Graf Rasso von Andechs ist ein Götterheros, eine Lichtgestalt in der deutschen Sage, wie ein Theseus oder Herakles in der griechischen. Speer und Hammer selbst aber sind Symbole des Blitzes, der fruchtbaren Waffe in der Hand des mächtigsten Gottes.

Nicht allein aber das Gotteshaus zu Grafrath, in welchem Rasso als Laienbruder starb, sondern eine noch viel berühmtere Stiftung geht auf den ersten Grafen von Andechs zurück: er baute ein Kirchlein auf dem heiligen Berge Andechs selbst. Wir schließen hier sogleich die Geschichte der berühmten Wallfahrt an, welche einen uralten Gottesdienst auf einer schon den frühesten Vorfahren geheiligten Bergspitze abgelöst hat. Graf Rassos Kirchlein zu Andechs wurde 1209 von Herzog Ludwig zu Baiern zerstört. Nach einigen Jahren aber geschah es, daß eine blinde Frau zu Widersberg im Traum gemahnt ward, nach Andechs zu pilgern, an den Ort, da der Schutthaufe jenes Kirchleins sich befände. Dort würde sie zur linken Seite der Altartrümmer einen grünenden Wachholderstrauch finden dessen Wurzel sollte sie ausziehen und sich die Augen damit bestreichen. Als sie auf der Stelle gesund und sehend ward, ließ Herzog Ludwig der Strenge des „alten Grafen Rasso Kapelle auf dem heiligen Berge" neu erbauen. Die „Heiligthümer von Andechs" haben seit jener Zeit die andächtigste Verehrung des Volkes sich erworben; sie haben es nie gelitten, daß man sie auf einen andern Ort übertrug: alles Anzeichen, daß dieser heilige Berg Deutschlands, welchen nach der Sage Graf Rassos frommer Eifer geweiht hat, schon den ältesten Bewohnern Ober-Bayerns eine gottesdienstliche, vielleicht dem Gewittergotte geheiligte Stätte gewesen ist.

Neben dem volksthümlichen Heiligen Rasso, einem Gewitterheros und einem sofort zu erwähnenden Helden der Geschichte ist aber noch eine Heilige, die andächtig verehrte Kunissa oder Kunigundis von Dießen, in dem Geschlechte der Grafen von Andechs heimisch. Sie war eine Enkelin Kaiser Otto's des Großen, stammte aus dem Grafenhause Öningen vom Bodensee her und ward Friedrich II., Grafen von Andechs, vermählt. Dieser zog nach dem heiligen Lande und starb daselbst. Da faßte Kunissa den Entschluß, Hab und Gut dem Dienste Gottes zu weihen; sie behielt für sich nur das zum Lebensunterhalt Nothwendigste zurück und erbaute c. 1010 das Gotteshaus zu St. Stephan bei dem Flecken Dießen.

In diesem Kloster ließ die Stifterin für sich gegen Niedergang der Sonne eine kleine Zelle errichten, um ungestört sich der tiefsten Andacht überlassen zu können. So oft nun die Chorherren am frühen Morgen die Messe sangen, kam auch die fromme Kunissa von ihrem ob dem Walde gelegenen Schloße Wengau mit einer Magd zum Kloster herab, um ihre stille Zelle aufzusuchen. Die hohe Gräfin war eine niedere Magd des Herrn geworden; aber der Himmel selber ehrte sie, denn es pflegte sich die Klosterpforte jedesmal von selbst vor ihr zu öffnen. Einmal machte sie sich bei regnerischem Wetter auf den Weg. Das Bächlein, über welches sie zu gehen hatte, war angeschwollen. Da zog Kunissa einen Pfahl aus einem Zaune und wandelte auf ihm als auf einer Brücke über das schäumende Wasser. Wie sie nun aber zum Gotteshause kam, fand sie wider Erwarten die Thüre geschlossen. Sogleich erkannte sie dies als eine Strafe des Himmels; hatte sie doch in jenem Pfahle fremdes Eigenthum angerührt! Jetzt trug sie den Holzblock dahin zurück, woher sie ihn genommen hatte, und sofort öffnete sich auch wieder die Kirchenpforte von Dießen vor der Heiligen.

Unschwer läßt sich die letztere Sage als eine der vielen, halb humoristischen und doch ganz ernst gemeinten Mönchsgeschichten erkennen, welche die naive Frömmigkeit des frühen Mittelalters gezeitigt hat. Wer aber mehr von den altedlen Grafen von Andechs wissen will, der findet in des alten Dr. Wiguleus Hund „bairischem Stammenbuch" ihre früh erloschene Geschlechtsreihe und ihre ehrwürdige ritterliche Wehr aufgezeichnet. Mehr als irgend ein ander Geschlecht bairischen Uradels leben heut noch die Grafen von Andechs durch die Tochter ihres Hauses, die heilige Kunigunde in dem Gedächtnisse des Volkes der Berge fort; noch ein Dichter der Neuzeit spricht von der heiligen Gräfin:

Jetzt noch, nach so manchem Jahr,
Das im Zeitenstrom entschwunden,
Steht ihr Angedenken klar,
Licht vor uns und glanzumwunden.
Und das Bächlein in dem Grunde,
So mit Planken sie belegt,
Jetzt noch in des Volkes Munde
Sankt Mathildens Namen trägt.

Der Held der Geschichte aus dem Hause der Grafen von Andechs ist der große Graf Otto, Bischof von Bamberg, der Apostel der Pommern. Aber auch an seine Gestalt haben sich sagenhafte Erzählungen angeschlossen. Noch will man in dem St. Otto's Brunnen

bei Pyritz den Quell kennen, aus welchem er seine ersten Jünger im Oberland getauft habe, und in der Schloßkirche zu Stettin zeigte man früher einen alten Stein, in welchem man deutlich zwei lange Fußstapfen sah. Dies waren der Sage nach die Abdrücke von den Füßen des heiligen Mannes, der hier den Bürgern der reichen Wendenstadt das Evangelium gepredigt hatte. Noch glaubt man in Sculpturen des Bamberger Domes den Hahn zu erkennen, welchen einst die Pommern angebetet haben sollen. St. Otto knüpfte an diesen Götzendienst an; er ließ die Gebeine des heiligen Veit in eine Bildsäule fassen, welche einen Hahn trug, und als die Heiden nach alter Gewohnheit vor diesem sich neigten, erwiesen sie zugleich dem Heiligen unwissentlich ihre Ehrfurcht. Auch Kloster Prüfening unfern Regensburg führt seinen Ursprung auf diesen großen Grafen von Andechs zurück. Auf der Stelle des Stiftes, damals einem anmuthigen Haine, lagerte Otto im Jahre 1107 bei dem großen Reichstage Heinrich V. Hier träumte auch er den Traum des Patriarchen Jacob von der Himmelsleiter; hier glaubte er im Schlafe eine sanfte Musik von Glockentönen zu vernehmen. Als der Heilige erwachte gelobte er, einen Altar zu Ehren des heiligen Ritters Georg zu erbauen, nahm ein Oelfläschen hervor und goß es als Zeichen der Weihe über den Ort aus. Nach etlichen Jahren konnte er zu dem Altare ein Kloster hinzufügen, in welchem Brüder vom Orden St. Benedicts leben sollten. Das ist das berühmte Stift Prüfening geworden, eine Stunde westlich von der alten Ratisbona. Dankbar gedenkt aber auch heut noch das evangelische Pommern des Mannes, der unter den Glaubensboten des Mittelalters am meisten an apostolische Würde und Einfachheit erinnert.

Lucas Cranach der Aeltere. Beitrag zur Geschichte der Familie von Cranach von F. Warnecke gr. 4. Görlitz. Verlag von C. A. Starke 1879.

Kaum wurde über einen unserer Maler so viel und so eingehend geschrieben als über Lucas Cranach, dennoch bleibt manches Dunkel in seinem Leben und Kunstschaffen aufzuhellen. Nicht einmal der eigentliche Name des Meisters konnte, zahlreicher Widersprüche in den Angaben halber, festgestellt werden; ebenso wenig sind über den ihm ertheilten Wappenbrief, sowie über seine Nachkommenschaft, der in der Neuzeit kriegerischen und bürgerlichen Verdienstes Ehren reichlich erblühten, irgendwo ausführliche und zuverlässige Mittheilungen gemacht worden. Daß in letzterer Beziehung nicht allzu viel geschehen, geht wohl daraus hervor, daß M. v. Reider in der von Joseph Heller*) veröffentlichten Stammtafel nur 16 Nachkommen Cranach's zu verzeichnen weiß. Die Lücke in der Biographie des Meisters auf diesem Gebiet annähernd auszufüllen, ist nun der Zweck der vorliegenden Schrift.

Der Stammvater des Geschlechts ist bekanntlich der Maler Lucas Cranach der Aeltere. Ein glücklicher Zufall brachte den Verfasser in Besitz einer Handschrift, verfaßt von einem Zeitgenossen und Verwandten Cranach's, welche über den ursprünglichen Namen desselben Aufschluß gebend, ihn zu weiteren genealogisch-heraldischen Forschungen veranlaßte. Dabei gelang es ihm, die Herkunft Cranach's, dessen Vater „Müller" Maler in der kleinen Stadt Kronach war, festzustellen und auf Urkunden gestützt, den Nachweis über die Abstammung der jetzt lebenden Nachkommen des Malers zu führen sowie auch sehr viele bisher unbekannt gebliebene Sprossen des Geschlechtes zu ermitteln und 143 Mitglieder desselben nachzuweisen. In Betreff des Wappens weist der Verfasser nach, wie gleich sehr vielen bürgerlichen, selbst bäuerlichen Familien, die schon von frühester Zeit Wappen oder Hausmarken führten, auch Lucas Cranach der Aeltere sich schon vor der Ertheilung des Wappenbriefes 1508, eines eigenen, dem verliehenen fast ganz gleichen Wappens bedient habe, wie dies aus dem Zeichen der geflügelten Schlange auf dem im Berliner Museum befindlichen Gemälde „Venus und Amor" neben dem Buchstaben L C und der Jahreszahl 1506 sowie aus einem Holzschnitt mit der ganz gleichen Darstellung (Bartsch VII. Nr. 103) hervorgeht. Es verdient dieser Umstand um so mehr hervorgehoben zu werden, als in neuerer Zeit die Führung eines Wappens vielfach ausschließlich dem Adel beigemessen wird. Es läßt sich nicht mit Bestimmtheit nachweisen, seit wann die ursprünglich bürgerliche Familie Cranach sich des „von" vor ihrem Namen bediente, doch geschah es jedenfalls auf Grund des Wappenbriefes, welcher ihr zu einer Zeit gegeben ward, aus welcher ein solcher den förmlichen Adelsbriefen gleich geachtet wird*) und in dem der Stammvater des Geschlechts seinem Geburtsorte nach „Lucas von Cranach" genannt wird. Das Werk ist dem Großherzoge Carl Alexander von Sachsen-Weimar gewidmet, dem Nachkommen jener Fürsten, die dem Meister Lucas ein so weites Feld zur Entfaltung seiner Gaben darboten und mit denen er gute und böse Tage getreu bis in den Tod getheilt hat. Das Werk empfiehlt sich wie alle vorhergehenden Publikationen des Verfassers durch eine wahrhaft künstlerische Ausstattung, die ganz im Style des 16. Jahrhunderts gehalten ist. Außer den von H. Doepler gezeichneten Kopfleisten und Schlußvignetten, sind demselben zwei Cranach'sche und ein Kurfürstlich-sächsisches Wappen nach alten Vorbildern beigegeben.

*) Lucas Cranach's Leben und Werke von Joseph Heller. Bamberg 1821.

*) Alle Wappenbriefe, welche bis zum Jahre 1519, also bis auf Maximilian I. zurückreichen.

Carl Heymann's Verlag in Berlin W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der




Johanniter-Ordens- Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 17. September 1879. **Nr. 38.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. September 1879 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa der am 1. Septbr. 1879 vorhandenen Kranken und Siechen	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro August 1879	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. August 1879 .	58			
	Zugang pro . .	30			
		88			
	Abgang . . .	29			
	Bleibt Bestand	59	59	1 771	60
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. August 1879 .	90			
	Zugang pro . .	62			
		152			
	Abgang . . .	60			
	Bleibt Bestand	92	92	2 698	90
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. August 1879 .	14			
	Zugang pro . .	6			
		20			
	Abgang . . .	4			
	Bleibt Bestand	16	16	462	58
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. August 1879 .	30			
	Zugang pro . .	14			
		44			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	26	26	928	54
5.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. August 1879 .	11			
	Zugang pro . .	6			
		17			
	Abgang . . .	8			
	Bleibt Bestand	9	9	289	50
6.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. August 1879 .	18			
	Zugang pro . .	18			
		36			
	Abgang . . .	15			
	Bleibt Bestand	21	21	636	36
7.	**Wandsburg:**				
	Bestand am 1. August 1879 .	11			
	Zugang pro . .	20			
		31			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	12	12	422	27
	zu übertragen		235	7 206	375
	Uebertrag		235	7 206	375
8.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. August 1879 .	19			
	Zugang pro . .	5			
		24			
	Abgang . . .	10			
	Bleibt Bestand	14	14	552	32
9.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. August 1879 .	27			
	Zugang pro . .	19			
		46			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	28	28	825	60
10.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. August 1879 .	11			
	Zugang pro . .	9			
		20			
	Abgang . . .	7			
	Bleibt Bestand	13	13	343	35
11.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. August 1879 .	18			
	Zugang pro . .	15			
		33			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	17	17	557	65
12.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. August 1879 .	30			
	Zugang pro . .	18			
		48			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	30	30	944	80
13.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. August 1879 .	41			
	Zugang pro . .	13			
		54			
	Abgang . . .	23			
	Bleibt Bestand	31	31	1 061	60
14.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. August 1879 .	22			
	Zugang pro . .	10			
		32			
	Abgang . . .	13			
	Bleibt Bestand	19	19	582	42
	zu übertragen		387	12 070	749

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Septbr. 1879 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro August 1879.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		387	12 070	749
15.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. August 1879	12			
	Zugang pro " "	7			
		19			
	Abgang " "	9			
	Bleibt Bestand	10	10	349	60
16.	**Neusalz a. d. O:**				
	Bestand am 1. August 1879	13			
	Zugang pro " "	7			
		20			
	Abgang " "	8			
	Bleibt Bestand	12	12	349	41
17.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. August 1879	11			
	Zugang pro " "	34			
		45			
	Abgang " "	24			
	Bleibt Bestand	21	21	611	42
18.	**Saaran:**				
	Bestand am 1. August 1879	11			
	Zugang pro " "	14			
		25			
	Abgang " "	12			
	Bleibt Bestand	13	13	342	36
19.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. August 1879	1			
	Zugang pro " "	3			
		4			
	Abgang " "	2			
	Bleibt Bestand	2	2	55	12
20.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. August 1879	1			
	Zugang pro " "	3			
		4			
	Abgang " "	2			
	Bleibt Bestand	2	2	88	10
21.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. August 1879	2			
	Zugang pro " "	2			
		4			
	Abgang " "	3			
	Bleibt Bestand	1	1	74	26
22.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. August 1879	3			
	Zugang pro " "	2			
		5			
	Abgang " "	1			
	Bleibt Bestand	4	4	106	10
23.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. August 1879	11			
	Zugang pro " "	4			
		15			
	Abgang " "	12			
	Bleibt Bestand	3	3	316	12
24.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. August 1879	17			
	Zugang pro " "	1			
		18			
	Abgang " "	1			
	Bleibt Bestand	17	17	513	18
25.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. August 1879	17			
	Zugang pro " "	7			
		24			
	Abgang " "	14			
	Bleibt Bestand	10	10	356	30
	zu übertragen		482	15 229	1 046
	Uebertrag		482	15 229	1 046
26.	**Altena:**				
	Bestand am 1. August 1879	12			
	Zugang pro " "	6			
		18			
	Abgang " "	5			
	Bleibt Bestand	13	13	380	38
27.	**Oeynhausen:**				
	Bestand am 1. August 1879	30			
	Zugang pro " "	16			
		46			
	Abgang " "	28			
	Bleibt Bestand	18	18	860	34
28.	**Plochingen** (in Württemberg):				
	Bestand am 1. August 1879	—			
	Zugang pro " "	4			
		4			
	Abgang " "	2			
	Bleibt Bestand	2	2	33	38
29.	**Ludwigslust** (in Mecklenburg):				
	Bestand am 1. August 1879	23			
	Zugang pro " "	20			
		43			
	Abgang " "	21			
	Bleibt Bestand	22	22	725	36
30.	**Dresden:**				
	Bestand am 1. August 1879	10			
	Zugang pro " "	8			
		18			
	Abgang " "	7			
	Bleibt Bestand	6	6	210	16
31.	**Niederweisel** (in Hessen):				
	Bestand am 1. August 1879	16			
	Zugang pro " "	3			
		19			
	Abgang " "	3			
	Bleibt Bestand	16	16	630	20
	Zusammen		559	18 067	1 228

Der gesammte Abgang an Kranken pro August 1879 beträgt 419, davon sind:

gestorben	38
ungeheilt oder nur gebessert entlassen	30
geheilt	351
wie vor	419.

32. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 55 Betten.

Bestand am **1. Juli 1879**	34 Kranke.
Zugang pro **Juli**	41 "
	75 Kranke.

Davon sind:

ungeheilt oder nur gebessert entlassen	11	
geheilt	30	
		41 "
Bleibt Bestand am **1. August 1879:**		34 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 2 Europäer, 4 Muhamedaner, 5 Drusen und 30 orientalische Christen.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro Juli beträgt 1222.

Poliklinisch wurden 1100 Personen behandelt.

Diepold Freiherr von Köckritz, Rittmeister a. D., auf Groß Sürchen bei Wohlau, Ehrenritter seit 1854, † zu Groß Sürchen 8. September 1879.

Ritter Bernhard von Hirschfeld und seine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe (1517).

Ein Beitrag zur Religions- und Cultur-Geschichte des 16. Jahrhunderts, sowie zur Geschichte des Johanniter-Ordens und des heiligen Landes.

Nach handschriftlichen und anderen Quellen dargestellt vom Reg.-Rath v. Hirschfeld in Marienwerder, Ehren-Ritter.

1. Bernhard v. Hirschfeld.

Unter den Männern, welche die Lehre Luthers mit ganzer Seele erfaßten und förderten, nimmt Bernhard von Hirschfeld (1490—1551) eine hervorragende Stelle ein. Die Schicksale seines vielbewegten Lebens und die Aufzeichnungen seiner in den Jahren 1517 und 1518 mit 30 Edelleuten, 3 Geistlichen und Anderen unternommenen Wallfahrt zum heiligen Grabe beleuchten die damaligen politischen, religiösen und Cultur-Zustände, und kennzeichnen den Umschwung in den geistigen Anschauungen jener ereignißreichen Zeit, in welcher man schon vor Luther begonnen hatte, Roms Satzungen zu prüfen und deren göttlichen Kern von dem menschlichen Beiwerk zu scheiden. Der blinde Glaube an die Dogmen der römischen Kirche wankte bereits in Laienkreisen, und namentlich wurden die Legenden mit dem Auge kritischer Forschung betrachtet. Dieser neue Geist macht sich auch in Hirschfeld's Reiseberichten unwillkürlich geltend. Ohne im Glauben an Christus und seine Lehren zu wanken, hält er Alles, was sich aus der Geschichte des heiligen Landes sowie aus den Erinnerungen an den Heiland und seine Jünger der Bibel anschließt, mit unwandelbarem Vertrauen fest, und zweifelt nur solche Reliquien an, deren Erhaltung unter den Stürmen der Jahrhunderte unverbürgt und wenig wahrscheinlich erschien. Auf merkwürdige Weise stimmen diese verschiedenen Gesichtspunkte in den von ihm noch während der Reise vor Luthers Auftreten (31. October 1517) niedergeschriebenen Erlebnissen mit den protestantischen Auffassungen überein. Die Reformation, durch Roms überspannte Forderungen an die Leichtgläubigkeit heraufbeschworen, entsprang aus dem innersten Bewußtsein der Gebildeten, und als Luther den zündenden Funken unter die Menschheit schleuderte, schlug überall die läuternde Flamme zum Himmel empor. Dieses weltbewegende Ereigniß hatte sich eben vollzogen, als die Pilger von ihrer Reise heimkehrten und ihre auf eigene Anschauung und Erkenntniß gegründeten Bedenken gegen das römische Ablaß-, Reliquien- und Heiligen-Wesen in die Heimat und in den Schoß ihrer Familien zurückbrachten.

Während es im heiligen Lande, wie wir in der Folge sehen werden, der unter dem Drucke der Türken lebenden Geistlichkeit 1517 nur um die Erhaltung und Belebung des christlichen Glaubens durch Wallfahrten zu thun war, handelte es sich in Italien um die Beschaffung der für den Pomp der Curie, die Bauten und den Cultus nöthigen Mittel, welche der Ablaß beschaffen sollte. Diese Gegensätze mit ihren weitgehenden Folgen mußten sich den Pilgern tief einprägen und ihr Urtheil wesentlich beeinflussen. Ihre Erfahrungen konnten daher nicht verfehlen, auf die brennende religiöse Frage entscheidend einzuwirken. Sie mögen mit dazu beigetragen haben, die angegriffenen römischen Lehren völlig in Mißkredit zu bringen und Luthers Vorgehen zu unterstützen. Wenigstens faßte derselbe Hirschfeld's Thätigkeit in diesem Sinne auf.

Alle diese Momente, sowie die Nachrichten über das heilige Land, die Staaten Italiens, Cypern und Rhodus dürften den nachstehenden Mittheilungen gerade an dieser Stelle einiges Interesse erwecken.

Bernhard von Hirschfeld, aus dem uralten meißnischen Geschlecht von Hirschfeld (vor Mitte des 16. Jahrh. meist Hirsfeld, Hirsfelt, Hyrsfeld geschrieben), wurde 1490 als ältester Sohn Georgs, Herrn auf Otterwisch und der Barbara (geb. von Einsiedel) geboren. 1503 kam er als Edelknabe in die Kammer Kurfürst Friedrichs des Weisen von Sachsen und blieb später dessen Kämmerer. 1512 verlieh ihm der Kurfürst das durch Nicol Tewsens (des letzten seines Geschlechts) Absterben heimgefallene Lehn Kamitz. In den Jahren 1511, 1513 und 1516 erhielt er je einen päpstlichen Gnaden- und Beichtbrief. In jedem Briefe wurden ihm unwiderruflich und auf Lebenszeit folgende Gnaden und Freiheiten verliehen: „Der von ihm erwählte Beichtiger (geistlicher oder weltlicher Priester) muß ihn von allen Kirchenstrafen (einschließlich Bann und Interdict), ein Mal im Leben und in Todes-Nöthen von allen seinen Sünden außer den in der Bulle des grünen Donnerstags erwähnten, im Uebrigen so oft es verlangt wird von allen anderen auch noch so großen Sünden (soweit sich nicht der Papst selbst die Absolution vorbehalten hat) und zwar u. A. von Meineid, Mord, Todtschlag, Vergewaltigung geistlicher oder weltlicher Personen (sofern sie nur keine Prälaten sind), Bruch der Fasten, Unterlassung der Bußen, Uebertretung göttlicher Gebote entbinden, sowie seine Gelübde (ausgenommen das der Keuschheit, des geistlichen Standes, der Wallfahrt übers Meer oder nach Rom oder zu S. Jacob von Compostella) in andere gute Werke umwandeln. Jeder geistliche oder weltliche Priester muß ihm Messe lesen in seinem Hause, sowie an anderen ehrlichen geweihten oder ungeweihten Stätten, auf einem Altarstein und zwar vom Grauen des Tages bis zur Dunkelheit. Während eines Interdicts oder eines von ihm nicht verschuldeten Ruhens des Gottesdienstes bleibt er mit Familie und Gesinde aller gottesdienstlichen Handlungen und der Sacramente an jedem beliebigen Orte (ausgenommen zu Ostern und ohne Nachtheil des

Pfarrers) theilhaftig. In den Fastenzeiten kann er nebst den Seinigen nach Berathung mit dem Arzt und Beichtiger Fleisch, Eier, Butter und Käse genießen. Seine Ehefrau darf mit drei oder vier ehrlichen bei ihr wohnenden Frauenspersonen viermal im Jahre alle geschlossenen Frauenklöster (selbst der S. Clara) nach Anmeldung beim Vorsteher besuchen, mit den Insassen essen, reden u. s. w., doch nicht im Kloster übernachten. Wenn sich Bernhard von Hirschfeld eine oder zwei Kirchen, oder zwei oder drei Altäre, welche ihm bequem liegen, erwählt, und dieselben in den Fasten und an anderen Tagen der Station (und bezw. der Heiligen) besucht, so wird er des nämlichen Ablasses theilhaftig, welchen er erlangen würde, wenn er persönlich nach Rom ginge und diejenigen Kirchen, in welchen sich die Stationen befinden, besuchte."

Nach den beigefügten Stationen u. s. w. konnte Hirschfeld durch Besuch der bezüglichen beiden Kirchen und zweier Altäre an den Feier- und gebotenen Tagen nachstehende Sündenerlasse und Abläße in nur einem einzigen Jahre erlangen:

a) Besuchte er an jedem der betreffenden 102 Tage nur eine Kirche, so erhielt er
   45 mal vollkommene,
   1 mal zwiefältige und noch $^1/_3$,
   1 mal zwiefältige,
   12 mal $^1/_3$ und
   1 mal $^1/_4$ Vergebung aller Sünden,
   daneben aber noch
   1 446 000 Jahre Ablaß und
   1 mal unmäßigen Ablaß, nebst 786 250 Quadragenen (d. h. 786 250 mal Erlaß der vom Bischofe u. s. w. für größere Sünden auferlegten 40tägigen Bußzeit bei Wasser und Brod) und Erlösung von 8 Seelen Verstorbener aus dem Fegfeuer.
b) Besuchte er an 44 der unter a aufgeführten 102 Tage noch die zweite Kirche, so erhielt er außer den Begnadungen unter a noch:
   28 mal vollkommene Vergebung aller Sünden und daneben 138 000 Jahr Ablaß nebst 100 000 Quadragenen.
c) Besuchte er an 17 der unter b genannten 44 Tage außer den beiden Kirchen auch noch einen Altar, so erhielt er außer den Begnadungen unter a und b noch weitere 14 mal vollkommene Vergebung aller Sünden nebst 3000 Jahren Ablaß und 3000 Quadragenen.
d) Besuchte er an 4 der unter c genannten 17 Tage auch noch den zweiten Altar, so erhielt er außer den Gnaden a, b und c noch 4 mal vollkommene Vergebung aller Sünden.
e) Besuchte er außer den unter a aufgeführten 102 Tagen an weiteren 48 Feier- und gebotenen Tagen nur eine der beiden Kirchen, so erhielt er hierfür 47 mal vollkommene Vergebung aller Sünden und Erlösung der Seele eines Verstorbenen aus dem Fegfeuer.
f) Besuchte also unser Ahnherr an den 150 Feier- und gebotenen Tagen je nach den Combinationen der Kirchen zu Rom regelmäßig die bezüglichen beiden Kirchen und Altäre, so erhielt er pro Jahr: $146^{11}/_{12}$ mal vollkommene Vergebung aller Sünden nebst 1 587 000 Jahr Ablaß und außerdem ein Mal unmäßigen Ablaß, 889 250 Quadragenen und Erlösung von 9 Seelen Verstorbener aus dem Fegfeuer.

Diese für eine tugendhafte Person bei langjährigem fleißigem Kirchenbesuch wohl nicht zu verbrauchende Fülle von Sünden-Erlaß und päpstlichen Gnaden war jedoch nur persönlich verliehen und nicht erblich.

So bequem dieser unbeschränkte Freibrief auch sein mochte, mußte doch jeder welterfahrene denkende Mensch, welcher sich Christi Lehre zur Richtschnur nahm, die lösende Kraft und den göttlichen Ursprung eines solchen mit einer sittlichen Weltordnung unvereinbaren Privilegs nach und nach bezweifeln und den Glauben an eine Lehre verlieren, welche in dieser Weise zum Sündigen herausforderte. Dies kam auch bei Bernhard von Hirschfeld zum Durchbruch. Als er i. J. 1516 die Ablaßbriefe niederschrieb, stießen ihm noch keine Bedenken gegen deren Inhalt auf. Mit kindlichem Gemüthe fühlte er sich durch die Begnadungen noch hochbeglückt und trat in diesem Bewußtsein die Wallfahrt zum heiligen Grabe an, wo er zum Ritter desselben geschlagen wurde. Erst die auf der Reise gemachten Beobachtungen öffneten ihm die Augen. Nach seiner Heimkehr (16. Februar 1518) trat er wieder in sein früheres Amt als Kämmerer Friedrichs des Weisen ein. Bald finden wir ihn in Gemeinschaft mit dem bekannten Hofprediger Georg Spalatinus, zu welchem er schon längst in den engsten Beziehungen stand, unter den ersten Vorkämpfern der neuen Lehre. Seine vielseitige Bildung, sowie seine Kenntniß der alten Sprachen und der heiligen Schrift befähigten ihn hierzu besonders und seine Familienverbindungen unterstützten ihn dabei. Die Schwestern seines Vaters waren mit Herren v. Schönberg und v. Ende, die Schwester seiner Mutter (1512) mit Friedrich v. Dohna, seine Schwestern mit Herren v. Schönfeld, v. Mistelbach und v. Krostewitz vermählt. Auch mit den Familien v. Bernstein, Marschall v. Mockritz, v. Zoschau u. s. w. war er verwandt, und in diesen Kreisen mußte sein Einfluß der neuen Lehre förderlich sein.

Spalatinus, in dessen Unterricht sich Bernhards Brüder Wolff und Hans als churfürstliche Edelknaben befanden, hatte auf jenes Wunsch in den Jahren 1514 und 1515 die Geschichte der Familie v. Hirschfeld geschrieben, war noch 1517 zu Luther übergetreten und hatte in demselben Jahre das vom Papst Leo X. an ihn und Degenhard Pfeffinger schriftlich gestellte Ansinnen, von Luther abzulassen und Churfürst Friedrich gleichfalls zum Rücktritt zu bewegen, von sich gewiesen.

Einige Zeit später fungirte Hirschfeld als kurfürstlicher

Rath, blieb nach Friedrichs Tode (1525) in dieser Stellung und wurde unter Kurfürst Johann noch Amtmann zu Schlieben. Zugleich mit Luther befand er sich im J. 1533 unter den Visitatoren der Kirchen und Schulen Sachsens, und damals widmete ihm Luther die Auslegung des Evangeliums von den zehn Aussätzigen. Im Kriege Kaiser Karls V. gegen Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen (1546—1547) war Bernhard v. Hirschfeld Rath und Mitcommandant von Wittenberg. Drei Trage vor der Schlacht bei Mühlberg (24. April 1547) wurde er in Meißen, als der Kurfürst von hier nach Wittenberg abzog und die Elbbrücke hinter sich niederbrannte, zurückgelassen und Herzog Moritz Truppen preisgegeben, welche ihn nebst seinem Bruder Wolff (jeden mit 2 Fähnlein Fußvolk und 15 Pferden) gefangen nahmen und in Kaiser Karls Lager vor Mühlberg abführten. Nach dem unglücklichen Ausfall der Schlacht und Errichtung der Kapitulation nahm Kaiser Karl V. dem Kurfürsten Johann Friedrich Land und Chur und übertrug Beides auf Herzog Moritz.

Als der Reichstag zu Augsburg (1548) unter Bestätigung dieser Anordnungen Johann Friedrich gefangen nach Brüssel abführen ließ, wurden die Brüder v. Hirschfeld als Unterthanen dem neuen Herrscher überwiesen. Noch im J. 1548 entbot dieser den inzwischen wieder frei gegebenen Bernhard wegen seiner hervorragenden Eigenschaften und Kenntnisse an seinen Hof nach Dresden und ernannte ihn zu seinem Rath.

Da Kaiser und Reich auf Grund ihrer gesetzlichen Befugnisse die bisherigen Unterthanen Johann Friedrichs ihrer Pflichten gegen diesen rite entbunden hatten, so leistete Bernhard dem Rufe seines neuen rechtmäßigen Landesherrn unbedenklich Folge und nahm im Interesse seines Vaterlandes die ihm übertragene Stelle*) an. Mit Umsicht und Pflichttreue verwaltete er dieselbe bis an sein Ende. Er starb im J. 1551 an einer innern Krankheit, wurde auf seinen Wunsch obducirt und in der Liebfrauenkirche zu Dresden beerdigt. Die Kurfürstin, welche bedauerte, daß ihr Gemahl damals vor Magdeburg lag und nicht folgen konnte, wohnte mit dem ganzen Hofe dem Leichenbegängnisse bei.

Bernhard von Hirschfeld hatte sich 1524 mit Katharina von Ende, Tochter Ehrenfrieds von Ende auf Rayna und Amtmanns zu Krimmitzschau verheirathet. Von seinen Söhnen setzte Eberhard das Geschlecht in gerader Linie fort. Seine Tochter Elisabeth vermählte sich mit Hans Christoph von Bernstein. Derselbe nahm an Kaiser Karls V. Unternehmen gegen die Corsaren zu Algier im J. 1541 Theil, und erwähnt in seiner eigenhändigen Beschreibung dieses Zuges auch der Johanniter (Malteser Herren), welche bei dieser Gelegenheit an der afrikanischen Küste Außerordentliches leisteten und das durch Ungewitter schwer heimgesuchte kaiserliche Heer vor gänzlichem Untergange bewahrten. Die an sich interessante Darstellung Bernsteins bietet zur Geschichte des Johanniter-Ordens nichts Neues.

*) Unkenntniß der Verhältnisse, des Lehn-, Kriegs- und Staats-Rechts wollte ihm hieraus einen Vorwurf machen.

Unter der Ueberschrift: „Eine arme evangelische Gemeinde“

haben wir in Nr. 11 dieses Blattes vom 12. Maerz c. einen uns von einem Johanniter-Ritter übersandten Brief des Pfarrers Beyer zu Waldensberg bei Wächtersbach in Hessen abgedruckt, der für die arme evangelische Gemeinde daselbst recht erfreulichen Erfolg gehabt hat, wie dies der von demselben Johanniter mitgetheilte und im Auszuge hier folgende Brief ergiebt:

„Waidensberg, den 26. August 1879.

„Nun, nachdem mich der gnädige Gott von einem langen und schmerzlichen Krankenlager wieder aufgerichtet und soweit hergestellt hat, daß ich in Etwas mein Amt wieder ausrichten kann, will ich auch nicht länger säumen, Ihnen mitzutheilen, was Ihre liebende Fürsorge für unser Kirchlein, zu dessen innerer Ausschmückung u. s. w. ausgetragen hat. An baarem Gelde haben wir empfangen: Von Ihnen 20 *M.*, vom Hauptmann Knoche und Hauptmann v. Besser zusammen 15 *M.*, vom Grafen v. Görtz 20 *M.*, von Frau v. Frankenberg aus Charlottenburg 10 *M.*, von Frau Landräthin v. Malzahn geb. von Bülow aus Groß Luckow bei Kirch-Gruben-Hagen (Mecklenburg-Schw.) 20 *M.* und aus Saleske (Namen des Gebers nicht genannt) 20 *M.*, zusammen 105 *M.* Ferner: von Fr. Maria v. Frankenberg-Proschlitz geb. v. Salviati aus Züllichau, Reg. Bez. Frankfurt a. d. Oder, 2 schöne Reiche von Silberplattirung und 1 kl. Patena, beide innen vergoldet, von Fräulein Esther Maria v. Witzleben aus Ribbeck bei Nauen, Mark Brandenburg, 1 echtmassivsilberne Abendmahlskanne und 1 Patena (größere Form), von vorgenannter Frau Landräthin v. Maltzahn und etlichen Freundinnen eine schöne Altarbekleidung aus gutem schwarzem Tuch, an der Vorderseite mit dem Johanniter Kreuz aus Silberborde, unten herum mit weiß-schwarzer Ornamentborde verziert, dazu 1 weißes Tuch oben auf zu decken, an den Ecken mit Johanniterkreuzen und noch 1 weiß Tüchlein, in Mitten eine gestickte Dornenkrone und rund herum gestickte Verzierungen. Letztere beiden Tücher sind angefertigt und geschenkt von der Tochter der Frau Landräthin. Vom empfangenen baarem Gelde habe ich einen neuen Altar bauen lassen, kostet $47\frac{1}{2}$ *M.* Den Rest des Geldes, will ich mit dem, was mir der Herr noch bescheeren wird, zu der sehr nöthigen weiteren Reparatur an und in der Kirche verwenden.

Diese Geschenke, die alle mit willigem Herzen gegeben worden sind, wie ich aus den herzlichen Begleitbriefen ersehen habe, waren mir in meiner schmerz-

lichen Krankheit gar tröstlich, es redete dadurch der Herr ja so deutlich:

„Ich will dich nicht verlassen noch versäumen!“

Der treue Herr vergelte Ihnen, wie den andern liebenden verehrten Gebern und Geberinnen aus der Fülle seines Gnadenreichthums reichlich, was Sie dieser armen Gemeinde wohlgethan haben. Bis auf den edlen Geber aus Saleske, dessen Namen ich nicht weiß, habe ich allen vorgenannten lieben Gebern brieflich meinen besten Dank dargebracht. Es wäre mir aber doch lieb, wenn unser herzlicher Dank nochmals im Wochenblatte des Johanniter-Ordens ausgesprochen würde, und dies um so mehr, da der Segen der Erweisung der Liebe solcher edlen christlichen Geber auf eine arme Gemeinde kein geringer ist. Derartige Liebe schafft in armen Gemeinden Bedeutendes zu einem innern kräftigen sittlichen Gehalt. Das Wort bleibt wahr und die Erfahrung bestätigt es: „Die Liebe bessert.“ —

Haben Sie die Güte und lassen Sie aus dem Obigen, unsern Dank Allen den Gebern im genannten Wochenblatt nochmals kund werden. rc. rc.

A. W. Beyer.
Pfarrer.“

Deutsche Adelssagen.

143. Die Herkunft der Rotthaffte.

Wer die große Ausgabe von des alten Siebmacher Wappenbuch aufschlägt, der findet auf schönen Tafeln auch verzeichnet, wie das edle bairische Haus der Rotthaffte sich einst in mehr denn dreißig Zweige gespalten und nach den verschiedenen Linien stets ein Helmzeichen verschiedener Art zu dem alten angebornen Schilde geführt hat. Ueber die Herkunft dieses reichen und ausgebreiteten Geschlechtes aber berichten alte Volkslieder und Reimchroniken das Folgende: In Friesland lebte ein Ritter Radbod oder Radibold, „genannt von Eggemont,“ welchen die Tücke und Untreue seines Weibes dahin brachte, daß er in fremde Lande ging. Im Nordgau fand der Ritter eine zweite, edlere Gemahlin, aber das Mißgeschick verfolgte ihn auch hier; auf einer Jagd verlor er seine holdselige; mit Mutterhoffnungen gesegnete Gattin und vermochte sie viele, viele Wochen nicht aufzufinden. Endlich leitete ihn eine Hirschkuh zu ihr hin. Das edle Thier hatte bis zu diesem Wiederfinden die verirrte Frau ernährt. Noch desselben Tages genas des Ritters Gemahlin dreier Knäblein von wunderbarer Schönheit und Kraft, die herrlich aufwuchsen, begleitet und gepflegt von jenem Thiere, das einst die Mutter gerettet hatte. Von ihnen stammen, so erzählt die Sage, die drei Adelsgeschlechter der Wart, Hürnheim und Rotthafft ab. Als Ort aber des Wiederfindens bezeichnet die Volksüberlieferung den Elsenstein bei der alten Veste Runding unweit Cham im bairischen Walde. —

Auch diese Sage zeigt deutlich, wie sich der Götterglaube unserer Vorfahren zum Theil in den Geschlechtsüberlieferungen der Familien des deutschen Uradels erhalten hat. Die Aehnlichkeit der Erzählung mit der Genovefa-Sage liegt auf der Hand: eine Gemahlin wird verloren und wiedergefunden. Es ist durch die deutsche Alterthumswissenschaft jetzt zur Evidenz erhoben, daß durch diese und alle ähnlichen Sagen der Kreislauf des Jahres dargestellt wird: Sonnengott und Erde trennen sich, aber sie vereinigen sich auch wieder, und die herrliche Frucht dieser Wiedervereinigung ist ein neu heranwachsendes Geschlecht, von Sonne und Erde erzeugt. Der Hirsch oder die Hirschkuh, das „weisende Thier“, hochverehrt von unsern Altvordern, ist selbst nur ein Bote der Sonne, ein Sendling des verjüngt heraufsteigenden Jahres. Wie aber — und das ist einer der tiefsinnigsten Züge der deutschen Sage, — Leben und Tod sich geheimnißvoll eint, so ist dieser Bote der Sonne in vielen Sagen des deutschen Adels auch ein Abgesandter des Todes, ein Götterthier, das anscheinend zur Unterwelt, in Wahrheit aber zu einem höheren Leben ruft.

144. Das Fräulein von Aichberg.

Die historische Sage verherrlicht auch ein Fräulein des alten erloschenen Geschlechts der Aichberger. Um die Zeit, da die Veste Neuburg an Haus Oesterreich überging, berannte nach der Sage des niederbairischen Volkes ein feindlicher Heerhaufe auch das Neuburg gegenüber belegene, nun zerfallene Schloß Wehrnstein. Heldenmüthig vertheidigte ein Ritter von Aichberg das ihm anvertraute Haus. Ihm zur Seite stand, einer altdeutschen Jungfrau gleich, in den Panzer gehüllt, seine Tochter. Mit den wenigen Getreuen hielt der Befehlshaber aus, bis vom Herzoge der Befehl kam, die Veste aufzugeben. Der Aichberger mußte gehorchen; er wollte indessen die Schande nicht erleben, daß er den Einzug der Feinde mit ansehen mußte. Da gab er sich selbst den Tod. Seine Tochter aber, stolz und ungebeugt gleich ihm, stürzte sich von der Höhe des Burgfelsens in den Inn hinab. So endete das alte Geschlecht; nach Jahrhunderten aber kam eine jüngere Familie auf, die den Heldennamen der alten Aichberger in die Neuzeit hinübergetragen hat.

Statistisches.

In Frankreich giebt es 1524 Krankenhäuser und Spitäler, die über ein Einkommen von 100,918,600 Francs zu verfügen haben. — Die 13,509 Wohlthätigkeitsbüreaux Frankreichs unterstützen zur Zeit 1,279,936 Personen und haben ein jährliches Einkommen von 41,989,815 Francs.

Carl Heymann's Verlag in Berlin W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.



Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 24. September 1879. **Nr. 39.**

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben: Carl Heymann's Verlag, Mauer-Straße Nr. 63—65, W., machen zu wollen.

Ernst Malte Graf von Klot-Trautvetter, Majoratsbesitzer, auf Hohendorf bei Stralsund, Ehrenritter seit 1870, † zu Hohendorf 15. September 1879.

Ritter Bernhard von Hirschfeld und seine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe (1517).

Ein Beitrag zur Religions- und Cultur-Geschichte des 16. Jahrhunderts, sowie zur Geschichte des Johanniter-Ordens und des heiligen Landes.

Nach handschriftlichen und anderen Quellen dargestellt vom Reg.-Rath v. Hirschfeld in Marienwerder, Ehren-Ritter.

2. Weg zum heiligen Lande.

Der Weg, welchen die Wallfahrer nach dem heiligen Lande nahmen, ging durch Deutschland auf der damals üblichen Reiseroute über Bamberg, Nürnberg, Weißenburg, Donauwörth, Augsburg, Landsberg, Schongau, Amergau, Partenkirch, Mittenwald, Insbruck, Matrey, Sterzing und Toblach, sodann durch Italien über die Landschaft Cadorino (Hauptstadt Pieve di Cadore), über Trevifo und Mestre nach Venedig, und von hier zur See längs der Küste von Istrien, Dalmatien und Albanien, an Korfu, Cephalonia, Zante, Morea und Cerigo vorüber nach Candia, von hier an Scarpanto vorbei, und dann, anstatt die sonst übliche Tour über Rhodus zu nehmen, 200 welsche Meilen südlich von dieser Insel nach Cypern, von hier an Beirut vorbei nach Jaffa (Japho, Joppe), von wo man zu Land nach Jerusalem gelangte.

Außer diesem Wege zum heil. Lande hat Bernhard noch eine zweite Route aufgezeichnet, welche namentlich von den (jüdischen) Handelsleuten benutzt ward. Diese Tour ging von Nürnberg über Posen, Lublin (in russ. Polen) und Lemberg (in Galizien), durch die damalige Walachei über Chozim am Dnjiestr, dann auf dessen linkem Ufer an das schwarze Meer, an diesem entlang durch die heutige asiatische Türkei über Tokat, Aleppo und Damascus, wohin Venedig einen umfangreichen Handel trieb, und dann nach Jerusalem. Durch die Walachei (mit Ausnahme des Landstrichs um Chozim und am untern Dnjiestr) mußten die Reisenden Geleit nehmen. Auf türkischem Gebiet konnte man sich bis Aleppo den mit Bedeckung reisenden Kaufleuten anschließen. Von Aleppo ab mußte man sich dann wieder mit Geleit und Schutzmannschaft versehen.

3. Theilnehmer der Wallfahrt.

An der Wallfahrt nahmen Theil: aus der Fürsten von Sachsen Landen folgende Edelleute

1. Bernhard von Hirschfeld.
2. Graf Heinrich v. Schwarzburg.
3. Hans v. Minckwitz und
4. sein Bruder Georg v. Minckwitz auf Sonnenwalde.
5. Hans von der Planitz, Doctor und Hauptmann zu Grimma.
6. Rudolf von der Planitz auf der Weißenburg und
7. sein Sohn Georg.
8. Heinrich v. Bünau zu Teuchern.
9. Hans v. Doltzk (Dölzke).
10. Hans v. Weißenbach zu Torna.
11. Christoph v. Taubenheim der Jüngere.
12. Ditrich v. Meckau.
13. Hans Schott von Oberlindt (zur Oberlinde).
14. Conrad (Cuntz) v. Wolffersdorf zu Bornsdorf.
15. Georg v. Wolffersdorf.
16. Andreas v. Rosenau.

17. Herrmann v. Neustadt.
18. Dr. Martin von der Marten, Domherr zu St. Severin in Erfurt;

ferner folgende Edelleute (Herren) aus andren Landen:

19. Christoph v. Wartenberg.
20. Jon Sophus (Suff) v. Falckenstein.
21. Frobin v. Hutten, Marschall des Churfürsten von Mainz.
22. Ludwig v. Hutten, Herrn Ludwigs Sohn.
23. Eberhard v. Hessenstein, Hofmeister des Landgrafen zu Hessen.
24. Wilhelm von Messeritz.
25. Wolf und
26. sein Bruder Benedix v. Koterisch, Holsteiner.
27. Philipp Kemrer v. Dalberg.
28. Georg Vitzthum zu Neuschönberg.
29. Michael v. Sensheim, Domherr zu Würzburg.
30. Georg Schurtzbecher zu Oschen.
31. Jacob Pomphi, ein ungarischer Herr;

sowie die Dienerschaft der vorstehenden 31 Herren, und zwar:

32. Bernhard v. Hirschfeld's (1) Knecht;
33. Christoph Hemmerlin, Dolmetscher und
34. der Koch des Grafen v. Schwarzburg (2) und der sächsischen Gesellschaft (1 bis 18);
35. Derer v. Minckwitz (3. 4) Knecht;
36. Oswald von der Mussel, des v. Dölzke (9) und v. Weißenbach (10) Knecht;
37. des Hans Schott zur Oberlindt (13) Knecht;
38. des Andreas v. Rosenau (16) Knecht;
39. Wolf Tangel, Dr. v. d. Martens (18) Knecht;
40. des v. Wartenberg (19) Diener;
41. Christoph Fogen, des v. Falckenstein (20) Diener;
42. der v. Hutten (21 u. 22) Knecht und
43. ihr Koch;
44. des v. Messeritz (24) Diener;
45. Dalbergs (27) Knecht;
46. des Pomphi (31) Diener;

außerdem noch:

47. Johann Horstadt, Vicar zu Würzburg;
48. Bernhard Graff, Vicar zu Naumburg;
49. Ein Barfüßer Mönch;
50—53. Vier Praveder (Präbendarier, Inhaber von Präbenden);

sowie folgende Bürger:

54. Sigmund Manewitz aus Brüx (in Böhmen);
55. Johann Rymonitz aus Schlitz (in Hessen-Darmstadt, Prov. Oberhessen);
56. Wilhelm Domscher aus Annaberg (im Königreich Sachsen);

und endlich:

57. 58. Zwei Spanier;
59. 60. Zwei Franzosen;
61. Einer von Borgen (Burg).

Als Pilger hatten sich in Venedig angeschlossen:

62. Frontin Michael, der neue venetianische Statthalter für Cypern, welcher vor Antritt seiner Stelle das heilige Grab besuchen wollte.

Von Venedig über das heilige Land nach Rhodus fuhren mit folgende Johanniter (Rhodiser) Ritter, welche offenbar in Folge der kriegerischen Rüstungen des osmanischen Sultans Selims I. gegen den Orden einberufen waren:

63. Georg von Hauß (Haus, Hausen), Commendator zu Rudigkum in der Wetterau (Ruditum in der Niederau, wie es Hirschfeld nennt).*)
64. Merten Hertwitz, Commendator zu Sytten (Sitten im Schweizer Canton Wallis).
65. Merten von Eyle;
66. Ein v. Seidlitz (Seidelitz);
67. Jorge Schilling aus der uralten schwäbischen Familie Schilling von Canstadt.

Dieser ist offenbar der durch die Expedition Kaiser Karls V. gegen Algier i. J. 1541 berühmt gewordene damalige General der Galeeren. Als die Kaiserliche Armee und Flotte durch Sturm und Unwetter sehr gelitten hatten, benutzte der türkische Commandant zu Algier die Unordnung im christlichen Heere zu einem Ausfall, welcher dieses mit Untergang bedrohte. Die Gefahr erkennend, schickte der Kaiser mit den Worten: „Ich kenne meine Deutschen" den Georg v. Schilling den Türken entgegen, welcher sie völlig warf. In Folge dieser That verlieh Karl V. dem 1544 zum Großprior von Deutschland ernannten G. v. Schilling i. J. 1548 für sich und seine Nachfolger im Großpriorate die deutsche Reichsfürstenwürde. (Vgl. v. Winterfeld Gesch. d. R.-Ordens St. Johannis 2c. 1859 S. 348. 349; Gauhe Adels-Lex. I. S. 2083).

Schilling scheint sonach die denkwürdige Belagerung von Rhodus, welche mit dem Verluste der Insel endete (1522), mit durchgekämpft zu haben, da bestimmt anzunehmen ist, daß die i. J. 1517 eingetroffenen Ritter mit Rücksicht auf den bevorstehenden Angriff der Türken in Rhodus zurückbehalten wurden. Er starb 1553.

4. Reise von Coburg bis Venedig und Einholung der päpstlichen Erlaubniß zur Wallfahrt.

Am 15. März 1517 ritt Bernhard v. Hirschfeld aus dem väterlichen Schlosse Otterwisch nach Coburg, wo sich Hans v. Minckwitz (3), Hans, Rudolph und Georg v. d. Planitz (5—7), Heinrich v. Bünau (8), Christoph v. Taubenheim (11), Hans Schott v. Oberlindt (13), Conrad u. Georg v. Wolffersdorff (14. 15), Andreas v. Rosenau (16), Herrmann v. Neustadt (17) und der Vicar Graff (48) ebenfalls einfanden. Am 16. März ritt die Gesellschaft nach Bamberg, wo ihr Hans von Schwarzenburg mit einem seiner Söhne, Caspar v. Wallenfels, Georg v. Schaumburg nebst anderen Edlen einen freundschaftlichen Besuch mit den besten Wünschen für das Unternehmen abstatteten. Am 24. gelangten die Wallfahrer nach Nürnberg. Hier wurde den Feiertag (Mar. Verk., 25. März) über gerastet und

*) Ruditum ist Rüdigheim bei Hanau. 1758 waren die Commenden Frankfurt, Rüdigheim und Moßbach in einer Hand (Freiherr v. Rodtberg). 1768 heißen sie Commende Frankfurt.

der Rath schickte ihnen 16 Kannen süßen und andern guten Wein. In Augsburg, wo sie während des Sonntags Judica (29. März) blieben und am 30. früh eine Messe zu St. Ulrich bestellten, sandte ihnen der Rath 32 Kannen Wein, und Fugger in zwei silbernen Kannen rathen und weißen Ungar-Wein. Vom Dorfe Amergau rühmt Hirschfeld dessen schöne Schnitzarbeit. Zwischen Matrey und Sterzing wurde auf der Paßhöhe der Brennerstraße (der damals sag. Klause zur Lugk in Tyrol) ein Wegezall erhaben, welcher jährlich an 80000 Gulden einbrachte. Am grünen Donnerstag (9. April) kamen die Reisenden in Venedig an und kehrten in einer deutschen Herberge zur Polten (Hyppolyta) genannt ein, wa sie bis Ostermontag (13. April) blieben. An diesem Tage schifften Bernhard v. Hirschfeld und Hans von der Planitz sich ein, um die Erlaubniß des Papstes zur Wallfahrt nach dem heil. Grabe einzuholen und um Loretto (am adriatischen Meere südlich van Ancona) zu besuchen. Sie fuhren an Malamocco und Chioggia varbei und übernachteten zu Brandala ($\frac{1}{2}$ Meile südlich von Chioggia) in einem Kloster. Der einzige in diesem noch anwesende Mönch wies ihnen viele Gemächer an. Da sich aber in keinem derselben Betten befanden, mußten sie zu ihrem Leidwesen auf der Erde schlafen. Zu Ravenna erzählte man ihnen, daß diese Stadt 600 Jahre älter sei als Rom und mehr Kirchen und Klöster besitze, als es Tage im Jahre giebt. In einem dieser Klöster, das nur mit zwei Mönchen besetzt war, nahmen sie Herberge. Wegen Mangel an Betten mußten sie aber wiederum auf der Erde schlafen. Hirschfeld nennt es ein wüstes Kloster. Rimini wimmelte von päpstlichen Soldaten. Diese gehörten zu dem in der Umgegend cantanirenden Heere, welches der Papst gegen den Herzog von Urbino sandte, und erlaubten sich „viel Muthwillen“ gegen die Wallfahrer. In Sinigaglia wallten diese übernachten. Als sie sich aber einem Wartthurm näherten, schoß die päpstliche Wachtmannschaft scharf auf sie, sa daß sie schleunigst auf das Schiff entfliehen mußten. Auch nach Pesaro durften sie sich der römischen Soldaten halber nicht wagen und fuhren daher nach Ancona. Das Auftreten der päpstlichen Truppen gegen die durch ihre Kleidung als salche kenntlichen Pilger deutet die geringe Achtung vor der damaligen römischen Geistlichkeit selbst in unmittelbarster Nähe des Papstes an.

Van Ancana, welches als damals bedeutende Handelsstadt erwähnt wird, ritten die Pilger nach Laretto, besuchten die Kirche Unserer lieben Frauen, und hörten Messe in der Kammer, welche durch die Engel von Nazareth nach Loretta gebracht und hier von den 12 Apasteln als Kapelle geweiht sein sallte. Nach der Legende ist in dieser nämlichen Kammer die Jungfrau Maria geboren und erzogen. Dorthin soll ihr der Engel Gabriel die Batschaft gebracht, und sie darin Jesum bis zum zwölften Jahr erzogen haben. Von Loretto zogen die Pilger über Tolentina nach Rom, wo sie die Kirchen und Heiligthümer besuchten, dem Papste den Fußkuß leisteten und van ihm für sich und ihre Genossen Erlaubniß und Segen zur Wallfahrt nach Jerusalem empfingen. Von Rom ritten sie dann auf dem Landwege nach Venedig. Sie passirten Viterbo, Monte Fiascone und Siena, wo sie liegen blieben, da Hirschfeld eine Pleuresis mit dreitägigem Fieber bekam. Nach acht Tagen reisten sie, weil der Kranke aus Schwäche nicht reiten konnte, in Körben auf einem Maulesel weiter. Sie kamen durch Florenz, welches durch seinen schönen Baumwuchs und als Wallfahrtsort Unserer lieben Frauen berühmt war, Scarperia, Lajana, Bologna, Ferrara, Castell Francolino, zogen dann den Po abwärts und trafen, der Küste folgend, am 18. Mai wieder in Venedig ein. Hier hatten sich inzwischen die übrigen Wallfahrer eingefunden, und mit Ausnahme Georg v. Wolffersdorffs, über dessen Zurückbleiben aber die Aufzeichnungen nichts enthalten, traten dann Alle zur Wallfahrt auf gemeinsame Kosten und Gefahr (sog. Wahlbruderschaft) zusammen.

5. Venedig. Bedingungen für die Fahrt. Reise von Venedig nach Jappe.

Während Hirschfeld's Reise nach Rom (13. April bis 18. Mai 1517) hatten die in Venedig zurückgebliebenen Wallfahrer ein Schiff (sag. Naffe d. h. Fährschiff) für die Fahrt gemiethet und mit dem Patran, welcher zugleich dasselbe führte und Hans Walchall hieß, einen Vertrag abgeschlassen, dessen wesentlicher Inhalt wegen seines Interesses für die damaligen Verkehrsverhältnisse nachstehend falgt: *) „Der Patron hat sein Schiff mit den nöthigen Geschützen und Waffen, einschließlich Hakenbüchsen und für jeden Pilger einen Harnisch zu versorgen, welche bis ans Ende der Fahrt im Schiffe bleiben. Er hat dasselbe mit allen zur Fahrt nöthigen Dingen auszurüsten und mit einer 75 Mann starken Bemannung zu versehen, welche er stets vollzählig halten muß. Zwei aus der Mitte der Pilger üben die Controlle aus. Auf Verlangen hat der Patron, sofern es nicht wegen Windstille unmöglich wird — und hierüber steht die Entscheidung nur den Pilgern zu — am 2. Juni von Venedig auszufahren. Verzögert er die Abreise, sa hat er ihnen alle Unkasten, Zehrung und Schaden zu ersetzen und außerdem für jeden Tag noch 100 Dukaten zu zahlen. Sie sind dann auch nicht mehr an den Vertrag gebunden. Die Pilger können überall im ganzen Schiffe umhergehen. Nur in Jaffa (Japha, Jappe) dürfen Patran und Schiffsmannschaft Handel („Kauffmanschatz“) treiben. Der Patran hat die Pilger mit Speise und Trank bestens zu versorgen, und zwar haben dieselben zu fordern: alle Morgen guten Malvasier, Morgens und Abends gut zubereitetes Fleisch (gesatten und gebraten und namentlich gute Hühner), gutes frisches Brat nebst schwarzem und weißem Wein vam Besten, sowie zwischen

*) Alle Urkunden und Gespräche, deren Inhalt mitgetheilt wird, sind in die heutige Ausdrucksweise übertragen

den Mahlzeiten (zur Vesper und zum Schlaftrunk) frisches Brod und guten (weißen und schwarzen) Wein. In den Tagen, an denen man kein Fleisch zu essen pflegt, sind gute frische oder (falls solche nicht zu haben sind) gesalzene oder getrocknete Fische, auch Eier, Zugemüse, Obst und guter Käse zu geben. Alles ist aber in ausreichender Menge zu verabfolgen. Denjenigen, welche nicht an des Patrons Tische theilnehmen wollen, muß Speise und Trank in ihre Kajüte geschickt werden. Auch hat jener ihnen auf Verlangen die Nahrungsmittel roh zu liefern und ihrem Koch eine Küche und einen Aufbewahrungsraum für Holz, Wasser, Hühner, Getränk u. s. w. an geeigneter Stelle anzuweisen. Wenn die Pilger ans Land gehen, beköstigen sie sich selber, doch nur soweit daselbst etwas zu bekommen ist. Wenn sie ihren Dolmetscher, Koch oder sonst Jemand ans Land schicken wollen, was ihnen stets freisteht, so ist ihnen der Nachen („Potell") nebst Bemannung zu stellen. Ohne der Pilger Erlaubniß darf der Patron in keinen Hafen fahren und wenn er, um Lebensmittel, Holz, Wasser u. dgl. m. einzunehmen, anlegen muß, darf er sich nicht länger als einen Tag daselbst aufhalten. Im heiligen Lande muß er die Pilger an alle Orte, welche sie besuchen wollen, führen, überall auf sie warten, wobei er sich selbst zu beköstigen hat, und Alles, was von ihnen daselbst an Tribut, Zoll, Schatzung, Eselgeld u. s. w. gefordert wird, zahlen, mit Ausnahme der sogenannten kleinen Korthese.*) Auch muß er sie mit dem nöthigen sichern Geleit versorgen, mit seinem Schiff warten, bis sie wieder abfahren wollen, dann aber auf ihr Begehr die Anker lichten. Ohne ihre Erlaubniß darf er das Schiff nicht verlassen. Wenn das letztere wegen Kriegszustand oder dgl. m. nicht an das heilige Land gelangen kann, soll der Patron sofort umkehren, dann jedoch nur die Hälfte des ausbedungenen Fahrgelds erhalten. Den Schaden, welchen die Pilger durch Verschulden des Patrons erleiden, hat dieser zu ersetzen, dafür mit seinem Vermögen zu haften und Caution zu stellen. Auf der Rückreise von Joppe nach Venedig darf er nur mit ihrer Erlaubniß in einem Hafen ankern oder verweilen. Diejenigen Pilger, welche auf der Heimfahrt nach Rom wollen, muß er auf seine Kosten ans Land setzen, sowie für die auf der Fahrt Erkrankenden Pflege und alles Nöthige besorgen. Auch hat er einen tüchtigen Arzt nebst Wundarzt für die Reise anzunehmen. Sollten Pilger auf der Reise sterben, so fällt ihr Hab und Gut weder ganz noch theilweise dem Patron anheim,**) sie können bei Lebzeiten darüber frei verfügen und testiren. Alle auf die Fahrt bezüglichen Schulden des Verstorbenen werden indessen aus der Hinterlassenschaft vorweg bezahlt. Für Pilger, welche vor der Ankunft im heiligen Lande sterben, wird nur die Hälfte des ausbedungenen Fahrgeldes entrichtet, die ganze Summe dagegen, sobald die Betreffenden die Küste von Paläština betreten haben. Der Patron erhält für Fahrt, Beköstigung und sonstige Auslagen (der Hin- und Rückfahrt) von jedem Pilger 48 venetianische Dukaten (518,4 Mark).†) Die Hälfte wird beim Beginn der Hinfahrt im Hafen zu Venedig, die andere Hälfte in Joppe beim Antrit der Rückfahrt bezahlt. Beide Contrahenten sollen sich auf der Fahrt gegenseitig Treue halten. Glauben die Pilger Ursache zur Klage gegen den Patron zu haben, so sind sie befugt, ihn überall, wo sie anfahren, vor der Gerichtsbehörde des Landes zu belangen, deren Urtheil er sich zu unterwerfen hat. Als Kaution der im Vertrage übernommenen Verpflichtungen und der Haftbarkeit für seine Schiffsmannschaft deponirt der Patron 4000 Dukaten (43200 Mark) in der Bank zu Venedig, welche den Pilgern verfallen sind, sobald er auch nur einer der übernommenen Verpflichtungen nicht nachkommt. Hat er nach Observanz oder Gesetz noch sonstige, im Vertrage nicht besonders erwähnte Pflichten, so sind auch diese in den Contract eingeschlossen. Der Patron und seine Schiffsmannschaft haben sich den Pilgern gegenüber auf Ehre und an Eidesstatt verbindlich zu machen, alle übernommenen und ihnen obliegenden Pflichten getreulich und ohne Rückhalt zu erfüllen".

Obwohl hiernach die Abfahrt aus Venedig auf den 2. Juni vereinbart war, so mußte sie doch bis zum 17. d. M. verschoben werden, weil das Schiff ohne Verschulden des Patrons noch nicht segelfertig war.

Während der Zwischenzeit besichtigten die Wallfahrer die Reliquien und Heiligthümer Venedigs. In der Kirche des Inselklosters St. Clemens erregten die geschnitzten Chorstühle mit eingelegter Arbeit Hirschfeld's Bewunderung. Am Himmelfahrtstage (damals 23. Mai) wohnten sie der sogenannten Vermählung Venedigs mit dem Meere bei. Auf einer festlich geschmückten Galeere fuhr der Herzog (Doge) nebst Mitgliedern der Signoria (des Adels) auf das offene Meer hinaus und vermählte sich mit demselben durch eine symbolische Handlung, zum Zeichen, „daß Venedig Herrin des Meeres sein und bleiben wolle". Sodann begab sich der Doge mit seinem Gefolge zum Inselkloster St. Nyclas. Hier stieg man aus, hörte in der Kirche ein Hochamt des Patriarchen, und ging dann wieder mit großem Gepränge an Bord des Schiffs, auf welchem festliche Tafel stattfand. Der Doge saß auf einem, mit seidenen Teppichen beschlagenen Sessel, ihm zur Rechten des Königs von Frankreich Botschafter,††) und zur Linken der Markgraf von Mantua: der einzige Fürst, welcher zur Feierlichkeit gekommen war. Dann schloß sich die Signoria in bunter Reihe mit des Markgrafen Gefolge an. So fuhr man nach Venedig zurück, hunderte von Schiffen

*) D. h. die Höflichkeitsabgaben, welche unseren Trinkgeldern an Kastellane, Führer u. s. w. entsprechen.

**) Nach dem damaligen Seerecht fiel also die Habe der verstorbenen Passagiere, wenn nicht, wie hier, das Gegentheil ausbedungen war, an den Schiffspatron.

†) 1 Dukaten = 10,8 Mark heutiger deutscher Reichswährung.

††) Der Posten des französischen Gesandten wurde damals alljährlich neu besetzt.

folgten und von den größeren wurde mit Büchsen geschossen.

Am Dreifaltigkeitstage hielten die Pilger mit der Rochusbruderschaft eine Procession zu St. Rochus, wobei Jeder eine brennende Kerze in der Hand trug.

An der Frohnleichnams-Prozession nahmen die Wallfahrer unter der Signoria Theil, gepaart mit je einem Gentiluomo (Nobili), die Pilger auf der Ehrenseite. Die Nobili waren in rothen Sammet, Damast, Atlas oder Scharlach, alle nach demselben Schnitt, gekleidet. An der Procession nahmen viele Priester und geistliche Bruderschaften Theil. Letztere trugen weiße Haarröcke mit Mönchskapuzen und dem Abzeichen ihrer Bruderschaft. Viele Figuren aus dem Alten und Neuen Testament wurden einhergetragen. Jeder Pilger hatte eine weiße Wachskerze in der Hand. Die Procession nahm ihren Weg durch die Markuskirche.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Bürger-Unterstützungs-Verein.

Zu Landeshut in Schlesien, von wo aus in No. 37 dieses Blattes über die am 2. d. Mts. stattgehabte Enthüllung des Denkmals des verewigten Grafen Eberhard zu Stolberg-Wernigerode berichtet worden ist, besteht unter dem eigenthümlichen Namen: „Karnöffelschaft" ein Bürger-Unterstützungs-Verein, welcher in Rücksicht der Art seines Entstehens, es verdient in weiteren Kreisen bekannt zu werden, weshalb das Vorwort der „Revidirte Statuten des Karnöffel-Bürgerunterstützungs-Vereins zu Landeshut. 1866," das darüber Auskunft giebt, hier abgedruckt wird:

„Im dreißigjährigen Kriege wurde von kaiserlichen Soldaten, die fast fortwährend Landeshut besetzt hielten, das sogenannte Karnöffelspiel gespielt. In Zschocke's Werken im 28. Bande, Seite 262 heißt es „karnöffeln" und nicht karniffeln, wie es unsere Alten nannten, auch wohl von unsern Zeitgenossen noch nachgeheißen wird. Bei diesem Karnöffeln bedient man sich der deutschen oder Eichelkarten. Landeshut's Bürger mußten damals so gut wie die Soldaten die Wache beziehen und waren da sowohl, wie in ihren Wohnungen, mit Letzteren in steter Berührung. Was Wunder, wenn auch sie sich dieses launigen Spieles bald bedienten, um sich auf der Wache einen Zeitvertreib zu machen. Es hat von da ab in Landeshut immer eine Karnöffelgesellschaft gegeben und eine solche existirt noch heutigen Tages hierselbst, welche sich in den Winterabenden mit diesem Kartenspiele einen belustigenden Zeitvertreib macht, indem erlaubte Ueberlistung Witz und Humor erzeugt, wodurch nicht selten die Spiele zu nichte gemacht werden, bei denen überdies auch nur ganz geringe Verluste vorkommen. Da ferner bei diesem Spiele alles verkehrt ist, so kann es bei solcher Räthselhaftigkeit von Zuschauern in Jahren kaum erlernt werden; damit nun aber auch Nichtkenner doch wenigstens einen Begriff vom Karnöffeln bekommen mögen, liegt in der Karnöffellade eine völlig ausgearbeitete Karnöffelgrammatik, welche zum Besten des Karnöffel-Bürger-Armen-Fonds dem Drucke, als ein Curiosum in der Literatur übergeben worden ist und gegen Zahlung von 3 Sgr. mit den Statuten von den Mitgliedern des Vereins erworben werden kann.

Solche, welche das Karnöffeln erlernen wollen, werden Lehrlinge, die es ziemlich spielen, Freifechter, und die es gut spielen, Meister genannt. Weil nun bei diesem Spiel viel kommandirt werden muß und dasselbe viel Militairisches mit sich führt, aus welchem Grunde auch unsere Altvordern dafür empfänglich gemacht worden sein müssen, so hat es sich, wie schon oben bemerkt, von Geschlecht zu Geschlecht bis auf uns vererbt. Unsere Zeitgenossen wollten jedoch mit genanntem Spiele einen wohlthätigen Zweck verbinden. 1846 am 1. September wurde eine sogenannte Karnöffelfahrt nach dem nahe gelegenen Dorfe Ruhbank gemacht, weil unsere Vorfahren schon Jeden, der einen Fehler in diesem Spiele beging, spaßweise mit einer Verbannung nach Ruhbank bedrohten, was sich auch bis jetzt so erhalten hat, worüber unsere Acten ausführlicher sprachen. Bei dieser Gelegenheit wurden von einem Mitgliede der Karnöffelschaft, welches die Ausgaben bei dieser Fahrt zu besorgen hatte, mit Absicht 22 Sgr. erspart, welche nach und nach durch freiwillig dargereichte Pfennige zu einem Thaler anwuchsen, der sogleich in der Sparkasse zu 4% zinsbar niedergelegt wurde. Er sollte mit der Zeit zu einem Kapitale anwachsen, wovon die Zinsen alljährlich einem oder mehreren verarmten Bürgern oder Bürgerinnen zufließen sollten. Zur Vermehrung dieses Grundkapitals gab ein sogenanntes Karnöffelfest Gelegenheit. Zwei Bürgerfreunde hatten nämlich der Karnöffelschaft eine Lade geschenkt, und bei ihrer feierlichen Enthüllung auf hiesigem Schießhaussaale wurde den sämmtlichen Karnöfflern und sehr vielen Ehrengästen in einem Solo-Wechselgesange dargethan, daß diese Lade zum Aufbewahren kleiner Spenden bestimmt sei; am 18. October 1849 aber auf dem Saale im Gasthause zur Burg durch eben wieder einen Solo-Wechselgesang klar ausgesprochen, daß ein Bürger-Armen- oder Unterstützungs-Fonds für moralisch-gute, arme alte Bürger gebildet werden, den diese Lade dermaleinst bergen solle.

Nach der Eröffnung der Lade im Schießhause ward ein Examen abgehalten, wonach alle die, welche bisher noch nicht als Meister anerkannt waren, das Karnöffelmeisterrecht erlangen konnten, zu dessen Beglaubigung Jeder, der gut bestanden hatte, einen Meister-, Andere, die nicht bestanden, erst einen Aufnahmebrief erhielten, wofür beliebige freiwillige kleine Spenden geopfert wurden. Da ferner bei jeglichen heitern Karnöffelfesten feiner Anständigkeit wegen, sich immer gern auch Nicht-Karnöffler, also Ehrengäste, betheiligten, so ward ein der Karnöffelschaft verehrtes Album ausgelegt, in welches sich unsere Ehrengäste einzeichneten und ebenfalls gern eine Gabe spendeten. Auch wurde von Freunden der Karnöffelschaft eine Armbrust unentgeltlich angefertigt

und von den Karnöfflern ein Scheibenschießen entrirt, wozu sehr viele und verschiedene Gegenstände von Kaufleuten, Professionisten, Arbeiten von jungen Damen rc. geschenkt wurden, welche zu Gewinnen, die noch übrig gebliebenen Sachen aber zum Verpaschen oder zum Verauktioniren bestimmt wurden. Das auf solche Weise gelöste Geld floß möglichst ohne Abzug zum Bürger-Armen-Fonds. Später geschah dieses durch ein Adler- und Bolzenschießen. Durch ausgegebene Ehrenmitglied-Diplome an die, welche ein solches verlangten, und durch ein Werkchen unter dem Titel: „Reminiscenzen aus der Vergangenheit und Neuzeit, zum Besten des Landeshuter Karnöffelfonds," von einem Mitbegründer des Vereins herausgegeben, brachten diesen Fonds bis 1. Januar 1866 bereits schon auf 1621 Thlr. 6 Sgr. wovon 1450 Thlr. hypothekarisch angelegt und die überschießenden 171 Thlr. 6 Sgr. in der Sparkasse des Vorschuß-Vereins zu $5^{0}/_{0}$ untergebracht worden sind.

Die Karnöffelschaft möchte nun gern diesen Fonds nach vergrößern, um alten, arbeitsunfähigen, moralisch-guten Bürgern und Bürgerinnen, deren es gewiß immer geben wird, am Abend ihres mühseligen Lebens, von den Zinsen dieses Fonds eine Unterstützung reichen zu können, da ein vor mehreren Jahren gemachter Versuch, eine Bürgerpensionsanstalt zu gründen, sich wegen allzugroßer Schwierigkeiten schon bei der Berathung als eine Unmöglichkeit ergab."

So weit das Vorwort des Statuts. Dieses selbst enthält detaillirte Festsetzungen über die Verwaltung und Verwendung des Fonds, der seitdem in erfreulicher Weise gewachsen ist. Ende des Jahres 1878 betrug derselbe laut Bekanntmachung des Kuratoriums bereits 10,040 Mark und hat sich um 200 Mark gegen das Jahr 1877 vergrößert, obgleich 1878 516 Mark an Unterstützungen aus demselben gezahlt worden sind.

Schließlich verdient noch mitgetheilt zu werden, daß Seine Königliche Hoheit der Prinz Carl von Preußen Höchstder von dem Vorhandensein dieses milden Fonds und der Eigenthümlichkeit seines Entstehens Kenntniß erhalten, die Gnade gehabt hat, demselben aus Anlaß der Enthüllung des Denkmals des Grafen zu Stolberg ein Geschenk von 300 Mark zufließen zu lassen. Der der Schreiber aber dieser Zeilen erlaubt sich, in seiner Eigenschaft als Ehrenmitglied der Karnöffelschaft sowie in Rücksicht darauf, daß der § 7 des betreffenden Statuts bestimmt: „Alle Mitglieder sind verpflichtet, auf reelle Weise für die stete Vermehrung des bereits vorhandenen Fonds Sorge zu tragen", hier noch anzuführen, daß, falls einer oder der andere der verehrten Leser dieses Blattes geneigt sein möchte, aus Anlaß der erwähnten Denkmals-Enthüllung, ebenfalls dem senfkorngleich erwachsenen, so segensreich wirkenden Karnöffelfonds eine kleine Gabe zufließen zu lassen, daß der Bürgermeister Pfuhl in Landeshut solche jederzeit dankbarst entgegen zu nehmen und an das Kuratorium abzuführen bereit ist.

Sonntagsruhe.

Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß eine der Hauptbedingungen zur Hebung der sittlichen Kraft der Nation, des Wohlstandes, des inneren Friedens, der Menschenwürde und der Vaterlandsliebe unstreitig die Sonntagsruhe, die Sonntagsweihe und der Sonntagssegen ist, sucht man jetzt in Thüringen einen freien Verein zur Förderung der Sonntagsruhe ins Leben zu rufen. Jede Gemeinde bildet ihren Ortsverein. Die Abgeordneten der Ortsvereine versammeln sich von Zeit zu Zeit zur gegenseitigen Ergänzung und Bereicherung zum allgemeinen Landesverein. Jeder Ehrenmann ist Mitglied des Vereins, der sich verpflichtet, am Sonntage mit seinem ganzen Hause von den gewöhnlichen Alltagsarbeiten zu ruhen, auch den Arbeitern und Dienstboten die Sonntagsruhe ungeschmälert zu gewähren, und diesen Tag womöglich durch Theilname an dem Gemeindegottesdienst oder durch häusliche Erbauung zu heiligen. Doch sollen der Verrichtung unaufschiebarer Nothwerke, sowie der Theilnahme an erlaubten geselligen Freuden keine Schranken gesetzt werden. Die Ehre der Theilnahme am Verein beruht auf keinerlei Zwang, sie kostet kein Geld; sie ist eine freie sittliche That der Liebe zu Gott, für das Wohl der Gemeinde und des Vaterlandes.

In Emden hatte das Localblatt die Bäcker aufgefordert, das Publikum mit frischer Backware auch am Sonntage zu bedienen; das würde ein großer Fortschritt sein. Dagegen erklärten sämmtliche Bäckermeister Emdens es als einen Rückschritt, wenn sie die Sonntagsarbeit einführten. Der Sonntag werde erst ein rechter Sonntag wenn die Nacht vor demselben nicht mehr gearbeitet werde, denn wer die ganze Nacht und auch bis Morgens 10 oder 11 Uhr in der Backstube arbeite, könne an der Feier des Sonntags nicht theilnehmen.

Aus Cassel erfahren wir, daß dort einige christliche Männer einen eben so einfachen als practischen Weg eingeschlagen haben, um ihrerseits den Geplagtesten unter den „Sonntagslosen", nämlich den Postbeamten, einen Theil ihrer Sonntagsarbeit abzunehmen. Dies einfache Mittel ist — ein Gesuch an das nächste Postamt, das wir hier allen Sonntagsfreunden als Muster zur Nachahmung mittheilen wollen:

„An das Kaiserliche Postamt zu N."

„Unterzeichneter bittet von heute ab alle für ihn einlaufenden Postsachen nur an den sechs Wochentagen, dagegen Sonntags nichts außer etwaige Expreß-Sachen bestellen zu lassen."

(Unterschrift.)

Bitte.

Der Unterzeichnete bereitet mit Herrn Dr. Meisner hierselbst die Ausgabe von **„Deutschen Pilgerfahrten nach dem heiligen Lande aus dem 15. und 16. Jahrhundert"** vor und bittet, da er dort eine Zusammenstellung deutscher Pilger von 1300—1600 zu geben beabsichtigt, die hochverehrlichen Herren Leser, welche im Besitze urkundlicher Nachrichten oder mündlicher Traditionen von Pilgerfahrten aus der früheren Familiengeschichte sind, ergebenst und freundlichst, diese ihm zugehen zu lassen, damit die möglichste Vollständigkeit in der Darstellung der Beziehungen erreicht werde, welche Deutschland und das heilige Land verknüpften.

Berlin, N., 20. September 1879.
Weißenburger Straße 76. I.

Dr. Reinhold Röhricht, Lic. theol.,
Oberlehrer am Humboldt-Gymnasium.

Carl Heymann's Verlag in Berlin W. Mauerstraße 63—65.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.



Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 1. October 1879. **Nr. 40.**

Ritter Bernhard von Hirschfeld und seine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe (1517).

Ein Beitrag zur Religions- und Cultur-Geschichte des 16. Jahrhunderts, sowie zur Geschichte des Johanniter-Ordens und des heiligen Landes.

Nach handschriftlichen und anderen Quellen
dargestellt vom
Reg.-Rath v. Hirschfeld in Marienwerder, Ehren-Ritter.

(Fortsetzung.)

Am 17. Juni 1517 bestiegen die Wallfahrer ihr Schiff, welches 2 deutsche Meilen von Venedig vor Anker lag, und fuhren am 19. aus. Der Weg ging längs der Küsten von Istrien, Dalmatien, Korfu, Cephalonia, Zante (sämmtlich venetianisch), Morea (welches die Türken vor einer Reihe von Jahren der Republik Venedig abgenommen hatten), Cerigo nach Candia (beide venetianisch). In Candia trafen sie am 3. Juli ein, nachdem sie unterwegs in verschiedenen Häfen (um Proviant und Vorräthe einzunehmen) angelegt hatten. Der Rhodiser-Commendator Georg v. Haus theilte Hirschfeld mit: „die Insel Cerigo gelte für den Geburtsort der schönen Helena, welche Paris von dort entführt habe. Auf der Stätte des alten Troja befänden sich zur Zeit etliche Dörfer, und sei daselbst noch viel kostbares altes Gemäuer aus Marmor vorhanden." Danach waren im 16. Jahrhundert noch Ueberreste Trojas vorhanden und bekannt. Diese, von einem Johanniter-Commendator stammende und durch Hirschfeld's Aufzeichnungen urkundlich beglaubigte — bisher unbekannte — Nachricht ist von großem historischen Werth. Nach den eigenhändigen Angaben Otto Friedrichs von der Gröben über seine Reise nach dem heiligen Lande waren auf dem Areale der Dörfer Polenn und Andro (in der trojanischen Ebene) 1675 nur noch wenige Ueberreste des alten Troja vorhanden.

Zu Candia nahmen die Wallfahrer einen mehrtägigen Aufenthalt. Die Insel zählte damals 7 Städte, brachte den besten, auch bei den Rittern auf Rhodus beliebten, Malvasier hervor und war durch ihr Cypressenholz berühmt. In der Stadt Candia, welche meist von Heiden und Juden bewohnt ward, hatte ein Erdbeben 1508 viele Häuser zerstört. Diese waren 1517 noch nicht wieder aufgebaut.

Am 7. Juli wurde die Fahrt fortgesetzt. Nachdem das Schiff südlich an der venetianischen Insel Scarponto vorbeigekommen war, hofften die Reisenden nach Rhodus zu gelangen, wo die Schiffe mit Pilgern zum heiligen Grabe stets anzulegen pflegten. Als der Patron aber keine Anstalt machte, seinen Kurs dorthin zu nehmen, erklärte er, darüber zur Rede gestellt: „es sei ihm vom Herzog von Venedig streng untersagt in Rhodus zu landen, weil die Türken den Johanniter-Orden mit Krieg bedrohten." Der Orden hatte nämlich — wie Hirschfeld von den Rittern desselben erfuhr — damals vom Papste das durch Kaiser Maximilian I. bestätigte Privilegium erhalten, alle nach Rhodus kommenden, während eines Krieges gegen die Türken irgendwie brauchbaren fremden Schiffe ohne Unterschied der Nationalität anzuhalten und zu verwenden." In Folge dieser Maßregel (welche wir übrigens in keiner Geschichte des Johanniter-Ordens verzeichnet finden) fuhren die Wallfahrer 40 deutsche Meilen südlich an Rhodus vorüber.

Am 11. Juli gelangte das Schiff nach Cypern (venetianisch) und ankerte im Hafen von Limasol (Lemissa: ein Kastell am Meere). Für dasselbe waren bestimmt und wurden ausgeladen 2 große Karthaunen, 5 Feldschlangen sowie eine namhafte Menge von Hakenbüchsen, Spießen und anderen Waffen. Einige der Pilger fuhren mit in das Kastell, um es zu besichtigen, und brachten die Nachricht zurück, die Gesandtschaft Venedigs, obwohl vor ihnen auf 2 Galeeren mit reichen Geschenken für die Türken ausgefahren, sei erst bis Famagusta, der Hauptstadt Cyperns, gelangt. Die venetianische Regierung hatte nämlich den Wallfahrern, als diese von der feindseligen Gesinnung der Türken im heiligen Lande Gefahren befürchteten, eröffnet: „Venedig vermöchte bei den Ungläubigen sehr viel. Die Gesandtschaft, welche vor den Pilgern im heiligen Lande

einträfe, würde ihnen schon sicheres Geleit und gute Behandlung verschaffen." Dies war, wie sich nun herausstellte, nichts als Großsprecherei. Die Verhältnisse lagen ganz anders.

Venedig, dessen Politik lediglich durch seine Handelsinteressen bestimmt wurde, hatte, ohne sich um die Lage des ihm stets hilfsbereiten Johann.-Ordens zu kümmern, um 1476 (oder 1477) mit der Türkei Frieden geschlossen und sich zur Zahlung von jährlich 5000 Dukaten verpflichtet, dieselbe aber seit 1510 eingestellt. Daher schickte der Sultan 1517 eine Gesandtschaft nach Famagusta, um den rückständigen Tribut einzutreiben, und während der desfalsigen Verhandlungen mit dem Statthalter traf die venetianische Gesandtschaft ein, meldete die Sachlage nach Venedig und wartete auf Instructionen. Die türkische Gesandtschaft hatte ebenfalls an den Sultan berichtet und sah dessen Bescheid entgegen. „An diesen Nachrichten merkten (wie sich Hirschfeld ausdrückt) die Wallfahrer, daß der Türke ein gewaltiger Inhaber der Heidenschaft und des heiligen Landes sei, und daß die Venediger in keinem sonderlichen Vernehmen mit ihm ständen. Das sei ihnen schrecklich zu erfahren gewesen, denn sie hätten sich mit Venedigs Einfluß getröstet. Aber sie kehrten sich nicht daran, sondern vertrauten dem lieben Gott, zu dessen Ehre sie sein heiliges Grab besuchen wollten; er würde ihnen auch dahin gnädiglich helfen und ihr Geleitsmann sein."

Demzufolge fuhren sie am 12. Juli weiter, kamen an Beirut und dem Gebirge Carmel vorüber, und ließen, nachdem sie beim Anblick des heiligen Landes eine Messe gehört und ein Te deum gesungen, am 16. Juli in den Hafen von Joppe ein. —

6. Reise von Joppe nach Jerusalem.

Nachdem das Schiff zu Joppe geankert hatte, schickte der Patron an das Land und ließ um Geleit bitten, da eine zahlreiche Volksmenge den Landungsplatz umlagerte. Im Hafen lag ein anderes Schiff mit Pilgern aus Frankreich, England und Flamland, welches einige Tage früher von Venedig ausgefahren war. Die Passagiere desselben hatten für sich allein Geleit nachgesucht, ohne von dem zweiten Schiffe mit unseren deutschen Wallfahrern etwas zu sagen, weil sie diesen zuvorkommen wollten. Hierüber gerieth der Statthalter (Potestat) von Ramla und Befehlshaber von Jerusalem, als er es erfuhr, in großen Zorn, und empfing die Franzosen, Engländer und Flamländer sehr ungnädig. Der Potestat von Joppe ließ dem Patron des später eingetroffenen Schiffs sagen: „Er sei den Deutschen absonderlich gewogen und wolle daher die deutschen Pilger (wie wir die Gesellschaft Bernhards v. Hirschfeld nachstehend nennen werden) vor den anderen, d. h. den Franzosen u. s. w., sicher und wohl geleiten und ihnen eine so gute Comporia (Compagnie, freundschaftliche Gesellschaft) leisten, als sie seit 100 Jahren nicht Pilgern zu Theil geworden wäre." Demzufolge blieben die Deutschen auf ihrem Schiffe. Hier suchte sie ein Vicarius auf, welchen Nicolaus v. Taufignan (Vorsteher des Minoriten-Franciskaner-Klosters, aus päpstlicher Gewalt Guardian des heil. Berges Zion, Comissarius und Befehlshaber der übrigen Stätten des heiligen Landes mit Einschluß des heiligen Grabes) abgesandt hatte, um sie in seinem Namen zu empfangen und nach Jerusalem zu geleiten. Der Vicarius war beauftragt, den Guardian, welcher sich von den Strapazen einer Reise nach Alkeyro (Kairo) noch nicht erholt hatte, wegen seines Nichterscheinens zu entschuldigen, und den Pilgern Folgendes zu eröffnen: „1. wer ohne Genehmigung des Papstes diese Reise unternommen, sei in den Bann gethan, aber der Vater Guardian und er, der Vicar an seiner Stelle, hätten Macht, davon zu absolviren. 2. Die Pilger dürften im heiligen Lande keine Wehr und Waffen tragen, und sollten sich, um schwerer Ahndung zu entgehen, 3. hüten, gegen die Türken oder deren Glauben etwas zu äußern, da viele derselben fremde Sprachen verständen." Zugleich ermahnte sie der Vicar: „ihre Sünden zu bereuen und sich zu freuen, daß ihnen verstattet sei, die heil. Stadt Jerusalem zu besuchen. Denn sobald man mit reuigem Herzen das heil. Land betrete, erlange man Vergebung der Sünden und Auslöschung aller dereinst zu leidenden Pein. Darum solle sich ein Jeder aufs Beste dazu schicken und sich zur Andacht reizen, damit er so großen Ablasses theilhaftig werde und eine so gefahrvolle Reise nicht umsonst gemacht habe."

Am 17. Juli kam vom Potestaten von Joppe die Zusage sichern Geleits und die Aufforderung, mit ihm in der Nacht nach Jerusalem zu ziehen. Als die deutschen Pilger aber nach Joppe kamen und die zur Reise bestimmten Esel noch nicht vorfanden, blieb ihnen nichts übrig als zu warten. Sie mußten ihre und ihres Vaters Taufnamen angeben, welche ein türkischer Beamter aufschrieb, und erhielten kellerförmige gemauerte Löcher zum Nachtquartier angewiesen. Am 19. Juli früh bestiegen sie die Esel und zogen ohne den Potestaten mit einer Geleitswache nach Ramla. Hier fanden sie Aufnahme in dem sog. Pilger-Spital (einem massiven Gebäude, welches ein Herzog von Burgund als Obdach für Pilger erbaut hatte) und trafen die Gesellschaft des andern Schiffs, welche früher aus Joppe abgegangen, aber zurückgehalten war, weil die Türken beide Abtheilungen mit einer Geleitswache nach Jerusalem schicken wollten. Zu Ramla, einer großen aber heruntergekommenen und verarmten Stadt, war nur Wasser und Brod zu haben, womit man sich behelfen mußte. Gegen Abend brach man wieder auf. Vor der Stadt kehrte aber die türkische Wache in eine Karawanserei ein. Als der Vicar hiergegen vorstellig wurde und auf Fortsetzung der Reise drang, schlug ihn der Befehlshaber der Wache und schimpfte den Patron der deutschen Pilger aus. In Folge dieses Streits mußten alle Wallfahrer die Nacht auf dem Felde zubringen. Erst am 18. Juli früh 8 Uhr wurde die Reise fortgesetzt

und gegen Abend gelangte man noch Jerusalem. Vor der Stadt stiegen die Pilger von den Eseln und zogen, ein Te Deum singend, durch das Damascus-Thor ein.*) Als sie an die heilige Grabes-Kirche (Tempel genannt) kamen, knieten sie nieder, verrichteten ein Dankgebet für ihre glückliche Ankunft und zogen zum Minoriten-(Franciskaner-)Kloster auf dem Berge Zion. Nachdem sie auch in der Kirche desselben eine Dank-Andacht verrichtet hatten, ließ ihnen der Guardian (Nicolaus v. Lousignon) eine Collation mit gutem kühlen Wein reichen und lud sie auf den folgenden Tag zur Morgen-Mahlzeit ein. Hierauf führte man die deutschen Pilger in die Residenz des griechischen Patriarchen (d. h., wie wir sehen werden, in den ehemaligen Johanniter-Palast), wo sie Herberge erhielten, aber die Nacht auf der Erde zubringen mußten. Die Passagiere des andern Schiffs, Franzosen u. s. w. wurden in dem zum Theil verfallenen St. Jacobs-Kloster (einem Theile des heutigen armenischen Klosters um die St. Jacobs-Kirche) untergebracht.

7. Zustand des heiligen Landes und der Stadt Jerusalem. Beziehungen zum Johanniter-Orden.

Die politischen Zustände Jerusalems hatten sich seit Mitte des 15. Jahrhunderts wesentlich geändert und ist mit Rücksicht auf die Aufzeichnungen Hirschield's Folgendes hervorzuheben.

„Nach des jungen Königs Balduin V. Tode" (so besagt eine Chronik aus dem Kloster des Berges Zion, welche sich Hirschfeld 1517 während seines Aufenthalts in Jerusalem abschrieb) „wußte es dessen Mutter Sybille, die Wittwe Wilhelms vom langen Schwert, Markgrafen von Montferrot, mit Unterstützung einiger Großen und namentlich des Patriarchen dahin zu bringen, daß ihr zweiter Mann Guido oder Veit von Lusignan zum König von Jerusalem gekrönt ward. Dies verdroß den (noch von Balduin IV. zum Reichsstatthalter eingesetzten) Grafen Raymund von Tripolis, so daß er den König Guido mit Krieg zu überziehen beschloß. Allein hierzu nicht stark genug, setzte er sich mit Saladin in Einvernehmen, vermählte sich mit der verwittweten reichen Fürstin des Landes Galilea (mit der Hauptstadt Tiberias) und griff nunmehr, auf günstigen Erfolg rechnend, den König von Jerusalem an. Diesen Zwist benutzte Saladin, rückte, während jene Beiden sich befehdeten, mit großer Macht vor, und eroberte schließlich (1187) Jerusalem." Alle Zeichen des Königthums und christlichen Glaubens wurden zerstört, die Kreuze herabgenommen, die Glocken zerschlagen und die Kirchen und Klöster in Moscheen umgewandelt, soweit man sie nicht dem Verfall oder später den geduldeten Mönchsorden überließ. Die christlichen Einwohner (die wohlhabenden mit, die unvermögenden ohne Lösegeld) und der lateinische Patriarch mußten die Stadt verlassen. Dem Adel, den Rittern und der Königin bewilligte Saladin freien Abzug, den Johannitern gestattete er noch ein Jahr lang behufs Herstellung ihrer Kranken den Aufenthalt in der Stadt. Nach Ablauf dieses Zeitraums überwies er dann den Johanniter-Palast nebst zugehörigen Baulichkeiten dem Hospital und den beiden Ordenskirchen (Sancta Maria Latina major und minor), und Ländereien den Moscheen Omars 'Kubbes es Sachra) und Felsen Allahs (Sachret Allah) als Stiftungsvermögen. Palast und Hospiz dienten jedoch auch ferner zur Aufnahme von Pilgern. Im J. 1330 stand noch der Palast (mit dem großen Hospital) mit seiner Façade von 164 steinernen Säulen. (v. Winterfeld a. a. O. S. 109. 110).

Der Besuch christlicher Pilger, welche zum heiligen Grabe wallfahrteten, fand auch unter türkischer Regierung statt, doch diese ließ sich ein Eintrittsgeld entrichten. Bekanntlich hatten die Johanniter gegen Ende des 13. Jahrhunderts Limasol auf Cypern inne, und geleiteten auf ihren Schiffen Pilger zum gelobten Lande. Nachdem die Ritter S. Johanns sich 1309 auf Rhodus festgesetzt hatten, unternahmen sie seit 1407 Streifzüge gegen Egypten und eroberten u. A. die Stadt Berytus (Beirut) für den Orden. Hierdurch eingeschüchtert, bot der Sultan um Frieden, welchen der Großmeister Philibert v. Naillac (1396—1421) vorschrieb und darin folgende Rechte erlangte: „Der Orden ist befugt, Consuln in Alexandria, Ramla und Jerusalem zu halten, und die Mauern des heiligen Grabes zum Schutze gegen Entweihung zu schließen, sowie zu Jerusalem im Johanniter-Palast sechs Ritter zu halten, welche abgabenfrei bleiben und alle Wallfahrer aufnehmen dürfen." Dieser Vertrag wurde zwischen 1421 und 1428 erneuert. Als die Markgrafen Johann und Albrecht von Brandenburg im J. 1435 das heilige Grab besuchten, fanden sie im Johanniter-Palast als Vorsteher des Hospitals zwei Consuln des Ordens (Rathgeben genannt) vor und nahmen auch daselbst Herberge.

Im Jahre 1517 aber waren, wie sich aus Hirschfeld's Aufzeichnungen ergiebt, die Johanniter aus Jerusalem verschwunden, wohl in Folge der vorausgegangenen politischen Umwälzungen. Palästina und Syrien gehörten bis 1516 zu Egypten, dessen Regenten seit 1421 auf Vernichtung des Ordens dachten, sich jedoch zu unmächtig fühlten. Deshalb rüstete der Sultan 1440 im Bunde mit Amurath II. (dem türkischen Herrscher) eine Expedition aus, zog dann, ohne dessen Unterstützung abzuwarten, nach Rhodus, mußte jedoch vollständig geschlagen mit fast vernichtetem Heere heimkehren. Seitdem wagte Egypten bis 1506 nicht wieder, den Orden anzugreifen, und erneuerte sogar 1470 den Waffenstillstand. Seine letzten Versuche, diesen zu brechen (1506 bis 1510) endeten mit schweren Niederlagen. Die Rhodiser-Ritter brachten viele feindliche Schiffe und reiche Beute heim, so daß der Sultan die

*) Betreffs aller nachfolgenden topographischen Angaben von Jerusalem verweisen wir auf die Karte bei A. v. Winterfeld Geschichte des ritterlichen Ordens St. Johannis. Berlin bei Berendt, 1859, S. 12—13.

Luft zu weiteren Angriffen verlor. Bei der großen Scheu, welche derselbe vor den Waffen des Ordens hegte, kann man annehmen, daß die Johanniter-Station im ehemaligen Ordens-Palast zu Jerusalem noch bestehen blieb und erst mit dem Besitzwechsel Palästina's (1516) einging.

Im (europäischen) Türkenreiche war Bajazet II. durch seinen vierten Sohn Selim entthront worden. Hier mußten die allmächtigen Janitscharen, gleich den Prätorianern des römischen Kaiserreichs, von dem jedesmaligen Regenten durch reiche Geschenke erkauft werden. Nur ein blutiger Despot, welcher ihrer Beutelust durch die Finger sah, sie selbst aber mit eiserner Faust zügelte, vermochte sie und damit das Reich zu beherrschen. Der humane friedliebende, den Wissenschaften und dem Sinnengenusse ergebene Bajazet entbehrte dieser Eigenschaften und ward daher, der Regierung nicht gewachsen, durch Selim 1512 abgesetzt und vergiftet. Kaum hatte sich der neue Herrscher, welcher noch unmenschlicher und treulose war als sein Großvater Mahomed II., durch Ermordung seiner Brüder nebst deren Kinder und durch zahllose andere Gräuelthaten auf dem Throne befestigt, als er seine eroberungssüchtigen Blicke auf Egyptens asiatische Besitzungen lenkte und dessen Truppen am 23. August 1516 bei Aleppo schlug. In Folge dieses Sieges nahm er Syrien und Palästina ein, und vertheilte im October desselben Jahres die Statthalterschaften dieser Länder an begünstigte Generale, welche er dann nach Belieben schalten und walten ließ. Bei dem tödtlichen Hasse Selims gegen den Rhodiser-Orden konnte die Johanniter-Station zu Jerusalem von da ab nicht länger gehalten werden. Aecht türkisch war es jedoch, daß der neue Statthalter trotz seines (auch von Hirschfeld angedeuteten) Christenhasses den morgen- und abendländischen Pilgern gegen hohe Abgaben den Besuch Jerusalems in der Absicht gestattete, ihren frommen Sinn für seinen Säckel auszubeuten.

Um aber Wallfahrer herbeizuziehen, mußte der christliche Gottesdienst wieder geduldet werden. Daher wurde sowohl dem römischen Stuhle, dessen Inhaber Papst Alexander VI. überdies 1444 mit dem türkischen Sultan im Bunde gestanden, als der armenischen und griechischen Kirche, welche den Türken ungefährlich schienen, die Beibehaltung der in letzter Zeit unter dem Schutze des Johanniter-Ordens wieder eingerichteten Klöster und Niederlassungen erlaubt. Im Jahre 1517 fand daher Hirschfeld alle drei Confessionen vor. Den römischen Minoriten (Franciskanern, sog. Barfußer-Brudern) gehörte ein Kloster auf dem Berge Zion, und den Armeniern das des heil. Jacob (zwischen Zionsthor und Herodes-Palast). Die armenische Kirche hatte zur Zeit der Kreuzzüge in Jerusalem noch nicht festen Fuß gefaßt, bestand jedoch bereits im XII. Jahrhundert als selbstständige Gemeinschaft, welche in Ritual und Dogma sowohl von der griechischen, als der römischen Kirche abwich. Ihr Oberhaupt nannte sich katholischer Patriarch und residirte 1517 noch in Armenien. Der große Reichthum, welcher durch die zahlreichen Spenden ihrer bigotten Landsleute (meist Kaufherren) zusammenkam, machte es den armenischen Mönchen Jerusalems möglich, sich in den Besitz der S. Jacobs-Kirche zu setzen, welche zum Andenken an den enthaupteten Apostel Jacobum majorem (Apostelgesch. 12) von der Kaiserin Helena erbaut war und ursprünglich der römischen Geistlichkeit gehörte.

Die Verfassung der griechischen Kirche, wie sie im griech. Reich bestanden hatte, war eingeführt und 1517 residirte sogar ein Patriarch innerhalb der Stadt. Er hatte seine Wohnung in der Nähe des Tempels und zwar, wie aus Hirschfelds Angaben folgt, im ehemaligen Johanniter-Palast. Dieser diente nämlich nachgewiesenermaßen noch im 16. Jahrhundert zur Aufnahme christlicher Pilger (v. Winterfeld a. a. O. S. 110). 1517 existirten aber für dieselben nur zwei Herbergen in Jerusalem: das armenische Jacobs-Kloster und der Palast des griechischen Patriarchen. Außer diesen beiden befand sich auch damals in der Nähe des Tempels kein Gebäude, welches zur Wohnung des Patriarchen, seines Gefolges und seiner Mönche, sowie gleichzeitig zur Beherbergung von Hirschfelds Begleitern (an 70 Mann) hinreichend Raum bot. Da sich aber die oben (Absch. 3.) erwähnten Johanniter-Ritter bei den deutschen Pilgern befanden, und die Edlen unter letzteren in den dem Johanniterorden durch Aehnlichkeit des Zwecks verwandten Orden des heiligen Grabes (vgl. die folg. Abschn.) eintreten wollten, so wäre selbstverständlich die deutsche Gesellschaft im Johanniter-Palast eingekehrt und nicht beim Patriarchen, falls dieser anderwärts residirte.

Bei der raffinirten Geldgier der Türken war die Lage der christlichen Pilger eine sehr üble. Völkerrechtliche Bestimmungen kannten oder achteten die Ungläubigen nicht. Daher fielen die Wallfahrer der unbeschränkten Willkür aller türkischen Beamten anheim, welche keine Gelegenheit versäumten, sie dies fühlen zu lassen und sie auszubeuten.

Der oberste Gesichtspunkt für den Statthalter war der, von ihnen möglichst viel Geld zu erpressen, und seine Untergebenen folgten hierin getreulich seinem Beispiel. Für sicheres Geleit nach und von Jerusalem, für das Betreten der Stadt sowie für den unbehelligten Aufenthalt im heiligen Lande mußte gezahlt werden, und wenn durch Gefangennahme eines vornehmen (reichen) Wallfahrers ein hohes Lösegeld zu erhoffen war, so kam es dem Statthalter auf Bruch des Geleits nicht an. Hirschfelds Gesellschaft entging nur mit Mühe einem solchen Schicksal. Für die Erlaubniß, das Land zu betreten und wieder zu Schiffe zu gehen, wurde ebenfalls gezahlt. Für den Besuch des Tempels ließ sich der Statthalter von jedem Wallfahrer 7 Ducaten Kopfschoß entrichten. Der Thürhüter forderte auf eigene Faust noch je einen Ducaten, schlug Jeden, der sich dessen weigerte, zu Boden und ließ sich beim Herauslassen der Pilger aus dem Tempel nochmals bezahlen. Diese Abgaben für den Besuch des Tempels waren selbstverständlich erst seit Ende 1516 eingeführt.

Die Geistlichen, welche man nur duldete, um Pilger anzuziehen und dadurch die türkischen Behörden zu bereichern, waren wenig angesehen. Als Führer der Pilger mußten sie den türkischen Beamten gegenüber sehr bescheiden auftreten, wenn sie nicht — wie der oben erwähnte Vicar — beim geringsten Widerspruch und selbst bei vernünftigen Vorstellungeu gewärtigen wollten, niedergeschlagen zu werden. Der Widerwille der Muhamedaner gegen die christliche Geistlichkeit stammte aus den Kreuzzügen. Selbst Saladin, welcher Christum und seine Lehre stets verehrte, und nur Mahomed höher stellte, verfolgte den Clerus mit großer Erbitterung. Der Haß gegen die Priester ging 1517 so weit, daß es den Türken eine Entweihung dünkte, wenn jene eine Moschee betraten. Die türkischen Beamten, denen sonst Alles feil war, gestatteten ihnen nicht einmal für Geld den Eintritt in solche Moscheen, welche Stätten christlicher Verehrung enthielten.

Von den nicht für den Islam in Beschlag genommenen, ehemals christlichen Gotteshäusern war ein Theil verfallen, ein anderer dem römischen, armenischen und griechischen Clerus gelassen, da — wie die Türken einsahen — den Pilgern Gelegenheit zum Gottesdienste gewährt werden mußte. Deshalb ward sogar mit Wissen Selims I. den unter egyptischer Herrschaft und unter dem Schutze des Johanniter-Ordens eingebürgerten Minoriten und Paulinern, sowie den armenischen und griechischen Mönchen in den nicht zum Dienste des Islam eingerichteten Kirchen und Kapellen die Ausübung der christlichen Religion gestattet. Die Wahrnehmung des Cultus war folgendermaßen vertheilt. Innerhalb des sog. Tempels war der Gottesdienst in der Art eingerichtet, daß in den Kapellen des Calvarienberges die Minoriten Messe lasen, während die armenischen Mönche den Gesang auszuführen und viele ewige Lampen zu unterhalten hatten, zu welchem Behufe dort einige von ihnen wohnten. Die übrigen Capelleu befanden sich im Besitze der Minoriten mit der Maßgabe, daß diese den Chor mit dem Hochaltar, die Griechen dagegen das Schiff der sog. Marienkirche inne hatten. Die Capelle der Himmelfahrt Christi (auf der mittlern Kuppe des Oelbergs) ward von den Minoriten und Paulinern gemeinschaftlich bedient. Die Capelle des Grabes der h. Jungfrau Maria (vor dem Stephansthor im Thal Josaphat) stand den Minoriten, die Kirche und Kapelle St. Jacobs (zwischen dem Zionsthor und Palast Herodes am armen. Kloster) und die Kirche S. Salvator vor dem Zionsthor (Haus des Kaiphas) den Armeniern zu. Die übrigen meist damals schon verfallenen Capellen waren der beliebigen Benutzung durch die Geistlichkeit der drei Confessionen überlassen, welche 1517 in bester Eintracht lebten.

Um die Ausübung des Gottesdienstes selbst kümmerten sich die Türken nicht. Sie gestatteten Wallfahrten und Prozessionen selbst an öffentlichen Orten, sowie den ungehinderten Besuch aller geheiligten Stätten, wofern nur gezahlt wurde. Die türkische Bevölkerung verhielt sich Dem gegenüber passiv. Auch in Bethlehem und Bethanien, welche Orte die Pilger meist zu besuchen pflegten, bestand dasselbe Verhältniß.

Die römischen Klöster und Cultuseinrichtungen standen unter dem vom Papste mit besonderen Vollmachten versehenen und zum Statthalter eingesetzten Guardian der Minoriten. Er führte u. A. die Oberaufsicht über alle der römischen Kirche überlassenen Oertlichkeiten, hatte unbeschränkte Befugniß zur Ertheilung von Ablaß, Dispens u. s. w., und das Recht, Edelleute zu Rittern des heiligen Grabes zu schlagen.

Die Einrichtung einer Gemeindepflege.*)

Dem mir oftmals ausgesprochenen Wunsche, über die Einrichtung der in Rostock seit dem 2. Januar resp. 1. Mai bestehenden Gemeindepflegen Etwas mitzutheilen, komme ich in Folgendem gerne nach.

Die von uns in Mecklenburg eingerichtete Gemeindepflege untersteht dem geistlichen Amte. Sind zwei Geistliche an der Gemeinde, in der die Schwester Gemeindepflege zu treiben hat, übernimmt einer der Geistlichen die Leitung der Arbeit. Derselbe überwacht und beaufsichtigt die Arbeit der Schwester und weist ihr auch Arme und Kranke zur Pflege zu. Dann aber hat die Gemeindediakonissin das Recht und es ist ihr zugleich zur Pflicht gemacht, daß sie die Armen und Kranken, soweit sie von ihnen hört, aufsucht und dem Geistlichen danach über dieselben berichtet und seine Weisungen entgegennimmt, auch hat die Diakonissin diejenigen Armen und Kranken, die sich an sie wenden, zu besuchen und den Befund gleichfalls dem Geistlichen zur weiteren Veranlassung mitzutheilen. Nur wenn neben der Arbeitszutheilung von Seiten des Geistlichen an die Schwester es der Schwester ihrerseits freisteht, die Armen und Kranken in der Gemeinde zu besuchen und diesen wiederum gestattet ist, in Fällen der Noth die Schwester um ihren sofortigen Besuch und demnächstige Hilfe zu bitten, kann sich ein wirkliches Verhältniß des Vertrauens und der Liebe zwischen der Gemeindeschwester und den Hilfsbedürftigen in der Gemeinde bilden, und nur dadurch kann die Schwester wirklich nach allen Seiten hin eine Helferin des geistlichen Amtes werden. Ein Geistlicher in einer größeren Gemeinde ist bei den mannigfaltigen Aufgaben, die heutigen Tages an das geistliche Amt gestellt werden, nicht im Stande, von jeder Erkrankung eines Gemeindegliedes sich sofort Kenntniß zu verschaffen oder auf Grund der gewonnenen Kenntniß sofort den Kranken zu besuchen und sich danach umzuthun, ob er neben seiner seelsorgerlichen Thätigkeit demselben auch materielle Hilfe zu verschaffen habe. Er wird daher gern die Hilfe der Schwester gebrauchen,

*) S. Artikel des Aufsatzes über Gemeindepflege, aus Nr. 11 „Der Bethlehemsbote", Correspondenzblatt des Stiftes Bethlehem zu Ludwigslust.

um durch diese, wenn sie auf seine Weisung zum Kranken geht, zu erfahren, welches die augenblicklichen Nothstände in der Familie sind, und andererseits wird es ihm sehr lieb sein, wenn die Schwester, sobald sie eher, als er, von dem Kranken erfahren hat, sei es daß der Kranke zu ihr geschickt, sei es, daß sie auf ihren Berufswegen etwa von anderen Kranken von ihm erfahren hat, den Kranken sofort besucht und ihm über die Art der Krankheit und die vorgefundenen häuslichen Verhältnisse berichtet. Dadurch wird es dem Geistlichen möglich, die oft so nothwendige materielle Hilfe alsbald zu vermitteln und soweit es überhaupt angeht, eine Kenntniß der durch Armuth oder Krankheit in seiner Gemeinde hervorgerufenen Nothstände theils selbst, theils durch die Schwester in möglichst rascher Weise zu gewinnen. Die Diakonissin, die ihrem Berufe, den Armen und Kranken die nothwendige Hilfe zu bringen, nachkommt, ist dabei zugleich eine in großen Gemeinden kaum zu entbehrende Hilfe des Geistlichen, durch die er erfährt, was er erfahren muß und sonst oft auf keine andere Weise erfahren kann, durch die er die ersten Erkundigungen einzieht, wenn er durch andere zwingendere Obliegenheiten seines Amtes verhindert wird, dies selbst zu thun. Diese Hilfe, die der Geistliche durch eine tüchtige Schwester in der von ihm zu übenden Armen- und Krankenpflege hat, zeigt den Segen, den die Verbindung des Laienelements mit dem geistlichen Amte stiften kann, wenn letzteres sich nicht neben, sondern unter das geistliche Amt stellt und beflissen ist, nach Anleitung desselben den Kranken und Armen zu dienen.

Eine Gemeindediakonissin, die in der von mir eben geschilderten Weise ihre Arbeit thut kann niemals eine für eine Gemeindediakonissin ungerechtfertigte und ihrer Arbeit schädliche Selbstständigkeit erlangen, da sie Alles, was sie thut, im speziellen Auftrage und unter Leitung des geistlichen Amtes thut. Bei alledem hat sie doch die freie Bewegung, die eine Gemeindediakonissin zur gesegneten Führung ihres Amtes und soll sie anders eine wirkliche Gehilfin des geistlichen Amtes sein, haben muß. Es ist selbstverständlich, daß wenn eine Gemeindeschwester außer der ihr eigentlich und hauptsächlich zugewiesenen Gemeinde die Erlaubniß hat, falls es ihre Zeit gestattet, noch in einer anderen Gemeinde zu arbeiten, diese Arbeit unter die Leitung der betreffenden Parochialgeistlichen tritt. Soweit also, um ein Beispiel zu wählen, die Arbeit der in der St. Petri-Gemeinde zu Rostock stationirten Gemeindediakonissin sich auf die ihr auch aushilfsweise zugewiesene St. Nikolai-Gemeinde daselbst erstreckt, hat nicht der betreffende Geistliche der Petri-Gemeinde, sondern derjenige der Nicolai-Gemeinde die Leitung derselben und die Entscheidung in allen diese Arbeit betreffenden Dingen.

Da die Gemeindeschwestern besonders die Pflege der armen Kranken in der Gemeinde übernehmen sollen, so ist dadurch schon bedingt, daß die sogenannte Privatpflege in wohlhabenden Familien im Allgemeinen ausgeschlossen ist und nur ausnahmsweise geübt werden soll. Sollten einmal in größeren Gemeinden mehrere Schwestern zur Gemeindepflege berufen werden, so wäre dadurch das Eingehen von Privatpflegen schon eher ermöglicht und würden dieselben auch gerne von den Gemeindediakonissen übernommen und geleistet werden.

Ein Wink für unsere Barmherzigkeit,

oder:

Gieb, wenn auch nur Geringes, und hast Du nicht mehr, so doch Mitleid.

Jeder der schifft, ist dem Schiffbruche nahe, um so mehr, je kühner er schifft; und Jeder der mit einem Körper umgeben ist, ist den Uebeln des Körpers nahe, und um so mehr er nach oben gerichtet geht, ohne auf die zu sehen, welche vor ihm liegen. So lange Du mit gutem Winde segelst, reiche dem die Hand, der Schiffbruch leidet, so lange Du gesund und reich bist, hilf den Leidenden; damit Du nicht wartest, bis Du aus eigener Erfahrung lernst, wie schlimm die Unmenschlichkeit ist und wie herrlich ein für die Bedürftigen offenes Herz; daß Du nicht wünschen mögest, Gott möge seine Hand erheben gegen die Hoffärtigen, welche die Armen verachten, laß Dich durch fremdes Unglück unterweisen; gieb etwas, wenn auch Geringes, dem Bittenden; denn es ist nichts Geringes für den, der an Allem Mangel leidet; auch nicht für Gott, wenn es nach dem Vermögen gegeben wird. Gieb statt großer Gabe den guten Willen; wenn Du nichts hast, so weine; es ist eine große Arzenei für den Leidenden, wenn ihm von Herzen Mitleid gezollt wird; aufrichtige Theilnahme erleichtert das Unglück um Vieles!

(Gregor von Nazianz.)

Bitte.

Der Unterzeichnete bereitet mit Herrn Dr. Meisner hierselbst die Ausgabe von **„Deutschen Pilgerfahrten nach dem heiligen Lande aus dem 15. und 16. Jahrhundert"** vor und bittet, da er dort eine Zusammenstellung deutscher Pilger von 1300—1600 zu geben beabsichtigt, die hochverehrlichen Herren Leser, welche im Besitze urkundlicher Nachrichten oder mündlicher Traditionen von Pilgerfahrten aus der früheren Familiengeschichte sind, ergebenst und freundlichst, diese ihm zugehen zu lassen, damit die möglichste Vollständigkeit in der Darstellung der Beziehungen erreicht werde, welche Deutschland und das heilige Land verknüpften.

Berlin, N., 20. September 1879.
Weißenburger Straße 76. I.

Dr. Reinhold Röhricht, Lic. theol.,
Oberlehrer am Humboldt-Gymnasium.

Carl Heymann's Verlag in Berlin W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der




Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 8. October 1879. **Nr. 41.**

Nicolaus Ferdinand Freiherr von Leesen, Majoratsbesitzer, auf Netschke bei Storchnest, Ehrenritter seit 1875, † zu Kiel 30. September 1879.

Ritter Bernhard von Hirschfeld und seine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe (1517).

Ein Beitrag zur Religions- und Cultur-Geschichte des 16. Jahrhunderts, sowie zur Geschichte des Johanniter-Ordens und des heiligen Landes.

Nach handschriftlichen und anderen Quellen dargestellt von

Reg.-Rath v. Hirschfeld in Marienwerder, Ehren-Ritter.

8. Uebersicht der Baugeschichte von Jerusalem.

Gegenüber den mehrfach laut gewordenen Klagen, daß es der Alterthumsforschung immer noch nicht gelungen sei, die durch das Alte und Neue Testament beglaubigten Oertlichkeiten nachzuweisen, weil die vielen Veränderungen der Stadt und die Bauten seit den letzten Jahrhunderten fast alle Spuren verwischt hätten, sind die topographisch genauen sorgfältigen Aufzeichnungen Hirschfeld's (aus dem Jahre 1517), und Gröben's (aus dem Jahre 1675), welche sich gegenseitig ergänzen, von besonderm Werthe.

Durch diese werden alle bisher uns bekannten Angaben, selbst die schätzenswerthen Nachrichten bei Geisheim (Die Hohenzollern am heiligen Grabe zu Jerusalem, Berlin, Duncker 1858), sowie die Topographieen Tobler's über das heilige Land mehrfach und in wichtigen Punkten berichtigt und ergänzt.

Die Stadt Jerusalem liegt auf den vier Bergen Zion im Süden, Moriah im Osten, Bezetha im Norden und Akra zwischen diesem und Zion. Die Baugeschichte der Stadt bis 1517 umfaßt vier Perioden.

Der älteste von König David (1048—1014 v. Chr.) angelegte Stadttheil: die Oberstadt (urbs superior, auf dem Plane bei v. Winterfeld a. a. O. innerhalb der rothen Linie) umfaßte den Berg Zion nebst dem südlichen Abhange von Moriah. Sie hatte folgende Thore: das Gefängnißthor (westlich an der Moschee el Mughnribeh); das Roß-Thor (porta equorum auf der südöstlichen Ecke nach den Häusern des Dorfes Siloam zu); das Essener Thor im Thale Tyropöon; das Brunnen-Thor (porta fontis) südöstlich vom Minoriten-Kloster; das Mistthor (porta stercoris, weil durch dasselbe der Unrath aus der Stadt geschafft wurde, südwestlich vom Minoriten-Kloster); auf der Westseite der Mauer das Thal-Thor (porta vallis, südöstlich von der Citadelle el Kalah), sowie im Norden das Garten-Thor (Gennath nordöstlich vom evangel. Diakonissenhaus).

Die zweite Mauer, durch welche Jerusalem die erste Erweiterung erfuhr, schloß sich im südöstlichen Winkel des Berges Moriah der ersten Mauer an, ging rechtwinklig um den Platz des salomonischen Tempels herum, südlich am Teiche Bethesda vorbei, und zog sich dann nördlich über die Tempelburg und das heutige türkische Gouvernement, hierauf im rechten Winkel westlich von diesem und östlich am Derwischkloster vorbei bis zur ersten Mauer am Gerichtshofe (wo auf dem Plane die schraffirte Linie läuft). In die östliche Front kamen noch zwei Thore: gegenüber der Fontäne das Wasserthor (porta aquarum) sowie das Ostthor (porta orientalis, später seit dem Neubau des Antoninus Pius das goldene Thor), und in die nördliche Front: das Schafthor östlich am Teiche Bethesda.

Nachdem sich bis zum Jahre 700 v. Chr. die Stadt westlich vom salomonischen Tempel und nördlich von der Oberstadt am Berge Akra erweitert hatte, zog Hiskia, König von Juda die dritte Mauer. Diese setzte westlich vom Teiche Bethesda an die zweite Mauer im rechten Winkel an, schloß das hier befindliche Plateau der sogenannten Acra Antonia (Tempelburg, Burg Baris) auf welchem der Palast des Pilatus stand, im rechten Winkel ein und lief dann in ziemlich gerader Linie nördlich längs der Kapelle der Geißelung und des Bades bis zur Verlängerung der Straße, welche an der östlichen (hintern) Front des Johanniter-Palastes vor-

beiführte, und dann längs dieser Straße bis zur ältesten Mauer der Oberstadt dicht östlich vom Gartenthore. Beim Kreuzungspunkte jener Straße mit der am Preuß. Konsulate vorbeiführenden (da wo die Säule der h. Helene eingeschrieben ist) befand sich das Richtthor.

Innerhalb der durch diese drei Mauern umgrenzten Ausdehnung lag die Stadt Jerusalem zu Christi Zeiten. Nach dessen Tode hat Herodes Agrippa (37—44 n. Chr.) die vierte Mauer angelegt. Dieselbe ging um die nördliche Vorstadt (Neustadt) herum, begann am salomonischen Tempelplatz, an der nordöstlichen Ecke der zweiten Mauer ansetzend und in deren östlichen Fluchtlinie weiter laufend, ging in der auf dem Plane schwarz eingezeichneten Grenze bis zum Thurme Hippicus, wo sie an die erste Mauer anschloß. Sie erhielt vier Thore: die porta gregis (Raths- oder Kerker, dann Stephans-Thor), die porta Herodis (Herodes-Thor), die porta Neapolitana (Damaskus-Thor) und das Fisch-Thor (Bethlehem- oder Jaffa-Thor).

Die erste und zweite Mauer hatten 60 Thürme, darunter den (bei Nehem. 3 V. 1. genannten) Thurm Hananeel, welcher zwischen dem Essener- und Brunnen-Thore (östlich vom Minoriten-Kloster) stand, und den Ofenthurm (zwischen dem Roß- und Essener-Thor, Nehem. 3 V. 11), auf welchem allnächtlich ein Leuchtfeuer brannte. Auf dieser Mauer erbaute König Herodes noch drei hohe Thürme von weißem Marmor: einen Thurm (in der Citadelle el Kalah) und nannte ihn nach seinem Freunde: Hippicus, dann weiter östlich (nördlich von der evangelischen Kirche, wo auf dem Plane von Winterfelds in der rothen Mauerlinie ein Thurm eingezeichnet ist) den Phaselus-Thurm (nach seinem Bruder benannt) und noch weiter nach Osten (am evangelischen Diakonissenhaus, wo auf dem Plane v. Winterfeld ein zweiter Thurm in der rothen Umfassungslinie verzeichnet steht) den Thurm Mariannä, welchen Herodes zum Andenken an seine von ihm getödtete Gemahlin Marianna erbauen ließ.

Die dritte Mauer des Hiskias hatte vierzehn und die vierte des Herodes neunzig Thürme. Auf letzterer stand (da wo die Goliathburg auf dem Plane eingezeichnet ist) der aus Marmor erbaute Thurm Psephina, welcher als Warte diente und so hoch war, daß man das Meer sehen konnte. Die Mauern der Stadt waren 12 bis 14,25 Meter hoch und 10 Meter stark, sehr fest gefugt und bestanden aus weißen Marmor-Quadern von 10 Meter Länge, 5 Meter Breite und 2,85 Meter Höhe. Um die Mauern liefen (nach Strabo) 13 Meter tiefe und 78,5 Meter breite in den lebenden Fels gehauene Gräben.

Titus, zu dessen Zeiten noch die vier Mauern standen, mußte sie bei Eroberung Jerusalems (70 n. Chr.) sämmtlich stürzen. Er zerstörte die Stadt und schleifte die Mauern, ließ aber die Thürme Hippikus, Phaselus und Mariannä stehen, und richtete dieselben zu Kasernen ein. Erst Kaiser Hadrian ließ sie zerstören.

Die aus den Schriften des Alten und Neuen Testaments bekannten Gebäulichkeiten blieben, soweit sie nicht von den Römern in Gebrauch genommen wurden, als Ruinen liegen, bis die Kaiserin Helena (Mutter Constantins d. Gr.) die heiligen Stätten ermittelte und durch Kirchen, Kapellen oder steinerne Säulen bezeichnete. Wenngleich vom frommen Glaubenseifer durchdrungen, ging sie hierbei so objektiv und sachgemäß zu Werke, daß die von ihr nachgewiesenen Oertlichkeiten als geschichtlich beglaubigt anzusehen sind. Selbstverständlich stützten sich ihre Forschungen mitunter auf die mündliche Ueberlieferung, deren bedingte Zuverlässigkeit noch heute von der Wissenschaft anerkannt wird.

Die erste Besitznahme des gelobten Landes durch die Ungläubigen gegen Ende des 7 Jahrhunderts n. Chr. ließ die christlichen Kultusstätten unversehrt. Die zahlreichen Pilgerzüge brachten Gewinn und hoben den Wohlstand Jerusalems.

Ueberdies achteten die Muhamedaner Jesum von jeher als großen Propheten, und gewährten bis ins 10. Jahrhundert volle Freiheit zum Besuche der heiligen Orte. In Folge des Freundschaftsbundes zwischen Karl d. Gr. und Harun al Raschid bewilligte dieser der römischen Kirche ein Hospital im Thale Josophat, welches 850 n. Chr. aus 12 Gebäuden nebst Weinbergen, Gärten und sonstigen Ländereien bestand. Noch im 17. Jahrhundert ging die Ehrfurcht gegen den Heiland so weit, daß die türkischen Behörden zwischen 1517 und 1675 von dem Steine in der Himmelfahrtskapelle mit den angeblichen Eindrücken von Christi Füßen den des rechten Fußes sorgfältig abschlugen und in der Moschee Omars (salomon. Tempel) als Reliquie heilig hielten. Die Himmelfahrtskapelle nahmen sie bald darauf den Christen ab und verehrten in derselben ausschließlich Jesum.

Die Anhänger der griechischen Kirche bewohnten seit dem 7. Jahrhundert das Viertel um das heilige Grab, und standen in weltlichen und geistlichen Dingen unter ihrem Patriarchen.

Nach dem Tode Harun al Raschids wurden die christlichen Pilger aufs Aeußerste bedrückt. Sie mußten einen hohen Eintrittszoll entrichten, durften nicht weiter in Jerusalem übernachten und waren nicht mehr ihres Lebens sicher. Diese Drangsale, in Folge deren das Hospital im Thale Josaphat einging, erreichten ihren Höhepunkt unter dem Kalifen Hakim (996—1021). Außer zahllosen Grausamkeiten gegen die Bekenner Christi besudelte derselbe ihre Kirchen, untersagte ihren Kultus, verhöhnte ihre Lehre und verbrannte die heilige Grabeskirche. In einer Anwandlung fanatischer Reue gestattete er indessen deren Wiederaufbau.

Sein Nachfolger war duldsamer; er gab den christlichen Gottesdienst wieder frei, schützte die Pilger, erhöhte aber den Eintrittszoll. Die seitdem zunehmenden Wallfahrten führten zur Gründung des Johanniter-Hospitals (v. Winterfeld a. a. O. S. 13, 14). Mit Eroberung des heil. Landes und Besitznahme der Stadt Jerusalem durch die aus Osten vordringenden seldschuk-

kischen Türken 1073), welche auf das Grausamste gegen die Christen wütheten, erstanden den Anhängern der römischen Kirche, die ohnehin schon mit der Abneigung der griechischen Bevölkerung zu kämpfen hatten, neue Bedrängnisse. Doch beschränkten sich die Ungläubigen einstweilen auf abermalige Erhöhung des Eintrittsgeldes und Verhöhnung der heiligen Orte. Die Furcht, der reichlichen Einnahme aus den Wallfahrten verlustig zu gehen, hielt sie von Zerstörung des heiligen Grabes sowie solcher Kirchen, Kapellen und Monumente ab, welche auf geschichtlich beglaubigten oder in der Erinnerung bewahrten Stätten errichtet waren.

Als die fortgesetzten Drangsale der römischen Christen und Pilger den ersten Kreuzzug (1097) veranlaßten, waren die durch Titus zerstörten Mauern Jerusalems in der Art wieder hergestellt, daß man ihre äußerste Umfassungslinie (also: Thurm Hippicus, Thal-, altes Mist-, Brunnen-, Essener-, Roß-, Wasser-, Ost-, Raths-, Herodes-, Damaskus- und Fisch-Thor nebst Goliath-Burg) als wallartige Befestigung aufgerichtet hatte. Diese war so stark, daß (1099) den Kreuzfahrern erst nach 14 tägiger Berennung die Einnahme der Stadt gelang. Aus den Belagerungsmaschinen (Kriegsthürmen auf beweglichen Gerüsten und hohen Sturmleitern) ersehen wir, daß die Mauern auch von beträchtlicher Höhe waren. Nach Einnahme der Stadt fanden sich die heiligen Orte mit ihren Kirchen, Kapellen oder Denkmalen zum größten Theil wohlerhalten vor, so daß sie mit Leichtigkeit nachweisbar waren. Beim Untergange des Königreichs Jerusalem (1187) begnügte sich Saladin damit, den christlichen Kultus öffentlich zu beseitigen. Seine Pietät gegen Christi Persönlichkeit verhinderte ihn aber, die heiligen Stätten zu zerstören. Die nicht zum Dienste des Islam erwählten Kirchen und Klöster wurden (wie wir in Abschnitt 7 gesehen haben) von seinen Nachfolger dem Verfalle oder den gebildeten Mönchsorden überlassen. Der große Gewinn, welchen die Wallfahrten der türkischen Regierung und den Beamten brachten, gewährte nach wie vor den durch Denkmale gekennzeichneten heiligen Stätten einen viel wirksamern Schutz, als alle Verträge mit den wortbrüchigen und geldgierigen Muhamedanern oder die freundlichen Gesinnungen ihrer Herrscher. Daneben trug aber die wachsende Macht des Johanniter-Ordens auf Rhodus nicht wenig dazu bei, etwaigen Zerstörungsgelüsten der Ungläubigen vorzubeugen. Die Einrichtung der Johanniterstation in Jerusalem (seit 1407 bis 1516 vgl. Abschnitt 7) verhinderte, daß die Spuren der heiligen Orte verwischt wurden. Selbst die Besitznahme Palästinas durch Selim I. (1516) führte zu keinen Zerstörungen derselben und im Jahre 1517 fanden die Heiligthümer wiederum in der Geldgier der türkischen Beamten nachhaltigen Schutz.

Eine die Spuren der aus dem Alten und Neuen Testamente bekannten Oertlichkeiten vernichtende Zerstörung hat überhaupt bis dahin nicht stattgefunden. Sogar Titus hatte nicht einmal die ganze Stadt dem Erdboden gleichgemacht, sondern riß nur die das Judenthum im Widerstande gegen Rom unterstützenden Baulichkeiten nieder. Er ließ sogar Theile der innerhalb der Umfassungslinie befindlichen dritten Mauer stehen. Ruinen des Richtthors waren noch 1517 und 1675, und das Schafthor (vgl. oben) noch 1517 vorhanden. Unter diesen Umständen gewinnen die von Hirschfeld bezeichneten und auf der Karte mit ziemlicher Genauigkeit festzustellenden Oertlichkeiten auch archäologische Bedeutung. Hierbei kommen die zu Jerusalem stattgefundenen Bodenerhöhungen in Betracht, welche auf die durch Zerstörungen und bauliche Umgestaltungen bewirkten Schuttanhäufungen und Auftragungen zurückzuführen sind. (Vgl. v. Hirschfeld: die Auflandungen und Bodenerhöhungen, Zeitschr. d. histor. Vereins zu Marienwerder III. S. 12 folg.). Die Bodenerhöhung in Jerusalem hatte an den betreffenden Stellen bis 1850 eine Höhe von 13 m erreicht. (a. a. O. S. 24). In der unter der Kirche S. Anna (am Stephansthor gegenüber dem Teiche Bethesda) gelegenen und zu Christi Zeiten auf dem Erdboden stehenden Krypta (sog. Wohnung der Eltern der Jungfrau Maria) befand sich 1675 der Fußboden erst $1{,}50$ m unter der Erde. Die bis dahin stattgefundenen Schuttanhäufungen und Auftragungen waren also so gering gewesen, daß die zu Christi Zeiten vorhandenen Stätten noch bis 1517 wenigstens in ihren Ruinen erhalten sein konnten. Die jene Spuren verwischenden Zerstörungen und Umgestaltungen haben erst nach dieser Zeit stattgefunden.

Nach Gröbens Aufzeichnungen, welche gleichfalls auf örtlichen Forschungen beruhen, waren die Stadtmauern in der Zeit von 1187 bis 1542 geschleift, und erst durch Sultan Soliman II. im Jahre 1542 wiederhergestellt worden. Da nun Hirschfeld im Jahre 1517 die Stadtmauer und einzelne Thore ausdrücklich erwähnt, so kann die gedachte Schleifung der Mauern nur in die Zeit von 1517 bis 1542 fallen.

9. Besuch der heiligen Stätten auf Moriah und dem Oelberge.

Am Morgen des 19. Juli hörten die deutschen Pilger im Minoritenkloster Messe und nahmen die Mahlzeit beim Guardian ein, worauf dieser ihnen Folgendes eröffnete:

„1. Sie wären zum Besuch der heiligen Stätten ausgezogen, um den Erlöser zu ehren. Da sie sich nun in der Gewalt ihrer Feinde befänden, welche sie am liebsten mit den Zähnen zerrissen und verzehrten, so hätten sie sich auf Widerwärtigkeiten gefaßt zu machen. Darum bäte er sie, sich mit dem Harnische der Geduld zu wappnen, zumal Christus auch geduldig in dieser Stadt gewesen, und um seinetwillen auch Geduld zu haben. Mit Gottes Hilfe würden die Widerwärtigkeiten erträglich sein, und möchten die Pilger sie guten Muths bestehen.

2. Sie sollten sich vorbereiten, mit Andacht zu

beichten, um des großen Ablasses würdig zu werden, denn ohne Beichte könnten sie solchen nicht erlangen.

3. Sie dürften nur Solchen beichten, denen er, der Guardian, Erlaubniß ertheilt, Beichte zu hören, denn sonst nütze ihnen der Ablaß nichts.

4. Wenn Jemand bei ihnen bettele (für fromme oder kirchliche Zwecke), so sollten sie nichts ohne Erlaubniß des Guardians geben. Thäten sie dies dennoch, so hätten sie von ihrem Geben kein Verdienst vor Gott und handelten überdies wider des Papstes Gebot."

Die Vermahnungen 3 und 4 gingen offenbar gegen die armenische und griechische Kirche, auf welche die römische Geistlichkeit eifersüchtig war. Diese beanspruchte nämlich trotz der 1517 zwischen den drei Konfessionen bestehenden Eintracht, welche in der Aufnahme der römisch-katholischen Pilger beim griechischen Patriarchen und im armenischen Kloster, sowie in der Theilung des Gottesdienstes Ausdruck fand, überall den Vorrang. Unter dem Eindrucke dieser Gesinnung spricht Hirschfeld wegwerfend von den Armeniern und sagt z. B.: „Die Armenier, die Christen sein wollen," u. s. w.

Am 20. Juli früh begannen die Wallfahrtszüge zu den heiligen und sehenswürdigen Stätten. Die Pilger beider Schiffe versammelten sich im Minoritenkloster und besuchten unter Führung von Franziskaner-Mönchen jene Oertlichkeiten*).

Den Berg Zion zum Thale Josaphat abwärts steigend, gelangte die Gesellschaft an die sogenannte Kirche der Aufopferung Mariä, wo letztere nach ihrer Opferung (Vorstellung durch ihre Eltern, Ev. Luc. 2, V. 22 ff.) im Tempel zehn Jahre lang angeblich wohnte. Die Kirche, schon 1517 in die Moschee el Mugharibeh umgewandelt, blieb für Christen geschlossen, und deshalb wurde von den Besuchern an ihrer Außenseite Vergebung aller Sünden erlangt. Diese Moschee links und die Stätte, wo angeblich das Haus des Judas Ischarioth stand, (im Winkel, wo die erste auf dem Plane roth eingezeichnete Stadtmauer an die zweite anschloß, vgl. Abschn. 8) rechts lassend, passirte man dann das Wasserthor (a. a. O.) und gelangte vor demselben, jedoch diesseits des Baches Kidron, zu den dem Grabe Josaphat's gegenüber am Abhange des Berges Moriah gelegenen und 1517 noch erhaltenen Gräbern des kleinen Jacob und des Propheten Zacharias. Auf dem Plane (von Winterfeld a. a. O.) stehen diese beiden Gräber jenseits des Baches Kidron eingezeichnet. Hier ergeben sich interessante Aufschlüsse aus den Nachrichten Gröben's. Dieser führt die im Plane mit Jacobs Grab bezeichnete Stätte als Höhle auf, in welcher sich der kleine Jacob während des Leidens Christi verborgen haben soll und beschreibt das daneben verzeichnete Grab des Zacharias als ein ansehnliches, aus Stein gehauenes, nach Form und Größe dem sogenannten Grabe Absalon's (Säule in Form eines kleinen Thurmes) ähnliches. Hirschfeld nennt Absalon's Grab gleichfalls ein Thürmlein, unterscheidet aber von demselben die Grabstätte Zachariä am östlichen Abhange des Berges Moriah. Die auf dem andern Ufer des Baches Kidron unten am Oelberge im Jahre 1675 angegebene und im Plane eingezeichnete Grabsäule des Zacharias ist also erst während der Zeit von 1517 bis 1675 errichtet, als die Spuren des wirklichen Grabes anscheinend verschwunden waren.

Demnächst gelangten die Pilger an den Bach Kidron, welcher im Sommer austrocknete und nur zur Regenzeit Wasser führte. An der Stelle, wo auf dem Plane (zwischen Absalon's und Josaphat's Grab) der Weg über den Bach führt, stand 1517 eine steinerne Brücke und bezeichnete die Stelle, wo Christus nach seiner Gefangennehmung am Oelberge den Bach passirte, weshalb an derselben Vergebung aller Sünden stattfand. Diese Angabe erscheint glaubhaft. Von der bei Gethsemane (in der Richtung auf das Thal Josaphat zu) gelegenen Stätte der Gefangennahme Christi führt der nächste Weg zum Hause des Hannas (Ev. Joh. 18, V. 13), welches südöstlich von der armenischen Kirche S. Jacob's lag, über den Bach Kidron bei Absalon's Grab, wo schon zu Christi Zeiten ein Steg vorhanden war. Auf der Ostseite des Bachs unter dem Oelberge lag an der Brücke das sog. Grab Absalons: ein kleiner steinerner Thurm.

Von da gelangten die Pilger längs des Wassers zu der angeblich von der Kaiserin Helena erbauten Grabeskirche der Jungfrau Maria an der auf dem Plane angegebenen Stelle. Bis auf den viereckigen, über dem Erdboden befindlichen Eingangsthurm lag die ganze, geräumige Kirche unter der Erde. Achtundvierzig Marmorstufen, welche so breit waren, daß zehn Personen neben einander gehen konnten, führten hinab. Ueber dem mit einem weißen Marmorsteine bedeckten und mit Sündenvergebung begabten Grabe der Maria stand eine viereckige kleine Kapelle, in welcher viele Lampen unterhalten wurden. Vor derselben befand sich eine Brunnen-Cisterne.

Südwestlich von der Kirche lag 1517 (an der auf dem Plane angegebenen Stelle) das goldene Thor, durch welches Christus am Palmsonntage einzog, und an welchem gleichfalls Sündenvergebung erlangt wurde.

Vom Grabe der Maria gingen die Pilger zum Gehöft Gethsemane (Ev. Matth. 26 V. 36), dessen Ruinen (an der Stelle des Plans) noch 1675 existirten. Auch hier war Sündenvergebung. Am Oelberge aufwärts (gegen die hier befindliche Kuppe) befand sich eine von der Kaiserin Helena erbaute und 1517 noch erhaltene gewölbte Halle zur Bezeichnung der Stätte, wo Christus betete (Ev. Matth. 26 V. 39, Ev. Luc. 22 V. 42—44). Auch hier war Sündenvergebung. An

*) Unter den von Hirschfeld besuchten Stätten werden wir nur die durch Gebäulichkeiten (bezw. deren Ruinen) oder Säulen kenntlichen und somit seit einer Reihe von Jahrhunderten bekannten speciell aufführen, schon deshalb, weil (vgl. Abschnitt 15) unter den mit Steinen und sonstigen beweglichen Marken bezeichneten einige 1517 an ganz anderen Orten, als 1675 gezeigt wurden.

der Stelle, wo Christus verrathen worden (Ev. Matth. 26 V. 46 ff., in halber Höhe des Oelbergs in der Richtung auf die Moschee el Mugharibeh zu), hatte früher eine Kirche gestanden, von welcher sich 1517 nur noch Ruinen vorfanden, und an denen Sündenvergebung erlangt wurde. Von da stiegen die Pilger den Oelberg hinauf. Dicht unter der Kuppe zeigten ihnen die Führer eine (gleichfalls mit Sündenvergebung begabte) Stätte, wo nach Ansicht der Minoriten das jüngste Gericht dereinst bevorstände. Hirschfeld's Bericht bekundet wenig Glauben an der Richtigkeit dieser Lehre. „Allda" sagt er u. A. „vermeinet man nach Unterricht der Barfüßer, daß das jüngste Gericht soll gehalten werden," während der protestantische Gröben die Austragung dieser Frage den Theologen überläßt, indem er meint: „wegen des jüngsten Gerichts brauche man sich nicht zum Thale Josaphat zu begeben; man werde an jedem Orte, wo man sich dann befinde, demselben nicht entgehen."

Etwas südlich von dort stand früher eine (1517 schon verfallene) Kirche zu Ehren des Evangelisten Marcus und zur Bezeichnung der Stätte, an welcher von den Aposteln die Glaubensartikel verfaßt sein sollten. An den Ruinen der Kirche war Sündenvergebung. Auf der mittelsten Kuppe des Oelbergs stand 1517 zur Erinnerung an die Himmelfahrt Christi in einer schon damals verfallenen großen Kirche eine Kapelle. Diese von der Helena erbaute prachtvolle Kirche (Euseb. vita Constant. III, 42) war rund und oben offen. In der Kapelle (wo auch Sündenvergebung stattfand) wurde den Pilgern ein Stein gezeigt, auf welchem Christus bei der Himmelfahrt angeblich mit dem rechten Fuße stand, wogegen der Stein, auf dem er mit dem linken Fuße geruht, nach England (wahrscheinlich durch Kreuzfahrer) gebracht und 1517 in London ausgestellt war. Südlich von der Kapelle lag auf der Höhe ein Thurm, welcher die Stadt Galiläa hieß und an dem — da hier Christus nach der Auferstehung seinen Jüngern erschienen sein soll — Ablaß von Schuld und Pein verdient wurde. Im Jahre 1675 hieß dieser Thurm: „Ihr Männer von Galiläa", (nach einer Lesart wegen Apostelgeschichte 1 V. 11).

Am südlichen Abhange des Oelberges wurde den Pilgern die angebliche Wohnung der vom Bischofe Heracleus zu Antiochia bekehrten Sünderin Pelasia gezeigt. Gleich südöstlich von Absalons Grab am Wege nach Bethanien (wo eine von der südöstlichen Ecke der jetzigen Stadtmauer des Berges Moriah nach Osten zu dem Punkt hin, wo in den Plänen von Jerusalem und Umgegend die sog. Gräber der Propheten eingezeichnet sind, gezogene gerade Linie den Weg nach Bethanien zwischen dem Oelberge und Berge des Aergernisses kreuzt) wurde die mit Sündenvergebung versehene Stätte besucht, an der Christus am Palmsonntage über Jerusalem weinte und sprach: „Hierusalem, Hierusalem, wenn du auch erkennest u. s. w." Diese von Hirschfeld angeführten Worte sind dessen eigene Uebersetzung der Stelle im Ev. Luc. 19 V. 42 und bestätigen die bekannte Thatsache, daß die gebildeten Edelleute der damaligen Zeit die heil. Schrift auch im Urtexte lasen. Die in Rede stehende Oertlichkeit ist mit ziemlicher Sicherheit zu bestimmen. Daselbst wurde nach 1517 eine Kirche erbaut. Auf der Hälfte des Weges, welcher (in v. Winterfeld's Plan) vom Stephansthor zum Thale Josaphat führt, wurde die (mit Sündenvergebung begabte) Stätte gezeigt, wo Stephanos gesteinigt ist (Apostelgeschichte 7). An dieser, durch die Ruinen von Paulus Wohnung noch lange nachher kenntlichen Stelle wurde, als das Christenthum in Jerusalem Eingang fand (etwa zu Helena's Zeiten) eine Kirche erbaut, von welcher sich 1517 nur noch Ruinen vorfanden. Von da gelangten die Pilger durch das Stephansthor zu dem alten Stadtthore der zweiten Mauer am Teiche Bethesda (dem Schafthore). Dieser Hirschfeld und Gröben zufolge piscina probatica (d. h. Probir- oder Versuchs-Teich) genannte und im Ev. Joh. 5 erwähnte Teich diente theils zum Waschen der für den salomonischen Tempeldienst bestimmten Opferthiere, theils als Heilwasser gegen rheumatische und gichtische Leiden. Zu Christi Zeiten war es ein 100 m langer, 18 m breiter, rechtwinkeliger und ausgemauerter tiefer Teich, welcher außerhalb der Stadt und hart an der Mauer des Vorhofs vom salom. Tempel lag. An seiner östlichen Schmalseite (nach dem Stephansthor zu) waren die Ställe für die Opferthiere, an der Nordwestecke fünf bedeckte Hallen (2 nach Westen und 3 nach Norden), in denen die Kranken sich einquartierten. Bei der Eroberung Jerusalems durch Titus blieben dieselben verschont und waren noch im späten Mittelalter als Ruinen vorhanden.

Der Teich hatte einen unterirdischen Abfluß zum Bache Kidron. Die heilsamen Wallungen des Wassers zu Christi Zeiten wurden anscheinend durch unterirdische heiße Quellen und deren vulkanische Ausbrüche veranlaßt. Nach der türkischen Besitznahme diente der Teich zur Versorgung des umliegenden Stadttheils mit Trinkwasser. Im Jahre 1517 war er gänzlich ausgetrocknet. Die ehemalige Heilkraft desselben, an welchem wiederum Sündenvergebung stattfand, wurde den Pilgern von den Minoriten dadurch erklärt, „daß darin ein Stück von dem Holze gelegen, aus welchem später das Kreuz Christi verfertigt sei." In den Worten, mit denen Hirschfeld diese Erklärung wiedergiebt, liegt ein Zweifel an der Möglichkeit jener Annahme.

Hierauf besuchte man die von der Helena erbaute Kirche der S. Anna (nördlich gegenüber dem Teiche Bethesda), wo angeblich die Wohnung der Eltern der Maria stand und diese geboren ward. Vor Zeiten befand sich hier noch ein Kloster, welches aber 1517 nebst der Kirche dem Dienste des Islam gewidmet und den Pilgern verschlossen war, weshalb man außen am Gebäude Sündenvergebung erlangte. 1675 diente diese Kirche der S. Anna zwar noch als Moschee, allein die Krypta mit der Wohnung des Joachim und der Anna, zu welcher 8 Stufen hinabführten, war der christlichen Geistlichkeit als Cultus- und Wallfahrtsort freigegeben.

Sie bestand aus 2 Gemächern. An den Wänden befanden sich bis zur Unkenntlichkeit verwitterte Malereien. Der Umstand, daß die in Rede stehende Wohnung im Jahre 1675 unter der Erde lag, ist — wie wir oben (Abschn. 8) gesehen haben — auf die auch zu Jerusalem stattgefundene Bodenerhöhung zurückzuführen.

Humanität im Kriege.

Das Folgende als Beitrag zur Geschichte der Humanität im Kriege. — König Christian IV. von Dänemark, sich rüstend (1625) zur Theilnahme am 30jährigen Kriege, stellte in einem gedruckten „Articulsbrief" fest, wie „sämmtliche Officiere und Soldaten zu Roß und zu Fuß, sie seien geworben oder ausgeschrieben, Dänischer oder anderer Nation, sich unterthänigst verhalten, darauf schwören und in allen Punkten sich schuldiger Gebühr begnügen sollen." In diesen Dienstvorschriften sichern hohe Strafen die Hospitäler, Schulen und Kirchen der Feinde gegen Vergewaltigung durch Dänische Soldatesca. Auch wurden des Feindes Obstbäume, Backöfen, Braugeräthschaften, Mühlen, Schmieden und Pflüge unter besonderen Schutz gestellt. Vgl. Opel „Der nieder-sächsisch-dänische Krieg", Bd. II, Magdeb. 1878; S. 163 und 165.) G. L. W.

Fürsorge für Epileptische.

In Stettin ist am 11. September folgender Aufruf erlassen worden:

Die große Noth der Epileptischen und das herzliche Verlangen ihnen zu helfen, hat den Unterzeichneten Muth gemacht, im Vertrauen auf Gott die Fürsorge dieser Elenden für Pommern in die Hand zu nehmen und die Liebe der Provinz zur Hilfe aufzurufen.

Nur wenige Epileptische finden zu Hause die nöthige Aufsicht und Pflege. Je nach dem Grade ihres Leidens werden sie ausgeschlossen aus der Schule, aus der Kirche, aus dem geselligen Verkehr, oft sogar von den Eltern verleugnet. Wird dem Fortschritt des Uebels nicht zeitig gewehrt, so versinken sie zuletzt in Zustände, die ihr eigenes Leiden zu einer unerträglichen Last für ihre Angehörigen machen können.

Andererseits sind Krankenhäuser, Irrenhäuser und Anstalten für Blödsinnige nicht der rechte Ort für Epileptische, da Unterricht und Beschäftigung ganz eigens für ihr Leiden eingerichtet sein müssen.

Den Epileptischen muß eine Anstalt sich aufthun, die nur für sie bestimmt ist. Zwar ist völlige Heilung der seltenere Fall, entschiedene Minderung der Anfälle dagegen (in Bielefeld durchschnittlich um das Sechsfache) bildet die Regel, und was mehr ist: die Unglücklichen werden nirgend zurückgesetzt und Niemand fürchtet sich vor ihnen. Sie helfen sich gegenseitig bei ihren Zufällen und es ist ihnen ein Trost, nur Genossen und Pfleger ihres Leidens um sich zu haben. Sie nehmen Theil an der Schule und am Gottesdienste, sie finden angemessene Beschäftigung in Feld und Garten, in der Werkstatt und am Schreibtisch. Und wenn Heilung nicht möglich ist, oder kein Heim den Gebesserten sich aufthut, so wird die Anstalt ihre Heimat und bietet ihnen Gelegenheit, wenigstens theilweise ihr eigenes Brot zu essen.

Die Zahl der Epileptischen ist leider groß genug, um die Einrichtung eigener Anstalten in den einzelnen Provinzen zu einem Bedürfniß zu machen. Nach amtlichen Erhebungen ist allein in Pommern die Epilepsie bei 99 schulpflichtigen Kindern festgestellt. Wie häufig aber dieses Leiden erst in späteren Jahren auftritt oder doch offenbar wird, ergiebt sich daraus, daß in der Bielefelder Anstalt die Zahl der Kranken unter 18 Jahren 93, die der Kranken über 18 Jahr aber 169 beträgt und daß nach den Ermittlungen ihres Leiters, des Pastors von Bodelschwingh, in nur 97 Kirchspielen Pommerns mit 209,206 Einwohnern 232 Epileptische gezählt wurden, was auf eine Gesammtzahl von mindestens 1000 in unserer Provinz schließen läßt.

Diesem Bedürfniß, welches in anderen Landestheilen nicht geringer sein wird, steht bis jetzt in ganz Preußen nur eine einzige Anstalt für Epileptische gegenüber, nämlich Bethel in Bielefeld. Aber trotzdem dieselbe gegenwärtig 262 Pfleglinge zählt, mußte doch mehr als die Hälfte der Anmeldungen unberücksichtigt bleiben. Aus Pommern konnten nur 5 Hilfesuchende Aufnahme finden. Viele klopfen an anderen Anstalten an, aber meist vergeblich. Dennoch zählt die Kückenmühle bei Stettin 16 Pfleglinge, welche blödsinnig und epileptisch zugleich sind. Aber für sie selbst wie für die Anstalt ist die Trennung von den Nichtepileptischen ein schreiendes Bedürfniß.

Wir trauen es den Bewohnern Pommerns zu, daß sie diese Nothstände nur zu erfahren brauchen, um Hand an ihre Beseitigung zu legen, und wir hoffen, daß trotz der schlechten Zeiten die Liebe der Provinz reich genug ist, um eine eigene Anstalt für Epileptische zu begründen. Diese soll zunächst für Pommern dienen, ihre Thüren aber, soweit Raum ist, auch Leidenden anderer Landestheile nicht verschließen.

„Bringt ihn her zu mir", sprach Christus beim Anblick jenes Fallsüchtigen zu seinen Jüngern und legte uns damit die Pflicht auf, auch solche Elende seine Liebe gewahr werden zu lassen. Wir wollen uns dieser Pflicht nicht entziehen und treten gerade am heutigen Tage mit diesem Aufrufe an die Oeffentlichkeit, weil heute unser theurer Kaiser zum ersten Mal seit langen Jahren unsere Provinz betritt. Unser Kaiser selbst hat bei wiederholten Gelegenheiten die Richtung angegeben, in der er geehrt sein will, und wir glauben, im Sinne seiner Majestät den Tag seines Einzuges nicht besser feiern zu können, als wenn wir ihn zu einem Tag dauernden Segens für die Elendesten unter allen Elenden erheben.

NB. Die Unterzeichner des Aufrufs, sowie Herr Stadtrath Albert Schlutow in Stettin sind bereit, Beiträge anzunehmen. Jeder Zeitung, die sich derselben Mühe sowie der Verbreitung dieses Aufrufs zu unterziehen die Güte hat, sind sie zu Dank verpflichtet.

Carl Heymann's Verlag in Berlin W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 15. October 1879. **Nr. 42.**

Heinrich von Pritzbuer, Kaiserlicher Ober-Post-Director, auch Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinscher Kammerjunker, Ehrenritter seit 1863, † zu Schwerin 3. October 1879.

Ritter Bernhard von Hirschfeld und seine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe (1517).

Ein Beitrag zur Religions- und Cultur-Geschichte des 16. Jahrhunderts, sowie zur Geschichte des Johanniter-Ordens und des heiligen Landes.

Nach handschriftlichen und anderen Quellen dargestellt vom

Reg.-Rath v. Hirschfeld in Marienwerder, Ehren-Ritter.

10. Der Palast des Pilatus und die Verurtheilung Christi.

Von der Kirche St. Anna begaben sich die Pilger längs des Berges Bezetha zum Palaste des Pilatus. Seine Räumlichkeiten sind noch geschichtlich nachweisbar.

Auch unter türkischer Herrschaft wurde er als Sitz von Behörden beibehalten. In ihm fand Georg v. Beunesburg, welcher 1649 des heilige Grab besuchte (Itiner. sacr. Georg à Beunesberg ann. 1649) die schriftlichen Erkenntnisse auf, durch welche Christus von Pilatus verurtheilt ward. An der Aechtheit dieser Dokumente ist um so weniger zu zweifeln, als die Türken, für welche keine Veranlassung zur Fälschung vorlag, schwerlich im Stande waren, die mit dem römischen Gerichtsverfahren formaliter übereinstimmenden Urtheile zu verfertigen. Ebensowenig hatten die Römer in den ersten Jahrhunderten nach Christo einen Grund zur nachträglichen Anfertigung. Eine solche ist aber auch von christlicher Seite weder in den Zeiten Constantin's und seiner Nachfolger, noch während des Königreichs Jerusalem anzunehmen, weil dann die Erkenntnisse sicherlich schon damals bekannt geworden oder veröffentlicht wären, was unsers Wissens nicht der Fall ist.

Außerdem sind sie weder in der Ausdrucksweise des justinianeischen Corpus juris, noch im spätern Kirchen- und Mönchs-Latein abgefaßt, sondern enthalten überall die klassischen noch in der ersten Kaiserzeit üblichen Gerichtsformen. Auch dies spricht für ihre Aechtheit.

Mit Rücksicht hierauf ist es von Interesse, ein einheitliches Bild der Verurtheilung Christi auf geschichtlicher und topographischer Grundlage zu gewinnen.

Nach dem Tode Herodes des Großen (1 n. Chr.), welcher unter römischer Oberherrlichkeit Palästina mit eisernem Scepter beherrscht hatte, verschwand der letzte Schimmer der alten jüdischen Verfassung.

Die despotische Regierung seines Nachfolgers Archelaus, welchem Augustus statt der Königswürde nur den Titel Ethnarch bewilligte, die hohenpriesterliche Kleidung vorenthielt und römische Beamte zur Seite stellte, reizte die Juden zum Aufstand. Als dieser durch Quinct. Varus nach Kreuzigung von mehr als 2000 Rebellen gedämpft war, baten die Juden, da sie die unmittelbare römische Herrschaft der Tyrannei des Archelaus vorzogen, den Kaiser um dessen Absetzung. Augustus erhörte ihre Bitte, machte Palästina zur römischen Provinz und übertrug einem nur von ihm abhängigen Landpfleger (Procurator) die Regierung. Allein auch diese Anordnung sagte den Juden nicht zu. Als daher Jesus Christus, schon von Johannes dem Täufer als Messias angekündigt, auftrat und sich weder einer Secte anschloß, noch den mißliebigen Ceremoniendienst predigte, strömte ihm Alles zu. Seine Religion der Liebe, welche sich durch Aufrichtigkeit des Herzens und Reinheit des Wandels bethätigte, wurde jedoch nur von Wenigen begriffen. Die große Menge hoffte, durch ihn von der römischen Herrschaft befreit zu werden. Nachdem er aber zum Gehorsam ermahnt und öffentlich erklärt hatte: sein Reich sei nicht von dieser Welt, sondern verkünde den Gott der Liebe, Gnade und Barmherzigkeit, sahen sich die Unzufriedenen getäuscht. Seine Lehre war mit den Ceremonien und starren Formen des Tempel- und Opferdienstes, auf denen das Ansehen der Priester und Schriftgelehrten beruhte, unvereinbar, und drohte somit,

diese ihrer Macht und Herrschaft zu berauben. Als daher Christus nach seinem Einzuge den Tempel säuberte (Ev. Matth. 21, Luc. 11) und alle Versuche, ihn mit den Strafgesetzen in Conflict zu bringen, fehlschlugen, beschlossen die Priester und Schriftgelehrten, welche anfänglich gegen den damals noch vom Volke verherrlichten Heiland nicht öffentlich aufzutreten wagten, einen Gewaltstreich.

Unter Mitwirkung des für ihre Pläne gewonnenen hohen Raths (der aus den sogenannten Aeltesten, aus Hohenpriestern, Schriftgelehrten und höheren Tempelbeamten bestehenden altjüdischen Oberbehörde), ließen sie ihn am Oelberge (südöstlich von Gethsemane) verhaften. Die Häscher führten ihn zum Hause des Hohenpriesters Hannas*) (an der Stelle des heutigen armenischen Nonnenklosters, südöstlich von der armenischen Kirche S. Jacob). Allein dieser wagte nicht selbstständig über den Gefangenen zu verfügen und sandte denselben daher in das Haus des Kaiphas (armen. Kirche S. Salvator, vor dem Zionsthor), des derzeitigen Jahrespräsidenten des Hohenpriester-Collegiums. Hier wurde Christus noch während der Nacht verhört, nach Anbruch des Tages vor den Rath gestellt und zum Tode verurtheilt. Um die jüdische Verfassung in Wirklichkeit unschädlich zu machen, ihr aber ein scheinbares Ansehen zu lassen, hatte die römische Politik in dem Streben nach Volksthümlichkeit dem hohem Rath zwar das Recht der Verurtheilung belassen, die Bestätigung und Vollstreckung der Todesurtheile aber auf den Landpfleger übertragen. Deßhalb wurde Christus am Morgen des Charfreitags zur Vollstreckung des Todesurtheils vor Pontius Pilatus geführt. Die Residenz desselben (praetorium) lag, nachdem die zweite Stadtmauer (Abschn. 8) zwischen dem Teiche Bethesda und dem Derwischkloster längst gefallen war, innerhalb der dritten Stadtmauer auf dem nordwestlich den salomonischen Tempel begrenzenden Plateau. Sie umfaßte (auf dem Plane v. Winterfeld's) die Acra Antonia nebst dem türkischen Gouvernement, sowie die Kapellen der Dornenkrönung und Geißelung. Der Palast enthielt im östlichen Theile die Wohnung des Landpflegers, an welche sich westlich das Richthaus (Gerichtsgebäude) anschloß. In dessen oberm Stocke lag die Gerichtshalle. Aus dieser führte an der nördlichen Front des Palastes und zwar an deren westlichem Ende eine Treppe in den Hof. Längs der Westfront wölbte sich ein gemauerter hoher Steinbogen, welcher einen an den Gerichtssaal stoßenden breiten Altan trug. Ein Portal mit weitem Rundbogen (in der Mitte der Wand), welches an jeder Seite ein schmaleres von gewöhnlicher Thürweite hatte und von demselben nur durch eine Marmorsäule getrennt war, führte aus dem Saale auf den Altan. Darunter befand sich der Haupteingang.

Auf dem Altane hielt der Landpfleger während der hohen jüdischen Festtage, an denen sich die Juden durch das Betreten des Gebäudes verunreinigt hätten, die öffentlichen Gerichtssitzungen. In diesen entschied er auch über die Vollstreckbarkeit der vom hohen Rathe gefällten Erkenntnisse und sprach, sobald er solche zur Bestätigung geeignet fand, das Urtheil, welches dann von Schreibern aufgezeichnet wurde. Um auch bei diesen Entscheidungen dem jüdischen Volk einen Anschein von Selbstständigkeit zu wahren, pflegte Pilatus die Menge mitunter zu hören oder auch ihrem Drängen nachzugeben, wenn sie sich für Verurtheilung oder Freisprechung lebhaft verwandte. Ebenso gab er an den hohen Festtagen auf Wunsch des Volks einen Verbrecher los, dessen Todesurtheil bereits bestätigt war. Sobald der Landpfleger auf dem Altane zu Gericht saß, war sein Amtsstuhl, von welchem herab er die Urtheile sprach, im mittelsten Bogen auf einer steinernen Erhöhung (Hochpflaster, vgl. Ev. Joh. 19, V. 13) aufgestellt und um denselben herum standen die Lictoren, denen die Strafvollstreckung oblag, soweit es sich nicht um die dem Henker verfallenen Sclaven und Personen aus der niedrigsten Volksklasse handelte.

Als am Morgen des Charfreitags der hohe Rath mit seinen Schergen und in Begleitung einer zahllosen, inzwischen von den Hohenpriestern und Schriftgelehrten fanatisirten Volksmenge Christum gebunden vor das Richthaus brachte, betrat Pilatus, bereits von den Vorgängen unterrichtet, den Altan und fragte laut, welche Anklage gegen Christum vorläge? Als ihm die Antwort ward: „derselbe wiegle das Volk zur Empörung gegen den Kaiser auf und nenne sich König der Juden", beschloß Pilatus, sich mit dieser Sache nicht zu befassen. Mit Christi Auftreten und Lehre bekannt und von deren politischer Gefahrlosigkeit überzeugt, offenbar aber auch von der neuen Religion angezogen, wollte er jenen schützen.

Sein in den Evangelien deutlich gekennzeichnetes Wesen mußte ihn bei damaliger Lage der römischen Ethik für das Christenthum ganz besonders empfänglich machen.

Der Einfluß der griechischen Philosophie auf die römische Religion hatte dahin geführt, einen Glauben für das gemeine Volk (unter Beibehaltung der alten Götterbegriffe) und einen für die gebildeten Stände zu schaffen. Die Religion der letzteren ließ Jeden glauben, was er wollte, und erzeugte, da sie beim äußersten Atheismus endete, eine Leere des Gemüths, welche von allen besseren Naturen schmerzlich empfunden ward. In den weitesten Kreisen fühlte man sich unter der Herrschaft dieses trostlosen Nihilismus unglücklich. Das dem Menschen innewohnende Bedürfniß nach einer positiven Religion, empfanden selbst so scharfe Verstandesmenschen, wie die Römer. Daher suchten sie in den Religionen unterworfener Völker nach der vermißten Gottheit. Dieser Drang zog auch die in Deutschland weilenden besseren Römer zu den frommgläubigen, einer göttlichen Vorsehung vertrauenden Germanen hin, welche die höchsten Wesen weder in Mauern bannten, noch als Gegenbilder irdischer Zustände (wie im alten Rom) auffaßten, son-

*) Auch Annas genannt.

dern nur unter freiem Himmel in ihren Segen spendenden Einwirkungen verehrten. Hierdurch wird es erklärlich, daß sich zur Anlegung römischer Colonien am Mittel- und Niederrhein Tausende anwerben ließen, und ohne Kummer den sonnigen Himmel Italiens mit dem verabscheuten Klima des rauhen Germaniens vertauschten. In weit höherm Grade mußten die Heilslehren Christi in religionsbedürftigen Gemüthern zünden, und besonders bei einem so wohlwollenden und hochgebildeten Manne wie Pilatus Eingang finden, dessen altrömische Toleranz gegen Andersgläubige ihn für jede neue Religion empfänglich machte. Selbst auf seine Gattin hatte das Christenthum bereits so tiefen Eindruck gemacht, daß sie in die Gerechtigkeitspflege einzugreifen versuchte, und ihren Gatten warnte, der Anklage gegen Christus Gehör zu schenken (Ev. Matth. 27, V. 19). Ihr Auftreten war außergewöhnlich, wenn man die Erziehung der damaligen römischen Frauen in Betracht zieht, welche mehr die technischen und häuslichen Fertigkeiten, als geistige Anlagen und namentlich das selbstständige Denkvermögen ausbildete. Obwohl sich daher Alles vereinte, um Pilatus zur Freisprechung Christi zu drängen, hinderte ihn dennoch seine Characterschwäche, denselben energisch in Schutz zu nehmen.

Im Widerstreite der Gefühle, welche auf den Landpfleger einwirkten, gab die Rücksicht auf seine Stellung den Ausschlag. Diese konnte leicht gefährdet werden, wenn er den des Aufruhrs beschuldigten Heiland aus eigener Machtvollkommenheit freigab. Hatte er doch eben erst den gleichartiger Verbrechen bezüchtigten Barrabas zum Tode verurtheilt. Daraus erklärt sich sein unaufhörliches Schwanken und das Bestreben, die ganze Sache von sich abzuweisen.

Zuerst suchte er sich damit zu helfen, daß er dem hohen Rath anheim gab, „Christum nach jüdischem Rechte selbst zu richten." Als jener sich für unzuständig erklärte, ging er wieder in den Gerichtssaal, wo Christus zurückgeblieben war, und stellte mit diesem ein förmliches Verhör an, um Zeit zur Ueberlegung zu gewinnen. Christi Antwort: „er nenne sich zwar König der Juden, allein sein Reich sei nicht von dieser Welt, er trete nur für die Wahrheit ein", entlockte dem Pilatus, dessen Inneres unter der römischen Religionsverwirrung litt, den Ausruf: „Wo findet man die Wahrheit?" und bestärkte seine Ueberzeugung von Christi Unschuld. In Folge dessen ging er wieder auf den Altan und erklärte: „er finde keine Schuld an dem Menschen." Die fanatisch aufgehetzte Menge tobte aber fort und der Rath rief: „Christus wiegle das Volk von Galiläa bis Jerusalem auf". Die Erwähnung Galiläa's gab dem Landpfleger Veranlassung sich unzuständig zu erklären. Er sandte also Christum dem anwesenden Herodes Antipas Tetrarchen von Galiläa und Peräa, unter dessen Gerichtsbarkeit jener als Galiläer gehört hätte. Das Absteigequartier des Herodes befand sich nicht in dem Palaste Herodes des Großen (im nordwestlichen Winkel, welchen die älteste Stadt mit ihrer ersten Mauer bei der Citadelle el Kalah bildete), sondern lag vor der damaligen Stadt auf der Höhe von Bezetha (also in der Nähe der heutigen Derwisch-Moschee) und bestand aus einem stattlichen Marmorbau. Offenbar befürchtete Augustus Unruhen vom Aufenthalte des Herodes Antipas in der Stadt, weil dieser als Sohn Herodes des Großen noch viel Anhang hatte. Daher war ihm seine Residenz außerhalb der Mauer und unter den Augen des Landpflegers angewiesen. Die Spannung zwischen Pilatus und Herodes deutet hierauf mit ziemlicher Bestimmtheit hin. Letzterer fühlte sich durch Pilatus Machtstellung in seiner fürstlichen Würde verletzt und ward erst versöhnt, nachdem derselbe ihm Christus zugesandt und ihn dadurch gewissermaßen anerkannt hatte.

Herodes hegte günstige Vorurtheile für Christus. Voll tiefer Reue über die voreilige Hinrichtung Johannes des Täufers und zugleich hoffend, von der seine fürstliche Gewalt einschränkenden Römerherrschaft durch Jesum befreit zu werden, empfing er diesen gnädig in Erwartung eines Wunders. Als indessen Christus nicht die geringste Neigung zeigte, darauf einzugehen, ward er zornig und schickte ihn unter Spott und Hohn zum Pilatus zurück. Dieser betrat nun wiederum den Altan und eröffnete der Menge: „er habe Christum verhört, vermöge ihn aber keines todeswürdigen Verbrechens zu überführen. Auch Herodes habe ihn nicht des Todes für schuldig befunden. Darum wolle er ihn geißeln lassen und dann freigeben." Pilatus nahm dann auf seinem Amtsessel*) Platz und dictirte folgendes an die Lictoren gerichtetes Urtheil zu Protokoll: „Jesum Nazarenum, seductorem populi, legis Mosaicae decisorem, a pontificibus et sacerdotibus accusatum, expoliate, ligate et virgibus caedite", d. h. „Jesum aus Nazareth habt ihr auf die Anklage der Hohenpriester und Schriftgelehrten hin wegen Aufhetzung des Volks und Abfalls vom mosaischen Gesetze zu entkleiden, an die Staupsäule zu binden und mit Ruthen zu geißeln."

Pilatus wollte zwar, aus Furcht vor dem mißtrauischen Tiberius, eine von den angesehensten Bewohnern Jerusalems hartnäckig verfolgte, durch Volk und Pöbel unterstützte Anklage auf Hochverrath nicht gänzlich verwerfen, verhängte aber in der Ueberzeugung von Christi Unschuld die nach damaligen römischen Gesetzen gelindeste Strafe. Diese wurde auch sofort von den Lictoren im Hofe an der marmornen Staupsäule vollzogen, welche hart an der Stadtmauer stand. Helena erbaute hier später die Kapelle der Geißelung (vgl. den Plan bei v. Winterfeld).

Die Lictoren führten den Herrn und Heiland sodann in ein niedriges Gebäude auf dem Hofe (wo später die Kapelle der Dornenkrönung stand), setzten ihm eine Dornenkrone auf, warfen ihm einen rothen Soldatenmantel (sagum) um, gaben ihm als Scepter ein Rohr

*) Anm. der sella curulis, einem Stuhl ohne Lehne zum Zusammenlegen mit Ledersitz, vier geschweiften Füßen und eingelegter Elfenbeinarbeit.

in die Hand und geleiteten ihn in diesem Aufzuge, unter Hohn und Mißhandlung über die am Westende der nördlichen Front gelegene Treppe (deren angeblich echte Stufen zu Rom schon 1517 gezeigt wurden) wieder in den Gerichtssaal. Pilatus hatte den Barrabas, einen Rebellen und Mörder von widerlichem Aeußern, bereits zum Tode verurtheilt und beschloß nun, von seinem Begnadigungsrechte Gebrauch zu machen und Christum freizugeben.

In der Hoffnung, daß die Volksmenge, welche diesen am Palmsonntag als Messias vergöttert hatte, sich mit der Geißelung begnügen würde, betrat er den Altan, ließ sich auf dem Amtssessel nieder und fragte das Volk: welchen von beiden er freigeben solle? Die Menge, von den Hohenpriestern immer mehr aufgehetzt, verlangte Losgebung des Barrabas. Auf Pilatus wiederholte Frage erschallte die nämliche Antwort, und auf seine weitere Frage: was er mit Jesu thun solle? wurde stürmisch dessen Kreuzigung gefordert. Als Pilatus entgegnete: „er könne keine todeswürdige Schuld an ihm finden", drang die tobende Menge mit erneuter Heftigkeit auf seinen Tod. Nun führte Pilatus in der Hoffnung, daß die edle Erscheinung des duldenden Christus gegenüber dem widerlichen Barrabas die Gemüther besänftigen würde, jenen auf den Altan und sprach zu den Untenstehenden: „sehet, welch' ein Mensch" (was Hirschfeld treffend übersetzt hat: „nehmet wahr den Menschen", d. h. sehet ihn Euch an und ihr könnt nicht anders, als seine Begnadigung erbitten). Da aber das Volk trotzdem auf der Kreuzigung beharrte, sprach Pilatus: „Nun so nehmet ihn und kreuziget ihn selbst. Ich finde keine Schuld an ihm." Es ward ihm erwidert: „nach dem jüdischen Gesetze habe er das Leben verwirkt, weil er sich als Sohn Gottes ausgegeben." Hierauf führte Pilatus Christum in den Saal zurück und forschte denselben weiter aus, um sich doch noch schließlich unzuständig erklären zu können. Als Christus hierbei zu verstehen gab: „Pilatus sündige, wenn er ihn verurtheile, aus Schwäche, die Juden aber aus Bosheit," wurde des Landpflegers Verlangen, den Heiland zu retten, auf's Höchste gesteigert. Allein auch der letzte Versuch des Pilatus, das Volk von seinem Verlangen abzubringen, war umsonst. Man rief ihm zu: „Wenn du Jesum losläßest, bist du selbst ein Hochverräther; denn wer sich zum jüdischen Könige proclamirt, rebellirt gegen den Kaiser." Als das Toben der Menge mit einem Aufruhr zu endigen drohte, steigerte sich die Angst des Pilatus dergestalt, daß er schließlich verzweifelte, auf dem Richterstuhle Platz nahm und die Vollstreckung des Todesurtheils an Christo zu Protokoll dictirte mit der die Lictoren beauftragenden Formel: „Jesum Nazarenum, virum seditiosum et contemtorem Caesaris, ut a majoribus suae gentis probatum est, in medio duorum latronum ad commuuem locum supplicii educite et per ludibrium Regiae Majestatis in medium duorum latronum crucifigite", d. h. „Jesus aus Nazareth habt ihr, auf Grund der von den Aeltesten seiner Nation beigebrachten Beweise, wegen Aufruhrs und Verachtung des Kaisers, inmitten zweier Mörder auf den üblichen Richtplatz hinauszuführen, und zum Hohn auf die von ihm sich angemaßte Königliche Majestät auch inmitten der beiden Missethäter zu kreuzigen."

Um aber alle Verantwortung an des Herrn Tode von sich abzuwälzen und nach jüdischem Brauch (5. Mose 21, V. 6, 7) den Beweis seiner eigenen Unschuld zu führen, wusch sich Pilatus auf dem Altan die Hände, und sprach unter Anführung der jüdischen Formel: „ich bin unschuldig am Blute dieses Gerechten. Sehet zu, wie Ihr die Blutschuld von Euch abwascht." Als die Menge schrie: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder", erkannte er, daß Alles vergeblich sei, und übergab Christum den Lictoren. Diese legten ihm seine gewöhnliche Kleidung an, belasteten ihn mit dem Kreuze, welches die Verurtheilten stets selbst tragen mußten, führten ihn vor das Richtthor (Abschn. 8) nach Golgatha dem allgemeinen Hinrichtungsplatze und kreuzigten ihn daselbst. Hierauf wurde nach römischem Brauch oben am Kreuze auf Hebräisch, Griechisch und Lateinisch die Inschrift mit der Ursache der Strafe: „Jesus aus Nazareth, König der Juden" angeheftet.

Pilatus Gewissenlosigkeit rächte sich bald. Er wurde seines Amts entsetzt und nach Gallien verbannt, wo er sich aus Verzweiflung das Leben nahm.

Der Weg, welchen Christus nach Golgatha zurücklegte, hieß der schmerzliche Kreuzes-Weg Christi (via oder strada dolorosa). Er ist durch alle Zeiten hindurch nachweisbar geblieben und wurde von den Pilgern ohne Schuhe gegangen.

Deutsche Adelssagen.

145. Die Grafen von Kastel

sind in der bairischen Sage fast ausschließlich als Stifter gedeihlicher Niederlassungen aber als Erbauer von Klöstern berühmt. Hören wir jedoch zuerst von dem Ursprunge ihres Geschlechtes.

Im Nordwalde, heißt es, hatten sich einst drei reiche Grafen aus Seeland angesiedelt. Sie hatten viel Schätze mit sich gebracht und wollten ein Schloß bauen. Deßhalb ließen sie drei Raben fliegen, welche durch ihren Flug den Bauplatz bestimmen sollten. Zuerst flogen die Raben auf den Wachtberg bei Brunau an der Lauter; dann stiegen sie wieder auf, um sich auf dem Kastelberge niederzulassen. An jenem Orte sieht man noch heute Burgtrümmer; das auf dem Kastelberge aber erbaute und nachmals in ein Kloster verwandelte Schloß ist noch erhalten, und in der Kirche zu Kastel sieht man die drei Brüder, die Stifter des Geschlechtes, an der Wand abgebildet. Einer von ihnen trägt den Raben, der zweite den Geldbeutel, der dritte die Kirche von Kastel. Abweichend von dieser Sage nennt eine Kasteler Reimchronik als Ahnherrn des Geschlechtes einen Herzog

Ernst, welcher durch eine Ueberschwemmung aus Seeland vertrieben worden war und wegen der großen Dienste, die er dem Hause der Ottonen geleistet hatte, von den Kaisern einen großen Strich des Nordwaldes zur Urbarmachung und zum Eigenthume erhielt. Hier sammelte der Herzog die Ueberreste seiner Mannen aus Seeland und gründete zuerst die Burg bei Lauterhafen, dann die auf dem Kastelberge.

Auf einen Grafen Gebhard wird der Ursprung der Stadt Sulzbach zurückgeführt. Eines Morgens ritt er auf die Eberjagd in den Forst. Wohl traf er mit geschicktem Pfeilschuße ein gewaltiges Thier; aber trotz der Todeswunde rannte dasselbe, kaum verfolgbar, in den tiefsten Wald hinein. Auf der Verfolgung verirrte der Graf sich bald so sehr, daß er nicht aus, noch ein wußte. Dazu hatte ein brennender Durst ihn überfallen. Fast verschmachtet suchte er Hilfe im Gebet. Da hörte er auf einmal das Rauschen eines Wassers; — nach wenigen Schritten fand er eine Quelle, und neben ihr lag das verendete Wild. In tiefen Zügen trank sich der Graf Erquickung aus dem Borne und stiftete nachmals den Ort Sulzbach an derselben Stelle. Die Sage bedarf keines Commentars: es liegt ihr die alte Sitte der deutschen Völker zu Grunde, durch ein Thier, — hier den Eber des Sonnengottes, den Glück und Gedeihen verheißenden, — sich die Stelle einer Niederlassung anweisen zu lassen.

Die Vogelsburg, unweit Volkach am Maine auf einer beträchtlichen Anhöhe gelegen und auf zwei Seiten von dem Strome begrenzt, hatte nach der Volkssage ehemals eine Kirche ohne Fenster. Als Ursache dieses Umstandes giebt die Sage an, das Gotteshaus sei von einem Grafen Hermann von Kastel „ohne Erlaubniß des Bischofs von Würzburg" erbaut worden. Wir haben es hier indessen nur mit einer luftigen Erfindung des Volksgeredes zu thun: als die uralten Kirchen der Vorzeit, in deren geheimnißvolles Dunkel das Licht nur durch kleine Oeffnungen drang, dem Geschmacke einer spätern Zeit kaum mehr verständlich waren, entstand die Sage, daß dieselben von einem „Gebannten" oder wenigstens „ohne Erlaubniß der geistlichen Oberbehörde" erbaut seien.

Von jenem Grafen Hermann erzählt die Volkssage nach, daß er in heiliger Fahrt zum Lande Palästina gezogen sei. In die Gefangenschaft der Sarazenen gerathen, wurde er erst nach schwerer Prüfungszeit durch einen Karmelitermönch losgekauft. Da soll er aus Dankbarkeit gegen den barmherzigen Orden mehrere Brüder vom Berge Karmel mit sich in die Heimat genommen haben. In seinem väterlichen Erbe wieder angekommen, stiftete er ein Karmeliterkloster und übergab den Mönchen die Vogelsburg bei Volkach, den alten Sitz seines Geschlechtes, zum Aufenthalte.

146. Die Sagen der Grafen von Wertheim.

Das edle Geschlecht der mächtigen fränkischen Grafen von Wertheim hat, wie Sage und Geschichte bezeugen, allezeit das edle Waidwerk hochgehalten und mit Vorliebe ausgeübt. Einem des Geschlechts jedoch, es war ein Graf Johann, aber die Sage führt nicht an, der wievielte, — wäre die Lust am grünen Tann und an der fröhlichen Jagd beinahe zum Verderben ausgeschlagen, weil er trotz der Mahnung des Burgkaplans an einem Sonntage Armbrust und Jägerspieß ergriffen hatte. Er verirrte sich und gerieth um die Mittagszeit in eine von der Sonnengluth versengte Felsenwildniß des Spessart, in welcher er verschmachtet wäre, wenn nicht endlich ferner Glockenklang ihn zurecht geleitet hätte. Von jener Zeit aber entsagte der Graf an den geheiligten Tagen des Jahres seiner Lieblingsneigung; er hatte in jener furchtbaren Noth den Tag des Herrn heiligen gelernt. Eine Variante dieser Sage nennt den Grafen „Johann mit dem Barte", läßt ihn durch einen weißen Hirsch verlockt werden und endlich den Quell im Haßlocher Thale auffinden. Zum Danke für seine Errettung soll Graf Johann dort die alte Kapelle neben dem erquickenden Borne erbaut haben.

Düstere Sagen gehen im Spessart von einem gleichfalls geschichtlich nicht mehr bestimmbaren Grafen von Wertheim, welcher auf dem nun zerfallenen Bergschlosse Freudenberg residirt hat. Alte Feindschaft trennte ihn von seinem Nachbar, den Ritter von Rallenberg; der Graf hatte einst um die Gattin desselben geworben und war von ihr verschmäht worden. Deswegen suchte der Wertheimer Graf sich zu rächen; er streute den Samen der Eifersucht und des Mißtrauens zwischen dem Nachbar und seiner Gattin aus, er ergriff endlich die Waffen und jagte den Ralleuberger von Land und Leuten. Aber die göttliche Gerechtigkeit wußte doch endlich den harten Mann zu treffen. Auf seiner Burg Freudenberg belustigte sich der Graf einst mit seinem einzigen Sohne, einem wunderschönen Knaben: da glitt das holdselige Kind durch ein Ungefähr aus seinen Armen, und sein lockiges Haupt zerschellte an den Felsen der Burg. Bald nachher soll der Wertheimer Graf für immer von dem Sitze seiner Väter gewichen sein; er warf die Schlüssel der Burg in den Main und verfluchte ihr Gemäuer. Man weiß nicht, schließt die Sage, wo und wann er gestorben.

Historischer als diese Ueberlieferungen romantischer Art und zugleich volksmäßiger klingt die Sage, wie ein Wertheimer Graf des 15. Jahrhunderts, Herr Michael, einst vor seinen Feinden gerettet worden ist. Er war von vielen Widersachern umringt, hatte sich ihrer aber ritterlich erwehrt, bis er endlich in einem Treffen unterlag. Dem ritterlichen Herrn blieb schließlich nichts übrig, als sein Heil in der Flucht zu suchen. Im eiligsten Ritte erreichte er, von den Gegnern hart verfolgt, die Thore von Lengfurt, fand sie aber zu seinem Schrecken geschlossen. Doch Graf Michael bedachte sich nicht lange, sondern stieg auf seinen Schimmel und übersprang die Mauern. Einem Bürger, der ihn beobachtet hatte, mußte sich der Graf wohl aber übel entdecken; er erlangte aber grad' von diesem Manne einen sicheren Ort, da er sich verstecken konnte; denn der Bürger verbarg den tapfern Grafen in seinem Schweinestalle. Wenige Augenblicke spä-

ter kamen des Wertheimers Verfolger an; der brave Lengfurter aber wußte sie irre zu führen, indem er ihnen erzählte, er habe einen Reisigen in des Grafen Farben dem Maine zueilen und durch den Strom schwimmen sehen. In dem Schweinestalle suchten die Feinde natürlich den Grafen Michael nicht, und so zogen sie mißvergnügt ab, nachdem sie den wackern Lengfurter tüchtig durchgeprügelt hatten, weil er eine so kostbare Beute hatte entwischen lassen. Die Prügel nahm der Gute willig für seinen Herrn hin, biß die Zähne zusammen und lachte den Abziehenden nach.

Als der Feind die Stadt verlassen hatte, verkündigte der treue Lengfurter dem Grafen von Wertheim, daß er gerettet sei. Da umarmte ihn Herr Michael und dankte Gott auf den Knieen für die wunderbare Rettung. Darauf kam Alt und Jung aus dem Städtchen zusammen und freute sich, den Grafen wohlbehalten, wenn auch noch mit den Spuren seines Verstecks bedeckt, in dem getreuen Lengfurt zu sehen. Graf Michael aber wußte seinem Retter fröhlich und reichlich zu danken. Er nannte ihn und seine Familie hinfort „die Frommen" und schrieb ihnen auch das Wort FROMM in ihr bürgerlich Wappenschild. Ferner ward das Haus für alle Zeiten von jeglicher Last befreit und über die Thüre des Stalles, in welchem der Graf gelegen hatte, das Wappen der Wertheimer, der halbe Adler und die drei Rosen, gesetzt. Endlich wurde für die ganze Bürgerschaft ein fröhliches Fest veranstaltet, welches eine Woche lang dauerte. „Dabei", sagt die Chronik, „soll mancher Schlafkamerad des Grafen gebraten auf die Tafel gebracht worden sein." Auch an jener Stelle, da Graf Michael über die Mauer geklettert war, erhob sich später ein Wahrzeichen von des Grafen Bedrängniß und glücklicher Rettung, das aber jetzt verschwunden ist.

In eine ganz unbestimmte Zeit gehört endlich die im Wertheimer Grafenhause heimische Sage von der Wettenburg, deren Hügel jetzt die Blume der Wertheimer Weine trägt. Hier wohnte eine Gräfin, welche gern auch die vierte Seite der Burg gleich den drei andern von den Fluthen Mains umflossen gesehen hätte. Aber nimmer wollte das Unternehmen gelingen. Da soll nach vielen fruchtlosen Versuchen der Durchgrabung des Berges die Gräfin einen blitzenden Demantring in die Wellen des Stromes geworfen und ausgerufen haben: So gewiß der Ring nimmer in meine Hände kommt, so gewiß durchgrabe ich den Berg; — wo nicht, so versinke mein Schloß. Es wiederholt sich auch hier am Maine die Polykratessage: im Magen eines Fisches wurde der Ring gefunden, den der Fluß nicht behalten wollte, und unter furchtbaren Naturereignissen versank die Wettenburg mit der Gräfin von Wertheim. Hirten, welche durch verschüttete Schachte den Zugang zu den Sälen gefunden haben, sahen dort unten Frauen und Männer, in alter Tracht, leblos und regungslos wie Standbilder bei einander sitzen. Der ganze Berg der Wettenburg ist verzaubert, aus seiner Tiefe klingt Glockengeläut, und wer in die Säle, darinnen noch die alten Wertheimer hausen, hinabgestiegen war, der mußte an sich erfahren, daß die Minuten, welche er unten geweilt zu haben meinte, zu Jahren geworden waren. So bildet die Tiefe der Wettenburg in gewissem Sinne die Walhalla des alten Grafengeschlechts.

Die Askanierburg Werbellin.

Am 2. d. M. hat, wie die „Post" mittheilte, am Werbellin-See die Einweihung der Askanierburg Werbellin stattgefunden.

An dem schönen See, der sich zwischen hochwaldbekränzten Ufern von Elsenau bei Joachimsthal in der Mark bis Wildau, länger als eine Meile, ausdehnt, liegt in der Nähe des letztgenannten Ortes eine mit Buschwerk bewachsene Anhöhe, auf der sich vor mehr denn 600 Jahren die Askanierburg Werbellin erhob. Johann I. ließ dieselbe um 1250 erbauen, und später residirten Otto IV. mit dem Pfeil und Waldemar am liebsten dort.

Jener Burghügel, den Seine Majestät der Kaiser am 24. November 1877 besuchte und in Augenschein nahm, ist vor einiger Zeit in den Besitz Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Carl übergegangen. Höchstderselbe hat dort einen Thurm herstellen lassen, der, wie es in der betreffenden Urkunde heißt: „folgenden Generationen die Stelle bezeichnen soll, wo während des 13. und 14. Jahrhunderts die Markgrafen von Brandenburg aus dem Hause Askanien Hof hielten, und von wo aus sie Preußens und weiterhin Deutschlands heutige Größe anbahnten."

Am 2. October hat im Beisein Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Carl die Einweihung des Thurmes stattgehabt. Derselbe ist aus rohbehauenen Granitsteinen errichtet, und zwar im Stile der alten Ritterburgen zur Zeit der Askanier.

In die Fugen des massiven Gemäuers ist Moos eingesetzt, welches an verschiedenen Stellen bereits von Epheu umrankt wird, der in verborgenen, künstlichen Höhlungen Erdreich genug findet, um lustig weiter grünen zu können.

Bis zu den Zinnen beträgt die Höhe des Thurmes 12 Meter, 4 Meter hält er im Durchmesser. Eine mit starkem Eisenbeschlag versehene Eichenholzthür führt in das Innere des Baues. Auf einer Wendeltreppe gelangt man zunächst zu einem nach der Wasserseite angebrachten Söller und weiter hinauf zu der Plattform von wo aus sich eine herrliche Rundschau darbietet.

Die schmalen Fenster haben kleine Scheiben mit Bleieinfassung. Ein mit dem Wappen des Prinzen Carl Köngl. Hoheit geziertes Fremdenbuch ist zum Einschreiben der Namen der Besucher bestimmt.

Carl Heymann's Verlag in Berlin W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt
der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 22. October 1879. Nr. 43.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. October 1879 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. October 1879 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Septbr. 1879.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1879 .	59			
	Zugang pro " "	24			
		83			
	Abgang " " "	29			
	Bleibt Bestand	54	54	1 634	60
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1879 .	92			
	Zugang pro " "	28			
		110			
	Abgang " " "	36			
	Bleibt Bestand	84	84	2 695	90
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1879 .	16			
	Zugang pro " "	4			
		20			
	Abgang " " "	6			
	Bleibt Bestand	14	14	418	58
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1879 .	26			
	Zugang pro " "	21			
		47			
	Abgang " " "	12			
	Bleibt Bestand	35	35	911	54
5.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1879 .	9			
	Zugang pro " "	4			
		13			
	Abgang " " "	8			
	Bleibt Bestand	5	5	208	50
6.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1879 .	21			
	Zugang pro " "	15			
		36			
	Abgang " " "	16			
	Bleibt Bestand	20	20	523	38
7.	**Wandsburg:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1879 .	12			
	Zugang pro " "	2			
		14			
	Abgang " " "	5			
	Bleibt Bestand	9	9	337	27
	zu übertragen		221	6 726	875
	Uebertrag		221	6 726	375
8.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1879 .	14			
	Zugang pro " "	7			
		21			
	Abgang " " "	4			
	Bleibt Bestand	17	17	444	32
9.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1879 .	28			
	Zugang pro " "	17			
		45			
	Abgang " " "	24			
	Bleibt Bestand	21	21	732	60
10.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1879 .	13			
	Zugang pro " "	14			
		27			
	Abgang " " "	15			
	Bleibt Bestand	12	12	382	35
11.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1879 .	17			
	Zugang pro " "	13			
		30			
	Abgang " " "	12			
	Bleibt Bestand	18	18	523	65
12	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1879 .	30			
	Zugang pro " "	18			
		48			
	Abgang " " "	16			
	Bleibt Bestand	82	32	931	80
13.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1879 .	31			
	Zugang pro " "	13			
		44			
	Abgang " " "	11			
	Bleibt Bestand	33	33	898	60
14.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1879 .	19			
	Zugang pro " "	15			
		34			
	Abgang " " "	15			
	Bleibt Bestand	19	19	585	42
	zu übertragen		373	11 221	749

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa: der am 1. October 1879 vorhandenen Kranken und Siechen	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Septbr. 1879.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		373	11 221	749
15.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1879 .	10			
	Zugang pro . .	8			
		18			
	Abgang . . .	5			
	Bleibt Bestand	13	13	372	60
16.	**Neusalz a. d. O:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1879 .	12			
	Zugang pro . .	11			
		23			
	Abgang . . .	10			
	Bleibt Bestand	13	13	373	41
17.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1879 .	21			
	Zugang pro . .	28			
		49			
	Abgang . . .	28			
	Bleibt Bestand	21	21	714	42
18.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1879 .	13			
	Zugang pro . .	14			
		27			
	Abgang . . .	15			
	Bleibt Bestand	12	12	391	36
19.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1879 .	2			
	Zugang pro . .	6			
		8			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	2	2	77	12
20.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1879 .	2			
	Zugang pro . .	2			
		4			
	Abgang . . .	2			
	Bleibt Bestand	2	2	62	10
21.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1879 .	1			
	Zugang pro . .	5			
		6			
	Abgang . . .	5			
	Bleibt Bestand	1	1	64	26
22.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1879 .	4			
	Zugang pro . .	6			
		10			
	Abgang . . .	4			
	Bleibt Bestand	6	6	153	10
23.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1879 .	3			
	Zugang pro . .	4			
		7			
	Abgang . . .	2			
	Bleibt Bestand	5	5	93	12
24.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Septbr. 1879 .	17			
	Zugang pro . .	—			
		17			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	17	17	523	18
25.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1879 .	10			
	Zugang pro . .	9			
		19			
	Abgang . . .	9			
	Bleibt Bestand	10	10	265	30
	zu übertragen		475	14 308	1 046
	Uebertrag		475	14 308	1 046
26.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1879 .	13			
	Zugang pro . .	5			
		18			
	Abgang . . .	5			
	Bleibt Bestand	13	13	396	38
27.	**Oeynhausen:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1879 .	18			
	Zugang pro . .	4			
		22			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	4	4	372	34
28.	**Plochingen** (in Württemberg):				
	Bestand am 1. Septbr. 1879 .	2			
	Zugang pro . .	3			
		5			
	Abgang . . .	4			
	Bleibt Bestand	1	1	26	38
29.	**Ludwigslust** (in Mecklenburg):				
	Bestand am 1. Septbr. 1879 .	22			
	Zugang pro . .	22			
		44			
	Abgang . . .	24			
	Bleibt Bestand	20	20	616	36
30.	**Dresden:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1879 .	6			
	Zugang pro . .	8			
		14			
	Abgang . . .	5			
	Bleibt Bestand	9	9	225	16
31.	**Niederweisel** (in Hessen):				
	Bestand am 1. Septbr. 1879 .	16			
	Zugang pro . .	1			
		17			
	Abgang . . .	3			
	Bleibt Bestand	14	14	453	20
	Zusammen		536	16 396	1 228

Der gesammte Abgang an Kranken pro Septbr. 1879 beträgt 354, davon sind:

gestorben	22
ungeheilt oder nur gebessert entlassen	23
geheilt	309
wie vor	354.

32. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 55 Betten.

Bestand am **1. August 1879**		34 Kranke.
Zugang pro . . **August**		37 „
		71 Kranke.
Davon sind:		
ungeheilt oder nur gebessert entlassen	22	
geheilt	37	
		59 „
Bleibt Bestand am **1. Septbr. 1879:**		12 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 4 Europäer, 6 Muhamedaner, 4 Drusen und 23 orientalische Christen.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro August beträgt 1099.

Poliklinisch wurden 1031 Personen behandelt.

Adolf Carl Theodor von Massow, Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer, auf Bandsechow bei Wendisch-Sillkow in Pommern, Rechtsritter seit 1876, † zu Bandsechow 12. October 1879.

Ritter Bernhard von Hirschfeld und seine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe (1517).

Ein Beitrag zur Religions- und Cultur-Geschichte des 16. Jahrhunderts, sowie zur Geschichte des Johanniter-Ordens und des heiligen Landes.

Nach handschriftlichen und anderen Quellen dargestellt vom

Reg.-Rath v. Hirschfeld in Marienwerder, Ehren-Ritter.

11. Besuch des schmerzlichen Kreuzesweges (via dolorosa).

Vom Palaste des Pilatus war das Hauptgebäude (Wohnung und Richthaus) 1517 und sogar 1675 im Wesentlichen vollständig erhalten. Die Hauptpforte der Westfront bestand noch, vom Altan dagegen nur der Bogen, welcher ihn trug. Derselbe war vor Alter schwarz geworden, jedoch so künstlich gefugt, daß man nur bei genauer Besichtigung die Fugen fand. Am Westende der Nordfront führte noch eine Treppe in den Gerichtssaal, doch waren die von Christo betretenen Stufen angeblich zu Rom. Gegenüber dem Bogen wurden zwei eingemauerte Steine gezeigt, auf denen Christus und Pilatus gestanden haben sollten, als letzterer das Todesurtheil fällte. Daher war hier Sündenvergebung. Die Worte Bernhards, welchem der angeblich von Christo benutzte Stein in Rom ebenfalls gezeigt war, lassen einen Zweifel an der Echtheit der Steine und Treppenstufen durchblicken. Derselbe erscheint schon deshalb gerechtfertigt, weil Pilatus — wie es auch der römische Gerichtsgebrauch verlangte — das Urtheil sitzend sprach.

Die Pilger begingen nun die via dolorosa und gelangten zu den mit Sündenvergebung versehenen Ruinen der von Helena erbauten Kirche der Ohnmacht (deliquium Mariae), wo Maria beim Erblicken ihres Sohnes ohnmächtig geworden sein soll. Die Kirche befand sich etwa da, wo auf dem Plane der letzte Buchstabe des Worts dolorosa steht. Von dort gelangten die Pilger zu einer Kapelle der Helena. Hier erlag Christus unter der Last des Kreuzes, welches dann dem Simon von Kyrene aufgebürdet ward (Ev. Marc. 15 V. 21). Im 16. Jahrhundert wurde die Kapelle in ein öffentliches Bad umgewandelt und hieß am Dreiweg, weil daselbst die Straßen aus Nord, Ost und Süd zusammenstießen. An dieser noch 1675 mit einer steinernen Säule versehenen Stelle (wo auf dem Plane das Bad eingezeichnet ist) war Sündenvergebung. An der Westseite der genannten Kapelle wurde der gleichfalls mit Sündenvergebung versehene Ort gezeigt, welcher Ev. Luc. 23 V. 28 erwähnt wird.

Dann kamen die Wallfahrer an einer 1517 bereits verfallenen, mit Sündenvergebung versehenen Kirche (in der Gegend des heutigen Preuß. Consulats) vorbei. Hier stand der Legende nach das Haus der Veronica. Diese soll Christo ein Schweißtuch zugeworfen haben, um sich sein mit blutigem Schweiße bedecktes Antlitz zu trocknen. Die Thatsache selbst, daß bei einer zarten Natur mit empfindlicher Haut durch übermäßige Anstrengung Blut aus den Poren tritt, steht fest. Auch unter einer furchtbaren geistigen Angst erscheint dies möglich und dadurch ist die Angabe des Evangelisten Lucas (22 V. 44) zu erklären. Dem Tuche, welches Veronica Christo zugeworfen, soll sich der Abdruck seines Antlitzes eingeprägt haben. In der Peterskirche zu Rom ward ein Tuch als das nämliche gezeigt, doch scheint Bernhard nicht an seine Aechtheit zu glauben.

Schließlich gelangten die Pilger an das Richtthor (Abschn. 8). Dasselbe hatte alle Zerstörungen überdauert und war 1517 noch als gewölbter Bogen vorhanden, jedoch zugemauert. Die Säule der Helena (vergl. den Plan) stand mitten unter dem Bogen. Auch hier war Sündenvergebung.

12. Besuch des Tempels.

Am 21. Juli 1517 besuchten die Pilger den Tempel, von welchem Gröben einen genauen, mit Hirschfelds Angaben übereinstimmenden Grundriß aufgezeichnet hat. Danach bestand derselbe aus umfangreichen Gebäulichkeiten, welche die sämmtlichen heiligen Stätten der Leidensgeschichte Christi umfaßten und ein unregelmäßiges, an der Ost- und Westseite mit halbkreisförmigen Ausbauten versehenes Viereck bildeten. Er war von der Kaiserin Helena erbaut. In der östlichen Rundung lag der Hochaltar der Marienkirche (Unserer Lieben Frauen), in der westlichen das heilige Grab mit seiner Kapelle. Die Marienkirche hatte ein kuppelförmiges Dach mit runder Oeffnung in der Mitte, durch welche das Tageslicht hineinfiel und kein Fenster. Die das Dach tragenden Balken bestanden aus Cedernholz und wurden von Marmorsäulen, welche inwendig längs der Nord- und Südfront standen, getragen. Die inneren Wände waren sämmtlich noch aus den Zeiten der Helena mit Mosaik ausgelegt. Auf der Nordseite des Tempels war die große Eingangspforte, welche die Türken verschlossen hielten. Vor dem Gebäude lag ein ummauerter Hof, welcher den an die Kirche anstoßenden Thurm umschloß. Dieser hatte bis zur Eroberung Jerusalems (1187) als Glockenthurm gedient. Saladin ließ alle christlichen Glocken zerschlagen und seitdem duldeten die Türken kein Geläute. Zur Verrichtung des Gottes- und des Wachtdienstes an den heiligen Stätten innerhalb des Tempels wohnten in diesem die damit betrauten Mönche der drei Confessionen und bedienten sich für den Ruf zur Andacht verschiedener Mittel. Den römischen Mönchen

waren kleine Meßglöckchen und ein Positiv beim Gottesdienste gestattet. Die Armenier hatten anstatt der Glocken zwei große runde stählerne Scheiben, welche sie wie Becken zusammenschlugen, um zur Andacht zu rufen. Die Griechen gebrauchten ein hölzernes Brett, über welches ein länglicher Eisenstab gespannt war. Auf diesen schlugen sie, wenn der Gottesdienst beginnen sollte, mit hölzernen Hämmern hin und her.

Der östlichen Rundung schloß sich ein länglicher winkeliger Ausbau an, welcher im Westen die Kapelle der Helena und im Osten die Stätte wo Christi Kreuz aufgefunden ward, enthielt. An dem südlichen Theile der westlichen Rundung befanden sich Wohnungen für die Mönche und Schlafräume für die im Tempel übernachtenden Pilger.

An der Eingangspforte mußte der Schiffspatron der deutschen Pilger (laut Contract, S. 230) für den Kopf 7 Ducaten Schoß entrichten, welcher in die Kasse des Statthalters floß. Nach Erlegung desselben forderten die türkischen Beamten, welche die Pforte öffneten, noch für sich einen Ducaten von Jedem, und schlugen den Patron, als er die Zahlung verweigerte, mit einem dicken Knüttel über den Kopf, so daß er sich auch noch zur Erlegung dieser Abgabe bequemen mußte. Sobald die Pilger Einlaß erhalten hatten, gelangten sie zunächst in die Marien-Kirche, ein längliches, von Pfeilern getragenes im Basilikenstyl errichtetes Gebäude, dessen östlichen zum Halbkreis ausgebauten Theil die Minoriten, und dessen Schiff die Griechen inne hatten. Hier begannen die Pilger, je 3 neben einander und brennende Kerzen tragend, eine Prozession. Zuerst besuchten sie den im Besitze der Minoriten befindlichen und den Hochaltar enthaltenden Chor. Hier ward die Stätte gezeigt, wo Christus seiner Mutter nach der Auferstehung erschien. An der nördlichen Wand hinter einem Altare stand in einer vergitterten Mauernische ein Stück der Säule, an welcher Christus gegeißelt worden (Abschn. 10). Sie bestand aus braunem Marmor und maß an $1/_{25}$ m. im Umfange. Die sichtbaren rothen Flecken erklärte der führende Minorit für Blutstropfen Christi, allein Hirschfeld bezweifelt dies und bemerkt: „Die Säule wäre in einem Loche vergittert, damit man sie nicht genau untersuchen könne.“ An der Identität der Säule mit der echten Staupsäule aus dem Hofe des Pilatuspallastes ist bei dem Eifer, mit welchem Helena allen Erinnerungszeichen an das Walten und Leiden des Heilands nachforschte, nicht zu zweifeln.

Ein zweites Stück der Säule ward in der Kreuzgang-Kapelle des Minoriten-Klosters auf Zion aufbewahrt. Um 1360 war die Säule noch nicht zertrümmert und befand sich auf ihrem ursprünglichen Standorte. Conrad von Theler fand sie bei seinem Besuche des heiligen Landes um 1360 vor, zeichnete sie nebst den Maßen ab und ließ eine Nachbildung auf seinem Gute Ruppendorf in Meissen (südöstlich von Dresden) errichten. (Knaut, Prodr. Misn.)

Am Hochaltar hatte der Johanniter-Großmeister Peter von Aubusson (1476—1505) aus Dankbarkeit für die mit Gottes Hilfe bewirkte Abwehr der türkischen Belagerung von Rhodus (1480) und als bleibende Erinnerung an die Wiege des Ordens eine Messe für ewige Zeiten gestiftet.

Vor dem Hochaltare war ein runder Stein eingemauert. Hier soll Helena das Kreuz Christi dadurch, daß sie es einem Kranken auflegte und dieser sofort genas, als das ächte (vera crux) erprobt haben, (vgl. d. Folg.). Daneben befand sich die Stätte, wo sie das Kreuz getheilt, um ihrem Sohne Constantin d. Gr. die Hälfte zu schicken. Beim Austritt aus der Kirche (südwestlich und außerhalb der heil. Grab-Kapelle) wurde die Stätte gezeigt, wo Christus nach seiner Auferstehung der Maria Magdalena erschien. (Ev. Joh. 20 V. 14).

In der südöstlichen Ecke des Tempels lag die in den Felsen gehauene und später zur Kapelle umgewandelte Höhle, welche die zum Kreuzestode auf Golgatha Hinausgeführten so lange aufnahm, bis Alles zur Kreuzigung vorbereitet war, und in welcher auch Christus seine letzten Augenblicke zubrachte. Etwas weiter nördlich lag die Stätte, wo Christi Kleider verloost wurden. Hier stand 1517 eine kleine Kapelle mit zugemauerten Fenstern. Von da gingen die Pilger über eine Treppe aus Marmor mit 29 Stufen, und eine zweite aus dem Gestein des Felsens mit 11 Stufen in die am östlichsten Ende des östlichen Anbaus befindliche und von der Helena zur Kapelle eingerichtete Stätte wo die Kaiserin das Kreuz Christi auffand. Das durch die Geschichtsschreiber (Ambros. de morte Theodos. imper.; Rafinus Hist. I, 17; Baronius tom. III ann. 326; S. Paulinus Ep. 11; Severus Sulpicius lib. 2) hierüber Ermittelte beschränkt sich auf Folgendes. Ausweislich einer zur Zeit der Helena allgemein bekannten Ueberlieferung hatten die Hohenpriester und Schriftgelehrten Christi Kreuz nach seinem Tode versteckt, damit die Jünger es nicht an sich nähmen und es zur Verbreitung des Christenthums, welches in Jerusalem trotz aller Gegenbestrebungen in weiteren Kreisen Eingang gefunden, benutzten. Den sorgfältigen Forschungen der von Helena beauftragten Polizeibeamten gelang es endlich, einen alten Juden zu ermitteln, dessen Vorfahren bei Verbergung des Kreuzes angeblich mit betheiligt waren und in dessen Familie das Geheimniß des Verstecks sich vererbt haben sollte. Als der Jude Unkenntniß vorgab, kam er auf die Folter und gestand dann: „daß Christi Kreuz in eine Cisterne am Calvarienberge geworfen und dieselbe mit Steinen und Erde ausgefüllt worden wäre.“ Er bezeichnete die Stelle so genau, daß Helena, als sie den Brunnenschacht ausräumen ließ, das Kreuz fand. An seiner Aechtheit dürfte sonach nicht zu zweifeln sein. Hierdurch wird die fromme Legende: „Helena hätte Christi und der beiden Schächer Kreuze zusammen gefunden und das ächte erst durch Heilung eines mit demselben bedeckten Kranken ermitteln müssen“ überflüssig. Die Kreuze der beiden Schächer ebenfalls zu verstecken, hätte keinen Sinn gehabt.

Nach Ersteigung der untersten Treppe gelangten die Pilger in eine Kapelle. Diese enthielt u. A. eine in den Felsen gehende Höhle, in welcher Helena, während der Zeit, als sie nach dem Kreuze Christi suchen ließ, ihre Behausung hatte, um die Arbeiter zu beaufsichtigen und jeder Fälschung vorzubeugen. Als die Pilger auch die zweite Treppe erstiegen hatten, wurden sie in die sog. Kapelle der Krönung geführt, welche sich im nördlichen Theile der östlichen Rundung befand. Unter dem Altare lag ein aus Pilatus Hofe hergeschaffter Stein, auf welchem Christus bei der Krönung angeblich saß. Nordwestlich von da ging es 18 Stufen hinauf zu dem gleichfalls im Tempel belegenen Stücke des Calvarienberges, welches Helena mit einem 1517 noch vorhandenen bunten Mosaikboden belegen ließ. Oben an der Treppe stand eine Kapelle mit 3 Altären, welche vorn (gegen Osten) und oben in der Mitte offen war. In ihrem nördlichen Theile befand sich die mit Mosaik aus schwarzem, weißem und gelbem Marmor belegte Stätte, wo Christus an das (flach auf die Erde gelegte und demnächst aufgerichtete) Kreuz geschlagen ward. Auf einer mit Mosaik aus aschfarbigem Marmor und blauem Wasserstein belegten und etwa 75 cm hohen Erhöhung inmitten des südlichen Theils wurde das in den Felsen gehauene 60 cm tiefe runde Loch von 25 cm Durchmesser gezeigt, in welchem das Kreuz Christi gestanden. Etwa 1,6 m südlich von diesem Loche wurde ein Riß im Felsen gezeigt, welcher beim Tode Christi entstanden sein soll. (Ev. Math. 27 V. 52). Diese Stätten des Calvarienberges hatten die Minoriten inne zum Messelesen, während die armenischen Mönche daselbst den Gesang ausführten und viele ewige Lampen unterhielten.

Nach Besichtigung und Verehrung dieser Heiligthümer stiegen die Pilger wieder aufwärts und gelangten an einen außerhalb der nördlichen Mauer der Marienkirche in das Pflaster des Erdbodens eingesetzten langen grauen Stein, auf welchem — wie die Minoriten erklärten — Christus nach seiner Abnahme vom Kreuze gesalbt ward. (Ev. Joh. 19 V. 38—40; Luc. 23 V. 50—53). Ueber dem Steine hingen ewige Lampen. Im Schiffe der Marienkirche, welches den Griechen gehörte, wurde ein über dem Pflaster erhabener Stein gezeigt, welchen man 1517 für den Mittelpunkt der Welt hielt.

Von hier aus wurden die Pilger in die am Westende in der Rundung des Tempels liegende Kapelle des heiligen Grabes geführt, welche sich im Besitze der Minoriten befand. Dieselbe enthielt 2 Abtheilungen. Ein aus 2 niedrigen Mauern bestehender Gang führte zuerst in die von außen viereckige Kapelle des Engels. Oestlich befand sich der Eingang, nördlich und südlich je ein Fenster und auf der westlichen Seite der Stein, auf welchem der Engel gesessen haben soll. Westlich gelangte man in die eigentliche Kapelle mit dem Grabe Christi. Dieselbe hatte eine, jedoch auf der Westseite zum Halbkreis ausgebaute, quadratische Form, schloß sich unmittelbar mit gleicher Fluchtlinie an die Kapelle des Engels an, war von Außen mit 10 Säulen gemischter Ordnung umgeben, von denen je zwei durch einen Spitzbogen verbunden waren. Das horizontale Dach hatte in der Mitte eine runde Oeffnung, über welcher sich eine von 12 kleinen weißen Marmorsäulen gemischter Ordnung getragene und mit Blei gedeckte Kuppel wölbte. Zwischen je zwei Säulen befand sich gleichfalls ein Spitzbogen.

Diese theils gothische Bauart deutet darauf hin, daß die heilige Grabes-Kapelle nicht von der Helena erbaut ist, sondern aus der Zeit des Königreichs Jerusalem stammt.

In der Kapelle war 1517 das ursprüngliche Grab Christi, welches aus einer unterirdischen Felsengruft bestand, übermauert, und über demselben ein ihm völlig gleichendes aufgebaut. Für das Schließen des echten Grabes wurden den Pilgern folgende Gründe angegeben: „1) die Pilger wären ihrer Sünden halber nicht würdig, körperlich an das echte Grab zu gehen; 2) so lange Pilger hineingelassen worden, hätten sie stets ein Stück losgeschlagen und mitgenommen, so daß bei ferneren Besuchen das Grab bald gänzlich zerstört worden wäre. 3) im echten Grabe könnte mancher Pilger leicht von seiner Andacht so hingerissen werden, daß er sich den Schädel an der Felswand einschlüge, was Gott nicht wohlgefällig, sondern mißfällig sein müsse."

„Aus diesen Gründen — hieß es — hatte Helena das echte Grab geschlossen und das nachgemachte anfertigen lassen. Der Ablaß sei aber derselbe, wie wenn man im echten Grabe wäre."

Die Grabkapelle war so eng, daß nicht viele Personen darin Platz hatten, und der Eingang so niedrig, daß man sich bücken mußte.

Durch den Besuch der verschiedenen heiligen Stätten des Tempels verdiente man 1517 neunmal Sündenvergebung, dreimal vollkommene Vergebung von Schuld und Pein, dreimal 7 Jahre Ablaß und an zwei Stätten (am Standorte des Kreuzes und am Grabe Christi durch gläubiges Beten von je 5 Vaterunser und 5 Ave Maria) Erlösung von je einer Seele aus dem Fegfeuer.

Die Nacht vom 21. auf den 22. Juli blieben die Pilger im Tempel. Am Morgen des 22. ließen sie sich von den Minoriten das heilige Abendmahl reichen. Wie aus Hirschfelds Aufzeichnungen hervorgehen dürfte, empfingen es die Edelleute am heiligen Grabe, die übrigen Pilger in der Kapelle der Kreuzigung. Nach der Morgen-Mahlzeit schlug dann der Guardian die Edelleute am heil. Grabe zu Rittern desselben (vgl. unsern spätern Aufsatz: Der Orden des heil. Grabes.)

Am folgenden Tage mußten die Pilger um 10 Uhr Morgens den Tempel verlassen, und begaben sich, nachdem Jeder noch 1 Marcell erlegt hatte, in das Minoriten-Kloster zurück.

Das Comité für die Ferienkolonien kränklicher Schulkinder in Frankfurt a. M.

hat über den diesjährigen Erfolg derselben einen interessanten Bericht ausgearbeitet. Dank der reichen Gaben konnten 85 Knaben und 48 Mädchen, im Ganzen 133 Kinder aufs Land geschickt werden. (Im Jahre 1878 nur 97 Knaben.) Von den ausgesandten Knaben gehören 35 den Volksschulen an, 46 den Bürgerschulen. Von den 48 Mädchen waren 18 aus den Volksschulen, 1 aus der Schule im Bundes-Palais. Die Kolonieen, jede zu 12 Kindern, siedelten sich wie früher theils im Vogelsberg, theils im Odenwald an. Die Knabenkolonieen gingen nach Lauter, Laubach und Lißberg; nach letzterem Orte ward in ein neues sehr geräumiges und lustiges Haus des Bürgermeisters eine weitere Kolonie geschickt, eine andere auf den auf einer Bergkuppe bei Ortenberg gelegenen schönen Hof Breiteheide, 6 Kolonieen gingen in den Odenwald nach Gardersheim, Neustadt, Neunkirchen, Neudreitenbach und Nimhorn. Am 8. Juli, nachdem die nöthigen Anschaffungen zur Aufnahme der Kinder gemacht waren, rückten die Kolonisten mit den Eisenbahnen, die Preisermäßigungen gewährten, ab. Geregelte, größere Spaziergänge und freies Herumtummeln sollten den größten Theil der Zeit ausfüllen. Die anhaltend ungünstige Witterung im ersten Theile der Ferienzeit hielt die Kinder mehr als gut war ins Haus gebannt. Dadurch erhielt die Beschäftigung im geschlossenen Raum eine größere Bedeutung als im vorigen Jahre; es wurde, Alles in Allem genommen, Schule gehalten. Eine Kolonie trocknete Pflanzen, besonders Giftpflanzen. Das angelegte Herbarium ist wohlgeordnet und wird beim Unterrichten in der Arnsburger Schule benutzt. Der Erfolg des $3^1/_2$ wöchentlichen Landaufenthalts war ein sehr befriedigender. Im Ganzen erkrankten von 133 Kindern nur 4. Alle übrigen Kinder erfreuten sich des besten Wohlseins, waren stets heiter und lebendig. Selbst das Heimweh hatte sich in diesem Jahre weniger gezeigt als im vorigen; bei den Mädchen gar nicht. Im Allgemeinen hatten die Koloniekinder, als sie auszogen, weniger als das Durchschnittsgewicht ihres Alters, die größeren Knaben in recht beklagenswerthem Verhältniß. Es kann dies als ein Beweis der Thatsache gelten, daß die Kinder wirklich sehr kränklich, schlecht genährt und also einer besonderen Kräftigung recht bedürftig waren. Im vorigen Jahre hatten die Knaben ein Durchschnittsgewicht von 56 Pfund, jetzt von $54^4/_5$ Pfund. Der 25tägige Landaufenthalt ergab in Betreff des Gewichtes bei 71 Knaben und 38 Mädchen eine Gewichtszunahme, 9 hatten sich in dieser Beziehung nicht verändert. Sämmtliche Lehrer und Lehrerinnen haben mit unausgesetztem Eifer und mit entschiedenem Geschick die Kinder überwacht und geleitet. Das Betragen der Kinder war ein gutes. Die Ausgaben für die Kolonieen betrugen 7478 M.

Literatur.

Von dem im Verlage der Hof-, Buch- und Kunsthandlung von S. Soldan in Nürnberg erscheinenden Prachtwerke: „**Die Waffensammlung Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Carl von Preußen**", mit Text von dem inzwischen verstorbenen G. Hiltl, Director der Prinzlichen Waffensammlung; durch unveränderlichen Lichtdruck ausgeführt von A. Frisch in Berlin; liegt jetzt die 3. Abtheilung vor, welche, wie die vorhergehenden, 20 Tafeln in Groß-Folio-Format umfaßt.

Bereits bei dem Erscheinen der ersten beiden Lieferungen ist an dieser Stelle des verdienstvollen, gediegenen Werkes gedacht worden.

Auch die jüngst erschienene 3. Lieferung reiht sich nach Inhalt wie äußerer Ausstattung ihren Vorgängerinnen vollkommen ebenbürtig an, weshalb wir nicht unterlassen, die Leser dieses Blattes auf die schöne, in kunst- und kulturhistorischer Beziehung hochinteressante und bedeutende Publikation aufs Neue aufmerksam zu machen.

Kleinkinderschule.

Das Bedürfniß, namentlich der arbeitenden Bevölkerung die Sorge um die kleineren noch nicht schulfähigen Kinder abzunehmen, wird in Wegeleben (Prov. Sachsen) in Kürze seine Befriedigung durch Einrichtung einer Kleinkinderschule finden. Die einkommensteuerpflichtigen Einwohner der 3000 Seelen zählenden Stadt haben sich auf gegebene Anregung bereit erklärt, die etwa 700 Mk. betragenden jährlichen Kosten einer solchen Anstalt zusammenzubringen. — Möchte dies Beispiel Nachahmung finden; das Bedürfniß ist überall vorhanden, wo eine größere Arbeiterbevölkerung bei einander wohnt.

Die volle Neutralität für verwundete und kranke Krieger ist Nichts weniger als ein Novum. Daß schon der „große Kurfürst" dieselbe gewährte, ersehen wir in Punkt 4 der „Accordurkunde", gegeben im Lager vor Stettin den 17. December 1677, nach Capitulation des Schwedischen Commandanten, General-Lieutenants v. Wulffen. Dort heißt es: „Die Beschädigten und Kranken bleiben bis zur Genesung (in Stettin), und werden verpflegt und mit Medicamenten versorgt; auch sollen nach ihrer Reconvalescenz diejenigen, welche nicht gutwillig Dienste nehmen wollen, mit sicheren Pässen dimittirt werden." (E. G. L.)

Carl Heymann's Verlag in Berlin W. Mauerstraße 63—65.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der




Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 29. October 1879. **Nr. 44.**

Hermann Freiherr von Donop, Großherzoglich Sächsischer Oberstlieutenant a. D. und Kammerherr, Ehrenritter seit 1862, † zu Weimar 20. October 1879.

Zur Vervollständigung der Ordensliste.

Die durch Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 31. Juli c. neu ernannten 28 Ehrenritter des Johanniter-Ordens sind wie folgt beigetreten:

I. Direct der Balley Brandenburg:

1. Ernst von Salbern, Polizei-Director, zu Straßburg im Elsaß.
2. Hans Rudolf Otto Woldemar von Trotha, Rittmeister und Escadron-Chef im 3. Schlesischen Dragoner-Regiment Nr. 15.
3. Paul von Busse, Rittmeister und Escadron-Chef im Schleswig-Holsteinschen Ulanen-Regiment Nr. 15.
4. Hugo Otto Ewald Freiherr von Eberstein, Hauptmann und Companie-Chef im Großherzoglich Mecklenburgischen Füsilier-Regiment Nr. 90.
5. Nicolai Freiherr von Taube, Kaiserlich Russischer Rath des Smolenskischen Bezirks-Gerichts, zu Smolensk.
6. Friedrich von Marcuard, zu Florenz.

II. Den Genossenschaften der Balley Brandenburg:

a) Der Preußischen Provinzial-Genossenschaft:

1. Adalbert Franz Anton Freiherr von Rosenberg, Wirklicher Geheimer Rath, Gesandter a. D. und Kammerherr, auf Klötzen bei Neudörfchen, Kreis Marienwerder.
2. Werner von Gustedt, Rittmeister a. D., auf Lablacken bei Seith, Kreis Labiau.

b) Der Pommerschen Provinzial-Genossenschaft:

1. Emil Paul Gustav von Gaudecker, Rittmeister der Landwehr-Kavallerie und Kreisdeputirter, auf Zuch bei Gramenz in Pommern.
2. Heinrich Friedrich von Manteuffel, Rittergutsbesitzer, auf Collatz bei Polzin.
3. Herrmann von Kleist, Landschafts- und Kreisdeputirter, auf Groß-Dubberow bei Belgard in Pommern.
4. Dr. Friedrich Wilhelm Christian Ludwig Gustav von Hagenow, Amtsrichter, zu Grimmen.
5. Conrad Adolph Graf von Kleist, Rittergutsbesitzer, auf Schmenzin bei Bublitz in Pommern.
6. Hugo von Kleist-Retzow, Rittmeister der Landwehr-Kavallerie und Erb-Küchenmeister in Hinterpommern, auf Groß-Tychow in Pommern.

c) Der Posenschen Provinzial-Genossenschaft: Leo von Schwichow, Rittmeister der Garde-Landwehr-Kavallerie, auf Margoninsdorf, Kreis Kolmar, Provinz Posen.

d) Der Schlesischen Provinzial-Genossenschaft:

1. Adolf Wilhelm Freiherr von Thielmann, Landesältester, auf Jacobsdorf bei Grüben in Oberschlesien.
2. Heinrich von Witzleben, Rittmeister a. D., auf Collm bei Diehsa, Kreis Rothenburg in Schlesien.

e) Der Sächsischen Provinzial-Genossenschaft:

1. Ludwig Georg Heinrich von Alvensleben, Hauptmann a. D., auf Rusteberg, bei Arenshausen, Kreis Heiligenstadt.
2. Conrad Freiherr von Bodenhausen, Capitainlieutenant der Marine, zu Wilhelmshaven.
3. Conrad Detlef Bernd von Arnim, Rittmeister und Escadron-Chef im Magdeburgischen Husaren-Regiment Nr. 10.

4. Karl Felix Freiherr von Uckermann-Bendeleben, Capitainlieutenant der Marine, zu Wilhelmshaven.

f) Der Schleswig-Holsteinschen Provinzial-Genossenschaft:

1. Carl Gustav Ernst Graf von Schimmelmann, zu Ahrensburg in Holstein.
2. Carl Ernst Adolf von Schrader, Lieutenant der Reserve des Westfälischen Ulanen-Regiments Nr. 5 und Kammerjunker, auf Bliestorf, Kreis Herzogthum Lauenburg.

g) Der Rheinischen Provinz.-Genossenschaft:

1. Heinrich Hermann Karl Georg von Warendorff, Hauptmann und Compagnie-Chef im 8. Westfälischen Infanterie-Regiment Nr. 57.
2. Karl Freiherr von Hollen, Landrath, zu Jülich.

h) Der Mecklenburgischen Genossenschaft:

Herrmann Otto Alexander von Badum genannt von Dolffs, Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinscher Domainenrath, zu Schwerin in Mecklenburg.

i) Der Genossenschaft im Königreiche Sachsen:

1. Franz Adolf Maximilian von Trützschler-Falkenstein, Rittmeister der Reserve des Königlich Sächsischen 1. Ulanenregiments Nr. 17 und Rittergutsbesitzer, auf Großen-Behringen im Herzogthum Gotha.
2. Hans Leo von Oppell, Königlich Sächsischer Rittmeister z. D. und Rittergutsbesitzer, auf Niederfriedersdorf bei Neusalza im Königreich Sachsen.

Ritter Bernhard von Hirschfeld und seine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe (1517).

Ein Beitrag zur Religions- und Cultur-Geschichte des 16. Jahrhunderts, sowie zur Geschichte des Johanniter-Ordens und des heiligen Landes.

Nach handschriftlichen und anderen Quellen
dargestellt vom
Reg.-Rath v. Hirschfeld in Marienwerder, Ehren-Ritter.

13. Reise nach Bethlehem, Besuch des Berges Zion, Ausflug nach Bethanien.

Nachdem die Pilger im Zionskloster die Mahlzeit eingenommen und sich ausgeruht hatten, zogen sie in Begleitung einiger Minoriten noch am 23. Juli auf Eseln nach Bethlehem, wo sie Abends 8 Uhr ankamen und im Kloster der Geburt Christi einkehrten. Dasselbe lag östlich vor der Stadt, war von der Kaiserin Helena in großartigem Styl erbaut, bis zum 16. Jahrhundert aber in Folge verschiedener Verwüstungen zur Hälfte verfallen. Die andere Hälfte bestand noch am Ende des 17. Jahrhunderts als großes stattliches Gebäude, und wurde von römischen, griechischen und armenischen Mönchen bewohnt.

Von dem an seiner südlichen Seite belegenen Kreuzgange führte eine Treppe von 20 Stufen in eine unterirdische Kapelle, wo der h. Hieronymus wohnte, die h. Schrift aus dem Hebräischen, Syrischen, Chaldäischen und Griechischen zusammenstellte und ins Lateinische übersetzte.*) In der Kapelle südlich von seiner Zelle lag er ursprünglich begraben.

Die Kirche stieß südlich an den Kreuzgang des Klosters und war mit weißem Marmor gepflastert. Die Decke ruhte auf 56 rothen Marmorsäulen von 5 m Höhe und 2 m Umfang, welche parallel mit den Längenseiten in 4 Reihen standen. Auf denselben ruhende Balken aus Cedernholz trugen das Dach. Der Chor lag westlich vor dem Hochaltar. An seiner Seite stand der sog. Altar der Beschneidung Christi und an der Südseite ein Altar, wo die heil. 3 Könige sich zur Darbringung ihrer Gaben angeblich vorbereitet hatten. Unter dem Chore befand sich der sog. Stall der Geburt Christi, eine Höhle im Felsen. Noch im 17. Jahrhundert war es wegen der Seltenheit des theuren Holzes und Baumaterials bei den Völkern des Orients Sitte, in Felshöhlen Viehställe und selbst Wohnungen anzulegen. Der unterirdische Stall Christi war von unregelmäßiger Form und hatte 3 Zugänge. Auf jeder Seite des Chors führte eine Treppe hinab. Unter dem Hochaltare war die Stätte der Geburt Christi, neben dem südlichen Eingange die der Krippe Christi. Am westlichen Ende des Stalls zeigte man 1517 den Ort, wo der Stern der h. 3 Könige angeblich verschwand. Hier führte der dritte Zugang zum Stalle durch eine gleichfalls unterirdische Kapelle (Höhle), in welche die auf Herodes Befehl erwürgten Kinder geworfen sein sollen. Von da gelangte man mittelst einer Treppe von 22 Stufen in die Kapelle der h. Katharina, welche nördlich an den Chor stieß.

Nachdem die Pilger diese Stätten noch am Abend des 23. Juli in feierlicher Prozession besichtigt und im Kloster übernachtet hatten, besuchten sie am 24. unter Führung des Guardians die übrigen geheiligten Oerter in Bethlehem, welche das Neue Testament aus der Geschichte der Geburt und Jugend Christi erwähnt. Zur Bezeichnung dreier Oertlichkeiten: wo sich Maria mit dem Christuskinde vor Herodes verborgen (unterirdische Höhle), wo der Engel ihr die Richtung ihrer Flucht angegeben und wo er die Geburt Christi den Hirten auf dem Felde verkündigt haben soll, standen ehemals Kapellen und Kirchen, welche aber 1517 in Trümmern lagen.

Demnächst ruhten die Pilger im Kloster aus und zogen dann auf Eseln nach dem jüdischen Gebirge zum Hause des Zacharias und der Elisabeth (v. Winterfeld, a. a. O. Karte zwischen S. 8 u. 9, zwischen Nr. 71 u. 76). Auf dieser Stätte, an welche die Legende verschiedene Wunder knüpfte, stand vormals eine (1517 schon verfallene) Kirche. Dann besuchten sie die Kirche Johannis

*) Anm. Die sog. Vulgata soll auf der Grundlage der Uebersetzung des Hieronymus verfaßt sein.

des Täufers (Nr. 75 auf der vorgenannten Karte), welche 1517 ebenfalls dem Verfall entgegenging und als Pferde- und Eselstall diente. Neben der Kirche lag, mehrere Stufen unter der Erde, eine dunkle Kapelle, in welcher Johannes der Täufer angeblich geboren war. Die Minoriten hatten Erlaubniß, Messe darin zu lesen. Ein hier bestehendes Kloster erwähnt Hirschfeld nicht. Erst Gröben führt ein solches 1675 auf. Von der Geburtsstätte Johannis gelangten die Pilger dann auf dem Rückwege nach Jerusalem an die Kirche zum heil. Kreuze, welche Pauliner-Mönche inne hatten. Die Wände der Kirche waren kunstvoll mit Mosaik ausgelegt und ein Loch unter dem Hochaltar wurde als Standort des Baumes gezeigt, aus welchem angeblich Christi Kreuz gefertigt war. An alle diese Stätten war im Ganzen 5mal Sündenvergebung, 6mal Ablaß und 2mal 7 Jahr Ablaß geknüpft.

Am Abend des 24. Juli trafen die Pilger wieder im Zionskloster zu Jerusalem ein und besuchten am 25. die heil. Orte auf und um Zion. Zuerst kamen sie zur armenischen Kirche S. Jacobs, in welcher eine Kapelle die Stätte bezeichnete, wo der Apostel Jacob der Größere auf Befehl des Herodes Agrippa enthauptet ward. (Apostelgesch. 12 V. 2.) Hier wurde 7 Jahre Ablaß gewonnen. Das anstoßende armenische Kloster, welches sich bereits zum großen Theil in Verfall befand, diente auch zur Aufnahme christlicher Wallfahrer aus dem Abendlande. Von da wurde das Haus des Hohenpriesters Hannas oder Annas (Ev. Joh. 18 V. 13) besucht, welches südöstlich von der armen. Kirche S. Jacobs an der Stelle des heutigen armenischen Nonnenklosters lag. Hier stand 1517 eine verfallene Kirche, die ehemalige Kirche der heiligen Engel, und ein altes Gemäuer, wo Sündenvergebung stattfand. Von da gelangten die Pilger zum Hause des Hohenpriesters Caiphas (Abschn. 10), welches vor dem Zionsthore lag und die armen. Kirche S. Salvator nebst dem südlich und südwestlich angrenzenden Gemäuer (auf v. Winterfeld's Plan) umfaßte. Man zeigte hier die Ev. Marc. 14 V. 54, 65—72; Matth. 26 V. 69—74; Luc. 22, V. 64 aufgeführten Stellen. In der 1517 von den Armeniern besessenen Kirche befand sich auf der rechten Seite des Hochaltars die Zelle, in welcher Christus den Rest der Nacht hindurch gefangen saß. Auf dem Hochaltare lag der 2,5 m lange Stein, welcher das Grab Christi verschloß. Den Stein hatten die armenischen Mönche bei einem Tumult aus dem Tempel hergebracht. An diesen Stätten war 7 Jahre Ablaß und Vergebung von Pein und Schuld.

Aus der Lage von Caiphas Hause unfern der Stadtmauer ist es erklärlich, daß Petrus den Hahn krähen hörte, da innerhalb der Stadt Hähne nicht gehalten werden durften.

Sodann besichtigten die Pilger die heiligen Orte des Minoritenklosters auf dem Berge Zion und zwar außerhalb der Kirche und des Klostergebäudes: die Stätte, wo Christus nach seiner Auferstehung sich seinen Jüngern offenbarte (7 Jahr Ablaß), das Grab Stephans (7 Jahr Ablaß), die Stätte der Trennung der Apostel, als sie zur Verbreitung des Christenthums in die Welt zogen (7 Jahr Ablaß), die des Hauses, wo Maria nach Christi Tode wohnte und starb und wo Helena eine 1517 bis auf ein Stück des Chors verfallene Kirche, als erste christliche Kirche Jerusalems, erbaute (Vergebung aller Sünden), nebst den Stätten, wo Matthias an Stelle des Judas Ischarioth zum Apostel (7 Jahr Ablaß) und Jacobus minor zum ersten Bischof gewählt ward (7 Jahr Ablaß), wo Maria ihr Bethaus hatte (7 Jahr Ablaß), und wo das Osterlamm angeblich zubereitet wurde. Am Hochaltare der Klosterkirche lagen die Stätten, wo das h. Abendmahl eingesetzt worden (Vergebung aller Sünden), und die, wo Christus seinen Jüngern die Füße gewaschen (Sündenvergebung). Eine 1517 verfallene Kapelle zeigte man als Stätte der Ausgießung des heil. Geistes (Sündenvergebung), und im Kreuzgange des Klosters eine Kapelle als die im Ev. Johann. 20 V. 19 bis 29 erwähnte Oertlichkeit (Sündenvergebung). In dieser Kapelle befand sich in einer vergitterten, abermals mit Sündenvergebung versehenen Nische ein zweites Stück der Säule, an welcher Christus gegeißelt war. Dasselbe glich — was Hirschfeld betont — genau dem in der Marienkirche des Tempels aufbewahrten, wogegen — wie er hervorhebt — das in Rom gezeigte offenbar von einer dünnern und andersfarbigen Säule herstammte. In die zur Moschee umgewandelten Gräber David's wurden die Pilger nicht eingelassen.

Am Abend des 25. Juli besuchten sie auf dem südwestlich von Zion und diesem gegenüber gelegenen Berge des bösen Raths (noch Ende des 17. Jahrh. Gihon genannt) das sog. Haus des bösen Raths. Es war dies zu Christi Zeiten das gewöhnliche Berathungshaus der Juden, wo der hohe Rath in wichtigen Angelegenheiten tagte und wo auch mit Judas Ischarioth über dessen Verrath an Christo unterhandelt ward. (Ev. Joh. 11 V. 47—51.)

Dieses Rathhaus war noch 1517 erhalten, aber 1675 bereits zerstört. Es ist offenbar der im Evangelio Matth. 26 V. 3 erwähnte Palast des Caiphas (nach ihm als dem amtirenden Hohenpriester des Jahres benannt, auch bei Matth. 26 V. 14—16; Marc. 14 V. 1, 10, 11; Luc. 22 V. 2—6 und Joh. 13 V. 2 gemeint) und vom Hause des Caiphas (oben und Abschn. 10) verschieden. Auffallend ist dabei nach unseren Anschauungen, daß der Versammlungsort des hohen Raths (der Aeltesten, Hohenpriester und Schriftgelehrten) außerhalb der Stadt lag. Indessen erscheint dies erklärlich als politische Maßregel der jüdischen Könige oder der römischen Kaiser, welche die Berathungen von den innerhalb der Stadt unvermeidlichen Einflüssen des Volks unabhängig machen wollten. Auch wird von öffentlichen Gebäuden aus vorrömischer Zeit außer den Palästen David's (auf der Spitze von Zion beim Minoritenkloster) und Salomo's (am südlichen Ende von

Mariah und südlich vom salamon. Tempelplatz) nur noch erwähnt das Zeughaus (im nordwestlichen Winkel der ältesten Mauer bei der Citadelle), das sog. Haus der Helden (ein Kasernement der Officiere in der Nähe des Zionsthors am Fuße der zum Palaste David's hinaufführenden Treppe), ferner ein nur für Cultuszwecke bestimmtes hohepriesterliches Gebäude (nahe bei Herodes Palast), sowie die Mattara (ein der Bastille ähnliches Gefängniß an der Stelle des spätern jüdischen Klageorts) und das Haus des Oberrichters (auf der Akra), nirgends aber ein eigentliches Rathhaus in obigem Sinne. (2. Sam. 5 V. 11; 28 V. 3, 39, Nehem. 3 V. 15, 16, 17, 19, 25; Hesek. 46 V. 19 folg. 1. Kön. 6, 7 V. 2, 8, 18; 9 V. 19; 10 V. 17; 14 V. 25, 26; Jerem. 32 V. 2; 33 V. 12; 37 V. 12; 39, V. 1, 28.)

Auf der halben Höhe des südlich dem Zionskloster gegenüberliegenden Berges wurde eine Höhle gezeigt, wo sich die übrigen Jünger Christi während seiner Gefangenschaft versteckt haben sollen (7 Jahr Ablaß). Die aus mehreren Gemächern bestehende Höhlenwohnung enthielt Wandmalereien, welche nach 1675 vorhanden, aber nicht mehr erkennbar waren.

Auf der Höhe dieses Berges lag der sog. Blutacker (Hakeldama, Ev. Matth. 27 V. 3—10), welcher für Christi Blutgeld erkauft wurde (7 Jahr Ablaß). Helena ließ die Erde desselben bis auf den Felsen ausschachten und zu Schiff nach Rom führen, wo sie eine Begräbnißstätte für fromme Pilger damit anlegte. 1517 gehörte der Blutacker den armenischen Christen, welche dort ihre Todten beerdigten. Von hier stiegen die Pilger zum Thale Siloah hinab, wo Salomo gekrönt worden war und wo die altjüdischen Abgötter gestanden hatten. Unter diesen befand sich ein Götzenbild aus gebranntem Thon in dessen mit glühenden Kohlen gefülltes Innere man Kinder als Opfer unter Sang und Klang warf. Nördlich davon und südlich vom Teiche Siloah wurde die Stätte gezeigt, wo der Prophet Jesaias umkam. Nach der durch Hirschfeld mitgetheilten Legende war Jesaias vor den Häschern des Königs Manasse zu einem Baume geflohen, der sich aufthat und ihn aufnahm, worauf Manasse den Baum umsägen und damit Jesaias tödten ließ. So wurde die Sache 1517 erzählt und auffällig ist, daß an dieser Stätte zu Ehren eines Propheten 7 Jahre Ablaß erworben wurden. Im Jahre 1675 wurde Gröben die Todesart des Jesaias anders erzählt. Danach ward letzterer (und zwar an der nämlichen Stelle) auf Befehl des Manasse mit einer hölzernen Säge (d. h. wohl mit einer Säge zum Holzschneiden) „auseinander gesägt". Diese Lesart ist von einigen Kirchenvätern (Justin. Mart. Dialog. contr. Tryph.; Origin. ex lib. apocr., Hieron. in Jes. u. s. w.) aufgenommen und hat insofern viel für sich, als nach dem Buche v. d. Susannah das Zersägen (Entzweischneiden) häufig vorkam und auch die Epistel an die Ebräer (11 V. 37) berichtet, daß Einige von einander gesägt wurden (Luther übersetzt: zerhackt, secti nach der Vulgata). Hiernach war das Zersägen als grausame Todesstrafe auch im jüdischen Reiche im Gebrauch. Am natürlichsten erklärt sich die Legende dadurch, daß Jesaias in einen hohlen Baum geflüchtet war, und, als man diesen umsägte, auseinander getheilt wurde. Entweder wurde also die Todesstrafe des Zersägens bereits zur Zeit Manasse's in der Art vollstreckt, daß man den Delinquenten in einen hohlen Baumstamm steckte und mit diesem durchsägte, oder die Flucht des Jesaias brachte erst diese Art der Strafvollstreckung in Aufnahme.

Auf ihrem weitern Wege kamen die Pilger an den Quell und den Teich Siloah (1517: Natatorie Syloe). Hier befand sich damals ein sprudelnder Quell, in welchem sich die Pilger trotz der Heiligkeit des Ortes (7 Jahr Ablaß wegen Ev. Joh. 9) wuschen. Schließlich besuchten sie einen Brunnen (nordwestlich vom Dorfe Siloam: den Quell der heil. Jungfrau auf dem Plane), in welchem Maria nach Christi Opferung (Abschn. 9) angeblich dessen Windeln wusch.

Am 26. Juli (Sonntag) besuchten die Pilger Bethanien. Mitten im Thale zwischen dem Oelberge und dem Berge des Aergernisses wurde die Stätte gezeigt, wo Christus den Feigenbaum (Ev. Matth. 21 V. 18, 19) verfluchte (7 Jahr Ablaß). In Bethanien wurde ihnen gezeigt der im Ev. Joh. 11 V. 21 erwähnte Standort der Martha und an diesem ein Stein, auf welchem Christus ein geruht (7 Jahr Ablaß), sowie die Stätte des Hauses Simonis leprosi (7 Jahr Ablaß wegen Ev. Matth. 26 V. 6, 7), des Hauses der Martha (7 Jahr Ablaß) und des der Maria Magdalena (Sündenvergebung). Das Grab des Lazarus (im Kastell Bethanien) konnten sie nicht besuchen, weil die Türken die über demselben erbaute Kirche zur Moschee geweiht hatten und Christen nicht einließen. Auch auf den Besuch des Jordans mußten die Pilger verzichten. Die nicht unter der Herrschaft des türk. Sultans stehenden Araber, welche sich mit ihm im Kriege befanden, lagerten am Ufer des Flusses und lauerten auf christliche Wallfahrer, um diese zur Erpressung von Lösegeldern abzufangen. Die Gesellschaft Hirschfeld's mußte sich daher mit dem Anblicke des Jordans und damit begnügen, daß der Guardian der Minoriten ihre Hemden und sonstige Leinwand in das Wasser desselben durch einen Mohren (Neger, welcher im Kloster diente) tauchen ließ. Noch an demselben Tage kehrten die Pilger auf dem nämlichen Wege, welchen Christus am Palmsonntage genommen, also durch Bethphage (7 Jahr Ablaß, Ev. Matth. 21) und das goldene Thor zum Zionskloster zurück.

Der Graf von Fersen und der Hof von Frankreich.

Seit ich das Leben des Grafen Axel v. Fersen für diese Blätter zu skizziren suchte*), ist die dahin zielende Literatur um ein Werk von höchster Wichtigkeit bereichert worden, indem sein Großneffe der Baron R. M. van

*) Siehe Jahrgang 18 des Wochenblattes Nr. 52.

Klinkowström unter dem obigen Titel Auszüge aus den Papieren des Grafen veröffentlicht hat.*)

Baron Klinkowström ist durch diese Veröffentlichung Allen entgegengekommen, die sich für die Geschichte der französischen Monarchie während der letzten Regierungsjahre Ludwig XVI. und des Anfangs der Revolution interessiren. Es ist nur zu beklagen, daß das Journal des Grafen vom Jahre 1780 bis zum Juni 1791 verloren gegangen ist. Er selbst berichtet über diesen Verlust seinem vertrautesten Freunde dem Baron Taube in einem Brief vom 30. October 1793:

„Dieses schreckliche Ereigniß**) läßt mich um so schmerzlicher den Verlust meiner Memoiren seit dem Jahre 1780 bedauern. Ich hatte sie Tag für Tag niedergeschrieben. Ich ließ sie 1791 in Paris; als ich diese Stadt verließ, wagte ich nicht, sie mit mir zu nehmen und die Person,***) bei der ich sie deponirt hatte, verbrannte sie in der Furcht, daß man sie bei ihr finden möchte. Sie enthielten werthvolle Notizen über die Revolution und hätten dazu dienen können, den König und die Königin so recht kennen zu lernen und die Geschichte dieser Epoche zu schreiben. Ich beklage es um so mehr, als mein Gedächtniß schlecht ist und ich mich selbst nicht mehr meiner Erlebnisse erinnere. Man würde daraus ersehen haben, wie unglücklich jene Fürstin war, welche richtige Einsicht sie von ihrem Unglück hatte, bis zu welchem Punkt sie davon ergriffen war und wie ihre große Seele, fern von aller Rachlust, Vergebung üben konnte und durch das Bewußtsein, allezeit das Gute angestrebt zu haben, sich über die Ungerechtigkeit ihrer Zeitgenossen gegen sie zu erheben vermochte.“

Auf diesen Verlust eines Theils seiner Tagebücher muß sich die Aussage reduciren, als wären alle Papiere des Grafen bei dem Brande seines Palais in Stockholm 1810 ein Raub der Flammen geworden.

Das Journal des Grafen Fersen, aus dem sein Großneffe Auszüge mittheilt, beginnt mit dem 11. Juni 1791 und geht bis zu seinem Tode 1810; er hat es eigenhändig Tag für Tag niedergeschrieben und das Original-Manuscript befindet sich wie alle übrigen hier veröffentlichten Papiere im Besitz des Baron Klinkowström zu Staffund bei Stockholm. Es ist, so wie es vorliegt, augenscheinlich nicht für den Zweck der Veröffentlichung geschrieben; es sind kurze Notizen, die sich der Graf täglich machte, um seinem Gedächtniß in späteren Tagen zu Hilfe zu kommen, aber sie sind werthvoll wegen der Daten und in Betreff der historischen Wahrheit. Van um sa größerem Interesse sind die mitgetheilten Documente und Briefe.

Der Graf von Fersen besaß seit dem Ende des Jahres 1791 das unbedingte Vertrauen des Königs und der Königin von Frankreich und war daher einer der Vertrauten, die damit beauftragt waren, ihre Flucht nach Varennes zu sichern. Durch seine Hände gingen die Befehle des Königs und die Briefe der Königin an den Baron von Bréteuil*), an den Grafen Mercy**) und an den Marquis von Bouillé; er dechiffrirte alle an ihre Majestäten gerichteten Depeschen und gab seine Meinung über die politische Lage und über das einzuschlagende Verhalten. Ferner war er es, der die unumgänglich nothwendigen Gelder für das große Unternehmen herbeizuschaffen suchte und wenigstens für die ersten Ausgaben Abhilfe traf, indem er von den Damen von Stegelmann und Korff 296 000 Livres auf seinen Namen lieh und 100 000 Livres aus seinen Privatmitteln hinzufügte, welche letztere ihm nie von den Erben der Königin wieder erstattet worden sind.

Zur Zeit der Flucht nach Varennes vertraute ihm die Königin eine Brieftasche mit ihren Papieren an. Er schreibt darüber unterm 9. November 1792:

„Man wollte mich bewegen, das Portefeuille, welches die Papiere der Königin enthielt, zu verbrennen, ich that es mit nichten, sondern legte es mit den meinigen in Simolins***) Wagen. Ich hatte Tags zuvor die Absicht sie Lord Elgin†) zur Beförderung nach England zu übergeben, aber die Insurrection in Antwerpen ließ mich meinen Entschluß ändern.“

Seit dem Monat October 1791 bis zu dem Tode der Königin, während welcher Zeit sich Graf Fersen meistens in Brüssel aufhielt, war er der Vermittler der Correspondenz, welche diese unglückliche Fürstin mit den Souveränen Europas unterhielt und der Pläne, die zur Befreiung der Königlichen Familie gemacht wurden.

Seine Thätigkeit für das Wohl der erhabenen Gefangenen war unermüdlich und sie belohnten ihn ihrerseits durch ein unbegrenztes Vertrauen. Es ist unbegreiflich, daß die Geschichte dieser Zeit fast ganz diese merkwürdige Verbindung ignorirt hat. Eilf Briefe der Königin von 1791, siebzehn von 1792 sowie zweiunddreißig Briefe des Herrn von Fersen, von denen zehn 1791 und zweiundzwanzig 1792 geschrieben sind, geben uns Zeugniß von seiner letzten Mission bei dem dahin scheidenden Königthum der Lilien. Ein Brief der Königin vom 31. October 1791 läßt uns so recht in die trostlose Lage derselben hinein blicken. Sie sagt darin: „Der Brief Monsieurs††) an den Baron†††) hat uns

*) Le Comte de Fersen et la cour de France. Extraits des Papiers du grand maréchal de Suède, Comte Jéan Axel de Fersen, publiés par son Petit-neveu le Baron R. M. de Klinkowström. 2 vol. Paris 1877/79 Firmin Didot.

**) Die Hinrichtung Ludwig XVI. und der Königin Marie Antoinette.

***) Ein Baron Frantz in Paris, der zu Anfang des Jahres 1793 bei Mr. Crawford im Haag starb.

*) Louis Auguste le Tonnelier de Bréteuil, durch längere Zeit französischer Botschafter in Wien.

**) Florimond Graf Mercy d'Argenteau, österreichischer Botschafter in Frankreich.

***) Jean de Simolin bevollmächtigter Minister der Kaiserin von Rußland

†) Englischer Gesandter am österreichischen Hofe in Brüssel seit 1792. geb. 1769, aus dem Hause der Bruce.

††) Der Graf v. Provence später Ludwig XVIII., der als ältester Bruder des Königs den Titel Monsieur führte.

†††) Baron Bréteuil.

ebenso sehr erstaunt als empört, aber man muß momentan Geduld haben und seine Entrüstung nicht zu sehr zeigen; ich will ihn indessen copiren, um ihn meiner Schwester*) zu zeigen. Ich bin neugierig, wie sie ihn, bei Allem was ringsumher vorgeht, rechtfertigen wird. Unsere Häuslichkeit (intérieurs) ist eine wahre Hölle, man weiß es nicht anzufangen, etwas mit den besten Absichten der Welt zu äußern. Meine Schwester ist dermoßen indiscret, von Intriguanten umgeben und vor Allem gänzlich von ihren Brüdern im Auslande beherrscht, daß man sich nicht aussprechen kann, ohne täglich in Streit zu gerathen."

Neuere Forschungen bestätigen, wie der Graf von Provence von jeher zu den gefährlichsten Feinden der unglücklichen Fürstin gehört hat und wie er sich mit den Tanten des Königs und einigen anderen mißgünstigen Damen gleichsam zu einer Art Feldzug gegen seine Schwägerin verband. Der Durst nach Macht, eine engherzige Eifersucht auf den Einfluß, den die Königin auf ihren Gemahl ausübte und dadurch mit der Zeit bei dessen schwankendem Character auch unwillkürlich auf die Staatsangelegenheiten gewann, konnte allein diese erhabenen Personen zur Theilnahme an den Krieg gegen die Königin bewogen haben, welcher der wahrhafte Ausgangspunkt für die Unpopularität ist, dem diese edle Fürstin schließlich unterlag. Was Madame Elisabeth insbesondere betrifft, so lagen ihr die Motive des Ehrgeizes wohl fern, dagegen sprach bei ihr das bourbonische Familiengefühl zu stark, als daß sie sich nicht gänzlich hätte von den Anschauungen ihrer Tanten und Brüder beherrschen lassen.

Man könnte nach dieser Richtung hin ein ganzes Buch über die Anfänge und Ursachen der französischen Revolution schreiben, die hier nur angedeutet werden konnten, und die wohl eines eingehenden Studiums werth sind, zu welchem diese neueste Publikation eine Menge des werthvollsten Materials giebt.

Eine höchst willkommene Beigabe des Buches ist das Portrait des Grafen Fersen im Alter von 28 Jahren, nach einer Miniature im Besitz der Gräfin Louise Gyldenstolpe geb. von Fersen, welches uns in der That einen Begriff von seiner sprüchwörtlich gewordenen Schönheit giebt. Bei den regelmäßigen Zügen dieses Antlitzes mit den großen melancholisch blickenden Augen erscheint uns das schmerzvolle Verhängniß des Untergangs der alten Feudalmonarchie vor der hereinbrechenden neuen Zeit verleiblicht.

*) Madame Elisabeth, Schwester des Königs.

Ein Pendant zu dem Unterstützungs-Verein in Nr. 39.

Ein humoristisches Gegenstück zu der Landeshuter „Karnöffelschaft“, über welche in Nr. 39 berichtet worden, bildet der in hohem Ansehen stehende und sehr segensreich wirkende „Verein der Barbiere“ in Frankfurt an der Oder, auch Verein „N. h. u. f.“, d. h.: „Nur heiter und fidel“, auch: „Niemand hungere und friere“, genannt. Derselbe, allerdings nicht einem Kartenspiel, sondern dem reinen lusus ingenii entsprungen, ist vor etwa 20 Jahren von dem dortigen Kaufmann Albert Kierstein gegründet, welcher auch noch heute „vorsitzender Meister der Innung“ ist. Mitglieder — weit über hundert — sind Kaufleute, Beamte und auch andere den gebildeten Ständen angehörige Bewohner der Stadt, welche Witz und Humor lieben, und dabei gern die Noth der Armuth lindern helfen, — aber auch auswärtige Kaufleute, welche die Frankfurter Messe besuchen und während dieser Zeit sich gern in heiterer Gesellschaft bewegen und dabei Wohlthätigkeit üben wollen.

Der „vorsitzende Meister“ beruft die „Innung“ zu den Vereinsabenden durch das dortige „Patriotische Wochenblatt“, indem er sich dabei zweier gekreuzter Barbiermesser mit den darunter stehenden Buchstaben: N. h. u. f." als Cliché bedient und gleichzeitig ganz kurz den Zweck der Sitzung angiebt, also z. B. Kassensitzung, heiterer Abend, Unterstützungsangelegenheiten, Weihnachtsbescheerung und dergleichen.

Der feststehende Beitrag der Mitglieder ist verhältnißmäßig gering. Der bedeutende Fonds, welchen der Verein zur Unterstützung Armer verwendet, sammelt sich vielmehr aus den überreich dekretirten Strafgeldern. Wer am Vereinsabende nicht über gesunden Humor, einen guten Witz oder eine die Heiterkeit der „Innung“ erregende Geschichte verfügt, wird von dem „vorsitzenden Meister“ als „leidend oder krank“ erkannt und ihm je nach der Hochgradigkeit seines Leidens ein „Blutegel“, ein kleiner oder großer „Schröpfkopf“ oder wohl gar ein „Aderlaß“ verordnet (d. h. ein zur Unterstützungskasse fließendes Strafgeld von 10—50 Pfennigen.)

Die von dem Vorsitzenden bestellten „Heildiener“ (d. h. mit Personen und Verhältnissen genau bekannte Vertrauensmänner) haben von Sitzung zu Sitzung in dem ihnen überwiesenen Revier nach „Kranken“ (d. h. unterstützungsbedürftigen Armen) Umschau zu halten. Die Unterstützungsangelegenheiten beschäftigen in der Sitzung zuerst; dann beginnt der „heitere Abend“ und Alles überläßt sich dem Humor. Die Ausschüttung des Restes der zu Unterstützungen bestimmten Gelder erfolgt jedesmal zu Weihnachten, und so bedeutend pflegt dann dieser noch zu sein, daß davon fast immer noch 50, 60 und noch mehr armen Kindern eine reichliche Weihnachtsbescheerung angebaut werden kann.

Carl Heymann's Verlag in Berlin W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 5. November 1879. **Nr. 45.**

Paul Heinrich von Wittken, Major a. D., Ehrenritter seit 1873, † zu Berlin 25. October 1879.

Ritter Bernhard von Hirschfeld und seine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe (1517).

Ein Beitrag zur Religious- und Cultur-Geschichte des 16. Jahrhunderts, sowie zur Geschichte des Johanniter-Ordens und des heiligen Landes.

Nach handschriftlichen und anderen Quellen dargestellt vom Reg.-Rath v. Hirschfeld in Marienwerder, Ehren-Ritter.

14. Abreise aus Jerusalem.

Während die Pilger Bethanien besuchten, wandten sich die Patrone beider Schiffe an den Statthalter um sicheres Geleit zur Rückreise nach Jaffa. Auf Anrathen der Minoriten, nicht länger in Jerusalem zu verweilen, beschlossen Hirschfeld und seine Gefährten, schleunigst abzureisen, um der Gefangenschaft zu entgehen. Die türkischen Behörden hatten nämlich in Erfahrung gebracht, daß sich „große Herren" unter den deutschen Wallfahrern befänden. Der Patron des zweiten Schiffs (mit den Franzosen ꝛc.) war bereits bei seinem Eide aufgefordert, die „großen Herren" zu bezeichnen, erwiderte aber: „die deutschen Pilger wären sämmtlich arme Leute und kein Herr (Ritter) sei unter ihnen." Hierauf entgegnete der Statthalter: „er wisse nur soviel, daß es keine geringen Leute sein könnten, weil sie viel Geld bei sich hätten; wenn aber der Patron beschwören wolle, daß unter ihnen keine Herren und keiner Herren Kinder wären, solle es gut sein." Als sich demzufolge der Patron sofort zum Eide erbot, gab der Statthalter sich zufrieden und bewilligte das Geleit, jedoch erst nachdem ihm jeder Patron 100 Ducaten gezahlt und rothen Carmoisin-Sammet für ein Kleid versprochen hatte.

Am 27. Juli zogen die Pilger von Jerusalem nach Ramla, wo sie im Spital (einem alten wüsten Hause) die Nacht zubrachten und sich mit Obst und Wasser begnügten. Als sie am folgenden Tage beim Dorfe Jafur (jetzt Yazur, $^{4}/_{5}$ deutsche Meil. von Joppe) angelangt waren, mußten sie 6 bis 7 Stunden in Hitze und Staub liegen bleiben, bis dem Officiere des Geleits der versprochene rothe Sammet ausgehändigt war. Sie blieben ohne Nahrung und hatten nur fauliges Wasser zu trinken, welches sie vor Durst genossen. In Folge dessen erkrankten Frobin v. Hutten und Siegmund Manewitz (S. 228 Nr. 21 u. 54). Erst um 4 Uhr Nachmittags durften sie weiter ziehen und gelangten gegen 5 Uhr nach Joppe. Die Türken, welche mit den Schiffs-Patronen und Mannschaften Handel trieben, ließen sie erst aufs Schiff, nachdem jeder Pilger einen Marcel erlegt hatte. Das Schiff mit den Franzosen fuhr am 31. Juli ab. Die Hirschfeld'sche Gesellschaft mußte aber, obwohl die Abfahrt schon der Kranken halber nöthig war, noch bis zum 1. August vor Anker liegen bleiben, weil ihr Patron seine Handelsgeschäfte mit den Türken noch nicht bereinigt hatte und erst durch Drohungen zur Ausfahrt bewogen werden konnte.

15. Kritische Bemerkungen über die confessionellen Zustände in Jerusalem im 16. und 17. Jahrhundert.

Aus den vorstehend zusammengefaßten Aufzeichnungen Hirschfeld's tritt uns 1517, gegenüber der grenzenlosen Willkühr und Geldgier seitens der türkischen Behörden und Beamten die einfache, lediglich auf Förderung des christlichen Sinnes gerichtete und duldsame Haltung der christlichen Religionsgemeinschaften wohlthuend entgegen. Es erscheint nicht bloß eine aus frommer Gesinnung sich der türkischen Gewaltherrschaft fügende Anspruchslosigkeit, sondern es machen sich auch die wohlthätigen Einflüsse der von 1407 bis vor 1516 in Jerusalem ansässigen Johanniter (S. 235) noch im vollsten

Maße geltend. Die Nachwirkungen ihres segensreichen Waltens, worunter die Herstellung des confessionellen Friedens sowie die Erhaltung aller durch die heil. Schrift beglaubigten Stätten aus der Geschichte des Heilands von großer Wichtigkeit sind, mußten auch noch in den nächsten Jahrzehnten für die christliche Geistlichkeit Jerusalems maßgebend bleiben und jeden Gedanken an die weitere Vermehrung und Ausbeutung der heil. Orte zum Besten des Klostersäckels von vorne herein ausschließen. Unter dem Einflusse der durch die Macht des Ordens gestützten Johanniter-Station hatten sich die christlich-geistlichen Genossenschaften Jerusalems daran gewöhnt, den frommen Wallfahrern und Pilgern zu geben, anstatt von ihnen zu nehmen. Die Bedürfnisse der Mönche waren einfach, wie ihr Leben und ihr Cultus. Die Confessionen wetteiferten mit einander nur in der Ausübung christlicher Pflichten. Sie hatten daher weder Grund zu Eifersucht und Feindschaft, noch Veranlassung, einander im äußern Pomp des Gottesdienstes, in Pracht der Gewänder und kirchlichen Geräthen zu überbieten. Dies hatte sich aber bis Ende des 17. Jahrhunderts geändert. An die Stelle des confessionellen Friedens waren Haß und Zwietracht getreten. Die Heiligthümer waren bereits Gegenstände der Speculation geworden. Am reichsten und angesehensten war dasjenige Kloster, welches die meisten Reliquien besaß. Daher nahmen z. B. die armenischen Mönche mit List oder Gewalt den röm. Franciskanern einzelne Heiligthümer weg. Die Reibereien zwischen den Confessionen führten zu so argen Excessen, daß die türkischen Behörden einschreiten mußten und bei vorkommenden Gewaltthätigkeiten beide Theile in empfindliche Geldstrafen (an 100 000 Thaler und mehr für jede Confession) nahmen. Selbst im Tempel, also an der Stätte, wo unser Heiland für die Erlösung aller Menschen gelitten, fanden häufige blutige Raufereien zwischen den Mönchen der verschiedenen Confessionen und selbst Todtschläge statt. Nach den vorliegenden Aufzeichnungen gewinnt es den Anschein, als ob die Armenier den ersten Anstoß zu diesen Veränderungen gaben. Der niedrige Bildungsgrad ihrer Mönche und Pilger machte für den Aberglauben besonders empfänglich und der Reichthum der letzteren (meist großer Handelsherren) bot eine willkommene Gelegenheit zur Aufbesserung der klösterlichen Finanzen. Erstaunliche Dinge erzählt Gröben in dieser Beziehung. So z. B. war an einer armenischen Station ein Durchgang so eng angelegt, daß die meisten (wohlbeleibten) armenischen Pilger sich durchdrängen mußten. Jedem, der nicht mit Leichtigkeit die enge Pforte passirte, wurde eröffnet: „er bereue noch nicht aufrichtig genug seine Sünden,“ und eine große Geldsumme abgenommen. Die dadurch vermehrten Einnahmen steigerten den Luxus der armenischen Mönche. Die übrigen christlichen Genossenschaften wollten dann in dieser Hinsicht nicht zurückstehen und nahmen Bedacht, ihre Einnahmen ebenfalls zu vermehren. Wie wohl keinem Zweifel unterliegt, waren hieran wesentlich betheiligt die veränderten Zeitverhältnisse, der Abzug der Johanniter von Rhodus nach Malta, welche dadurch jede Fühlung mit Jerusalem verloren, sowie die Ausschreitungen des römischen Clerus. In Ansehung der Reliquien-Verehrung waren um 1517 die in Rom maßgebenden Grundsätze noch nicht bis Jerusalem gedrungen. Wie wir oben gesehen, beschränkte man sich im heiligen Lande auf das Festhalten an den durch die Nachforschungen der Kaiserin Helena glaubhaft gemachten Oertlichkeiten aus dem Neuen Testament und auf einzelne wenige durch die Legende hinzugefügte Stätten. An den Besuch jeder derselben war theils Sündenvergebung, theils je 7 Jahr Ablaß geknüpft. Außer den von uns aufgeführten nennt Hirschfeld nur noch vier nicht glaubhaft nachweisbare, gleichwohl aber mit Sündenvergebung versehene Orte. Diese Begnadungen waren aber erst zu erringen nach Ueberwindung der unzähligen Leibes- und Lebensgefahren einer Wallfahrt in ein fernes, feindliches Land, dessen von fanatischem Christenhasse beseelte Regierung weder Treue und Glauben kannte, noch ein Völkerrecht achtete. Vergleicht man diesen geringen Ablaß mit der unglaublichen Fülle von Gnaden, welche einzelne Bevorrechtete (vgl S. 224) zu Hause mit größester Bequemlichkeit durch einfachen Kirchenbesuch erlangen konnten, so tritt die Reinheit des damaligen kirchlichen Lebens in Jerusalem klar zu Tage. Mit der Zeit mußte aber auch hier das römische Ablaßwesen, wie es Leo X. auf die Spitze getrieben, Eingang finden und bei den Rangstreitigkeiten zwischen römischen, armenischen und griechischen Klöstern zur Aufthuung neuer Heiligthümer führen. Daher bestand um 1671 in Jerusalem bereits ein ähnliches Ablaßwesen, wie es in den Beichtbriefen Hirschfeld's (S. 224) ausgesprochen ist. Von den Wallfahrern wurden möglichst reichliche Spenden genommen. Die Erdichtung neuer heiliger Stätten ohne jede Rücksicht auf Geschichte und Tradition fand Eingang und selbst einzelne heilige Orte wurden von ihren bisherigen Stellen anderswohin verlegt.

In dieser Hinsicht wollen wir nur einige Fälle hervorheben:

1. Zwischen dem Zions- und neuen Mist-Thore (mehr noch nach letzterem hin und unten am Abhange des Berges) war 1517 die Stätte bezeichnet, wo Petrus die Verläugnung Christi beweinte. (Ev. Matth. 26 V. 75.) Dieselbe wurde 1675 auf dem Berge Gihon, dem westlich außerhalb der Stadt über dem Thale Gihon belegenen Höhenzuge, gezeigt.

2. In der Grabeskirche der Jungfrau Maria waren 1517 auf der halben Treppe die Gräber der Eltern Mariä und zwar rechts, wenn man von oben kam, das der Anna und gegenüber das Joachims zu sehen. Im Jahre 1675 wurden die Gräber Anna's und Joachim's beim Eingang an der Treppe rechts (wenn man von oben kam), dagegen links das Grab Joseph's, welches inzwischen hinzu gekommen war, gezeigt.

3. Die Stätte, wo Christus am Oelberge betete (Ev. Matth. 26 V. 36; Lucas 22 V. 42—44), war 1517 durch eine von der Kaiserin Helena erbaute Halle

(in wenngleich nicht bestimmt nachweisbarer, doch immerhin glaubhafter Weise) bezeichnet. Diese, zwischen dem Hofe Gethsemane und der Kuppe des Oelbergs südöstlich von jenem Gehöfte gelegene Halle war 1675 nicht mehr vorhanden. Damals machte man, als jene Stätte eine 4 Meter von der Grabkirche Mariä (also auf der nordwestlichen Seite von Gethsemane) belegene Höhle namhaft, welche, wie Gröben berichtet, nach aller Leute Meinung und wie der Augenschein lehrte, lediglich eine Regenwasser-Cisterne gewesen war.

4. In der Himmelfahrtscapelle auf dem Oelberge wurde 1517 nur ein Stein gezeigt und zwar derjenige, auf welchem Christus vor der Himmelfahrt mit dem rechten Fuße stand. Bis zum Jahre 1675 hatte man in diesen oder einen anderen Stein die Eindrücke beider Füße eingehauen, von denen die Türken den einen abhieben und stahlen (vgl. Abschn. 8).

5. Als Ort, wo der Heiland nach der Auferstehung unter seine Jünger trat (Ev. Joh. 20 V. 19), wurde 1517 der Thurm Galiläa (Abschn. 9) auf dem Oelberge bezeichnet. 1675 (nach Vertreibung der Minoriten aus dem Zionskloster) machte man als Stelle des Erscheinens Christi eine Kirche der Helena namhaft, welche noch verschiedene andere heilige Stätten umschloß und auf dem Berge Zion etwa zwischen den Gräbern Davids und der Kirche S. Salvator lag. Der Thurm Galiläa wurde damals nach einer Lesart für die in der Apostelgeschichte 1 V. 11 bezeichnete Stelle gehalten, während Andere meinten: derselbe sei bei Christi Tode von Galiläern bewohnt gewesen.

6. An der Stätte, wo Stephanos gesteinigt ward, wurden 1517 nur die Ruinen einer ehemaligen Kirche, 1675 dagegen schon ein großer Stein, auf welchem Stephan gesteinigt sein sollte und in welchen der Eindruck seines Körpers inzwischen eingehauen war, gezeigt.

7. Im Jahre 1675 wurde (auf der Stelle, wo es auf dem Plane bei v. Winterfeld a. a. O. eingezeichnet ist) ein Felsgewölbe als Grab Josaphats gezeigt, obwohl dieser in den Königsgräbern nördlich vor der Stadt begraben lag.

8. Ebenso bezeichnete man 1675 am westlichen Abhang des Oelbergs Felslöcher als Gräber der Propheten, während diese hier nicht begraben sind. Hirschfeld, welcher an den vorgenannten beiden Stellen vorbei kam und sonst überall jede denkwürdige Oertlichkeit gewissenhaft beschreibt, erwähnt jene nicht einmal und waren sie daher wohl 1517 auch nicht als Gräber der Propheten anerkannt.

9. Auch in Bethlehem war die Erfindung neuer Heiligthümer in ähnlicher Weise thätig gewesen.

Aus der Berliner Stadtmission.*)

Auf der Berliner Stadtmission hat seit der Vereinigung der beiden bisher selbstständig nebeneinander betriebenen Stadtmissionsarbeiten sichtbar Gottes Segen geruht. Die Vereinigung geschah im Frühjahr 1877. Damals gab es im Ganzen 9 Stadtmissionare. Heute nach zwei Jahren unterstehen dem Comité, dessen Vorsitzender Hofprediger Stöcker ist, bereits 22 Missionare. Solch Wachsthum zu sehen ist eine Glaubensstärkung. Wie traurig nimmt sich dagegen das Feilschen jener Berliner Gemeindevertretungen aus, die trotz der schreienden Noth der Gemeinden nicht dazu kommen können, die Gehälter der vorhandenen geistlichen Kräfte zu sichern, geschweige denn neue Geistliche für ihre Riesengemeinde anzustellen.

Wie wir hören wird das Comité der Berliner Stadtmission zum 1. October d. J. einen dritten Geistlichen anstellen können, welcher den beiden mit zu großer Arbeit belasteten geistlichen Inspektoren (Pred. Zentzsch und Hoffmann) an die Seite gestellt werden soll. — Was uns ganz besonders erfreut, ist das Streben der Stadtmission, in den kirchenarmen Vorstädten Versammlungslocale zu kirchlichen Zwecken, Missionssäle und Kapellen einzurichten. Die erste derartige Stätte ist der Stadtmissionssaal in der St. Marcus-Gemeinde. Mit Hilfe einer Anzahl wohlthätiger Frauen gelang es dem Inspector Prediger Hoffmann, einen größeren, sehr zweckmäßig gelegenen Saal zu erwerben. Es dauerte auch nicht lange, so wuchs die darin begonnene Sonntagsschule so sehr, daß jeder Platz besetzt war. Jetzt kommen sonntäglich gegen 250 Kinder. In letzter Zeit wurde das Gruppensystem eingeführt. Prediger Hoffmann hält die Vorbereitung und leitet der Regel nach den Kindergottesdienst. Die Helfer kommen aus einem von den Stadtmissionaren in St. Marcus und Andreas gebildeten Jünglingsvereine, welcher ebenfalls in jenem Missionssaale seine Versammlungsstätte hat. Die Helferinnen sind Mitglieder des vierzehnten Stadtmissionsfrauenvereins. Seit einigen Monaten ist in den Saal auch eine Oberlinschule mit 2 Schwestern aufgenommen worden. An den Sonntag-Nachmittagen und den Abenden der Wochentage werden Bibelstunden von Geistlichen oder Stadtmissionaren im Missionssaal abgehalten. Nur Ein Beispiel aus den dort gemachten Erfahrungen. Ein Berliner Geistlicher begegnet eines Sonntags-Nachmittags bei einem Krankenbesuche auf der Treppe einem Manne, der mit Streichhölzern handelt. Derselbe grüßt den Pastor. Woher kennen Sie mich? fragt der Letztere. Aus dem Marcussaal; Sie haben ja dort vor einigen Wochen eine Bibelstunde gehalten. Ganz recht; gehen Sie öfter darthin? O ja, aber seit einigen Wochen erst. Warum sagen Sie „aber!" Weil ich bedaure nicht eher dort gewesen zu sein, indessen ich freue mich, daß ich den Ort und die Stadtmission gefunden habe, ich verdanke ihnen meinen Frieden. — Inwiefern? — Ich kam eines Sonntags in ein Haus in jener Gegend um Streichhölzer zu verkaufen. Auf mein Klingeln öffnet mir ein Mann, der mich ganz verwundert fragt, ob ich denn noch nie darüber nachgedacht habe, daß mein Handel am Sonntag keinen Segen bringen könne, weil er gegen

*) Aus Nr. 9 „Fliegende Blätter des Rauhen Hauses."

Gottes Gebot sei. Er redete so freundlich und ernst zu mir, das nahm mich für den Mann ein. Ich wollte erst böse werden, aber ich konnte doch nicht. Ich weiß nicht, wie lange wir da zusammen sprachen, wir kamen von Einem auf's Andere. Zuletzt hatte ich's wie einen Stachel im Herzen. Der Mann hatte mir gesagt, wenn ich mich einmal des Abends aus dem Worte Gottes erbauen wollte, fände ich Gelegenheit dazu in dem Stadtmissionssaale. Er nannte mir auch die Stunde, so ging ich dann, freilich erst nach einigen Wochen, hin und fand den Mann wieder, welcher gerade den 23. Psalm erklärte. Er kannte mich natürlich nicht mehr, aber ich hatte ihn nicht vergessen. Ich sagte ihm, als er fertig war, wer ich sei. Jetzt gehe ich regelmäßig dorthin, verkaufe nicht mehr am Sonntag und bin glücklich, daß mich Gott dorthin geführt hat.

In St. Marcus arbeiten jetzt 3 Stadtmissionare, welche tagtäglich ihre Hausbesuche machen. Es thut aber auch in jener Gemeinde besonders Noth. Dort wohnen gegen 80,000 Menschen, die nur 2 Geistliche haben.

Die zweite Missionsstätte ist die Friedenskapelle am Weddingplatz; sie liegt im Bezirk des Inspector Prediger Jentzsch. Dieselbe war früher ein Versammlungslocal des Enthaltsamkeitsvereins, wurde dann eins der verrufensten Tanz- und Trinklocale, und ist jetzt vom Comité der Stadtmission zu einer Kapelle umgewandelt worden. Dort wird in ähnlicher Weise wie im Stadtmissionssaal St. Marcus gearbeitet.

Zu einer dritten Stadtmissions-Kapelle wird soeben ein Gebäude umgeändert, welches vom Comité am 1. Juli d. J. gepachtet worden ist. Dieselbe gehört zu dem Bezirk des Inspector Prediger Hoffmann, sie liegt in der Oranienstraße 19, am Heinrichsplatz, also in der größten Gemeinde Berlins, welche gegen 100,000 Seelen zählt. Hier wird es viel Arbeit geben. In der Thomas-Gemeinde standen schon seit Jahr und Tag 2 Stadtmissionare. Ihre Thätigkeit hatte den Erfolg, daß die Sonntagsschule der kleinen Interimskirche überfüllt wurde. Der Pastor der Gemeinde forderte die Stadtmissionare auf, eine eigne Sonntagsschule zu bilden. Das geschah und auch diese ist bald zu groß geworden. Jetzt galt es neue Räume zu gewinnen. Ehe wir es gedacht, hat Gott unsre Bitte erfüllt. Die neue Kapelle wird hinfort den erforderlichen Raum für nahezu 250 Kinder bieten. — Freilich fehlt noch viel zur Ausstattung derselben. Noch fehlt Altar, Altarbekleidung, Lampen, und vor allem ein Harmonium. Finden sich nicht Herzen und Hände, die hier helfen wollen?*)

Im Ganzen werden jetzt von der Berliner Stadtmission 8 eigene Sonntagsschulen gehalten, die etwa 2000 bis 2500 Kinder gesammelt haben, außerdem 15 Bibelstunden wöchentlich, auch zwei englische von einem früher in London stationirten Stadtmissionar für die englischen Teppichweber in Rummelsburg und Schöneweide. Außerdem sind zwei Männervereine und vier Jünglingsvereine in verschiedenen Stadttheilen begründet.

Auch die Presse ist von der Stadtmission fruchtbringend in ihren Dienst genommen. Zunächst begann das Comité am 1. October v. J. ein Monatsblatt über die Stadtmission herauszugeben. Dieses Blatt soll dauernd einen Einblick gewähren in die in Berlin vorhandenen Werke der inneren Mission und das Interesse für sie verbreiten und lebendig erhalten. Es wird ferner über sämmtliche vorhandenen Stadtmissionen in Hamburg, Bremen, Stuttgart, Dresden, Frankfurt, Petersburg, London &c. Nachrichten bringen um den Blick für Noth und Hilfe zu erweitern und fruchtbare Gedanken zum Gemeingut zu machen. Es ist endlich das natürliche Correspondenzblatt zwischen den Freunden der Stadtmission in und außerhalb Berlins und dem Comité. Es zählt bereits 1700 Abonnenten.

Von vornherein war es daneben die Absicht des Comités ein christliches Wochenblatt zu schaffen, das in den Familien sich einbürgere und den Stadtmissionaren die Thüren öffne und ihre persönliche Wirksamkeit befestige. Längst war die Begründung eines solchen Volksblattes für Berlin als ein dringendes Bedürfniß anerkannt worden. An der Schwierigkeit, einen geeigneten Redacteur zu finden, lag es, daß diese so wichtige Angelegenheit immer noch hinausgeschoben wurde. Da endlich fügte es sich, daß mit Hilfe des „Evangelischen Vereins“ in Berlin die Ausführung des Wunsches ermöglicht wurde. Der genannte Verein, durchdrungen von der Bedeutung der Berliner Stadtmission, entschloß sich, dieselbe dadurch zu unterstützen, daß er seinerseits die Herstellung des Evangelischen Wochenblattes übernahm, dessen Redaction in die Hand des Herausgebers des „Evangelisch-Kirchlichen Anzeigers“, des Prediger Hülle, gelegt wurde, während ein Comité, welchem die Herren Consistorialpräsident Hegel, Hofprediger Stöcker, Prediger Hülle und Stadtmissionsinspector Prediger Hoffmann angehören, die Sorge dafür übernommen hat, daß das Blatt die ihm gestellte Aufgabe im rechten Geist erfülle. Der etwaige Ueberschuß soll zwischen dem Evangelischen Verein und der Stadtmission getheilt werden. Die Stadtmissionare sind die gewiesenen Agenten für das Blatt und verbreiten es bei ihren Hausbesuchen. Bereits hat der eine von ihnen z. B. innerhalb vier Wochen 130 Abonnenten gewonnen. Schon jetzt stellt es sich heraus, daß das Blatt sehr gern gelesen wird und auch um seiner Billigkeit willen den Leuten überaus willkommen ist. Seit dem Beginn seines Bestehens, also seit dem 1. Juni d. J., zählt es bereits etwa 4000 Abonnenten.

Die Hauptaufgaben der Stadtmissionare sind und bleiben aber die regelmäßigen Hausbesuche. Jeder Stadtmissionar muß täglich 10 Familien besuchen. Dabei erledigen sie dann auch die besonderen ihnen gegebenen

*) Der Inspector der Berliner Stadtmission, Prediger Hoffmann (Berlin S.O. Skaliþer Straße 44), wird Gaben, die man ihm einsendet, mit herzlichem Danke annehmen. Auch der Prediger Oldenberg (Berlin W. Genthiner Straße 38), ist gern dazu bereit. Es wird dabei um Angabe des speciellen Zweckes, dem die eingesandten Gaben dienen sollen, gebeten.

Aufträge, namentlich halten sie diejenigen Recherchen, welche die große Zahl der eingehenden Bettelbriefe nothwendig macht und besuchen entlassene Strafgefangene, deren Pflege ihnen anvertraut ist, sowie zahlreiche Familien von Gefangenen, die der Berathung bedürfen. Noch erwähnen wir, daß die Stadtmissionare auch häufig zu directen Vermittlungsdiensten zwischen Geistlichen, Lehrern und Eltern in der Provinz einerseits und deren Angehörigen andererseits, die sich in Berlin aufhalten und oft in geistlich wie leiblich trauriger Lage sich befinden, angegangen werden. In allen solchen Fällen leisten sie gern jede mögliche Hilfe.

Im vorigen Jahre, als die Zahl der Stadtmissionare noch nicht so groß war, wie jetzt, haben dieselben ca. 42 000 Besuche, darunter gegen 4000 Krankenbesuche gemacht. In diesem Jahre wird die Zahl noch größer werden. Wir verhehlen uns nicht, daß es auf die Höhe dieser Ziffer wenig ankommt, sondern alles darauf, daß mit aufrichtiger Treue gearbeitet und der Samen des Gotteswortes in Liebe und Weisheit ausgestreut wird. Dies ist das Ziel, nach dem die Stadtmissionare streben, und für dessen Erreichung sie auf Gottes Segen harren. In ihrem schwierigen Tagewerke stehen sie unter specieller Aufsicht der beiden Inspectoren, welche ordinirte Prediger sind. Jede Woche versammeln sich die Stadtmissionare je im Norden und Süden der Stadt bei denselben zu 4- bis 5stündiger Conferenz. Dort wird die heilige Schrift erklärt, die Missionare zu ihrer Auslegung angeleitet, es werden aus der Geschichte der inneren Mission ihnen Mittheilungen gemacht, es werden Tractate gelesen und kritisirt, es wird Rath für einzelne schwierige Fälle ertheilt, und es falten sich die Hände zum Gebet und zur Fürbitte. Diese Conferenzen sind geistige Hebel für die Arbeit der kommenden Woche

Nur noch ein Wort sei uns vergönnt über die Kosten des ganzen Werks. Da das Comité nicht über fundirte Capitalien verfügt, ist es völlig auf freie Liebesgaben angewiesen. Im vorigen Jahre wurden 50,468 *M.* gebraucht. Gott sei Dank, wir hatten soviel als wir brauchten. Die Provinzen sowohl wie die Stadt Berlin, eingedenk, daß es sich hier um eine allen gemeinsame Schuld und Pflicht handelt, haben dazu mitgeholfen, daß wir im vorigen Jahre eine Einnahme von 43,022 *M.* 39 ₰ verzeichnen konnten. Die übrigen 6,800 *M.* waren Bestand aus dem Vorjahre. Von jenen 43,000 *M.* aber ist die eine Hälfte aus Berlin, die andere aus den Provinzen gekommen. Hier wie draußen haben sich Vereine zur Hilfe gebildet. In Berlin helfen 16 Frauen- und 3 Männervereine, in den Provinzen Preußen, Pommern, Brandenburg, Sachsen 13 Hilfsvereine. Die Bildung neuer Vereine steht hoffentlich bevor. Gott helfe und segne ihr Werden und Wirken, denn die Anzahl der Missionare muß wachsen, wenn anders in den tiefen Schlammgrund des in weiten Kreisen entkirchlichten Berlins feste Pfeiler gerammt werden sollen, auf denen ein kirchlicher Neubau sich erheben kann. Es ist genug zu thun, um nicht 22, sondern 100 Stadtmissionaren in Berlin Arbeit zu geben. London hat 4 Millionen Einwohner und 450 Stadtmissionare! — Wer hilft neue mitanstellen? Für's nächste Jahr brauchen wir nach unsrem Etat 60,000 *M.*! Wir bitten Alle denen diese Zeilen zu Gesichte kommen, das Werk der Berliner Stadtmission, das nicht nur für die Hauptstadt, sondern für das ganze Land seine hohe Bedeutung hat, kräftig zu unterstützen und ihm neue Freunde zu werben.

Literatur.

Als IX. und X. Heft der vom Landesverein für innere Mission der evangelisch-lutherischen Kirche im Königreich Sachsen herausgegebenen „Kleinen Bibliothek für innere Mission" ist kürzlich ein vom Vorstande des evangelischen Vereins für die Gesellenherberge zu Dresden H. Häpe verfaßtes Schriftchen: „Die Herberge zur Heimat; Rathgeber bei Einrichtung und Verwaltung derselben" erschienen, das den Zweck verfolgt, denjenigen, welche die sociale Bedeutung dieser Anstalten, zumal im Hinblick auf die Nothstände unserer Tage, erkannt haben und deshalb wohl zur Errichtung einer solchen geneigt wären, „ein möglichst deutliches Bild der Entstehung und Wirksamkeit der Herbergen zur Heimat zu geben und sie zur Ausführung ihrer wohlwollenden Absicht zu ermuthigen."

Bei übersichtlicher Zusammenstellung des einschlägigen Materials gibt der Verfasser, gestützt auf eigene practische Erfahrungen, über Wesen und Bestimmung, Begründung, Einrichtung und Verwaltung der Heimatsherbergen ebenso dankens- wie beherzigenswerthe Aufschlüsse, sodaß die hier gebotenen Mittheilungen als Leitfaden bei der Errichtung derartiger Anstalten dienen können.

Die Nothlage unserer jungen Gewerbtreibenden in Folge der durch die Gewerbefreiheit und das Fabrik- und Maschinenwesen herbeigeführten völligen Umgestaltung des Gewerbebetriebes macht es, wie der Verfasser den Zweck dieser Unternehmungen treffend charakterisirt, zur Pflicht, „für Einrichtungen zu sorgen, durch welche der aus der Obhut des Elternhauses in die Welt hinaustretende Wanderer vor den Gefahren des Gasthofs- und Herbergslebens behütet, gegen Versuchung und schlechtes Beispiel geschützt und in eine Umgebung gebracht wird, die ihm Antrieb zu sittlicher Veredelung und zu weiterer Ausbildung in dem gewählten Berufe giebt."

Zu diesem Zwecke sind die Herbergen zur Heimat gegründet worden. Gegenwärtig gibt es deren in Deutschland und der Schweiz über 100, eine große Zahl in Anbetracht der ihrer Einführung Anfangs entgegengetretenen Hindernisse und der zu ihrer Herstellung erforderlichen Mittel, aber eine verschwindend kleine Zahl in Anbetracht des Nothstandes und des noch nicht gedeckten Bedürfnisses. Nach der Volkszählung vom Jahre 1875 gab es im Deutschen Reiche 118 239 Ge-

werbebetriebe für Beherbergung Fremder und unter diesen nur erst 100 Herbergen zur Heimat. So lange nicht in jeder der 2148 Städte des Deutschen Reiches wenigstens eine gut eingerichtete Herberge zur Heimat zu finden ist, darf die Arbeit der innern Mission auf diesem Felde nicht ruhen." —

Deutsche Adelssagen.

147. Die Herren von Botenlauben,

ein Nebenzweig der Grafen von Henneberg, der sich in dem herrlichen Mainlande niedergelassen hatte, sind auch dem heutigen Geschlechte noch unvergessen. Die Ruinen ihres Stammhauses bilden einen vielbesuchten Punkt für die Besucher Kissingens, und ein Mitglied dieses edlen Geschlechtes, der Minnesänger Otto von Botenlauben, hat durch seine zarten und innigen Lieder sich einen hervorragenden Platz unter den ritterlichen Sängern Deutschlands erworben. Schöne Pietät hat über seinem Grabsteine gewacht, sodaß uns Nachkommen wenigstens von diesem unserer alten Dichter ein treues Bild erhalten ist. Von einer Dame dieses Hauses, der Gräfin Beatrix, ist Kloster Frauenroda gestiftet worden. Die Veranlassung zu diesem frommen Werke erzählt eine der vielen Schleiersagen Deutschlands, welche wahrscheinlich auf den altdeutschen Rechtsgebrauch geheiligte Stätten mit seidenen Fäden zu umgrenzen, zurückzuführen sind. Im Abendscheine steht die Gräfin mit ihrem Gemahle auf dem Söller der Botenlaube; da entführt ihr der Wind den Schleier, und wo er wiedergefunden ward, erhebt sich der Convent von Frauenroda. Bei der alten Klosterstätte aber ist es der Sage nach nicht geheuer. Man erblickt in der Nähe der Kirche lodernde Feuer und bläuliche Flämmchen, welche verborgene Schätze anzeigen. Nicht weit von dem Gotteshause erhebt sich ein Hügel, auf welchem einst Klostergebäude standen. Von hier aus führte ein bedeckter Gang nach der Kirche. Derselbe scheint in gewissen Nächten auf's Neue aus Schutt und Trümmern erstanden zu sein; man erblickt ihn dann ganz deutlich und sieht die Nonnen durch seine Gewölbehallen zur Kirche sich begeben. Auch die Gestalten des Stifters und der Stifterin sowie alle derer, welche einst in der Kirche begraben worden sind, fehlen nicht. In der erleuchteten Kirche halten die Geister eine feierliche Mette ab; von dem Haupte Beatricens, sagt ein poetischer Bericht, weht der weiße Schleier, und auf Ottos Locken rauschen die Blätter eines welken Lorberkranzes geisterhaft im Hauche der Nacht. Nach der Mette ziehen sich die Nonnen langsam zurück, wie sie gekommen und verschwinden im Nebel, sowie sie sich jenem Hügel nähern, da einst die stillen Zellen gestanden.

148. Die Sternecker.

Außerordentlich sagenreich ist das Schloß Sterneck bei Kissingen gewesen, das nun bis auf wenige Reste verschwunden oder vielmehr, wie der Volksmund behauptet, in die Tiefe gesunken ist. Ein unterirdischer Gang soll sich von dem Burghügel unter der Saale hinziehen und in Thürmen des alten Schlosses zu Steinach seine Mündung haben. Durch diesen Gang kamen früher oftmals zwei Jungfrauen, die Sternecker Fräulein, nach Steinach auf die Kirchweihe zu Tanze. Niemals aber durften sie bis über die zwölfte Stunde verweilen. Einst suchten die jungen Bursche sie zu bestimmen, länger zu bleiben; aber nur eins der Fräulein ließ sich bewegen und blieb bis zwei Uhr in der Nacht. Da gerieth sie in große Angst und vertraute ihrem Tänzer an, daß sie schwerer Strafe wohl nicht entgehen werde; er möge nur nach der Saale sehen; zeige dieselbe einen rothen Streif inmitten der grünlich schimmernden Wellen, so habe sie ihre Schuld mit dem Leben gebüßt.

Es ist die schwermüthige Sage, die sich so oft an deutschen Seen oder Flüssen findet; — die Wasser wallen blutig auf; die Nixe, — denn eine solche ist auch das Ritterfräulein von Sterneck, — hat ihre Liebe zu einem Menschenkinde mit dem Herzblute bezahlen müssen.

Eines Weihnachtstages früh um fünf Uhr kam ein Mann, der von Steinach nach Windheim ging, an das alte Schloß der Herren von Sterneck und sah eine Schlüsselblume, welche er pflückte und durch die er Zutritt in die verschütteten Gewölbe der Burg erhielt, in denen er neben weißen Frauen, schwarzen Hunden und den anderen Schrecknissen der deutschen Sage, einen Haufen Roggen und einen hohen Berg Weizen antraf. Körner Getreides, die er in die Tasche steckte, verwandelten sich dem glücklichen Manne zu lauterem Golde. Schatzgräber dagegen, welche auf Sterneck ihre Beschwörungen vornahmen, behielten von all' den goldgefüllten Kesseln, die aus der Tiefe heraufkamen, nichts als den werthlosen Kesselring, weil sie, durch des Teufels Vorspiegelungen erschreckt, das Stillschweigen brachen. In den Gewölben der alten Burg Sterneck wohnt aber der Sage nach auch jener Schlangenkönig, der wie wir sahen, eine so hervorragende Rolle in den Traditionen des gräflichen Hauses Lynar spielt. Auf der wüsten Burgstätte sonnt das Reptil seine herrliche, mit unschätzbaren Edelsteinen geschmückte Krone; nur hat noch kein Glücklicher das Kleinod erlangen können. Und so schlafen denn unter den Trümmern von Sterneck die Ritter und Fräulein noch mit ungemessenen Kostbarkeiten und Schätzen, welche des Sonntagskindes und der erlösenden That mit Sehnsucht harren.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Carl Heymann's Verlag in Berlin W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 12. November 1879. **Nr. 46.**

1. Max Theodor von Schaetzell, Herzoglich Anhaltischer Staats-Minister a. D. und Wirklicher Geheimer Rath, Rechtsritter seit 1854, † zu Ballenstedt 30. October 1879.
2. Busso von Alvensleben, Herzoglich Sachsen-Coburg-Gothaischer Oberstallmeister, General-Major und General-Adjutant, Ehrenritter seit 1827, † zu Coburg 28. Oktober 1879.
3. Jeskow von Puttkamer, Rittergutsbesitzer, auf Pansin bei Stargardt in Pommern, Ehrenritter seit 1870, † zu Pansin 1. November 1879.

Ritter Bernhard von Hirschfeld und seine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe (1517).

Ein Beitrag zur Religions- und Cultur-Geschichte des 16. Jahrhunderts, sowie zur Geschichte des Johanniter-Ordens und des heiligen Landes.

Nach handschriftlichen und anderen Quellen dargestellt vom Reg.-Rath v. Hirschfeld in Marienwerder, Ehren-Ritter.

16. Ankunft und Aufenthalt in Cypern.

Nach siebentägiger Fahrt trafen die Pilger am 7. August im Hafen von Salina (jetzt Larnika) ein. Hier verschaffte ihnen Frontin Michael (der neue venetianische Statthalter für Cypern), welcher sie zum gelobten Lande begleitet hatte, Quartiere. Als derselbe in ihrer Gesellschaft das Land betrat, wurde er von 40 berittenen Stradioten, welche die seidene Standarte ihrer Truppe bei sich hatten, feierlich empfangen. Die Stradioten waren eine leichte Reiterei und wurden theils in Venedigs dalmatischen Besitzungen (Albanien) ausgehoben, theils in Armenien angeworben. Sie trugen kurze Panzer und darüber Oberkleider aus kostbaren bunten Stoffen, weite Hosen und Halbstiefel sowie hohe gerade Mützen, und führten Säbel, Dolch, Bogen und Pfeil nebst kleinen runden Schilden. Die Geschirre ihrer leichten Pferde und die hohen Sättel glichen denen der Türken. Wie diese, ritten sie mit kurzen, türkisch geformten Bügeln.

Unter dem Geleite der Stradioten zog der neue Statthalter auf einem Maulesel mit rother Scharlachdecke in das Dorf Salina ein. Den kranken Pilgern, Frobin v. Hutten und Hans v. Minckwitz, ließ er Pferde besorgen, während die Uebrigen zu Fuße gingen. Am 11. August fuhr er zu Wagen an den Salzsee bei Salina, um diesen wegen des Salz-Regals und Monopols zu besichtigen, und nahm die Pilger, denen Stradioten-Pferde gestellt wurden, mit.

Am folgenden Tage mußte er seinen Einzug in die Stadt Nicosia (jetzt Lef Koscha) halten und sein neues Amt übernehmen. Er lud die Pilger ein, ihm zu Ehren mit einzuziehen, „da er ja die Wallfahrt mit ihnen gemacht habe.“ In der Nacht ritt man aus und kam am 12ten früh vor Nicosia an. Von dort war ihnen der bisherige Statthalter (auch Königl. Verweser, locum tenens genannt) mit einer Anzahl von Edelleuten, neben deren Pferden Trabanten herliefen, entgegengeritten. Als die beiden Statthalter sich trafen, begrüßten sie sich feierlich („auf ihre welsche Manier mit großem Gepränge“ sagt Hirschfeld), ritten zusammen in die Stadt zur Domkirche, traten hinein und hörten eine Messe. Nach dem agnus dei verließ der bisherige Statthalter, mit einem rothen Damastrock angethan, seinen Stuhl und ihm folgte im rothen Sammetkleide der neue Verweser. Am Hochaltar angelangt, nahm jener einen Stab aus Elfenbein mit Silber, reichte denselben seinem Nachfolger und übergab ihm damit symbolisch Amt und Gewalt. Von nun an rangirte der neue Statthalter vor dem alten. Nach Beendigung der Messe ritt die Gesellschaft zum Palaste der ehemaligen Könige von Cypern. Hier fand große Tafel statt. Nach Tische belustigten sich die Pilger im Garten und erhielten dann in dem theilweise schon baufälligen Palaste des zu Rom wohnenden Erzbischofs ihre Wohnung. Inzwischen erkrankte eine weitere Anzahl Pilger.

Am 15. August besuchten Hirschfeld und die gesund

Gebliebenen die Stadt Famagusta, in der die heil. Katharina geboren und getauft worden, zur Schule ging und gefänglich eingezogen ward, kehrten dort beim Bürgermeister Meister Anthonius aus Freiburg im Breisgau ein und fanden für ihr Geld gute Aufnahme. Von da aus besichtigten sie in Begleitung eines Priesters die der heil. Katharina und dem St. Byssan (welcher hier durch sein Gebet zwei Löwen in Stein verwandelt haben soll und deshalb auf Cypern hoch verehrt ward) geweihten Stätten, nahmen in ihrer Herberge die Mahlzeit ein und schrieben sich auf Bitte des Meister Anthonius, welcher zum Kirchenvorstande der St. Katharinen-Kapelle gehörte, in dessen Fremdenbuch. In diesem fanden sie die Namen vieler ihnen bekannter adlicher Geschlechter. Demnächst kehrten sie nach Salina zurück. Am 21. August besuchte Hirschfeld mit einem Theile seiner Gefährten den Wallfahrtsort zum heiligen Kreuz, welcher auf einem hohen Berge der Umgegend lag. Nach der Legende hatte Helena durch ein voraus getragenes Stück vom Kreuze Christi Spuk und Ungeheuer vom Berge vertrieben, das Stück des h. Kreuzes dagelassen und die Kapelle nebst Klausnerwohnung erbaut.

Am 24. August begaben sich die Pilger wieder zu Schiff und fuhren am 26ten nach Rhodus ab.

17. Die Insel Cypern nach Hirschfelds bisher ungedruckten Berichten.

Nach dem i. J. 1474 erfolgten Tode König Jacobs, welcher eine Tochter des Dogen von Venedig geheirathet und sie sowie seinen Sohn aus dieser Ehe überlebt hatte, nahm Venedig das Königreich Cypern nebst allen Einkünften, Regalien und Gefällen in Besitz, mußte aber dem Sultane dafür einen Tribut zahlen. (S. 233 und 234.) Die Insel stand 1517 unter einem alle zwei Jahre wechselnden Statthalter, welcher die oberste Gewalt Namens der Republik ausübte. Sämmtliche Aemter waren mit Venetianern besetzt. Die Militärmacht bestand theils aus den im vorigen Abschnitt erwähnten Stradioten, welche als mobile Truppe (streifende Rotte genannt) im Lande umherzogen, theils aus Söldnern, den Besatzungen der Städte. Auf dem Gebirge wurde eine ständige Wache gehalten, um sofort etwaige Angriffe der Ungläubigen durch Feuersignale zu melden. Cypern hatte 2 ummauerte Städte: Nicosia und Famagusta, in denen der Adel des Landes wohnte. Nicosia (jetzt Lef Koscha) nahm einen großen Raum innerhalb der Ringmauer ein, war aber nur mangelhaft ausgebaut. Daselbst residirte der Statthalter in dem ehemaligen Königs-Palaste, einem alten, aber gut erhaltenen Bau mit schönen Sälen und Zimmern, zu welchem ein großer Garten-Park und Springbrunnen gehörte. Auch der Sitz eines Erzbischofs, welcher aber 1517 zu Rom wohnte, befand sich in Nicosia, doch ging der alte erzbischöfliche Palast schon sehr dem Verfall entgegen. Die Stadt besaß auch eine Domkirche.

Famagusta, am Meere gelegen und besser ausgebaut als Nicosia, wurde 1517 mit starken Mauern und Thürmen, welche damals schon halb fertig waren, befestigt, hatte 400 Mann Besatzung, besaß zwei Thore: eins nach dem Meer und eins nach dem Innern des Landes zu, und stand unter einem vom Statthalter abhängigen Beamten (Kapian).

In Famagusta waren König Jacob und sein Sohn begraben. Ein marmornes Monument deckte ihre Gebeine.

Dicht bei Famagusta lagen die Ruinen von Alt-Famagusta und inmitten derselben die Kirche und Kapelle der h. Katharina.

An weiteren Wohnplätzen besaß die Insel nur noch fünf Flecken, unter denen Lemissa oder Lymosuon (Limasol), Waffo und Salina genannt werden, sowie eine Anzahl Dörfer.

Limasol besaß ein festes Kastell mit Hafen. Waffo (Baffa) an der Westküste war das alte Paphos und bestand meist aus verfallenen Gebäuden, in denen die armselige Bevölkerung wohnte. Salina (jetzt Lernika, im Graben des alten Salamis gebaut) war ehemals eine große Stadt, aber durch die vielen Kriege mit den Muhamedanern zerstört und neben seiner frühern Stätte wieder aufgebaut. Seinen Namen führte es von dem dicht dabei und in der Nähe des Meeres belegenen Salzsee. Dieser trocknete im Sommer aus und hinterließ eine bis zu 60 cm starke Schicht reinen und weißen Salzes, welches in Haufen gesetzt und an der Sonne getrocknet wurde. Dasselbe war sehr gesucht und wurde auf alle Inseln des Mittelmeers sowie nach Venedig verführt. Die Bewohner von Cypern waren gezwungen, eine nach Kopfzahl berechnete Menge von Salz jährlich zu kaufen. Venedig bezog aus diesem Salzmonopol eine jährliche Revenue von mindestens 200 000 Dukaten (2 160 000 Mark). Von sonstigen Produkten werden erwähnt: Getreide, Baumwolle, Zucker und Wein, durch welche sich die Insel noch heute auszeichnet. Getreide wurde 1517 Jahr aus Jahr ein auf demselben Boden ohne Brache gebaut, brachte aber trotzdem reichliche Erndten.

Die Baumwolle war das Haupterzeugniß der Insel und ein wichtiger Handels-Artikel von Weltruf. Sie wurde in großen Massen gewonnen und auf der ganzen Insel, wie damals in Deutschland der Hanf, theils in Gärten, theils auf dem Felde gebaut. Die Stauden erreichten eine Höhe von 65 cm.

Zucker aus Zuckerrohr ward nur in 5—6 Dörfern längs der Südküste hervorgebracht, wurde jedoch meist ausgeführt, da die Bevölkerung einfach lebte und der gemeine Mann keinen verbrauchte.

Der Weinertrag war reichlich. Obwohl der Wein an einigen Orten zum täglichen Genuß diente, so wurde doch auch viel ausgeführt. Der Cyperwein war sehr gesucht. Der edle feurige heißt noch jetzt Comturwein (commendaria). Er hielt sich über 80 Jahre, war anfangs dunkel und wurde mit dem Alter hell.

Seidenbau wird 1517 noch nicht erwähnt, sondern ist erst zwischen 1517 und 1675 eingeführt.

Auf der Insel blühte umfangreiche Viehzucht. Ge-

nannt werden hochbeinige Ochsen, welche zur Feldbestellung und zum Austreten des Getreides dienten, und Kühe, sowie kleine Maulesel als eigentliches Zug- und Lastvieh, ferner Ziegen und Schafe, deren Milch man vielfach genoß. Die einheimischen Pferde waren unansehnlich. Die Stallungen des Viehs lagen — der orientalischen Sitte zuwider — neben den Wohnhäusern.

Wiesen fehlten, Holz war selten. 1517 kam nur niedriges Gesträuch vor. Cypressen, durch deren Reichthum die Insel im Alterthume Ruf hatte, waren nicht mehr vorhanden. An süßem Wasser war großer Mangel, zumal im Sommer, wo es oft 6—7 Monate nicht regnete. Vom April bis October dauerte die größeste Hitze.

Die Dörfer waren ziemlich dicht bevölkert, gehörten aber größtentheils dem Adel, zu welchem die Bewohner in einem der Hörigkeit ähnlichen Verhältnisse standen.

Die Bevölkerung war mäßig in ihrer Lebensweise und nährte sich, soweit sie nicht, als dem Adel hörig oder der Republik Venedig pacht- oder zinspflichtig, Landwirthschaft trieb, von Handel und Schifffahrt. Sie durfte aber keine eigenen größeren Schiffe (Naffen oder Galeonen) halten.

Häfen befanden sich zu Famagusta (befestigtem Haupthafen mit Seitenbastionen) und auf der Süd- und Südwestseite der Insel zu Waffa, Salina und Limasol. Bergbau fand 1517 auf der im Alterthume durch ihre Kupferminen berühmten Insel nicht statt.

Die Gebäude waren niedrig und — der Hitze halber — ohne Dächer.

Die Eingeborenen waren von unansehnlicher und schlechtgeformter Statur, gelblicher Hautfarbe und häßlich. Die Männer trugen baumwollene oder leinene Gewänder, hohe breitkrämpige Hüte, und als Waffen einfache Bogen (Handbogen). Sie ritten meist. Die Frauen gingen ungegürtet und oben unbedeckt. Auf dem Haupte trugen sie ein unförmliches weißes Tuch.

Die Geistlichkeit war 1517 theils römischer, theils griechischer Confession. Die erstere hatte 3 Erzbisthümer und 4 Bisthümer: das oberste zu Nicosia, dessen Inhaber 2000 Ducaten (21 600 Mark) jährlich daraus bezog, ein Franziskaner-Kloster und eine Stiftskirche ebendaselbst, sowie ein Augustiner-Kloster und die St. Barbara-Kirche zu Famagusta, nebst der Kirche und Kapelle der h. Katharina zu Alt-Famagusta, und dem Wallfahrtsorte des sog. heil. Kreuzes bei Salina. Die Besucher der Kirche zu Alt-Famagusta schrieben ihre Namen in ein Buch und schlugen den Abdruck ihres Wappens (Siegel) in der Kirche an, was Hirschfeld und seine Begleiter ebenfalls thaten. Das Franziskaner-Kloster zu Nicosia war durch die Türken zerstört und erst 1514 wieder aufgebaut worden. Ein deutscher Graf, St. Johann der Mensart genannt, war nach der Heimkehr vom heil. Grabe während der Kreuzzüge Franziskaner zu Nicosia geworden, hatte hier als Einsiedler gelebt und ward nach seinem Tode heilig gesprochen. Seinen Körper bewahrte man im Kloster auf. Die römischen gottesdienstlichen Gebäude waren in gothischem Styl erbaut und besaßen Glockengeläute.

Außerhalb der Städte Nicosia und Famagusta, in denen sich der Cultus ausschließlich in den Händen der römischen Kirche befand, war die gesammte niedere Geistlichkeit griechischen Bekenntnisses. Dieselbe hielt die Beschneidung fest, hatte zweimalige Fasten (im März und September) und am Tage Mariä Himmelfahrt das h. Abendmahl in beiderlei Gestalt, was von Hirschfeld gebilligt wurde, da — wie er sagt — ihre Glaubensregeln aus „gutgründige Bewegungen" entsprängen. Die griechischen Kirchen waren meist in Kreuzesform erbaut, niedrig gewölbt und hatten in der Mitte auf einer Erhöhung eine Nachbildung des heiligen Grabes. Das Geläute wurde durch eine Vorrichtung aus Holz ersetzt: der Küster hatte, im Schalloche der Kirche oder des Thurms stehend, ein langes Holz mit einem Querholze auf der Schultur und schlug mit einem hölzernen Hammer an beiden hin und her. Alle griechischen Priester waren verheirathet und trugen meist lange Haare und Bärte.

Die einheimische Bevölkerung hielt sich zu keiner bestimmt ausgesprochenen Confession, sondern besuchte mit gleicher Andacht den römischen wie den griechischen Gottesdienst. Die Mutter Maria wurde beim gemeinen Manne besonders hoch verehrt. In des Aermsten Hause brannte jede Nacht vor ihrem Bilde eine Lampe.

Die römische und griechische Geistlichkeit lebte 1517 in völliger Eintracht, letztere betrachtete sich sogar als unter den römischen Bischöfen stehend.

Ein Johanniter-Denkmal in Franken.

In der sogenannten „kleinen Allee," welche von der Stadt Aschaffenburg zum „schönen Busch" führt und zwar zunächst des Letzteren, steht ein steinernes Monument. Vor dem Crucifixe kniet ein Ritter in voller Rüstung, jedoch baarhaupt; neben ihm liegt der Helm mit den Straußenfedern. Am Fußgestelle findet sich die Inschrift:

„Anno 1627 den 6. Februarii ist an diesem Ort erbärmlicher und unversehener Weise mit vier tödtlichen Schüssen von . . . . . ermordet worden der Wohlehrwürdige und Wohledle Herr Johann Walter von Kerpen St. Johannisordens-Ritter in dem 25. Jahre seines Alters. Dessen Seele der allmächtige Gott gnädig und barmherzig sein wolle, und haben seine sämmtlichen traurigen Herren Brüder zur ewigen Gedächtniß der an ihrem liebsten Herrn Bruder seelichen verübten schändlichen Mordthat dies Epitaphium allhier aufrichten lassen, so geschehen Anno 1628."

Man behauptet, die oben als fehlend bezeichnete Stelle sei herausgemeißelt worden, weil sie die Namen der Mörder enthalten habe. Dieselben seien adligen Standes gewesen. Was indessen zu der blutigen That Veranlassung gegeben hat, ist der Volksüberlieferung

unbekannt; doch hat sich sonst die Sage des Vorfalls bemächtigt. Als der junge Ritter ermordet worden war, so behauptet sie, lief das unbeachtete Roß des Erschlagenen nach Aschaffenburg und gab hierdurch davon Kunde, daß sein Reiter verunglückt sei. Man folgte den Spuren des Pferdes welche sich deutlich auf dem frischgefallenen Schnee abzeichneten, und fand die Leiche des Johanniters. Ein sehr bemerkenswerther Zug der Sage berichtet, daß man auf der Stätte der Frevelthat noch Einen der Mörder angetroffen habe; es war ein Jüngling, welcher sofort nach dem schrecklichen Ereigniß von tiefer Reue erfaßt ward und sich den Rächern des Frevels auslieferte, indem er betend bei dem Getödteten verharrte.

Der erschlagene Ritter wurde nach Lohr geführt, woselbst sein Bruder Johann Ludwig von Kerpen Oberamtmann war. Daselbst ist Johann Walter in der Pfarrkirche bestattet worden. Noch findet sich dort sein Grabmal, daß ihn mit seinem angestammten Wappenschilde darstellt. Die Inschrift desselben berichtigt zugleich die Volkssage, denn erstere lautet:

> Ad memoriam. Domina praenobili et generosa heroi Joanni Waltera a Kerpen domino in Illingen equiti Melitensi proditorie a duobus nefariis Satellitibus prope Aschaffenburgum necato 6. Februarii anno 1627 et hic 12. ejusdem tumulata favoris erga hoc monumentum moesti posuerunt fratres.

Als Lobspruch auf den Getödteten steht weiter unten:

> Teuta fui patria, proavis illustris et armis,
> Ordine eques Melitae, cultor et imperii.
> Corda dedit Mavors, Musa artes, signa Joannes,
> Roma fidem, tumulum Lora polusque thronum.

Zwei Knappen also waren es, welche den ritterlichen Malteser in der Blüthe der Jugend erschlugen. Dunkel aber bleibt das traurige Ereigniß nach immer. Vielleicht klärt einer der Herren Johanniter im Frankenlande dasselbe auf. Der jugendliche Malteser gehörte übrigens sehr wahrscheinlich jenem rheinischen Geschlechte an, dessen Name auch sonst in der Geschichte der geistlichen Orden und zwar als ein Hochgefeierter sich findet. Denn Otto von Kerpen, ein achtzigjähriger Greis, war der zweite, heldenmüthige Meister der Deutschen Ritter und starb im Jahre 1206 noch auf der Erde des heiligen Landes, in dem von den Ungläubigen hart bestürmten Ptolemais. D. S.

Das Erziehungs-Haus für schwach- und blödsinnige Mädchen „Zum guten Hirten" in Hasserode bei Wernigerode

wurde im Herbste 1861 zu dem Zwecke begründet, schwach- und blödsinnige Mädchen der Provinz Sachsen und des Herzogthums Anhalt durch eine in hingebender Liebe und Treue geübte erziehliche Thätigkeit und Pflege vor dem völligen Verkommen zu retten und ihnen, was sie im elterlichen Hause, besonders bei ärmlichen Verhältnissen, nur zu oft entbehren, eine Heimstätte zu bieten, welche sie vor dem Spott und der oft rohen Behandlung ihrer früheren Umgebung schützt und sicher stellt, wo man sich dieser unglücklichsten Geschöpfe mit warmer Theilnahme und christlichem Erbarmen liebreich annimmt.

Der vor Kurzem ausgegebene 6. Bericht über das Wirken der Anstalt hebt hervor, wie in dem verflossenen 17 jährigen Zeitraum des Bestehens derselben, wenn auch glänzende Erfolge nicht zu verzeichnen seien, doch immerhin eine Menge erfreulicher Thatsachen vor der gesegneten Wirksamkeit des Erziehungshauses Zeugniß ablegen.

Am 10. October 1861 mit 4 Kindern eröffnet, reichten die Räume des ursprünglichen Gebäudes der Anstalt in Folge der wachsenden Zahl der Pfleglinge bald nicht mehr aus. Es wurde daher im Jahre 1867 zum Ankauf eines größeren Gebäudes geschritten, welches für 25 bis 26 Kinder, die im Alter von 3 bis 18 Jahren aufgenommen werden, genügenden Raum bietet. Obwohl in der Absicht, den Character einer Familiengemeinschaft möglichst gut zu wahren, die Anzahl der aufzunehmenden Kinder auf 20 festgestellt wurde, mußte man sich doch gegenüber den zahlreichen Aufnahmegesuchen bald genug entschließen, diese Zahl zu überschreiten.

Am 1. Januar 1878 betrug dieselbe 23. Hierzu wurden im Laufe des Jahres 6 Mädchen neu aufgenommen, 4 entlassen, so daß sich am Schlusse des vergangenen Jahres 25 Zöglinge in der Anstalt befanden.

Leider ist die financielle Lage der letzteren eine keineswegs günstige. Das schon am Schlusse des Jahres 1877 vorhandene Deficit, welches sich im Laufe des folgenden noch vergrößert hat und Ende 1878 auf 705 M. 76 Pf. angewachsen ist, hindert die Ausführung so mancher im Interesse der Anstalt wünschenswerthen und nothwendigen Verbesserung.

Aus Altona.

Die Diakonissenanstalt zu Altona feierte bei ihrem diesjährigen Stiftungsfest am 15. October zugleich die Einweihung des neuerbauten Männerkrankenhauses. Durch die wiederholten Bitten von Seiten erkrankter Männer um Aufnahme in die Anstalt, hatte sich das Bedürfniß einer solchen Erweiterung derselben gezeigt, doch hatte man der Kosten wegen bisher mit der Errichtung gezögert. Das Haus ist auf 20—23 Betten berechnet und soll Kranke erster, zweiter und dritter Klasse aufnehmen, deren Behandlung der Anstaltsarzt übernehmen wird. Die Frau Gräfin Schimmelmann zu Ahrensburg hat als Beihilfe zur Gründung eines Freibettes im Männerkrankenhause 1000 M. geschenkt.

Dem Bericht zufolge, sind seit dem 1. Januar bis jetzt 102 Kranke im Frauenkrankenhause verpflegt worden, und die Zahl der Schwestern ist im Laufe des Jahres von 34 auf 43 gestiegen. Die Anstalt hat jetzt im Ganzen 17 Arbeitsfelder: 4 Filialen und 13 Stationen. Zu ersteren gehört die seit dem 1. Mai übernommene Krippe zu Altona, ferner eine Warteschule, zwei Kinder-

hospitäler und 3 Krankenhäuser; außerdem üben 10 Schwestern an verschiedenen Orten Schleswig-Holsteins die Gemeindepflege. Unter den auswärtigen Krankenhäusern hat die am 1. Juli dieses Jahres zu Oldesloe eröffnete Heilanstalt für scrophulöse Kinder, welche die dortigen Soolbäder benutzen, einen sehr erfreulichen Erfolg gehabt. — Zur gedeihlichen Weiterführung der Altanaer-Krippe hat die Gesellschaft des Altonaischen Unterstützungs-Instituts am 13. Oct. d. J. in ihrer Generalversammlung 1500 M. geschenkt.

Das genannte Institut hat außerdem 60 000 M. zur Errichtung und Unterhaltung einer öffentlichen Wasch- und Badeanstalt in der Stadt Altona bewilligt, mit dem Vorbehalt jedoch, daß mit diesem Capital eine Stiftung zu begründen sei, welcher die landesherrliche Bestätigung ertheilt und die Rechte einer juristischen Person verliehen werden.

Zum Bau einer neuen und vergrößerten Speiseanstalt für Dürftige und Arme der Stadt hat die nämliche Gesellschaft 27 000 M. bestimmt und wird Altona durch diese bedeutenden Schenkungen um zwei höchst wohlthätige Anstalten bereichert werden.

Zur Verbesserung der Lage der ländlichen Arbeiter

enthält die „Landw. Dorfztg." folgende Vorschläge:

„Sowohl den Groß-Grundbesitzern wie den kleinen Besitzern, Pächtern und Verwaltern kann nicht oft und nicht dringend genug an's Herz gelegt werden, daß sie sich mehr mit dem Wohle ihrer Arbeiter beschäftigen sollten. Nicht durch Gleichgiltigkeit und leere Ausreden läßt sich hierin eine Besserung erwarten, sondern durch thatkräftiges Handeln. — Die Erledigung nachstehender Punkte dürfte viel Gutes zur Folge haben:

1) Bei jeder Abrechnung muß der Arbeiter zum Sparen ermahnt werden. Bei Unterbringung der Ersparnisse auf der Sparkasse übernimmt man (der Brodherr) die Vermittelung. 2) Die nothwendigen Lebensbedürfnisse der Arbeiter müssen aus bester Quelle im Großen eingekauft und dann vertheilt werden. 3) Wo der Raum es gestattet, ist jedem Arbeiter am Wohnhause ein Gärtchen anzulegen, auch ein Obstbaum darin zu pflanzen; die kahl dastehenden Wohnhäuser würden ein viel freundlicheres Aussehen gewinnen, wenn auch, namentlich an den Giebelseiten, ein paar Obstbäume ständen. 4) Um die Arbeiter zur Ordnung und Reinlichkeit zu erziehen, muß an jedem Hause ein Abtritt hergestellt werden. Die werthvollen Auswurfstoffe dürfen nicht verloren gehen, sondern müssen dem Acker zugeführt werden. 5) Ein Brunnen mit gutem Trinkwasser ist in der Nähe der Arbeiter-Wohnungen herzustellen. 6) Das Pfandgeld, sowie die Strafgelder, welche, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, von den Nachbarn und den Arbeitern erhaben werden, finden ihre zweckmäßigste Verwendung zum Besten der Schule und Schulbibliotheken, auch kann man dafür kleine Geschenke für die ärmsten der Schulkinder zu Weihnachten anschaffen. 7) Ertheilung von Prämien an Arbeiter, die ihrem Brodherrn fünf Jahre und länger treue Dienste geleistet, in Form von Sparkassenbüchern, in denen eine Einlage verzeichnet steht. Sage Niemand, das sei zu ideal und undurchführbar. Es giebt Männer, die das gethan haben und sie haben Segen davon gehabt. Wo aber freilich eine Herrschaft meint, sie habe gegen ihre Arbeiter weiter keine Pflicht, als Lohn für die Arbeit zu geben, da ist nicht auf Mithilfe, das Volkswohl zu fördern, zu rechnen. Solch ein rechtliches aber im Grunde herzloses Verhalten hilft aber sicher auch unter dem Landvolk die Socialdemokratie groß ziehen, die unter den der Herrschaft entfremdeten Arbeitern ein ergiebiges Feld ihrer Wühlereien finden wird. —

Die Fürsorge für entlassene Strafgefangene

betrifft ein kürzlich vom Minister des Innern ergangener Circular-Erlaß. Er macht in demselben auf die Nothwendigkeit der Förderung und Neubildung von Vereinen zu diesem Zweck aufmerksam. Die bestehenden Vereine hätten Ersprießliches geleistet, müßten aber über das ganze Land erweitert werden, wenn auf diesem Wege der Vermehrung des Verbrecherthums und dem Rückfall mit Erfolg entgegengewirkt werden sollte. Strafanstalts-Directoren und Geistliche sowie die mit dem Gefängnißwesen sich befassenden Mitglieder der königlichen Regierungen wären vorzugsweise zur Thätigkeit auf diesem Gebiete berufen und vertraut der Minister, daß sie sich der Aufgaben mit warmem Interesse unterziehen werden. Auch genehmigt er, daß die königlichen Regierungen in zwingenden Fällen den Gefängniß-Vereinen mäßige Beihilfe zusichern.

Deutsche Adelssagen.

149. Das Stammschloß der Herren von Luxburg

im Fichtelgebirge ist gleichfalls von dichten, noch heute grünenden Epheuranken der Sage umzogen. Die Ritter von Luxburg aber gelten der jetzigen Bevölkerung in der Umgebung der Burg als arge Raubritter, welche die ganze Landschaft bis Eger in steter Unruhe gehalten hätten. Längst waren die Herren von Eger darauf bedacht, dem Unwesen ein Ende zu machen; guter Rath aber war theuer, denn die Luxburg war durch steile Felsen gegen jeden Angriff geschützt. Endlich fand man in einer List ein Mittel, das Schloß zu bewältigen. Als die Ritter von Luxburg wieder einmal auf ihre Streifereien ausgezogen waren und nur die nöthigsten Wachen auf ihrer Bergveste zurückgelassen hatten, kam Meldung davon an die Herren zu Eger. Diese ließen alsbald eine bewährte Mannschaft ausrücken und sich am Fuße der Luxburg, zum Angriffe bereit, aufstellen. Alsdann wählten sie gerade soviel Mann aus, als die von der Burg ausgezogenen Ritter bei sich hatten, richteten Rosse und Ritter an Waffen, Ausrüstung und

derlei Dingen möglichst so zu, wie sich die Begleiter der Luxburger trugen, und ließen sie dann dem Berge sich nähern und auf das Schloß zu vorrücken. Ohne Bedenken wurden die Thore geöffnet als man die Reiterschaar ankommen sah; erst als die Pforten der Burg von den Egerschen Knechten besetzt waren, erkannten die Luxburger ihren Irrthum; aber jetzt war es zu spät, schon rückte der Hinterhalt nach. Als die Ritter von Luxburg in der Nacht heimkehren wollten, kündeten ihnen leuchtende Feuersäulen, daß ihr Stammhaus in die Gewalt der Feinde ritterlicher Freiheit und räuberischer Zügellosigkeit gerathen war. Wie sagenhaft auch die Erzählung klingen mag, — ein geschichtlicher Kern scheint ihr nicht abgesprochen werden zu können.

Das Fichtelgebirge ist bekanntlich der klassische Ort der Sagen von Venetianern, ungeheuren Schätzen, unermeßlichen Reichthümern, die in der Wälder Nacht oder unter den kahlen Felsengipfeln des Finders warten. Solche Schätze hat man auch auf dem Stammsitze der Herren von Luxburg vermuthet. In dem Keller des Schlosses unweit des Thores, nach dessen verfallenen Eingange noch einige Stufen hinführen, soll ein „herrlicher Hort“ vergraben liegen, von welchem es in einem an den Markgrafen Friedrich von Brandenburg gerichteten Berichte folgendermaßen lautet:

„Gold Silber und Edelgeschmeide liegt dort in einem kupfernen Kessel eine Elle hoch und breit auf gemünzten Gulden. Auf dem Kessel steht ein kupfern Gefäß; darin ist eine Krone von Gold und schöne Kleinodien und Edelgestein, so von den Luxburgern etwa einem Könige räublich genommen. Ist zu erheben durch ein Mönchlein; hat schwarze Kleider, ist klein und hinkt.“ Die Worte erinnern an jene Weisheit unserer ersten Lehrbücher aus dem Kindheitsalter der Chemie, die tausend und aber tausend Angaben enthalten, wo große Schätze zu heben sind. Das Sonntagskind aber ist bisher der Luxburg ebenso wenig gekommen, wie dem ganzen, von harter Armuth gedrückten Gebirge die goldene Zeit.

150. Das Geschlecht der Herren von Stromer

ist eins der wenigen, welche die altpatrizische Würde und den alten reichsstädtischen Glanz durch den Wechsel der Zeiten bis in unsere Tage behauptet haben, denn noch heut sitzen die Stromer im Rathe von Nürnberg. Von der Sage aber sind die weisen und thatkräftigen Patrizier vergessen; nur zwei Frauen des Geschlechtes leben in derselben fort.

Die eine Ueberlieferung feiert den Heldenmuth der Amtskastnerin Stromer zu Velden. In den Kriegen zwischen Nürnberg und den Markgrafen Albrecht, dem deutschen Achilles, war es, daß jenes Städtlein im oberen Pegnitzthale von den Brandenburgischen hart angegriffen und zu mehreren Malen bestürmt wurde. Da kämpfte die Kastnerin den Männern und Weibern der Stadt mit solcher Tapferkeit voran, daß die Reisigen des Markgrafen endlich von der Belagerung abstanden.

Die andere unheimliche Sage des reichsstädtischen Geschlechtes spielt in dem herrlichen Gotteshause von St. Lorenz zu Nürnberg. Jungfrau Gertrud Stromer, so heißt es, war einem reichen Patrizier, einem Imhof, wohlgeneigt; weil sie aber ihre Liebe verhehlte so heirathete der Jüngling ihre beste Freundin. Darüber brach der Gertrud aller Lebensmuth; und als der Geliebte ihrer Jugend nach kurzer Ehe starb, folgte auch sie ihm nach wenigen Wochen nach und ward, nicht gar fern von ihm, in St. Lorenz bestattet, woselbst sich die Familiengruft der Stromer und der Imhof befindet. Als man nun 1430 schrieb und der Allerseelentag kam, machte sich des Patriziers junge Wittwe, Frau Imhof, frühe auf, um in St. Lohrenz die Messe zu hören. Kaum graute der Tag. Und doch fand die Patrizierin die Kirche fast gefüllt; aber wie erschrak sie, als sie bemerkte, daß sowohl die Geistlichen wie die Zuhörer zu längst verstorbenen Mitgliedern der Gemeinde gehörten! Da sah sie vor einem Altare eine Jungfrau in brünstigem Gebete knieen. Ein geheimnißvoller Zug trieb sie, der Beterin auf die Schulter zu klopfen: die Andächtige wandte sich auf, und siehe! es war Jungfrau Gertrud Stromer, die vor drei Wochen verstorben war. Da trat's der Frau Imhof eiskalt in's Herz; die Abgeschiedene aber sagte: „liebste Gevatterin, so man zur Wandlung läutet, hebet euch aus der Kirche; sonst ist es um euer Leben geschehen! Wohl hat es mir das Herz gebrochen, daß ihr euch meinem Geliebten vermählt habt; ich aber habe euch verziehen!“ Da eilte Frau Imhof, zum Tode erschreckt, aus dem Gotteshause; aber die Todten eilten ihr nach die dürren Knochenhände ergriffen sie beim Mantel; entsetzt ließ sie ihn im Stiche und floh nach Hause. Hier ergriff sie ein hitziges Fieber, und als sie endlich nach schweren Wochen der Krankheit wieder genesen war, hatte sich ihr Herz von der Welt geschieden; die jugendliche Wittwe Imhof nahm den Schleier im Kloster zu St. Clara. In stiller Zelle lebte sie noch einige Jahre dahin, bis man sie einst früh am Allerseelentage friedlich entschlummert fand.

Die letztere Sage ist eine der vielfachen Varianten von der „Todtenmesse“, von welcher man sich in allen Gegenden Deutschlands erzählt. Die Gewohnheiten, auch die gottesdienstlichen Gebräuche des irdischen Lebens setzten sich nach deutschem Volksglauben in der Ewigkeit fort. Den Abgeschiedenen ist es verstattet, überlebenden Freunden zu helfen und sie zu warnen; wer aber einmal einen Blick in das Jenseits gethan hat, der hört nach der tiefsinnigen deutschen Sage auch bald den Friedensgruß, der ihn absorbert, und das Diesseits verschwindet ihm vor jenem höheren Leben, dessen versöhnendes Morgenroth ihm nun bald anbrechen muß.

Carl Heymann's Verlag in Berlin W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 19. November 1879. Nr. 47.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. November 1879 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Novbr. 1879 verbandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro October 1879.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. October 1879	54			
	Zugang pro	28			
		82			
	Abgang	25			
	Bleibt Bestand	57	57	1 637	60
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. October 1879	84			
	Zugang pro	24			
		108			
	Abgang	31			
	Bleibt Bestand	77	77	2 178	90
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. October 1879	14			
	Zugang pro	7			
		21			
	Abgang	6			
	Bleibt Bestand	15	15	471	58
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. October 1879	34			
	Zugang pro	12			
		46			
	Abgang	13			
	Bleibt Bestand	13	13	1 081	54
5.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. October 1879	5			
	Zugang pro	18			
		23			
	Abgang	7			
	Bleibt Bestand	16	16	343	50
6.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. October 1879	21			
	Zugang pro	15			
		36			
	Abgang	18			
	Bleibt Bestand	18	18	666	36
7.	**Bundsburg:**				
	Bestand am 1. October 1879	9			
	Zugang pro	14			
		23			
	Abgang	9			
	Bleibt Bestand	14	14	439	27
	zu übertragen		210	6 815	375
	Uebertrag		210	6 815	375
8.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. October 1879	17			
	Zugang pro	9			
		26			
	Abgang	5			
	Bleibt Bestand	21	21	640	32
9.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. October 1879	21			
	Zugang pro	22			
		43			
	Abgang	19			
	Bleibt Bestand	24	24	716	60
10.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. October 1879	12			
	Zugang pro	11			
		23			
	Abgang	8			
	Bleibt Bestand	15	15	454	35
11.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. October 1879	18			
	Zugang pro	19			
		37			
	Abgang	17			
	Bleibt Bestand	20	20	555	65
12	**Zülchow:**				
	Bestand am 1. October 1879	32			
	Zugang pro	15			
		47			
	Abgang	22			
	Bleibt Bestand	25	25	804	80
13.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. October 1879	33			
	Zugang pro	15			
		48			
	Abgang	15			
	Bleibt Bestand	33	33	1 015	60
14.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. October 1879	19			
	Zugang pro	18			
		37			
	Abgang	14			
	Bleibt Bestand	23	23	686	42
	zu übertragen		371	11 685	749

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Novbr. 1879 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro October 1879.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		371	11 685	749
15.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. October 1879 .	13			
	Zugang pro . .	6			
		19			
	Abgang . . .	10			
	Bleibt Bestand	9	9	356	60
16.	**Neusalz a. d. O:**				
	Bestand am 1. October 1879 .	13			
	Zugang pro .	14			
		27			
	Abgang . . .	8			
	Bleibt Bestand	19	19	551	41
17.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. October 1879 .	21			
	Zugang pro . .	17			
		38			
	Abgang	25			
	Bleibt Bestand	13	13	528	42
18.	**Schrimm:**				
	Bestand am 1. October 1879 .	12			
	Zugang pro .	15			
		27			
	Abgang .	8			
	Bleibt Bestand	19	19	447	36
19.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. October 1879 .	2			
	Zugang pro . .	3			
		5			
	Abgang . . .	1			
	Bleibt Bestand	4	4	83	12
20.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. October 1879 .	2			
	Zugang pro . .	1			
		3			
	Abgang .	1			
	Bleibt Bestand	2	2	53	10
21.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. October 1879 .	1			
	Zugang pro . .	4			
		5			
	Abgang	2			
	Bleibt Bestand	3	3	65	26
22.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. October 1879 .	6			
	Zugang pro .	4			
		10			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	4	4	205	10
23.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. October 1879 .	5			
	Zugang pro . .	4			
		9			
	Abgang . . .	3			
	Bleibt Bestand	6	6	195	12
24.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. October 1879 .	17			
	Zugang pro .	—			
		17			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	17	17	527	18
25.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. October 1879 .	10			
	Zugang pro . .	16			
		26			
	Abgang . . .	10			
	Bleibt Bestand	16	16	381	30
	zu übertragen		483	15 076	1 046
	Uebertrag		483	15 076	1 046
26.	**Altena:**				
	Bestand am 1. October 1879 .	13			
	Zugang pro . .	9			
		22			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	16	16	443	38
27.	**Oeynhausen:**				
	Bestand am 1. October 1879 .	4			
	Zugang pro . .	1			
		5			
	Abgang . . .	3			
	Bleibt Bestand	2	2	87	34
28.	**Plochingen** (in Württemberg):				
	Bestand am 1. October 1879 .	1			
	Zugang pro . .	2			
		3			
	Abgang . . .	2			
	Bleibt Bestand	1	1	18	38
29.	**Ludwigslust** (in Mecklenburg):				
	Bestand am 1. October 1879	20			
	Zugang pro .	23			
		43			
	Abgang .	20			
	Bleibt Bestand	23	23	627	36
30.	**Dresden:**				
	Bestand am 1. October 1879 .	9			
	Zugang pro .	8			
		17			
	Abgang .	10			
	Bleibt Bestand	7	7	247	16
31.	**Niederweisel** (in Hessen):				
	Bestand am 1. October 1879 .	14			
	Zugang pro . .	2			
		16			
	Abgang . .	—			
	Bleibt Bestand	16	16	457	20
	Zusammen		548	16 955	1 228

Der gesammte Abgang an Kranken pro October 1879 beträgt 324, davon sind:

gestorben 34
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 11
geheilt 279
wie vor 324.

32. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 55 Betten.
Bestand am **1. Septbr. 1879** . . . . 12 Kranke.
Zugang pro . . **Septbr.** . . . . . . 9 „
21 Kranke.

Davon sind:

gestorben 1
geheilt 10
11 „

Bleibt Bestand am **1. Octuber 1879:** 10 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 3 Europäer und 6 orientalische Christen.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro Septbr. 1879 beträgt 351.

Poliklinisch wurden 991 Personen behandelt.

1. Heinrich Reinhold von Arnim, Major a. D., auf Tolksdorf an der Ostpreußischen Südbahn, Rechtsritter seit 1869, † zu Tolksdorf 3. November 1879.
2. Gustav Adolf von Goetzen, Major und Landstallmeister a. D., Ehrenritter seit 1860, † zu Charlottenburg 7. November 1879.
3. Richard Edmund Graf von Kalckreuth, Generallieutenant z. D. und Kammerherr, Ehrenritter seit 1845, † zu Puschkeiten bei Domnau in Ostpreußen 9. November 1879.

Ritter Bernhard von Hirschfeld und seine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe (1517).

Ein Beitrag zur Religions- und Cultur-Geschichte des 16. Jahrhunderts, sowie zur Geschichte des Johanniter-Ordens und des heiligen Landes.

Nach handschriftlichen und anderen Quellen
dargestellt vom
Reg.-Rath v. Hirschfeld in Marienwerder, Ehren-Ritter.

18. Rhodus i. J. 1517.

Am 25. September trafen nach vierwöchentlicher Fahrt, über deren Erlebnisse keine Nachrichten vorliegen, die Pilger in Gesellschaft der oben (S. 228) genannten Johanniter- (Rhodiser-) Ritter: der Konthure Georg von Haußen und Martin Hertwitz, sowie der Ritter Georg von Schilling-Canstadt, Martin von Eyle und des v. Seidlitz, welche die Fahrt zum heiligen Lande mitgemacht hatten, zu Rhodus ein. Den 29sten fuhr der Patron mit einem Theile der Wallfahrer ab. Als die zurückgebliebenen, worunter Graf Schwarzburg, Hirschfeld, Dolzk, Dalberg Vitzthum und Rosenau dies erfuhren, schifften sie auf einer vom Großmeister Fabricio del Caretto (1513—1521) gestellten Ruderbarke (von 24 Rinnen) ihren Gefährten nach, kreuzten bis zum Abende des 1. October, ohne ihr Schiff zu erblicken, und kehrten dann nach Rhodus zurück. Der Großmeister ließ ihnen das an der St. Katharinen-Kirche gelegene Haus zur Wohnung anweisen, sandte ihnen während ihres Aufenthalts zu Rhodus täglich Wein, Brod und Fleisch, „und sonst viel mehr gnädige Erzeigungen.“

Die 1826 als Moschee und Knabenschule benutzte Kirche der St. Katharina lag am westlichen Ende der, nördlich längs der südlichen Mauer des Ordensquartiers vom Hafen nach dem Palaste des Großmeisters (G auf dem Plane bei von Winterfeld a. a. O. S. 148. 149) führenden Ritterstraße (rue des chevaliers, 1826: rue longue) und war die Conventualkirche.

Von Kirchen erwähnt Hirschfeld noch folgende.

Die Pfarrkirche zu Unserer lieben Frauen lag in der bürgerlichen (südlichen) Stadt nicht weit von der Judenmauer (bei K auf dem Plane von Winterfelds, a. a. O.) Nach ruhmvoller Abwehr der Angriffe Mahomeds i. J. 1480 ließ der Großmeister Peter v. Aubusson (1476—1505) aus Dankbarkeit gegen den Himmel und die Jungfrau Maria, welcher man die Errettung aus der Gefahr mit zuschrieb, an der Stelle, wo die Türken zuerst zum Weichen gebracht waren, eine prachtvolle Kirche erbauen und nannte sie: „De Sainte Marie de la victoire“ oder „Notre dame des victoires“, welche dann bei den Deutschen kurzweg Unserer Lieben Frauen Kirche hieß. In derselben wurde der damals auf Rhodus anwesende und am 29. September 1517 verschiedene Herr Heßli Marthen, ein friesischer Edelmann, beerdigt.

Die Kirche St. Johannis war in der nämlichen Gegend. In dieser befand sich das Grab Bernhard von Seybelsdorfs. Er starb, wie sein Leichenstein besagte, im Jahre 1486.

In der Kirche des Augustiner-Klosters zu Rhodus, ebenfalls in der südlichen Stadt, lagen dicht vor dem Chore die Ritter (jedoch nicht Johanniter) Conrad von Amendorff und Bernhard von Schönberg begraben. Ihre Grabsteine, welche zugleich ihr Wappen enthielten, lauteten: „Anno domini 1476 am 28. Augustj ist vorschieden Conradt von Amendorff, Ritter, des Seele Gott gnedig sei. Amen.“ und „Anno domini 1476 am tage des 5. Septembris ist verschiedene Bernhardt von Schönberg, Ritter, des Seele Gott gnedig sei. Amenn.“

Sie waren offenbar Reisebegleiter Herzog Albrechts von Sachsen, welcher 1476 das gelobte Land besucht hatte und in dessen Gefolge sich auch noch Georg v. Wolframsdorf befand.

Endlich wird noch genannt nördlich vor der Stadt am Meere die Kirche zu St. Antonii (St. Antoine, D auf den Plane bei von Winterfeld a. a. O.). Bevor Mahomed, vom glühendsten Hasse gegen den Johanniter-Orden beseelt, seinen gewaltigen so schimpflich für ihn endenden Zug gegen Rhodus unternahm, ließ Peter von Aubusson, von den Plänen der Feinde unterrichtet, i. J. 1479 die Kirche St. Antoine nebst der in der Nähe belegenen Kirche St. Marie niederreißen, damit sie den Feinden nicht als Verschanzungen und Zufluchtsstätten dienten. Wie sich aus Hirschfelds Bericht ergiebt, war die Kirche St. Antonii im Jahre 1517 bereits wieder aufgebaut.*)

Sie diente noch 1517 als Begräbnißstätte der Johanniter-Ritter. Jeden Montag ritt der Großmeister nebst sämmtlichen in Rhodus anwesenden Rittern hinaus und wohnte dem in ihr für die Verstorbenen abgehaltenen „gesungenen und andern Amt“ bei. In einer kleinen Kapelle dieser Kirche lag Herzog Christoph von Bayern begraben, welcher mit dem Churfürsten von Sachsen das heilige Land besucht hatte und zu Rhodus 1493 verstorben war. Doch bezeichnete kein Monument oder Stein die Stätte. Vor der Kirche lagen die mit ihm im gelobten Lande gewesenen und ebenfalls zu Rhodus verschiedenen Pilger: ein Herr von Wuldenstein, von Grensing und Wilhelm von Einsiedel. Auf eines jeden Grabstein war sein Wappen,

*) Dieselbe wurde nach der türkischen Besitznahme (1522) in eine Moschee verwandelt und bestand noch 1826.

Name, Jahr und Tag seines Todes verzeichnet. Auf Wilhelm von Einsiedels Stein stand: „Obiit strenuus vir Wilhelmus Einsidel, Miles, cuius anima requiescat in pace. Anno domini Tawsend vierhundert XCIII. am Sibenden tage Augustj." (Am 7. August 1493 verschied der kühne Herr Wilhelm von Einsiedel, Ritter, deß Seele in Frieden ruhe.).

Dieser Wilhelm von Einsiedel war nach den vorliegenden Nachrichten ein Bruder Hildebrands von Einsiedel auf Gnandstein (dem Großvater von Bernhards Mutter Barbara und der Elisabeth, Gemahlin Friedrichs von Dohna). Derselbe war Chursächsischer Hofmarschall, Land- und Kriegs-Rath († 1461) zugleich Johanniter-Ritter, vermählt und Stammvater der späteren Linien. Es gab also in Sachsen schon während des 15. Jahrhunderts verheirathete Johanniter.

19. Reise von Rhodus nach Süditalien und von da nach Neapel.

Am 12. October bestieg Hirschfeld mit dem Reste der Wallfahrer ein (sog. Pyßkoyer) Schiff von etwa 130 Tonnen Gehalt, welches nach Tarent in Apulien fuhr. Das Passagiergeld betrug 5 Ducaten für die Person.

Die Fahrt ging längs der Küste von Morea, an Zante und Cephalonia vorbei. Zu Gallipoli im Meerbusen von Tarent, wo man am Abend des 28. October anlangte, verließen die Reisenden das Schiff. Gallipoli auf einer kleinen Landzunge gelegen, hatte nur ein Thor, vor diesem ein Kastell und galt für die festeste Stadt Apuliens. Hier blieben die Pilger den 29sten und setzten am 30. October ihre Reise zu Lande fort. Sie ritten durch Nardo, Leice, Messagne, Ostuni, Monopoli, Polignano, Mola, Bari, wo die alte Herzogin von Mailand, Mutter der Braut des Königs von Polen, Hoflager hielt, Giovamazza, Malfeta, Bisceglia, Trani, Barletta (aus welcher der König von Neapel eine jährliche Rente mit 100 580 Ducaten von Zoll, Salzsee und Viehtrifft bezog) nach Zapaneta. Hier wandte sich die Straße landeinwärts. Am 10. November gelangte die Gesellschaft, den Weg über Atripalda (bei Avellina) nehmend, nach Neapel der Hauptstadt des Königsreichs. Die Einnahme, welche der König von Spanien aus diesem (mit den Provinzen Neapel, Apulien und Calabrien) bezog, wurde auf 1 Million (10 mal 100 000, wie es damals hieß) Ducaten (10 800 000 Mark) geschätzt.

Die Stadt Neapel besaß 3 Schlösser, in deren größtem und besten (Castella nuova) der Vicekönig residirte. Von Kirchen erwähnt Hirschfeld die zu Unserer Lieben Frauen (Carmine genannt), welche als bedeutender Wallfahrtsort in hohen Ehren stand und nebst dem anstoßenden Kloster von der Herzogin von Schwaben, Mutter des 1268 hingerichteten Conradin, erbaut war. Letzterer lag „im Hochaltar" der Kirche begraben und an dem nahe bei der Kirche belegenen Orte seiner Enthauptung war in einem steinernen Häuschen zu seinem Gedächtniß eine rothe Marmorsäule errichtet, welche 1517 noch stand. Eine zweite Kirche zu St. Peter hatte nach der Tradition der Apostel Petrus, als er von Jerusalem nach Rom ging und zu Neapel den italischen Boden betrat, selbst geweiht. Vor der Kirche stand der Altar, an welchem er nach der Legende seine erste Messe in Italien las. In dieser Kirche war stets das auf ein Jubeljahr zu Rom folgende Jahr hindurch gleicher Ablaß wie in Rom.

$^1/_5$ deutsche Meile vor der Stadt lag auf einem Berge die Kirche S. Januarii. Unter derselben befand sich im Felsen ein großer Doppelkeller, welcher in vorchristlicher Zeit als Begräbnißstätte diente. Später ließ man die zu Neapel an der Pest Gestorbenen hineinwerfen und bei Hirschfelds Anwesenheit sollten noch 20 bis 30000 unverweste Leichen darin gelegen haben. Obwohl diese Angabe übertrieben sein mag, so beweist sie doch, daß hier die Pest nicht lange vor 1517 wüthete und durch unverantwortliche Nachlässigkeiten stets neue Nahrung erhielt. Neben der Kirche befand sich ein Siechhaus, in welches die Pestkranken gelegt wurden und daher selbstverständlich rasch hinstarben. Aus so widersinnigen sanitären Einrichtungen erklärt sich die große Sterblichkeit während des Mittelalters in Italien.

Auf einem andern Berge vor der Stadt lag eine Karthause nebst einem gut gebauten Kloster, welches ursprünglich ein altes Schloß war und Monta Sion hieß.

In Neapel wohnten die meisten Fürsten, Herren und Edlen des Königreichs. Für den Fall eines Krieges konnten dieselben 6000 Pferde (Reisige) stellen.

20. Einzug der Königin von Polen in Neapel.

Am 21. November zog die Braut des Königs Sigismund I. von Polen, eine Tochter der zu Bari residirenden Herzogin von Mailand, feierlich in Neapel ein. Den Einzug, welcher für das Ceremoniell eines fürstlichen Brautzuges damaliger Zeit von Interesse ist, beschreibt Hirschfeld genau.

Den Zug eröffneten 7 Maulesel hinter einander; jeder derselben trug 2 mit rothblauem und weißem Tuche bedeckte Truhen. Dann folgten 12 Esel; jeder trug 2 vergoldete und oben mit braunem und weißem*) Stoffe bedeckte Truhen. An diese schlossen sich 58 Pferde an, welche mit braun und weißen Decken behängt waren sowie braun und weißes Zaumzeug hatten. Jedes wurde von einem braun und weiß Gekleideten am Zügel geführt. Darauf kamen 10 Hengste, geritten von 10 in schwarzen Seidendamast gekleideten Edelknaben, ehemaligen Pagen der Brautmutter.**) Diesen folgten fünf Berittene in Gewändern aus braunem Sammet mit weißem Atlas. Auf Brust und Rücken befanden sich goldgestickte kastanienförmige Verzierungen, und rings um diese „ein Zettel mit etlichen Buchstaben der Braut." Sodann kamen sieben an der Hand geführte kleine Zelter und Maulesel, auf denen kostbare Decken und Sättel lagen. Die Führer waren ebenfalls in Braun und Weiß gekleidet. Auf diese folgten 9 edle Hengste, an der Hand geführt. Die drei vordersten waren in Decken

*) Braun und weiß waren die Farben der Braut.

**) Als Reitpferde wurden damals nur Hengste verwandt.

aus Gold- und Silber-Brokat gehüllt, die übrigen 6 trugen kostbares Zaum- und Sattelzeug nebst großen Federbüschen auf dem Haupte. Die Führer waren ebenfalls in Braun und Weiß gekleidet. An diese schlossen sich 11 zum Gefolge des polnischen Abgesandten gehörige Berittene an, in Blau nach deutschem Schnitte gekleidet. Nach ihnen ritten ein Trommler und ein Pfeifer, hinter diesen 5 Diener des Königs von Polen auf Pferden mit goldenen und seidenen Schabracken. Jeder Reiter führte ein kleines Pferd mit Frauensattel und kostbarer Schabracke am Zügel. Diesen folgten die 6 Diener der polnischen Gesandtschaft, polnisch gerüstet. Danach kamen auf edlen Hengsten 6 der Vornehmsten vom Hofstaate der Braut: 2 in Röcke von Goldbrokat und 4 in Sammet mit Gold gekleidet. Sie trugen große goldene Ketten und neben ihnen schritten Trabanten in braun und weißem Seidenbamast einher. Dann folgten noch 4 zur polnischen Gesandtschaft Gehörige. Hinter diesen ritt der polnische Abgesandte selbst, als der zur Eheschließung durch Procuratur beauftragte Stellvertreter des Königlichen Bräutigams (Sr. Kaiserlichen Majestät von Polen, wie er titulirt ward). Der Botschafter trug ein Kleid aus Goldbrokat nebst großer goldener Kette und war auf polnisch gerüstet. Dicht hinter ihm ritt die Braut auf einem großen braunen Hengste. Sie war in rothen Atlas, durchweg mit Goldstickerei, gekleidet, hatte das Haar zurückgeschlagen und auf dem Haupt ein rothes Atlasbarett mit Schmuck. Ihr zur Rechten ritt der Propst von Brügge als Gesandter Kaiser Maximilians I. und zu ihrer Linken der Vicekönig von Neapel. Hinter der Braut folgte deren Mutter, auf jeder Seite einen wälschen Ritter. Dann kam die Gemahlin eines derselben in einem Gewande von Goldbrokat, ihr folgten 7 Brautjungfrauen in grünen Atlaskleidern, und daran schloß sich der gemeine Haufen.

21. Schluß der Reise.

Am 2. December ritt Hirschfeld mit seinen Gefährten auf Rom zu. In Neapel hatten sich angeschlossen: Ritter Wilhelm von Constadt, ein Edler aus Mähren nebst einem Doctor, dem Kanzler des Bischofs von Mähren; Johann von Haubitz; David Gesugner, ein Diener Herzog Georgs von Liegnitz; Georg Brinitz, sowie 2 Knechte und ein Koch. $^1/_5$ deutsche Meile nördlich von Neapel passirten sie einen gewölbten Bergtunnel von 565 m. Länge und 2 Wagen Breite. Vor Pozzuoli, wo übernachtet wurde, kam man an Alaunwerken vorbei. Auf der Landseite der Stadt sahen die Reisenden einen feuerspeienden Berg (den Solfatara) in Thätigkeit: bei Tage Rauch und in der Nacht Flammen. In einer Höhle am Fuße desselben siedete fortwährend schwefelhaltiges Wasser, das zur Ebene abfloß. Aus den Niederschlägen wurde Schwefel gewonnen. Nahe am Meer besuchten sie einen andern Vulkan. Tief in denselben hinein führte ein finsterer mannsbreiter Gang. Ohne daß man Feuer oder Rauch bemerkte, war hier eine schweißtreibende Hitze. Unten am Berge strömte heißes Wasser aus. Im Alterthume bestanden hier warme Bäder, welche aber 1517 bis auf einzelne Ueberreste zerstört waren. Etwas weiter nördlich davon kamen die Reisenden an einen Berg und an dessen Fuße zur Stätte des alten Cumae, dessen Ruinen Hirschfeld noch in großer Ausdehnung vorfand. Ein langer und hoher Gang im Berge, theils aus gewölbtem Mauerwerke bestehend, theils in den Felsen gehauen, führte in 3 viereckige kleine Gemächer, welche als die Wohnung der Sybille von Cumae bezeichnet wurden.

Am 3. December ritt die Gesellschaft über Patria, Castelmare, und Moudragone nach dem $^3/_5$ deutsche Meile nördlichen Libanel, und am 4. über Gaeta nach Fondi. Am 5. kamen sie auf der Grenze des Königreichs Neapel durch den Bogen einer vom Gebirge zum Meere geführten römischen Wasserleitung, und von da nach Piperno, am 6. über Sermoneta nach Veletri, und am 7. über Marino nach Rom. Hier besichtigten sie die Kleinodien des Papstes: u. A. die Tiara, zwei Infuln und einen Schmuck, welchen er vorn an der schüsselförmigen Chorkappe zu tragen pflegte. Derselbe enthielt 4 große flache (Tafeln genannte) Rubinen, 4 Sapphire, 4 Smaragden und in der Mitte einen spitzen und großen Diamant vom reinsten Wasser im Werthe von 25 000 Ducaten (270 000 Mark), ein Geschenk der Familie Fugger in Augsburg. Nachdem die Gesellschaft dem Papste den Fußkuß geleistet, zeigte man ihr das angebliche Schweistuch der heiligen Veronika (S. 253) und ein Ende des Speers, mit welchem Christo die Seite geöffnet sein soll. Beide Gegenstände befanden sich in einem parillen (mattgeschliffenen) Glase, so daß man sie — wie Hirschfeld bemerkt — nicht genau besehen konnte.

Am 30. December ritten Hirschfeld, Rosenau und Ludwig von Hutten über Castel nova, Riano, Civita Castellana, Tribaldo (an der Tiber), Tarni, Stretura, Spoleto, Foligno, Nocera, Gaifano, Sigillo, Fossombrone, Fano, Pesaro, Cattolika, Rimini, Bellaria, Cesenatico, Cesena, Ravenna, Porto di Primaro, Porto di Magnavaca, Volano, Goro, Porto Fossone, Brondolo und Chioggia nach Venedig, wo sie in der Nacht des 8. Januar 1518 ankamen.

Am 10. Januar reisten sie von Venedig ab und ritten über Mestre, Treviso und Feltre; sodann im Lande des deutschen Kaisers über Grignio, Trient, Neumarkt (einen Marktort), Botzen, Klausen (einen Marktort), Brixen, Sterzingen, die Herberge Luge am Brenner, Matrey (Marktort), Innsbruck, Zirl, Seefeld, Mittenwald, Partenkirch, Amergau, Schongau, Landsberg, Augsburg, Donauwörth nach Weißenburg, das man am 25. Januar erreichte.

Am 16. Februar 1518 traf dann Hirschfeld wieder in Altenburg ein, reich an Erfahrungen, Kenntnissen und neuen Lebensanschauungen.*)

*) Anm. Die Geschichte des Ritterordens des heiligen Grabes folgt als besondere Abhandlung.

Welche gewaltigen Arbeitsgebiete die innere Mission umspannt, davon geben einige Zahlen einen beredten Beweis. Es bestehen jetzt 52 Diakonissen-Mutterhäuser mit 3921 Schwestern und 62 Diaconissen-Schülerinnen; die Anzahl der Arbeitsfelder beträgt 1095, gegen 866 im Jahre 1875, darunter die der Krankenhäuserstationen 397, die der Armen- und Siechenhäuserstationen 56, der Gemeindestationen 288, der Erziehungs- und Schulstationen 73, der Kleinkinderschulstationen 168, außerdem solche an Krippen, Rettungshäusern, Industrie-Schulen, Mägdeanstalten, Anstalten für Blöde und Epileptische, Magdalenen-Asylen, Gefängniß-Stationen, Hospizen und Pensionaten. Unter den einzelnen Mutterhäusern nimmt noch immer Kaiserswerth die erste Stelle ein mit seinen 542 Schwestern, 159 Arbeitsfeldern, und mit 626,095 Mk. Einnahme i. J. 1877. Die Gesammteinnahmen und Gesammtausgaben der Diaconissenanstalten mit Filialen beliefen sich i J. 1877 auf gegen 4,100,000 Mk. Deutschland zählt 33 Mutterhäuser, Rußland 6, die Schweiz 4, Holland und England je 2, die übrigen Länder nur je 1.

An Sonntagsschulen besitzt Deutschland gegenwärtig 1977, in denen 8325 Lehrer 162,251 Kinder unterrichten. Die meisten hat das Rheinland mit 420, dann Baden mit 208 und Württemberg mit 197. Leider haben hier auch die Secten sehr bedeutend sich eingedrängt, so daß gegenüber 1466 landeskirchlichen Sonntagsschulen 511 außerhalb der Landeskirche stehende mit 1733 Lehrern und 24,794 Kindern vorhanden sind.

Von Diaconen- und Brüder-Häusern zählt Deutschland 14 mit 250 jungen Männern. Im Ganzen sollen aus diesen Anstalten seit 1820 1400 noch lebende, also im Ganzen wohl über 2000 Männer in den Dienst der innern Mission entsandt worden sein. Darunter figuriren freilich auch 300 Lehrer an Anstalten und Gemeinden und 206 Kolonistenprediger.

Was die Zahl der Jünglings-Vereine angeht, so zählen dieselben in Nord-Amerika nach mehr als 900 mit angeblich ca. 200,000 Mitgliedern. In Rheinland-Westphalen giebt es über 128 Vereine mit stark 5760 Mitgliedern. Im Osten liegt die Sache augenblicklich darnieder, dagegen bildet sich im Nordwesten Deutschlands ein neuer Bund.

Was endlich die Verbreitung der h. Schrift betrifft, so hat dieselbe im östlichen Deutschland nach dem Bericht von Palmer-Davies, dem Agenten der Britischen Bibelgesellschaft, erfreulich zugenommen. Der Gesammtabsatz der deutschen Agentur betrug i. J. 1877: 448,808 Exemplare, meist Bibeln und N. Testamente in verschiedenen Sprachen, 23,471 mehr als i. J. 1876. Unter dem Militär wurden 10,266 Exemplare verbreitet. Die preußische Hauptbibelgesellschaft hat vom 1. Oct. 1877 bis 1. October 1878 vom Magazin aus 47,950 Bibeln und 9596 N. Test. unter dem Selbstkostenpreise verabreicht, den Berliner Stadtschulen 304 Bibeln und den Militärschulen 400 Bibeln übersandt. Im Ganzen sind bis jetzt von ihr 2,310,247 Bibeln und 1,030,103 N. Test. vertheilt, in Gemeinschaft mit den Töchtergesellschaften über $4^1/_2$ Millionen h. Schriften. So geht es auch im Reiche Gottes ununterbrochen vorwärts, und die Segensströme des Evangeliums gehen durch alle Lande. (Westf. Sonntagsbl.)

Kindestreue.

In Paris hat eine Gesellschaft sich die schöne Aufgabe gesetzt, nach Erweisungen werkthätiger Nächstenliebe in Frankreich zu forschen, um dieselben alsdann mit einem „Tugendpreis" aus der Stiftung eines Menschenfreundes, Names Montyon, zu krönen. In diesem Jahre wurde dieser Preis dem Fräulein Leontine Nicolle feierlich zuerkannt.

Dieselbe hatte achtundzwanzig Jahre lang in der pariser Heilanstalt für Geisteskranke, in der Salpêtrière als Wärterin auf's Hingebendste gedient. Vermöge einer ausgezeichneten Erziehung und Geistesbildung hätte sich ihr eine glänzende Lebensstellung eröffnen können wenn sie eine solche gesucht. Was hatte sie aber auf jene entsagungsreiche Bahn geführt? Die Liebe zu ihrer Mutter.

Diese ward von Zeit zu Zeit von den Gedanken gemartert, daß sie verfolgt werde, und in diesen immer öfter auftretenden Verdunkelungen ihres Geistes ließ sie sich zu Handlungen fortreißen, die ihre Aufnahme in eine Heilanstalt unvermeidlich machten. Als sie dieselbe in der Salpêtrière gefunden, bewarb sich ihre Tochter sofort um die Stelle einer Wärterin in derselben. Zwei Jahre dauerte es, ehe eine solche offen ward und ihre Bitte erfüllt werden konnte. Diese lange Zeit des Harrens hatte Leontine in ihrem Entschluß nicht wankend gemacht, sondern mit Freuden trat sie in das Asyl und widmete den geisteskranken Frauen, welche ihrer Obhut anvertraut wurden, die zarteste und umsichtigste Sorgfalt. Die ihr zur Erholung gegebene freie Zeit widmete sie ausschließlich ihrer geliebten Mutter, welche in den Zeiten ihrer Geistesumnachtung auch jeglichen Liebesdienst ihrer Tochter mit Entsetzen zurückwies, weil sie dieselbe nicht erkannte. Siebenundzwanzig Jahre lang hat Leontine diese angreifenden Vorkommnisse mit unveränderter Geduld und Sanftmuth ertragen, bis endlich ihre Mutter in ihren Armen verschied.

Das war nicht der einzige Lohn, welcher der kindlichen Aufopferung zu Theil ward, daß die Mutter sich in den leidensfreien Tagen durch die Nähe und Theilnahme der Tochter erquickt fühlte; die umsichtige und zarte Sorgfalt, welche dieselbe den ihrer Obhut anvertrauten Kranken widmete, war oft von dem wohl thätigsten Erfolg gekrönt, so daß nach und nach mehr denn fünfhundert geisteskranke Frauen, welche Leontine gepflegt hatte, den Ihren haben geheilt zurückgegeben werden können. (Berliner Ev. Sonntagsblatt.)

Carl Heymann's Verlag in Berlin W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.



Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 26. November 1879. Nr. 48.

„Der Malteserorden und seine Beziehungen zu Rußland,

von Ernst von Berg, Kaiserl. Russ. Wirkl. Staatsrathe ꝛc. — Riga, Verlag von N. Kymmel 1879," ist der Titel eines 282 Seiten umfassenden Buches, bei dessen Abfassung der Autor sich eine doppelte Aufgabe gestellt hatte. Es sollte einmal eine Geschichte des Johanniter-Ordens seit seiner Besitzergreifung von Malta geboten, sodann aber, nachdem des besseren Verständnisses halber eine kurze Darstellung der Thaten und Schicksale dieses Ordens seit seiner Gründung nebst einer Schilderung seiner wesentlichsten, die innere Organisation bestimmenden Statuten vorausgeschickt war, die noch so wenig bekannten und richtig beurtheilten freundschaftlichen und diplomatischen Beziehungen des russischen Kaiserreichs zu dem kleinen souverainen Inselstaate des Mittelmeeres und die mit denselben im Zusammenhange stehende spätere Uebernahme der Großmeisterwürde durch Kaiser Paul I. geschildert werden. „Gleichzeitig" — so äußert Herr von Berg sich in der Vorrede seiner Arbeit — „war es die Absicht, die mit diesen Beziehungen des Ordens zu Rußland verknüpften geschichtlichen Begebenheiten zu erfassen und zur Darstellung zu bringen, damit dadurch dem Bilde die richtige Beleuchtung und der erforderliche Hintergrund gegeben werde."

„Die Ereignisse, welche den Fall Maltas zur Zeit der Napoleonischen Expedition nach Aegypten herbeiführten und den schwer heimgesuchten Orden veranlaßten, eine Zufluchtsstätte in Rußland, bei seinem damaligen kaiserlichen Protector und späteren Großmeister, zu suchen, gehören der allgemeinen Geschichte an und sind daher bekannt. Minder bekannt dürfte es aber sein, daß bereits durch Peter dem Großen ein freundschaftlicher Verkehr mit dem Großmeister zu Malta angebahnt worden war, welcher von den Erben und Erbinnen der russischen Krone angelegentlich unterhalten wurde, und zwar ohne Zweifel in der Absicht, die Hilfe des Ordens in Anspruch zu nehmen, sobald die Zeitverhältnisse geeignet schienen, der schmachvollen Türkenherrschaft in Europa für immer ein Ende zu machen."

„Den Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung liefert die Geschichte des russisch-türkischen Krieges vom Jahre 1768. Vor dem Ausbruche desselben war nämlich die Kaiserin Katharina II. in noch nähere Beziehungen zum Malteserorden getreten, welche endlich zum Abschlusse eines förmlichen Schutz- und Trutz-Bündnisses gegen den gemeinsamen Erbfeind geführt hatten."

„Schien Katharina's Nachfolger, Kaiser Paul I., bei seinem Regierungsantritte zwar nicht gesonnen, die bisherige äußere Politik zu befolgen, so war er doch in Bezug auf die Türkei ein eben so eifriger Vertreter der nationalen Politik, wie seine hochherzige Mutter, und schon aus diesem Grunde darauf bedacht, den Orden der Malteser, in welchem er überdies eine mächtige antirevolutionaire Waffe erblickte, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu stützen und an sich zu ziehen. Dazu kam noch eine von früher Jugend herstammende und durch Vertot's Werk in ihm angefachte glühende Begeisterung für die ritterlichen Thaten des Ordens, welche auch im späteren Lebensalter nicht erlosch."

„Ganz Europa erstaunte in der That, als der griechisch-orthodoxe Kaiser das Protectorat und darauf sogar die Großmeisterwürde des Malteserordens annahm, eines streng katholischen Ordens, dessen oberster Schirmherr der römische Papst war; und noch kein Historiker hat diesen Schritt dem todten Kaiser vergeben und sich enthalten können, denselben als bloße Spielerei ins Lächerliche zu ziehen."

„Fassen wir aber die oben angedeuteten Umstände ins Auge und berücksichtigen wir die eminente Wichtigkeit einer Bundesgenossenschaft mit Malta in den Händen des kriegsgeübten Ordens, dessen die Gewässer des Mittelmeeres durchkreuzende Flotte zu jeder Zeit die Türkei von Süden her bedrohen konnte, so gewinnen wir einen anderen und richtigeren Standpunkt zur Beurtheilung der Handlungsweise des Kaisers."

So weit die Vorrede des Buches, das unsere Aufmerksamkeit um so mehr in Anspruch nimmt, als aus Rußland ja nur überaus selten deutsche Werke auf dem Büchermarkte erscheinen. Wir haben uns aber einer

gewissen Enttäuschung nicht erwehren können, weil sich dasselbe in seiner Hauptsache lediglich als eine Darlegung der Geschichte des Johanniter-Ordens aus bekannten Schriftstellern erweist und diese einen großen Theil seines Inhaltes einnimmt. Würde der Herr Verfasser, der zudem über das, was die complicirte Organisation des Ordens betrifft, in manchen Stücken nicht klar orientirt ist, diesen allgemein bekannten Theil ganz fortgelassen oder nur als historische Einleitung in flüchtigen Strichen gezeichnet, den Schwerpunkt seines Werkes dagegen, wie man nach der Fassung des Titels erwarten durfte, auf die Beziehungen des Ordens zum russischen Reiche gelegt haben, dann hätte das Buch, was es an Umfang verloren, an Uebersichtlichkeit und Concision gewonnen.

Immerhin ist es jedoch anzuerkennen, daß der Verfasser diese Beziehungen des Ordens zu Rußland eingehend und in einer wissenschaftlichen Anforderungen vollkommen Genüge leistenden Form dargelegt hat.

Wir ersehen aus seinen Mittheilungen, welche sich auf Correspondenzen zwischen dem Russischen Hofe und dem Großmeister basiren, die theils aus mehr oder weniger unbekannt gebliebenen Aktenstücken von vollkommenster Glaubwürdigkeit geschöpft, theils der auf Befehl des Kaisers Paul in russischer Sprache von Labsin verfaßten Geschichte das heiligen. Johannes von Jerusalem entlehnt sind, daß bereits 1698, im 3. Jahre der Regierung des Großmeisters Raimondo Perellos y Rocafull, auf Malta zum ersten Male ein russischer Reisender in der Person des General-Feldmarschalls Scheremetjeff erschien, um im Auftrage Kaiser Peters I. freundschaftliche Beziehungen mit dem Orden anzuknüpfen. Es ist dieser Besuch ein nicht bedeutungsloses Ereigniß in der Geschichte des Malteserordens, weil diesem sich hierdurch zum ersten Male die Gelegenheit darbot mit dem jugendlichen Reiche des Ostens in diplomatischen Verkehr zu treten, welcher von jener Zeit ununterbrochen unterhalten wurde, bis endlich ein späterer Beherrscher des mächtigen Czarenreiches den wesentlichsten Einfluß auf die Geschicke des Ordens ausüben sollte.

Die Berührungspunkte zwischen beiden Staaten waren nach dieser ersten Annäherung in den nun folgenden 60 Jahren nur oberflächlicher Art; man beschränkte sich bei der Wahl eines neuen Großmeisters einerseits und eines Thronwechsels oder einer Vermählung innerhalb der kaiserlichen Familie andererseits auf ceremoniöse Beglückwünschungen und officielle Meldungen, ohne daß in der nächsten Folgezeit eine nachhaltigere Wechselwirkung eingetreten wäre.

Die Großmeister des Ordens während dieses Zeitraums erkannten sehr wohl, wie wesentliche Vortheile dem Orden der Schutz dieser jungen, aufstrebenden Macht gewähren würde, deren Einfluß auf die andern europäischen Staaten in stetem Wachsthume begriffen war, und nahmen daher, ungeachtet einer wenn auch in höflichster Form russischer Seits erfolgten Ablehnung einer vom Orden erbetenen Verwendung bei Friedrich d. Gr. zu Gunsten der schlesischen Ordensgüter, jede sich darbietende Gelegenheit wahr, um mit Rußland in immer nähere Verbindung zu treten. Es wurden zur Erreichung dieser Absicht einzelne hervorragende Mitglieder des Ordens nach St. Petersburg gesandt, um durch ihr persönliches Erscheinen die Gunst des Hofes zu erlangen.

Das bisherige Verhältniß beider Staaten zu einander gestaltete sich wesentlich anders mit der Thronbesteigung Katharinas II. im Jahre 1762. Bereits in den Zeiten ihrer für die innere Ausgestaltung und Kräftigung, wie für die äußere Erweiterung des Czarenreichs so bedeutungsvollen, in Peters des Großen Geiste geführten Regierung war Katharinas Aufmerksamkeit auf den einheimischen und auswärtigen Handel und das Seewesen Rußlands überhaupt gerichtet. Ihrem Reiche eine Achtung gebietende Seemacht zu schaffen, bedurfte es nicht nur einer Vergrößerung, sondern auch zeitgemäßigen Umformung der Flotte. Dem Mangel an brauchbaren Seeofficieren möglichst rasch abzuhelfen, wurden russische Officiere der Marine zur Bereicherung ihrer Kenntnisse ins Ausland geschickt, ausländische in russische Dienste genommen.

Sechs der ersteren wurden nach vorhergegangener Anfrage beim Großmeister und bereitwilligst erfolgter Genehmigung desselben, mit genauer Instruktion versehen, nach Malta zur Ausbildung abkommandirt und langten im Juli des Jahres 1766 auf dem Felseneilande an, wo sie vom Großmeister und den übrigen Würdenträgern mit ausgesuchter Höflichkeit empfangen und dann als Volontaire auf den zum Kreuzen bestimmten Galeeren und Kriegsschiffen vertheilt wurden.

Nach dreijährigem Aufenthalte berief sie, ebenso wie die auf der englischen, holländischen und französischen Flotte dienenden russischen Officiere, die Kaiserin in die Heimat zurück, um ihre erweiterten Kenntnisse im Seewesen auf der vaterländischen Flotte zu verwenden.

Hiermit war der Grund zu einem engeren Bündnisse mit Malta gelegt.

Als Vertreter der russischen Interessen und behufs einer direkten Verbindung zwischen den beiderseitigen Regierungen wurde in Folge dessen von Katharina der Marquis Cavalcabo ausersehen und als Geschäftsträger nach Malta entsandt, nach Beendigung des ersten Türkenkrieges i. J. 1774 aber wieder nach St. Petersburg zurückberufen.

Ein neuer Bevollmächtigter wurde Anfangs der achtziger Jahre nunmehr zu bleibendem Aufenthalte auf der Ordensinsel von der Kaiserin ernannt.

Die durch den Tod August III. und den erbitterten kirchlichen Parteikampf in Polen hervorgerufene Anarchie und endlosen politischen Wirren führten Ende 1768 zum Kriege zwischen Rußland und der Türkei, in welchem die russischen Waffen vom Glücke derart begünstigt wurden, daß bereits im zweiten Kriegsjahre (1770) alles auf dem linken Donauufer befindliche türkische Gebiet in die Hände Rußlands fiel. Gleichzeitig wurde auch von Süden her das Reich des Islam durch seinen

Gegner hart bedrängt. Die junge russische Flotte, aus 8 Linienschiffen und einer Fregatte bestehend, erschien plötzlich zu nicht geringem Erstaunen der Pforte im Archipel.

Die Griechen auf Morea und den umliegenden Inseln waren von Rußland zur Abschüttelung des Joches ihrer bisherigen Unterdrücker veranlaßt worden und empfingen ihre Befreier bei der Landung auf der Halbinsel mit Jubel und Begeisterung.

Bei der Ausführung dieses weitreichenden Planes rechnete Katharina mit Gewißheit auf die thatkräftige Beihilfe des maltesischen Ordensstaats, und bevor noch die russische Flotte den Hafen von Kronstadt verließ, war auch bereits zwischen der Kaiserin und dem Großmeister ein förmlicher Vertrag abgeschlossen worden, dem zufolge ein gemeinschaftliches Operiren der russischen und maltesischen Flotte bei diesem Kriegsunternehmen vereinbart wurde. Je bereitwilliger und bestimmter nun der Großmeister dem Petersburger Kabinete seine Mithilfe bei der beabsichtigten Expedition zugesagt hatte, in eine um so peinlichere Lage mußte er versetzt werden, als Frankreich gemäß der von ihm verfolgten türkenfreundlichen Politik diesem Vorhaben des Ordens lähmend entgegentrat. Da der Verlust der in Frankreich befindlichen ausgedehnten Besitzungen der drei französischen Zungen auf dem Spiele stand, so mußte der Orden wohl oder übel den Einspruch dieser Schutzmacht berücksichtigen und bei der Wichtigkeit der Aufrechterhaltung freundschaftlicher Beziehungen zum Versailler Hofe, von dem Bündnisse mit Rußland auf bestmöglichste Weise sich loszumachen suchen.

Unter dem Vorwande einer Aufforderung von Seiten Frankreichs, Tripoli, die Hauptstadt der afrikanischen Piraten, welche letzteren zwei unter französischer Flagge segelnde Schiffe gekapert hatten, zur Strafe für diesen Frevel zu belagern, wandte sich die Ordensflotte der afrikanischen Küste zu, während man den Befehlshaber der auf Malta landenden russischen Flotte durch Gastfreundschaft und bereitwilligste Zuvorkommenheit nach Möglichkeit zu versöhnen suchte.

Aus den reichen Arsenalen des Ordens mit allen Erfordernissen und auch sonst mit den werthvollsten Hilfsmitteln an Karten, Plänen u. s. w. versehen und begleitet von einigen Rittern, deren Anerbieten, die Expedition als Freiwillige mitmachen zu dürfen, dankbar angenommen worden war, verließ die russische Flotte Malta und segelte nach dem griechischen Archipelagus.

Hatten auch die Befreiungsversuche der Griechen, selbst unter Rußland's Mitwirkung, zu keinem günstigen Resultate geführt, so errang die russische Flotte um so glänzendere Erfolge in den Gewässern Moreas und im Archipel. Das mörderische Treffen bei der Insel Scio und im Anschluß daran die Vernichtung der türkischen Flotte im Hafen Tschesme hätte bei einer Fortsetzung des Siegeszugs der russischen Armada durch die Dardanellen bis nach Constantinopel, der bei dem damaligen zerrütteten Zustande der Türkei jedenfalls von glücklichem Gelingen gekrönt worden wäre, die unberechenbarsten Folgen herbeiführen können, zumal auch auf dem Hauptkriegsschauplatze von der russischen Armee weitere glänzende Waffenthaten vollbracht worden waren.

Unterblieb auch dies weitere für die Türkei verhängnißvolle Vorgehen der Gegner in Folge der Unentschlossenheit der letzteren, so hatte sich doch den im Juli 1774 beendeten Krieg Rußland den Weg zum Schwarzen Meere gebahnt und seine Grenzen durch Erwerbung neuer Provinzen beträchtlich erweitert. Bald erfolgte dann auch die Besitznahme der Krim von Seiten Rußlands, womit dem Czarenreiche die vollständige Beherrschung des Schwarzen Meeres zufiel.

Ein weiterer Anlaß zu erneutem diplomatischen Verkehre zwischen Malta und Rußland bot ein langwieriger und verwickelter Proceß, den der Orden während der Regierungszeit des Großmeisters Ximenes mit der Republik Polen zu führen hatte. Erst nach vielen Jahren unter dem folgenden Großmeister wurde der in dem Werke eingehend behandelte Rechtsstreit durch die mächtige Fürsprache der Kaiserin Katharina, an welche man sich mit der Bitte um Vermittelung gewandt hatte, zu Gunsten des Ordens entschieden.

Es hatte nämlich Anfangs des 17. Jahrhunderts der Fürst Janusz Ostrogski durch Testament bestimmt, daß sein großes Vermögen nach dem Aussterben der männlichen Descendenz des Sohnes seiner Tochter und der männlichen Nachkommen des ältesten Sohnes seiner Schwester, irgend einem vom Reichstage zu wählenden Malteser-Ritter polnischer Nationalität mit der Verpflichtung, 600 Soldaten an den türkischen Grenzen zu unterhalten, zufallen sollte.

Der vorgesehene Fall trat bereits im Jahre 1667 ein, doch erst über 100 Jahre später gelangte der Orden nach Ueberwindung unendlicher Schwierigkeiten zu seinem wohlbegründeten Rechte. Die Angelegenheit wurde in der Hauptsache endlich derart geregelt, daß die Republik sich zur jährlichen Zahlung von 120,000 Gulden verpflichtete, von denen die eine Hälfte zur Gründung und zum Unterhalte eines Großpriorats, die andere für 6 zu errichtende Commenden bestimmt wurde, deren Großprior und Comthure stets geborene Polen sein sollten.

Dieses polnische Priorat vereinigte man einige Jahre später, unter Förderung des ihr dieserhalb mitgetheilten Planes von Seiten Katharinas, mit der neu entstandenen englisch-bairischen Zunge.

Durch die im Jahre 1795 erfolgte letzte Theilung Polens, welche der Existenz dieses Staates für immer ein Ende machte, war das polnische Priorat in Bezug auf seinen Besitz an liegenden Gütern direct unter Rußlands Oberhoheit gelangt. Da überdies auch ein beträchtlicher Theil, der Gelder aus dem polnischen Staatsschatze dem Priorate vorenthalten war, so bedurfte es einer abermaligen Neuregelung in Betreff des letzteren. Doch

ehe noch ein Abschluß der durch einen nach St. Petersburg gesandten Bevollmächtigten eingeleiteten Verhandlungen erreicht war, setzte der Tod dem thatenreichen Leben Katharinas im November 1796 ein Ziel.

Es gelangte nun jener Monarch auf den russischen Kaiserthron, unter dessen Regierung die Geschicke des Ordens mit denen des gewaltigen Czarenreichs aufs engste verknüpft werden sollten. Wie freundschaftlich sich auch das Verhältniß zwischen Malta und den russischen Herrschern seit Peter dem Großen allmälig gestaltet, in keinem Vergleich stand es zu den fast leidenschaftlichen Sympathien, die Katharinas Sohn Paul dem Ordensstaate entgegenbrachte.

Einer seiner ersten Regierungsacte war die definitive Regelung der polnischen Ordensangelegenheit, welche in der Weise erfolgte, daß das bisher polnische, nunmehr in ein russisches Großpriorat verwandelt und, der zu diesem Zwecke vereinbarten Convention gemäß, eine mit der englisch-bairischen Zunge vereinigte besondere Section des Ordens bilden sollte.

Bald darauf erfolgte die Uebernahme der Würde eines Protectors des Malteserordens durch den Kaiser, nachdem diese ihm als Zeichen der dankbaren und ehrfurchtsvollen Gesinnung des Ordens vom Capitel desselben angetragen worden war.

Gegenüber der absprechenden, ungünstigen Beurtheilung, welche Pauls I. reger Antheil an den Geschicken des militairisch-religiösen Freistaats nicht nur von Seiten seiner Zeitgenossen, sondern auch von der Mehrzahl späterer Historiker erfahren hat, unternimmt es nun der Verfasser vorliegender Schrift, die Denk- und Handlungsweise des Kaisers von einem andern, richtigeren Standpunkte zu beurtheilen und dieselbe in Berücksichtigung der damaligen Zeitverhältnisse und socialen Zustände zu rechtfertigen. Er gelangt am Schlusse seiner Ausführungen zu der Ueberzeugung, daß es nicht ein Interesse „romantischer Art" war, welches den Kaiser zur Stiftung des russischen Großpriorats und zur Uebernahme des Protectorats über den gesammten Ordensstaat bewog, sondern vielmehr das wohlverstandene Interesse des eigenen weiten Reiches.

Einerseits konnte es für die Ausdehnung der russischen Seemacht im Mittelmeere nur vortheilhaft sein, wenn diese einen Rückhalt in der so überaus günstig gelegenen Ordensinsel erhielt. Andrerseits erblickte Paul in dem auf strengster Disciplin gegründeten militairisch-religiösen lateinischen Ordensstaate das wirksamste Bollwerk gegen die immer gefahrdrohender ganz Europa überfluthenden Wogen der französischen Revolution. Hierzu trat, wie schon Eingangs erwähnt, die persönliche Vorliebe des Kaisers für den in Folge der Angriffe und Gütereinziehungen Frankreichs bei dem Mangel jeglicher Unterstützung durch die katholischen Mächte in letzter Zeit schwer bedrängten Orden.

Trotz des mächtigen Schutzes, dessen der letztere sich von Seiten Kaiser Pauls I. erfreute, vermochte dieser doch die endliche Katastrophe von seinem Schützlinge nicht abzuwenden. Die Einnahme Maltas durch Napoleon auf seinem Zuge nach Aegypten Anfang Juni 1798, führte den endlichen Zusammensturz des altehrwürdigen, einst so stolzen, allmälig aber mehr und mehr dem Verfall und der Auflösung entgegengehenden Ordens herbei.

Die Folge des Verlustes dieser Insel war die Uebernahme der obersten Leitung des Ordens durch Kaiser Paul, nachdem der characterschwache letzte Großmeister Ferdinand von Hompesch nach langem Schwanken dieser seiner Würde förmlich entsagt hatte.

Der Schluß der bei diesem Anlaß erlassenen kaiserlichen Deklaration lautete:

„— — — Indem Wir so Unsere rechtlich begründeten Absichten kund thun, beauftragen Wir die Mitglieder dieses Ordens, welche in Unserer Hauptstadt sich befinden (die von nun an als Hauptort der Versammlungen des Ordens anzusehen ist), alle nöthigen Anordnungen für die schicklichste und nützlichste Geschäftsführung des Ordens zu treffen, mit Berücksichtigung aller alten Reglements, so weit dieses bei den gegenwärtigen Verhältnissen möglich ist, und dieselben Uns zur Bestätigung zu unterbreiten.

Wir laden endlich auch die anderen Zungen und Großpriorate des erlauchten Ordens des heil. Johannes von Jerusalem im Allgemeinen und jedes seiner Mitglieder noch besonders ein, diesem Arrangement sich anzuschließen, welches das Fortbestehen dieses löblichen Institutes und die Wiederherstellung in seinem alten Glanze zum Zwecke hat."

Den Beitrittserklärungen vieler einzelner Ordens-Ritter folgte bald diejenige des ganzen Capitels des deutschen Großpriorats zu Heitersheim.

Am 27. October proclamirte die Versammlung des Capitels des russischen Großpriorats Kaiser Paul I. zum Großmeister des Ordens des heil. Johannes von Jerusalem.

Um dem Orden für seine in Frankreich und Italien von den Franzosen mit Beschlag belegten und öffentlich versteigerten Besitzungen einen gewissen Ersatz zu gewähren, trat nunmehr bei der feierlichen Installation des Kaisers als Großmeister die schon längere Zeit von ihm geplante Schöpfung eines neuen russischen Großpriorats für Edelleute griechisch-orthodoxen Bekenntnisses ins Leben.

Die leitende Idee, welche dem Kaiser bei dieser Wiederaufrichtung, theilweisen Umgestaltung und Erweiterung des Ritterordens stets vorschwebte, war die Erhebung desselben zum Ruhme und Glanze des ersten militairischen Instituts der Welt, eine Vereinigung des gesammten Adels Europas, dazu bestimmt, das legitime Königthum „von Gottes Gnaden" überall zu vertheidigen und, ohne den Kampf gegen „die Ungläubigen," welcher bisher eine Hauptaufgabe des Ordens gewesen war, auf-

zugeben, auch die von Frankreich aus sich verbreitenden revolutionairen Tendenzen zu bekämpfen.

Hatte Paul I. trotz seines Widerwillens gegen die jüngsten Vorgänge in Frankreich das Neutralitätssystem seiner Mutter bis zur Einnahme Maltas noch aufrecht erhalten, so erfolgte sofort nach derselben eine Vereinigung der russischen Ostseeflotte mit der englischen zu gemeinsamem Vorgehen gegen Frankreich, während die russische Flotte des schwarzen Meeres mit der türkischen vereint im Aegäischen Meere erschien und die Jonischen Inseln von französischer Botmäßigkeit befreite.

Leider war das mit England geschlossene Bündniß nur von kurzer Dauer. Nelson's glänzender und entscheidender Seesieg bei Abukir hatte Malta in den Besitz der Engländer gebracht, wodurch der Bruch mit Rußland unvermeidlich wurde. Letzteres konnte ebenso wenig wie die übrigen europäischen Mächte dulden, daß England seine ohnehin schon gewaltige Seemacht noch durch die Beherrschung des mittelländischen Meeres erweiterte.

Nach mannigfachen mißlungenen Versuchen Pauls, die lediglich auf die Wahrung ihrer eigenen, selbstsüchtigen Interessen bedachten Engländer auf gütlichem Wege zur Herausgabe Maltas an ihn, als den Großmeister des Malteserordens, zu bewegen, entschloß er sich endlich zur förmlichen Kriegserklärung an seinen bisherigen Verbündeten, während das schlau berechnete Entgegenkommen Napoleons, der nach dem Sturze des Directoriums jetzt als erster Consul die Geschicke Frankreichs lenkte, den russischen Kaiser zum Bündnisse mit dieser ihm bisher feindlich gegenüberstehenden Macht gegen England führte.

Den hochfliegenden Plänen Pauls aber, die auf nichts Geringeres als einen zweiten Alexanderzug nach den britischen Besitzungen am Indus und Ganges hinausliefen, setzte das tragische Ende des Kaisers in der Nacht des 23. März 1801 ein jähes Ziel.

Malta blieb nun nach wie vor in der Gewalt der Engländer, und weder die Festsetzungen des Friedens zu Amiens am 27. März 1802, noch die in Folge der verweigerten Herausgabe der Insel erfolgte Kriegserklärung Frankreichs vermochte England diesen für die Herrschaft auf dem mittelländischen Meere so wichtigen Besitz zu entreißen, welcher durch den ersten Pariser Frieden in aller Form anerkannt und bestätigt wurde.

Kaiser Pauls Nachfolger Alexander I., zeigte nicht entfernt die warmen Sympathien seines Vaters für den Orden, sondern begnügte sich mit der Annahme des früher von Kaiser Paul geführten Titels eines Protektors, um dem ohnehin hilflosen Orden seinen Schutz nicht gänzlich zu entziehen, aber bald waren in Rußland selbst, wo die Niederlassungen des Ordens von Anfang an zu mancherlei Mißverständnissen und Unzufriedenheit, namentlich von Seiten der griechisch-orthodoxen Geistlichkeit Veranlassung gegeben hatten, die Ritter und ihre Stiftungen vollständig vergessen.

Deutsche Adelssagen.

151. Das edle Geschlecht der Imhof

von Nürnberg hat sich ein überreich' Gedächtniß in jener Fülle von Kunstwerken gestiftet, welche in den Nürnberger Kirchen und Sammlungen uns entgegen treten, geschmückt mit dem Wappenzeichen dieses Hauses, der goldenen Meerminne oder Seejungfrau im rothen Felde. Auf dem prächtigen Schmucke goldener Gefäße, in der Farbengluth herrlicher Glasmalereien, an den Consolen köstlich gemeißelter Heiligenbilder bemerken wir das geheimnißvolle, der deutschen Sage entnommene Wappenbild oft.

Warum aber die Patrizier „im Hof" sich dies Zeichen gewählt haben, davon berichtet keine Sage; vermuthlich gilt hier im Wappen die Meerminne als Symbol der Weisheit, denn nach deutschem Götterglauben ist den Geistern der Tiefe alle Zukunft kund, oder als ein Zeichen des Reichthums, denn sie wachen über den unsagbar köstlichen Schätzen in krystallenem Grunde. Die Imhof haben keine Wappensage, und eine Geschlechtssage, abgesehen von der vorher erwähnten, vernehmen wir von ihnen erst aus verhältnißmäßig später Zeit und von jenem Zweige des Geschlechtes, welcher zu Augsburg ansässig gewesen ist.

Im Jahre 1602 heißt es, lebte Frau Regina von Imhof, Wittwe des augsburgischen Bürgermeisters Raimund von Imhof, auf ihrem Lehngute Untermeitingen. Lange schon hatte die fromme Frau der Mutter Gottes eine Kapelle erbauen wollen; nur konnte sie über den Platz der Stiftung mit sich nicht einig werden. Da geschah's einmal, daß die Patrizierin sich in dem Gestrüpp auf der weiten Ebene des Lechfeldes verirrte. In ihrer Herzensangst gelobte sie, das Heiligthum sofort auf der Stelle zu errichten, wo sie sich wieder zurechtgefunden haben würde. Kaum hatte Frau Imhof das Versprechen gethan, als ihr aus finsterer Nacht die Lichter ihres Hauses Untermeitingen entgegen glänzten. Hocherfreut befahl sie ihrem Kutscher, an dieser Stätte seine Peitsche in den Boden zu stecken, und auf der Stelle, die hierdurch angemerkt worden war, entstand nun das Kirchlein „Maria Hilf" auf dem Lechfelde. Bald darauf kehrte der blühende Sohn der Frau Imhof, Herr Leonhard, von seiner Fahrt nach Welschland zurück, welche er unternommen hatte, um in Kunst, Wissenschaft und feiner Sitte sich auszubilden. Herr Leonhard rieth seiner Mutter, jener Kapelle auf dem Lechfelde die Form der Kirche della Maria Rotanda in Rom zu geben. Am 9. April des Jahres 1603 wurde der Grundstein gelegt, und bald darauf auch der schöne Hochaltar, der noch heut im Kloster Lechfeld steht, errichtet, wie die Sage behauptet, nach dem Vorbilde nächtlicher Erscheinungen, mit welchen Frau Regina Imhof von ihrer Schutzpatronin, der Jungfrau Maria, begnadigt wurde.

Der Verein zum Schutze der Haltekinder zu Altona.

In meinem Stübchen ist's bequem,
Ist's lieblich hübsch und angenehm;
Doch manche Mutter, Gott erbarm',
Nimmt's Kindlein nackend auf den Arm:
Sie hat kein Hemd, hört's kläglich schrei'n
Und wickelt's in die Schürze ein;
Sie hat kein Holz, sie hat kein Brot,
Und klagt dem lieben Gott die Noth.

Diese Worte setzte der obengenannte Verein seinem ersten Jahresbericht als Motto voran, um die reicheren und bevorzugteren Classen Altonas und besonders den Müttern die Noth der unglücklichen Mütter recht eindringlich ans Herz zu legen, die schon bei der Geburt ihrer Kleinen, diesen nichts als das Loos bitterster Armuth zu bereiten im Stande sind. Im Jahre 1862 gegründet, gehört dieser Verein unter die Zahl derer, die von den traurigen Mißständen der großen Städte ins Leben gerufen, den Schäden entgegen zu wirken suchen, die eben nur hier in so erbarmenswürdiger Weise auftreten und sich in Bezug auf das Leben und die Wohlfahrt der Kinder so verderblich geltend machen.

Er beschäftigt sich zu diesem Zweck zunächst mit der Beaufsichtigung solcher Kinder, welche schon als Säuglinge fremden Müttern zur Pflege übergeben werden und haben die Damen, welche diesen Verein bilden, sich die Aufgabe zum Ziel gesetzt, diesen Kindern, die häufig des elterlichen Schutzes entbehren bis zu ihrem vollendeten vierten Lebensjahre den Schutz des Vereines angedeihen zu lassen. Ihre Thätigkeit ist daher zuerst darauf gerichtet die, schlechten und untauglichen Pflegemüttern übergebenen Pflegekinder besser unterzubringen, wozu ihnen von Seiten des Ober-Präsidiums die Berechtigung zuerkannt worden ist. Sie wachen darüber, daß diese armen Kleinen, die ja häufig bei ärmlichen Leuten untergebracht werden, zu solchen Müttern kommen, die sich ihrer Pflege wirklich annehmen können und wo sie reinlich und gut gehalten werden. Es wird hierbei zugleich auf eine gesunde Wohnung gesehen und werden die Pflegemütter möglichst dazu angehalten die Kleinen häufig in die Luft zu bringen.

Von den Vorstandsmitgliedern übernimmt eine Jede die Leitung der Vereinsthätigkeit in einem bestimmten Stadttheil, und in diesem fordert sie die Beihilfe anderer dazu bereitwilliger Damen auf. Wenn thunlich soll keine der Damen mehr als 5—8 Kinder beaufsichtigen, und ist durch diese Beaufsichtigung jedenfalls soviel gewonnen, daß die Pflegemütter sich unter Controle wissen, und daß bei einer sichtlichen Vernachlässigung des Kindes dieses vor dem sichern Untergange bewahrt wird. In dringenden Fällen werden die Pflegemütter auf Verwendung der Damen auch mit Gaben von Kinderwäsche, Wein und Nährmitteln unterstützt, und trägt der Verein gleichfalls die Kosten für die verordneten Medicamente.

Für jeden Stadttheil wird von dem Verein ein Arzt zur Unterstützung in Krankheitsfällen angenommen und ist die Remuneration desselben einer Vereinbarung mit dem Vorstand überlassen. Nach der Verordnung über die Kostkinder vom 11 September 1874 besucht der Physicus jedes Kind mindestens ein Mal im Jahre und nach einem Stellenwechsel von Neuem. Er lernt dadurch die Personen und deren Wohnung nach und nach kennen und ist in den Stand gesetzt den Nachforschungen und Vorschlägen des Vereins wirksamer zu Hilfe zu kommen.

Der Verein besteht sowohl aus männlichen wie weiblichen Mitgliedern, von welchen die Männer indeß nur an der Leitung des Vereins mitwirken. Jedes Mitglied zahlt einen jährlichen Beitrag von von 3 M. Der Vorstand wird aus 3 männlichen Mitgliedern gebildet, die Vorsitz, Schriftführung und Kasse übernehmen, sowie aus 9 Damen.

Die Zahl der in Pflege gegebenen Kinder variirte in den letzten 5 Jahren zwischen 3—400 jährlich, unter denen die Sterblichkeit, zumal im ersten Lebensjahre, keine geringe ist.

Die Ursache des Todes ist in weit überwiegenden Fällen eine Störung der Ernährung, da die meisten auf künstliche Nährmittel angewiesen sind.

Die größte Schwierigkeit, mit welcher dieser so wohlthätige Verein fortwährend zu kämpfen hat, besteht natürlich einer Seits darin befriedigende Pflegestellen zu finden, ander Seits in der unzureichenden Zahl an Aufsichtskräften. Wenn es auch manche Pflegemutter giebt, die das anvertraute Kind mit möglichster Sorgfalt aufzieht, so ist doch die Zahl der Nachlässigen eine weit größere, und es ist nicht immer leicht diese, selbst wo man sie vermuthet, nachzuweisen. Aus dem Erfolge allein läßt sich ein gerechter Schluß nicht allemal ziehen; wenn jedoch Fälle vorkommen, wo im Laufe eines Jahres fünf Kinder bei einer Pflegemutter sterben, so ist dies, wie der Jahresbericht sagt, selbverständlich ein Grund, um die Verweigerung fernerer Aufnahme Seitens des Vorstandes zu erwirken.

Die Mägdeherberge und Mägdebildungsschule Marthashof zu Berlin

hat am 2. d. Mts. das Fest ihres 25jährigen Bestehens in der Zionskirche gefeiert.

In der Festpredigt, die Hof- und Garnisonprediger Frommel hielt, hob derselbe hervor, daß vor 25 Jahren Marthashof klein, mit nur 12 Betten angefangen und einsam am „Verlorenen Wege" gestanden habe. Jetzt umgebe die stattliche Anstalt ein ansehnlicher Stadttheil und in dem abgelaufenen Zeitraum seien 12,000 Dienstmädchen durch dieselbe gegangen. Man gedenke an solchem Feste nicht blos der Lebenden, sondern auch der Entschlafenen, die im Glauben muthig für Marthashof gearbeitet haben, und da seien zu nennen Pastor Fliedner, der Gründer der Anstalt, Pastor Kunze, Pastor Bögehold, Generalsuperintendent Hoffmann, ferner die Frau Prinzessin Carl und die Königin Elisabeth. —

Nach der Predigt segnete Pastor Disselhoff aus Kaiserswerth 5 Probeschwestern als Diakonissen ein.

Carl Heymann's Verlag in Berlin W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 3. December 1879. Nr. 49.

Wilhelm Johann Franz Bruno Freiherr von Steinaecker, Hauptmann a. D. und Landrath, auf Burg Brumby bei Calbe an der Saale, Rechtsritter seit 1872, † zu Burg Brumby 22. November 1879.

Drei Schreiben aus dem Johanniterconvent in Syrien über die Lage des heiligen Landes in den Jahren 1187, 1188 und 1193.

Von Dr. Herquet.

In dem ganzen Verlauf der Kreuzzüge tritt uns keine Periode in so großen Zügen entgegen, wie die Zeit unmittelbar vor und nach dem Verluste der heil. Stadt in Folge der unglücklichen Schlacht von Hattin. Trotz der glänzenden Erfolge Saladins, die hauptsächlich in der gänzlichen Unzulänglichkeit der christlichen Streitkräfte und Hilfsquellen ihren Grund haben, sehen wir ihn am Schlusse des verhängnißvollen Jahres 1187 durch den heldenmüthigen Kampf um Tyrus zu Wasser und zu Land gedemüthigt, nach Aegypten abziehen. Drei der mächtigsten Fürsten des Abendlandes rufen auf die Kunde von dem allgemeinen Unglück der Christenheit ihre Völker auf zur Wiedereroberung Jerusalems. Der eine von ihnen, der greise deutsche Kaiser, erliegt fast im Angesichte des heil. Landes einem tückischen Zufall. Von seinen zahllosen Schaaren erreichen nach fast zweijährigem Ziehen nur wenig Hunderte ihren Bestimmungsort. Die beiden Könige von England und Frankreich erscheinen endlich auf dem Kampfplatz, als schon zwei und ein halbes Jahr lang ein gewaltiges Ringen um Akkon stattfindet. Dieser Kampf um Akkon oder Akers, wie die Deutschen sagten, ist der eigentliche Höhepunkt der Kreuzzüge. Der Gedanke, der ihnen zu Grunde lag, ist niemals glänzender zu Tage getreten, als in dieser alle Völker des Abendlandes vereinigenden und zur höchsten Anspannung ihrer Kräfte treibenden, dreijährigen Belagerung mit ihren zum Theil schauerlichen Episoden. Wir erinnern nur an das große Sterben und die Hungersnoth unter den Belagerern.

Daß die beiden Ritterorden hier überall im Vordergrunde standen, ergiebt die Sachlage. Freilich waren ihre Hilfsquellen in keiner Weise zureichend, um den an sie gestellten Forderungen zu genügen. Doch dürfen wir hierbei dem Hospitalorden das Zeugniß geben, daß er in diesen schwierigen Zeitläuften durch seine Haltung einen ungleich besseren Eindruck macht, als sein Rivale. Das ist auch ausdrücklich von verschiedenen Persönlichkeiten anerkannt worden, die im Mittelpunkte der Ereignisse standen. Unsere Darlegung wird gleichfalls Beweise davon liefern, wenn sie auch nur zur Erläuterung von drei, aus jener wichtigen Zeit stammenden Schreiben dienen soll, die damals aus dem Convent in Syrien nach Europa abgingen.

Keins von ihnen ist uns im Original erhalten. Wir besitzen sie nur in gleichzeitigen Abschriften, die auch noch darin übereinstimmen, daß sie das Datum weggelassen haben. Es ist indeß nicht schwierig, dieses ziemlich genau, etwa bis auf den Monat, zu bestimmen.

Die beiden ersten Schreiben finden sich in dem Eingang zu dem sogenannten Ansbert, der Geschichte des Kreuzzuges Kaiser Friedrich Barbarossa's. Der Verfasser ist ein nicht weiter bekannter Oesterreichischer Geistlicher, der den ganzen Kreuzzug mitmachte. Im Anfange des 14. Jahrhunderts legte man ihm in der Handschrift den Namen „Ansbertus" zu, ohne daß sich dafür bis jetzt ein Anhaltspunkt gefunden hätte.

Das dritte Schreiben ist als eine selbstständige Pièce in einem Codex der Bamberger Königlichen Bibliothek enthalten, der hauptsächlich dadurch bekannt ist, daß er unter anderem für das wichtige Gedicht des damaligen Erzbischofs von Cäsarea und späteren Patriarchen von Jerusalem, Haymarus Monachus, († 1202) über die Eroberung Akkons, die vorzüglichste Handschrift abgiebt. Wir verdanken unsere Copie dieses Schreibens, das wie die beiden vorhergehenden lateinisch abgefaßt ist, der gütigen Vermittlung des Königl. Kreisarchivs zu Bamberg.

Die üble Lage des heil. Landes war Veranlassung, daß der Patriarch von Jerusalem Heraclius und der Großmeister vom Hospital, Roger de Molins, im Sommer 1184 eine Reise an die abendländischen Höfe unternahmen. Ende Oktober trafen sie mit Papst Lucius III. und dem Kaiser Friedrich Barbarossa in Verona zusammen. Am 10. Januar 1185 finden wir sie zu Paris, am 13. März zu London. Gleich darauf kehrten sie wieder heim.

Schon am 1. Mai 1187 fiel Roger de Molins in einem Gefecht in der Nähe von Nazareth, das sich durch die Unklugheit des Großmeisters vom Tempel, der fast allein entkam, entsponnen hatte. Eine Meisterwahl, die man sonst fast unmittelbar nach dem Abgang des bisherigen zu vollziehen pflegte, fand erst zwischen Mai und Oktober 1188 statt.

Anfangs Juli 1187 ging Saladin mit einem furchtbaren Heere über den Jordan. Dies ist der Zeitpunkt, von welchem unser erstes Schreiben beginnt. Es ist an Archumbold, Meister der Hospitaliter in Italien gerichtet, der während der Abwesenheit des Großmeisters Roger de Molins im Abendlande (1184 und 1185) als Großpräceptor (Großkomtur) die Regierung des Convents in seinen Händen gehabt hatte. Er war damals (Sommer 1187) wie wir aus dem Schreiben sehen, Prior von Italien. Die Würde eines Großpräceptors (und Vicemagisters) hatte jetzt Borellus inne (ein Catalonier nach dem Namen zu urtheilen) der urkundlich schon im Februar 1186 als solcher erscheint. Als Schreiber des Briefs hat sich keine bestimmte Persönlichkeit genannt, wir können aber unschwer aus der ganzen Haltung desselben entnehmen, daß er aus dem Convent des Ordens stammt. Das Schreiben lautet:

„Wir geben Euch, Herrn Archumbald (nach dem Namen zu schließen, der urkundlich auch Erchenbaldus und Archimbaldus heißt, dürfte er ein Lombarde gewesen sein), Meister der Hospitaliter Italiens, und den Brüdern daselbst Kunde von Jenem, was sich alles diesseits des Meeres zugetragen hat. Wißt also, daß der König von Jerusalem sich um das Fest Peter und Paul (29. Juni) mit einem großen Heere von 30 000 Menschen bei Sephoris befand und er war mit dem Grafen von Tripolis wieder ausgesöhnt. Auch befand sich der Graf mit seinen Leuten bei ihm. Und siehe, der ungläubige König Saladin marschirte mit 80 000 Mann auf Tiberias, und er nahm Tiberias. Hierauf brach der König von Jerusalem von Sephoris auf und zog mit den Seinigen dem Saladin entgegen. Und Saladin marschirte gegen ihn nach Marescallia (drei Meilen von Tiberias, daher auch in einer anderen Urkunde Marescalcia Tyberiadis genannt) Freitags nach dem Feste Peter und Paul (3. Juli) und es begann die Schlacht und den ganzen Tag kämpfte man heftig, aber die Nacht trennte die Streitenden. Bei Einbruch derselben ließ der König von Jerusalem seine Zelte bei Salnubia (Lubja bei Hottin) aufschlagen und am folgenden Sonnabend (4. Juli) erhob er sich wieder mit dem Heere. Ungefähr um die dritte Stunde begann der Meister des Tempels (Gerard de Ridefort) den Kampf wieder mit allen seinen Brüdern, aber sie wurden nicht unterstützt und verloren durch Gottes Zulassung den größten Theil ihrer Leute. Hierauf marschirte der König mit seinem Heere von Naim ungefähr eine Meile unter fortwährendem Kampf und damals begab sich der Graf von Tripolis zum König und hieß ihn Rast machen bei einem Berg, der eine vollständige Burg ist, und sie konnten nur drei Zelte aufschlagen. Als die Türken dieses Lager sahen, machten sie Feuer um das Heer des Königs (sie zündeten nämlich Stroh und Gesträuch an) und erzeugten eine solche Hitze, daß die Reitthiere vor Gluth nicht fressen und saufen konnten (den Christen war übrigens das Wasser gänzlich ausgegangen). Jetzt trennten sich Balduin de Fotinor und Bachaberbocus (?) von Tiberias und Leisius (?) mit anderen drei Genossen vom Heere, liefen zu Saladin über und schworen — es ist schrecklich zu sagen — ihren Glauben ab, zeigten ihm auch an, in welcher furchtbaren Noth sich das Heer des Königs befände. Und Saladin sandte über uns den Techedin*) mit 20 000 auserlesenen Truppen, welche das Heer der Christen auseinander rissen, und es wurde heftig gekämpft zwischen der Non (Neunten Stunde d. i. gegen zwei Uhr Nachmittags und der Vesper) und nachdem mehrere der Unsrigen gefallen waren, wurde das christliche Heer in Folge unserer Sündhaftigkeit überwunden. Das heil. Kreuz fiel in Feindeshand und gefangen wurden der König, der Graf von Gabala und Milo de Colaterido und Humfried (von Toron) der junge. Der Fürst Reinald (von Chatillon) wurde gefangen und getödtet, und Walther von Arsun und Hugo von Gebel (Dschebel) und der Herr von Botron und der Herr von Maraclea und tausend Andere von den Edleren wurden gefangen und niedergemacht, sodaß von Rittern und Fußknechten nicht mehr als 200 entkamen. Der Graf (Raimund von Tripolis, Herr Balian (von Ibelin) und Rainald, Herr von Sidon entkamen. Hier sammelte Saladin sein Heer und am Sonntag (6. Juli) kam er nach Sephoris und er nahm dies und Nazareth und den Berg Tabor und am Montag kam er nach Akkon, welches auch Akris genannt wird, und es ergaben sich die von Akkon, ebenso die von Kaifas, von Cäsarea, von Jaffa, von Naplus, von Rama, von St. Georg (Lydda) von Ibelin, von Belfort (in der Nähe von Sarepta), von Mirabel, (eine Besitzung der Ibelin bei Rama), von Tyron (Tibnin) und Gmaler, (Gabala und Gazer (Gazaris) und Andurum**) ergaben sich all. Hierauf, als unsere Galeere von Tyrus absegelte,

*) Es ist dieß Saladins Bruder, el Muzaffer Omar ben Schahinschah Takiji-ed-din.

**) Es ist dies Darum in der Nähe von Gaza an der Straße nach Aegypten gelegen, das von König Amalrich erbaut worden war. Saladin verstärkte es nach der Einnahme bedeutend, worauf es am 23. Mai 1192 von Richard Löwenherz zurückerobert wurde.

schickten sie Syrier zu Saladin, damit er nach Jerusalem marschire und würden sie ihm die Stadt übergeben. Und wir flohen mit der Galeere nach Lechia (Laodicäa) woselbst wir hörten, daß Tyrus bereits übergeben sei. Folgende Städte sind aber bis jetzt noch gerettet und rechnen auf Abendländische Hilfe, nämlich Jerusalem, Tyrus, Askalon, Margat, Antiochien, Laffar (?) Satrona (Saona, südöstlich von Laodicäa) und Tripolis. So groß ist aber die Zahl der Türken und Sarazenen, daß sie von Tyrus, welches sie umlagern, bis Jerusalem die Oberfläche des Bodens gleich zahllosen Ameisen bedecken und wenn nicht die schleunigste Hilfe den aufgezählten Burgen und Städten und dem kleinen Haufen der morgenländischen Christen zu Theil wird, diese ebenso von den nach ihrem Blute dürstenden wilden Heidenschaaren vernichtet werden."

Was zunächst die Abfassungszeit des Schreibens betrifft, so fällt es in die zweite Hälfte des August 1187, als Saladin einen vorübergehenden Versuch machte, Tyrus zu nehmen. Als den Absender dürfen wir wohl den Großpräceptor Borell bezeichnen, der übrigens bei Hattin nicht mitkämpfte, wie denn zwar in dem Schreiben gesagt wird, daß verschiedene Hospitaliter fielen (auch sollen nach Arabischen Berichten eine Anzahl gefangen worden sein), aber im Ganzen scheint der Hospitalorden bei Hattin nur schwach und durch keinen hervorragenden Würdenträger vertreten gewesen zu sein. Der Leiter des Convent, der Großpräceptor Barell, muß während der Katastrophe zu Hattin sich in Tyrus befunden haben. Wir wollen hier nach bemerken, daß diese eben so kurz als präcis und in Uebereinstimmung mit den besten Quellen hier geschildert wird.

Das zweite Schreiben ist von Roger's Nachfolger Hermenger (Ermengald), früherem Prior von St. Gilles, der kurz vor dem Oktober 1188 erwählt wurde, an den Herzog Leopold von Oesterreich, dessen Vater sich schon als ein besonderer Gönner des Hospitalordens erwiesen hatte, und lautet:

„Dem erlauchten Herrn, seinem hohen Gutthäter, Leopold, dem sehr edeln Herzog von Oesterreich, Hermenger durch Gottes Gnade Diener der Armen Jesu Christi und demüthiger Vorsteher der Brüder des h. Hospitals zu Jerusalem mit dem ganzen Convent in schuldiger Verehrung und aufrichtigster Ergebenheit. Eurer Hoheit, durchlauchtigster Herzog, ist ohne Zweifel der Fall der beklagenswerthen Stadt Jerusalem bekannt. In der That hat der Herr wegen der wachsenden Sündenlast sein Land verlassen und seine Hand schwer auf sein Erbe gelegt. Entflammt von gerechtem Zorn gegen das Uebermaß unserer Verbrechen, ließ er zu, daß die Lage der diesseits des Meeres wohnenden Christen täglich sich verschlimmerte. In dem gegenwärtigen Sommer hat der verabscheuenswerthe Saladin die Stadt Portosa, den Thurm der Templer ausgenommen, von Grund aus zerstört, die Stadt Valania in Feuer aufgehen lassen (sie war erst 1186 von ihrem Herrn Reinald Masocrius dem Hospitalorden übertragen worden) und nach Antiochien zu marschirend Gabulo und Laodicäa (beide an der Küste), die hochberühmten Städte, genommen, sowie Satrona, Gorda, Cavea und Rochefort die festen Burgen und vor den Thoren Antiochiens sich bewegend nahm er Tarpasac und Gaston (arab. Bagras) nach einiger Belagerung weg. Nachdem so das ganze Fürstenthum mit Ausnahme unserer sehr festen Burg Margat (welches der Orden zugleich mit Valania 1186 von Reinald Masoerius erhielt) verwüstet und zu Grunde gerichtet war, ging nun auch der Fürst (Boemund) von Antiochien und die Bürgerschaft dieser Stadt, was noch beklagenswerther ist, einen Vertrag mit Saladin ein, daß, wenn sie vom Anfang dieses Monats October sieben weitere Monate gerechnet keine Hilfe erhalten würden, Antiochien, das einst durch das Blut so vieler frommen Christen erobert wurde, ohne einen Steinwurf ihm überliefern würden. Wißt, daß auch im Königreich Jerusalem die starken Festungen Krak und Manreal, jenseits des Jordan in Arabien gelegen, nahe bei dem Todten Meer, sich aus Mangel an Lebensmitteln haben ergeben müssen. Wegen Saphed der Burg des Tempels, hegen wir ernstliche Befürchtungen, ebenso wegen Belveir, unsrer Burg. Wir wissen nicht wie lange sie die fortwährenden Blokaden und drohenden Berennungen auszuhalten vermögen."

Die Abfassungszeit des Schreibens läßt sich unschwer bestimmen. Krak und Monreal, die hier als gefallen bezeichnet werden, ergaben sich nach Arabischen Quellen gegen Ende Septembers 1188 an Saladins Bruder Malek al Adil. Die Einnahme von Darbasac und Gaston (Bagras) fand gleichfalls in der zweiten Hälfte des September statt, worauf der erwähnte schimpfliche Vertrag von dem Fürsten Boemund abgeschlossen wurde. Dagegen eroberte Saladin die starke Tempelburg Safed nach längerer Belagerung am 30. November 1188, während die Hospitaliter Burg Belveir (Kokal unweit Akkon) erst am 3. Januar 1189 durch Hunger zur Uebergabe gebracht wurde. Wir setzen deßhalb unser Schreiben in den letzten Theil des October oder den Anfang November 1188.

Der Herzog Leopold, an welchen dasselbe gerichtet ist, erschien selbst im heil. Land 1190, das er übrigens bereits 1182 besucht hatte. Damals mag er auch zu dem Hospitalorden in ein engeres Verhältniß getreten sein. Die Beschimpfung, die der Herzog durch König Richard bei der Einnahme von Akkon im Juli 1191 erlitt, gab bekanntlich Veranlassung zu der späteren Gefangennahme des Königs in Oesterreich.

Das dritte Schreiben stammt zufolge der Ueberschrift in dem Codex aus dem Jahre 1193 und ist von dem Großmeister Gaufridus de Donion, der frühestens im Sommer 1192 seine Würde angetreten haben kann, an den Prior von Ungarn, Martin, gerichtet. Es lautet:

„Bruder Godefrid, von Gottes Gnaden demüthiger Meister des h. Hauses des Hospitals zu Jerusalem zugleich mit dem gesammten Kapitel desselben Hauses dem

Bruder M. (artin), dem Propste, Prior desselben Hauses in Ungarn, Gruß und brüderliche Liebe! Da Wir vermuthen, daß Ihr von dem, was im Lande zu Jerusalem vorgeht, gern Kunde habt: so theilen Wir Euch mit, daß jüngst nach dem September ein vornehmer Ungläubiger, Namens Mestoch, gestorben ist; der sowohl durch sein Herkommen als durch seine Tapferkeit berühmt war. (Es ist dies der Kurde Saif eddin al Maschtul, der als zweiter Gouverneur des belagerten Accon seit Anfang 1191 bis zur Uebergabe sich in jeder Weise auszeichnete und den Saladin mit 50,000 Dinaren loskaufte.) Dann starb „der alte Herr der Assirier“ (d. h. der Assasinen, deren Haupt bekanntlich der „Alte vom Berge“ hieß), an dessen Stelle (sein Name war Sinan) sie einen neuen aufgestellt haben. Dann starb der Bruder Saladin's (Malik-al-Adil), der Herr des Landes Lecmann (d. h. Jemen). Es starb auch der Sultan von Ikonium (namens Kilidsch Arslan), unter dessen Söhnen Haß und Streit entstand. Dann starb in der ersten Woche des März am Mittwochen unser Verfolger Saladin (der Todestag ist in der That Mittwoch der 3. März 1193), dessen Tod seinem Volke Furcht und Schrecken eingeflößt hat. Auch ist Haß und Streit unter seinen Söhnen entstanden. Der eine von ihnen hält sich in Aleppo auf, der andere in Damascus, wieder ein anderer in Babylon (Kairo), aber Keiner will sich dem Anderen unterordnen. Eins aber können wir mit Gewißheit konstatiren, daß nämlich das Erbe Christi seit dem Verluste der h. Stadt nicht so leicht wieder gewonnen wird. Das Land, welches die Christenheit jetzt im Besitz hat, bleibt zwar offen, es ist aber auch gänzlich seiner Einwohner beraubt.“

Der Adressat ist der frühere Prager Propst Martin, der zuerst 1186 als Prior von Böhmen und Ungarn erscheint (M. quondam prepositus Pragensis, nunc preceptor Ungarie et Boemie). Im October 1188 finden wir ihn im Convent, wahrscheinlich zu Tyrus; 1189 tritt er wieder in Böhmen auf. Es ist merkwürdig, daß er überall seine frühere Würde (quondam prepositus) in den Urkunden mitführt. Selbst der Großmeister redet ihn noch in unserem Schreiben, also 1193, damit an.

Schließlich wollen wir noch bemerken, daß dieser Brief in einer mehrfach veränderten Form (die Sprache ist in mancher Beziehung verbessert), aber mit verschiedenen Auslassungen, so fehlt z. B. der ganze Passus über den Tod von Saladin's Bruder, mit einem anderen Adressaten existirt (abgedruckt Monumenta Germaniae SS. VI. 431). Dies ist hier der „Präceptor über Meer“ (preceptor ultramarinus) Wilhelm de Vileruns, der von dem Großmeister als „theuerster und in dem Herrn geliebter Bruder“ angeredet wird, welches Prädikat dem Prior von Ungarn nicht gegeben wird. Wir schließen daraus, daß Vilerums Großpräceptor im Abendland war, d. h. Stellvertreter des Großmeisters daselbst für eine gewisse Zeit. Wahrscheinlich hielt er sich in Nordfrankreich auf, da der Brief uns in den Annalen des Klosters Anchin (bei Douay) erhalten ist. Derselbe ist deshalb noch sehr wichtig, weil er ein Datum hat. Es heißt nämlich am Schlusse: „Geschehen (d. i. gegeben) im Ausgange des Monats April 1193.“ Der Tod Saladin's war wohl die Hauptveranlassung zur Absendung dieses Briefes, der in die verschiedensten Theile des Abendlandes gegangen sein mag. Der Großmeister Gottfried de Donion regierte übrigens damals noch nicht lange, da sein Vorgänger Guarnerius de Neapoli noch im Januar 1192 in den Urkunden vorkommt.*)

Deutsche Adelssagen.

152. Der Ahnherr der Groß von Trockau.

Als zu Zeiten Kaiser Konrads, des ersten Rheinfranken, die Wenden einen ihrer verheerenden Einfälle in Sachsen machten, schickte der Kaiser den Grafen Günther von Schlüsselberg, um sie zurückzuschlagen. Der letztere ward, als er sein Heer den slavischen Horden entgegengeführt hatte, von einem riesigen Wenden zum Zweikampfe gefordert. Da begann ein heißes Streiten; schließlich aber überwand Herr Günther den riesigen Feind, und dieser flehte unter dem Gelöbnisse, sich taufen zu lassen, die Gnade seines Gegners an, die ihm auch bereitwillig geschenkt wurde. Der edle Graf Günther übernahm selbst das Pathenamt bei seinem Feinde, gab ihm seinen Namen „Günther“ und schenkte ihm jährlich hundert Goldgulden zum Unterhalte. König Heinrich III., Konrads Sohn, aber verlieh ihm ein adlig Wappen in folgender Art. Als der Wende zum Kampfe gegen den Grafen von Schlüsselberg angestürmt war, hatte er einen Helm mit Reiherfedern und einen blau bemalten Schild getragen. Jetzt, da der Heide Christ geworden war, wurde ihm der Schild blau und weiß getheilt, denn die weiße Farbe deutete seine Bekehrung an. Auf dem Helme aber behielt der neugeborene Edle „Groß“ das weiße und das blaue Büffelhorn, beide mit Reiherfedern besteckt. Nachmals, so sagt die Geschichte des Geschlechtes, habe der wendische Ritter auf dem Kreuzzuge Gottfrieds von Bouillon sich rühmlichst ausgezeichnet, ja dem Beschützer des heiligen Grabes das Leben gerettet; d'rum sei ihm noch ein rother Querbalken zu seinem blau-weißen Schilde verliehen worden.

Eine Variante der Sage, auf deren Geschichtlichkeit hin sich keine Prüfung mehr anstellen läßt, macht den riesenhaften Ahnherrn der Groß von Trockau zu einem Sachsen, welcher das Schloß Gößwinstein in Oberfranken belagert. Der Graf von Schlüsselberg vertheidigte dasselbe und forderte den Feind zum Zweikampfe. Als der Sachse unterlag, bekannte er sich zum Christengotte und ließ sich taufen. Ein Andenken an die ritterliche

*) Die Chronologie der Großmeister während der Kreuzzüge liegt noch sehr im Argen. Wir beabsichtigen daher, eine solche auf Grund der Urkunden und zuverlässigen Annalisten demnächst in einem fachwissenschaftlichen Werke zu publiciren.

That des Schlüsselbergers aber will man noch heut an der Dreifaltigkeitskirche zu Göswinstein erkennen; über ihrem Portale prangt das Wappen des Grafengeschlechtes, der rothe Schlüssel in weißem Felde, das uralte Symbol des deutschen Heidenthums für die segenspendende Kraft der Erde.

Das Johann-Friedrich-Stift zu Laubach.

Am 1. September d. J. fand in Laubach in Oberhessen eine schöne Feier statt, deren wir auch in diesen Blättern gedenken müssen. Unter Theilnahme der gräflichen Familie sowie der Geistlichen und näherstehenden Beamten der Grafschaft und einer weiteren zahlreichen Versammlung hielt nämlich eine kleine Schaar alter, hilfsbedürftiger Leute ihren Einzug in ein von dem Grafen zu Solms-Laubach angekauftes und neu hergerichtetes stattliches Haus, das von nun an die Bestimmung haben wird, theils arme alte Leute, theils auch arme Kranke aufzunehmen. Die Pflege wurde zwei Schwestern des Elisabethenstifts übergeben. Sie waren bereits eingezogen und hatten mit eingerichtet. Das Haus war zur Aufnahme seiner Pfleglinge geschmückt. Der schöne Speisesaal vermochte nicht die zahlreichen Festgäste zu fassen. Es wurde eine liebliche Feier unter den schattigen Bäumen des Hausgartens. Der erste Pfarrer von Laubach weihete das Haus und Werk mit Gottes Wort und Gebet, indem er Haus und Schwestern und Pfleglinge der schützenden und segnenden Hand Gottes befahl, Graf zu Solms aber ehrte bei dieser Gelegenheit durch eingehenden Bericht das Andenken seines erlauchten Ahnen, von welchem ursprünglich die jetzt erneuerte Stiftung herrührt und nach welchem er ihr den Namen „Johann-Friedrich-Stift" beilegte.

Wir werden dadurch in eine Zeit zurückgeführt, in welcher unsre lutherische Kirche besonders reich war an Werken christlicher Barmherzigkeit, in jene Zeit, in welcher die Wunden des furchtbaren 30jährigen Krieges trotz mehrerer Jahrzehnte noch kaum ausgeheilt waren, und wo durch Phil. Jac. Spener und seine Schule in weiten Kreisen der Eifer angeregt wurde, durch wohlthätige Anstalten allerlei Noth zu lindern. Die weitaus berühmteste unter diesen Anstalten ist das Weisenhaus zu Halle, aber überall in der lutherischen Kirche, und keineswegs blos in den pietistisch gerichteten Kreisen, wurde der Eifer lebendig, für Arme und Hilfsbedürftige zu sorgen. In jener Zeit (1676) kam ein Graf zu Solms, der bisher die Herrschaft Wildenfels in der Lausitz besessen hatte, nach Laubach, wo der directe Mannsstamm der reichsgräflichen Familie Solms-Laubach ausgestorben war. Erst nur ein Theilerbe, wußte er allmälig die ganze Grafschaft bis auf einen Rest, den noch sein Sohn hinzufügte, wieder zu vereinigen, deren Neubegründer er auf diese Art geworden ist. Nicht weniger aber lag dem Grafen, der in seiner sächsischen Heimat nachhaltige christliche Eindrücke empfangen hatte und sich noch oft des frommen Spener Rath einholte, das wahre Wohlergehen seiner Unterthanen am Herzen, und manche Stiftungen für die Armen bewahren bis heute seinen Namen. Am meisten lag ihm die Gründung eines Armen- und Waisenhauses am Herzen, und sterbend hinterließ er (1696) seinem Sohne Friedrich Ernst die Ausführung dieses Herzenswunsches als eine seiner letzten Willensbestimmungen. Dieser ging bald ans Werk, und in den ersten Jahren des vorigen Jahrhunderts erhob sich das stattliche Gebäude, ein Viereck mit freiem Hof in der Mitte, dazu ward die Anstalt mit Aeckern, Wiesen und Gärten und manchen Gefällen dotirt. Nicht nur die Verpflegung von Armen der Grafschaft und die Erziehung von Waisenkindern sollte Aufgabe des Hauses sein, man verband damit den Gedanken an eine Hebung industrieller Thätigkeit in Laubach, zu welcher man insbesondere die Waisenkinder heranzubilden hoffte. Es wurden für die Leitung christliche Leute aus Sachsen, dessen blühende Industrie überhaupt Vorbild war, berufen; ein Hausvater aus dem Reußischen, ein Tuchmachermeister aus dem Voigtlande; allein der Erfolg entsprach nicht den Erwartungen noch den gebrachten Opfern. Mancherlei Zerwürfnisse, dazu die Abneigung gegen das frembartige sächsische Wesen machten die guten Absichten der Gründer zu nichte, dennoch erhielt sich die Tuchmacherei und Strumpfweberei, wenn auch ohne besonders günstige Resultate, noch lange Zeit. Mehr und mehr sank die hoffnungsreich begonnene Stiftung zum gewöhnlichen Pfründnerhaus herab, und es ging ihr wie so vielen ähnlichen Anstalten, welche fast nur noch als Erinnerungen an eine bessere, opferwilligere Zeit dastehen und einer gründlichen Erneuerung in christlichem Geist bedürfen, wenn sie ihren Insaßen eine wahre Wohlthat für Leib und Seele gewähren sollen.

Diese Erneuerung sollte denn dem Armenhaus zu Laubach in der That durch den jetzt regierenden Grafen zu Theil werden, der bekanntermaßen auch schon in andrer Beziehung zum großen Wohlthäter seiner Stadt geworden ist. Da die baulichen Zustände des Armenhauses sehr mangelhaft waren, wurden die zuletzt darin befindlichen Pfründner etwa ein Jahr lang in Privathäusern untergebracht, bis eine sehr geeignete Hofraithe mit schönem Wohnhause und Garten angekauft und hergerichtet war. Zugleich wurde das Haus unter Leitung der Frau Gräfin mit Betten, Leinen &c. neu ausgestattet. Am 1. September d. J. war das Ziel erreicht. Für 15 ältere Leute, 4 Kinder und 7 arme Kranke ist das Haus gerichtet, — gewiß eine große Wohlthat für den kleinen Ort! daran knüpfen sich an die beginnende Thätigkeit der Schwestern weitere Hoffnungen in Bezug auf Armen- und Krankenpflege in der Stadt. Möge denn dem zweiten Gründer des Hauses, dem jetzt regierenden Grafen und seiner Gemahlin zu sehen vergönnt sein, was dem ersten Gründer versagt blieb, daß dieses Haus ein Ausgangspunkt mannigfachen Segens für die Armen der Stadt und Grafschaft Solms-Laubach werde! Dazu segne der Herr auch insbesondere unsere dort dienenden Schwestern!

(Blätter für christliche Diakonie aus dem Elisabethenstift zu Darmstadt.)

Ein Samariter in Polizeiuniform.

Im Stationshaus des 14. Polizeibezirks der Stadt New-York starb zu Anfang December 1878, ohne krank gewesen zu sein, jählings dahin ein Polizist seltener Art. Das nach vielen tausenden zählende Heer der New-Yorker Spitzbuben, Einbrecher, Gauner, Betrüger und Schwindler und aller derer, die da ernten wollen, wo sie nicht gesäet haben und an dem Naturfehler leiden, daß sie die Linie, welche das Mein vom Dein scheidet, nicht recht zu erkennen vermögen, nannte den Mann nur „Pop, den Missionar." In Wirklichkeit aber hieß er Samuel B. Wells. Die Ritter vom Geist und von langen Fingern haben ja ihren eignen Spitzbubenjargon, so zu sagen, ihr eignes Jägerlatein und nennen Menschen und Dinge mit besonderen Namen. Dieser Sitte gemäß hatten sie unserm Wächter der öffentlichen Sicherheit den Spottnamen „Pop, der Missionar," aufgehängt. Unter diesem Namen war der Mann in der ganzen Verbrecherwelt der Riesenstadt am Hudson allgemein bekannt.

Daß dem Manne aber gerade der Name „Missionar" zuertheilt wurde, damit hat es folgende Bewandtniß.

Samuel B. Wells war ein wohlhabender, ja reicher Mann, der weiter oben am Hudson im schönen Hause wohnte und in angenehmen Verhältnissen lebte. Da fand er den Herrn oder vielmehr der Herr fand ihn, zeigte ihm Güter, die besser sind, als ein schönes Haus mit Garten und Springbrunnen und einem jährlichen Einkommen von $ 10,000. Und Samuel sagte nun auch: „Was willst du, daß ich thun soll? Rede Herr, dein Knecht höret!" Und Samuel vernahm in seinem Innern eine Stimme, die sprach: „Arbeite!" „Herr ich will arbeiten, so lange ich noch lebe, unter dem Beistand deiner Gnade!" war Samuels Antwort.

Und Samuel B. Wells kam hierher nach New-York, um zu arbeiten. Ein großes, gewaltiges Mitleid mit den vielen, vielen tausenden, die in New-York von der Sünde leben, erfüllte seine Seele. Ihnen zu nahen, unter sie das Netz rettender Liebe auszuwerfen, aus dem todten Meer der Laster und Verbrechen, in welchem sie leben und weben, so viele heraus zu retten, wie möglich, das war sein Streben.

Und was that nun der Mann, der daheim ganz gemüthlich von seinem Einkommen in Wohlstand leben konnte? Er ließ sich in den Verband der New-Yorker Polizei aufnehmen, um auf der Nachtseite des New-Yorker Lebens, unter Verbrechern und schlechten Dirnen das Missionsnetz auswerfen zu können. Er ward Polizist, um unter dem Auswurf der Menschheit als Seelenretter wirken zu können.

Der Dienst eines New-Yorker Polizisten ist ein schwerer, mühseliger und gefahrvoller Dienst. Samuel B. Wells aber unterzog sich willig allen Pflichten desselben. In stiller, kalter, sternloser Nacht wanderte er einsam durch die Straßen des 14. Polizeidistriktes, dem er zuertheilt war. Furchtlos ging er allein in die verrufensten Gegenden. Er lebte nach dem guten alten Grundsatz:

„Unverzagt und ohne Grauen
soll ein Christ, wo er ist,
stets sich lassen schauen!"

In Straßen, wo sonst stets Doppelposten aufgestellt werden mußten, war „Pop" zu jeder Stunde der Nacht allein im Dienst, denn vor diesem Manne, aus dessen Wesen nicht bloß Kraft und Entschiedenheit und heiliger Ernst, sondern weit mehr noch barmherzige Liebe hervorleuchtete, hatte das New-Yorker Gesindel einen heilsamen Respekt. Oft trafen ihn seine Kameraden des Nachts auf der Straße im Kreise von Prostituirten, Dieben und Mordgesellen, denen er das Evangelium vom Heilande der Sünder predigte und die er dringend und inständig ermahnte, umzukehren und Buße zu thun. Selten nur unterbrach ihn und verhöhnte ihn ein Galgenvogel oder eine halbberauschte Dirne. Das Gesindel wußte: „der Mann meint es gut mit uns; der sucht nicht seine Ehre, seinen Vortheil, sondern unser Heil!" Dieser Gedanke hielt es in Respekt.

Wie viele verirrten Seelen der merkwürdige Mann auf den Weg zum Leben geführt hat, wie vielen er ein wirklicher Retter von zeitlichem und ewigem Verderben geworden ist, das wissen wir nicht. Aber umsonst hat er sicher nicht gearbeitet.

Was aber auch der Erfolg seiner Arbeit gewesen sein mag — der Erfolg steht bekanntlich immer in Gottes Hand — großes hat „Pop, der Missionar" jedenfalls gethan. Er, der auf seinem schönen Landgute bei Yonkers hätte können in Wohlstand und Behaglichkeit leben, verleugnete sich selbst, ward Polizist, um Nachts zur Rettung der Verlorenen auf das Meer der Verbrecherwelt New-Yorks hinausfahren zu können.

Habt Achtung, habt Ehrfurcht vor dem Manne, Leser! Er ist ein Nachfolger des Herrn, der, ob er wohl hätte mögen Freude haben, das Kreuz erduldete und der Schande nicht achtete! Und was sind wir, Leser? Und was thun wir? Ach, es ist wohl von Selbstverleugnung im Dienste barmherziger Liebe nur blutwenig bei uns zu spüren. Das Beispiel dieses barmherzigen Samariters unter den New-Yorker Polizisten reize uns zur Nachfolge! Ach, nicht genug können wir es uns vorsagen, das Wort Rückerts:

„Wehe dem, der zu sterben geht
und keinem Liebe geschenkt hat;
dem Becher, der in Scherben geht,
und keinem Durst'gen getränkt hat!"
(„Ansiedler im Westen.")

Carl Heymann's Verlag in Berlin W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 10. December 1879. **Nr. 50.**

1. Albrecht von Hagen, Landschafts-Director, auf Premslaff bei Labes in Pommern, Rechtsritter seit 1860, † zu Stargard in Pommern 3. December 1879.
2. Ludwig Friedrich Wilhelm von Wunsch, Oberst z. D., Ehrenritter seit 1870, † zu Erfurt 28. November 1879.

Klöster und Stifter im alten Elsaß-Lothringen.

1. Das St. Odilien-Kloster.

Die heilige Odilie, welche diesem Kloster den Namen gegeben hat, war die Zierde ihres Geschlechts und der Schmuck ihres Zeitalters. Sie war die Tochter des Herzogs Attich oder Ethico, der 662 von dem Frankenkönig Childerich II. das Elsaß als Herzogthum erhalten hatte. Dort, wo später das Kloster stand, soll ehemals ein römisches Kastell gestanden haben, das der Kaiser Maximianus erbauen lassen und das Ethico in ein Schloß umwandelte, welches von seiner hohen Lage den Namen Hohenburg erhielt. Hier war es, wo dem Herzog von seiner Gemahlin Bereswinde eine blinde Tochter geboren ward, die in der Taufe den Namen Odilie erhielt. Tief betrübt über das Unglück ihres Kindes begaben sich die Eltern nach der Abtei von Mittelmünster im Wasgau, um zwei dort lebende heilige Männer, Erhard und Hildulf um Hilfe für die blinde Tochter anzuflehen. Das fromme Gebet derselben öffnete der blinden Fürstentochter die Augen. Dankerfüllt beschenkte Ethico dies Kloster mit reichen Gaben und nie hörte Odilie in ihrem ganzen Leben auf, dem Orte ihrer glücklichen Heilung die tiefste Ehrerbietung zu bezeugen. Aber das Gebet der Mönche, das ihr die Sehkraft verliehen, hatte zu gleicher Zeit einen tiefen Hang zu stillem abgesonderten Leben in ihr Gemüth gepflanzt. Frühe schon trat dieser hervor und noch nicht zwanzig Jahr alt, wußte sie ihren Vater zu bewegen, ihr das Schloß Hohenburg zur Stiftung eines Klosters einzuräumen. Nach und nach schlossen sich ihr hundert und dreißig Jungfrauen aus vornehmen Geschlechtern an, um unter ihrer Obhut ein von der Welt getrenntes frommer Andacht geweihtes Leben zu führen.

Nach einer anderen Legende, die reicher an Wundern ist und vielleicht eben deshalb populärer wurde, fand sich Ethico in der Hoffnung getäuscht, als erste Frucht seiner Ehe einen Sohn zu besitzen und verstieß daher die blinde Tochter, die er anfänglich in der Hitze seines Zornes sogar tödten wollte. In der Taufe erlangte sie aber das Gesicht und wurde von ihrer Mutter einer vertrauten Frau in Scherweiler übergeben. Angetrieben von der Besorgniß der Vater möge das verlassene Kind an einem so nahe gelegenen Ort entdecken, ließ Bereswinde dasselbe nach Burgund zu ihrer Schwester bringen, die Aebtissin des Klosters Palma (Baumes les Dames) war. Hier erhielt Odilie ihre Erziehung. Nachdem sie herangewachsen, faßte sie den Entschluß, ihr Leben Gott zu weihen, doch wollte sie vor der Ausführung dieses Schrittes versuchen, sich ihren Vater zu versöhnen, zu welchem Behuf sie die Vermittlung ihres Bruders Hugo in Anspruch nahm, dem sie durch einen Pilger einen Brief in einem seidenen Knäuel übersandte. Im Jahre 678 stattete sie auf dessen Anrathen ihren Eltern einen Besuch auf Hohenburg ab. Sie hielt sich dort auch eine Weile bei der Mutter und ihrem nunmehr ausgesöhnten Vater auf, als aber dieser sie mit einem deutschen Fürsten vermählen wollte, entwich sie heimlich und floh über den Rhein in die Gegend, wo später die Stadt Freiburg erbaut ward. Dort an einem Felsen ausruhend, erblickte sie den ihr nacheilenden Vater. Auf ihr Gebet öffnet sich aber der Felsen und verbirgt sie, bis die Gefahr vorüber ist. Eine Kapelle nebst einer wunderthätigen Quelle bezeichnen den Ort, wo dieß geschehen. Nachdem ihr Vater endlich in ihren Entschluß gewilligt, verließ sie den Breisgau und kehrte nach Hohenburg zurück, welches Schloß derselbe ihr bald nachher zur Stiftung eines Frauenklosters überließ.

Die heilige Odilie stiftete außerdem noch zwei andere

Klöster: Niedermünster, das auf halber Höhe des Odilienberges liegt und die St Gorgonsabtei, an deren Stelle eine 1746 errichtete Kapelle steht. Als sie um 706 starb folgte ihr 732 ihre Nichte Eugenie. Im Laufe der Zeit wurde das Stift von eine Reihe von Unglücksfällen heimgesucht; mehrmals wurden beinahe sämmtliche Gebäude in Asche gelegt, aber immer erhob es sich auf's Neue wieder schöner aus den Trümmern empor. Friedrich II., Herzog von Schwaben, nahm dem Stift beinahe seine ganzen Güter und verursachte dadurch den Verfall desselben; aber Friedrich Babarossa machte durch neue Schenkungen und Reorganisation das Vergehen seines Vaters wieder gut. Er setzte dem Kloster die gelehrte Relindis, Aebtissin des Klosters Berg an der Donau, als Oberin vor und dieser gelang es, indem sie die Kanonissinnen der Regel des heil. Augustin unterwarf, eine feste Ordnung zu begründen. Bald sah sich Relindis von einer Anzahl edler Jungfrauen umgeben, welche sich durch Unterricht in lateinischer Sprache, Poesie, Musik und Malerei bildete, wobei natürlich alles was sie lehrte, im Dienste und in inniger Beziehung zu der Religion blieb, deren ausgezeichnete Dienerin sie war. Die hervorragendste ihrer Schülerinnen war Herrad v. Landsperg, welche ihr auch nach ihrem Tode im Jahr 1167 als Aebtissin des Klosters nachfolgte*). Indem diese mit unablässigem Eifer im Geist ihrer Lehrerin fortwirkte, verwandte sie zugleich alle Mußestunden ihres stillen Klosterlebens auf ihr Lieblingswerk, in welchem sie ihre Kenntnisse und ihre Fertigkeiten niederlegte. Es war dies ihr Hortus deliciarum, ein merkwürdiges Gewebe aus lateinischen, meist prosaischen Excerpten über biblische Geschichte, theologische Doctrinen und zerstreute Notizen über Astronomie, Geographie, Mythologie und Philosophie. Herrads eigene lateinische Gedichte, meist mit Musikbegleitung, sind hie und da eingeschaltet, und eine Reihe von Miniaturen diente dem Ganzen als Schmuck. In dieser bunten Zusammensetzung repräsentirt dieses Werk die Bildung jener Zeit und ist von bedeutendem culturhistorischen Werth. Die fromme Herrad folgte bald nach Beendigung ihres Werkes ihrer geistlichen Mutter Relindis in die Klostergruft nach; aber ihr Werk überdauerte sie Jahrhunderte lang. Die Ehrfurcht, die demselben im Kloster gezollt wurde, sprach sich darin aus, daß demselben ein eignes Monument in einem Kreuzgange errichtet ward und daß man es bei den werthvollsten Reliquien aufbewahrte. Dadurch allein entging es mehreren Klosterbränden. Nach der Feuersbrunst von 1546, die sich mit der Einwirkung der Reformation vereinigte, um die Zerstreuung der Klosterfrauen zu veranlassen, kam es in den Besitz der Bischofs von Straßburg nach Zabern. Dort war es mehreren Gelehrten, die sich mit der Geschichte des Hohenburger Klosters beschäftigten, zugänglich. Enthält doch die elsasser Chronik von Bernhard Hertzog bereits die Vorrede Herrad's verdeutscht. In neuerer Zeit schien es, als habe man absichtlich ein geheimnißvolles Dunkel über das endliche Schicksal des merkwürdigen Buches verbreiten wollen. Es sei nicht mehr in Zabern zu finden, versichert Albrecht, der Prämontrotenser Prior, der um 1570 eine Geschichte von Hohenburg herausgab; da er indessen einen großen Theil der Gedichte Herrad's mittheilt, so läßt sich annehmen, daß ihm das Manuscript unter der Bedingung zugänglich war, daß er dessen Aufenthalt nicht verrieth. Bei der Einziehung der Klöster zu Anfang der französischen Revolution kam das Manuscript endlich wieder an Tageslicht. Man fand es in dem Carthäuserkloster zu Molsheim, wohin es aus dem bischöflichen Gewahrsam zu Zabern übergegangen war. Dort hatte bereits im Jahr 1695 ein Mönch eine Abschrift des Manuscripts angefertigt, die wahrscheinlich das Schicksal des Originals später getheilt hat. In einer lateinisch geschriebenen Vorrede zu seiner Abschrift bekennt der Mönch ausdrücklich, daß sein Kloster das werthvolle Manuscript aus den Händen des Bischofs von Straßburg erhalten habe. Nach der Aufhebung des Molsheimer Klosters ging es zunächst an die Distriktsbibliothek zu Straßburg über. Von dort reclamirte es ein Weltgeistlicher für die Familie Landsperg bis es ihm die Departementsverwaltung wieder nahm und der Centralbibliothek des Departements zuwies. Später wurde es von der Regierung der Stadtbibliothek zu Straßburg geschenkt, mit der es zusammen in der Nacht des 25. August 1870 der Vernichtung durch das Feuer anheimfiel.

Die vorzüglichsten Nachfolgerinnen der Herrad in der Regierung des Stiftes, welches die Reichsstandschaft hatte, waren: Veronica von Andlau 1508, Anastasia von Oberkirch 1529, Agnes von Zuckmantel 1539, Agnes von Oberkirch 1542. — Unter der Regierung dieser letzteren fiel der letzte oben erwähnte Brand, der schließlich der Herrlichkeit des Stiftes ein Ende machte. Der Chronist erzählt uns über diesen Brand: „Im Jahre 1546 hatte die Aebtissin Agnes von Oberkirch gebadet, und das Badhaus versperrt; indem gehet in demselben ein Feuer aus, die Klosterfrauen und Andere klopften an, und rufen: Gnädige Frau, das Badhaus brennt, indem nahm das Feuer so plötzlich überhand, daß sie nackend aus dem Bad lief. Gar wenig ist gerettet worden, denn es verbrannte fast alles, nebst der Kirche und dem Kreuzgang; die Glocken im Thurm verschmelzten und ging ein großer Schatz zu Grund. Man sahe das Feuer im ganzen Land, zu Basel und im Schwarzwald, und bis zu Rastatt."

Diese Agnes von Oberkirch war die letzte Aebtissin auf Hohenburg*). Zwei Jahre nach dem Brande übergab sie das Stift der heiligen Odilie dem Bischof von Straßburg unter der Bedingung, daß derselbe die Ver-

*) Zur Zeit der Regierung der Herrad von Landsperg, sandte Kaiser Heinrich VI. 1178 Sybille die Wittwe des Tancred hierher, damit sie den Schleier nehme.

*) Schöpflinus bestätigt in seiner Alsatia illustrata, daß Burckward Oberkirch 1135 der Abtei Mauermünster (mauri monasterium) eine Schenkung machte, und daß Heinrich Oberkirch 1179 dem Turnier in Köln beiwohnte.

waltung der Güter übernehme und die Gebäude wieder herstelle. Prämonstratensermönche ließen sich dort nieder und im Jahr 1663 wurde Hohenburg förmlich in ein Kloster dieses Ordens umgewandelt, das bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts bestand.

Die jetzige Kirche wurde 1687 erbaut und von dem Straßburger Weihbischof Peter Creach, zuvor Erzbischof von Dublin und Primas von Irland, den kirchliche Bewegungen aus seinem Lande vertrieben hatten, eingeweiht. An die Stifterin erinnern die folgenden Kapellen, welche dem Neubau eingefügt sind: 1. Die Kreuzkapelle soll 690 von der h. Odilie erbaut sein; in dieser Kapelle steht der Sarkophag, welcher die Gebeine ihrer Eltern, des Ethico und der Bereswinde enthält, von denen die Häuser Habsburg, Lothringen, Zähringen (Baden) und mehrere Fürstenhäuser Italiens ihren Ursprung ableiten. 2. Die St. Odilienkapelle hieß früher die Kapelle St. Johannis des Täufers, denn ihm zu Ehren hatte die Heilige sie erbaut. Unter dem Chorbogen findet sich die Inschrift: Anno Christi DCLXXVI. S. Odilia virgo hoc coenobium fundavit. Hier ruhen ihre Gebeine in einem Sarkophag, dessen Inschrift besagt, daß im Jahre 1793 während der bürgerlichen Unruhen die Gebeine der Heiligen zwar angetastet, im Jahr 1799 aber wieder an diesen Ort niedergelegt worden sind. Uebrigens waren die Gebeine schon vorher nicht mehr vollständig, indem der Kaiser Carl IV. sich bei seiner Anwesenheit in Hohenburg 1354 das Grab der heiligen Odilie öffnen ließ und einen Theil ihres rechten Arms als Reliquie mit fortnahm, der seitdem in Prag aufbewahrt wird. 3. Die Zähren-Kapelle soll ihren Namen von den häufigen Thränen haben, welche Odilie hier unter den Verfolgungen ihres Vaters vergoß.

Das St. Odilienkloster zählte zur Zeit seiner höchsten Blüthe im Verein mit dem von ihm abhängigen Kloster Niedermünster 500—600 Klosterfrauen. Diese letztere Stiftung hatte dasselbe Schicksal wie das Mutterhaus, es wurde bereits 1541 unter der Verwaltung der Ursula von Rathsamhausen säcularisirt.

Aber noch lange nachdem die Stiftung der heiligen Odilie untergegangen, blieb Hohenburg ein beliebter Wallfahrtsort, da der dortige Brunnen, dessen Wasser einst der Heiligen das Augenlicht gegeben, nach wie vor seine Heilkraft an kranken Augen bewährte.

Deutsche Adelssagen.

153. Die Sagen der Grafen von Pappenheim.

Die Familiengeschichte der Grafen von Pappenheim erzählt von den Anfängen des berühmten Geschlechts die folgende uralte Sage, von welcher eine bildliche Darstellung sich noch auf dem Hofthurm der Stadt Lauingen befinden soll: Als die Ungarn oder Hunnen im 10. Jahrhunderte wieder einmal bis nach Schwaben vorgerückt waren, sammelte der deutsche Kaiser ein Heer und lagerte sich den Heiden gegenüber unweit der Donau zwischen Lauingen und dem Schlosse Faimingen. Nach vielen Kämpfen, die keine Entscheidung gebracht hatten, beschlossen beide Parteien, den Streit durch einen Einzelkampf auszutragen. Da wählte der Kaiser den Marschall von Calatin, den Ahnherrn der Pappenheimer, zu seinem Streiter, denn einen wertheren Helden gab es in seinem Heere nicht. Als nun der Marschall auf den Kampf sich rüstete und über den Ausgang nachdachte, da nahte sich ihm ein unbekannter Mann und sprach: „Was sinnst du? Ich sage dir, daß du nicht für den Kaiser fechten sollst, sondern ein Schuster aus Henfoil — dem späteren Lauingen — ist zu diesem Kampfe ausersehen.“ Der Marschall versetzte: „Wer bist du, und wie kannst du mir das sagen? Wie dürfte ich diese Ehre des Kampfes von mir abweisen?“ — „Ich bin der Ritter Georg, Christi Held,“ entgegnete der Unbekannte, „zum Wahrzeichen aber, daß ich den Kampf so angeordnet, nimm meinen Däumling!“ Mit diesen Worten zog er den Däumling d. h. den Handschuh von der Hand und gab ihn dem Marschall, welcher ungesäumt zum Kaiser ging und den Vorfall erzählte. So ward denn beschlossen, daß der Schuster von Lauingen gegen den Feind streiten sollte; der tapfere Mann übernahm sein Schwerteramt und überwand den Hunnen mit ritterlicher Tapferkeit. Da erlaubte ihm der Kaiser, drei Gnaden sich von ihm zu erbitten, und der Held soll nach der Sage die drei wunderlichen Bitten gethan haben,

> daß die Stadt Henfwil oder Lauingen eine in ihrer Nähe gelegene Wiese als ihr Gemeingut betrachten dürfe, ferner
>
> daß die Stadt mit rothem Wachse siegeln, und endlich daß die Marschälle von Calatin eine Möhrin als Helmkleinod führen dürften.

Der Däumling St. Georgs aber, so schließt die Sage, ist von den Pappenheimern sorgfältig in Gold gefaßt und aufbewahrt worden, die eine Hälfte zu Kaisheim, die andere zu Pappenheim. —

Auf den ersten Blick zeigt es sich, daß wir hier eine späte Umarbeitung eines uralten Sagenstoffes vor uns haben; Züge von höchstem Alterthume treten uns entgegen, sind aber von den späteren Erzählern nicht mehr richtig aufgefaßt und verstanden worden. Suchen wir diese Züge herauszufinden. Zunächst ist deutlich, daß die Calatine die berufenen Vorkämpfer des deutschen Heeres gewesen sind. Als solche kennzeichnet sie ihr Marschallamt und ihr Wappen. Sie führen das Schwert, das Zeichen des Kriegsgottes Ziu; ihre Genossenschaft hat sich diesem Gotte geweiht. Auch ihr Helmzeichen deutet auf den hohen Vorrang hin, den sie in ihrer Stammesgemeinschaft einnahmen, denn die Möhrin ist nichts anderes als das Bild der schwarzen Erdgöttin Hel, von welcher abzustammen den Geschlechtern des deutschen Uradels die höchste Ehre war. Der heilige Georg selbst, welcher dem Ahnherrn der Pappenheimer erscheint, ist, wie die mythologische Wissenschaft nachge

wiesen hat, das christliche Abbild des heidnischen Schwertgottes. Jetzt wird sich uns die dunkle Sage lichter gestalten; sie verkündet uns, daß die Pappenheimer ein schwäbisches Geschlecht gewesen, welchem einst in grauer Vorzeit die Ehre des Vorkampfes eigen gewesen und als dessen Schutzherr der Schwertgott Ziu betrachtet worden ist. Durch orakelartige Zeichen bestimmte dies Vorkämpfergeschlecht aber selbst wieder seinen Leuten, seinen Gefolgschaften die Aufgabe, die ihnen im Kampfe zufallen sollte. So mag jener Bewohner von Hensoll von dem Pappenheimer einst zum Vorkämpfer in einer der furchtbaren Ungarnschlachten, die auf dem Boden des heutigen Königreichs Bayern ausgefochten wurden, bestimmt worden sein. Dies ist Inhalt und Bedeutung der uralten, im Laufe der Zeiten aber vielfach veränderten und zuletzt fast völlig unverständlich gewordenen Sage. —

Der alte Kriegsruhm der Pappenheimer sollte sich nach sieben Jahrhunderten auf's Glorreichste verjüngen, als der Marschall **Gottfried** im dreißigjährigen Kriege die herrlichsten Kampfeslorbeern sich erwarb. Wie er gestritten und wie er geendet, das ist durch die meisterhafte Darstellung Schillers in seiner Geschichte des großen Krieges zum Gemeingute unseres Volkes geworden. Schon die Poesie des 17. Jahrhunderts hat ihn gefeiert. Der Herr von Hormayr hat in seinem Taschenbuche von 1830 ein Lied aus der Zeit des Krieges mitgetheilt, welches den großen Gottfried in volksthümlicher Weise als den unwiderstehlichen Krieger, den Bringer furchtbarer Schrecken schildert. Es heißt in demselben:

„Hascha, dort kommt der unsinnig
Von Pappenheim geritten, ganz grimmig,
Rennt über alle Zäun' und Gräben,
Daß ihm gleich die Haar aufstäben,
Stellt sich, als wär er winnig. (wahnsinnig)
Kein Prügel, kein Stecken
Will gegen ihn klecken,
Noch unsere Kolben spitzig,
Kein' Büchsen, kein Degen,
Noch gar der Wundsegen.
Es ist selbst ganz der leidige Teufel!“

Wie er auf dem Felde von Lützen geendet hat, freudig sterbend, nachdem er erfahren hatte, daß Gustav Adolf, seines Glaubens größter Feind, gefallen, — das gehört der Geschichte an. Aber auch die Sage hat sich der Persönlichkeit des großen Reiterführers bemächtigt. Dahin gehört es, wenn erzählt wird, die Stirn schon des Knaben sei mit zwei dunkelrothen, gekreuzten Schwertern gezeichnet gewesen, die im Zorne furchtbar erglühten. Dies Mal war das Wappenzeichen seines Geschlechtes und deutete zugleich auf den späteren Kriegsruhm des Vorkämpfers der römischen Kirche hin. Man erzählte auch von Pappenheim, daß seine Seele bereits im Fegefeuer gewesen, als er nach der Prager Schlacht furchtbar verwundet unter den Haufen der Todten lag und erst durch die nicht eben sanften Berührungen eines Wallonen, welcher ihn seiner Beinkleider berauben wollte, wieder zum Leben erweckt ward. „Und darum eben, weil er bereits die Schrecken der Verdammten geschaut hatte, soll der große Pappenheim gegen das Grauen des furchtbarsten Kampfgewühles und des entsetzlichsten Mordens gefeit gewesen sein, so daß er der furchtbarste Soldat der römischen Kirche werden konnte, also sagt man noch heut von dem Reiterhelden in seiner durch den Dichter Stöber so poetisch geschilderten Heimat.

154. Hans Dollinger.

Der Hunnenkampf, welcher uns in der Sage des Hauses Pappenheim entgegentrat, findet sich auch in den Ueberlieferungen des uralten Patriziergeschlechtes der Dollinger zu Regensburg. Es ist auch in neuerer Zeit viel von dem Heldenmuthe des ritterlichen Hans Dollinger gesungen und gesagt worden: wir geben jedoch das alte Lied über die sagenhafte That, wenn auch in neuerer Sprachweise:

„Es reit't ein Türk aus Türkenland;
Er reit't gen Regensburg in die Stadt,
Da Stechen war; denn Stechen war ihm wohlbekannt
Da reit't er vor des Kaisers Thür:
„Ist Niemand hier, der komm' herfür,
Der stechen wollt' um Leib und Seel und Gut und Ehr?
Und daß dem Teufel die Seele wär'?“
Da wär'n die Stecher all' verschwiegen;
Kein'r wollt dem Türken mit oblieg'n,
Dem leidigen Mann,
Der so freventlich stechen kann.
Da sprach der Kaiser zorniglich:
„Wie steht mein Hof so lästerlich!
Hab' ich keinen Mann,
Der stechen kann
Um Leib und Seel', um Gut und Ehr',
Und daß unserm Herrn die Seele wär'?“
Da sprang der Dollinger herfür:
„Wohium! Wohium! Ich muß an den leidigen Mann,
Der so freventlich stechen kann!“—
Das erste Rennen, das sie da thäten,
Da führten sie gegen einander zwei scharfe Speer;
Der eine ging hin, der andere her.
Da stach der Türk' den Dollinger ab,
Daß er auf dem Rücken lag.
„O Jesu Christ, steh mir jetzt bei!“
Es sind ja ihrer Drei!*)
Ich bin allein! O führ' meine Seel'
In dein ewig Himmelreiche!“ —
Da ritt der Kaiser zum Dollinger zur Hand;
Er führt' ein Kreuz in seiner Hand.
Er strich's dem Dollinger über sein' Mund
Der Dollinger sprang auf, war frisch und gesund.
Das and're Reiten, das sie thäten,
Da stach der Dollinger den Türken ab,
Daß er auf den Rücken lag.
„Verfluchter Teufel, nun steh' ihm bei!
'S sind ihrer drei, ich bin allein;
Und führ' seine Seel' in die bittre Höllenpein!“

Etwas Thatsächliches kann der Sage vom Dollinger schwerlich zu Grunde liegen; Hunnen und Magyaren haben deutsche Turniere nicht besucht. So bleibt wohl nur übrig, in der Sage ein Symbol für eine geschichtliche Wahrheit zu sehen, und wir würden etwa sagen können, daß in jenen Geschlechtern die auf den Burgen und in

*) Der Sage nach soll der Dollinger neben dem Hunnen zwei schwarzgepanzerte Helfer haben einherreiten sehen.

den Städten des bayerischen Landes die deutsche Cultur wieder aufrichteten, sich die Erinnerung an den einst von den Vorfahren siegreich bestandenen Hunnenkampf in der Weise erhalten hat, daß sich das große Völkerringen allgemach in einen Zweikampf verwandelte, in welchem ein schwer errungener, aber glorreicher Sieg die Stirn der Väter geschmückt hatte. So sind die Hunnenkämpfer der bayerischen Sage, der Marschall Calatin, der Schuster von Lauingen, der Dallinger, nichts Anderes denn Repräsentanten des ganzen bayerischen Volkes, welches für Deutschland den Befreiungskampf gegen die asiatischen Horden ausgefochten hat. Die verschiedenen Gestaltungen, in welchen diese weltgeschichtliche Erinnerung als Heldensage fortlebt, erkläre sich sehr leicht durch die Einwirkungen späterer Cultur und namentlich der deutschen Kirche, die ihnen ihre eigenthümliche Fassung gegeben hat.

Literatur.

Geheimlehre und Geheimstatuten des Tempelherren-Ordens. Eine kritische Untersuchung von Dr. Hans Prutz, ordentlichem Professor der Geschichte an der Universität zu Königsberg i. Pr. — Berlin 1879. Ernst Siegfr. Mittler u. Sohn.

Die vorliegende, auf streng wissenschaftlicher Forschung beruhende Arbeit verdankt nach einer Mittheilung des Verfassers im Vorwort, ihre Entstehung den Studien zu einem ihn seit einer Reihe von Jahren beschäftigenden umfassenden historischen Werke, einer „Culturgeschichte der Franken in Syrien."

Befinden sich auch die von der römischen Curie stets auf das peinlichste geheim gehaltenen Acten der in den verschiedenen Staaten gegen die Templer geführten Untersuchung noch heutigen Tages im Archiv des Vatikan in unzugänglicher Verwahrung, so ist doch ihr wesentlicher Inhalt im Laufe der Zeit durch die Forschungen bedeutender Gelehrter, wie Bini, Loiseleur, Michelet in dem Umfange bekannt geworden, daß in Verbindung mit anderen authentischen Quellen das vorhandene Beweismaterial vollkommen ausreicht, ein klares Bild von der Geheimlehre des Ordens zu gewinnen und entgegen der früher herrschenden Meinung die mit Nothwendigkeit seinen schließlichen Untergang herbeiführende schwere Verschuldung desselben zweifellos zu erweisen.

Den Hauptgrund für die auffallende Entfremdung dieser ursprünglich streng kirchlichen, in vielfacher Hinsicht so ausgezeichneten und lange Zeit mit Recht hochgefeierten Rittergenossenschaft vom Papstthume, ja vom Christenthume überhaupt, welche allmälig unter Wahrung der äußeren Maske der kirchlichen Gewalt gegenüber zum vollständigen Bruch mit letzterem führte, sieht der Verfasser in dem für die abendländische Welt in hohem Grade demüthigenden, unglücklichen Verlauf der Kreuzzüge. Der Ausgang dieses fast zwei Jahrhunderte hindurch geführten Kampfes um den Besitz des heiligen Landes konnte füglich keine andere Deutung erhalten denn als ein Unterliegen des Christenthums dem stärkeren Islam gegenüber; nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich: in den aus dem ganzen Abendlande zusammengeströmten Vertheidigern Palästina's schien das Christenthum selbst den Mohamedanern erlegen zu sein. Gerade innerhalb des Tempelherren-Ordens, welcher die Last des hoffnungslosen Kampfes gegen die Bekenner des Propheten am freudigsten, aufopferndsten und ziemlich am längsten getragen, scheint dieser Eindruck der unheilvollen Wendung, welche der Kampf seit der Mitte des 13. Jahrhunderts nahm, entschieden überwogen zu haben. Und zwar war es vor allem das Papstthum, welches, nachdem es in der Höhezeit der Kreuzzugsbewegung über die finanziellen und militairischen Mittel der christlichen Staaten mit souverainer Willkür verfügt und durch die stete Hervorhebung ausschließlich kirchlicher Interessen der christlichen Sache aufs nachhaltigste geschadet hatte, nun für den ruhmlosen, kläglichen Ausgang der ganzen Unternehmung, für das Mißlingen der von ihm selbst gestellten Aufgabe verantwortlich gemacht wurde.

Und so bildete sich denn nach und nach innerhalb der Templergemeinschaft gegen das Ende des 12. oder zu Anfang des 13. Jahrhunderts, begünstigt durch die allgemeine häretische Bewegung, welche die damalige Zeit erfaßt hatte und den Orden ganz besonders für die Häresie empfänglich machte, gefördert durch die stete Berührung und den theilweise sogar friedlich anregenden Verkehr der Ordensglieder in Syrien und Palästina mit ihren anfänglichen Todfeinden, den Muhamedanern, ebendort jenes neue, der ursprünglichen Regel fast diametral entgegengesetzte ketzerische System aus, welches die einstige Reinheit und Strenge der Satzungen und Einrichtungen des Ordens bald völlig verdrängte, die Mitglieder desselben allmälig immer tiefer in den Sumpf des Unglaubens und Lasters versinken ließ und den schließlichen Untergang der Templer herbeiführte.

Die alte Regel, welche der Orden bei seiner Errichtung auf dem Concil von Troyes unter hervorragender Mitwirkung Bernhards von Clairvaux im Jahre 1128 erhalten hatte, war allmälig nichts als eine nach außen hin zu täuschen bestimmte trügerische Hülle geworden, deren man sich bediente, um unter ihrem Schutze absolut widersprechende Tendenzen zu verfolgen.

So entstanden dann im Orient, wo nach den Untersuchungen des Verfassers die Häresie der Templer überhaupt ihren Ursprung hat, wahrscheinlich während jener weltberühmten Belagerung der ägyptischen Veste Damiette 1218—20, in dem Castrum peregrinorum (dem heutigen Athlit), der Hauptburg des Ordens in Palästina, jenes schriftlich aufgezeichnete geheime Statut, durch welches die veränderte Organisation des Ordens definitiv fixirt wurde.

Von dort verbreitete sich dann die Häresie über fast alle europäischen Zweige des Ordens.

Wie alle Häretiker jener Zeit, ja wie eigentlich die christlichen Häretiker überhaupt, waren auch die Anhän-

ger der templerischen Geheimlehre ausgesprochene Dualisten. Sie erkannten an und verehrten zwar einen oberen Gott, in dem sie den Schöpfer des Geistes und Guten sahen, daneben aber auch einen unteren Gott, von dem sie die Materie und das Böse herleiteten. Ein weiteres Ergebniß dieser Irrlehre war die entschiedene Leugnung und Verhöhnung der Gottheit und Menschwerdung Christi. Es war somit diese Lehre durchaus keine völlig neue, in ihrer Art vereinzelt vorkommende Häresie, vielmehr standen die Templer als Häretiker im wesentlichen auf demselben Boden wie die zahlreichen, von einem Dualismus der Gottheit ausgehenden Katharer des Mittelalters überhaupt, scheinen sich aber in der Ausbildung der allgemeinen katharischen Principien am meisten den Luciferianern, der schlimmsten unter allen derartigen Secten, angeschlossen zu haben.

Wie ein starkwirkendes Gift griff nun in Folge dieser Theorien der schrankenloseste Materialismus und sittliche Verwilderung in immer erschreckenderer Weise im Orden um sich, ohne innerhalb des letzteren bei dem zu damaliger Zeit im Allgemeinen noch niedrigen Bildungsgrade der Ritter irgend welche nennenswerthe Reaction hervorzurufen.

Hierzu kam noch die wachsende politische Machtstellung und der zunehmende Reichthum des Ordens, verstärkt durch schrankenlosen Mißbrauch verschiedener ihm vom Papste verliehenen Privilegien, wodurch namentlich Frankreich in immer bedenklicherer Weise bedroht wurde.

Es ist somit der, wenn auch nicht moralisch, so doch in Folge einer gewissen politischen Zwangslage zu rechtfertigende energische Schritt Philipps des Schönen erklärlich, durch den er, ohne dem Orden Zeit zur Vorbereitung und Gegenmaßregeln zu lassen, mit einem Schlage sämmtliche in Frankreich gelegene Güter des in diesem Lande am mächtigsten entwickelten Ordens confiscirte und ums Jahr 1307 den Proceß gegen denselben durch königliche Commissarien einleitete.

Auch die Kirche, welcher namentlich durch jene letztere Maßregel, daß die Führung des Processes vom Staate in die Hand genommen wurde, jede Möglichkeit eines bloßen Scheinverfahrens gegen den Orden vereitelt wurde, mußte sich nun endlich nach langem Sträuben mit dem für sie in so hohem Grade compromittirenden Schritte einverstanden erklären, und so nahm die Untersuchung ihren bekannten Verlauf und erhielt durch die berühmte Bulle Clemens' V. vom 22. März 1312 auf dem allgemeinen Concil zu Vienne ihren endgültigen Abschluß. Der Templerorden hatte damit zu existiren aufgehört.

Während der einzige von der Ketzerei völlig unberührt gebliebene portugisische Zweig des Ordens in den noch jetzt bestehenden Christusorden umgewandelt wurde, traten zahlreiche Mitglieder der anderen Templergenossenschaften in den Johanniter-Orden über. —

In ein anderes Gebiet greift die von dem Verfasser im 2. Theile seiner Schrift überzeugend nachgewiesene Unechtheit der 1877 von dem inzwischen verstorbenen oldenburgischen Oberbibliothekar Dr. Merzdorf herausgegebenen Geheimstatuten des Tempelherren-Ordens hinüber.

Die Tendenz der mit großem Geschick gearbeiteten Fälschung geht nämlich dahin, den angeblichen Ursprung der Freimaurerei von den schottischen Templern nachzuweisen. Diese Tradition ist aber nach Prutz angesichts der Thatsache, daß der Tempelherren-Orden nach seiner Auflösung weder als Ganzes noch in einem Theile eine geheime Existenz fortgesetzt hat, lediglich ins Reich der Fabeln zu verweisen, wenn der Freimaurer-Orden nicht beweiskräftige, dem Uneingeweihten bisher unzugänglich gebliebene Argumente besitzt, die seinen Zusammenhang mit den Templern unwiderleglich darthun.

Den Schluß der interessanten Arbeit bildet die im lateinischen Urtexte mitgetheilte päpstliche Bulle über die Aufhebung des Templer-Ordens.

Literatur.

Die bereits recht stattliche Literatur über die christliche Kleinkinderschulsache hat in der vom Pfarrer Leyrer zu Plochingen, unter theilweiser Mitwirkung der Centralleitung des Wohlthätigkeitsvereins für das Königreich Württemberg verfaßten und im Verlage von Th. Knapp zu Stuttgart kürzlich erschienenen Schrift: „Die christliche Kleinkinderpflege, mit besonderer Rücksicht auf Württemberg" einen neuen, dankenswerthen Zuwachs erhalten.

Die vorliegende Arbeit, der Königin Olga von Württemberg gewidmet, verdankt ihre Entstehung dem im September d. Js. zu Stuttgart abgehaltenen XXI. Congreß für innere Mission, dessen Mitgliedern das Schriftchen von der Centralleitung des erwähnten Wohlthätigkeitsvereins als Festgruß übergeben worden ist.

Es erörtert erstlich die Stellung, welche die Kleinkinderpflege zur Elementarschule, zur Kirche und innern Mission einnimmt, enthält eine kurze Entwickelungsgeschichte der Kleinkinderschule, sowie die Statistik derselben in Württemberg, ihre Aufgaben und Einrichtung, Anhaltspunkte zur Entwerfung der Statuten und Hausordnung, verbreitet sich über Gründung und Unterhaltung dieser Kinderpflegen und bringt endlich in einem Anhange Stundenpläne, eine Uebersicht über die deutsche und außerdeutsche Literatur der christlichen Kleinkinderpflege und 5 hübsch gezeichnete Baupläne.

Das Büchlein entspricht durchaus dem jetzigen Stande der Sache, und wenn es auch zunächst mit besonderer Berücksichtigung Württembergs geschrieben ist, so verdient dasselbe doch als Handbüchlein für solche, die in der Lage sind, eine Kleinkinderschule einzurichten, auch außerhalb Württembergs die weiteste Verbreitung.

Carl Heymann's Verlag in Berlin W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 17. December 1879. **Nr. 51.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. December 1879 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Decbr. 1879 verhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Novbr. 1879.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Novbr. 1879 .	57			
	Zugang pro . .	19			
		76			
	Abgang . . .	28			
	Bleibt Bestand	48	48	1 589	60
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Novbr. 1879 .	77			
	Zugang pro . .	8			
		85			
	Abgang . . .	12			
	Bleibt Bestand	78	73	2 255	90
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Novbr. 1879 .	15			
	Zugang pro . .	8			
		23			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	17	17	476	58
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Novbr. 1879 .	33			
	Zugang pro . .	23			
		56			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	37	37	1 098	54
5.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. Novbr. 1879 .	16			
	Zugang pro . .	12			
		28			
	Abgang . . .	10			
	Bleibt Bestand	18	18	490	50
6.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. Novbr. 1879 .	18			
	Zugang pro . .	24			
		42			
	Abgang . . .	24			
	Bleibt Bestand	18	18	634	36
7.	**Bundsburg:**				
	Bestand am 1. Novbr. 1879 .	14			
	Zugang pro . .	9			
		23			
	Abgang . . .	9			
	Bleibt Bestand	14	14	490	27
	zu übertragen		225	7 032	375
	Uebertrag		225	7 032	375
8.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Novbr. 1879 .	21			
	Zugang pro . .	11			
		32			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	26	26	724	32
9.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Novbr. 1879 .	24			
	Zugang pro . .	25			
		49			
	Abgang . . .	22			
	Bleibt Bestand	27	27	811	60
10.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Novbr. 1879 .	15			
	Zugang pro . .	17			
		32			
	Abgang . . .	13			
	Bleibt Bestand	19	19	484	35
11.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. Novbr. 1879 .	20			
	Zugang pro . .	38			
		58			
	Abgang . . .	29			
	Bleibt Bestand	29	29	794	65
12	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Novbr. 1879 .	25			
	Zugang pro .	28			
		53			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	40	40	1 051	80
13.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Novbr. 1879 .	33			
	Zugang pro . .	7			
		40			
	Abgang . . .	9			
	Bleibt Bestand	31	31	965	60
14.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Novbr. 1879 .	23			
	Zugang pro . .	13			
		36			
	Abgang . . .	21			
	Bleibt Bestand	15	15	575	42
	zu übertragen		412	12 436	749

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Decbr. 1879 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Novbr. 1879.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		412	12 436	749
15.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Novbr. 1879 .	9			
	Zugang pro " "	17			
		26			
	Abgang " " "	12			
	Bleibt Bestand	14	14	428	60
16.	**Neusalz a. d. O:**				
	Bestand am 1. Novbr. 1879 .	19			
	Zugang pro " "	17			
		36			
	Abgang " " "	18			
	Bleibt Bestand	18	18	520	41
17.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. Novbr. 1879 .	13			
	Zugang pro " "	14			
		27			
	Abgang " " "	10			
	Bleibt Bestand	17	17	376	42
18.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. Novbr. 1879 .	19			
	Zugang pro " "	12			
		31			
	Abgang " " "	7			
	Bleibt Bestand	24	24	559	36
19.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Novbr. 1879 .	4			
	Zugang pro " "	8			
		12			
	Abgang " " "	5			
	Bleibt Bestand	7	7	332	12
20.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Novbr. 1879 .	2			
	Zugang pro " "	5			
		7			
	Abgang " " "	2			
	Bleibt Bestand	5	5	81	10
21.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Novbr. 1879 .	3			
	Zugang pro " "	9			
		12			
	Abgang " " "	3			
	Bleibt Bestand	9	9	122	26
22.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. Novbr. 1879 .	4			
	Zugang pro " "	—			
		4			
	Abgang " " "	1			
	Bleibt Bestand	3	3	109	10
23.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. Novbr. 1879 .	6			
	Zugang pro " "	6			
		12			
	Abgang " " "	5			
	Bleibt Bestand	7	7	227	12
24.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Novbr. 1879 .	17			
	Zugang pro " "	—			
		17			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	17	17	510	18
25.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. Novbr. 1879 .	16			
	Zugang pro " "	9			
		25			
	Abgang " " "	10			
	Bleibt Bestand	15	15	518	30
	zu übertragen		548	16 218	1 046
	Uebertrag		548	16 218	1 046
26.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Novbr. 1879 .	16			
	Zugang pro " "	10			
		26			
	Abgang " " "	9			
	Bleibt Bestand	17	17	526	38
27.	**Oeynhausen:**				
	Bestand am 1. Novbr. 1879 .	2			
	Zugang pro " "	2			
		4			
	Abgang " " "	1			
	Bleibt Bestand	3	3	95	34
28.	**Plochingen** (in Württemberg):				
	Bestand am 1. Novbr. 1879 .	1			
	Zugang pro " "	5			
		6			
	Abgang " " "	4			
	Bleibt Bestand	2	2	75	38
29.	**Ludwigslust** (in Mecklenburg):				
	Bestand am 1. Novbr. 1879 .	23			
	Zugang pro " "	28			
		51			
	Abgang " " "	20			
	Bleibt Bestand	31	31	717	36
30.	**Dresden:**				
	Bestand am 1. Novbr. 1879 .	7			
	Zugang pro " "	4			
		11			
	Abgang " " "	8			
	Bleibt Bestand	3	3	131	16
31.	**Niederweisel** (in Hessen):				
	Bestand am 1. Novbr. 1879 .	16			
	Zugang pro " "	2			
		18			
	Abgang " " "	3			
	Bleibt Bestand	15	15	462	20
	Zusammen		619	18 224	1 228

Der gesammte Abgang an Kranken pro Novbr. 1879 beträgt 339, davon sind:

gestorben 26
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 22
geheilt 291
wie vor 339.

32. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 55 Betten.
Bestand am **1. October 1879** . . . . 9 Kranke.
Zugang pro **October** . . . . 55 "
64 Kranke.

Davon sind:

gestorben 3
geheilt 21
24 "

Bleibt Bestand am **1. Novbr. 1879:** 40 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 2 Europäer, 5 Muhamedaner, 2 Drusen und 46 orientalische Christen.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro October 1879 beträgt 993.

Poliklinisch wurden 1 195 Personen behandelt.

Klöster und Stifter im alten Elsaß-Lothringen.

2. Die Abtei Andlau.

Es war in dem abgelegenen Andlauer Thal, wohin sich der Sage nach Richardis, die Gemahlin Kaiser Karls des Dicken zurückzog, nachdem sie mit glücklich bestandener Feuerprobe die Anschuldigungen ihrer Feinde, die sie des Ehebruchs mit dem Bischof Lwitvard von Vercell bezüchtigt hatten, widerlegt und ihren eifersüchtigen Gemahl entwaffnet hatte. Auf der Höhe des Odilienberges, von der sich der Weg ins Andlauer Thal hinabsenkt, hatte sie im heißen Gebet vor dem Grabe der heiligen Odilie gelegen; sie bat die Heilige, ihr einen Ort zu bezeichnen, wo sie in stiller Andacht ihr Leben beschließen könne. Sie solle, gab ihr eine Vision ein, an demjenigen Orte Gott ein Haus erbauen, wo sie etwas Außerordentliches wahrnehmen würde. Kurze Zeit darauf ergeht sich die edle Frau im Thal von Andlau; da sieht sie nun eine Bärin, von ihren Jungen umgeben, den Boden aufwühlen, als suche sie einen Eingang. Sie hielt dies für das göttliche Zeichen, das sie erbeten, und erbaute hier ein Kloster, dessen erste Aebtissin sie wurde.

Caspar Bruchius berichtet von ihr in seiner Chronologie der deutschen Klöster, daß sie die Tochter eines schottischen Königs war. Sie starb den 19. August 911 im Rufe der Heiligkeit; sie soll nach ihrem Tode noch verschiedene Wunder verrichtet haben und wird von einigen Autoren daher den Heiligen zugezählt.

In einer unterirdischen Kapelle der Andlauer Kirche wird noch jetzt ein rundes Loch in der Erde gezeigt, das man als die Wühlstelle der von Gott gesandten Bärin verehrt. Kranke werden dort hingebracht, wo sie wunderthätige Heilung erhoffen. Früher pflegte man zur Erinnerung an die Gründung des Klosters zu Andlau einen Bären zu halten, nachdem jedoch der Wildheit und Gefräßigkeit eines solchen ein Kind zum Opfer gefallen, brachte man statt dessen ein derartiges Bild, in Stein gehauen, über dem Portale an.

Die Abtei von Andlau, welche der Benedictinerregel folgte, erfreute sich in der Folge bedeutenden Wachsthums und großer Privilegien. Kaiser Karl IV. gab 1347 der Aebtissin von Geroldseck den Titel einer Reichsfürstin. Die in das Stift aufzunehmenden Damen hatten später 16 Ahnen (in der Gabelform) nachzuweisen, und die edelsten Familien Süddeutschlands bemühten sich, ihren Töchtern dort Aufnahme zu erwirken. Die letzte Aebtissin war Marie Josephe von Truchseß-Rheinfelden, die 1782 eingeführt wurde. Zur Zeit der französischen Revolution (1789) wurden die Güter der Abtei verkauft und die ansehnlichen Gebäude gingen in Privatbesitz über. In einem Flügel des ehemaligen Klosters haben jetzt barmherzige Schwestern ihren Sitz aufgeschlagen.

In der Nähe des Städtchens gleichen Namens zeigen sich die beiden runden Thürme von Hoch-Andlau, dem Stammsitz des Andlauer Geschlechts, womit es am 26. December 1274 belehnt ist. Urkundlich kommt es zuerst 1150 unter Kaiser Konrad III. vor. Arbogast von Andlau war 1539 Großprior des Johanniterordens in Deutschland, Georg von Andlau erster Rector der Universität Basel.

3. Remiremont.

Das hochwürdige Capitel des heiligen Petrus zu Remiremont ist eine uralte Stiftung und wurde bereits 620 von dem heiligen Romaric gegründet. Es bestand aus einer Aebtissin, einer Decanin, eine Dame sécrete (Geheimsecretärin) und zweiunddreißig Stiftsdamen, denen ebenso viele Domicellarinnen beigesellt waren. Außer den beiden schon genannten Würdenträgerinnen gab es noch folgende: l'aumonière (die Almosenierin), la tonrière (die Pförtnerin), la censière (die Zinsherrin), la dame du deus (die Küsterin), la boursière d'argent, la boursière de grains, la dame du secau (die Siegelbewahrerin), les dames chantres (die Cantorin), la trésorière lettriére, la dame de la fabrique und die Coadjutrice. — Die Stiftsdamen thaten keinerlei Gelübde, sie konnten jederzeit in die Welt zurücktreten und sich vermählen. Eine Jede von ihnen hatte das Recht, sich eine Nichte zu wählen, d. h. eine Coadjutrice, die ihr in der Stiftsstelle folgte. Zur Aufnahme einer solchen war indessen eine Ahnenprobe von neun Generationen oder 250 Jahre alter Ritteradel von Vater- und Mutterseite erforderlich. Die Nichten (les dames nièces) zahlten den Tanten (dames tantes) 60 livres Pension für ihren Unterhalt.

Obgleich freie weltliche Stiftsdamen, standen sie doch unmittelbar unter dem heiligen Stuhl. Die Aebtissin war Reichsfürstin, obgleich sie in den letzten Jahrhunderten den Reichstag nicht mehr beschickte, und genoß alle Lehnsrechte. Das Capitel hatte das Recht, selbst seinen Theil an der Staatscontribution zu bestimmen; auch hatte es die hohe, mittlere und niedere Gerichtsbarkeit im Gerichtsbezirk Remiremont.

Die Stiftsdamen trugen als Abzeichen ihrer Würde ein Kreuz mit dem Konterfei des heiligen Romaric an einem blauen Bande mit rother Einfassung, von der rechten zur linken Seite. Das Capitel genoß von jeher des besonderen Schutzes der Souveräne, soll doch der Stifter desselben St. Romaric aus königlichem Geblüt gewesen sein. Die Herzoge von Lothringen kamen persönlich nach Remiremont, um die Rechte der Abtei feierlichst zu bestätigen. Diese Ceremonie fand stets mit größtem Pomp statt; die Beamten des Stiftes, die Stiftsprediger und Capelläne wohnten derselben im großen Ornat bei. Zu den wesentlichsten Vorrechten der Aebtissin gehörte es, an gewissen Tagen sämmtliche Gefangene aus dem Staatsgefängniß entlassen zu dürfen.

Die letzten Aebtissinnen von Remiremont waren: Anna Charlotte Prinzessin von Lothringen, Marie Christine von Sachsen und Polen, Tochter August III. seit 1773 Charlotte von Lothringen-Brionne seit 1782,

Louise Adelaide Prinzessin von Bourbon-Condé seit 1786. Es galt sowohl in Deutschland als in Frankreich für die größte Ehre, zu diesem Capitel zugelassen zu werden. Wie aber der Geist der Neuerung, die Nichtachtung der Autorität sich selbst in den geistlichen Stiftern während der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts breit machte, beweist der Umstand, daß sich während der letzten Zeiten die Nichten gegen die Tanten empörten, gleiches Stimmrecht mit denselben verlangten und sich von deren Vormundschaft zu emancipiren strebten. Da die Aebtissin Christine von Sachsen auf Seite der Nichten stand, so gewannen diese den Proceß.

Das Königreich Yvetot.

Eine Pilgersage.

Es giebt keinen Thron in der Welt, der nicht durch Blut erworben, keinen königlichen Schmuck, der nicht mit dem Leben eines Menschen erkauft wäre! Davon ist auch die Troddel an der baumwollenen Mütze des kleinen „Königs von Yvetot“ nicht ausgenommen, welche das gutmüthige Haupt eines normännischen Landedelmannes einst geschmückt hat! Die Sage versichert uns, daß das bescheidene und ländliche Königreich, welches uns durch das entzückende Lied eines Béranger als eine Art von französischem Eldorado geschildert wird, — daß dies „Vaterland der Sorglosigkeit und des Frohsinns“ nichts destoweniger seinen Ursprung einer Gräuelthat verdankt. —

Doch was bietet das Arrondissement Yvetot selbst uns heute für ein Bild dar? Lediglich eine wasserarme Hochebene, über welche man jetzt auf der Eisenbahn von Paris nach Havre dahinfliegt. Der Fleiß des französischen Landvolkes hat dieselbe sorgsam angebaut, und in dem Städtchen Yvetot selbst sausen die Webstühle rastlos die Tage, die Nächte hindurch.

Anders freilich sah es im Beginn des sechsten Jahrhunderts hier aus, zu welcher Zeit die Sage das Königreich Yvetot entstehen läßt. Da deckte noch der jungfräuliche Wald mit seinem Dunkel die Ebene, und auf der Stätte von Yvetot selbst erhob sich eine Zwingburg fränkischer Barone.

Einer dieser neustrischen Herren von Yvetot, Walter oder Gautier, ein Hofmann und Kämmerer König Chlothars I., hatte sich den Groll seines Fürsten zugezogen; man sagt, daß er zu eifrig beflissen gewesen sei, die Schönheit seiner Gemahlin vor dem Anblicke des begehrlichen Königs zu hüten. Da soll Herr Walter vorsichtig den Plan gefaßt haben, in's Exil zu gehen; „er zog nach dem Morgenlande“, sagt die Tradition, „um mit den Ungläubigen zu kämpfen“. Sie bedenkt freilich nicht, daß es am Schlusse des 6. Jahrhunderts noch keine Türken mit dem Schwerte vom heiligen Lande zurückzuhalten gab. Vielleicht aber war Sire Gautier nur ein friedlicher Pilger. Nachdem ihm so zehn Jahre des Exils verflossen waren und da nun der Baron hoffen durfte, daß der Zorn des Königs sich gelegt haben würde, kehrte er nach Soissons zurück, woselbst König Chlothar seine Residenz hatte. Papst Agapetus hatte ihn überdies mit Empfehlungsbriefen versehen, da er dem Glauben der Christenheit im Morgenlande die wichtigsten Dienste geleistet hatte. Es war an einem Charfreitag, als Walter sich der Stadt Soissons näherte; er hörte am Hoflager, daß der König Chlothar sich zur heiligen Messe begeben habe. Diesen günstigen Augenblick gedachte der Pilger zu benutzen; er nahte sich dem Fürsten im Gotteshause und warf sich ihm zu Füßen, um Frieden von ihm zu erlangen. Der Anblick seines alten Feindes aber erregte furchtbar die Wuth des verbrecherischen Königs; er riß einem Dienstmann das Schwert aus dem Gürtel, und ohne auf den Brief des Papstes zu blicken, ohne an die Fluchwürdigkeit seiner That zu denken, schlug er den Gegner mit der Waffe, daß er hinsank und starb. Als der Papst von der grauenhaften That hörte, bannte er den König Chlothar, falls er sich nicht einer Buße unterwürfe, die seinem Verbrechen entspräche. Da erhob der wilde Franke, um den Bannstrahl von sich abzuwehren und den Schatten seines Gegners zu versöhnen, das Gebiet von Yvetot zu einem Königreiche. —

Wie man sich denken kann, hat diese Sage lebhafte Bekämpfung durch gelehrte Kritiker gefunden. Der vermeintliche Kreuzzug oder vielmehr die Pilgerfahrt Walters von Yvetot wird von keiner gleichzeitigen Quelle erwähnt; ebensowenig steht das Jahr seines Todes fest. Die späteren Schriftsteller schwanken zwischen 533 bis 539. Der Erste überhaupt, welcher die Geschichte erwähnt, ist Robert Gaguin in seinem Compendium „de origine et gestie Francorum“, welches 1491 erschien. Erfunden aber hat Gaguin die Sage sicherlich nicht; offenbar hat er aus der lebendigen Volksüberlieferung geschöpft. Nicole Gilles in seinen „Très-véridiques Annales“ wiederholte die Sage nach Gaguin, und so galt sie eine Zeit lang für unumstößliche geschichtliche Wahrheit. Indessen ist von der ganzen Erzählung nur das eine Factum geschichtlich gesichert, daß es einst einen Walter von Yvetot gegeben hat; derselbe lebte aber erst unter Herzog Heinrich II. von der Normandie. Diesem Walter zu Gunsten ist wahrscheinlich die Herrschaft Yvetot aufgerichtet worden, nicht aber als Königreich, sondern als ein sogenanntes Freilehen. Diese Thatsache würde etwa in's Jahr 1147 fallen. Der gelehrte Duplessis aber giebt noch eine andere Vermuthung über den Ursprung des räthselhaften Königreichs Yvetot; er meint, daß dasselbe für John Baliol gegründet worden sei, welcher nach dem Verluste der schottischen Krone sich in die Normandie zurückgezogen hatte.

Wie dem aber auch sein mag, das kleine Königreich Yvetot ist vielleicht eben so viel Wechseln unterworfen gewesen, als die größten Kronen der Erde. Nachdem dasselbe von allen territorialen Veränderungen im Norden Frankreichs mit betroffen war, sprach das Parlament im Jahre 1681 dem Ländchen die Souveränetät durch

ausdrückliche Acte ab. Als letzter König von Yvetot wird Camille d'Albou genannt. Ein „freies Gut mit völliger Steuerexemption" aber blieb die „principauté d'Yvetot" noch bis in die Zeiten der französischen Revolution. Da ward auch ihre privilegirte Stellung als Freilehen ihr genommen. Noch aber lebt in den Bewohnern des merkwürdigen Ländchens jener Zug der Sehnsucht nach einer glücklichen, friedlichen Zeit, welchem der Dichter so beredten Ausdruck verliehen hat.

O. S.

Die Arbeiter- und Beamten-Pensions-, Wittwen- und Waisenkasse von Siemens & Halske in Berlin.

(Aus den eben erschienenen Jahres-Berichten der Fabriken-Inspektoren für das Jahr 1878.)

Am 12. October 1872 feierte die Telegraphen-Bau-Anstalt von Siemens & Halske in Berlin, welche Zweiganstalten in London, Petersburg und Charlottenburg errichtet hat, die Feier ihres 25jährigen Bestehens.

Zur dauernden Erinnerung an diesen Tag haben die jetzigen Geschäftsinhaber beschlossen, den Grund zu einem Institute zu legen, welches bestimmt ist, denjenigen der Beamten und Arbeiter, welche ihr persönliches Geschick dauernd an das des Geschäfts geknüpft haben oder noch knüpfen werden, die Sorge für ihre alten Tage und um das Geschick ihrer Familien im Falle ihres Todes oder der Beeinträchtigung ihrer Erwerbsfähigkeit soviel wie möglich zu erleichtern.

Zu diesem Zwecke schenkte die Firma Siemens & Halske ihren Beamten und Arbeitern ein Capital von 60 000 Thalern, versprach dasselbe mit 5 pCt. zu verzinsen und diesen Zinsen alljährlich für jeden Beamten, männlichen und weiblichen Arbeiter, welcher volle 12 Monate und länger im Geschäfte gewesen, Beiträge von resp. 10, 5 und 3 Thaler hinzuzufügen.

Die Verwaltung der Kasse sollte in die Hände der Beamten und Arbeiter gelegt, auch mit denselben das Statut der neu zu bildenden Arbeiter- und Beamten-, Pensions-, Wittwen- und Waisenkasse vereinbart werden. Hierbei stellte sich heraus, daß die Verhältnisse und Bedürfnisse der im Londoner Geschäft thätigen Arbeiter so verschieden von denen der übrigen Arbeiter waren, daß die Verwaltung der Kasse nicht einheitlich geregelt werden konnte. Es wurde deshalb ein der Arbeiterzahl der Londoner Fabrik entsprechendes Stamm-Kapital dem Londoner Geschäfte zur selbstständigen Verwaltung überwiesen.

Das Grundkapital der Kasse für die drei Geschäfte in Berlin, Charlottenburg und Petersburg besteht danach in 47 500 Thalern. Es kann durch weitere Schenkungen erhöht werden. Auch fließen demselben die Ueberschüsse der Einnahmen über die Ausgaben zu, falls nicht auf Antrag der Firma unter Zustimmung der Mehrheit der Verwaltungs-Commission über diese Ueberschüsse anderweit verfügt wird. Die Einnahmen setzen sich zusammen: aus den Zinsen des Grundkapitals, welche ein für allemal auf 5 pCt. festgesetzt sind, ferner aus den jährlichen Beiträgen, welche das Geschäft alljährlich am Stiftungstage für jeden Beamten mit 10 Thlr., für jeden männlichen Arbeiter mit 5 Thlr., für jede Arbeiterin mit 3 Thlr. dann zahlen läßt, wenn dieselben ein volles Jahr und länger in dem Geschäfte thätig gewesen sind.

Der Zweck der Kasse ist, den Beamten, männlichen und weiblichen Arbeitern, jedoch mit Ausschluß der Prokuristen und sonstigen durch Tantièmen direkt am Gewinn betheiligten Beamten, bei eingetretener Invalidität eine Pension und den Eltern, Ehegatten und Kindern verstorbener Pensionäre, falls sie jene bei Lebzeiten zu unterstützen hatten, im Falle der Hilfsbedürftigkeit eine laufende Unterstützung zu gewähren.

Die volle Pensions-Berechtigung tritt ein

a) nach 30jähriger Dienstzeit ohne Nachweis der Invalidität,
b) nach 10jähriger ununterbrochener Dienstzeit und eingetretener Invalidität,
c) ohne Rücksicht auf Dienstalter bei eingetretener Invalidität durch Unglücksfall bei Ausübung des Dienstes ohne eigenes Verschulden.

Die volle Pension beträgt monatlich für Beamte mindestens 16 und höchstens 40 Thaler, für männliche Arbeiter mindestens 8 und höchstens 20 Thlr., für weibliche mindestens 5, höchstens 12 Thlr.

Die Minimalsätze kommen bei 10jähriger Dienstzeit zur Zahlung, für jedes folgende Jahr werden den Beamten monatlich 1 Thlr., den männlichen Arbeitern monatlich 15 Sgr., den weiblichen 10 Sgr. bis zur Erreichung des Maximalsatzes zugelegt. Ein Anspruch auf die Hälfte der Pension kann dann geltend gemacht werden, wenn ein Arbeiter nach einer Krankheit oder einem Unglücksfalle nur noch im Stande ist, die Hälfte des durchschnittlichen Arbeitslohnes zu verdienen und nicht aufhört, der Firma anzugehören. Auch kann einem invalide gewordenen Arbeiter schon nach 5- bis 10-jähriger Dienstzeit die Hälfte des Minimalsatzes der vollen Pension gewährt werden.

Laufende und einmalige Unterstützungen werden den Hinterbliebenen der Pensionäre, d. h. den Eltern, und ehelichen Kindern derselben im Bedürfnißfalle, den Kindern, so lange sie noch nicht mündig geworden, gewährt, wenn die Einnahmen der Kasse durch die Pensionen nicht in Anspruch genommen werden. Die Unterstützungen werden nach der Dienstzeit des verstorbenen Pensionärs bemessen und betragen bei 5- bis 10-jähriger Dienstzeit $^1/_4$, bei 10- bis 20-jähriger Dienstzeit $^1/_3$, bei 20- bis 30-jähriger Dienstzeit $^1/_2$ der vollen Pension.

Die aus Geschäftsrücksichten entlassenen oder die zum Militärdienst zeitweise einberufenen Beamten und Arbeiter können sich ihre Ansprüche an die Kasse erhalten wenn sie nach eintretendem Bedürfniß sich nach Einberufung stellen, resp. nach Entlassung vom Militär unverzüglich zurückkehren.

Die Pensionsberechtigung geht verloren für diejenigen, welche

a) vor eingetretener Pensions-Berechtigung freiwillig aus dem Geschäfte scheiden,
b) die gänzliche oder theilweise Erwerbsunfähigkeit erweislich durch eigenes Verschulden, namentlich durch Leichtsinn, ausschweifenden Lebenswandel oder Streitsucht herbeigeführt haben,
c) wissentlich oder absichtlich das Interesse des Geschäfts schädigen,
d) ohne ausdrückliche Genehmigung der Firma und der Verwaltungs-Commission in ein anderes Geschäft übertreten.

Der Berliner Verein der Kaiser Wilhelm-Stiftung für deutsche Invaliden

hat einen kurzen Bericht über seine Wirksamkeit im letztverflossenen Geschäftsjahre vom 1. October pr. bis Ende September c. veröffentlicht.

Es betrug danach der am Schlusse des Vorjahres verbliebene Bestand . . . . 17 016 *M* 63 *₰*
wozu im Laufe des Geschäftsjahres an Einnahmen (Zinsen, Beiträgen, Collecten rc.) . . . . 82 747 *M* 12 *₰*
traten. Summa: 99 763 *M* 75 *₰*
An Ausgaben wurden davon geleistet 60 379 = 54 =
(darunter Unterstützungen 56 529 *M*)
so daß ult. September c. ein Bestand von 39 384 *M* 21 *₰*
verblieben ist, ein Resultat welches dem Zweigverein ermöglicht, im Rechnungsjahre 1879—1880 die immer mehr zusammenschmelzenden Fonds der Hauptstiftung nicht in so hohem Maße in Anspruch nehmen zu müssen wie in den vorhergehenden Jahren. Die Gesammtzahl der vom Vereine laufend oder einmalig unterstützten Personen ist die gleiche geblieben wie im Vorjahre, nämlich 1070, welche auch für das nächste Jahr bei den noch immer nicht zur Besserung geneigten Zeit- und Erwerbsverhältnissen eine wesentliche Verminderung kaum erfahren wird.

Der Berliner Verein der Victoria-National-Invaliden-Stiftung

hat nach dem kürzlich erschienenen Berichte über seine Wirksamkeit im letztvergangenen Geschäftsjahre vom 1. October 1878 bis Ende September d. Js. im Ganzen 208 Personen theils einmalige, theils laufende Unterstützungen im Gesammtbetrage von 20 974 *M* gewährt, deren Anzahl sich nach den angestellten Ermittelungen voraussichtlich noch längere Zeit auf gleicher Höhe erhalten wird.

Die Rechnung schließt mit einem Bestande von 14 963 *M* 12 *₰* theils in baarem Gelde, theils in Werthpapieren ab.

Aufruf zu Beiträgen für eine deutsche Herberge zur Heimat in Paris.

Jeden Monat treffen Hunderte von jungen deutschen Kaufleuten, Kellnern und Handwerkern aus allen Gegenden Deutschland's und der Schweiz hier ein. Ohne einen Anhaltspunkt, ohne Kenntniß der französischen Sprache, gerathen sie nur zu häufig in schlechte Hotels, wo ihnen das Wenige, was sie mitbringen, abgenommen wird, wo sie, was weit schlimmer, in sittlicher Beziehung den tiefsten Schaden leiden. — Man wird wenig Städte finden können, in denen das Bedürfniß einer christlichen Herberge für unsere deutschen Landsleute so groß wäre, wie in Paris. Wir haben uns deshalb gedrungen gefühlt einen Anfang zu machen, und rue de Lancry 38 vorläufig außer einem Versammlungssaal, der auch dem deutsch-evangelischen Jünglingsverein für seine Zusammenkünfte dient, 4 Zimmer gemiethet und 8 Betten darin aufgestellt. Die Zahl derselben kann stets vergrößert werden, sobald uns die Mittel zu Gebote stehen, aber diese fehlen uns. Auf die bedeutenden Anschaffungen und die Miethe schulden wir sogar noch 1200 Frcs. Das frühere Comité der deutschen evang. Mission, selber mit Schulden überlastet, kann außer einem Miethsbeitrage von 500 Frcs. jährlich, keine Unterstützung gewähren. Deshalb wenden wir uns an unsere Mitchristen deutscher Junge, an die Väter und Mütter, die sorgenden Herzens ihrer Söhne in der Ferne gedenken, an Alle, die ein Herz haben für die Söhne unseres Volkes, mit der herzlichen Bitte: Helft uns, den Alleinstehenden, den Verlassenen ein Heim zu gründen im fremden Lande; den Unerfahrenen einen Halt zu geben unter den Versuchungen der Weltstadt.

Paris, im November 1879.

Das Comité der deutschen Herberge zur Heimat in Paris:

Graf von Wesdehlen, Kaiserlicher Botschafts-Rath. F. Frisius, deutscher Pastor. Ch. Klein, Fabrikant. A. Klattenhoff, Kaufmann. J. Tillmanns, Kaufmann, Cassirer, 34 Rue de Malte.

Auch die Redaction dieses Blattes ist gern bereit, Gaben für den bezeichneten Zweck in Empfang zu nehmen und zu befördern.

Vaterländische Reiterbilder aus drei Jahrhunderten,

so lautet der Titel eines im Kunstverlage von Rud. Schuster hierselbst erschienenen Prachtwerkes, auf das wir die Leser dieses Blattes aufmerksam zu machen uns erlauben.

Von allen derartigen Publicationen zeichnet eines dieses schöne Werk aus und verleiht ihm besonderen Reiz. Es ist dies die einheitliche Behandlung des Stoffes.

Ein Maler führt uns die hervorragenden Helden unserer Geschichte bildlich vor, ein Schriftsteller charakterisirt dieselben.

Als Maler wurde Professor W. Camphausen, der geniale Meister in der Wiedergabe lebensvoller Reiterportraits gewonnen, der die Bildnisse des Großen Kurfürsten, Friedrich's des Großen, Prinz Heinrich's von Preußen, des Fürsten Leopold von Dessau, von Zieten, Seydlitz, Keith, Schwerin, Gneisenau, Blücher, Kaiser Wilhelm, des Kronprinzen, des Prinzen Friedrich Karl, von Moltke, Bismarck, Goeben und Werder schuf; als Schriftsteller Th. Fontane, der beredte Darsteller kriegerischer Ereignisse.

Der Text wird belebt durch Illustrationen von Professor L. Burger, welche theils Wahlsprüche und Wappen der Helden, theils die von denselben getragenen Waffen zur Anschauung bringen.

Die Ausstattung ist eine dem Inhalte angemessene, und der Preis des Werkes in schönem Einbande, nach Burger's Entwurf, von 50 Mark als ein mäßiger zu bezeichnen.

Carl Heymann's Verlag in Berlin W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.



Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 24. December 1879. Nr. 52.

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben: Carl Heymann's Verlag, Mauer-Straße Nr. 63—65, W., machen zu wollen.

---

1. Ludwig Freiherr von Haber-Linsberg, Kaiserlich Oesterreichischer Rittmeister a. D. und Gutsbesitzer, Ehrenritter seit 1863, † zu Schloß Linsberg bei Wiener-Neustadt 9. December 1879.
2. Alexander Otto von Lehwald, Generallieutenant z. D., Ehrenritter seit 1858, † zu Königsberg in Preußen 14. December 1879.
3. Rudolf Graf von Uexküll-Gyllenband, Königlich Württembergischer Oberſthofmeister a. D., Ehrenritter seit 1845, † zu Ansbach im December 1879.

Das Buch der zwei Gärten von Abû Schâma.

Nach arabischen Quellen von Prof. Dr. Goergens.

II.

Am 1. Muharram (14. März 1187) war der Sultan mit den Truppen des Paradieses gegen die Armee der Hölle aufgebrochen, nachdem er seinen Sohn Al-Malik al-Afdal in Râs al-mâ zurückgelassen, um die ankommenden Contingente zu empfangen und nöthigen Falls die Annäherung der Pilger, unter denen sich die Mutter Husâm ad-din's, eine Schwester des Sultans, befand, überwachen zu können. Al-Afdal hatte während zweier Monate seine Armee durch Zuzüge von Arabern, Persern und Türken so verstärkt, daß er in Verbindung mit der Reiterei aus Gazîra, den Halabiner und damascenischen Mannschaften sich auf einen Einfall in das feindliche Gebiet einlassen konnte. Nachdem er brieflich die Erlaubniß seitens seines Vaters erhalten hatte, erfocht er bei Saffuria einen blutigen, aber glänzenden Sieg, wobei der Haspitaliteroberst mit einem Theile seiner Leute in Gefangenschaft gerieth, indeß der Befehlshaber der Templer auf der Flucht entkam. Auf diese Siegesdepesche hin und nachdem noch die Sterne über das Gelingen befragt worden waren, marschirte der Sultan in getrennten Heereshaufen gegen die Feinde, welche, rasch die persönlichen Reibereien vergessend, Anstalten zur Schlacht trafen. Um das große Kreuz der Kreuzigung schaarten sich die Diener der Tyrannen, die Verführer der Menschheit und Gottheit und schrien: „Leute der Länder, Leute der Dreifaltigkeit." [1]) Mit dem Falle Tabarija's setzten ihre Teufel und Mannen sich in Bewegung, so daß Staubwolken aufwirbelten und die Erde erzitterte. Gleich den Bergen und den sich aufthürmenden Meereswogen rückten die Feinde heran. Mâlik (Wächter am Höllenthore) und Ridvân freuten sich. Wir freuten uns darüber, wie Leute, zu denen Allah gesprochen, und denen er neben dem Lohne in dieser Welt die ewigen Freuden des Paradieses, das beständige Abpflücken dort, das Trinken aus der klaren Quelle Selsebil zugesichert hat. Als früh Morgens die Bogenschützen ausrückten, um ihre Pfeilspitzen im Feuer gegen die Männer der Hölle zu glühen, und da diese vor Durst gleich Hunden die Zungen herausstreckten und gegen das Wasser marschirten, so empfing sie hier die Hölle mit ihren Funken. Ein Mameluke des Sultans, Mankûris mit Namen, welcher den Angriff eröffnete und gegen die feindliche Linie sprengte, wurde aus dem Sattel geschleudert und von den Franken getödtet. Stroh war unter den Füßen der Feinde, einige unserer Freiwilligen warfen Feuer hinein, so daß jene mit Geschossen geröstet wurden; so oft sie einen Vorstoß machten, wurden sie zurückgeworfen und keine einzige Ameise kroch mehr daaan. Der Graf von Tripolis, welcher seinen Leuten zugerufen: „Ich werde Euch beim Angriffe vorangehen und an Tapferkeit alle übertreffen", war der

[1]) Im Arabischen ein Wortspiel.

erste, der die Flucht antrat und mit Hilfe Allah's fand er einen Ausweg. Sein Entweichen bestimmte die Christen, um so fester zu stehen; doch wie Feuer unter Schilf fällt, fielen wir über sie her und gossen noch Eisenwasser hinzu, um den Brand zu löschen; wie Gazellen erschassen wir sie und streckten sie todt nieder. Sämmtliche Konige und Prinzen, der Oberst der Templer und der Befehlshaber der (Azbitarija) Johanniter nebst einer Anzahl Barone waren gefangen. In dieser Schlacht war der Umstand besanders merkwürdig, daß ein Reiter, so lange sein Pferd unverwundet blieb, wegen des Schuppenpanzers, der seinen Leib van Kopf bis zu Fuß deckte (er sah aus wie ein Stück Eisen), Nichts zu befürchten hatte, da die Schläge wirkungslos am Harnische abprallten; war jenes jedoch verwundet, sa gingen Mann und Roß zu Grunde — und darum wurden keine Rosse noch Saumthiere erbeutet.[2])

Die Todten lagen weithin über Berg und Thal zerstreut, der Leichengeruch verbreitete sich in der Umgebung Hittin's; ich habe die Köpfe fliegen und die Augen sich verdrehen sehen; ich sah sie nackt daliegen oder in zerfetzten Kleidern, mit zerbrochenen Kreuzen, abgeschnittenen Köpfen, Füßen, Nasen und sanstigen Extremitäten, mit ausgestochenen Augen, aufgeschnittenen Leibern; wie Steine unter Steinen lagen sie durcheinander, — ein seltsamer Anblick! Wenn ich sie mit ihren Gesichtern den Staub küssen sah, dann fiel mir das Wart Allah's ein: „Der Ungläubige jammert: O, wäre ich Staub".

Nachdem ein graßer Theil der Gefangenen, insoweit sie Templer aber Johanniter waren, sofart auf Befehl des Sultans enthauptet warden waren, wurden die übrigen nach Damaskus in Gewahrsam gebracht. Der dartige Statthalter Ṣafî b. Ḳabiḍ erhielt den schriftlichen Befehl, sämmtliche noch lebende Templer und Johanniter hinrichten zu lassen; ein Befehl, der sofort an allen denjenigen vallzogen wurde, welche dem Islam feindlich gesinnt waren. Vergebens bat er ihnen an, Muslime zu werden, doch bei weitem die Meisten fühlten sich durch ihren Eifer im Glauben nur befestigt, schlugen es ab und zogen den Tod vor.[3])

Das Zusammentreffen beider Armeen erfolgte in der Nähe des Grabes vom Propheten Schuaib. 30,000 Feinde waren gefallen und ebensoviele in Gefangenschaft gerathen; im Ganzen waren sie mit 63,000 Mann Reiterei und Fußvolk ausgerückt.[4]) Die Beute, welche in unsere Hände fiel, war so zahlreich, daß Niemand Lust zum Kaufen hatte; für einen Gefangenen betrug die Taxe in Damaskus 3 Dinare. Man verkaufte ganze Familien in einem Kauf; sa wurde in meiner Gegenwart ein Mann, seine Frau und fünf Kinder, drei Knaben und zwei Töchter, für 80 Dinare (800 Francs) verkauft.

Hierauf griff der Sultan die Festen und Burgen der Franken an und eroberte deren nach einander, Akkâ an der Spitze, gegen 51; unter dieser Zahl sind kleinere Burgen und Dörfer nicht mitaufgeführt. In Freiheit gesetzt wurden dieses Jahr über 20,000 Muslime, während über 100,000 Feinde in Gefangenschaft geriethen. Ueberall wich der Unglaube dem wahren Glauben und wiederum hörte man die Stimme der Gebetsausrufer von den Zinnen. Der ganzen Küste entlang von Ǵubail bis an die ägyptische Grenze war nur nach Sûr (Tyrus) und Kuds (Jerusalem) in Feindes Hand, und bezüglich des Letzteren waltete die bestimmteste Absicht ob, zur Belagerung zu schreiten und, wenn es Gott in unsere Hände gäbe, gegen Sûr zu marschiren, nach dessen Eraberung der Friede gesichert sei.

Nach dem Falle 'Askalân's trat der Islam als Bewerber von Kuds auf und bot sein Blut als kostbare Mitgift. Man vernahm den Ruf der Sachra,[5]) welche um Kriegsbereitschaft gegen die Feinde rief, und rasch erfolgte die Antwort. Die Nachricht van der Einnahme flog in alle Herzen und bewegte sie freudigst, während die Feinde nicht länger zu leben wünschten. In der Stadt befanden sich der große Patriarch und die Templer- und Johanniter-Großmeister.

Hier wurde angeblich der Messias gekreuzigt, das Opfer dargebracht, die Gattheit angebetet, die man Menschheit nannte. Da stand das Kreuz, da fiel das Licht herunter[6]) und die Finsterniß hörte auf. Alle diese Betrügereien führten sie auf den van ihnen Angebeteten zurück und riefen: „Am Grabe unseres Herrn wallen wir sterben".

91 Jahre lang war Kuds in den Händen der Ungläubigen, bis es Gott gefiel, durch die Familie Ajjûb es wieder dem Islam zu übergeben. In Sûr[7]) hatte sich allmälig die Zahl der Franken, namentlich seit der Sultan vielen Städten und Burgen freien Abzug gewährt hatte, außerordentlich aermehrt. Mönche, Priester und viel Volk von ihren Angesehenen sawie Rittern kleideten sich schwarz und gingen in Trauer wegen des Verlustes von Jerusalem aus ihrem Besitz. Der Patriarch von Kuds durcheilte sämmtliche Länder der Feinde, um Truppen zu werben, Begleiter zu finden und die Welt aufzuregen, damit die heilige Stadt befreit werde. Sie hatten den Messias — ihm sei Friede — weinend auf einem Bilde neben einem arabischen Manne, der ihn schlug, dargestellt; sie sagten: Dieser ist der Messias, ihn schlägt Mohammed, der muslimische Prophet, er verwundet und tödtet ihn. Dieses verfehlte auf die Menge ihre Wirkung nicht, und so strömten sie, selbst bis auf die Weiber, deren eine Anzahl sich vor 'Akkâ befand, herbei. Wer nicht mitausrücken konnte, der stellte einen Ersatzmann oder gab Geld nach

[2]) Nach dem Berichte von Ibn abi Tai.

[3]) Der arabische Wortlaut macht es wahrscheinlich, daß keine nennenswerthen Uebertritte stattgefunden haben.

[4]) Ueber das Detail der Schlachtaufstellung vergl. die früheren Aufsätze von Petermann.

[5]) Der Felsen im Felsendom, an den sich jüdische und muslimische Sagen knüpfen.

[6]) Anspielung auf das „Wunder des Osterfeuers".

[7]) Nach dem Berichte Ibn al-athir's.

Bedürfniß; auf diese Weise brachten sie Menschen und Gelder in außerordentlicher Weise zusammen.

Mir erzählte einer der Muslime, welche als Besatzung auf dem Kurdenschlosse gestanden[8]) und es ehemals an die Feinde ausgeliefert hatten, daß er mit einer Anzahl Feinde mit 4 Schiffen nach der fränkischen Küste segelte, um Hilfe zu fordern. Wir wurden, fügte er weiter hinzu, nach Rom verschlagen, und als wir absegelten, hatten wir die Schiffe voll gemünzten Silbers. Einer ihrer Gefangenen erzählte mir, daß seine Mutter, welche auf der Welt Nichts als ein Haus besaß, dieses verkauft und mit dem Erlös ihn, ihren einzigen Sohn, zur Befreiung nach Baitu'l Mukaddas (das heilige Haus d. h. Jerusalem) ausgerüstet habe; er gerieth in Gefangenschaft.

Dieses als Probe des religiösen Fanatismus und Opfermuthes, der sie zu Wasser und zu Lande den Schwierigkeiten und Demüthigungen entgegenführte. Hätte Gott nicht den deutschen König in sein Verderben geführt, als er gegen Syrien auszog, so hätte man sagen können, daß Syrien und Aegypten früher einmal muslimisch gewesen seien.

Inzwischen hatte Salâh ad-din noch einen Theil von Burgen und Festen bezwungen, darunter Safad, eine Templerfeste, und Kaukab, die Johanniterburg. Letztere in Sternenhöhe gleich einem Falkenneste gelegen, war eine Stätte des Gebelles, in der die Hunde bellten und die Bären brüllten.[9])

Dieser Hauptsitz der Johanniter[10]) ist ein Haus des Unglaubens, ein Arsenal und ein Vorrathsmagazin, wo die Wege sich kreuzen. Wir kamen hierher zur Winterszeit, die Wasser rauschten in den Thälern, stiegen höher und überschwemmten das Land. Die Jahreszeit half dem Feinde gegen uns, gleichwohl hielten unsere Truppen tapfer aus; denn Allah stand uns zur Seite.

Wir lagerten oben auf dem Kamme, und es war schwieriger, sich dort zu halten, als den Transport zu besorgen. Die Franken, so zahlreich sie waren, wurden von Allah verringert; sie die nur bellende Hunde und schreiende Teufel waren; und wenn sie nicht von allen Seiten schossen und schleuderten, so geberdeten sie sich in Geschrei und Gebrüll gleich Hunden und wilden Thieren. Sie sind stärker in ihrem Unrechte als wir im Rechte.

Wir hören von unseren Statthaltern in Alexandrien und an den westlichen Vertheidigungslinien, daß der Feind seine Emire versammelt und auf List sinnt. Allah steigert ihren Aerger und löscht dann das von ihnen angefachte Kriegsfeuer aus. Sie ziehen die Schwerter, doch er macht sie so stumpf wie die Scheiden.

Inzwischen wogte in Sûr[11]) die Menge hin und her mit ihren großen Reichthümern, und da das Meer ihnen noch Lebensmittel, Vorräthe, Kriegsbedürfnisse und Soldaten in Menge aus ihren Ländern zuführte, so war die Stadt im Innern bald zu enge. Sie einigten sich hier zu einem Feldzuge und einer Belagerung 'Akkâ's und brachen am 22. August 1189 mit Groß und Klein, mit Reiterei und Fußvolk dahin auf; die mit Waffen und Vorräthen befrachteten Schiffe steuerten der Küste entlang, um ihnen im Nothfalle eine Rückzugslinie offen zu lassen.

Sie erreichten 'Akkâ und konnten es cerniren, noch bevor der Sultan zu Hilfe geeilt war. In der Schlacht am 14. September konnte die Stadt entsetzt werden, wurde aber ungenügend mit Munition und Truppen versehen, so daß sie bei den späteren Angriffen der Franken nicht mehr entscheidend in die Sachlage eingreifen konnten. Die gewaltigen Anstrengungen des Sultans sowie der Franken, eine Entscheidung herbeizuführen, erwiesen sich als unnütz, und so dauerte unter wechselndem Kriegsglück, unter großen Verlusten auf beiden Seiten die Beschießung 'Akkâ's bis in den Winter hinein.[12])

In diesem Jahre zog der deutsche König (Friedrich Barbarossa) aus seinem Lande aus; sein Volk, eine Art unter den Franken, ist der Zahl nach das stärkste und dem Muthe nach das tapferste. Da die Herrschaft des Islams über Baitu'l Mukaddas ihm keine Ruhe gelassen, so zog er seine Truppen zusammen, rückte graden Weges auf Kustantînija los, dessen König brieflich den Sultan in Syrien davon in Kenntniß setzte mit dem Hinzufügen, daß er ihm den Durchgang durch sein Land nicht gestatten werde. Beim Eintreffen der Alamân (Deutschen) in Kustantînija war der König zu schwach, um den Durchgang wegen der zahlreichen feindlichen Streitkräfte zu verbieten; er ließ ihnen keine Lebensmittel reichen und verbot einem jeden seiner Unterthanen für deren Bedürfnisse zu sorgen, so daß die Zehrkost ihnen bald zu mangeln anfing. Ueber die Meerenge setzend, betraten sie den islamitischen Boden mit Eintritt in das Reich des Königs Kilig-Arslân; an dessen Grenze stießen sie auf die Turkmanen Al-aug, welche ohne Aufhören neben ihnen einhermarschirten, vereinzelte Marodeurs tödteten und ihnen nach Kräften Abbruch anthaten. Es war Winter, die Kälte erreichte in jener Gegend einen hohen Grad; der tiefe Schnee, Kälte, Hunger und die Turkmanen richteten Viele zu Grunde und decimirten ihre Zahl. Sowie sie sich der Hauptstadt Kûnia näherten, rückte der König Kutb addin malikschâh ihnen entgegen, fühlte sich aber nicht stark genug und kehrte nach Kûnia zurück. Die Feinde folgten eiligst hinter ihm her und belagerten die Resi-

[8]) Die Johanniter eroberten das Kurdenschloß und hatten dort eine Besatzung; das Datum der Einnahme läßt sich nicht mehr genau angeben.

[9]) Nach der Beschreibung des Kanzlers vergl. vollständiger in arabischen Quellen Beiträge zur Geschichte der Kreuzzüge von Dr. E. P. Goergens, ord. Prof. a. d. Univ. Bern, unter Mitwirkung von R. Roehricht I. Bd. Zur Geschichte Salâh ad-din's. Berlin, Reimer, 1879, S. 113.

[10]) Brief des Kadi Al-fâdil an den Bruder des Sultans in Jemen.

[11]) Nach Ibn al-athir. Quellenbeiträge. I. Beilage S. 231—232.

[12]) Vergl. Arab. Quellenbeitr. I. Beil. S. 240—242.

benz; dann ließen sie dem entthronten Könige Kiliǵ-Arslân sagen, indem sie Geschenke anboten: „Unser Marsch gilt nicht deinem Lande, noch wallen wir es, unser Reiseziel ist vielmehr Baitu'l mukaddas". Sie verlangten nur Lebensmittel, um dann den Marsch weiter fortzusetzen. Auf dem Wege nach Antâkia lagerten sie sich an einem Flusse, in den der König hinabstieg, um sich zu baden. Gott genügte sich mit seiner Bosheit; er ertrank an einer Stelle, wo das Wasser nicht bis zur Mitte eines Mannes reichte.

Der deutsche König, schreibt der Kanzler, wollte sich baden, um den Schmutz von sich zu entfernen, als eine Krankheit ihn befiel und ihn in's Höllenfeuer stürzte. Nach einer anderen Quelle soll er, als die Wogen seine Leute mitfortrissen, eine andere Furth ausgewählt haben, um den Seinigen voranzugehen. Ein Wasserschwall riß ihn gegen einen Baum, sein Haupt schwer verletzend; man zog ihn kaum noch athmend aus dem Wasser und Malik (Wächter am Höllenthore) brachte den Malik al-Alamân[13]) d. h. den König der Deutschen mit Familie und Gepäck in die Hölle.

Des Königs Sohn übernahm den Oberbefehl über die Armee, von der ein Theil gerne in die Heimat gekehrt wäre; ein Theil wäre auch lieber dem anderen Sohne gefolgt. Pest und Tod wütheten in ihren Reihen und als sie Antâkia erreichten, war es so als ob man sie aus den Gräbern aufgeschaufelt hätte. Nur 1000 schifften sich nach 'Akkâ ein und als sie hier die Uneinigkeiten unter den Franken gewahrten, kehrten sie in ihre Heimat zurück; die Schiffe gingen mit ihnen unter; kein einziger rettete sich davon.

Kiliǵ-Arslân hatte ebenfalls dem Sultan die Annäherung der Deutschen, denen er den Weg durch sein Land verlegen wolle, gemeldet; Salâh ad-din hielt Kriegsrath in Betreff der Operationen, welche man gegen den König der Alamân treffen sollte. Viele Emire waren geneigt, ihm auf dem Marsche entgegen zu treten und ihn auf's Haupt zu schlagen, bevor er seine Vereinigung mit den vor 'Akkâ stehenden Franken vollzogen habe. Doch er entgegnete: „Nein, wir wollen warten, bis er näher an uns heranmarschirt ist, und dann über ihn herfallen, damit nicht die in 'Akkâ cernirten Truppen inzwischen zur Uebergabe gezwungen werden"; dagegen gingen Streifcorps nach dem Norden ab, um die Grenze gegen die Bosheit der Eindringlinge zu schützen. Die Lage der Muslime war, wie Gott sagt: „Als die Feinde von oben und von unten gegen Euch kamen, und ihr die Antlitze abwandtet aus Angst, und das Herz Euch bis zur Kehle stieg, da sonnet ihr mancherlei Gedanken über Gott, da wurden die Gläubigen geprüft und von gewaltigem Zittern befallen". Allah war ihrer Bosheit satt und ließ sie durch ihre List zu Grunde gehen.

Einen Beleg der damals vor den Deutschen herrschenden Furcht gab einer der Emire Salâh ad-din's, welcher ein Dorf bei der Stadt Mausil besaß — „mein Bruder", sagt der Schriftsteller, „war dort Verwalter und nahm den Ertrag an Feldfrüchten, Weizen, Gerste, Stroh ꝛc. ein. Der Eigenthümer gab ihm den Auftrag, das Getreide zu verkaufen, als bald ein Gegenbefehl kam, ja kein einziges Korn zu veräußern, so daß sich nun das Stroh aufhäufte. Hierauf kam wieder ein Schreiben an, er solle die Lebensmittel verkaufen, da man deren nicht mehr bedürfe. Als dieser Emir bald nachher nach Mausil kam, frugen wir ihn, warum er den Verkauf des Getreides verboten und kurze Zeit nachher erlaubt habe. Jener entgegnete: Auf die Nachricht vom Anmarsche des Königs der Alamân glaubten wir, daß unseres Bleibens in Syrien nicht mehr sein werde, deshalb untersagte ich in meinem Briefe den Verkauf, damit wir zu leben hätten, wenn wir zu Euch hieher gekommen wären. Als nun Allah jenen in sein Verderben stürzte, und ich es nicht mehr nöthig hatte, da erlaubte ich es zu verkaufen, um Vortheil daraus zu ziehen." [14])

[13]) Wortspiel.

[14]) Ibn al-athir. Siehe Beilage der Beiträge ꝛc.

Kaiser Wilhelms-Spende.

Die Ereignisse, welchen die „Kaiser Wilhelms-Spende" ihre Entstehung verdankt, sind noch in lebendiger Erinnerung. Durch Gottes Gnade wurde im Frühjahr 1878 eine zweimalige Lebensgefahr von Sr. Majestät dem Kaiser und König abgewendet. Um dem Danke hierfür und um der Liebe und Verehrung für seinen Kaiser einen möglichst allgemeinen Ausdruck zu verleihen, hat das deutsche Volk eine Sammlung veranstaltet. Der Ertrag derselben, welcher sich auf 1,750,000 Mark beziffert, ist Sr. Kaiserlichen und Königlichen Hoheit dem Kronprinzen des deutschen Reichs und von Preußen unter der Bezeichnung „Kaiser Wilhelms-Spende" mit der B tte übergeben, denselben zur Verwendung für einen allgemeinen wohlthätigen Zweck zu bestimmen.

Se. Kaiserl. und Königl. Hoheit der Kronprinz hat durch Höchste Ordre vom 21. März 1879 die Spende zu einer Stiftung gewidmet, welche die Grundlage einer Alters-Renten und Capital-Versicherungs-Anstalt für die gering bemittelten Klassen des deutschen Volkes, insbesondere für die arbeitende Bevölkerung bilden soll.

Auf Grund der durch Allerhöchste Ordre vom 22. März 1879 genehmigten Statuten ist diese Anstalt unter Protection Sr. Kaiserl. und Königl. Hoheit des Kronprinzen errichtet und beginnt gegenwärtig ihre Thätigkeit, nachdem die Versicherungsbedingungen, die Tarife und der Geschäftsplan von uns festgestellt sind.

Damit die Versicherungen sich möglichst vortheilhaft gestalten, sind die Zinsen jenes Capitals zunächst zur Deckung der Kosten der Verwaltung bestimmt, so daß die gezahlten Einlagen der Mitglieder soweit irgend möglich ohne Abzug für die Verwaltungskosten in vollem Betrage für die Versicherungszwecke verwendet werden können.

Die Tarife sind so vorsichtig berechnet, daß nicht allein die darin versprochenen Renten und Capitalien völlig sicher erscheinen, sondern sich auch Ueberschüsse erwarten lassen. Ueber diese soll ausschließlich zu Gunsten der Versicherten verfügt, es können daraus auch Unterstützungen an invalide Arbeiter gewährt werden.

Die Anstalt soll dem vielfach ausgesprochenen Bedürfnisse, daß den weniger bemittelten Klassen der Bevölkerung die Fürsorge für die Zeit des Alters und der Arbeitsunfähigkeit erleichtert werde, Genüge leisten. Ihre Aufgabe ist daher, mithelfend zur Lösung der socialen Frage einzutreten. Einen wesentlichen Theil der Letzteren bildet die Invalidenversicherung. Die Anstalt ist namentlich für den Arbeiterstand bestimmt, aber nicht auf ihn beschränkt, bietet vielmehr aus allen Ständen Jedem, der nicht zu den Vermögenden zu rechnen ist, Gelegenheit zu dieser Fürsorge für sich und seine Angehörigen. Den Gemeinden und Gesellschaften, den Guts- und Fabrikbesitzern ist die geeignetste Gelegenheit geboten, ihren Mitgliedern, Beamten und Arbeitern für deren Lebensabend eine sichere Stütze zu gewähren.

Weniger günstig gestellte Beamte, Geistliche und Lehrer können sich und ihren Wittwen einen Zuschuß zu ihren einstigen Pensionen sicher stellen; Kaufleute und Handwerker, Bürger und Bauern können ihre Ueberschüsse nutzbringend anlegen, um ihr Alter unabhängig von ihren Geschäften zu machen und sich ein Altentheil zu bilden, ohne ihre Besitznachfolger damit zu belasten.

Vorzüglich ist es aber den Arbeitern möglich gemacht, in günstigen Zeiten durch Ersparnisse eine sichere Rente für ihr Alter zu begründen, ohne fürchten zu müssen, durch spätere Nothzeiten dieser Erspaenisse beraubt zu werden. Wenn sie durch Unglücksfälle oder Krankheit frühzeitig invalide werden, so wird die Rente frühzeitig beginnen.

Da es die Aufgabe der Anstalt ist, weiten Kreisen des ganzen deutschen Volkes zu dienen, so erwarten wir, daß Alle, welche zur Förderung des Wohles unseres Volkes berufen sind und ein Herz für die Unbemittelten haben, überall im ganzen deutschen Reiche mit Rath und That helfen, damit die wohlthätige Absicht des Hohen Stifters möglichst Vielen zu Gute komme. Es kommt darauf an, die Einrichtungen der Anstalt Allen verständlich und bekannt zu machen und die zweckmäßige Benutzung derselben zu erleichtern. Wir richten besonders an Gemeindebehörden, an Gesellschaftsvorstände, an Fabrikbesitzer, Gutsbesitzer und andere Arbeitsgeber die Bitte, durch Anregung zu Einlagen, durch Sammlung und Einsendung derselben zu helfen. Stadtkassen und Sparkassen sind vorzüglich geeignet, Annahme- und Zahlstellen zu bilden. Auf dem Lande können Gutsbesitzer, Pächter, Geistliche, Ortsvorsteher und Lehrer durch Auskunft, Rath und Vermittlung der guten Sache wesentliche Dienste leisten.

Die Anstalt nimmt Einlagen von je 5 Mark an, einzelne oder mehrere. Durch jede Einlage wird eine bestimmte Rente versichert, welche in der Regel nicht vor Beginn des 56. Lebensjahres fällig wird, die aber auch nach der Wahl des Versicherten bis zum Beginn seines 71. Lebensjahres hinausgeschoben werden kann und um so mehr steigt, je später sie beginnt. An Stelle der Rente kann der Versicherte die Zahlung eines entsprechenden Capitals fordern.

Die Einlagen können für junge Kinder wie für ältere Leute bis zum 70. Jahre gemacht werden. Die Tarife zeigen, wie hoch sich für jede Einlage von 5 Mark je nach dem Lebensalter des Versicherungsnehmers bei ihrer Einzahlung die Rente oder das Capital stellen, je nachdem sie mit Beginn des 56. oder eines späteren Lebensjahres fällig werden sollen.

Die Einlagen können ohne einen Vorbehalt der Rückzahlung geschehen und ergeben dann die höchste Rente oder das höchste Capital. Sie können aber auch mit der Bestimmung gemacht werden, daß sie zurückgezahlt werden sollen, wenn die versicherte Person stirbt, bevor die erste Rente oder das Capital fällig ist.

Jener Vorbehalt kann dahin ausgedehnt werden, daß die Rückzahlung auch in dem Falle erfolgen soll, wenn der Versicherte die Fälligkeit von Renten und Capital erlebt hat.

Auf diese Weise können ältere Einlagen von neuem für andere Personen verwendet werden, und finden namentlich Gemeinden, Gesellschaften, Institute und alle Arbeitsgeber Gelegenheit, nach und nach einen dauernden Pensionsfonds für ihre Angehörigen, Beamten, Arbeiter und Dienstleute zu begründen.

Einlagen, welche 5 Jahre bestehen, können gekündigt werden und sind nach halbjährlicher Frist mit 2 pCt. Zinsen zurückzuzahlen, falls das Mitglied dann noch lebt. Auch die Beleihung von Einlagen ist unter Umständen zulässig.

Wer zu Gunsten Anderer Einlagen macht, kann deren Rückzahlung für sich vorbehalten. Er kann auch bestimmen, daß die versicherte Person diese Einlagen nicht kündigen und nicht beleihen darf, so wie daß dadurch nur ein Recht auf Rente begründet werden soll. Dies hat den Zweck, den Versicherten die Altersversorgung definitio zu sichern.

Die Versicherungsbedingungen nebst Tarifen und Geschäftsplan, so wie die erforderlichen Formulare werden von der Direction der Kaiser Wilhelms-Spende verabfolgt. Das Geschäftslokal der Anstalt in Berlin W., Mauerstr. 85, ist an allen Wochentagen von 9—3 Uhr für Jedermann offen.

Dahin bitten wir alle Anträge und Briefe zu richten.

Berlin, 19. November 1879.

Der Aufsichtsrath der Kaiser Wilhelms-Spende,
Allgemeinen Deutschen Stiftung für Alters-Renten- und Capital-Versicherung.
Schuhmann.

Das Asyl für Trunkfällige aus gebildeten Ständen zu Lintorf, Kreis Düsseldorf

ist am 27. November d. J. eingeweiht und seiner Bestimmung, eine Freistätte für die Unglücklichen zu sein, welche wider ihre verderbliche Leidenschaft ankämpfen, übergeben worden.

Schon lange hatte sich den Leitern des Männer-Asyls zu Lintorf (das eine Zufluchtsstätte für verkommene Männer aller Stände ist) die Ueberzeugung aufgedrängt, daß es geboten sei, den Kreis der Wirksamkeit zu erweitern, um den fortdauernd sich mehrenden Anmeldungen genügen zu können. Zu einem bestimmten Plane gelangte man indeß erst durch die Anregung des Geh. Medicinal-Raths Dr. Nasse in Andernach, der im September 1876 zu Hamburg in der Sitzung des Vereins für deutsche Irrenärzte einen Vortrag hielt über die Frage: „Wie können die deutschen Irrenärzte zur Beseitigung des Schadens, den der Alkoholmißbrauch in unserm Volke anrichtet, mitwirken?"

Nicht eine Nachahmung der großen amerikanischen Asyle, sondern eine dem Bedürfnisse entsprechende deutsche Anstalt sollte errichtet werden für die zahlreichen Jünglinge und Männer, welche bisher in Krankenhäusern und Kaltwasserheilanstalten vergeblich bleibende Heilung von der schrecklichen Leidenschaft des Trunkes gesucht hatten.

Nach Skizzen von Dr. Nasse ist nun in dem genannten Orte in unmittelbarer Nähe des Waldes ein Haus erbaut worden, das seine gastlichen Räume allen denen öffnet, die sich eine Zeit lang aus den Versuchungen und Verführungen eines lockeren Lebens zurückziehen und mit Gottes Hilfe ein neues beginnen wollen.

Nur gebildete evangelische Männer von 20—50 Jahren finden in der Anstalt Aufnahme, die freiwillig kommen und etwa ein Jahr bleiben, um frei zu werden von dem, was sie selber als den Bann und Fluch ihres Lebens erkennen. Das Asyl ist ausgestattet mit allem nöthigen Comfort, an den die Gebildeten unserer Zeit gewöhnt sind, und doch in der Hausordnung mit solcher Zucht und Regel versehen, daß christlicher Ernst und christliche Liebe einander die Hände reichen. Ein guter, aber kein üppiger Tisch, Bewegung und Beschäftigung in frischer Luft sollen in Verbindung mit der nöthigen ärztlichen Behandlung dem erschlafften Körper aufhelfen, während eine christlich-sittliche Einwirkung dem vielfach geschädigten und geschwächten Charakter zu Hilfe kommt, um ihn im Kampfe wider die Sünde zu stählen. Der gebildete Verkehr der Einzelnen unter einander soll dem Hang zum Gemeinen, die regelmäßige körperliche und geistige Beschäftigung dem Hange zum Bummeln, und Musik, Billard, Kegelbahn u. s. w. sollen mit ihrer anregenden Unterhaltung der bedenklichen Langeweile entgegenwirken.

Die Pfleglinge werden freilich als Kranke, aber wesentlich als durch eigne Schuld Kranke betrachtet, und es soll und darf deshalb der Arzt, der allein Leib und Seele zu heilen vermag, nicht außer Acht gelassen werden, ohne daß jedoch ein treibender Bekehrungseifer bei den Einzelnen zur Anwendung kommt. —

Prospecte und Hausregeln theilen auf Verlangen mit Herr Director Engelbert in Duisburg und der Vorsteher des Asyls, Pastor Hirsch in Lintorf. Beide nehmen auch Anmeldungen zur Aufnahme in die Anstalt entgegen.

Der deutsche Besuchsverein in London,

eine Abtheilung des dortigen deutschen Jünglingsvereins, berichtet Folgendes:

Der Verein hat sich zur Aufgabe gemacht in dem ärmsten Theile der Weltstadt London diejenigen Landsleute zu besuchen, welche sich in Noth, Krankheit oder anderem Elend befinden. Die Mitglieder suchen den Leuten mit Rath und That an die Hand zu gehen, sei es durch die Beschaffung von Arbeit, oder mit Stricken, Nähen u. s. w. Unterstützungen werden besonders in Krankheits- oder in sonstigen Ausnahmefällen gereicht und bestehen in Geld, Nahrungsmitteln, Kleidungsstücken oder Kohlen. Bei dem häufigen Besuchen dieser Familien haben diese Freunde gefunden, wie sehr die Kinder vernachläßigt werden. Dies veranlaßte sie, ihre Thätigkeit ganz besonders den Kindern zuzuwenden. Die zu dem Zweck eingerichtete Sonntagsschule wurde im October 1876 mit 21 Kindern eröffnet und zählt jetzt deren 140. Dabei stellte sich heraus, daß die Kinder zum Theil sehr unwissend waren in Folge des mangelhaften Schulbesuchs und der Vernachläßigung zu Hause. Die Freunde unternehmen es deshalb, die Kinder auch an den Werktagabenden einzuladen, um ihnen Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen zu ertheilen und ihnen Gelegenheit zu ungestörter Lösung ihrer Schulaufgaben zu geben. Dabei dringen die Freunde auf regelmäßigen Besuch der öffentlichen Schulen und verhelfen den Kindern, wo es Noth thut, zu Freistellen, oder bezahlen das Schulgeld und die Schulbücher. Für die Mädchen ist eine Nähklasse unter Leitung einer Dame eingerichtet.

Das Central-Comité der deutschen Vereine zum rothen Kreuze.

In der am 13. d. Mts. stattgehabten Sitzung des Central-Comités der deutschen Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger wurde unter Andern beschlossen, das Comité fortan zu nennen: **„Central-Comité der deutschen Vereine zum rothen Kreuze".**

Carl Heymann's Verlag in Berlin W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 131.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 20. Berlin, den 31. December 1879. Nr. 53.

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben: Carl Heymann's Verlag, Mauer-Straße Nr. 63—65, W., machen zu wollen.

---

1. Udo Gebhardt Ferdinand von Alvensleben, Erb-Truchseß im Fürstenthum Halberstadt, Kammerherr, Rittmeister a. D. und Mitglied des Herrenhauses, auf Erxleben, Kreis Neuhaldensleben, Rechtsritter seit 1860, † zu Erxleben 20. December 1879.
2. Wilhelm Freiherr von Wimpffen, Königlich Württembergischer Kammerherr und Rittmeister a. D., Ehrenritter seit 1860, † zu Wimpfen 13. November 1879.

Der Besitz und die Machtstellung der Templer.

In dem kürzlich an dieser Stelle*) eingehend besprochenen Buche: „Geheimlehre und Geheimstatuten des Tempelherren-Ordens" entrollt der Verfasser desselben, Prof. Dr. H. Prutz zu Königsberg i. Pr., auch ein interessantes Bild des gewaltigen Besitzes und Vermögens, welches dieser Orden im Laufe der Zeit erworben und wodurch er allmälig ein gefährlicher, drohender Nebenbuhler ganzer Staaten wurde.

Es waltet nach den Ausführungen des genannten Historikers kein Zweifel ob, daß ein wesentlicher Grund zum Sturze des Ordens in der politischen Stellung desselben zu suchen ist. Nimmermehr wäre der Eintritt der endlichen Katastrophe derart beschleunigt worden, nimmer hätte Philipp IV. von Frankreich lediglich und in Folge der ketzerischen Ausschreitungen der Tempelherren sich veranlaßt gesehen, so energisch und entscheidend gegen letztere einzuschreiten, wäre nicht der Bestand seines eigenen Königreichs durch die sich immer weiter ausdehnende Machtentfaltung derselben bedroht gewesen.

*) Nr. 50 des Joh.-Wochenbl., Jahrg. 1879.

Denn durch die Art, wie der Orden diese fast souveraine Stellung gewonnen und während eines Zeitraums von fast 2 Jahrhunderten mit unerbittlicher, vor nichts zurückschreckender Consequenz entwickelt und befestigt hatte, war er sehr bald in eine entschiedene Opposition zu den in den Kreuzzügen leitenden Mächten getreten. Sehr bald verweltlicht, wurde der Orden den Aufgaben ganz untreu, für deren Lösung er eigentlich gestiftet war. In rastlosem Jagen nach weltlicher Herrschaft ist er früh bemüht gewesen, Syrien möglichst ausschließlich in seinen Besitz zu bringen, in dem Streben nach diesem Ziele trat er allen denjenigen, welche in Palästina das allgemeine Interesse der ganzen Christenheit verfochten, oft mit rücksichtsloser, unverhüllter Feindseligkeit die sich selbst bis zum Verrathe steigerte, entgegen.

In Folge dieser eigennützigen Politik wurde denn auch der Ruf, in welchem der Orden beim Volke stand, in allen Ländern, wo er eine gewisse Macht besaß, ein immer ungünstigerer.

Den gegen die Rittergemeinschaft immer zahlreicher und heftiger sich erhebenden Anklagen gab der in Folge von bedeutenden Schenkungen an Ländereien seitens der Fürsten fast aller europäischen Großstaaten in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu unglaublicher Höhe gestiegene Reichthum des Ordens einen schwer wegzuleugnenden Rückhalt; weit entscheidender noch fiel gegen den Orden ins Gewicht der Gebrauch, welchen er im schneidendsten Widerspruche mit seinen ursprünglichen Statuten vom Jahre 1128 von den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln machte.

Wir besitzen den positivsten Anhalt für eine Schätzung der für jene Zeit wahrhaft riesigen Hilfsquellen, welche den Tempelherren zu Gebote standen.

Ein deutscher Geistlicher, Johann von Würzburg, der 1164 und 1165 eine Reise nach dem heiligen Lande machte und einen für die Kenntniß der damals dort

herrschenden Zustände sehr lehrreichen Bericht darüber hinterlassen hat, schildert den ausgedehnten und prächtigen Palast des Tempelherren-Ordens zu Jerusalem mit einem riesigen Stalle (Khan) daneben, der nicht weniger als 2000 Pferde und 1500 Kamele zu fassen im Stande gewesen sein soll, mit weitläufigen anderen Nebengebäuden sowie einer großen, im Neubau begriffenen Kirche, und rühmt den Reichthum des Ordens an liegenden Gründen im Heiligen Lande sowohl wie in benachbarten Gebieten.

In ähnlicher Weise spricht sich ein anderer Zeitgenosse, Wilhelm von Tyrus, aus.

Ihr Reichthum setzte die Tempelherren 1191 in Stand, dem Könige Richard von England die auf dem Zuge nach Akkon eroberte Insel Cypern für 100 000 Goldbyzantiner (d. i. an Metallwerth 950 000 Frs., nach dem damaligen Werthe des Geldes im Vergleich zu dem heutigen aber 8 Mill. Frcs.) abzukaufen; und von dieser colossalen Summe zahlte der Orden dem Könige sofort 40 000 Byzantiner, d. i. 380 000 Frcs. Metall- und 2 440 000 Frcs. Courswerth! —

Als characteristisch für den Orden mag dabei hervorgehoben werden, daß derselbe auf der von ihm gekauften Insel sofort ein so unerträgliches Erpressungssystem einführte, daß schon nach wenigen Monaten ein allgemeiner Aufruhr unter der mißhandelten Bevölkerung ausbrach, und die Ritter sich in ihren festen Burgen des wüthenden Ansturms der zum Aeußersten gebrachten Cyprioten nur mit genauer Noth erwehrten.

Weiterhin spricht um 1225 Jacob de Vitry voll Erstaunen von den unermeßlichen Besitzungen, welche der Orden diesseits und jenseits des Meeres erworben hat: „Dörfer, Flecken und Städte besitzen die Ritter, aus denen sie bedeutende Renten ziehen, wovon ein bestimmter Theil alljährlich auf die Vertheidigung des heiligen Landes verwendet werden soll".

Das Vermögen des Ordens hatte sich rapide vermehrt, denn etwa ein halbes Jahrhundert später giebt Matthäus Paris die Zahl der den Templern gehörigen Manoirs auf ungefähr 9000 an; ein jedes Manoir aber war im Stande, einen Ritter auszurüsten und zu unterhalten.

Die Zeit wo der Besitz der Tempelritter die gewaltigste Ausdehnung erreichte, war der Ausgang des 13. Jahrhunderts, offenbar, seitdem man für das heilige Land nichts mehr aufzuwenden brauchte und alle zur Verfügung stehenden Mittel planmäßig zur Vermehrung des nutzbaren Besitzes im Abendlande verwenden konnte. So erklärt es sich, wenn die Zahl der dem Orden gehörigen Manoirs in kaum einem Vierteljahrhundert von 9000 auf 10 500 stieg (1307). Es ist dennoch nicht zu hoch gegriffen, wenn man die jährlichen Einkünfte der Tempelherren zu Anfang des 13. Jahrhunderts auf 2 Mill. Lires d. h. etwas über 50 Mill. Frcs. nach heutigem Geldwerth angeschlagen hat.

Was das aber zu bedeuten hatte leuchtet erst ein, wenn man daneben die Thatsache hält, daß um dieselbe Zeit der französische König aus seinem gesammten Domainenbesitze nicht mehr als 80 000 Lires, d. h. 2 200 000 Frcs. im Jahre zog.

Zu diesen allgemeinen Schätzungen stimmt vollkommen, was uns aus einzelnen Gebieten über Werth und Ertrag der Ordensgüter an genaueren Angaben zu Gebote steht. Welche Mittel mußten die Templer regelmäßig zur Verfügung haben, wenn sie allein in der Sénéchaussé Beaucaire in einem Zeitraume von nicht ganz 40 Jahren Ländereien kaufen konnten mit einem Jahresertrage von 11 000 Lires, d. h. etwa 320 000 Frcs. Und mit diesen colossalen Einnahmen aus den Ländereien, für welche der Orden überdies völlige Steuerfreiheit den Landesherren gegenüber genoß, sind die Einkünfte noch gar nicht erschöpft: es kamen dazu zahlreiche, die Renten vermehrende Schenkungen, ferner der in früheren Zeiten sicherlich recht bedeutende Ertrag der Sammlungen, welche auf päpstliche Autorisation hin zu Gunsten des Ordens und des von ihm im heiligen Lande für die Sache der Christenheit zu führenden Kampfes in allen Staaten des Abendlandes veranstaltet wurden; es trat hinzu der gewiß nicht unbedeutende Gewinn, welchen der Orden durch die von ihm in großem Style betriebenen kaufmännischen Speculationen zu machen wußte. Die Tempelherren trieben nämlich wie es später auch die Deutschordens-Ritter in Preußen thaten, nicht blos einen schwungvollen Großhandel, sondern verwertheten auch ihre Flotte, indem sie Schiffe zum Transport von Pilgern und Kreuzfahrern vermietheten. Außerdem benutzten sie ihre Stellung und reichen Hilfsmittel im Morgen- und Abendlande, wie es scheint, zur Vermittelung des ohne Frage sehr beträchtlichen Geldverkehres zwischen beiden Gebieten. Durch ihre Geschäftsführer und Agenten waren sie die Wechsler, die Banquiers für alle vornehmen Kreuzfahrer und Pilger; ja mehr noch, sie liehen den Fürsten, die im Vergleich mit ihnen beinahe arme Leute waren, ansehnliche Geldsummen, doch nicht etwa um blaßen Gotteslohn, sondern gegen hohe Courtagen und Zinsen.

Der französische Geschichtsschreiber Duchesne berichtet über ein Anlehen Ludwigs VII. von Frankreich; Ludwig IX. bemühte sich vergeblich um die financielle Hilfe des Ordens. Heinrich III. von England war des Letzteren Schuldner. Hatte doch der Orden kurz vor dem Hereinbruch der Katastrophe an Philipp den Schönen von Frankreich, der zur Ausstattung seiner Schwester bedeutende Summen brauchte, 500 000 Frcs. geliehen! Es wird also wohl nicht übertrieben sein, wenn von den staunenden Zeitgenossen erzählt wird, daß der letzte Großmeister Jacob von Molay, als er nach dem Abendlande kam, aus der Ordensschatzkammer auf Cypern 150 000 Goldstücke mitbrachte und 10 mit Silber beladene Maulthiere.

Und als 1316, also bereits 4 Jahre nach der Auflösung des Ordens auf dem Concil zu Vienne, Papst Johann XXII. die Unterdrückung der in Cypern gebliebenen Tempelritter und die Uebergabe ihrer Besitzungen und

Schätze an die Johanniter verfügte, fand man in der dortigen Schatzkammer noch 26 000 Byzantiner (d. i. 138,000 Frcs. Metall- und 1 442 000 Frcs. Courswerth) und für 15 000 Mk. silbernes Tafelgeschirr; und diese Summe war in nur 10 Jahren aus dem Ertrage der dem Orden im Orient noch gebliebenen Besitzungen angesammelt worden.

König Leon I. von Armenien schätzte den Werth der Templerbesitzungen in seinem Reiche allein auf 20 000 Byzantiner.

Nach alledem kann man, ohne zu hoch zu greifen, das Jahreseinkommen des Tempelherren-Ordens in dem Jahrzehnt vor der Katastrophe auf 60 Mill. Mark veranschlagen. Derselbe besaß also financiell thatsächlich eine mehr als königliche Macht. Diese aber nach ihrer ganzen Bedeutung zu schätzen, muß man noch in Rechnung ziehen, über ein wie zahlreiches, wohl organisirtes, zu bedingungslosem Gehorsam verpflichtetes Personal das Oberhaupt des Ordens und das neben diesem die Templergemeinschaft regierende Generalcapitel zu verfügen hatte.

Ein Italiener des 14. Jahrhunderts, Ferretti von Vicenza, schätzt die Zahl der 1307—16 in den verschiedenen Processen verurtheilten Glieder des Ordens auf 15 000. Bedenkt man, wie viele sich durch die Flucht der Verfolgung entzogen, wie viele sich durch schleuniges Ablegen des Ordenskleides unter der großen Menge der gewöhnlichen Ritter und Bürger verloren — am vollständigsten geschah das in Schottland, wo der Orden, als man gegen ihn vorgehen wollte, mit einem Male verschwunden war und nur 2 Ritter zum Verhör gebracht wurden, berücksichtigt man endlich die Thatsache daß die Tempelherren Flanderns, Lothringens und Spaniens sämmtlich, die des deutschen Reiches und Italiens wenigstens zum Theil losgesprochen wurden, so wird man es nicht übertrieben finden, wenn man die Gesammtzahl der dem Orden bei Beginn des Processes angehörigen Mitglieder auf 20 000 veranschlagt hat.

Was hieß das aber vollends in jener Zeit, wenn eine so zahlreiche Genossenschaft, durch alle Länder verbreitet, von einem Mittelpunkte durchaus einheitlich geleitet und so in den Stand gesetzt wurde, alle ihre riesigen financiellen Mittel planmäßig und dem einmal ins Auge gefaßten Ziele entsprechend zu verwenden! Ist es dn nicht begreiflich, wenn ihr gegenüber sich selbst Fürsten gefährdet fühlten, und ein König von Frankreich um den Bestand seiner Gerechtsame in Sorge gerieth?

Das colossale Vermögen, welches der Orden zusammengebracht hatte, wurde offenbar bald nur noch selbstsüchtigen Bestrebungen dienstbar gemacht. Der Ertrag desselben ermöglichte den Rittern ein prunkvolles, verschwenderisches Leben; dies mitzumachen drängten sich junge Adlige zur Aufnahme in diese Gemeinschaft, von einer Prüfung des Aufzunehmenden, einem Noviciat ist in späterer Zeit nur noch in ganz vereinzelten Fällen die Rede. Es kann daher nicht überraschen, daß der junge Nachwuchs noch schlimmer wurde als seine Vorgänger, daß der Tempelherren-Orden von Generation zu Generation von seiner einstigen glänzenden Höhe tiefer herabsank, daß er schließlich nur noch materielle Interessen kannte, nur noch Erwerb, Macht und Sinnengenuß erstrebte und so seinen gänzlichen Ruin und Untergang unvermeidlich selbst herbeiführte.

Zu dem Artikel: „Ein Johanniter-Denkmal in Franken“

in Nr. 46 dieses Blattes Seite 271 vom 12. November c., ist uns durch die gütige Vermittelung des Herrn Commendators Freiherrn von Massenbach auf Massenbach das Nachstehende zugegangen:

Das Monument in der kleinen Buschallee bei Aschaffenburg hat schon Hunderte zum Stehen und Lesen angehalten.

Auf vierkantiger, altarähnlicher Basis ist ein Kruzifix aufgerichtet, an dessen Fuß ein Ritter im Harnisch kniet, den Helm neben sich stehend, und die Hände faltend.

Auf dem Sockel ist die Inschrift eingehauen, welche Herr von Massenbach bereits kennt, und zwar in neugothischer, dem Drucke ähnlicher Schrift.

Diese Inschrift und die Thatsache ist schon vielmals abgedruckt und besprochen worden, aber die Ursache des Mordes dadurch nicht aufgeklärt worden. Die unglückliche Geschichte berührte einerseits den Johanniter-Orden, andererseits die adelige, rheinische Familie von Kerpen.

In weiteren funfzig Jahren wird die Sache noch dunkler sein, als sie jetzt schon ist.

Johann Walter von Kerpen war Johanniter-Ordens-Ritter im Hause Moßbach im Odenwalde.*) Er wollte 1627 im Februar seinen Bruder, den Forstmeister der Spessarts zu Lohr, besuchen, um an den Jagden Theil zu nehmen. Ihm waren zwei junge Adelige als Knappen**) des Ritterordens zur Lehre und Zucht untergeben, die er auf dem Ausfluge mitnahm. Sie ritten mit einander über Schafheim auf der Schafheimer Straße (die kleine Buschallee ist die ehemalige Schafheimer Straße) im Walde hinter einander, so daß der Ritter vorritt und die 2 Knappen folgten. An der Stelle, wo ein Feldweg nach Leider abzweigt, schossen letztere, die mit Pistolen bewaffnet waren, den Ritter von hinten meuchlings zusammen und ritten dann zurück, angebend, Walter von Kerpen sei von Räubern ermordet worden, während sie den Mord wohl aus Rache darüber, daß der Ritter sie in strenger Zucht hielt, begangen haben mögen.

Einwohner aus Leider brachten die Kunde von diesem Morde nach Moßbach und auch zu Kenntniß des Victhums von Aschaffenburg.

*) Moßbach gehörte zur Johanniter-Commende Frankfurt am Main.

**) Wohl richtiger Novizen. D. R.

Der Victhum machte weitere Anzeige an die erzbischöfliche Regierung in Mainz, welche wieder dem Commendator in Sachsenhausen*) Mittheilung machte, denn Verbrechen von Mitgliedern geistlicher Orden konnten nur von diesen gerichtet und bestraft werden. Außerdem setzte der Victhum von Aschaffenburg den Forstmeister von Kerpen in Lohr durch einen reitenden Boten von diesem Trauerfall in Kenntniß.

Dieser ließ die Leiche seines Bruders nach Lohr fahren, solche in der dortigen Pfarrkirche feierlich bestatten, den Seelgottesdienst halten und ein Epitaphium in dieser Kirche errichten.

Auch die Johanniter in Moßbach hielten für ihren ermordeten Ordensbruder in der Pfarrkirche daselbst, die unmittelbar an das Ordenshaus stieß, einen feierlichen Seelgottesdienst ab.

Beide Denkmäler, sowohl das in der kleinen Buschallee bei Aschaffenburg, wie das in der Pfarrkirche zu Lohr, aus Sandstein des Spessarts gearbeitet, sind bis heute noch gut erhalten, obwohl der unchristliche Uebermuth junger Leute das erstere im Jahre 1848 zu demoliren versuchte. König Ludwig I. von Bayern ließ es wieder herstellen.

Deutsche Adelssagen.

155. Heinrich Toppler, der Bürgermeister von Rothenburg.

Vor längerer Zeit ist in diesen Blättern die Geschichte jenes in mehr als einer Beziehung merkwürdigen Bürgermeisters von Rothenburg an der Tauber, Heinrich Topplers, beleuchtet worden, der in einem so nahen Verhältnisse zu dem großen Burggrafen Friedrich VI, dem ersten Hohenzollern in der Mark Brandenburg, gestanden hat. Vernehmen wir jetzt einmal, was die Sage noch von dem kühnen und hochstrebenden Manne zu berichten weiß. Ihr gilt Toppler als der reichste und anfangs glücklichste Mann seiner Zeit; sie sagt, er habe von 80,000 Gulden gesteuert und an Gütern, Waldungen, Mühlen und Gülten wohl noch einmal so viel besessen. Als ein Hauptmann der verbündeten Städte in Schwaben und Franken erwarb er sich hohen Kriegsruhm. Sehr viele bedeutende Anlagen Rothenburgs werden ihm, wiewohl fälschlich, zugeschrieben. Wieviel sein Name und sein Wort bei den Fürsten galt, weiß die Geschichte zu erzählen; der Sage nach aber war auch das gemeine Volk ihm so anhänglich, daß, wenn er an den Festtagen in die Kirche ging, stets dreißig oder vierzig Bürger ihn heim geleiteten. Damit es seinem Glücke an nichts fehle, soll sein Haus auch mit drei Söhnen und fünf züchtigen Töchtern gesegnet gewesen sein, von denen zwei bereits an Söhne edler Rathsherrn verheirathet waren. Lange dauerte es, ehe der Neid gegen den mächtigen Mann aufkommen konnte; dann aber regte sich derselbe fürchterlich. Endlich fand das Gerücht doch Glauben, daß er seine Vasallen aus eigener Machtvollkommenheit gerichtet und in trunkenem Muthe mit dem Burggrafen Friedrich um die Stadt gewürfelt habe. Daß Heinrich Toppler im Gefängnisse des Rathes Hungers gestorben, ist geschichtlich.

Die Sage weiß außerdem noch, daß der gestürzte Bürgermeister Gift genommen habe. Sein bekümmertes Weib, setzt die örtliche Tradition hinzu, versuchte es, von den Kellern ihres Hauses einen unterirdischen Gang bis zu dem Gefängniß ihres Eheherrn zu führen; als derselbe aber vollendet war, war es bereits zu spät. Toppler ist in der Kirche zu St. Jacob begraben, in welcher auch ein Altar seinen Namen führt. Im Jahre 1839 fand man bei einer Wiederherstellung der Steinplatten auf dem Boden des Chores unter dem größten, nur sehr schwer beweglichen Steine das gut erhaltene Gerippe eines hochgewachsenen Mannes, der fast dicht unter der Fläche des Steines und ohne Sarg und Zubehör bestattet worden war. Mit großer Wahrscheinlichkeit sah man in den Gebeinen die Reste des einst im Frankenlande so mächtigen Mannes.

156. Die Sage der Grafen von Abensberg

ist eine der bekanntesten von allen Sagen des deutschen Uradels. Kaiser Heinrich der Heilige ladet zum Hoftage zu Regensburg ein; jeder Ritter darf aber nur einen Knecht mit sich führen. Da zieht Graf Babo von Abensberg auch zur Pfalz heran; ihm aber folgt eine stattliche Schaar Gewappneter. Und doch hat er des Kaisers Gebot nicht verletzt, denn alle, die ihm folgen, sind seine Söhne; er besitzt deren zwei und dreißig, und außerdem blühen ihm noch sieben oder acht Töchter. —

Es ist lange über die Geschichtlichkeit der Erzählung hin und her gestritten worden; Thatsache aber ist, daß der Graf Babo von Abensberg im Weltenburger Nekrologe mit 30 Söhnen und 7 Töchtern verzeichnet ist. Ob ein Schreibfehler hier vorliegt, läßt sich nicht mehr entscheiden. Das Volk erzählt sich, Graf Babo habe, so oft ihm ein Kind geboren worden, einen Thurm auf der Stadtmauer aufrichten lassen und seinen Kindern gesagt, wer von ihnen von edler Art und Sitte abweichen würde, der werde dereinst in den Thurm gemauert werden und Hungers sterben müssen. Und wirklich habe der Greis das furchtbare Urtheil an einer Tochter vollstrecken lassen, welche Schande auf sein weißes Haupt gebracht habe. So erklärt sich das Volk den Umstand, daß bald sieben bald acht Töchter Graf Babos angegeben sind und daß unter den Thürmen von Abensberg die eine vermauert ist.

Unweit des Städtleins Abensberg, auf einer Anhöhe am rechten Ufer des Abens liegt die Wallfahrtskirche Allersdorf, deren Ursprung auf das altedle Grafengeschlecht zurückgeführt wird. Ein Sohn des kinderreichen Babo, gleichfalls Babo genannt, hatte mit seiner Gemahlin bereits zwanzig Jahre des Ehestandes durchmessen, ohne einen Erben zu gewinnen. Tief betrübt

*) Muß heißen Frankfurt am Main. In Sachsenhausen hatte nur der Deutsche Orden eine Commende. D. R

suchte nun die Gräfin durch ein Gelübde den Himmel zur Erfüllung ihres Wunsches zu bewegen: sie schoß aus einem der Erkerfenster des Abensberger Schlosses einen Pfeil ab und gelobte der Jungfrau Maria an der Stätte, da der Pfeil wiedergefunden werden würde, ein Kirchlein zu erbauen. Der Gebrauch durch Pfeilschuß, durch Speer- oder Streithammerwurf den Willen der Himmlischen zu erforschen und eine geheiligte Stätte auszusuchen, ist so uralt und so verbreitet, daß an der Thatsächlichkeit des Berichtes nicht zu zweifeln ist. Nachdem aber der Bau vollendet worden, ward die Gräfin reich gesegnet: auch ihr, die in tiefer Demuth gegen die Gottesmagd eigenhändig Steine zum Fundamente des Kirchleins herbeigetragen hatte, wurden nach und nach sieben Kinder geschenkt. Die „heilige Frau von Allersdorf," St. Maria, hat sich überdieß seit jener Zeit den Bewohnerinnen der Gegend in allen Kindesnöthen absonderlich hilf- und gnadenreich erwiesen; was die heidnischen Vorfahren der lichten Freia oder Holda zuwiesen, den Schutz der Mütter und die Pflege der Neugeborenen, das hat in christlicher Zeit die gnadenreiche Himmelskönigin willig übernommen.

Doch hören wir weiter von den Klostergründungen der Abensberger.

Heinrich, angeblich ein Sohn Babos, des Stammvaters dieses Grafengeschlechts, soll als Pilger unerkannt das Land durchwandert haben und auch nach Eberzhausen gekommen sein, wo er vierzig Jahre lang in aller Demuth die Dienste eines gemeinen Hirten verrichtete. In dem sogenannten „heiligen Holze" soll er verschieden sein. Nach seinem Tode stellte es sich heraus, wer er gewesen, und sein Vater schickte seinen Wagen, mit zwei Ochsen bespannt, um den Leichnam nach Abensberg zu führen. Die Thiere aber kamen nicht über die Kirche St. Petri in Eberzhausen hinaus; hier blieben sie stehen, und so wurde „Heinrich der Selige" hier auch bestattet. Auf eine Gräfin Luikardis von Abensberg, welche mit Heinrich II, Grafen von Lechsgemünd, vermählt war, geht endlich ein Antheil an der Gründung des Klosters Kaisheim zurück; in ihrem Geiste war der Gedanke der frommen Stiftung erwachsen, und ihr ritterlicher Gemahl bestimmte durch den Wurf der Streitaxt die Stätte des Baues.

Das Taschenbuch für Krankenpflegerinnen.*)

(II. Jahrgang 1880).

Das Taschenbuch für Krankenpflegerinnen hat bei seinem ersten Erscheinen eine sehr günstige Aufnahme gefunden, die wohl zu der Folgerung berechtigt, daß dasselbe nach allen Seiten hin den Erwartungen entspricht, die die Veranlassung gewesen sind, ein solches Unternehmen in das Leben zu rufen. Einmal ist das Taschenbuch bestimmt, neben der allgemeinen Anregung innerhalb der deutschen Frauenwelt zu weiterem Schaffen und Wirken auf dem Gebiet der freiwilligen Krankenpflege eine Uebersicht über die vornehmlich durch die Vaterländischen Frauenvereine geschaffenen Organisationen zu geben und auch in allen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft die Kenntniß der Grundzüge rationeller Krankenpflege zu verbreiten. Dann aber soll das „Taschenbuch" die Krankenpflegerinnen selbst einmal in der Ausübung der allgemeinen Verhaltungsregeln in ihrem ernsten Beruf fördern, nicht minder aber auch ihnen durch die eingehende Darstellung der ihnen obliegenden Pflichten in besonderen Krankheiten eine Gelegenheit zur Vermehrung ihrer Kenntnisse geben. Dem vorjährigen Hefte ist vielfach die Anerkennung geworden, daß mit demselben die angezeigten Wege in glücklicher Weise beschritten worden seien. In noch erhöhterem Maße dürfte der nunmehr erscheinende zweite Band diesen Aufgaben gerecht werden.

An die Spitze des Taschenbuchs für Krankenpflegerinnen für 1880 ist eine Darstellung der Organisation des Verbandes deutscher Frauenhilfs- und Pflegevereine (Vaterländische Frauenvereine) gestellt und im Anschluß an die einzelnen Landesvereine eine statistische Uebersicht über die Leistungen derselben auf dem Gebiete der Krankenpflege gegeben. Es wird gewiß für weiteste Kreise von Interesse sein, einen Blick in die Wirksamkeit dieser Vereine zu werfen, die von Jahr zu Jahr eine immer gesegnetere Thätigkeit entfalten. Dieser Theil des Jahrbuchs ist mit den Bildnissen Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin, der erhabenen Protektorin des Verbandes, und Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin von Sachsen der durchlauchtigen Obervorsteherin des patriotischen Instituts der Frauenvereine in Sachsen-Weimar, geschmückt. Beide hohen Frauen haben, wie der Sache der Vaterländischen Frauenvereine überhaupt, so dem Taschenbuch, das auf Anregung der Frau Großherzogin entstanden ist, stetig die höchste Theilnahme zugewendet.

Es ist zu wünschen, daß in späteren Jahrgängen diese Statistik vervollständigt wird durch Uebersichten über die Organisation des Pflegewesens in den Diakonissenanstalten und anderen religiösen Genossenschaften auf dem Gebiete der Krankenpflege.

Wenn der der Belehrung gewidmete Theil des Taschenbuchs im vorigen Jahre einen Aufsatz des Herrn Medizinalraths Dr. Pfeiffer über die Pflege von Typhuskranken brachte, der allseitig die lebhafteste Anerkennung gefunden, so enthält der diesmalige Jahrgang zwei größere Aufsätze, welche nahe verwandte Gegenstände behandelnd, sich in vortrefflicher Weise ergänzen: die Pflege der Nerven- und Geisteskrankheiten. Dieselben sind aus der Feder bewährter Fachmänner, des Herrn Hofrath Professor Dr. Rothnagel, Direktor der medizinischen Klinik in Jena, und des Herrn Dr. E. Hecker, Direktor der Provinzial-Irrenanstalt in Plagwitz.

Der Erfolg des Taschenbuchs für Krankenpflegerinnen läßt die weitere Fortführung des Unternehmens als gesichert erscheinen. Infolge dessen macht sich die Noth-

*) Weimar H. Böhlau 1880.

wendigkeit geltend, schon jetzt über die Vertheilung des Stoffes, entsprechend dem Umfang, den das Wissen der vollständig geschulten Pflegerin auf ihrem Gebiete heute erreicht hat, zu disponiren, damit in einem Turnus von ungefähr 5 Jahren die Pflegerinnen nach und nach mit den Fortschritten, die inzwischen auf den Hauptgebieten ihrer Thätigkeit errungen worden sind, genauer bekannt gemacht werden können. Der folgende Plan soll in den Hauptpunkten eingehalten werden. Das Taschenbuch für Krankenpflegerinnen wird in einem Turnus von je 5 Jahren nach einander folgende Stoffe behandeln:

1881 die Pflege der Wöchnerinnen, der Säuglinge und des kranken Kindes;
1882 die Pflege der Wunden und Verwundeten, Verbandlehre (mit Abbildungen), die Vorbereitungen für größere Operationen und die ersten Hilfeleistungen bei Verletzungen;
1883 die Pflege bei Lungenkranken (Bluthusten, Asthma), Herzkranken, bei Nierenkrankheiten, Wassersüchtigen, bei zehrenden Krankheiten überhaupt, bei fieberhaften inneren Krankheiten und bei Reconvalescenten;
1884 die Pflege bei ansteckenden Krankheiten (Typhus, Scharlach, Pocken, Masern, Diphtheritis, Ruhr, Croup, Rose 2c);
1885 die Pflege bei Nerven- und Geisteskrankheiten (Hysterie, Hypochondrie, Krampfformen, Gehirnleiden, Geistes- und Gemüthskrankheiten).

Soweit der Raum es gestattet, sollen außerdem noch Abhandlungen über wichtigere Kapitel eingeflochten werden, als z. B. über den Bau, die Einrichtung und Verwaltung einzelner Krankenanstalten; über die Heranbildung von Pflegerinnen nebst den bezüglichen Lehrplänen; über die Fürsorge der Frauenvereine für kranke oder arme Kinder; über gemeinnützige Veranstaltungen auf dem Gebiete der Krankenpflege. Auch der vorliegende Jahrgang bringt einige darauf bezügliche Mittheilungen. Namentlich wird auch die Darstellung eines bewährten Desinfectionsofens, von dem eine Abbildung dem erläuternden Texte beigefügt ist, in den kleineren Krankenhäusern willkommen sein. Daneben finden die Leser auch diesmal wieder die practisch bewährten Bestimmungen über den Gebrauch des Thermometers bei Fieberkranken, über Vorkommnisse im Gebiete der Krankenpflege; Tabellen über die Verwandlung der Thermometergrade, über Medicinalgewicht und Metermaß, über die Zusätze zu den Bädern u. s. w.

Um den Gebrauch des Taschenbuchs zum Zweck der Orientirung in den früheren Jahrgängen zu erleichtern, wird jeder neuen Ausgabe das Inhaltsverzeichniß der früheren beigefügt werden, so daß das Taschenbuch allmählich sich zu einem wohlgeordneten leicht handlichen Compendium für Krankenpflege entwickeln dürfte.

Indem noch bemerkt wird, daß die Anschaffung des Taschenbuchs von den deutschen Vaterländischen Frauenvereinen in allen Zweigvereinen, Krankenpflegerinnenanstalten u. s. w. dringend befürwortet worden ist, wird der Jahrgang des Taschenbuchs für 1880 den weitesten Kreisen unseres Volkes bestens empfohlen.

Der ungemein niedrige Preis 1 *M.* pro Jahrgang, ermöglicht die Anschaffung auch in den kleinen Haushaltungen, in jeder Familie, so daß auf diese Weise dem leider so fühlbaren Mangel der Kenntniß einer rationellen Krankenpflege zweckmäßige Abhilfe geschofft werden kann. („Deutscher Frauen-Verband")

Miscellen.

In Burg hat eine Dame der Stadt ein Geschenk von 90 000 Mk. gemacht zur Errichtung einer Anstalt, in welcher Töchter unbemittelter aber braver Eltern nach ihrer Confirmation für ihr ferneres Fortkommen unterrichtet und vorbereitet werden sollen. Die Anstalt soll den Namen „Jacoby-Stiftung" führen.

Den Kinderbewahranstalten in Halle sind durch testamentarische Bestimmung der Wittwe Salinenfactor Erdmann, geb. Richter, je 3000 Mk. vermacht worden, welche den genannten Anstalten sechs Monate nach dem Tode der Erblasserin ausgezahlt worden sind.

Am 30. November c. verstarb in Brüssel ein hochherziger Menschenfreund, der Vicomte Roger de Grimberghe. Derselbe hat der Stadt Brüssel 500,000 Frcs. zur Gründung einer am Meeresstrande gelegenen Heilanstalt für rhachitische Kinder testamentarisch vermacht.

Die französische Deputirtenkammer bewilligte in ihrer Sitzung vom 29. v. Mts. unter anderem einen Credit von 200,000 Francs für den Wiederaufbau des französischen Hospitals in Constantinopel.

Verbot des Rauchens für halbwüchsige Burschen.

In Düren (Reg.-Bez. Aachen) erließ der Bürgermeister für den Umfang der Stadtgemeinde folgende zeitgemäße Verordnung: „1) Allen Personen, welche das 16. Lebensjahr noch nicht vollendet haben, ist es verboten, auf öffentlichen Straßen und Plätzen, sowie an sonstigen öffentlichen Orten, namentlich auch in öffentlichen Restaurations- und Vergnügungslocalen resp. Gärten, Taback zu rauchen. 2) Zuwiderhandelnde werden mit 1—9 Mk. Geldbuße, für den Fall des Unvermögens mit Gefängniß bestraft." Die Verordnung dürfte Nachahmung verdienen.

Dieser Nummer ist das Titelblatt und Inhaltsverzeichniß des Wochenblattes von 1879 beigefügt.

Carl Heymann's Verlag in Berlin W. Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.





